R. Pauli.

Preußische Jahrbücher.

Funfzehnter Band.



Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Jacob Grimm.

Erster Artikel.
(Schluß.)

Jacob und Wilhelm Grimm begannen ihre literarische Thätigkeit im Jahre 1807 mit Aufsätzen in dem Neuen Literarischen Anzeiger. Sie setzten sie im nächsten Jahre fort in Arnim's Zeitung für Einsiedler. Die Brüder waren mit Arnim durch Savigny, Brentano's Schwager, bekannt geworden. Die Bekanntschaft wurde zu lebenslänglicher genauer Freundschaft. Wie nahe verwandt sie sich innerlich sind, ist nicht zu verkennen und tritt in den frühesten Schriften der Brüder deutlich heraus. Die Neigung das Kleine, Unscheinbare, Verachtete hochzuhalten, was im niederen Volk sich erhalten zu haben schien von einem ehemaligen unabsehbaren Reichthum an Poesie wieder aufzuwecken zum Leben auch bei den Gebildeten, diese Neigung hatte Arnim so stark, so mächtig, wie neben ihm nur die Grimm. Ausgesprochene Neigungen des Geistes haben in Künstlernaturen eine Analogie in der Richtung ihres Talentes. Arnim beherrscht die einzelne Erscheinung mit all ihrem kleinen Detail unumschränkt. In jedem seiner Werke lassen sich Scenen auszeichnen welche an Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Er hätte ein Walter Scott der deutschen Nation werden können. Aber es fehlt ihm einerseits das Strenge und Geschlossene der Composition, andererseits weiß er wie Heinrich Kleist gewissen Lieblingsabirrungen seiner Phantasie keinen Einhalt zu gebieten. Vollends wo er ein jenseits der Geschichte liegendes Symbolisches anstrebt, scheitert er wie Alle welche dergleichen je versucht. Man wird Jacob Grimm nicht zu nahe treten wenn man dieselbe Zweiseitigkeit, die Sicherheit in allem Nahen, die Unsicherheit in allem Fernen, in Jacob Grimm's frühesten und manchmal auch in seinen spätesten Schriften wiederfindet: das Ueberwiegen einer Combinationslust welche von der Solidität nicht vollständig consumirt ist. Man vergleiche seine erste größere selbständige Schrift, die Abhandlung über den deutschen Meistergesang, mit einigen Aufsätzen in denen er seine Ansichten über die Sage und das Epos darzulegen sucht, oder mit den etymologischen Dithyramben, wie sie Wilhelm Schlegel

nannte, in welche er gelegentlich ausbricht. Dort eine Fülle des Neuen und Richtigen in klarer Auseinandersetzung. In den etymologischen Versuchen dagegen eine Phantasie die aller Regel und alles Gesetzes spottet und auch das Wahre nur zufällig findet. In den Aufsätzen die sich um allgemeine Gedanken drehen eine Dunkelheit, ein vergebliches Ringen nach klaren Begriffen wie bei manchen gleichzeitigen Naturphilosophen. Auch der Stil ist dort bei weitem besser als hier, an einigen Stellen wo die volle Begeisterung für unsere alte Poesie redet ungemein schön. Doch hat er überall noch etwas Undisciplinirtes und Eigensinniges. Während er sich später manchmal episch ausbreitet, das Geschehen in seine einzelnen Momente zerlegt und wie ein Poet das Unscheinbare zu verklären weiß: bemerkt man damals eine erzwungene Kürze und Zusammengedrängtheit, ein inneres Wogen der Gedanken, deren nur dieser und jener an die Oberfläche kommt und fixirt wird, während oft die wichtigsten Mittelglieder fehlen. Dabei eine scheinbare Unbekümmertheit um das eigentlich bezeichnende Wort, ja vielleicht ein absichtliches Festhalten an dem unbezeichnenden, welchem damit eine Bedeutung gegeben wird die es in der lebendigen Sprache entweder nie gehabt oder verloren. Ein neuer Sprachgebrauch geradezu wird oft eingeführt. Bild reiht sich an Bild, Pointe an Pointe. Die Oekonomie fehlt und die Theilung in übersichtliche Gruppen. Schwer, steif und unzugänglich, das ist der Eindruck dieses Stils. Auch Arnim's Stil, man weiß es, ist von einigen der aufgezählten Schattenseiten nicht frei. Sie haben die Sprache vollkommen in Ihrer Gewalt, schrieb ihm Jean Paul, aber gar nicht die Interpunction. Das ist nicht blos in dem äußerlichen Sinne wahr wie es gemeint war. Sondern dies Aeußere ist die Folge der inneren Interpunctionslosigkeit des Gedankens der ohne einmal innezuhalten athemlos fortrollt. Es ist mehr Zug und mehr Entwicklung darin als bei Jacob Grimm, während Wilhelm Beide übertrifft an Ordnung und Gliederung. Sein Gewand ist in regelmäßige Falten gelegt und kann sich nicht leicht verschieben. Denn er zeigt sich meist nur von Einer Seite. Er besaß eine Tugend von Anfang an, die Jacob erst erwerben mußte: die Enthaltsamkeit. Seine Begeisterung für's deutsche Alterthum ist aus keiner anderen Quelle geflossen als bei Jacob und Arnim. Dennoch wird man kaum eine Stelle entdecken in welcher er dieser Gesinnung Worte liehe. Dazu hätte er abschweifen müssen von der gradlinigen Bahn der Entwickelung seiner wissenschaftlichen Gedanken. Das that Jacob ohne Bedenken wo sich irgend Gelegenheit bot. Es war am 19. August 1810 daß er schrieb, der Staat werde einzig und allein in dem Worte Vaterland verstanden und ohne die Einheit der bis zum Tode bereiten Herzen sei alles Recht und alle Sicherheit eine elende

Einrichtung. Das ist derselbe Großsinn der ihm später die Worte eingab die man von der Rednerbühne eines deutschen Abgeordnetenhauses wiederholte als er selbst sie nicht mehr hören konnte: „ich glaube daß den Menschen und ganzen Völkern nichts anderes frommt als gerecht und tapfer zu sein, das ist das Fundament der wahren Politik“ und jenes andere: „die Zukunft unseres Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unserer Ehre und Freiheit.“ Es tritt in solchen Aussprüchen ein großer patriotischer und ein hoher moralischer, aber im Grunde nur wenig politischer Geist hervor. Es tritt derselbe Geist darin hervor, aus welchem ihm 1808 das ganz unhistorische Urtheil zufloß: es spielen in unserer gegenwärtigen Geschichte zu viel politische Kunstgriffe statt der freien Kämpfe alter Nationen. Da wird es freilich deutlich daß er nicht zum Diplomaten taugte. Und es wird deutlich daß die politischen Thaten, welche Er verrichten konnte, nur solche waren zu denen die Reinheit eines zarten Gewissens und der Muth genügte nach den Geboten dieses Gewissens zu handeln um die Folgen unbekümmert.

Es war seinem Patriotismus aus der Seele gesprochen, wenn Arnim schrieb: Im Dom zu Köln wurde in der blühendsten Zeit von Deutschland das köstliche steinerne Tabernakel weggeschlagen, um einen glatten glänzenden Altar zu setzen der nicht zum Bau des Ganzen gehört: unsere Zeit sieht die einzelnen zerstörten Stücke mit Bewunderung und erärgert sich über die neue Arbeit. — Das alte Tabernakel wieder aufzurichten in der alten Herrlichkeit, daran dachten so Viele damals. Aber für Jacob Grimm hatte es, wie für Arnim, nie einen anderen Sinn als die Wiedererweckung der alten, die Erhaltung der volksthümlichen Poesie. Er lebte wohl in der deutschen Vergangenheit zumeist. Aber er erkannte ausdrücklich eine über Alles leuchtende Gewalt der Gegenwart an der die Vorzeit dienen solle. Er wollte keine Rückkehr der Vorzeit. Er wurde nie bethört von den Phantasmen der Restaurationspolitiker. Denn keine Spur in ihm von der aristokratischen oder pfäffischen Beimischung die dazu unentbehrlich war. Nur völlig beistimmen muß man ihm, wenn er wiederholt, wie Arnim, die Bureaukratie des vorigen Jahrhunderts schilt, welche unter dem Vorwande oder der Einbildung liberaler Ursachen die Freuden des Volkes zerstört und im Geiste einer falschen Aufklärung durch gewaltsamen und schädlichen Eingriff Vieles in dem Leben der Bürger zertrümmert habe, an dessen Stelle durchaus nichts getreten sei, sondern nunmehr eine hohle Leere gespürt werde. Sehr unschuldig ist es auch verhältnißmäßig, wenn Jacob Grimm einmal ein Wort für die Zünfte einlegt. Bedenklicher, wenn er gelegentlich — weil auf dem Reinhalten alle Reinheit ruhe — sich gegen gemischte Ehen und gegen die Aufnahme

unehelicher Kinder in die Zünfte ausspricht. Aber es ist ein ehrenwerther Geist der dabei aus ihm redet. Es ist der Geist Justus Möser's. Möser ist ein Typus. Man kann von einem Möser'schen Element in der Entwickelung des deutschen Denkens sprechen. Ein schönes Schauspiel wie es um sich greift und sich ausbreitet — in der historischen Rechtsschule vor Allem —, dabei sich abklärt nach und nach. Niemandem ist es wieder eingefallen mit Möser die deutsche Geschichte zu einer Epopöe machen zu wollen deren Held der gemeine Landeigenthümer wäre. Und aller zopfige Auswuchs, wie jene Polemik gegen die Ehrlichmachung der Bastarde, ist verschwunden außer bei den Nachäffern vielleicht welche für altdeutsche Zimmer schwärmen und den Bauernegoismus als die gesundeste Moral wie den anmuthig geschlängelten Fußpfad als Grundform für die städtischen Straßenanlagen empfehlen. Die große Umwandlung die sich auf solche Art in unserem Bewußtsein vollzog ist edel und dauernd. Und es erfreut zu sehen daß daran Grimm Theil nimmt. Denn nicht blos die Auswüchse hat er, er hat auch den trefflichen Stamm. Man darf behaupten: der Urgrund seiner Natur ist das Möser'sche Wesen. Etwas poetischer nur, etwas zutraulicher, süddeutscher. Wir kennen die Verhältnisse die es gebildet. Und wir nennen es, wenn Ein Wort es sagen soll, Pietät.

War es nicht auch Pietät, Pietät und treue Anhänglichkeit für das alte Sein unserer Nation, was Arnim jene Sätze dictirte, was ihn drängte jenen Entschluß anzukündigen: aufzusuchen, emporzuheben den Glauben und das Wissen des Volkes, Lieder und Sprüche, Sagen und Geschichten? Die Sammlung der Lieder hatte er mit Brentano begonnen. Auf Sagen und Volkserzählungen richteten sie ebenfalls ihr Augenmerk. Zur Einsiedlerzeitung waren ihnen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands Volkserzählungen und Kindermärchen zugeflossen. Und schon 1806 oder 1807 hatten Jacob und Wilhelm Grimm — man wüßte gerne ob vielleicht unter unmittelbarer und persönlicher Anregung Arnim's — den Plan gefaßt, gemeinschaftlich eine umfassende Sammlung alter und neuer deutscher Sagen, und eine ähnliche Sammlung deutscher Kindermärchen zu veranstalten. Diese beiden literarischen Vorsätze, die Kindermärchen und die Sagen, bilden den Hintergrund von welchem sich die übrige Thätigkeit der Brüder in dieser Periode abhebt.

Jacob dehnt die Sagenforschung bald weit über das deutsche Gebiet aus, auf sämmtliche germanische und romanische Literaturen zunächst, dann auf die slavischen und auf die orientalischen so weit sie ihm durch Uebersetzungen zugänglich waren. Dazwischen finden alle verwandten Tendenzen der Zeit in ihm ihren Widerhall. Die Nibelungen, der Minnegesang, altspanische Romanzen, serbische, neugriechische Volkslieder beschäftigen

ihn. Den durch Creuzer, Görres, Kanne, J. J. Wagner auf eine neue Art betriebenen mythologischen Forschungen zahlt er seinen Tribut. Er denkt bald an die Herausgabe einiger angelsächsischer Gedichte welche in Deutschland nicht genug bekannt waren, bald an die Herausgabe umfangreicher altdeutscher und französischer Gedichte. Wo eine Lücke ist, wo er Andere nicht genug schaffen sieht, da tritt Er sogleich ein. Gegen Ende der Periode regen sich schon die ersten grammatischen Anwandlungen, und nimmt er seine Jurisprudenz wieder auf um auf die Poesie im Recht, auf die altnordische Gesetzesliteratur und Anderes hinzuweisen. Der ganze Umkreis von Gegenständen den er später in grundlegenden Werken durchmessen, ist in dem Decennium von 1806 bis 1816 wenigstens an vielen Punkten schon berührt. Und man sieht überall das Bewußtsein durchscheinen, noch nirgends abgeschlossen, kaum irgend etwas recht begonnen zu haben. Man ahnt, es werde ihn weiter treiben und er werde nicht ruhen bis er Wege gebahnt durch die Urwälder an deren Saum er noch umherstreift um hie und da einen Blick hineinzuwerfen.

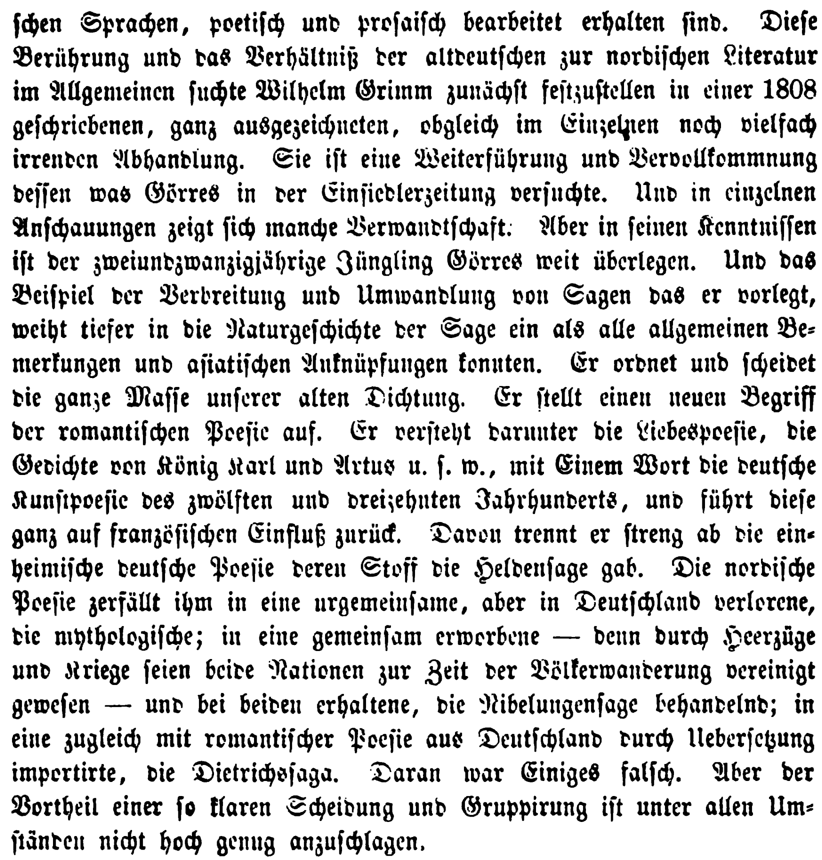
Wir sind noch sehr mangelhaft unterrichtet über diese Jahre und werden es zum Theil bleiben. Nur ungefähr läßt sich die Reihenfolge vermuthen, in welcher die Dinge nach und nach seine Aufmerksamkeit fesselten. Schon Ende 1807 schreibt Arnim aus Kassel: „Hier giebt es einen sehr gelehrten deutschen Sprach- und Literaturkenner, Herr Kriegssecretär Grimm, er hat die vollständigste Sammlung über alle alte Poesie.“ Aber die erste größere Aufgabe die er zu lösen sich vornahm dürfte eine umfassende Vergleichung der Sagen verschiedener Völker gewesen sein, wobei es natürlich auf den Nachweis der zu Grunde liegenden Anschauungen hauptsächlich angekommen wäre. Aber im Beginne einer literarischen Laufbahn schiebt man gerne alle weitaussehenden Entwürfe ein wenig bei Seite, und ergreift einen vielleicht ganz zufälligen Anlaß um möglichst rasch mit einer in kleineren Grenzen abgeschlossenen Arbeit die erste Probe des Talentes abzulegen. Für Jacob Grimm war dieser Anlaß ein Aufsatz den er als das Resultat einer Beschäftigung mit der deutschen Lyrik des zwölften, dreizehnten und der folgenden Jahrhunderte in den Neuen Literarischen Anzeiger schrieb. Er stellte darin die Behauptung auf, die übliche Trennung zwischen Minnesängern und Meistersängern sei falsch, da der Meistergesang als etwas Eigenthümliches verstanden ein Kind ohne Jugend wäre: beide seien identisch ihrem Grundwesen nach und dies bestehe in der beiden eigenen Künstlichkeit und insbesondere in einem gemeinsamen Princip der poetischen Form. Das fand Widerspruch. Und um seine Position zu halten, wie er wohl konnte, warf er sich in ein höchst mühsames, ausführliches und wie er sehr unbefangen eingesteht höchst langweiliges Stu-

dium der alten Lyriker, und legte die Resultate derselben nieder in dem Büchlein „über den altdeutschen Meistergesang." Diesen Namen nämlich wollte er für die gesammte deutsche Kunstlyrik des Mittelalters gebraucht wissen im Gegensatze zur einfacheren Natur- oder Volkspoesie: während sein Gegner alles Ernstes die alten Lyriker in Meistersinger und Meistersänger zu unterscheiden vorschlug. Das Werkchen dürfte Anfang 1810 vollendet gewesen sein. Zu einem zweiten Bande den er vorhatte, kam es nicht.

Dagegen mochten ihn seine Sagenforschungen, etwa über den Sagenkreis von Karl dem Großen, auf die altspanischen Romanzen geführt und ihm den Gedanken nahe gelegt haben, der einem 1808 geäußerten Wunsche Friedrich Schlegel's entgegenkam, die ältesten ihm erreichbaren, vorläufig mit Ausschluß der Romanzen vom Cid und von den Mohrenkriegen, in einer eigenen Sammlung zu vereinigen und einen Commentar beizufügen, in welchem hauptsächlich die nöthigen Vergleichungen mit altdeutschen und altfranzösischen Gedichten angestellt werden sollten. Das Erscheinen dieser Romanzen kündigte er schon im November 1810 an. Aber es unterblieb damals. Die Sammlung kam erst nach mehreren Jahren heraus und ohne Commentar.

Die Sagenstudien gingen inzwischen fort und warfen — im Jahre 1811 scheint es — als erste größere Frucht die Abhandlung „Irmenstraße und Irmensäule" ab. Sie wurden unterbrochen durch zwei Projecte zu gemeinsamen Editionen mit Wilhelm, zu welchen sich zufällig Gelegenheit bot die sie nicht vorüber gehen lassen wollten. Im Vatican war die Handschrift des altdeutschen Reinhart Fuchs gefunden und ihnen zur Herausgabe überlassen worden. Dazu wurde es dem Bibliothekar des Königs Jerome nicht schwer die wichtigsten Pariser Handschriften des roman du renard zur Benutzung zu erhalten. Das deutsche und das französische Gedicht sollten in Einer Ausgabe erscheinen. Doch wurde diese Arbeit die nach mehr als zwanzig Jahren Jacob allein wieder aufnahm, jetzt durch Anderes verdrängt. Zunächst durch die Absicht einer ebenfalls gemeinschaftlichen Ausgabe von Liedern der alten Edda. Dieser Plan lag den bisherigen Studien Wilhelm's näher als denen Jacob's.

Wilhelm's Ausgangspunkt ist der gleiche. Aber auf dem Gebiete der Sage wählt er sich sogleich sein Lieblingsfeld: die Sage der Nibelungen, die verwandten Sagen die sich an Dietrich von Bern anschließen, die Sagen von Ortnit, von Wolfdietrich: kurz Alles was man unter dem Namen der deutschen Heldensage zu begreifen pflegt. Längst wußte man, daß diese Sagen uns keineswegs blos in den Gedichten der älteren Blütheperiode unserer eigenen Literatur, sondern zum Theil auch in den nordi-



schen Sprachen, poetisch und prosaisch bearbeitet erhalten sind. Diese Berührung und das Verhältniß der altdeutschen zur nordischen Literatur im Allgemeinen suchte Wilhelm Grimm zunächst festzustellen in einer 1808 geschriebenen, ganz ausgezeichneten, obgleich im Einzelnen noch vielfach irrenden Abhandlung. Sie ist eine Weiterführung und Vervollkommnung dessen was Görres in der Einsiedlerzeitung versuchte. Und in einzelnen Anschauungen zeigt sich manche Verwandtschaft. Aber in seinen Kenntnissen ist der zweiundzwanzigjährige Jüngling Görres weit überlegen. Und das Beispiel der Verbreitung und Umwandlung von Sagen das er vorlegt, weiht tiefer in die Naturgeschichte der Sage ein als alle allgemeinen Bemerkungen und asiatischen Anknüpfungen konnten. Er ordnet und scheidet die ganze Masse unserer alten Dichtung. Er stellt einen neuen Begriff der romantischen Poesie auf. Er versteht darunter die Liebespoesie, die Gedichte von König Karl und Artus u. s. w., mit Einem Wort die deutsche Kunstpoesie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, und führt diese ganz auf französischen Einfluß zurück. Davon trennt er streng ab die einheimische deutsche Poesie deren Stoff die Heldensage gab. Die nordische Poesie zerfällt ihm in eine urgemeinsame, aber in Deutschland verlorene, die mythologische; in eine gemeinsam erworbene — denn durch Heerzüge und Kriege seien beide Nationen zur Zeit der Völkerwanderung vereinigt gewesen — und bei beiden erhaltene, die Nibelungensage behandelnd; in eine zugleich mit romantischer Poesie aus Deutschland durch Uebersetzung importirte, die Dietrichssaga. Daran war Einiges falsch. Aber der Vortheil einer so klaren Scheidung und Gruppirung ist unter allen Umständen nicht hoch genug anzuschlagen.

Die dänischen Volkslieder waren in der Abhandlung ebenfalls besprochen. Auch ihre nähere Bekanntmachung hatte Friedrich Schlegel Anfang 1808 gewünscht. Gleich darauf gab Wilhelm Grimm einige Uebersetzungen derselben in die Einsiedlerzeitung. 1811 erschien von ihm eine vollständigere Verdeutschung aller bis dahin veröffentlichten mit Ausnahme der historischen. Die Arbeit fand Beifall. Niebuhr, dem die dänischen Dichtungen geläufig waren, rühmte die gelungene Wiedergabe ihres Tones. Hebel verglich sie frischem lebendigen Morgenhauch gekühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald. Für Wilhelm Grimm war der nahe Zusammenhang einiger dieser Lieder mit der deutschen Heldensage das eigentliche Motiv seiner Beschäftigung damit gewesen.

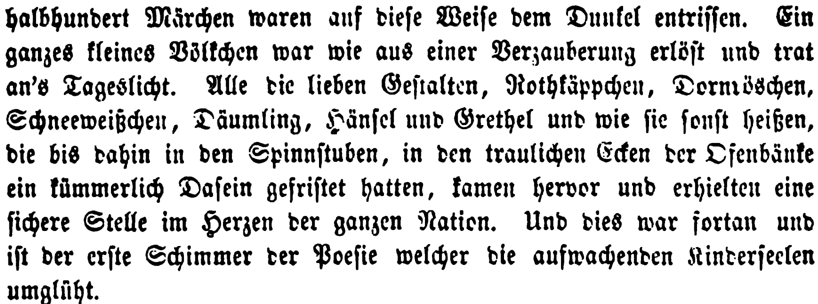
Von den Liedern der alten Edda welche die Nibelungensage behandeln waren damals nur zwei gedruckt. Durch den General Grafen Hammerstein erhielt Wilhelm Grimm eine Abschrift aller. Diese wollte er mit Jacob gemeinschaftlich herausgeben und übersetzen. Auf dem Wege

zur Ausgabe dieser Ueberbleibsel ältester germanischer Poesie lag eine Arbeit über die beiden ältesten deutschen Gedichte, das Hildebrandslied und das Wessobrunner Gebet, die im Sommer 1812 von ihnen vollendet wurde. Zu der Edition der Eddalieder kam es aber doch erst im Jahre 1815. Damals drängte sich ein anderes Unternehmen vor: die Kindermärchen.

Unter den dänischen Liedern die Wilhelm übersetzte befanden sich mehrere welche Märchenstoffe behandelten. Wilhelm sprach davon in der Vorrede. In den Märchen ist eine Zauberwelt aufgethan, sagt er, die auch bei uns steht, in heimlichen Wäldern, unterirdischen Höhlen, im tiefen Meere, und den Kindern noch gezeigt wird. Diese Märchen verdienen eine bessere Aufmerksamkeit als man ihnen bisher geschenkt, nicht nur ihrer Dichtung wegen die eine eigene Lieblichkeit hat, und die einem Jeden der sie in der Kindheit angehört eine goldene Lehre und eine heitere Erinnerung daran durch's ganze Leben mit auf den Weg giebt; sondern auch weil sie zu unserer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen läßt daß sie schon mehre Jahrhunderte durch unter dem Volke gelebt. — Bald darauf schrieb Jacob: Es ist höchste Zeit geworden, alte Ueberlieferungen zu sammeln und zu retten, damit sie nicht, wie Thau in heißer Sonne vergeht, wie Feuer im Brunnen erlischt, in der Unruhe unserer Tage auf immer verstummen. — Und einen ähnlichen Gedanken spricht er im Mai 1812 in dem volltönenden Idiome Castiliens aus in der Vorrede zu den spanischen Romanzen. In der That scheint es, als ob die Leute welche viel Märchen wissen immer seltener würden, so daß sie nur durch die Schrift vor dem Untergange bewahrt werden können.

Die Brüder Grimm hatten in ihrer Heimath, in den Main- und Kinziggegenden der Grafschaft Hanau seit etwa sechs Jahren unermüdlich gesammelt. Aber zur Veröffentlichung schien ihnen noch nicht reif was sie gefunden hatten. Da kam Arnim 1812 nach Kassel und brachte einige Wochen bei ihnen zu. Er sah ihre Sammlungen, die Märchen gefielen ihm am besten. Er trieb sie an nicht zu lange damit zurückzuhalten. Bei dem Streben nach Vollständigkeit bleibe die Sache am Ende liegen. Er überredete sie. Noch vor Weihnachten erschien der erste Band. Er enthielt Alles was die Brüder bis dahin gesammelt hatten. Er war Bettinen gewidmet, seit einem Jahre Arnim's Frau.

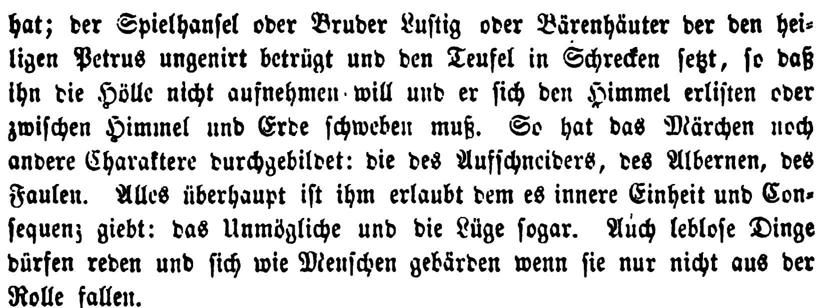
Das Buch erwarb sich schnell Freunde die es nun wo sie bestimmt sahen was und wie es gemeint sei, unterstützten. Diese Theilnahme Anderer und besonders glückliche Zufälle, welche die Brüder auf reiche Märchenquellen stoßen ließen, machten es möglich daß schon nach zwei Jahren Ende 1814 ein zweiter Band abgeschlossen werden konnte. Bei andert-


halbhundert Märchen waren auf diese Weise dem Dunkel entrissen. Ein ganzes kleines Völkchen war wie aus einer Verzauberung erlöst und trat an's Tageslicht. Alle die lieben Gestalten, Rothkäppchen, Dornröschen, Schneeweißchen, Däumling, Hänsel und Grethel und wie sie sonst heißen, die bis dahin in den Spinnstuben, in den traulichen Ecken der Ofenbänke ein kümmerlich Dasein gefristet hatten, kamen hervor und erhielten eine sichere Stelle im Herzen der ganzen Nation. Und dies war fortan und ist der erste Schimmer der Poesie welcher die aufwachenden Kinderseelen umglüht.

Der Geschmack der Gebildeten für die Märchen datirt in Deutschland freilich nicht erst aus dem Anfang unseres Jahrhunderts. Er wurde schon im vorigen aus Frankreich eingeführt, wo die Feenmärchen von Perrault und der Gräfin d'Aulnoy, dann Galland's Uebersetzung von Tausend und eine Nacht eine überreiche, aber keineswegs zu lobende Märchenliteratur hervorriefen. Vieles davon gelangte durch deutsche Bearbeitungen, aber das Meiste erst nach der Mitte des Jahrhunderts zu uns, ohne daß man auf den Gedanken gekommen wäre aufzuzeichnen was von ähnlichen Ueberlieferungen im Munde unseres Landvolkes lebte. Herder's erste kräftige Hinweisung darauf scheint wirkungslos geblieben zu sein. In seinen letzten Lebensjahren kam er noch einmal darauf zurück. Er vergleicht die Welt der Märchen mit der Welt des Traumes. Der Traum sei das Ideal des Märchens. Jedes Märchen solle die magische, aber auch die moralische Gewalt des Traumes haben. Eine reine Sammlung von Kindermärchen, sagt er, mit allem Reichthum zauberischer Weltscenen, so wie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, wäre ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen.

Gegen die Feenmärchen polemisirte Wieland mit seinem Don Sylvio. Aber später mochte er selbst zu solchen Stoffen greifen um in seiner Manier, ironisch neben dem Gegenstande stehend, gewisse seiner Phantasie behagende Situationen auszumalen. Einer der sich an ihm gebildet hatte, der Weimarische Pagenhofmeister Musäus, gab in derselben Behandlungsweise „Volksmärchen der Deutschen" (1782—85) heraus. Darunter befanden sich nur sehr wenige wirkliche Märchen. Den Hauptinhalt bildeten Sagen. Man schied diese beiden Begriffe noch nicht, auch Frau Naubert bearbeitete in ihren „neuen Volksmärchen der Deutschen" (1789—93) nur Volkssagen. Den Unterschied prägten erst die Grimm fest aus. Die Sagen haben stets das Besondere daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haften, an einem Orte oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Das Mährchen steht beinahe nur in sich selber fest, ohne äußeren Halt. Die Sage ist historischer, das Märchen poetischer, von grö-

ßerer Mannichfaltigkeit der Farbe. Das Märchen ist einer ganz kindlichen Weltanschauung fähig, welche da am schärfsten hervortritt wo es sich um Lebensideale handelt. Wenn wir von dem Märchenhaften der Odyssee sprechen, so denken wir zu allernächst an die Phäakeninsel, an die mit wunderbaren Kräften ausgestatteten Schiffe, an die Pracht des Palastes, die üppige Fülle der Gärten. Das deutsche Märchen zeigt seine Kindlichkeit am deutlichsten in den Vorstellungen von Wunschdingen, von dem Tischchen deck dich, dem Goldesel, dem Knüppel aus dem Sack und ähnlichem, oder in Vorstellungen wie die von dem Häuslein mitten im Wald aus Brot gebaut, mit Kuchen gedeckt und die Fenster von hellem Zucker. Und wie ein Kind sieht das Märchen geschehen was geschieht, wie ein Kind das die Motive der handelnden Personen nicht kennt und nicht weiß daß es sie nicht kennt. Die Sage ist die nothwendige Form in welcher der rohe und wundergläubige Mensch ein großes und übermächtiges Gegenwärtiges, sei es ein historisches Ereigniß oder ein Gegenstand der Natur oder der Kunst, in seinen Geist faßt, in die Reihe seiner übrigen Anschauungen und Vorstellungen einfügt, um es den späteren Geschlechtern zu überliefern. Sie setzt sich an das bedeutende Wirkliche wie blauer Duft sich um ferne Gebirge sammelt. Das Märchen ist seinem Wesen nach losgelöst von allem Wirklichen, ein freies Spiel der Einbildungskraft. Es hat seinem Wesen nach keinen sittlichen Zweck. Es führt daher, wie Goethe sagt, den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern trägt ihn außer sich hinaus in's unbedingte Freie. Trotzdem freilich sind sittliche Motive nicht allen deutschen Märchen fremd, und zwar Motive der christlichen Sittenlehre. Die Tugenden die aus Liebe und Demuth stammen werden verherrlicht. Bosheit und Falschheit, Ueberhebung und ungemessenes Wünschen werden gestraft. Liebreich und hilfreich gegen Menschen und Thier, bescheiden, schonend und mitleidend: so ist eine ganze Klasse bevorzugter Märchenhelden. Der unschuldige Dumme, aber mit gutem Herzen, erringt woran der Listige und Kluge, aber Hochmüthige zu Schanden wird. Sehr selten, daß noch die Verbindung von Kraft und Einsicht und das Selbstvertrauen das daraus fließt, wie es den Lieblingen des alten Epos eigen, zu Ehren kommt. Neben diesen christlich gefärbten stehen andere Märchen in denen das Bewußtsein des Standes der sie gepflegt, das Bewußtsein eines überall gedrückten, seines Selbstgefühles beraubten Bauernstandes sich ausspricht, dem die Verschmitztheit unter der Decke der Einfalt Alles gilt bis zur Stumpfheit gegen das Verbrechen selbst. Anziehender sind die Geschichten worin es der Verschlagene, Listige, Behende über die ungeschlachte Kraft davon trägt. Ebenso eine andere Art Charaktere welche das Landsknechtwesen in diese Literatur abgesetzt



hat; der Spielhansel oder Bruder Lustig oder Bärenhäuter der den heiligen Petrus ungenirt betrügt und den Teufel in Schrecken setzt, so daß ihn die Hölle nicht aufnehmen will und er sich den Himmel erlisten oder zwischen Himmel und Erde schweben muß. So hat das Märchen noch andere Charaktere durchgebildet: die des Aufschneiders, des Albernen, des Faulen. Alles überhaupt ist ihm erlaubt dem es innere Einheit und Consequenz giebt: das Unmögliche und die Lüge sogar. Auch leblose Dinge dürfen reden und sich wie Menschen gebärden wenn sie nur nicht aus der Rolle fallen.

Allen deutschen Volksmärchen gemeinsam ist die Gläubigkeit mit der das Wunderbare erzählt wird, und eine gewisse Heiterkeit des allgemeinen Charakters, indem sie gerne mit der Aussicht auf lange und dauernde Glückseligkeit schließen. Beides fehlt den „Volksmärchen" von Tieck. Sie erschienen 1797. Sie fanden nicht viele Bewunderer und Liebhaber. Und vergebens bemühte sich Wilhelm Schlegel ihnen welche zu werben. Vergebens versuchten sich auch andere Romantiker an selbstgedichteten Märchen. Vergebens nahmen schon einige Sammlungen ihre Stoffe zum Theil aus dem Volksmunde auf. Keine erfreute sich eines durchgreifenden Erfolges. Sie alle dienten nur der Grimm'schen Sammlung den Weg zu ebnen. Niemand hatte die Treue und Wahrheit der Auffassung, die Wiedergabe nur des im Volke Lebenden ohne ausschmückende Willkür zum obersten Grundsatz erhoben, wie die Grimm es thaten. „Unsere Zeit kann sich in den schwersten Gegensätzen bewegen," schrieb Jacob 1809, „nur nicht unschuldig und gerad erzählen." Die Brüder selbst widerlegten das in den Märchen. Sie erreichten es durch den engsten Anschluß an die Erzählungsweise des Volkes selbst. Natürlich rührte der Ausdruck und die Ausführung des Einzelnen großentheils von ihnen her. Aber sie suchten jede bemerkte Eigenthümlichkeit zu erhalten; und nichts Wesentliches des Inhalts, kein Umstand, kein Zug der Erzählung wurde von ihnen verwischt, verschönert oder entfernt; und nichts Fremdartiges hinzugesetzt. Der Ausdruck aber wurde so schlicht gewählt wie er aus dem Munde des einfachsten Mannes hätte kommen können. Und gewisse Wendungen durch welche der Schluß angezeigt wird oder womit der Erzähler seine Zuhörer auffordert an die Wahrheit des Erzählten zu glauben oder womit er diese Wahrheit bekräftigt: kurz der eingeborne Stil dieser Volkspoesie war nicht angetastet. Diese Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten beruhte auf der Ueberzeugung der Brüder von der ursprünglichen höchstens durch lückenhafte Tradition gestörten Vollkommenheit und Unübertrefflichkeit aller Volkspoesie. Sie wurde verstärkt durch die Meinung, es sei in diesen Märchen uralte einheimische Nationalpoesie erhalten, eine unmittelbare Fortsetzung

der ältesten blos mythischen welche neben der Heldensage ohne Unterbrechung fortbestanden habe, sie selbst noch Mythen und Reste von Mythen in sich bergend. Eingehende und ausführliche Vergleichungen mit der ganzen zugänglichen Erzählungsliteratur der Welt wurden angestellt, und daraus das Resultat gezogen: die Verwandtschaft ziehe sich in denselben Kreisen enger und weiter wie die aus der Sprache erweisbare Völkerverwandtschaft und Urgemeinschaft. Wenn arabische und deutsche Märchen manchmal auffallend zusammenstimmen, so sei das auf die Urverwandtschaft des Deutschen und Indischen einerseits, und auf die Entlehnung des arabischen Märchens aus dem Indischen andererseits zurückzuführen.

Neuere Forschungen haben dieser Ansicht, welche übrigens erst in den späteren Ausgaben der Märchen so formulirt wurde, eine ganz verschiedene mit gutem Grunde entgegengesetzt. Nationalpoesie mag man unsere Märchen immerhin nennen, wenigstens nationalisirte Poesie. Vergleiche man sie nur oberflächlich, vergleiche man Costüm, Sitten, Lebensweise, Landschaft, Charakter des Aberglaubens mit den arabischen Märchen: deutsch ist in ihnen Alles, das heißt schlicht und treuherzig. Deutsch ist die Poesie des Waldes zum Beispiel. Deutsch sind die Könige die beständig ihre Krone auf dem Kopfe tragen. Deutsch sind auch die Reste des Heidenthums die spärlichen die hier und dort zum Vorschein kommen: doch das ist nicht viel mehr als was bis heute noch abgesondert davon und selbständig sich von altem Heidenthum in unserem Volke gefristet hat. Aber nicht ebenso ursprünglich deutsch ist der Inhalt. Die ältesten Märchen die wir besitzen sind nicht älter als das zehnte Jahrhundert. Und vor dem zehnten Jahrhundert dürfte es in ganz Europa wenig Märchen gegeben haben. Die einzige oder doch die reichste Märchenquelle, woraus die ganze alte Welt den größten Theil ihres Bedarfes holte, scheint Indien zu sein. Der indische Buddhismus, eine Reaction des weltlichen Adels gegen die Uebermacht des geistlichen und in einigen seiner Lebensäußerungen entschieden demokratischer Natur, brachte neben wissenschaftlicher Tiefe — wie die Zeit des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts welche einen ähnlichen Moment in Europa bezeichnet — ein gut Theil Weltfreude und Weltlust in's indische Leben. Und wie er in der Wissenschaft brach mit der Tradition und den Veda als die oberste Quelle der Erkenntniß verwarf, so konnte auch seinen poetischen Bedürfnissen nur eine Dichtungsgattung entsprechen welche der schaffenden Phantasie den freiesten Spielraum ließ und worein die neuen Ideen und Anschauungen ohne Scheu verarbeitet werden durften. Im Gefolge des Buddhismus verbreitete sich denn eine überreiche Erzählungs- und Märchenliteratur über Indien. Mehrere Sammlungen entstanden, durch Rahmenerzählungen

zusammengehalten wie man sie aus Tausend und eine Nacht kennt. Das zehnte Jahrhundert, wo islamitische Völker ihre Macht auch nach Indien ausdehnten, verpflanzte diese Sammlungen aus ihrer ersten Heimath nach Persien und Arabien um ihnen dort eine neue zu gründen. Aus diesen beiden Pflegestätten gelangten sie auf zwei verschiedenen Wegen nach Europa. Der eine führte über die Länder des Islams nach Byzanz, Italien und Spanien, wo hauptsächlich Juden die Vermittelung übernahmen. Der andere wurde durch den Buddhismus selbst gebahnt und führte wie nach China, so nach Tibet und zu den Mongolen, und durch deren zweihundertjährige europäische Herrschaft auch von dieser Seite nach Europa. Die Märchen bilden mithin einen Theil der romantischen in Wilhelm Grimm's Sinne das heißt der bei uns importirten Poesie.

Der Romantik des Mittelalters verdanken sie ihre Einführung, der Romantik des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ihre Wiedergeburt und Rehabilitirung in der allgemeinen Literatur. Man darf behaupten: die Grimm'sche Sammlung der Märchen ist mit einigen Uhland'schen Gedichten und wenigen anderen das Einzige was sich von den literarischen Producten der deutschen Romantik in dem Bewußtsein der Nation ununterbrochen erhalten hat, und welchem sich ohne Gefahr der Widerlegung eine unvergängliche Fortdauer prophezeihen läßt.

Die Kindermärchen sind das erste größere gemeinsame Werk von Jacob und Wilhelm Grimm. Der Antheil beider Brüder an der ersten Gestalt derselben wird gleich groß gewesen sein. Auf gemeinsamen Wanderungen mögen sie gesammelt, bald der Eine bald der Andere mag der Aufzeichner gewesen sein, ein Jeder bei der Redaction seinen Rath dazu gegeben, seine Meinung beigesteuert haben. Von der zweiten Auflage an jedoch das ist seit 1819 scheinen sie der ausschließlichen Pflege Wilhelm's überlassen worden zu sein. Die vielen Vermehrungen (um fünfzig Nummern etwa), Verbesserungen und gründlichen Veränderungen welche seitdem mit der Sammlung vorgenommen wurden und sie nach und nach zu dem machten was sie gegenwärtig ist, dann der größte Theil des Materials und die ganze Bearbeitung der beigegebenen Abhandlungen scheint von Wilhelm herzurühren. So daß ihm in der That ein größeres Verdienst um die Märchen zugeschrieben werden muß als seinem Bruder Jacob.

Wir erinnern uns, welche gemeinschaftlichen Arbeiten sich an die bisherigen der Brüder noch anschließen sollten und wirklich unmittelbar anschlossen: die „Lieder der alten Edda“ (1815) und die „Deutschen Sagen“ (1816 und 1818). Zu den letzteren, ihrem ältesten Vorsatz, kehrten sie zurück, sobald Alles was sich ihnen zufällig in den Weg geworfen hatte und was dringender schien, erledigt war. Und auch an der Absicht

hielten sie noch fest, als sie den zweiten Band der Sagen erscheinen ließen, eine vollständige Abhandlung der deutschen Sagenpoesie zu liefern mit umfassenden Uebersichten nach Ort, Zeit und Inhalt. Dazu kam es aber doch nicht, wenn man nicht in dem Plane Jacob's, mit dem er sich in seinen letzten Lebensjahren trug, einen Nachklang jener älteren Bestrebungen erblicken darf, in dem Plane einer Geschichte des Epos.

Den Eddaliedern wohl voraus ging noch im Jahre 1815 die Herausgabe des armen Heinrich von Hartmann von Aue. Man kennt das rührende Gedicht das trotz manchem Fremdartigen worin wir den Abstand der Zeiten fühlen, seinen Reiz für uns nicht eingebüßt hat. Die Ausgabe wurde Ende 1813 schon angekündigt nach der Rückkehr des Kurfürsten, und zum Besten der hessischen Freiwilligen Pränumeration darauf eröffnet. Die Ankündigung geschah mit den Worten: In der glücklichen Zeit wo Jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das altdeutsche, schlichte, tiefsinnige und herzliche Buch vom armen Heinrich, worin dargestellt ist: wie kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herren hingiebt und dafür herrlich von Gott belohnt wird, neu herausgeben.

Die Zeit des Zusammenwirkens der Brüder dauert, wenn man von den 1826 übersetzten irischen Elfenmärchen und vom deutschen Wörterbuch absieht, etwa zehn bis zwölf Jahre. Die gemeinschaftlich zu Stande gebrachten Publicationen erstrecken sich jedoch nur über sechs Jahre: von 1812 bis 1818. In den späteren Zeiten einer Wissenschaft wo sich für die meisten Dinge gewisse Methoden bereits festgesetzt haben, hat ein solches Zusammenwirken nichts Auffallendes oder Merkwürdiges. Wenn man über die Grundsätze einig ist nach denen eine Wahrheit gesucht werden soll, so kann über diese Wahrheit selbst streng genommen kein Streit entstehen. Aber zu einer Zeit wo die Wissenschaft ihre Kinderschuhe noch kaum ausgetreten hat, setzt es eine beispiellose Uebereinstimmung in den obersten Anschauungen sowohl als in der besonderen Verfahrungsweise voraus. Auch fehlte es natürlich nicht ganz an Meinungsverschiedenheiten. Bei den Märchen und Sagen ließen sich die Eigenthümlichkeiten zweier grundverschiedener Naturen leicht ausgleichen und ergänzen. Aber bei den Ausgaben, schon beim Hildebrandslied und noch mehr bei der Edda, war es unmöglich in der herrschenden grammatischen und etymologischen Unsicherheit sich über die Construction jedes Satzes, über die Erklärung jedes seltenen und schwierigen Wortes zu vereinigen. In solchen Fällen wünschte Wilhelm beide Meinungen dem Leser zur Wahl neben einander vorzutragen: wogegen es Jacob nöthig schien dem Publicum gegenüber eine einzige Ansicht aufzustellen, so daß immer einer von ihnen sich dem andern hätte unterordnen müssen. Sie sahen daraus wohl, daß es auf

die Dauer unmöglich war die Association in ihren Arbeiten festzuhalten. Aber gerade in ihren selbständigen Schriften aus jener Zeit gewahrt man eine Einhelligkeit in den allgemeinen Grundgedanken und in den letzten Zielen ihrer Forschung, welche deutlich zeigt daß nur in Kleinigkeiten und Einzelheiten auf welche diese allgemeine Uebereinstimmung keinen Einfluß nehmen kann, hier und dort etwas zwischen ihnen unvermittelt mochte stehen bleiben.

Propheten mit umgekehrtem Gesicht haben scherzweise die Grimm sich in späteren Jahren genannt. „Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet" schrieb Friedrich Schlegel 1798. Die Brüder hatten ein geheimes Gefühl von Anfang an daß sie innerhalb der historischen Wissenschaft ihre Stelle suchen müßten, daß der Werth ihrer Bestrebungen und die Anerkennung welche dieselben finden würden, abhängig sei von der Ansicht über die Aufgabe der Geschichtschreibung. Die Geschichte, sagen sie, habe das Leben der Völker und ihre lebendigen Thaten zu erzählen. Die Aufgabe der vaterländischen Geschichte ist die gründliche Erforschung des altdeutschen Lebens. Die lebendige Pflanze wie sie gewachsen ist, soll der Historiker aufnehmen, nicht wie sie von geschäftigen Händen getrocknet und aufbewahrt worden. Die bisherigen Geschichtschreiber aber achteten es gering auf das Privatleben Rücksicht zu nehmen und beschrieben nur das politische Treiben, während doch die Götter selbst zu den Wohnungen der Menschen herabgestiegen sind und ihr Leben betrachtet haben. Ihre Werke gleichen oft ausgebrannten Gebäuden von denen nur kahle Mauern stehen.

Es ist eine gewisse Unklarheit in solchen Aeußerungen, und wenn man sie an Begriffen festigen will, entgleiten sie den Händen. Die Sätze klingen allgemeiner als sie gemeint sind. Allerdings ist die Ahnung einer nothwendigen radicalen Form der Historiographie den Brüdern nicht feind. Aber wogegen sie eigentlich polemisiren, das ist die Mißachtung der Sagen und Nationallieder. Die moderne Geschichtschreibung, das heißt die Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts sei ihnen von Natur fremd, weil sie kein rechtes historisches Factum daraus abnehmen könne und ihre innere Bedeutung und Natur nicht einmal ahne. Die Geschichtschreibung stehe weit tiefer als die Nationaldichtung, als das Epos, während ihre Aufgabe — auch Möser und Johannes Müller waren dieser Meinung — in Wahrheit dieselbe sei. Sie wähle irgend einen Punkt von dem aus sie die Welt betrachte, greife dann ängstlich in den Vorrath gesammelter Facta und suche heraus was sich um diese beschränkte Ansicht reihe: während in die Nationaldichtung der Geist des Lebens und der Völker übergegangen sei und darin walte. Die kritische Historie müsse auf einem

anderen Wege eben dahin wieder zu gelangen suchen. Die Bibel, Herodot, der Isländer Snorro, Johannes Müller werden ihr entgegengehalten, Aussprüche des Letzteren angerufen, Aussprüche wie diese: „Gemeiniglich ist in Sagen ein wahrer Grund, oft ganz, oft zum Theil von populären Zusätzen entstellt.“ „Niemand wird solchen Sagen buchstäblich glauben, ihr Grund ist nichtsdestoweniger historisch.“ Johannes Müller strebt in der Geschichte nach dem was die Gemüther der Menschen bewegt. Wie das wirkliche Leben in tausend Lichtern spielt, so sucht er es im Abbilde zu fassen. Daher seine Neigung die überlieferte Sage von ihrem dichterischen Glanze nichts einbüßen zu lassen. Aehnlich die Grimm. Zur Wahrheit reicht nicht das Factum hin, es gehört zu ihr auch der Eindruck den es in das Gemüth der Lebenden macht. Dieser ist aber in alten Zeiten, je bedeutender das Factum, desto unzertrennlicher von dem Wunderbaren und Phantastischen. Was wir in der Sage als an sich unwahr erkennen ist nicht unwahr, insofern es nach der alten Ansicht des Volkes von der Wunderbarkeit der Natur gerade nur so erscheinen und mit dieser Zunge ausgesprochen werden konnte. Es giebt also eine doppelte Wahrheit in der Geschichte: neben der äußeren der Urkunden und Chroniken eine innere, auf lebendigen Begriffen und Anschauungen ruhende. Neben der factischen, historischen, eine bildliche, poetische. Bei dieser gewinnen wir mehr, weil nur sie uns lebendig entsprechen kann. Wir müssen sie anerkennen auch wo die Sage bei dem Gang durch viele Jahrhunderte alles Factische abgestreift hätte. Denn ursprünglich sind in der Sage und in ihrer dichterischen Gestaltung, im Epos stets beide Arten der Wahrheit beisammen: nicht zusammengelegt und geleimt, sondern aus Einem Keim entsprossen und neben und in einander emporgewachsen. Ueberall wo wir zurückgehen auf die frühesten Zeiten eines Volkes sehen wir Poesie und Geschichte ungetrennt von Einem Gemüth aufbewahrt und von Einem begeisterten Munde verkündet.

In diesen Sätzen lag eine bemerkenswerthe Fortbildung der Ansicht des Epos. Friedrich Schlegel zum Beispiel unterschied im homerischen Epos einfach zwischen den wirklichen Begebenheiten und den Erdichtungen mit denen sie vermischt seien. Nur hatten sich, meint er, diese so allmählich angebildet, waren so innig verwebt, und Alles ward durch die Gewalt der Darstellung selbst in eine so wunderbare Entfernung hinausgeschoben, daß die dichterische Erfindung von der geschichtlichen Wahrheit nicht einmal getrennt, geschweige denn ihr entgegengesetzt erschien. Auch Görres sah nicht klarer. Er sagt, es sei die Weise der Poesie, insbesondere der eigentlichen Nationalpoesie, daß sie wohl liebe historische Wahrheit zum Grunde zu legen, daß sie aber im Fortgange der Entwickelung,

den gefaßten Gegenstand aufnehmend in's Reich der Phantasie, sich nur durch das Gesetz des Schönen nicht aber durch das der Wahrheit binden wolle.

Andererseits konnte jene Sätze von zweierlei Wahrheit der strengste Kritiker unterschreiben. Aber sie enthalten in sich keine Hindeutung auf ihren Gebrauch. Und ein Fehler war dabei leicht. Johannes Müller hatte mit seinen Aeußerungen über die Sage die kritiklose Verwebung ganzer Sagen, wie der vom Tell, in die Schweizergeschichte rechtfertigen wollen. Auch an den Grimm gewahrt man ein offenbares Bestreben, den Sagen möglichst viel factische Wahrheit zuzuschreiben. Wilhelm Grimm behandelt einmal die Sage von der trojanischen Abstammung der Franken, und läßt es, an der richtigen Fährte die er wohl sieht vorübergehend, auf eine sonderbare Art dahingestellt, ob sie vielleicht „nicht ohne Bedeutung" sei, weil „eine echte Volkssage niemals eine eitle Erfindung sei, sondern stets auf Wahrheit ruhe." Der Nibelungensage soll durchaus Geschehenes zu Grunde liegen. Nicht nur Attila, Dietrich von Bern, Gunther, auch Siegfried, Hagen, Kriemhild sollen wirklich gelebt haben. So sagt auch Jacob Grimm, er habe an die alten Sagen vielfach glauben gelernt; und warnt, man möge sich hüten über Sagen abzusprechen und wie mit einem harten Luftzuge die Asche der alten Tradition zu zerstäuben. Er selbst nimmt nach diesem Grundsatz auf die Sagen über den ältesten Meistergesang viel zu viel Rücksicht.

Im Jahre 1812 widmet er dem Thema von zweierlei Wahrheit eine besondere Abhandlung „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte." Was er früher die poetische oder bildliche Wahrheit nannte, heißt ihm jetzt die mythische oder göttliche. Die Sage, das Volksepos hat weder eine rein mythische, göttliche, noch rein historische, factische Wahrheit, sein Wesen ist die Durchdringung beider. Zur Entstehung des Epos ist eine historische That nöthig, von der das Volk lebendig erfüllt sein müsse, damit sich das Mythische daran setzen könne. So trägt das Epos einen göttlichen und einen menschlichen Theil an sich. Jener hebt es über die bloße Geschichte, dieser nähert es ihr wieder und verleiht ihr einen frischen Erdgeruch. Götter haben sich zu Helden gewandelt, die Wiedergeburten der Sagen rücken uns immer näher. Sondert man jene beiden Theile, so läßt sich dem Epos mancher Aufschluß über deutsche Mythen abgewinnen. Er versucht den Nachweis an den Sagen von Tell und von der Frau Bertha. Er ist dabei nicht sehr glücklich. Aber er hat in jenen Aussprüchen das Wesen des Epos vollkommen richtig bezeichnet und damit einen Fundamentalsatz aufgestellt, den fernere Forschung bestätigte und weit fruchtbarer machte als er selbst.



Doch hat er ihn nicht zuerst aufgestellt. Unsinnlich im Ausdruck, aber die Sache treffend, gab schon 1808 Arnim die Natur des Epos an und bezeichnete auch dessen Stil schärfer, — in demselben Jahre in welchem die Grimm jenes durch bildliche und factische Wahrheit zu bestimmen suchten. Er sprach von den Zeiten des Ueberganges der Fabel in die Geschichte, wo der Glaube der Völker, ihr Stolz und ihre Liebe in Einem, — den unendlichen idealischen Anfang und Grund aller Wirklichkeit mit ihrer ganzen lebendigen Individualität verbinde, und mit begeisterter Bildung die Unbegreiflichkeit des Zusammenhangs des Göttlichen und des Menschlichen ersetze. Die Geschichte, fährt er fort, verliert sich dann so sehr in das Gemüth des Volkes, daß die ganze Darstellung einer solchen Nationalpoesie nur ein einziger totaler Abdruck desselben wird, und daß, wenn der Dichter den Ton der Darstellung fühlte und also hatte, es beinahe unmöglich ist, daß er nicht sein Ideal erreicht hätte.

Wir glauben nicht daß diese Aeußerung Arnim's, unklar wie sie gesagt ist und verborgen in den Heidelberger Jahrbüchern, Jacob Grimm aufgefallen sei und auf ihn gewirkt habe. Vielmehr beruht die größere Klarheit und Bestimmtheit, mit der er im Jahre 1812 das nicht factische Element in der Sage und im Epos beurtheilte, wahrscheinlich auf einer ihm geläufigen unberechtigten, in diesem Falle nur zufällig berechtigten, Ausdehnung des Begriffes des Mythus. Alles Traditionelle in der Poesie überhaupt, die Märchen- und Novellenstoffe zum Beispiel, ja einzelne Gleichnisse und Sinnbilder, galten ihm als mythisch. Dies hängt auf das Genaueste mit seiner allgemeinen Ansicht der Poesie zusammen, in welcher man deutlich eine unmittelbare Einwirkung der mythologischen Werke von Görres und Arnold Kanne erkennt. Denn auch die Naturphilosophie hat bei der altdeutschen Philologie zu Gevatter gestanden.

Görres handelt wiederholt von der ältesten Periode, von der Jugend der Geschichte. Der Mensch in dieser Periode ist somnambül, sein Denken ist Träumen, aber diese Träume sind wahr, denn sie sind Offenbarungen der Natur die nimmer lügt, in ein junges reges unverlogenes Leben ohne Sünde und Missethat. Das Menschengeschlecht ist von Einem Punkte ausgegangen. Es existirte ein einziger ältester Staat im Herzen Asiens, an den Bergen des Himalaya: Ein Staat und Eine Sprache und Eine Religion, Eine Mythe. Die Mythe ist der erste Lebenslaut den der Geist von sich gab, da er anfing die Kreise der Naturgewalt zu durchbrechen. Noch ist er nicht losgelöst von ihr, der Strom des Naturlebens, das ist des göttlichen Lebens das als Naturleben sich offenbart, quillt noch in ihn hinüber, erregt ihn, begeistert ihn ohne Unterlaß. Aus diesem Affect bricht die Mythe hervor. Die stumme Materie hat Sprache



in ihr gefunden. Alle Mythe aber war ursprünglich Poesie, und alle Poesie war mythisch. Ihre ältesten Anschauungen wie sie in jenem großen Urstaate sich ausbildeten, machen die Mitgabe aus welche die Völker als sie sich trennten auf ihren ferneren Zügen mit hinnahmen. Bei jedem einzelnen Volke hat sich nothwendig die Religion nach den besonderen Verhältnissen besonders ausgebildet. Aber das Spiel der viel gemischten Formen geht in wenige allen gemeinsame Ideen auf. Und diese sind von ewiger Wahrheit. So wirken dieselben Elemente aller Orten, derselbe Keim der Fruchtbarkeit ist über die ganze Erde ausgestreut: aber viel tausend verschiedene Pflanzen sind aufgegangen, klimatisch wechselnd, bald unscheinbar wie die Moose, bald hoch aufgeschossen wie die Palmen.

Arnold Kanne, einer der seltsamsten und verschrobensten Charaktere der Zeit, steht ohne in seinen Anfängen von Görres abhängig zu sein, in sehr naher Verwandtschaft zu ihm. Bei Kanne geht durchweg die Mythenforschung mit der Erforschung der Sprache Hand in Hand. In allen Sprachen und Religionen die Einheit nachzuweisen, „in Allem Eins und Eines in Allem" war seine Absicht in einem Werke: „Hen to Pan" das er 1809 ankündigte. Davon erschien nach zwei Jahren das Pantheum: das Panglossum war auch vollendet, gelangte aber nicht zum Druck. Er stellte in jenem eine mystische Theogonie und Kosmogonie auf. Diese ist der Glaube welcher von der Urnation allen Völkern mitgegeben worden. In allen Religionen und dem Aberglauben nicht nur, auch in den Sagen findet er sich wieder. Die ganze Ueberlieferung zum Beispiel über die älteste Geschichte des Volkes Israel, Mose und Simson mit eingeschlossen, wird rein mythisch gefaßt. Der thebanische und trojanische Krieg ist der Kampf der Götter des Lebens mit den Riesen der Finsterniß und enthält die Entwickelungsgeschichte des besonderen Daseins aus Gott und zu Gott, aus dem All und in das All zurück. Auch deutsche Kinderreime müssen gelegentlich helfen alte Anschauungen des Göttlichen zu bestätigen oder zu erweisen. Und sehr Vieles das dem späteren Dichter zum poetischen Schmuck dient ist nach Kanne der alten religiösen Idee entsprossen. Der Hauptgedanke, von dem er ausgeht und auf den er oft zurückkommt — es ist der Hauptkunstgriff um sein System zum Stehen zu bringen — wurde schon vor ihm durch Görres (noch früher ja auch von Wilhelm von Humboldt) ausgesprochen: es ist die mythische Einerleiheit der Begriffe und Anschauungen des Erkennens und Zeugens. Diese sucht er mythisch und etymologisch zu begründen und ihre Symbole (Hieroglyphen nennt er sie) nach allen Seiten hin zu verfolgen und allerwärts aufzuspüren. Seine Etymologien sind unter den Besonneneren jener Zeit sprichwörtlich geworden. Er leistet das Unglaublichste darin. Dennoch sind



sie ein Fortschritt gegen die frühere blos nach oberflächlicher Klangähnlichkeit urtheilende Methode oder Unmethode des Wortvergleichens, wie sie zum Beispiel noch in Friedrich Schlegel's Buch über Indien blüht. Kanne geht durchweg von der begrifflichen und mythischen Verwandtschaft der Vorstellungen dabei aus und sucht diese in den Worten wiederzufinden. Er hat sich aber aufrichtig bemüht, Grundsätze des Verfahrens zu finden und die möglichen Lautvertretungen festzustellen. Er ist sehr fehlgegangen größtentheils, die Regeln die er gefunden zu haben glaubt sind zu dehnbar und erlauben in der That Alles mit Allem zu combiniren. Aber zuweilen hat er Richtiges gesehen, das die fester begründete Wissenschaft dann allerdings nicht von ihm zu lernen brauchte.

Dieses Mannes Schriften haben auf Jacob Grimm, wie auf andere Fachgenossen, von der Hagen zum Beispiel, eine nicht geringe Wirkung ausgeübt. Jacob Grimm selbst hat es nicht verhehlt. Ueber die Sage nur hatte er sich eine bestimmte Ansicht schon von anderwärts her gebildet. Und Kanne's rein mythische Auffassung derselben stieß bei ihm auf Widerstand, dem er durch die oben erwähnte Abhandlung Ausdruck gab. Aber seine Methode der Mythenvergleichung und der Etymologie war noch im Wesentlichen dieselbe. Nur ein System des Pantheismus brachte er nicht hinzu. Er verfährt empirischer, ruhiger und bedachtsamer, und läßt das Gegebene mehr auf sich wirken. Solche allgemeine Ansicht bewirkt aber doch manchmal vorgefaßte Meinungen die sich dann im Besonderen durchaus bewahrheiten sollen. Und immer bewahrheiten in der That, weil dem Combinationstrieb der Zügel der Regel noch nicht angelegt ist. Jacob Grimm spricht einmal den Grundsatz aus: am richtigsten betrachte man die meisten Anfangsconsonanten als gleichgültige Vorsätze vor den Wurzelvocal. Und er verfährt nach diesem Grundsatz. Man begreift wie viele Vergleichungen sich damit auf's Bequemste bewerkstelligen ließen. In späteren Jahren hat Niemand so viel für die Gewinnung fester Regeln zur Vergleichung der germanischen Sprachen mit ihren Verwandten gethan als Jacob Grimm. Aber von einiger Voreingenommenheit gegenüber den Thatsachen hielt er sich öfters nicht ganz frei. Eine Abhandlung aus dem Jahre 1850 zum Beispiel sucht den sehr schönen Gedanken durchzuführen, alle Wörter die den Besitz bezeichnen gingen auf Verhältnisse des Hirtenlebens zurück, Vorstellungen von Vieh und Weide und Treiben des Viehes lägen zum Grunde. Aber wie müssen die Wörter sich jeder Behandlung fügen, wie werden die Regeln umgangen, oder nach Gefallen Ausnahmen statuirt. Es macht großes Vergnügen solche Abhandlungen zu lesen. Man schließt gerne eine Weile die Augen und überläßt sich blind der Führung. Oeffnet man sie aber, so können alle Düfte

die man eingeathmet hat während des Weges nicht dafür entschädigen daß man einen falschen gegangen ist.

Ungeregelte Combinationslust welche so in seinem höheren Alter in kleinen Flämmchen hie und da herausschlägt, brennt in seinen Jugendschriften lichterloh. Er redet von der unendlichen Sprache in der nur Ein unablässig in einander greifendes Leben wohne, Ein lebendiges Geschäft wache und walte bis in ihre kleinsten Theile, so daß jedes Wörtchen kettenweise zu dem Höchsten führen müsse. An sich, meint er, seien alle und jede Wörter nur eines, es komme darauf an die Kette nachzuweisen. Und so sänken auch in der ursprünglichen Mythologie Zeiten und Räume und Wesen zusammen, es handle sich nur darum die Reihe aller Mittelglieder zu finden. Sprache und Poesie spalte sich aus der inneren Einheit, was ewig und nothwendig differenzire sei die Erscheinung. Wie klar in solchen Aeußerungen die Verwandtschaft mit Kanne und Görres zu Tage liegt, so gilt doch auch hier wieder was wir mit Kanne's eigenen Worten ausdrücken wollen: Geht nicht alle Lehre blos deswegen ein in ein Gemüth weil sie hier auch hätte geboren werden können? Sätze wie die angeführten, entspringen aus einem allgemeinen Trieb, aus einem allgemeinen Zug des Denkens der zu Ende des vorigen Jahrhunderts erwachte. Wir bezeichnen ihn nur unvollkommen und vergleichsweise wenn wir ihn den Drang nach einer obersten Identität nennen. Friedrich Schlegel meint dasselbe wenn er sagt: ohne eine gewisse Beimischung des Pantheismus dürfen wir nicht erwarten, einen von den Schriftstellern des jetzigen Zeitgeistes zu finden. Jener Drang erscheint in Schiller's und Schelling's Philosophiren. Er erscheint in Goethe's Urpflanze. Er erscheint in Friedrich Schlegel's Begriff der romantischen Poesie als einer progressiven Universalpoesie. Er setzt sich in die historischen Wissenschaften hinein, in die Geschichte des Mythus, der Poesie, der Sprache bei Görres, Kanne, den Grimm. Die Herbeiziehung des Indischen geht damit Hand in Hand. Ein Jahr nachdem Görres zum ersten Male seine Gedanken über Religionsgeschichte dargelegt hatte, in demselben Jahre in dem es Kanne that, im Jahre 1808, erschien Friedrich Schlegel's Buch über die Sprache und Weisheit der Indier, schrieb Th. A. Rixner eine „Darstellung der uralten indischen Alleinslehre."

Jacob Grimm hat eine Reihe von einzelnen Resultaten der Kanne'schen Betrachtungsweise angenommen und durch seine eigenen Forschungen zu bestätigen oder diese darauf zu bauen gesucht. Auch die Uebereinstimmung der Methode ist so groß daß an ein Lernen nothwendig muß gedacht werden. Doch war niemals bei Jacob Grimm irgend ein Lernen todtes Aufnehmen. Es war eine Befruchtung blos aus der ein neues



Wesen ward. Jacob Grimm spricht irgendwo einen methodischen Grundsatz aus zu dessen Reinheit und Schärfe sich Kanne nie erhoben haben würde, der Ihn aber sein ganzes Leben lang in seinen Forschungen bis zur Uebertreibung leitete. Jederzeit, sagt er, müsse eine Auslegung aus der allgemeinen Sprache oder Mythe so lange weichen vor der lebendigen, auf dem Boden der eigenen Sprachverhältnisse und Localsage beruhenden, bis sich beide erst wieder an einem höheren Punkte zusammenwenden können.

Görres und Kanne sind die Hauptmuster jener voreiligen Gattung von Gelehrten, welche die schwierigsten Probleme der Wissenschaft gleich bei dem ersten Versuch lösen, ganze wissenschaftliche Reiche auf den ersten Anlauf meinen erobern zu können. Görres zeigt sich so in seinen mythologischen Arbeiten und nicht anders in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Lohengrin und in seinem Aufsatz über die Chronik des Hunibald (1813). Auch Jacob Grimm wagt vielfach zu Großes, wozu seine Kräfte, wozu die Kräfte der damaligen Sprach- und Mythenforschung überhaupt noch nicht hinreichten. Aber bei weitem mäßiger ist er doch. Der Schüler Savigny's greift einen einzelnen Gegenstand der Außenwelt heraus, über dessen Identität kein Zweifel entstehen kann, und verfolgt ihn durch die Religionen und Poesien aller Völker. Er untersucht zum Beispiel auf diese Weise die mythologische Bedeutung der Milchstraße, faßt sie als Himmelsweg und sucht ihre Auffassung in den verschiedenen Mythologien mit den irdischen Wegen, die in der Sagenpoesie eine Rolle spielen, zu verknüpfen. Die scharfe Analyse der zu Grunde liegenden Anschauung und wie darin Sinnliches in Geistiges überschwanke, ist sein Hauptaugenmerk. Der Zögling Kanne's jedoch benutzt mythologische Vorstellungen der einen Nation ohne Weiteres zur Aufhellung der mythologischen Vorstellungen einer anderen Nation. Er verknüpft überhaupt allzu Fernliegendes wobei die historischen Mittelglieder nicht nachgewiesen werden können: Poesien des dreizehnten Jahrhunderts zum Beispiel mit altnordischen Mythen; aus dem Christenthum stammende Anschauungen mit zufällig ähnlichen des germanischen Heidenthums. Die Poesie überhaupt soll voll mythischer Ueberbleibsel stecken.

Die allgemeine Ansicht der Poesie die von Jacob getheilt wird spricht am deutlichsten Wilhelm Grimm aus. Er knüpft sie ausdrücklich an Görres, an dessen „Mythengeschichte der asiatischen Welt," deren Resultate er mit zu den größten rechnet die die Zeit gewonnen. Das Göttliche, der Geist der Poesie ist bei allen Völkern derselbe und kennt nur Eine Quelle. Darum zeigt sich überall ein Gleiches, eine innerliche Uebereinstimmung, eine geheime Verwandtschaft deren Stammbaum verloren gegangen, die aber auf ein gemeinsames Haupt hindeutet, endlich eine



analoge Entwickelung. Verschieden aber sind die äußeren Bedingungen und Einwirkungen. Darum neben jenem Einklang auch wieder Verschiedenheit in der äußeren Gestaltung, abhängig von dem Himmel worunter die Pflanze gestanden und die in großen Massen wie im Einzelnen nachzuweisen ist bis in's Unendliche. Wilhelm Grimm ist jedoch in der Geschichte der Poesie schon zu sehr bewandert als daß er nicht die Möglichkeit von Entlehnungen zugeben sollte, die Möglichkeit daß Dichtungen in bestimmter Gestalt einem Volk von dem anderen hinübergereicht worden seien. Aber er ist überall geneigt, wo nicht ein bestimmtes Zeugniß beinah oder wörtliche Uebersetzung vorliegt, Urverwandtschaft anzunehmen. Das zeigt sich bei der Nibelungensage deren nordische Gestalt durchaus im Norden original entstanden sein soll. Es zeigt sich bei den Märchen wie wir gesehen haben.

Fließt alle Poesie aus Einer Quelle und läßt diese nach allen Seiten hin ihre Bäche und Arme sich verästeln: so wird sich die Betrachtung eines poetischen Productes darauf zunächst richten müssen, ob es der ursprünglichen Lauterkeit und Reinheit mehr oder weniger treu geblieben, ob es vielleicht durch Aufnahme fremder Elemente sie getrübt oder vollends den Ursprung verleugnend seine eigene Bahn gesucht habe. Hier schlägt die Unterscheidung von Naturpoesie und Kunstpoesie herein. Herder hatte diese Begriffe als historische aufgestellt. Die Schlegel und Arnim nahmen sie meist in rein ästhetischem Sinne nach ihrem Wortlaut und mußten so dahin kommen das Vorhandensein von Naturpoesie ohne alle Kunst zu leugnen. Die Grimm hielten aber an der Herder'schen Unterscheidung fest. Sie fiel bei ihnen zusammen mit dem Unterschiede der ursprungstreuen, traditionell gebundenen und der neuen, selbstherrlichen, losgebundenen Poesie; dann auch mit dem Gegensatze der einheimischen und fremden, der nationalen und romantischen. Nur in den alten Heldengesängen, sagt Jacob Grimm einmal, reicht noch ein Zweig der alten Naturpoesie in unser Land herüber. Sie lassen aus dunkler Zeit, sagt Wilhelm, aus der nur wenige schweigende Ruinen stehen, über welche der Blick der Gegenwart unachtsam hingeht, und von welcher die Geschichte kaum etwas spricht, Gestalten in dem hellsten lebendigsten Glanze hervortreten, an deren Tugend, Muth und Schönheit wir sehen daß auch damals Großes und Mächtiges gewesen. Stets neu gestaltet sich die Volksdichtung in einem beständigen Leben auf unendliche Art und, immer verschieden, ruht sie doch immer auf demselben Grund wie auf einem Urfelsen.

Beide Brüder haben wiederholt den Ausdruck gebraucht, Volkslieder vermöchten sich nur selbst zu dichten. Man konnte sich dabei erinnern daß Herder von der singenden Natur in den Volksliedern sprach und daß

Friedrich Schlegel die Natur die eigentliche Verfasserin der homerischen Gedichte nennt. Man fand den Ausdruck aber mit Recht wunderlich. Jacob Grimm nahm ihn in Schutz. Wie alles Gute in der Natur gehe auch das Volkslied, das Epos aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervor. Was dabei Leiden und Thun heißen kann, wer wolle es ihnen absehen? Nicht hätten es wenige ausgezeichnete, überlegen begabte Menschen absichtlich hervorgebracht, sondern in dem was diese thaten dürfe man eher den Gegensatz des Epischen und wodurch sein nothwendiger Untergang bereitet wurde anerkennen. Es handle sich um ein Wunder und Geheimniß der Dichtung. Und da sei der freilich sehr wunderliche Ausdruck fast an der Stelle.

Die Naturpoesie und was ihren alleinigen Gehalt ausmacht, mit ihr zusammenfällt, die Tradition, die Sage genauer zu charakterisiren, hatte vorzüglich Wilhelm Gelegenheit. Er besprach ihre vereinzelte Weiterausbildung, wie das Lied mit seinem schimmernden fliegenden Sommer an einen kleinen unwesentlichen Umstand der Sage sich anhängt, so daß diese einen bedeutenden Theil ihres Inhaltes fallen läßt und an einem kaum beachteten Punkte neu hervortritt. Ihre Beweglichkeit in Aeußerlichkeiten, wie sie wohnen kann wo es ihr gefällt, sich in ein anderes Leben einflicht und überall gleich zu Hause ist. Ihren Stil: die Ereignisse, sagt er, stehen im Volksliede wie Berge neben einander deren Gipfel nur beleuchtet sind.

Jacob Grimm faßte besonders den Moment des Hervorgehens der Kunstpoesie aus der Naturpoesie in's Auge. Er setzt ihn in der Geschichte der deutschen Poesie an eine falsche Stelle freilich, an das Ende des zwölften Jahrhunderts erst, wo aus dem epischen Gesang und in epische Manier zuerst noch eingewickelt die Lyrik sich loswindet. Er sucht ihn in der übrigen europäischen Literatur, bei den Provenzalen, Franzosen, Niederländern, im Norden, in England auf; vergleicht die Erscheinungen dort mit den einheimischen; und legt indem er Aehnlichkeiten wie Verschiedenheiten aufdeckt, den Grund zur Erkenntniß dieses Vorganges als eines historischen Gesetzes. Denn in allen Literaturen folgt auf das alte Epos eine Poesie die statt aus dem Gemüth des Ganzen aus dem des Einzelnen hervorquillt. Was die Natur nach ihrer Unbewußtheit rein und vollendet in sich giebt, dasselbe strebt nun die Kunst frei zu ersetzen. Allein unerreichbar steht ihren anfassenden Händen der Gipfel alter Herrlichkeit. Es ist überall als ziehe sich eine große Einfachheit zurück und verschließe sich in dem Maaße worin der bildende Mensch sie aus der eigenen Kraft, durch sein Nachsinnen zu offenbaren strebt. Wie das Leben selbst, so theilt sich die Poesie in die Herrschaft der Natur über alle Herzen wo ihr noch



jedes als einer Verwandtin in's Auge sieht ohne sie je zu betrachten; und in das Reich des menschlichen Geistes der sich gleichsam von der ersten Frau abscheidet, deren hohe Züge ihn nach und nach seltsam dünken. Die tiefsinnige Unschuld der Naturpoesie ist mit der indischen Sage vom göttlichen Kinde Krischna zu vergleichen, dem die irdische Mutter von ungefähr den Mund öffnet und inwendig in seinem Leibe den unermeßlichen Glanz des Himmels sammt der ganzen Welt erblickt, das Kind aber spielt ruhig fort und scheint nichts davon zu wissen.

Poesie überhaupt ist nach Jacob Grimm nichts anderes als das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache. Oder wie er sich ebenfalls ausdrückt: lebendige Erfassung und Durchgreifung des Lebens. Darum sucht er überall die genaue Vorstellung des lebendigen athmenden Menschen aus dessen Seele die Dichtung hervorströmt: des kindlichen Menschen der mit der ganzen Natur verkehrt, mit den festgebannten Pflanzen und Steinen, und das Leben der Elemente anerkennt; des Kunstdichters des dreizehnten Jahrhunderts in einer Atmosphäre von Ritterlichkeit, Frauenliebe und Blumenduft; des dichtenden Handwerkers der darauf folgenden Zeit, der in Geschmacklosigkeit und Trockenheit, aber auch in Ehrlichkeit und Selbstverkennung seine fromme Kunst übt.

Gedichtet kann nur werden was der Dichter mit Wahrheit in seiner Seele empfunden und erlebt hat, und wozu ihm die Sprache halb bewußt, halb unbewußt auch die Worte offenbaren wird. Woran aber die einsam dichtenden Menschen leicht, ja fast immer verstoßen, nämlich an dem richtigen Maaß aller Dinge, das ist der Volksdichtung schon von selbst eingegeben.

So ist die ganze Sympathie der Grimm überall nur bei der Volkspoesie. Der dichtende Einzelne erscheint bei ihnen stets im Nachtheil. Das Bewußte wird gegenüber dem Unbewußten herabgesetzt, die individuelle Arbeit und die freie That gegenüber dem Naturwüchsigen und Nothwendigen der Gesammtheit, wie bei Savigny und der historischen Rechtsschule überhaupt. Die Grimm sind immer geneigt dem einzelnen Dichter möglichst wenig zuzutrauen, ihm seinen Antheil an einem bestimmten poetischen Product möglichst zu schmälern. Sie forschen allerwärts nach dem Traditionellen und sind stets bereit, fruchtbare poetische Motive langer, in graues Alterthum sich verlierender Ueberlieferung zuzuschreiben und für diese selbst wo möglich mythischen Urgrund zu suchen und aufzuweisen. Diese Gewohnheit Beobachtungen über die traditionelle Gebundenheit des dichterischen Geschäftes anzustellen und Alles in Poesie wie im Mythus zu combiniren worin Analogie sich zu zeigen schien, mußte auch der Erforschung der Sprache zu Gute kommen, sobald nur einmal das Inter-

esse von den Uebergängen und Verwandtschaften der Begriffe und Anschauungen sich auf die einzelne Sprachwurzel mit ihren Verzweigungen wendete, von der Vergleichung aller Sprachen ohne Wahl auf einen Kreis von sicher und nahe zusammenhangenden, von den Wörtern und Sachen auf die Flexionen und Laute, von der Etymologie auf die Grammatik. Den ersten Spuren dieser Wendung, die sich in Jacob Grimm allmählich vollzog, begegnet man in der Zeitschrift „Altdeutsche Wälder," welche die Brüder in den Jahren 1813, dann 1815 und 1816 erscheinen ließen.

Seit Gräter's Bragur, der bis 1802 fortgesetzt wurde, waren wiederholte Versuche gemacht worden die altdeutschen Studien und ihre Theilnehmer um eine Zeitschrift zu concentriren. Keine dieser Unternehmungen brachte es zu dauernder und gesicherter Existenz. Die Altdeutschen Wälder hatten das Eigene daß fast alle Aufsätze von den Herausgebern herrührten. Ihr gemeinschaftlicher Vorrath altdeutscher Poesien war beträchtlich angewachsen. Sie wollten daraus Materialien mittheilen die so vielseitig als möglich ausgelesen werden sollten. Die Zeitschrift hatte mit manchen Uebelständen zu ringen und brachte es nur auf drei schwache Bände.

Die ohne Zweifel von Jacob geschriebene Vorrede polemisirt gegen zwei Richtungen welche den altdeutschen Studien sich nach seiner Meinung schädlich erwiesen hatten. Gegen die engherzige, unrühmliche Kritik die sich wider den regen Eifer für das deutsche Alterthum sträube und nur Wenigem aus jener Zeit das Recht auch allgemeinerer Beachtung zugestehen wolle. Und gegen diejenigen welche, wie von der Hagen zum Beispiel, in raschem und ehrenwerthem Eifer die alten Gedichte in neue Form nothdürftig umpaßten und sich damit sofort an's große Publicum wandten. Jacob Grimm vergleicht sie mit solchen die allein ein Schiff bemannen und auf's Meer treiben wollen das nur vereinte sichere Kräfte und günstige Winde, vor Allem seine eigene Tugend, leicht und lebendig fortführen. Es war aber nichts abgeschlossen noch auf diesem Gebiete, man hatte nichts Fertiges aufzuweisen womit man aus der Werkstätte hinaus vor das Publicum hätte treten können.

Die Individualitäten der Brüder sah man in dieser Zeitschrift deutlich gegen einander sich abgrenzen. Wilhelm legte darin den Grund zu seinem Hauptwerke, seinem berühmten Buch über die deutsche Heldensage. Er sammelte alle Anspielungen und Erwähnungen in denen sich Kenntniß der Sage zu verrathen schien, wie sie durch die ganze Literatur des Mittelalters zerstreut sich vorfinden. Er legte dadurch den Grund zu einer Geschichte der Sage, durch welche allein erst das Bild der deutschen Literaturentwickelung des Mittelalters ein vollständiges und allseitiges werden konnte.



Außerdem beschränkt sich sein Antheil an den Altdeutschen Wäldern auf die Publicirung noch nicht herausgegebener Texte mit einigen Erläuterungen dazu, welche zum Theil deutlich zeigen wie befangen auch er war in dem Streben überall mythischen Hintergrund zu entdecken.

Dagegen hat man Jacob's ganze Vielseitigkeit in keinem Werke dieser ersten Periode so anschaulich beisammen wie hier. Er giebt Texte heraus. Er stellt metrische Beobachtungen an. Er handelt über die Nibelungen. Er sucht der lateinischen Poesie des Mittelalters Einiges abzugewinnen für die genauere Erkenntniß der Geschichte der deutschen. Er verfolgt Novellenstoffe, Märchen und Sagen, poetische Motive und Vorstellungen durch alle europäischen und orientalischen Literaturen. Er weist auf neugriechische Volkslieder, wie er damals schon anderwärts auf die serbischen aufmerksam machte. Er berichtet nach seiner schon früher geäußerten Sympathie für das Handwerkswesen über die Ceremonien mit welchen die Schmiede- und Böttchergesellen einen Lehrling unter sich aufnehmen. Er wünscht eine sorgfältige Sammlung der Sprache, Lieder und Gewohnheiten der Handwerker und aller Stände, der Jäger, Schiffer, Bergleute, Studenten, Landsknechte, des Adel- und Bauernstandes, ja selbst der Räuberbanden, weil dies Alles mit der alten Poesie und ihren Formen zusammenhänge. Er giebt selbst einen weiteren Beitrag dazu, indem er alte Jagdsitten beschreibt und Waidsprüche und Jägerschreie edirt. Er bespricht altdeutsche Personen- und Ortsnamen und verlangt ein vollständiges Register derselben mit allen leisen Varianten. Unter aller dieser Vielgeschäftigkeit bemerkt man mit Vergnügen wie sein Interesse an grammatischen Beobachtungen wächst und wie schon einige grammatische Ansichten auftauchen die er allerdings von seiner späteren Höhe aus „fast noch roh oder wild" nennen mußte. Seine eigentliche Liebe aber gehört noch den Mythen- und Sagenvergleichungen. Er verhehlt sich auch nicht daß Vielen unter den versuchten Zusammenstellungen manches zu bunt und grell, manches unter einem ganz anderen Licht erscheinen könnte. Aber jede Betrachtung die das Auge auf ein Einziges festhefte sei schädlich. Und wo der Stoff so zuströme wie bei derartigen Untersuchungen, da sei im Eifer der Arbeit ein Fehlgreifen hie und da unvermeidlich. Wer einen thaunassen Baum an einem Ast anrühre und einen Regen von Tropfen herabschüttele, der könne nicht immer schnell genug darunter weglaufen um nicht durchnäßt zu werden.

Die Altdeutschen Wälder wurden von Wilhelm Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern sehr scharf und tadelnd recensirt. Der Gegensatz wurde offenbar der sich zwischen den Grimm'schen Bestrebungen und den Arbeiten der Mehrzahl ihrer bisherigen Fachgenossen herausgebildet hatte.



Die älteren Romantiker, Tieck und beide Schlegel, betheiligten sich in diesen Jahren zum letzten Male an der altdeutschen Philologie, während zum Beispiel Görres etwas länger dabei aushielt und noch 1817 altdeutsche Volks- und Meisterlieder herausgab. Tieck bearbeitete den Frauendienst Ulrich's von Liechtenstein in neudeutscher Prosa (1812). Friedrich Schlegel hatte in seinen literaturgeschichtlichen Vorlesungen — ebenfalls 1812 — über die deutsche Poesie des Mittelalters zu reden, ohne daß er etwas Neues oder Bedeutendes vorgebracht hätte; während ein gleichzeitiger Aufsatz „über nordische Dichtkunst" manches Schöne aber nicht gerade aus tiefer Kenntniß stammende über Ossian, die Edda, Shakspeare sagte und in ihnen den gemeinsamen nordischen Geist aufzuzeigen suchte. Wilhelm Schlegel beabsichtigte eine große sowohl kritische als wort- und sacherklärende Ausgabe des Nibelungenliedes mit einer Einleitung über die Bedeutung, Entstehung und Fortpflanzung dieser und anderer verwandter Heldensagen, zu der er massenhaftes Material gesammelt hatte. In seinem Nachlaß fanden sich drei Folianten darüber. Das Gedicht sollte durch diese Ausgabe allen zugänglich gemacht werden, wie er sich ausdrückt, deren Gemüth nicht dafür verschlossen ist. Wir wollen der Nachkommenschaft beweisen, fährt er in seiner Ankündigung fort, daß wir in diesem Zeitalter allgemeinen Verfalls und hoffnungslosen Unglaubens die erhabene Vorzeit mit tiefer Verehrung erkannt haben, und mit Ernst bemüht gewesen sind, ihr heilbringendes Andenken zu erneuern. — Auch eine neue Ausgabe der Pariser Handschrift der Minnesänger erwartete man von Wilhelm Schlegel. Weshalb weder aus dieser noch aus der Nibelungenausgabe etwas geworden, wissen wir nicht. Aus der Einleitung zu den Nibelungen veröffentlichte er 1812 einige Abschnitte, worin er den lächerlichen Versuch machte Heinrich von Ofterdingen, einen Dichter über den uns gar nichts Sicheres überliefert ist, als den Verfasser des Nibelungenliedes zu erweisen. Seine Recension der Altdeutschen Wälder enthält einiges Treffende, manches Ungerechte und Verkehrte. Man muß ihm beipflichten, wenn er gegen die allzugroße Ausdehnung des Begriffes Mythus und gegen Jacob Grimm's Etymologien polemisirt. Er nennt ihn einen etymologischen Heraklitus, und wendet auf ihn an was Plato von diesem sagt: gewisse Philosophen hätten sich so lange herumgedreht, um das Wesen der Dinge nach allen Seiten zu suchen, daß sie darüber schwindlich geworden, und nun erscheine ihnen die Welt selbst wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben. Sonderbar aber ist es, wenn Schlegel den Brüdern einen Vorwurf daraus zu machen scheint daß sie ausschließend für Kenner schrieben und nicht auch solche Leser zu gewinnen suchten die neben einer leichten Belehrung Unterhaltung begehren. So hatte



er schon ein andermal erklärt, die Gelehrten seien dazu da, um gebildeten Freunden ihres Faches die doch keinen erschöpfenden Fleiß darauf wenden können, die Sache so leicht als möglich zu machen. Er muß aber doch selbst zugeben, daß jeder Schriftsteller das Recht habe, den Kreis seiner Leser nach Gutdünken zu beschränken.

Am klarsten zeigt sich der Gegensatz in den Ansichten über das Wesen der Sage und des Epos. Das Erhabene und Schöne, sagt Schlegel, kann zu allen Zeiten nur ein Werk ausgezeichneter Geister sein. Die Sage und volksmäßige Dichtung war allerdings das Gesammteigenthum der Zeiten und Völker, aber nicht ebenso ihre gemeinsame Hervorbringung. Wenn wir einen hohen Thurm in wohlgeordneten Verhältnissen über die Wohnungen der Menschen hervorragen sehen, so errathen wir freilich leicht daß viele Bauleute die Steine herzugetragen haben. Aber die Steine sind nicht der Thurm: diesen schuf der Entwurf des Baumeisters. Alle Poesie beruht auf einem Zusammenwirken der Natur und Kunst. Wie unschuldig die früheste Kunst auch sein mochte, so mußte sie dennoch bald aufhören unabsichtlich zu sein. Ja in den Zeiten woraus alle ursprünglichen Heldendichtungen herstammen, war die Poesie nicht blos eine Kunst; sondern sie war ein Gewerbe. Jeder Sänger hatte Mitwerber. Des neuzuströmenden Stoffes war wenig. Der Sänger mußte also durch den Vortrag dem Bekannten Neuheit zu geben suchen. Damals genoß die Heldendichtung des eigenthümlichen Vorrechtes trotz allen Wundern für wahr zu gelten. Die Wunder waren daher das Feld auf welchem die Dichter mit ihren Erfindungen sich den Rang abzulaufen strebten. Auch schöpften sie nicht unmittelbar aus der Geschichte, sondern aus der Sage in welcher das zu Grunde liegende Geschichtliche schon mannichfach umgewandelt war — durch die eigentlichen Bewahrer derselben, die alten Leute denen die Eindrücke ihrer Jugend unwillkürlich durch die bloße Entfernung der Zeit zu immer größeren Ereignissen anwuchsen — durch Uebertreibungen welche Vorliebe und Abneigung, dann der dem menschlichen Geiste besonders in der ersten Frische der Einbildungskraft inwohnende Hang zum Wunderbaren hervorbrachte — durch die Ruhmbegierde der Völker und Fürsten, welche sich gerne eine glorreiche Vergangenheit andichtete oder andichten ließ und durch die Aussicht auf Vortheil auch den einzelnen Dichter zu absichtlichen Erfindungen nach dieser Richtung hin verlockte.

Einen schrofferen Widerspruch kann man sich nicht denken. Waren Schlegel's rationalistische Anschauungen richtig, so waren alle Hauptgedanken von denen sich die Grimm bisher hatten leiten lassen in ihren Forschungen, haltlos und falsch. Die Grundlinien schon des Gebäudes das

sie aufführen wollten, mußten anders gezogen werden. Zusammenfiel was sie bereits aufgebaut hatten. Im Epos und in der Sage war nichts zu finden als die historische Wahrheit einerseits und im Uebrigen ein Gewebe von Lügen. Der Unterschied von Naturpoesie und Kunstpoesie, Herder's große Entdeckung, zerrann in nichts. Aber die Geschichte der Wissenschaft hat gegen Schlegel und für die Grimm entschieden. Schlegel's Recension — sie betraf nur den ersten Band der Zeitschrift — erschien 1815. Seine verkehrte Ansicht des Nibelungenliedes war ein Ausfluß der darin vorgetragenen Ansichten. Jacob Grimm bekämpfte jene im zweiten Bande der Altdeutschen Wälder, und ein Jahr darauf wurde durch Lachmann der Beweis geführt, daß das Nibelungenlied in der uns überlieferten Gestalt aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden ist, und damit die entgegengesetzte Ansicht zwar nicht für immer abgewiesen, aber doch für immer widerlegt.

In Schlegel's Bemerkungen über das Epos liegt nichts Wahres als das Gefühl aus dem sie entsprungen sind, daß die Grimm hier etwas unklar ließen. Ihre Ansicht trat wie ein Lehrsatz auf an den man glauben müsse. Der Vorgang schien ein Wunder. Man bekam, wenn man ihre Aeußerungen las, manchmal den Eindruck, als ob es dabei nicht recht menschlich und natürlich hergegangen sei. Man sah nicht ganz deutlich, wie man sich die Betheiligung Vieler, die Betheiligung eines ganzen Volkes an der Entstehung des Epos zu denken habe. Man sah nicht ganz ein, wie einer Zeit die Ereignisse welche sie selbst erlebt hat zu einer Dichtung werden konnten die an sich unwahr, ihr doch für wahr galt. Aber daß das Epos aus einer Betheiligung Vieler, in gewissem Sinne Aller hervorgegangen sei, und daß die Einmischung des Wunderbaren zunächst in dem Glauben an das Wunderbare, in der Kraft des Mythus beruhen müsse: diese Sätze hätte Schlegel nicht angreifen dürfen. Sie sind das Fundament geworden auf das sich eine Geschichte der Poesie bis an ihren Ursprung hinauf erst bauen ließ. Der genaue Vorgang bei der Entstehung des Epos schlummert unter dem Schatten des Geheimnisses noch jetzt. Und es war besser das Geheimniß anzuerkennen als es zu leugnen. Es war besser hier von einem Wunder zu sprechen und mit Staunen anzuschauen, als Alles begreiflich zu finden und erklären zu wollen. Es war besser die Nebel abzubilden, welche Bergformen versteckten, als eine willkürliche Zeichnung für jene Formen auszugeben.

Es gab auch Leute damals denen die Sprache ein Conglomerat von Begreiflichkeiten schien. Denn was ist begreiflicher als grammatische Regeln und Ausnahmen? Da kam Wilhelm von Humboldt und erklärte (1812 zuerst): Man muß sich von der Idee los machen, daß die Sprache

ein Erzeugniß der Reflexion und der Uebereinkunft oder überhaupt das Werk der Menschen (wie man den Begriff in der Erfahrung nimmt) oder gar des Einzelnen sei. Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht sie aus dem Munde einer Nation und als ein nicht minder staunenswerthes aus dem Lallen jedes Kindes hervor. Dieser Wundergläubige ist der Begründer der neueren Sprachwissenschaft geworden: über dem Andenken der Gottsched und Adelung wächst Gras. Das Geheimniß der Entstehung des Epos ist aber dasselbe seinem Wesen nach wie das der Entstehung des Wortes. In beiden eine Thätigkeit die sich nur in dem Einzelnen vollzieht und doch in ihrem Grunde von dem Ganzen ausgehen muß, damit sie sich vollziehen könne. Wer solche Probleme nicht zu lösen weiß oder falsch löst, steht hundertmal höher als wer seine Augen davor verschließt und ihr Dasein leugnet.

Es giebt eine Verstandesklarheit welche Alles zu wissen scheint und sich in ihrem Wissen mit einer beneidenswürdigen Sicherheit zu bewegen weiß, welche Ausschreitungen und Uebertreibungen Anderer sofort bemerkt und rügt, und selbst niemals in Fehler verfällt die auf der Abweichung von dem Gewöhnlichen beruhen. Schlegel hatte diese Klarheit, dazu nicht unbedeutende Kenntnisse. Und sie ließ ihn manchen Irrweg erkennen auf den die Grimm gerathen waren, wie er auch einige Punkte der älteren römischen Geschichte viel richtiger beurtheilte als Niebuhr. Ferner stehenden vermochte er dadurch gewaltig zu imponiren. Die sehr geistreiche Recension von Schlegel, schreibt Sulpiz Boisseree an Goethe, bereite die Menschen vor, das Rechte über die altdeutsche Literatur und ihre Behandlung zu vernehmen. Schlegel lobe an den Grimm was zu loben sei, aber das nichtige kleinliche Sinnbildeln und Wortdeuteln, ihre ganze Andacht zum Unbedeutenden verspotte er mit grimmigem Witz. Und ein andermal schreibt er, es thue in der altdeutschen Literatur eine leitende Kraft noth. Diese könne nur Schlegel sein. An Aufmerksamkeit, Fleiß und Thätigkeit im Einzelnen mangele es keineswegs, die Brüder Grimm zeichnen sich hierin vor Allen aus. Aber woran es fehle, das sei Kritik, Uebersicht und Umsicht im Ganzen.

Wie Kritik, Uebersicht und Umsicht in die altdeutsche Philologie gekommen sind, werden wir in einem zweiten Artikel zu zeigen suchen. Wilhelm Schlegel's Namen aber werden wir dabei wenig zu nennen haben. Es war beinahe großmüthig von Jacob Grimm, zwanzig Jahre später an Lachmann zu schreiben: Gegen Schlegel sind Sie fortwährend hart; fast zu sehr. Ich danke ihm immer noch die in meiner Jugend durch ihn empfangene Anregung.

Die mannichfaltigen Schwächen, die den ersten Arbeiten der Grimm



ankleben, haben auch wir nicht zu verdecken gesucht, die Irrthümer nicht verschwiegen, mit welchen sie namentlich der Einfluß von Görres und Kanne bestrickte. Diese Irrthümer mußten abfallen, aber ihre Wirkung war nicht ohne Segen. Auf ihnen beruhte die sogenannte Andacht zum Unbedeutenden. Auf dieser beruhte die Möglichkeit in der altdeutschen Philologie zu finden was und wie sie und Andere später gefunden haben. Sie waren ihrer vaterländischen Wissenschaft zugethan mit dem Feuer der ersten Liebe. Ein ganzes ungetheiltes Herz brachten sie ihr entgegen. Ganz und ungetheilt nahmen sie sie darin auf und nichts Anderes neben ihr. Da war nichts zu klein was sie betraf. Das Auge der Liebe bemerkte das Geringste. Sie haben ihr die Treue unwandelbar gehalten. Und der Lohn blieb nicht aus. Wenn wir durch Einen Namen die Wiedererweckung der altdeutschen Welt bezeichnen wollen, so nennen wir den ihrigen.

Wien im September. W. Scherer.

Die Arbeiterfrage.

III.

Wir haben im letzten Artikel gesehen, wie die allgemeine sittliche und geistige Hebung des Arbeiterstands stets auch auf die ökonomische Besserung hinwirkt, das Steigen der Löhne zur indirecten Folge hat; wir haben gezeigt, wie zu diesem Zwecke die verschiedensten Mittel auf allen Lebens- und Culturgebieten zusammenzuwirken haben. Sind wir dabei besonders von den Pflichten ausgegangen, welche der Staat und die höheren Stände in der Arbeiterfrage zu erfüllen haben, so haben wir dabei doch nicht übersehen, daß die selbständige Theilnahme des Arbeiterstandes, seine innere Umbildung zur Selbstachtung und zur Selbstverantwortlichkeit die Hauptsache ist. Diese Eigenschaft und damit die höchste geistige und sittliche Anstrengung wird nun aber am meisten gesteigert und entwickelt durch das Associationswesen, das neuerdings so große Dimensionen angenommen hat und in der Arbeiterfrage so ausschließlich in den Vordergrund getreten ist. Auch hier handelt es sich nicht um eine Bewegung, die nicht auch der Anregung und Förderung von Seiten der höheren Stände, der rechtlichen Ordnung und der Unterstützung von Seiten des Staates bedürfte, aber der Hauptimpuls und die Hauptthätigkeit muß allerdings

von den Arbeitern selbst kommen und in sofern ist die Berufung auf die „Selbsthülfe" im Genossenschaftswesen ganz gerechtfertigt.

Um die ganze Bedeutung der Association für unsere Zeit, ihren Zusammenhang mit unserer ganzen modernen Gesellschaftsentwicklung besser zu verstehen, müssen wir nochmals etwas weiter ausholen.

4.

Das menschliche und gesellschaftliche Leben ist ein stetes Spiel und Oscilliren zwischen den zwei Polen, um die es sich dreht, zwischen dem Individualismus und der Gemeinschaft. Unsere Zeit gravitirt mehr nach dem ersteren Pol; von den Ueberlieferungen einer überlebten Culturepoche mußte sie sich befreien, in ihrer Philosophie und in ihrem Recht ging sie zurück auf den abstracten einzelnen Menschen, die moderne Geldwirthschaft befreite den Einzelnen von den lästigen Fesseln des Andern und gab ihm mit der Stellung rein auf sich selbst seine volle Kraft zurück. Der Individualismus wurde die große Alles erfüllende Tendenz der Zeit. Und wenn eine Zeit von einem großen Principe bewegt wird, so sieht sie es leicht für die ganze, volle Wahrheit an, während es doch nur eine Seite derselben ist; hat eine Zeit große, gewaltige Veränderungen erlebt, so sieht sie in allem Leben nur noch die Veränderung, nicht mehr das, was dennoch stehen geblieben; von den tausend Momenten und Ursachen, die zusammen wirken, um einer Culturperiode ihre eigenthümliche Signatur zu geben, sieht man leicht nur die zuletzt hinzugetretenen, die den Ausschlag gaben. So geht es jetzt mit dem Principe des absoluten Individualismus und Egoismus. Es hat Großes geleistet und geschaffen, es hat Recht in allen Zeiten und unter allen Umständen, weil die einzelne Persönlichkeit stets der Born und innere letzte Quellpunkt ist, aus dem alles menschliche Leben und Thun hervorquillt; die großen Fortschritte in allen Gebieten verdanken wir entschieden der freieren, ungehinderteren Entwicklung der einzelnen Persönlichkeit, wie sie das moderne Bewußtsein, das moderne Recht, die moderne Wirthschaft mit sich gebracht haben. Aber trotzdem ist der Individualismus nur der eine Pol unseres Lebens, nur der eine Hebel für unsere Fortschritte und eine einseitige Verfolgung dieses Princips bringt Gefahren und Mißstände mit sich. Jede absolut ungehinderte, willkürliche Entwicklung schließt die Möglichkeit des Irrthums ein. Die Verweisung des Einzelnen rein auf sich selbst beraubt ihn zugleich der Stützen und sittlichen Bande, die die Gemeinschaft und ihre Organe um ihn geflochten; er vergißt leichter, daß nur durch sittliches Zusammenwirken mit den Andern alles Höchste zu erreichen ist. So wird der an sich berechtigte Individualismus zur zersetzenden Atomistik, zum ertödtenden Egois-



mus. Dieser Abweg nun wird unserer Zeit von der conservativen Partei bis zum Uebermaaß vorgehalten. Zwei Bewegungen stehen sich gegenüber scheinbar unversöhnlich, die eine sieht in dem Individualismus nur die wahre Freiheit, die andere nur die mögliche unsittliche Willkür und beklagt den Mangel der sittlichen Bande, wie sie früher in den gebundenen Feudal- und Corporationsverhältnissen das ganze Leben des Einzelnen umschlungen und getragen, aber auch gehemmt hatten.

Daß wir in gewissem Grade an einer egoistischen Atomistik leiden, daß der Einzelne rein für sich nicht stets die richtige und billige Lagerung in dem großen, viel verschlungenen Organismus der Gesellschaft findet — ist unzweifelhaft. Die bewegliche Geld- und Credit-Wirthschaft hat eine Art von Geschäftsmännern erzeugt, die, in dem Calcül der Speculation gefangen, aufhören Menschen zu sein, sie hat jene hastige Erwerbslust und Geldsucht mit sich gebracht, welche, nur die schnelle Bereicherung im Auge, alle Pflichten und jedes in die Zukunft sehende Interesse vergißt, sie hat jenen Materialismus hervorgerufen, welcher nur an sich denkt, welcher von Opfern, von Unterordnung unter ein Ganzes, von einem organischen Zusammenwirken nichts wissen will. Wie dieser Richtung ein sittlich und ökonomisch verbessertes Verhältniß zwischen den höheren und niederen Ständen, zwischen den Fabrikanten und Arbeitern und eine richtige Gesetzgebung entgegenwirken kann, haben wir schon gesehen. Aber das genügt nicht. Der sittliche Geist organischer Gemeinschaft braucht eine äußere, feste Organisation; das Zusammenwirken, das die egoistische Atomistik aufheben soll, bedarf fester, den Verhältnissen entsprechender Organe. Es müssen sich sittliche und ökonomische Gemeinschaften bilden, die den Einzelnen heben und stärken, die im Zusammenwirken nicht den Schwachen auf Kosten des Starken unterhalten, wohl aber durch das rechte geregelte Zusammenwirken Alle stärken, wenn auch vielleicht den Schwachen relativ mehr als den Starken, der eher auf eigenen Füßen noch sich hätte halten können.

Aber welcher Art sollten diese Organe sein? Man zauderte und schwankte, stritt und versuchte; das unsichere Tasten und falsche Verlangen war natürlich. Es war eine Welt neuer Verhältnisse, auf die die alten Sitten und das alte Recht nicht mehr paßten; man suchte die Muster entweder in einem reinen Phantasiespiel ohne Anschluß an's praktische Leben, wie der Socialismus, oder man ging auf die alte Zeit zurück, ohne zu denken, wie sehr alle Verhältnisse andere geworden. Man verlangte Organe der Gemeinschaft, die das ganze Leben umfassen sollten statt blos einzelne Seiten und Zwecke desselben, weil es früher so gewesen, und vergaß, daß nur die Familie das nie wechselnde Organ sittlicher Gemein-

schaft für's ganze Leben ist. Man wollte, der Staat solle die Regulirung und Leitung der neuen Gemeinschaften übernehmen, während er es schon früher nur theilweise gekonnt und, wo er es gethan, nur mit mancherlei Hemmung ausgeführt hatte. Heute muß bei der gesteigerten Complicirtheit des ökonomischen Getriebes dem Centralorgan schon die nöthige Einsicht und Uebersicht fehlen. Jedes geeignete Mittel, den Einzelnen zu angestrengtester Thätigkeit anzuspornen, ginge in solchen großen Monstre-Gemeinschaften verloren. Die Fäden zwischen dem Centrum und der Peripherie sind heute im ökonomischen Leben viel zu lang, viel zu verschlungen, um vom Mittelpunkt aus nach allgemeinen Regeln geleitet werden zu können. Alles ist complicirter, verschiedenartiger, wechselvoller geworden. Unter einander selbst sind die Geschäfte und Betriebe so wenig ähnlich, daß alle gemeinsamen Regeln, nach denen der Staat immer verfahren muß, hemmend werden müßten.

Daher ist das einzig Richtige, die neuen nothwendigen Organe der Gemeinschaft stets mehr für einzelne Zwecke und Seiten des Lebens zu schaffen, sie in ihrer Stellung als neue Mittelglieder zwischen den Einzelnen und das Ganze einzuschieben, wie das auch die vielfache Beschäftigung unserer Zeit mit dem Begriffe der Gesellschaft, als zwischen dem Staat und dem Einzelnen stehend, andeutet. Nur so können diese neuen Organe der Gemeinschaft fördern, ohne die freie Entwicklung des Einzelnen zu hemmen, nur so können sie durch sittliche Gemeinschaft den Egoismus zurückdrängen, ohne durch schablonenhafte Bande verschiedene und vielfach gegliederte Lebensverhältnisse umfassen zu wollen. So versöhnt sich sittliche Gemeinschaft und freie Entfaltung der Individualität.

Unsere Zeit drängt auf Selfgovernment; das ist aber richtig verstanden nicht eine Stärkung des Einzelnen auf Kosten des Ganzen, sondern eine Stärkung der politischen Mittelglieder zwischen Beiden, der Gemeinde und des Kreises. Im socialen Leben schafft dieselbe Tendenz jene Unzahl Vereine für alle Zwecke und Seiten des Lebens, für die der Einzelne oft die größten ökonomischen Opfer bringt und als unmittelbare Gegengabe blos das Gedeihen des Ganzen erwartet, — auf dem ökonomischen Gebiete schafft sie die Versicherungen, die Deich- und Creditvereine, die Be- und Entwässerungsgemeinschaften, die Güterzusammenlegung und Feldwegregulirung, die Actiengesellschaften und endlich die Associationen, die uns hier zunächst interessiren, da sie vor Allem auf die Hebung der arbeitenden Klassen gerichtet sind.

Ueberall handelt es sich bei diesen neuen Organen des socialen und ökonomischen Lebens darum, an die Stelle des beschränkten Egoismus, der nur auf den gegenwärtigen Moment sieht, jenes höhere Interesse zu setzen,

das in momentaner Unterordnung unter das Ganze und mit momentanen Opfern das dauernde Beste auch des Einzelnen zu erreichen strebt, das durch eine geregelte Verknüpfung und Ordnung an die Stelle lauter vereinzelter Kräfte und Geschäfte eine gemeinsame Thätigkeit setzt, die das Hundertfache erreicht. Alle derartigen Gemeinschaften sind ein Beweis für die Behauptung, daß der rein egoistische Individualismus auch im Wirthschaftsleben nicht ausreicht, daß auch hier sittlich solidarische Gemeinschaften den Einzelnen stützen und tragen müssen. Faßt man daher die Selbsthülfe als Hülfe des Individuums rein durch sich selbst auf, so ist die Association die Negation der Selbsthülfe. Das sich gegenseitige Unterordnen, das Aufgeben des Sonderwillens im Interesse der Allgemeinheit, sagt Pfeifer ganz richtig, sind die ersten und hauptsächlichsten Tugenden, durch die ein genossenschaftliches Zusammenwirken möglich und der Sieg der so vertretenen Ideen gewiß wird. Die Association ist ein Organ der Gemeinschaft, ein Staat im Staate. Ihr Leben beruht darauf, daß der Geist und die Sitte der Besten auch die weniger Guten nachziehe, daß Leistung und Gegenleistung mehr im Ganzen, als im Einzelnen sich ausgleichen.

Daß die innere Organisation geschäftsmäßig eingerichtet ist, daß der Einzelne keinen Gewinn und keinen Credit erhält, ohne präcise Feststellung seiner Gegenleistung, spricht nicht hiegegen. Dies muß so sein, damit der Einzelne die Vortheile der Association als innere Errungenschaft betrachte, nicht als blos äußerliche Gabe, die er gleichgültig annimmt und verzehrt, ohne ein Anderer zu werden. Er muß selbst dafür thätig sein, sich für die Sache interessiren, an ihrem Gedeihen Gewinn und Schaden haben, und darum in festgeregeltem, geschäftsmäßig strengem Verkehr mit der Association stehen — aber das schließt nicht aus, daß der Eine größere Opfer bringt als der Andere durch persönliche Leitung und Aufopferung, daß der Eine dem Credit der Association mehr nützt als der Andere durch seine als tüchtig bekannte Persönlichkeit, daß der Eine leidet ohne Schuld durch den Andern vermöge der solidarischen Haftung.

Aber kommen wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen zur Sache selbst. Wir haben schon oben gesehen, wie sich unter den Arbeitern verschiedene Vereine zur Hebung ihrer Lage bildeten. Die Sparkassen und friendly societies, die Bildungsvereine und die trades-unions beruhen schon auf der Idee gemeinschaftlichen Handelns. Es ist wesentlich das Verdienst des Socialismus, der auch zuerst den Kampf gegen den absoluten Egoismus in der Volkswirthschaft aufgenommen hat, die Zwecke der Genossenschaften auf die Consumtion und Production ausgedehnt, den

Gedanken hiezu angeregt zu haben. Dies gilt wenigstens von England und Frankreich. In England, wo die Noth der Arbeiter am größten, die geistige und sittliche Tüchtigkeit und Energie wenigstens Einzelner aber auch am Höchsten steht, ging die Bewegung hauptsächlich von der Aristokratie der Arbeiter selbst aus; in Frankreich gab den Hauptanstoß die Februarrevolution, die Thätigkeit der Revolutionsregierung und das Fiasco der meisten staatlich unterstützten Associationen; in Deutschland ging die Bewegung durchaus von den höheren Klassen aus; Gelehrte wie Huber und Männer der Praxis wie Schulze-Delitzsch haben hier das größte Verdienst. Besonders der Letztere ist durch seine unermüdliche praktische Thätigkeit in diesem Felde einer jener edeln Wohlthäter der Menschheit geworden, dessen Name nie wird vergessen werden, so lange die aufopfernde Hingebung eines ganzen Lebens an einen großen und guten Zweck für das Höchste gilt im Reiche der menschlichen Lebenszwecke.*)

Betrachten wir zunächst die distributive Association, die Genossenschaft zum Zwecke besserer und wohlfeilerer Consumtion. Es ist bekannt, wie wenig die freie Concurrenz in manchen Fällen im Stande ist — ihr wahres Ziel zu erreichen — billige und gute Waaren zu liefern. Besonders im Kleinverkehr, an den der Arbeiter gewiesen ist, hat sie viele Mittelglieder des Verkehrs eingeschoben, durch die Kosten der Reclame und der in den Schaufenstern verdorbenen Waaren die Preise vertheuert, durch unsittliche Fälschungen und Betrügereien die Arbeiter übervortheilt. Der Arbeiter und Handwerker ist ja durch die Noth des Augenblicks immer der schwächere Theil im Concurrenzkampfe, und wenn vollends die Schlechtigkeit der Fabrikanten zu dem Trucksysteme greift, so erhält der Arbeiter factisch einen immer kleineren Lohn, seine durchschnittlichen Lebensbedürfnisse werden immer weiter herabgedrückt. Dies spricht nicht gegen die Concurrenz überhaupt, denn in den meisten Fällen erreicht sie ihr Ziel: die Lieferung billiger, unverfälschter, reeller Waaren. Nur hier erreicht sie es durch die Beimischung unsittlicher Momente, durch die Unkenntniß und Noth des einen Theils, nicht. Es handelt sich also darum, diesen Theil so zu organisiren, daß er selbst dieser verdorbenen Concurrenz Concurrenz macht.

Die theuren und verfälschten Waaren, denen der Arbeiter so oft preisgegeben ist, brachten schon 1843 eine Anzahl armer Weber in Roch-

*) Die wichtigste Literatur: Huber, Concordia und genossenschaftliche Briefe nebst verschiedenen kleinen Broschüren; Schulze, die arbeitenden Klassen und das Associationswesen; Capitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus; Jahresberichte über das Genossenschaftswesen; Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter; Vorschuß- und Creditvereine als Volksbanken; Pfeifer, über Genossenschaftswesen, 1863.

das in momentaner Unterordnung unter das Ganze und mit momentanen Opfern das dauernde Beste auch des Einzelnen zu erreichen strebt, das durch eine geregelte Verknüpfung und Ordnung an die Stelle lauter vereinzelter Kräfte und Geschäfte eine gemeinsame Thätigkeit setzt, die das Hundertfache erreicht. Alle derartigen Gemeinschaften sind ein Beweis für die Behauptung, daß der rein egoistische Individualismus auch im Wirthschaftsleben nicht ausreicht, daß auch hier sittlich solidarische Gemeinschaften den Einzelnen stützen und tragen müssen. Faßt man daher die Selbsthülfe als Hülfe des Individuums rein durch sich selbst auf, so ist die Association die Negation der Selbsthülfe. Das sich gegenseitige Unterordnen, das Aufgeben des Sonderwillens im Interesse der Allgemeinheit, sagt Pfeifer ganz richtig, sind die ersten und hauptsächlichsten Tugenden, durch die ein genossenschaftliches Zusammenwirken möglich und der Sieg der so vertretenen Ideen gewiß wird. Die Association ist ein Organ der Gemeinschaft, ein Staat im Staate. Ihr Leben beruht darauf, daß der Geist und die Sitte der Besten auch die weniger Guten nachziehe, daß Leistung und Gegenleistung mehr im Ganzen, als im Einzelnen sich ausgleichen.

Daß die innere Organisation geschäftsmäßig eingerichtet ist, daß der Einzelne keinen Gewinn und keinen Credit erhält, ohne präcise Feststellung seiner Gegenleistung, spricht nicht hiegegen. Dies muß so sein, damit der Einzelne die Vortheile der Association als innere Errungenschaft betrachte, nicht als blos äußerliche Gabe, die er gleichgültig annimmt und verzehrt, ohne ein Anderer zu werden. Er muß selbst dafür thätig sein, sich für die Sache interessiren, an ihrem Gedeihen Gewinn und Schaden haben, und darum in festgeregeltem, geschäftsmäßig strengem Verkehr mit der Association stehen — aber das schließt nicht aus, daß der Eine größere Opfer bringt als der Andere durch persönliche Leitung und Aufopferung, daß der Eine dem Credit der Association mehr nützt als der Andere durch seine als tüchtig bekannte Persönlichkeit, daß der Eine leidet ohne Schuld durch den Andern vermöge der solidarischen Haftung.

Aber kommen wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen zur Sache selbst. Wir haben schon oben gesehen, wie sich unter den Arbeitern verschiedene Vereine zur Hebung ihrer Lage bildeten. Die Sparkassen und friendly societies, die Bildungsvereine und die trades-unions beruhen schon auf der Idee gemeinschaftlichen Handelns. Es ist wesentlich das Verdienst des Socialismus, der auch zuerst den Kampf gegen den absoluten Egoismus in der Volkswirthschaft aufgenommen hat, die Zwecke der Genossenschaften auf die Consumtion und Production ausgedehnt, den

Gedanken hiezu angeregt zu haben. Dies gilt wenigstens von England und Frankreich. In England, wo die Noth der Arbeiter am größten, die geistige und sittliche Tüchtigkeit und Energie wenigstens Einzelner aber auch am Höchsten steht, ging die Bewegung hauptsächlich von der Aristokratie der Arbeiter selbst aus; in Frankreich gab den Hauptanstoß die Februarrevolution, die Thätigkeit der Revolutionsregierung und das Fiasco der meisten staatlich unterstützten Associationen; in Deutschland ging die Bewegung durchaus von den höheren Klassen aus; Gelehrte wie Huber und Männer der Praxis wie Schulze-Delitzsch haben hier das größte Verdienst. Besonders der Letztere ist durch seine unermüdliche praktische Thätigkeit in diesem Felde einer jener edeln Wohlthäter der Menschheit geworden, dessen Name nie wird vergessen werden, so lange die aufopfernde Hingebung eines ganzen Lebens an einen großen und guten Zweck für das Höchste gilt im Reiche der menschlichen Lebenszwecke.*)

Betrachten wir zunächst die distributive Association, die Genossenschaft zum Zwecke besserer und wohlfeilerer Consumtion. Es ist bekannt, wie wenig die freie Concurrenz in manchen Fällen im Stande ist — ihr wahres Ziel zu erreichen — billige und gute Waaren zu liefern. Besonders im Kleinverkehr, an den der Arbeiter gewiesen ist, hat sie viele Mittelglieder des Verkehrs eingeschoben, durch die Kosten der Reclame und der in den Schaufenstern verdorbenen Waaren die Preise vertheuert, durch unsittliche Fälschungen und Betrügereien die Arbeiter übervortheilt. Der Arbeiter und Handwerker ist ja durch die Noth des Augenblicks immer der schwächere Theil im Concurrenzkampfe, und wenn vollends die Schlechtigkeit der Fabrikanten zu dem Trucksysteme greift, so erhält der Arbeiter factisch einen immer kleineren Lohn, seine durchschnittlichen Lebensbedürfnisse werden immer weiter herabgedrückt. Dies spricht nicht gegen die Concurrenz überhaupt, denn in den meisten Fällen erreicht sie ihr Ziel: die Lieferung billiger, unverfälschter, reeller Waaren. Nur hier erreicht sie es durch die Beimischung unsittlicher Momente, durch die Unkenntniß und Noth des einen Theils, nicht. Es handelt sich also darum, diesen Theil so zu organisiren, daß er selbst dieser verdorbenen Concurrenz Concurrenz macht.

Die theuren und verfälschten Waaren, denen der Arbeiter so oft preisgegeben ist, brachten schon 1843 eine Anzahl armer Weber in Roch-

*) Die wichtigste Literatur: Huber, Concordia und genossenschaftliche Briefe nebst verschiedenen kleinen Broschüren; Schulze, die arbeitenden Klassen und das Associationswesen; Capitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus; Jahresberichte über das Genossenschaftswesen; Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter; Vorschuß- und Creditvereine als Volksbanken; Pfeifer, über Genossenschaftswesen, 1863.



dale, in Erinnerung an Robert Owen's Arbeiterorganisation, auf den Gedanken, gemeinschaftlich ihre Bedürfnisse einzukaufen und später wo möglich auch zu produciren. Das ist der Ursprung der cooperative stores, der genossenschaftlichen Verkaufsläden. Unter tausend Schwierigkeiten begannen sie mit einem Capital von 28 Pfd. St. und 28 Mitgliedern, und 1861 hatten sie ein Vermögen von 40,000 Pfd. St., 3900 Mitglieder und einen Geschäftsumsatz von 190,782 Pfd. St. Gesunde und unverfälschte Waaren aller Art, geliefert zu festen mittleren Marktpreisen, sind der Hauptzweck, baare Bezahlung der Hauptgrundsatz. Das Geschäftscapital, das den Arbeitern gehört, wird mit 5 pCt. verzinst, der Gewinn, der durch die Differenz zwischen den Engrospreisen und den mittleren Detailpreisen entsteht, wird als Dividende an sämmtliche Käufer nach dem Verhältniß ihres Einkaufs vertheilt, nur 2½ pCt. des Reingewinns werden für ein gemeinschaftliches Lese- und Gesellschaftszimmer nebst Zeitungen, Bibliothek, Schach- und Brettspiele zurückbehalten. Die Generalversammlung der capitalbesitzenden Arbeiter, ein Präsident, Cassirer, Secretär, 3 Aufseher und 5 Directoren, von dieser gewählt, bilden den Geschäftsorganismus. Die Generalversammlung nimmt neue Mitglieder auf — stets nur solche, deren guter Ruf notorisch bekannt ist; der Eintritt involvirt wöchentliche kleine Beiträge als Capitaleinlage, bis durch sie oder durch stehen gelassene Dividenden jeder Theilnehmer im Besitz einer Actie von mindestens 5 Pfd. St. ist; doch werden die Dividenden auch meist darüber hinaus im Geschäfte gelassen. Nichtmitglieder können ihre Waaren ebenfalls in dem Laden der Association beziehen und erhalten sie zu den gleichen Preisen, aber es wird ihnen aus dem Gewinn nur eine kleinere Dividende gewährt.

Aehnlich ist die Einrichtung der sämmtlichen englischen cooperative stores, deren bereits 500 mit über 100,000 Mitgliedern, einem jährlichen Reingewinn von 1½ Millionen Thaler und einem Vermögen von 3 bis 4 Millionen Thaler, die meisten aber erst seit dem Jahre 1856 bestehen. Sie stehen unter sich in Geschäfts- und Creditverbindung. In Rochdale wurde hauptsächlich von den Mitgliedern des Consumvereins eine große Kunstmühle als besondere Association mit erspartem Capital von 20,000 Thalern gegründet — aus ihr beziehen 62 stores ihr Mehl, die zuerst genannte „Rochdale Equitable Pionneers society" allein für jährlich 300,000 Thaler, wobei sie 20,000 Thaler Dividende erhalten.

Neuestens haben die sämmtlichen Genossenschaften in Manchester ein großes Geschäft, die „Northof England cooperative whole sale industrial and provident society" gegründet; die sämmtlichen Actien wurden von den einzelnen stores gezeichnet; der Zweck ist die Anschaffung



von Vorräthen im Großen durch unmittelbaren Einkauf in den großen Seeplätzen zum Wiederverkauf an die Genossenschaften. Die leitende Seele ist der vielverdiente Mr. Cooper, Secretär der Rochdaler Pioniere. Die rechtliche Grundlage fanden diese stores in dem Gesetze vom 7. August 1862, the industrial and provident societies act, das ihnen eine festere Stellung im Geschäftsverkehre, juristische Persönlichkeit und verschiedene Privilegien, wie Freiheit von der Stempelgebühr und der Einkommenssteuer verlieh.

In Deutschland sind die Consumvereine noch nicht sehr verbreitet, da hier das Bedürfniß sich weniger zeigte, die freie Concurrenz nicht auf dieselben unlauteren Abwege wie in England gerieth. Daß sie aber dennoch eine Zukunft haben, zeigen die trefflichen Erfolge, die einzelne Vereine, z. B. der Züricher Consumverein und andere haben. Schulze-Delitzsch zählt in seinem letzten Jahresbericht für 1863 67 ihm speciell bekannte Consumvereine in Deutschland, schätzt aber ihre Gesammtzahl auf 200, denen die ganz ähnlich organisirten Krankenpflege-Vereine in einer Zahl von mindestens 120—150 zur Seite stehen.

Die Geschäftseinrichtung der deutschen Consumvereine ist verschieden. Meist haben sie eigene Läden, wie die englischen, theilweise aber haben sie das sogenannte Markensystem eingeführt. Es eignet sich dies besonders für kleinere Vereine, bei denen die Haltung eigener Läden noch zu theuer zu stehen kommt. Der Verein schließt in diesem Fall Verträge mit einzelnen Kaufleuten und Handwerkern über Lieferung der Consumtionsgegenstände in guter und billiger Qualität ab; die Vereinsmitglieder beziehen nun ihre Waaren von diesen Handwerkern unmittelbar gegen Marken, durch welche sie sich als Vereinsmitglied legitimiren und welche sie von der Vereinskasse gegen baare Bezahlung beziehen. Der Gewinn, den der Verein macht, ergiebt sich aus dem Rabatt oder den niederen Preisen, die ihm die Handwerker und Kaufläden bei einem so gesicherten größeren Absatz geben. Der Vortheil, den diese Markenvereine haben, liegt darin, daß sie zum Anfang kein größeres Betriebscapital nöthig und kein großes Risico zu fürchten haben. Gegenüber den Lagerconsumvereinen haben die Markenvereine den Nachtheil, daß ihr Gewinn stets nur in dem nicht bedeutenden Rabatt besteht, den ihnen der Kaufmann oder Handwerker bewilligen kann. Ob sie oder Lagervereine vorzuziehen sind, richtet sich nach den localen und speciellen Verhältnissen. Die gewöhnlichen älteren deutschen Lagervereine unterscheiden sich in ihrer Geschäftseinrichtung dadurch von den englischen, daß sie ihren Beamten Tantièmen geben statt fester Gehalte, was ganz zweckmäßig ist und daß sie stets nur den Einkaufspreisen en gros 5 pCt. zuschlagen und so verkaufen, wodurch sie ihre



Waaren um 20—30 pCt. billiger als im Marktverkehr liefern, aber nur eine sehr kleine Dividende zahlen können, 2 pCt. vom Umsatz, da 3 pCt. als Tantièmen und Geschäftskosten abgehen. Die englische Methode trägt mehr zum Capitalisiren bei, erleichtert die Ansammlung eines Vermögens, während die deutsche nur dann wohlthätig wirkt, wenn der Arbeiter den erweiterten Lebensspielraum zu einer vernünftigen Erhöhung der Lebensbedürfnisse, nicht zu augenblicklichen unsittlichen Genüssen gebraucht. Die deutsche Methode giebt dem Arbeiter einen um 20—30 pCt. höheren Sach- oder Reallohn. Die englische giebt ihm eine jährliche Ersparniß auf einmal in die Hand im Betrage von 20—30 pCt. seines Einkommens. Wie sehr Beides auf die Hebung des Arbeiterstandes wirken muß, springt in die Augen und wenn eine richtige sittliche Entwickelung die ökonomische begleitet, so ist die Herabdrückung des Lohns, wie sie Lassalle durch das Allgemeinwerden der Consumvereine annimmt, gar nicht möglich. Gerade aber das sittliche Leben wird durch die genossenschaftliche Thätigkeit, durch die leicht gemachten Ersparnisse, durch die wachsende Hoffnung auf die Zukunft, durch den großen Einfluß, den in der Genossenschaft die Besten und die Tüchtigsten üben, durch die Richtung der Vereine auch auf Bildungszwecke ungemein befördert. Wer das praktische Leben kennt, wird also nicht mit Lassalle und vielen Anderen (auch Pfeifer) behaupten, jeder Gewinn hier führe statt zu höherem standart, zu einer proletarischen Kinder- und Arbeitervermehrung und damit endlich wieder zu niedrerem Lohn.

Neben die Thätigkeit der Regierungen, Gemeinden, der politischen Parteien, der Fabrikanten und höheren Stände überhaupt für Arbeiterwohnungen haben sich in England seit einigen Jahren auch eine große Zahl reiner Arbeitergenossenschaften gestellt, die nur mit eigenen Beiträgen die Herstellung besserer und wohlfeilerer eigener Wohnungen verfolgen. Es ist dies äußerst erfreulich und zeigt, auf welch' hoher Stufe das genossenschaftliche Leben in England bereits angekommen ist. Wünschen wir, daß es den Bemühungen unserer volkswirthschaftlichen Agitation gelinge, diese Bewegung auch nach Deutschland zu verpflanzen. Es wird das, wenn es gelingt, die im letzten Artikel geschilderten Bestrebungen der höheren Klassen für Verbesserung der Arbeiterwohnungen nicht überflüssig machen, sondern sie nur unterstützen und weiter anregen. Zwei Hebel in derselben Richtung wirken immer besser, als einer.

Die Associationen zu productiven Zwecken haben theils nur einzelne Seiten des Geschäftslebens, theils eine ganz gemeinschaftliche Production im Auge. In die erstere Kategorie gehören die vor Allem in Deutschland durch Schulze-Delitzsch eingeführten Vorschuß- und Creditvereine, die in England wohl gar nicht vorkommen und in Frankreich und Italien

erst neuestens nach deutschem Muster eingebürgert wurden. Mit ihnen kommen wir zugleich von den eigentlichen Fabrikarbeitern wieder auf die Handwerker zurück. Wir haben in unserem ersten Artikel schon gesehen, daß der Handwerkerstand sich neuestens wieder in besserer Lage befindet, daß er in vielen Branchen nicht blos die Concurrenz des Großbetriebes aushält, sondern durch ihn gerade wieder mehr Beschäftigung erhält, daß er sich jedenfalls für einzelne Geschäftszweige dauernd erhalten wird, wenn auch in etwas veränderter concentrirterer Gestalt. Was ihm nun hauptsächlich noch mangelte, war der Credit. Zwar wird sich der reine Personalcredit mit steigender Sicherheit des Verkehrs, mit der allgemeinen Zunahme von Treu und Glauben in allen Verhältnissen von selbst heben, aber für die kleinen Leute bildet er sich erst durch genossenschaftliche Concentration recht aus. Wohl waren auch schon früher Handwerkerbanken und ähnliche Creditkassen besonders mit Geschenken und zinsfreien Darlehen errichtet worden. Aber sie konnten nicht gedeihen; der Handwerker wandte sich nicht an sie, es fehlte an der rechten Verwaltung. Aengstlichkeit und Unkenntniß der Verhältnisse verdarben das Beste. Bei dem geringen Gedeihen, das sie hatten, war der Handwerker auf seinen eigenen Personalcredit verwiesen und der war und mußte in seiner Isolirung gering bleiben.

„Dem unbemittelten Arbeiter und Gewerbetreibenden," sagt Schulze-Delitzsch, „versagt sich, wenn er vereinzelt auftritt, der Credit, oder wird ihm nur höchst ungenügend und unter den ungünstigsten Bedingungen zu Theil. Denn die Verwerthung seiner Arbeitskraft, welche so zu sagen seinen ökonomischen Werth ausmacht und das einzige Mittel ist, seinem Gläubiger gerecht zu werden, hängt von zu vielen Zufälligkeiten ab, welche der Arbeiter nicht in der Gewalt hat und die sich jeder Controle des Gläubigers entziehen, weshalb sie keine Sicherheit für die Capitalanlage bietet. Dies ändert sich jedoch, sobald größere Gruppen von Arbeitern und Gewerbetreibenden sich verbinden und den Ausfall, den die Gläubiger etwa bei einzelnen erleiden könnten, durch Einstehen Aller für Einen, und Eines für Alle übernehmen, indem die Vertheilung desselben auf Viele die Vertretung weniger lästig macht. So wird der in seiner Vereinzelung Creditlose durch Anschluß an eine größere Gesammtheit creditfähig, sobald er sich nur durch Erfüllung seiner Pflichten als Vereinsmitglied durch seine sittliche und wirthschaftliche Haltung creditwürdig zeigt." Die Entwickelung des Personalcredits ist stets als ein Symptom vollendeter sittlicher Zustände gepriesen worden — sie ist zugleich ein ethisch-sociales Moment von höchster Bedeutung durch ihre ökonomische Wirkung. Der Personalcredit stellt den Kleinen dem Großen



gleich im Concurrenzkampf, er allein hebt die Herrschaft des Besitzes über die Arbeit auf.

Beruht aber dieser neue Personalcredit auf einem solidarischen Zusammenschluß der Handwerker, so mußte ihnen — um sie recht dafür zu interessiren — auch die Leitung der neuen Volksbanken in die eigene Hand gegeben werden, was um so eher geschehen konnte, als der Handwerkerstand genug eigene Elemente mit der gehörigen Bildung, Geschäftskenntniß und sittlichen Tüchtigkeit in sich birgt. Nur auf solchen Grundlagen konnte jener Geist gemeinschaftlicher Wirksamkeit, gemeinschaftlicher Ehre sich ausbilden, jene kräftige Hebung des Selbstgefühls und der Selbstachtung sich vollziehen. „Man hält auf sich" — wie Schulze sagt — „man darf dem Verein keine Schande machen, die Ausschließung wäre geradezu Entehrung." So durchzieht das Associationswesen das ganze ökonomische Getriebe mit neuen sittlichen Banden, die dann wieder auf das ganze Leben der Betreffenden, auf ihre sonstige Wirthschaft und ihr häusliches Leben, auf ihre gewerbliche Tüchtigkeit und Solidität zurückwirken.

Die Begründung der Vorschußvereine auf Selbsthülfe schließt aber zweierlei nicht aus: einmal, daß der Anstoß und die Anleitung hierzu von höherer Seite kommt, und dann, daß sie durch andere als eigene Capitalien unterstützt werden können, sofern man ihnen diese nur nicht umsonst, sondern gegen entsprechende Zinsen überläßt.

Schulze selbst gründete seinen ersten Vorschußverein in Delitzsch sogar noch mit Geschenken und zinsfreien Anlehen: bestimmte aber sogleich strenge Zinsenzahlung der Schuldner, Betheiligung der Schuldner durch wöchentliche Beiträge am Capital und eigene Verwaltung des Geschäfts durch die Handwerker. Als die Sache nicht gedeihen wollte, führte man die solidarische Haft sämmtlicher Mitglieder des Vereins ein. Dies gab der Sache die rechte Kraft. Jedes Mitglied mußte wöchentlich 1, später 2 Sgr. einzahlen als Capitaleinlage, überdies lockte der hohe Zinsfuß von 5 pCt. viele Ersparnisse zur Einlage an; der Credit wurde pro Thaler und Woche zu 1 Sgr., also zu 14 pCt., später zu 8 pCt. gewährt, wodurch die Erzielung eines großen Geschäftsgewinns möglich war, der als Dividende nach dem Guthaben der Mitglieder vertheilt wurde. Durch die Wochenbeiträge wurden die Allerärmsten ausgeschlossen, zugleich aber die Sicherheit und der Credit erhöht, den die Vereine jetzt in so hohem Grade genießen. Verluste kommen beinahe keine vor. Im Ganzen existirten in Deutschland 1863 circa 700 solcher Vorschußvereine mit über 125,000 Mitgliedern, einem eigenen Capital von 2¾ Millionen, einem creditirten Capital von 12 Millionen und einem jährlichen Gesammtbetrag

an gewährten Vorschüssen von 40 Millionen Thalern. Die 339 Vereine, deren detaillirter. Geschäftsabschluß Schulze 1863 vorlag, hatten im Jahre 1863 ihren 99,165 Mitgliedern für 33 Millionen Thaler Credit gegeben mit einem Betriebsfond von 11,009,680 Thalern, wovon 1,803,393 eigenes Capital der Mitglieder, 5,706,032 aufgenommene Anlehen, 3,416,250 freiwillige Spareinlagen, 218,967 Thaler Reservefonds der Vereine waren. Der Reingewinn beträgt bei 66,748 Thalern Verlust im Ganzen 171,530 Thaler. In der Geschäftsführung sind die fremden Gelder das Wichtigste. Es ist stets gefährlich, wenn ein Verein zu viel fremdes Capital gegenüber dem eigenen beschäftigt, weil das erstere in Zeiten der Krisis leicht zurückgezogen werden kann. Auch die Spareinlagen sollten nur gegen sehr lange Fristen kündbar sein. Der Austritt der Mitglieder muß ebenfalls durch gewisse Fristen beschränkt sein und die Auszahlung ihres Capitalantheils kann erst nach Abschluß der laufenden Geschäfte, für deren möglichen Verlust der Betreffende noch mithaftet, erfolgen. Die Mißleitung des Dresdener Vorschußvereins und seine darauf folgende Katastrophe, die aber eine vereinzelte Erscheinung im Genossenschaftswesen blieb, beruhten auf einer zu starken Benutzung des fremden Credits. Daher ist die wachsende Zunahme des eigenen Capitals gegenüber dem fremden, die Schulze in seinem neuesten Bericht nachweist, sehr erfreulich, wie der von ihm längst empfohlene Grundsatz der einzig richtige ist, den Directoren der Bank nach Beschluß der Generalversammlung von Zeit zu Zeit eine bestimmte Maximalsumme zu gestatten, auf welche sie den Gesammtstand der Anlehen bringen dürfen.

An die Vorschußvereine reihen sich die Rohstoffvereine. Sie haben den Zweck, den Handwerkern billigere und bessere Rohstoffe durch den Einkauf en gros zu beschaffen, da dies einer der Hauptpunkte ist, in denen der Kleinbetrieb dem Großbetrieb nachsteht; die Vereine arbeiten mit Anlehen unter solidarischer Bürgschaft der Mitglieder, liefern die Stoffe unter $6\frac{2}{3}$ pCt. Zuschlag zum Einkaufspreis, wovon $4\frac{1}{2}$ pCt. als Dividende vertheilt, das Uebrige als Geschäftskosten zurückbehalten wird. Die Handwerker erhalten ihre Rohstoffe auf diese Weise um 20—50 pCt. billiger als beim Einkauf im Detail. Ob es nicht auch hier besser wäre, mittlere Marktpreise zu fordern und den Gewinn als Dividende zurückzubehalten, damit der Handwerker sich so leichter ein Capital ansammle, wollen wir nicht entscheiden, aber wir möchten diese Frage eher bejahen als verneinen. Mit den Rohstoffvereinen verbinden sich häufig Magazingenossenschaften zu gemeinsamem Verkauf, wodurch besserer Verkauf, Wegfall des Zeitverlustes durch den Vertrieb und sicherer gleichmäßiger Absatz erzielt wird. Im Jahre 1863 nimmt Schulze in Deutschland 225 bis



250 Rohstoff- und Magazingenossenschaften mit circa 10—12,000 Mitgliedern und einem Umsatz von circa 2 Millionen Thalern an.

Den Mittelpunkt der sämmtlichen deutschen Associationen bildet die von Schulze geführte Anwaltschaft der auf Selbsthülfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. Diese Anwaltschaft bezweckt, die Associationen mit Rath und That zu fördern, den Verkehr unter ihnen selbst zu vermitteln, neue in's Leben zu rufen, eine entsprechende Gesetzgebung zu erreichen. Sie giebt die „Innung der Zukunft" als genossenschaftliche Zeitschrift heraus, hat einen allgemeinen Vereinstag und provinzielle Unterverbände der Genossenschaften zur Geschäftsverbindung und erleichterten Abrechnung der einzelnen Associationen unter sich eingerichtet, bei einer Anzahl großer Banken den Genossenschaften einen leichteren Credit verschafft, so wie durch Gründung des durch große Capitalisten und Bankiers in Berlin gebildeten Bürgschaftsvereins für die Associationen auch die besitzenden Klassen zu einer zweckmäßigen Unterstützung der Genossenschaften vermocht und in diesem Verein zugleich den Keim einer künftigen Centralgenossenschaftsbank geschaffen, d. h. eines auf der Basis der Großbanken errichteten, mit den Mitteln eines solchen ausgestatteten Instituts, welches speciell dem Bankcredit der Genossenschaften zu dienen bestimmt ist. Es hat sich das Bedürfniß einer solchen Centralbank um so lebhafter gezeigt, als mit den politischen Verwickelungen des letzten Jahres die Vorboten einer Creditkrisis sich bemerklich machten und verschiedene Bankhäuser daher den Genossenschaften den weiteren Credit erschwerten oder verweigerten. Die Centralbank soll als Commanditgesellschaft auf Actien gegründet (1250 Actien à 200 Thaler), die Mehrzahl der Actien von den Genossenschaften und deren Mitgliedern gezeichnet und damit von Anfang an der Bank eine gewisse Kundschaft und Rentabilität gesichert werden; daneben soll die Bank aber in Berlin noch gewöhnliche Geschäfte machen, da das Creditiren an die Genossenschaften — so nöthig es diesen ist — sie noch nicht hinlänglich beschäftigen würde. Doch sind alle gewagten Börsenspeculationen statutenmäßig verboten.

Die ganze Organisation, welche so das deutsche Genossenschaftswesen durch die Unterverbände und ihren Geschäftsverkehr, durch die Anwaltschaft und den Vereinstag, so wie durch die Centralbank erreicht, ist von ungemeiner Bedeutung. Durch diese Organisation — sagt Schulze — ist es gelungen, einerseits die Genossenschaften als gemeinsame Macht, bei Wahrung gemeinsamer Interessen nach Außen einheitlich zusammenzufassen, andererseits den Verkehr derselben unter sich, den Austausch der Erfahrungen, die gegenseitige Aushülfe und Förderung in Geldsachen und sonst

auf das Fruchtbarste zu gestalten und sie in jeder Weise zu stützen und vor Ausschreitungen zu bewahren.

Doch kommen wir zurück auf die Associationen selbst. Zwischen den Vorschußvereinen, Rohstoff- und Magazingenossenschaften einer- und den eigentlichen Productivassociationen andererseits liegen noch verschiedene denkbare Formen, sich für einzelne Seiten und Zwecke der Unternehmungen zu associiren. Es zeigen dies einzelne gelungene Versuche aus dem praktischen Leben, von denen Huber, Léon Faucher und Andere aus England berichten. Dahin gehört z. B. gemeinschaftliche Anschaffung von Maschinen, gemeinschaftlicher Ankauf einer Wasser- oder Dampfkraft, die durch Transmissionen in verschiedene Gelasse geführt wird, wo je ein Handwerker für sich wirthschaftet. Es eignet sich dies für mancherlei Geschäfte, in denen allzu große Arbeitstheilung unmöglich, individuelle Tüchtigkeit die Hauptsache bleibt und jedes einzelne Product für sich vollendet wird; bei der Stahlfabrication, vielen Metall-, Schuhmacher-, Schneiderwaaren ist dies der Fall.

Der Vorwurf Lassalle's, daß alle diese Vereine nur den Todeskampf des Handwerks gegen den Fabrikbetrieb verlängern, beruht einfach auf der unrichtigen Anschauung des Verhältnisses Beider zu einander, auf der abstracten Idee, alles Handwerk löse sich in Fabrikbetrieb auf. Wir haben schon in unserem ersten Artikel das Gegentheil gezeigt. Wenn gemeinschaftliche Maschinen, gemeinschaftlicher Credit, gemeinschaftlicher Ankauf und Verkauf dem Handwerker das Wichtigste geben, was ihm noch nicht zum Großbetrieb, aber zur modernen Art concentrirten Handwerksbetriebs fehlt, wie er in sehr vielen Gewerbszweigen den Verhältnissen am besten entspricht, so wird dieser neue Handwerkerstand um so besseren Boden unter den Füßen bekommen und bei den besseren Geschäften, bei der leichteren Capitalisirung, bei dem größeren Credit seinen Betrieb stets selbst und nach und nach soweit ausdehnen und fabrikmäßig gestalten können, als es ihm vortheilhaft erscheint. Und gerade durch die Theilnahme an der Leitung dieser Vereine wird er am Besten hiezu geschult. „Bisher" — sagt Schulze ganz richtig — „ging die ganze Kraft und Sorge der Handwerker oder Lohnarbeiter in mechanischen Verrichtungen, im drängenden Bedürfniß des Augenblicks auf und ließ sie an Vervollkommnung ihres Betriebs, an weiteren Aufschwung nicht denken. Erst in den Vereinen eröffnen sich ihnen weitere geschäftliche Aussichten. Der Bezug und Absatz im Großen nöthigt sie über blos locale Beziehungen hinwegzusehen, sich um kaufmännische Kenntnisse und Erfahrungen zu bemühen. Außer der mechanischen Arbeitsthätigkeit, welche ihnen nach wie vor im Vereinsgeschäft oder in ihrem eigenen oder dem eines Dritten ihren gewöhnlichen



Verdienst giebt, müssen sie sich an der Geschäftsleitung und Verwaltung, an der geistigen Arbeitsaufgabe betheiligen, die Verhältnisse des Marktes im Großen in das Auge fassen und sich Verrichtungen unterziehen, welche einen Grad von Intelligenz erfordern, dessen sie bis dahin nicht bedurften." Nach allen Seiten hin hebt die Association den Handwerker.

Daß diese Vereine zunächst nur dem Handwerkerstand und selbst nur den besseren Elementen unter ihm, nicht den Fabrikarbeitern zu Gute kommen, ist wahr, aber kein Vorwurf für Schulze. Hier war Hülfe so gut nöthig wie dort und das Eine schließt das Andere nicht aus. Es bleibt noch viel zu thun übrig, aber hier ist jeder Zoll erkämpften Bodens ein Gewinn, um so mehr, als in solchen Dingen ein Anstoß, ein Beispiel, ein gelungener Versuch meist die Folge hat, nach und nach die ganze Masse zu bewegen. Wie in England die ersten Versuche von der Elite der Arbeiter ausgingen, bei welchen die Sache vermöge ihrer höheren Bildung, ihrer Tüchtigkeit, ihrer Fähigkeit zu gehorchen und sich zu unterordnen gelingen konnte, so war es gut, in Deutschland mit dem noch zahlreichen Handwerkerstand zu beginnen, weil hier die sittlichen und geistigen Voraussetzungen eher vorhanden waren, als beim deutschen Arbeiterstand. Und ohne diese inneren Eigenschaften der Betreffenden ist ja jeder Versuch nur eine leere Zeit- und Geldverschwendung.

Dies zeigte sich am Besten, als in Frankreich die Revolution den Anstoß zu den eigentlichen Productiv-Associationen gab. Die Leute waren meist geistig und sittlich nicht reif, Keiner wollte gehorchen, Jeder befehlen, sie waren sich nicht klar darüber, daß auch hier vor Allem eine befehlende Autorität Noth thue, daß die gleiche Lohnung schlechter und guter Arbeit stets zu allgemeiner Faulheit führen muß, daß nur mit Aufopferung, strenger Disciplin, eisernem Fleiß und redlichem Willen die Arbeiter der überlegenen geistigen Kräfte eines Unternehmers von höherer socialer Stellung entbehren können. An diesen Mißständen, nicht an der Art, wie das Capital aufgebracht wurde, gingen die meisten jener Associationen zu Grunde, und daran würden auch heute noch plötzlich durch Staatsanlehen hervorgerufene Productiv-Associationen unserer Fabrikarbeiter zu Grunde gehen. Von Innen heraus muß den Arbeitern geholfen werden, nicht von Außen her. Alles von Außen an sie Herantretende, das nicht ihre Sitten, ihre Kenntnisse, ihre Denkungs- und Lebensart ebenso verändert, hilft für einen Moment, nicht auf die Dauer. Es ist ein etwas übertriebenes, aber doch in der Hauptsache wahres Wort eines Engländers, der von den Irländern sagt: gebt jedem dieser armen Teufel plötzlich ein Capital von 1000 Pfd. Sterl. in die Tasche und in einigen Jahren wird Irland wieder auf demselben Punkte stehen wie heute.

Die Productiv-Associationen sind überall nur gelungen, wo entweder sämmtliche Arbeiter eine hohe Stufe der Bildung und Tüchtigkeit einnahmen oder wo die Führer ganz ausgezeichnete Persönlichkeiten waren, die obwohl sie allein das Geschäft führten, doch um der Idee der Genossenschaft willen mit dem gleichen Antheil zufrieden waren, wie die gewöhnlichen Arbeiter. Das letztere ist bei den meisten französischen Associationen, von denen Huber berichtet, der Fall, das erstere besonders bei jenen englischen, die erst nach und nach aus den Consumvereinen oder trades-unions hervorgegangen sind, nachdem die einzelnen Arbeiter schon lange Jahre die Schule der Association durchgemacht hatten. In den vierziger Jahren waren in England die verschiedensten Associationen stets wieder durch die Unsittlichkeit und Zuchtlosigkeit der Arbeiter, durch mangelhafte Leitung und theilweise freilich auch durch die Handelskrisen zu Grunde gegangen. Jetzt ist das anders. Die strikes wurden zu einer guten Schule für die Energie des Willens, für Disciplinirungs- und Entsagungsfähigkeit, für Sparsamkeit und entschlossene Hingabe des Angesammelten zu gemeinsamen Zwecken, für das Vertrauen zu den Führern. Manches leistete später dann auch die socioty for promoting working men's association's unter Professor Maurice's Leitung durch Rath und Organisirung, durch den Anstoß in der Presse und im Parlament, durch Heranschulung der Arbeiter in dem working men's college zu tüchtigen Associationsmitgliedern. Die Gesetzgebung kam endlich hinzu, eine erleichterte rechtliche Grundlage zu schaffen.

Auf diesem Boden innerer Grundlegung erwuchsen die jetzigen gesunden englischen Productiv-Associationen. Meist mit Ersparnissen aus ihrem Consumverein gründeten die Rochdaler Pioniere ihre große Kornmühle und später dann ihre cooperative Spinnerei und Weberei mit einem Capital von 22,500 Thalern, das aber nach vier Jahren schon auf 456,000 Thaler gestiegen war. Ebenso verdanken die einunddreißig anderen großen englischen Arbeiterfabriken, von denen Pfeifer berichtet, ihre Entstehung meist schon bestehenden Arbeiterassociationen. Sie haben im Ganzen 4 Millionen Thaler eigenes und 3 Millionen aufgenommenes Capital. Meist sind es Spinnereien und Webereien, die hauptsächlich diese große Capital- und Betriebsconcentration verlangen. Sie zahlen theilweise bis zu 44 und 48 pCt. Dividende und haben zum größten Theil auch die jetzige Baumwollkrisis standhaft ertragen und ausgehalten.

In Frankreich existiren von den 300 Productions-Associationen des Jahres 1848 etwa noch 60—70. Diese gedeihen aber theilweise um so glänzender. Die Druckerei Remquet fing mit 80,000 Francs Staatsanlehen an; nach zehnjährigem Geschäft blieben nach Abzahlung dieser

Schuld noch 155,000 Francs Activa oder 10—11,000 Francs für jeden Arbeiter.

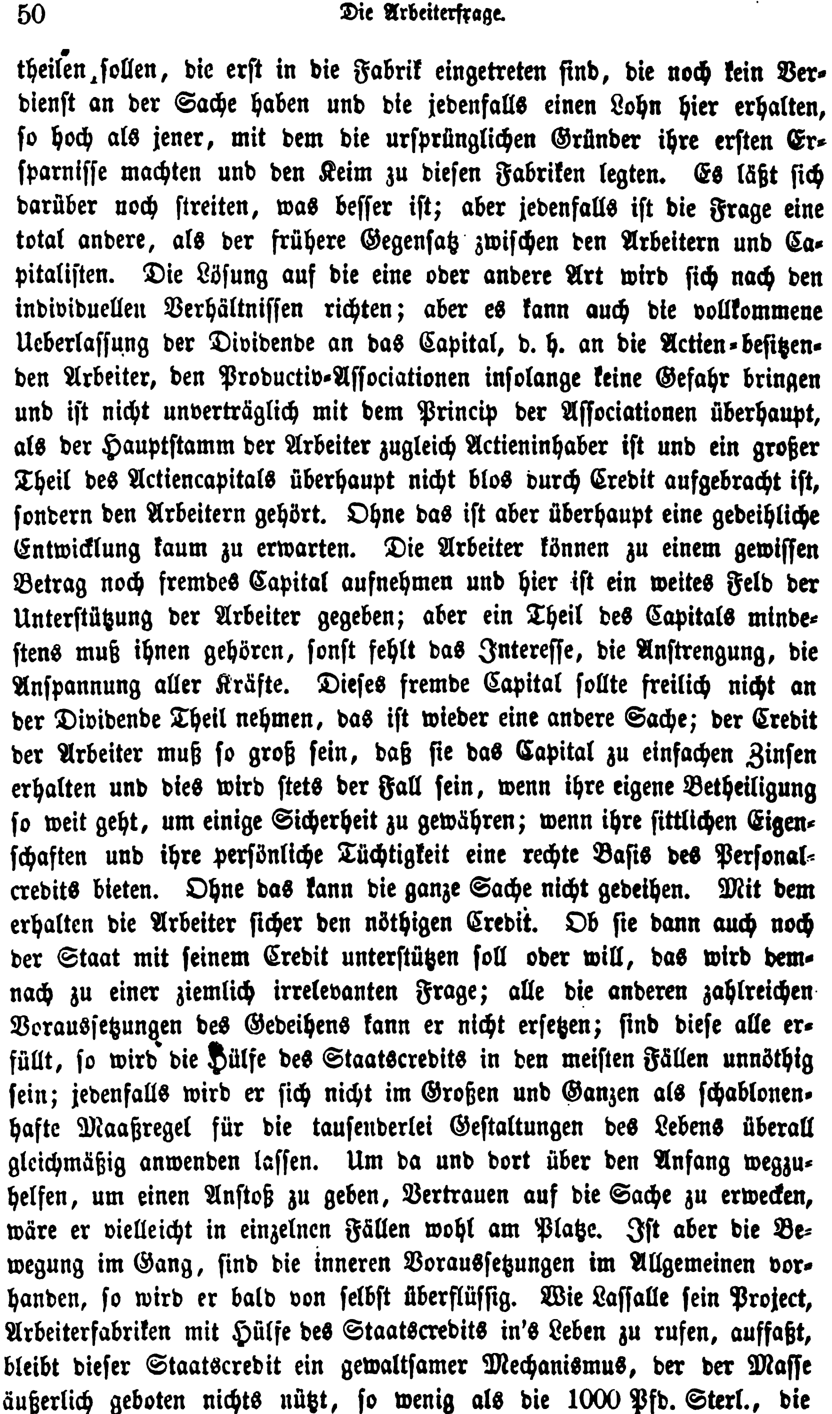
In Deutschland sind die Productivgenossenschaften bis jetzt nur schwach entwickelt, obwohl auch Schulze sie als den Gipfelpunkt seines ganzen Systems anerkennt und von vielen in Bildung begriffenen und 21 bereits bestehenden berichtet. Bei der mangelnden Gesetzgebung sind die rechtlichen Schwierigkeiten bis jetzt nicht unerheblich. Schulze empfiehlt vorerst die Form der offenen Handelsgesellschaft, wobei die nicht genannten Mitglieder stille Theilnehmer bleiben. Passende Leitung und richtige Regulirung des Betriebs, wie sie Schulze überall einzurichten sucht, sind natürlich die ersten Erforderniffe. Die bedeutendste deutsche Productivgenossenschaft ist die in Chemnitz von 400 tüchtigen Arbeitern mit einem ersparten Capital von 13,000 Thlrn. gegründete „Deutsche Maschinenbauarbeiter-Compagnie zu Chemnitz," die anfangs daran litt, daß sie einen zu großen Theil ihres Capitals in stehende Anlagen fixirte und so einen zu kleinen Betriebsfond übrig behielt. Diesem Uebelstand kann aber durch den Credit geholfen werden und Schulze erwartet von dieser Genossenschaft daher dennoch eine blühende Zukunft. Natürlich ist es unter den gegenwärtigen gedrückten Geschäftsverhältnissen überhaupt schwer anzufangen. Eine Zeit lebhafter Production und Speculation wird hier wie ein befruchtender Regen wirken und eine Masse neuer Keime dem Boden entlocken, wie die englischen Productivgenossenschaften hauptsächlich 1855—61 entstanden.

Daneben bleiben die inneren Schwierigkeiten natürlich noch stets bestehen und Schulze weist mit Recht klar und offen darauf hin. Denn die Ueberwindung von ihnen bleibt stets die wichtigste Voraussetzung des Gelingens; ihnen gegenüber ist selbst die Capitalbeschaffung das minder Wichtige. „Noch ist" — sagt Schulze — „der echte genossenschaftliche Geist in der Mehrzahl der deutschen Arbeiter viel zu wenig entwickelt, noch herrscht der Sondergeist viel zu sehr vor, noch erschweren Neid, Mißgunst und Mißtrauen der Einzelnen gegen einander die gemeinschaftlichen Operationen." In Deutschland werden sich wohl hauptsächlich die bisherigen Rohstoff- und Magazinvereine zu Productiv-Associationen erweitern; am leichtesten wird die genossenschaftliche Production auf dem Gebiete des eigentlichen Handwerks, das sich damit zu gehöriger Arbeitstheilung und Maschinenbenutzung aufschwingen kann, gelingen; die Bildung großer Fabriken durch gewöhnliche Arbeiter wird noch seltener gehen. Es entspricht dies auch dem ganzen Unterschied der englischen und deutschen Production. England liefert hauptsächlich Massenartikel, die in unendlicher Zahl gleichmäßig angefertigt viel mehr dem Großbetrieb anheim-

fallen, als die hauptsächlich durch gute Arbeit im Einzelnen ausgezeichneten und auf dem Weltmarkt verlangten deutschen Artikel.

Was die Verfassung der Productiv-Associationen betrifft, so ist die französische und englische verschieden. Wenigstens die meisten französischen Associationen verzinsen das den Arbeitern gehörige und das aufgenommene Capital einfach und bezahlen den Gewinn als Dividende nach dem Verhältnisse des nicht immer gleichen Tag- oder Stücklohnes an diejenigen Arbeiter, die überhaupt Theilnehmer des Geschäfts sind, während sie daneben noch einfache Arbeiter haben, die entweder gar nicht oder erst nach Probejahren zur Association zugelassen werden.

Die englischen Associationen zahlen zuerst dem Actien-Capital, dessen Eigenthümer meist selbst Arbeiter mit ihren Actien von 1 Pfd. Sterl. an sind, 5 pCt. und der Arbeit den üblichen Lohn. Der Ueberschuß wird theilweise zwischen Capital und Lohn gleich, theilweise nach dem Verhältniß zwischen dem Capital und der Summe der gesammten Jahreslöhne getheilt. So war in der Rochdaler Spinnerei das Capital 1861 456,000 Thlr., der gesammte Jahreslohn 50,000 Thlr., der Reingewinn 16,600 Thlr., so daß von dieser letzteren Summe der Lohn $1/_{9}$ von dem bekam, was das Capital erhielt. Neuestens droht die Wendung immermehr, besonders in Rochdale, dem Capital den ganzen Reingewinn zukommen zu lassen. In Deutschland scheint der Grundsatz allgemein, die Dividende wie bei den Rohstoffvereinen nach dem Geschäftsantheil der Mitglieder zu vertheilen. Man hat hierin schon einen vollständigen Schiffbruch der productiven Associationen erblicken wollen, aber, wie mir scheint, doch mit Unrecht. Eine abstracte Auffassung sieht in dem Auszahlen der Dividende rein nach den Geschäftsantheilen der besitzenden Mitglieder wieder das Unterliegen der Arbeit unter dem Capital, die Nichttheilnahme der Arbeit als solcher am Gewinn. Dieser allgemeine Gegensatz existirt aber hier nicht. Es ist überhaupt stets eine schiefe Abstraction, von einem absoluten Gegensatz zwischen Capital und Arbeit zu sprechen; das Capital an sich ist eine Errungenschaft des Menschen, es bildet an sich keinen Gegensatz zu der Arbeit; nur wo der eine es im Ueberfluß hat, der andere gar nicht, kann sich ein Gegensatz bilden zwischen Capitalisten und Arbeitern, zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden. Dieser Gegensatz ist aber hier vorweg aufgehoben, denn die Arbeiter sind selbst die Capitalisten, die Besitzenden sind zugleich die Arbeitenden. Es handelt sich hier nicht darum, ob reiche Capitalisten den ganzen Gewinn haben sollen und die Arbeiter nichts, sondern darum, ob diejenigen Arbeiter, die schon seit Jahren gespart und sich etwas erworben, die diese Fabriken gegründet und in's Leben gerufen haben, die Dividende allein haben sollen oder ob sie sie mit Denjenigen



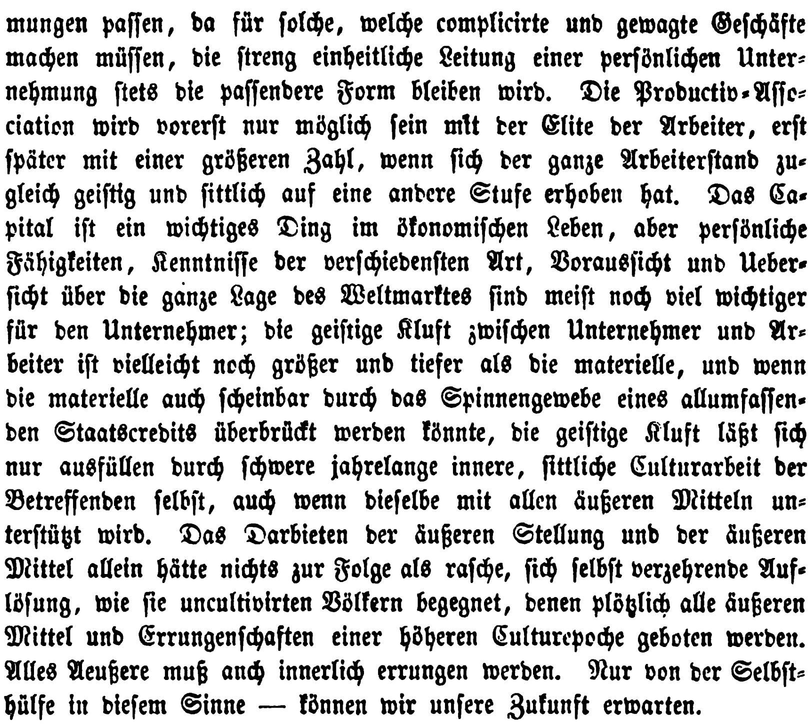
theilen sollen, die erst in die Fabrik eingetreten sind, die noch kein Verdienst an der Sache haben und die jedenfalls einen Lohn hier erhalten, so hoch als jener, mit dem die ursprünglichen Gründer ihre ersten Ersparnisse machten und den Keim zu diesen Fabriken legten. Es läßt sich darüber noch streiten, was besser ist; aber jedenfalls ist die Frage eine total andere, als der frühere Gegensatz zwischen den Arbeitern und Capitalisten. Die Lösung auf die eine oder andere Art wird sich nach den individuellen Verhältnissen richten; aber es kann auch die vollkommene Ueberlassung der Dividende an das Capital, d. h. an die Actien-besitzenden Arbeiter, den Productiv-Associationen insolange keine Gefahr bringen und ist nicht unverträglich mit dem Princip der Associationen überhaupt, als der Hauptstamm der Arbeiter zugleich Actieninhaber ist und ein großer Theil des Actiencapitals überhaupt nicht blos durch Credit aufgebracht ist, sondern den Arbeitern gehört. Ohne das ist aber überhaupt eine gedeihliche Entwicklung kaum zu erwarten. Die Arbeiter können zu einem gewissen Betrag noch fremdes Capital aufnehmen und hier ist ein weites Feld der Unterstützung der Arbeiter gegeben; aber ein Theil des Capitals mindestens muß ihnen gehören, sonst fehlt das Interesse, die Anstrengung, die Anspannung aller Kräfte. Dieses fremde Capital sollte freilich nicht an der Dividende Theil nehmen, das ist wieder eine andere Sache; der Credit der Arbeiter muß so groß sein, daß sie das Capital zu einfachen Zinsen erhalten und dies wird stets der Fall sein, wenn ihre eigene Betheiligung so weit geht, um einige Sicherheit zu gewähren; wenn ihre sittlichen Eigenschaften und ihre persönliche Tüchtigkeit eine rechte Basis des Personalcredits bieten. Ohne das kann die ganze Sache nicht gedeihen. Mit dem erhalten die Arbeiter sicher den nöthigen Credit. Ob sie dann auch noch der Staat mit seinem Credit unterstützen soll oder will, das wird demnach zu einer ziemlich irrelevanten Frage; alle die anderen zahlreichen Voraussetzungen des Gedeihens kann er nicht ersetzen; sind diese alle erfüllt, so wird die Hülfe des Staatscredits in den meisten Fällen unnöthig sein; jedenfalls wird er sich nicht im Großen und Ganzen als schablonenhafte Maaßregel für die tausenderlei Gestaltungen des Lebens überall gleichmäßig anwenden lassen. Um da und dort über den Anfang wegzuhelfen, um einen Anstoß zu geben, Vertrauen auf die Sache zu erwecken, wäre er vielleicht in einzelnen Fällen wohl am Platze. Ist aber die Bewegung im Gang, sind die inneren Voraussetzungen im Allgemeinen vorhanden, so wird er bald von selbst überflüssig. Wie Lassalle sein Project, Arbeiterfabriken mit Hülfe des Staatscredits in's Leben zu rufen, auffaßt, bleibt dieser Staatscredit ein gewaltsamer Mechanismus, der der Masse äußerlich geboten nichts nützt, so wenig als die 1000 Pfd. Sterl., die

man plötzlich jedem Irländer in die Tasche stecken würde. Ohne die sittlichen und geistigen Voraussetzungen läßt sich aus dem Arbeiter nicht mit einem Schlag ein Unternehmer machen und zu den sittlichen Voraussetzungen gehört vor Allem auch diejenige Sparsamkeit und Selbstbeherrschung, die sich schon ein kleines Vermögen erworben hat, wie das in der heutigen Gesellschaft mit ihren Lohn- und Arbeitsverhältnissen, Bildungs- und Consumvereinen möglich ist und wie es das praktische Leben täglich zeigt.

Die Productiv-Associationen können nur gedeihen, wenn die unternehmenden Arbeiter selbst mit einem kleinen Vermögen betheiligt sind; die Aufnahme weiterer Mitglieder muß von ihrem Belieben abhängen, denn eine unbegrenzte Vergrößerung der Theilnahme, wie bei den Consumvereinen, ist durch die Natur der Sache ausgeschlossen. Liegt aber die Aufnahme in ihrem Belieben, so müssen auch die Bedingungen der Aufnahme in ihre Hand gegeben werden. Je strenger sie aber in ihren Aufnahmen sind, je mehr sie darauf sehen müssen, nur die besten und ausgezeichnetsten Arbeiter zu bekommen, desto mehr werden sie sich auch veranlaßt sehen, sie so zu belohnen, daß diese selbst Actien sich erwerben und so auch an der Dividende Theil nehmen können, die dem in den Arbeiterhänden befindlichen Actiencapital gezahlt wird. Es scheint dies beinahe richtiger zu sein, als die französische Gewinntheilung, die das Capital blos verzinst und so wenig zum Sparen und Capitalisiren anreizt. Auch in Paris gedeiht die Maurer-Association, die ausnahmsweise die englischen Grundsätze befolgt, beinahe am Besten. Von den Maurern dort erhielten manche neben ihrem Lohn 500—1500 Frs. jährliche Capitaldividende.

Welche Zukunft sich dem Arbeiterstande mit den productiven Associationen eröffnet, läßt sich noch gar nicht absehen. Wohlstand und Bildung werden in Kreisen ihren Einzug halten, denen unsere Culturepoche diese Güter bisher zu versagen schien. Unsere socialen und politischen Zustände werden so sehr von ihnen berührt werden, als unsere ökonomischen. Das Ideal eines zahlreichen Mittelstandes, einer gleichmäßigen Vermögensvertheilung, zahlreicher Mittelglieder zwischen dem übergroßen Reichthume und der darbenden Armuth wird hier erreichbar mit allen den segensreichen Folgen dieser Zustände für sämmtliche Lebensgebiete. Je schöner und von unseren heutigen Verhältnissen noch entfernter diese Aussicht aber ist, desto weniger dürfen wir uns freilich die tausendfachen Schwierigkeiten zu leicht denken, die den productiven Associationen noch entgegenstehen, desto weniger dürfen wir die große Culturarbeit, die zwischen den heutigen Zuständen und jenem Ziele noch liegt, unterschätzen.

Die productive Association läßt sich nicht mit einem Schlage aus dem Boden zaubern; sie wird auch nur für einen Theil der Unterneh-



mungen passen, da für solche, welche complicirte und gewagte Geschäfte machen müssen, die streng einheitliche Leitung einer persönlichen Unternehmung stets die passendere Form bleiben wird. Die Productiv-Association wird vorerst nur möglich sein mit der Elite der Arbeiter, erst später mit einer größeren Zahl, wenn sich der ganze Arbeiterstand zugleich geistig und sittlich auf eine andere Stufe erhoben hat. Das Capital ist ein wichtiges Ding im ökonomischen Leben, aber persönliche Fähigkeiten, Kenntnisse der verschiedensten Art, Voraussicht und Uebersicht über die ganze Lage des Weltmarktes sind meist noch viel wichtiger für den Unternehmer; die geistige Kluft zwischen Unternehmer und Arbeiter ist vielleicht noch größer und tiefer als die materielle, und wenn die materielle auch scheinbar durch das Spinnengewebe eines allumfassenden Staatscredits überbrückt werden könnte, die geistige Kluft läßt sich nur ausfüllen durch schwere jahrelange innere, sittliche Culturarbeit der Betreffenden selbst, auch wenn dieselbe mit allen äußeren Mitteln unterstützt wird. Das Darbieten der äußeren Stellung und der äußeren Mittel allein hätte nichts zur Folge als rasche, sich selbst verzehrende Auflösung, wie sie uncultivirten Völkern begegnet, denen plötzlich alle äußeren Mittel und Errungenschaften einer höheren Culturepoche geboten werden. Alles Aeußere muß auch innerlich errungen werden. Nur von der Selbsthülfe in diesem Sinne — können wir unsere Zukunft erwarten.

Die Association ist aber nicht das Radicalmittel, mit dem allein und ausschließend unseren Arbeitern zu helfen ist; sie ist nur das letzte und vielleicht wichtigste Glied in einer langen Kette von Momenten, Bestrebungen und Bemühungen, die alle zu demselben Zwecke zusammenzuwirken haben. Aber sie wird, selbst nur an einzelnen Punkten richtig durchgeführt, als ein Ferment wirken, das die Zukunft beherrscht und in der Gegenwart schon durch die allgemeine sittliche Beeinflussung des Arbeiterstandes auch die übrigen Bestrebungen desselben und für denselben unterstützen. Sie wird durch Anziehung der besten Arbeiter auch die einzelnen Unternehmer zwingen, ihren Arbeitern Gewinnantheile oder Prämien zu geben, dieselben durch ein gesteigertes Interesse ebenso fleißig und brauchbar zu machen, wie es die Associationsarbeiter sind. Diese beiden Bewegungen werden in gegenseitiger Concurrenz die ökonomische Lage des Arbeiters steigern, den standart of life immer mehr erhöhen und auch die ganze Lebensanschauung des Arbeiters auf das Niveau der heutigen Mittelklassen erheben, die vor dem proletarischen Sinken ihres Einkommens doch nur dadurch absolut sicher sind, daß ihr Standesbewußtsein ihnen nicht erlaubt, eine Ehe einzugehen und den Stand dadurch zu vermehren, ehe sie für die ökonomische Sicherstellung der Familie gesorgt haben.

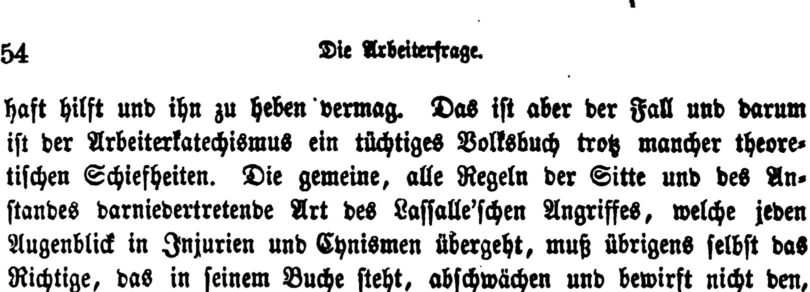
Dies ist und bleibt die Hauptsache. Das stärkere Wachsthum der Capitalien als der Arbeiter ist der Trost, den unsere abstracte Zahlen-Nationalökonomie hat; er ist stets problematisch und zweifelhaft, wie wohl gerade in unseren Tagen die gesteigerte Production und das Anwachsen der Capitalien den standart of life auch der untersten Klassen sicher erhöht hat. Aber es bleibt dies eine Thatsache, die nicht stets so sein muß und so sein wird, die also auch für sich nicht ausreicht, um die Lassalle'schen Behauptungen über den Arbeitslohn, gestützt auf beinahe sämmtliche Autoritäten der modernen Nationalökonomie, zu widerlegen. Die Bewegung der Zahl des Arbeiterstandes, wie sie aus dem gesammten sittlichen und socialen Leben resultirt und durch dieses sich regelt, ist jedenfalls das nothwendige Ergänzungsglied zu der Bewegung des Capitalmarktes, zu der wachsenden Ansammlung von Capitalien.

5.

Wir haben hiermit die wichtigsten Momente und Fragen unseres Themas berührt, in unserem Sinne zu lösen versucht und damit auch angedeutet, in wie weit wir mit den beiden Hauptführern der Agitation, mit Lassalle*) oder Schulze-Delitzsch übereinstimmen. Während Lassalle in den allgemeinen Fragen eine gewisse wissenschaftliche Ueberlegenheit, eine höhere Auffassung des Staats, des Zusammenhanges aller Dinge gegenüber der Manchesterpolitik zeigt, ist er in allen concreten Fragen entschieden der Schwächere. Dies zeigt sich auch in seiner neuesten Schmähschrift gegen Schulze: „Herr Bastiat Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian oder Capital und Arbeit," auf die wir zum Schlusse noch einen flüchtigen Blick werfen, hauptsächlich soweit sie die Arbeiterfrage berührt.

Sie soll zugleich ein Angriff auf die ganze moderne Nationalökonomie, auf diese feile, nach Lassalle's Meinung nur im Dienste der Bourgeoisie stehende Wissenschaft und eine Zurechtweisung der von Schulze in seinem Arbeiterkatechismus gegebenen populären Volkswirthschaftslehre für Arbeiter sein. Der Arbeiterkatechismus ist allerdings nichts anderes als eine populäre Darlegung der Bastiat'schen Nationalökonomie mit ihren theilweisen Einseitigkeiten, aber Lassalle vergißt ganz und gar, daß er entfernt nicht eine wissenschaftliche Grundlegung der Nationalökonomie sein soll, sondern daß es mehr populäre Volksreden zu sittlicher Hebung der arbeitenden Klassen sind, in denen Vieles wegbleiben mußte und durfte, in denen überhaupt die theoretische Grundlage ziemlich gleichgültig bleibt, wenn nur das praktisch Vorgeschlagene richtig ist, dem Arbeiterstand wahr-

*) Wir bemerken nochmals, daß diese Zeilen geschrieben waren, ehe Lassalle in Genf sein Leben so plötzlich endete.



haft hilft und ihn zu heben vermag. Das ist aber der Fall und darum ist der Arbeiterkatechismus ein tüchtiges Volksbuch trotz mancher theoretischen Schiefheiten. Die gemeine, alle Regeln der Sitte und des Anstandes darniedertretende Art des Lassalle'schen Angriffes, welche jeden Augenblick in Injurien und Cynismen übergeht, muß übrigens selbst das Richtige, das in seinem Buche steht, abschwächen und bewirkt nicht den, den es treffen soll, sondern den, der wirft, selbst mit Schmutz und Koth. Doch sehen wir hiervon ganz ab, wie von seinen politischen und sonstigen Vorwürfen gegen die Bourgeoisie, die nur insofern, als sie die Unthätigkeit der Mittelklassen, die kleinliche Sucht nach Ruhe, die Apathie derselben gegen alle anderen als die Geldinteressen treffen, eine theilweise Berechtigung haben.

Der erste Theil des Buches bildet die Analyse des Arbeiterkatechismus; mit schulmeisterhafter Genauigkeit erfreut sich Lassalle an jedem unpräcisen Ausdruck, an jedem praktisch gleichgültigen Mangel der Anordnung; sehr häufig geht der Vorwurf nur darauf hinaus, daß Schulze Vieles nicht sagt, was in eine wissenschaftliche Nationalökonomie gehört, aber nicht in populäre Volksreden für Arbeiter, daß Schulze in richtiger Erwägung seiner Hörer und Leser an die Stelle von Definitionen und Begriffen Beispiele und Erzählungen setzt. Sehr oft schiebt auch Lassalle Schulze's Worten einen ganz anderen Sinn unter, als sie offenbar haben. Wenn dieser, um seinen Arbeitern die Arbeitstheilung zu erklären, sagt: Jeder giebt die gewonnenen Producte, die er nicht für sich gebraucht, im Austausch gegen die Producte Anderer dahin, so sieht darin Lassalle eine Vorspiegelung, als ob alle Arbeiter selbständige Unternehmer wären und als ob ein Mann wie Borsig zuerst für seinen Familienbedarf Maschinen machte und dann nachsehe, ob er auch einige andere irgendwo im Tausche anbringen könne. Wirklich perfide sind die Verdächtigungen, als ob es Schulze überall nur um das Interesse des Capitals, um den Geldbeutel seines Freundes Reichenheim zu thun sei.

Wo Lassalle's Angriffe eine wirkliche Berechtigung haben, wie z. B. in seiner Polemik gegen die Bastiat'sche Werththeorie, da vergißt er in seinen Vorwürfen gegen die ganze Bourgeois-Nationalökonomie, daß die ersten deutschen, englischen und französischen Autoritäten der Nationalökonomie diese Einseitigkeiten längst bekämpft haben oder wenigstens nicht theilen, daß die Manchesterpolitik nur sehr wenige Vertreter in der wissenschaftlichen Nationalökonomie hat, daß sie mehr eine politische als ökonomische Partei regiert und daß innerhalb der politischen Parteien, wenn sie etwas erreichen wollen, die Principien stets einseitig und etwas übertrieben formulirt werden müssen. Den reinen Individualismus, das ab-

solute laissez faire et laissez passer, die Reducirung des Staats auf den Nachtwächterdienst der Sicherheit halten wir so wenig wie Lassalle für das einzige Princip in der Volkswirthschaft, aber um Bresche zu schießen in die Feudalfesseln des Wirthschaftslebens mußten die liberalen Parteien dieses Princip einseitig auf ihre Fahne schreiben. Nur mit Schlagwörtern läßt sich agitiren, Partei machen und auf die Massen wirken.

In seiner eigenen Nationalökonomie kommt Lassalle nicht über Rikardo hinaus; die ganze Grundlage seiner Argumentation ist die längst von allen Autoritäten widerlegte Behauptung,*) aller Werth löse sich in Arbeitsquantitäten auf; er übersieht vollständig die Mitwirkung des Capitals in den Productionskosten, welche den Werth reguliren; darum nennt er auch, gegen allen bisherigen wissenschaftlichen Sprachgebrauch, nicht jedes Arbeitsinstrument, nicht jeden zu productiven Zwecken bestimmten Gütervorrath — Capital, sondern nur den gegen Zinsen creditmäßig ausgeliehenen. Ebenso giebt er, gegen alle bisherige Wissenschaft, die Bildung des Capitals durch Sparen, d. h. Nichtverzehren, nicht zu, sondern meint, die blinde Vertheilung durch den unberechenbaren Werthwechsel schaffe das Capital, während dieser das Capital höchstens anders vertheilen, nie schaffen kann. Wenn er vom Capital spricht, meint er das Großcapital, das auf Credit hingegeben Zinsen bringt ohne eigene Thätigkeit des Eigenthümers. Er preist die mittelalterlichen Zeiten glücklich; damals gab es ja keinen Credit! Wirklich bedeutend ist in dem weiteren Verlauf die Art, wie Lassalle culturgeschichtlich den Einfluß des Rechts auf das Wirthschaftsleben im Mittelalter ausführt. Aber falsch ist, daß er dem Capital auf dieser Wirthschaftsstufe jede productive Kraft abspricht. Statt von der realen Förderung der Production durch das Capital auszugehen und von hier aus die in der jeweiligen Gesellschaftsorganisation stattfindende Theilnahme des Capitalbesitzers am Gewinn zu untersuchen, übersieht er diese Förderung ganz, sieht in der Production nur die Arbeit und versteht somit unter der Productivität des Capitals nur die rechtlich geordnete Eigenschaft des Capitals, selbständig dem Besitzer einen Gewinn, eine Einnahme zu verschaffen. Er findet daher das Capital erst da, wo der Credit dasselbe in andere Hände bringt, wo der Capitalgewinn als selbständige Erscheinung auftritt. Erkennt er nun wirklich die real productive Kraft des Capitals, die es auch in den Händen des Eigenthümers und im kleinsten Betrage hat, nicht an, so hätte er folgerichtig zu einem Umsturz des ganzen modernen Credits und des Capitalzinses kommen müssen. Aber bei der modernen Zeit angekommen, endet seine ganze Aus-

*) Vergl. z. B. John Stuart Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie, Uebers. von Soetbeer, Bd. I. S. 478—480.



führung in der Behauptung, daß das große Capital die Concurrenz vernichte, daß von den Pendelschwingungen des Werthes um die Productionskosten die nach unten gehenden Bewegungen alle kleinen Unternehmer vernichten und so stets die Ueberlegenheit des großen Capitals vermehren, daß die Productionskosten der Arbeit selbst, der nothwendige Lebensunterhalt der Arbeiter, auf ähnliche Weise immer weiter herabgedrückt werden, daß der Arbeiter für das, was er erzeuge, — statt die volle Quantität der Güter, die seine (d. h. die von ihm und dem Unternehmer mit Hülfe von dessen Capital erzeugten) Producte eintauschen, zu erhalten, — durch das Dazwischentreten des Fabrikanten und der Geld- und Creditwirthschaft nur ein Minimum hiervon im Lohne bekomme, daß der Unternehmer, der gar kein Verdienst um die Production habe, beinahe Alles zurückbehalte, endlich daß der Arbeiter selbst zuletzt nur als Waare, die man möglichst billig producire, aufgefaßt werde. „Die kalte unpersönliche Beziehung des Unternehmers auf den Arbeiter, als auf eine Sache, die wie jede andere Waare auf dem Markte nach dem Gesetze der Productionskosten erzeugt wird — das ist es, was die durchaus specifische, durchaus entmenschte Physiognomie der bürgerlichen Periode bildet."

So muß allerdings ein Mann urtheilen, der in Leben und Wissenschaft nicht über Rikardo hinausgekommen ist, der nicht den ganzen Kampf gegen diese Rikardo'schen Einseitigkeiten kennt, der den Erfolg dieses Kampfes in der Theorie und im Leben übersieht oder Ursache hat zu leugnen. Und Lassalle versichert doch auf jeder Seite bewaffnet zu sein mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts, also sollte er auch alle die Bestrebungen und die Reaction kennen, die sich gegen diesen materialistischen Egoismus, gegen diese aller sittlichen Grundlage baare Auffassung des ökonomischen Lebens schon lange kraftvoll erhoben hat. Und wenn er diese Bestrebungen im Leben und in der Wissenschaft je kennt, so sollte er es auch zeigen, und nicht in seinem Windmühlenkampfe gegen die moderne Nationalökonomie nur gegen eine Anschauung sich ereifern, die seit Rikardo fast Niemand mehr theilt. Wollten wir Lassalle im Einzelnen bekämpfen, so müßten wir unsere ganze vorstehende Abhandlung wiederholen, vor Allem jene Beweise, daß das wahre dauernde Interesse auch des Fabrikanten nicht in der Herabdrückung des Lohnes, sondern in einem tüchtigen Arbeiterstande besteht. Sind die Schriften von Baudrillart, Dameth, Bernhardi, Stein, Schäffle an Lassalle unbekannt vorübergegangen? Vor Allen auf Stein möchten wir ihn verweisen, der in seiner tiefen Auffassung besser als Bastiat zeigt, daß die richtige und klare Erkenntniß des eigenen Interesses stets zuletzt zur sittlichen den Egoismus begrenzenden Pflicht führt, daß nicht die Einzelinteressen an sich, aber wenigstens die sittlich geklärten Einzelinteressen

im höchsten Sinne des Wortes aufgefaßt harmonisch sind. Nur einige Worte fügen wir noch bei über das Verhältniß des Unternehmergewinns zum Arbeitslohn.

Mit der Behauptung von dem fortwährenden Sinken des Lohnes ergiebt sich für Lassalle die behauptete Steigerung des Capitalgewinns, der in jeder Weise als unverdient dargestellt werden soll. Schritt für Schritt könnte man Lassalle hier Entgegnungen machen; überall fehlt ihm die Kenntniß des praktischen Lebens. Die Persönlichkeit des Unternehmers wird als irrelevant geschildert und dabei vergessen, daß von hundert angefangenen Unternehmungen notorisch nur etwa zehn prosperiren und dauernd Capitalprofite machen.*) Wo bleibt da die behauptete ungebührliche Bevorzugung des Capitals? Nicht das Capital macht heute oft so enorme Gewinne, sondern das Talent, der Unternehmer, die leitende Persönlichkeit, die stets die Hauptsache ist. Wenn Lassalle sagt: „Die Productivität des Capitals ist kein Naturgesetz, sondern eine Wirkung von ganz bestimmten historischen Zuständen, die mit anderen historischen Zuständen wieder verschwinden kann und muß," so gebraucht er hier wieder den Begriff der Productivität mit einer unehrlichen Unklarheit. Er meint die heutigen hohen Capital- resp. Unternehmergewinne, wie sie aus dem Mechanismus der heutigen Volkswirthschaft sich ergeben, sucht aber zugleich mit demselben Wort die reale Beförderung und Steigerung der Production durch das Capital zu leugnen. Das Erstere ist allerdings eine historische Gesellschaftseinrichtung, das Letztere eine absolut nothwendige Folge der irdischen, materiellen Verhältnisse, die stets sich gleich bleibt, die aber Lassalle negiren möchte. Darum wirft er Beides zusammen. Aus dieser Mitwirkung des Capitals ergiebt sich, wie schon oben erwähnt, die stets unter irgend welcher Form nothwendige Entschädigung des Eigenthümers für die Ueberlassung des Capitals.

Das Capital ist erarbeitet, errungen, ist menschlich geworden; das Capital läßt sich gleichsam denken, als die wichtigste persönliche Eigenschaft des ersten Arbeiters bei der Production. Darum gebührt ihm sein Antheil an den Ergebnissen der Production, während Lassalle die Sache darstellt, als gebühre das ganze Ergebniß nur den jeweilig dabei bethätigten Arbeitern. Lassalle sollte das um so weniger behaupten, als er damit

*) Siehe Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft S. 261. Nach dem letzten Actienkalender des Actionairs haben von 57 industriellen Actiengesellschaften 24, von 130 Actien-Berg- und Hüttenwerken 98, von 38 Actien-Spinnereien und Webereien 9, von 24 Actien-Dampfschifffahrtsgesellschaften 6 dem Capital keinen Silbergroschen Zins oder Dividende im Jahre 1863 gezahlt. Also sind hier Millionen Capitale zinslos! Ist da die Leitung so gleichgültig? Ist da das todte Capital an sich productiv, nur weil es im Großbetrieb und Massenbetrieb steckt?



führung in der Behauptung, daß das große Capital die Concurrenz vernichte, daß von den Pendelschwingungen des Werthes um die Productionskosten die nach unten gehenden Bewegungen alle kleinen Unternehmer vernichten und so stets die Ueberlegenheit des großen Capitals vermehren, daß die Productionskosten der Arbeit selbst, der nothwendige Lebensunterhalt der Arbeiter, auf ähnliche Weise immer weiter herabgedrückt werden, daß der Arbeiter für das, was er erzeuge, — statt die volle Quantität der Güter, die seine (d. h. die von ihm und dem Unternehmer mit Hülfe von dessen Capital erzeugten) Producte eintauschen, zu erhalten, — durch das Dazwischentreten des Fabrikanten und der Geld- und Creditwirthschaft nur ein Minimum hiervon im Lohne bekomme, daß der Unternehmer, der gar kein Verdienst um die Production habe, beinahe Alles zurückbehalte, endlich daß der Arbeiter selbst zuletzt nur als Waare, die man möglichst billig producire, aufgefaßt werde. „Die kalte unpersönliche Beziehung des Unternehmers auf den Arbeiter, als auf eine Sache, die wie jede andere Waare auf dem Markte nach dem Gesetze der Productionskosten erzeugt wird — das ist es, was die durchaus specifische, durchaus entmenschte Physiognomie der bürgerlichen Periode bildet."

So muß allerdings ein Mann urtheilen, der in Leben und Wissenschaft nicht über Rikardo hinausgekommen ist, der nicht den ganzen Kampf gegen diese Rikardo'schen Einseitigkeiten kennt, der den Erfolg dieses Kampfes in der Theorie und im Leben übersieht oder Ursache hat zu leugnen. Und Lassalle versichert doch auf jeder Seite bewaffnet zu sein mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts, also sollte er auch alle die Bestrebungen und die Reaction kennen, die sich gegen diesen materialistischen Egoismus, gegen diese aller sittlichen Grundlage baare Auffassung des ökonomischen Lebens schon lange kraftvoll erhoben hat. Und wenn er diese Bestrebungen im Leben und in der Wissenschaft je kennt, so sollte er es auch zeigen, und nicht in seinem Windmühlenkampfe gegen die moderne Nationalökonomie nur gegen eine Anschauung sich ereifern, die seit Rikardo fast Niemand mehr theilt. Wollten wir Lassalle im Einzelnen bekämpfen, so müßten wir unsere ganze vorstehende Abhandlung wiederholen, vor Allem jene Beweise, daß das wahre dauernde Interesse auch des Fabrikanten nicht in der Herabdrückung des Lohnes, sondern in einem tüchtigen Arbeiterstande besteht. Sind die Schriften von Baudrillart, Dameth, Bernhardi, Stein, Schäffle an Lassalle unbekannt vorübergegangen? Vor Allen auf Stein möchten wir ihn verweisen, der in seiner tiefen Auffassung besser als Bastiat zeigt, daß die richtige und klare Erkenntniß des eigenen Interesses stets zuletzt zur sittlichen den Egoismus begrenzenden Pflicht führt, daß nicht die Einzelinteressen an sich, aber wenigstens die sittlich geklärten Einzelinteressen

im höchsten Sinne des Wortes aufgefaßt harmonisch sind. Nur einige Worte fügen wir noch bei über das Verhältniß des Unternehmergewinns zum Arbeitslohn.

Mit der Behauptung von dem fortwährenden Sinken des Lohnes ergiebt sich für Lassalle die behauptete Steigerung des Capitalgewinns, der in jeder Weise als unverdient dargestellt werden soll. Schritt für Schritt könnte man Lassalle hier Entgegnungen machen; überall fehlt ihm die Kenntniß des praktischen Lebens. Die Persönlichkeit des Unternehmers wird als irrelevant geschildert und dabei vergessen, daß von hundert angefangenen Unternehmungen notorisch nur etwa zehn prosperiren und dauernd Capitalprofite machen.*) Wo bleibt da die behauptete ungebührliche Bevorzugung des Capitals? Nicht das Capital macht heute oft so enorme Gewinne, sondern das Talent, der Unternehmer, die leitende Persönlichkeit, die stets die Hauptsache ist. Wenn Lassalle sagt: „Die Productivität des Capitals ist kein Naturgesetz, sondern eine Wirkung von ganz bestimmten historischen Zuständen, die mit anderen historischen Zuständen wieder verschwinden kann und muß," so gebraucht er hier wieder den Begriff der Productivität mit einer unehrlichen Unklarheit. Er meint die heutigen hohen Capital- resp. Unternehmergewinne, wie sie aus dem Mechanismus der heutigen Volkswirthschaft sich ergeben, sucht aber zugleich mit demselben Wort die reale Beförderung und Steigerung der Production durch das Capital zu leugnen. Das Erstere ist allerdings eine historische Gesellschaftseinrichtung, das Letztere eine absolut nothwendige Folge der irdischen, materiellen Verhältnisse, die stets sich gleich bleibt, die aber Lassalle negiren möchte. Darum wirft er Beides zusammen. Aus dieser Mitwirkung des Capitals ergiebt sich, wie schon oben erwähnt, die stets unter irgend welcher Form nothwendige Entschädigung des Eigenthümers für die Ueberlassung des Capitals.

Das Capital ist erarbeitet, errungen, ist menschlich geworden; das Capital läßt sich gleichsam denken, als die wichtigste persönliche Eigenschaft des ersten Arbeiters bei der Production. Darum gebührt ihm sein Antheil an den Ergebnissen der Production, während Lassalle die Sache darstellt, als gebühre das ganze Ergebniß nur den jeweilig dabei bethätigten Arbeitern. Lassalle sollte das um so weniger behaupten, als er damit

*) Siehe Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft S. 261. Nach dem letzten Actienkalender des Actionairs haben von 57 industriellen Actiengesellschaften 24, von 130 Actien-Berg- und Hüttenwerken 98, von 38 Actien-Spinnereien und Webereien 9, von 24 Actien-Dampfschifffahrtsgesellschaften 6 dem Capital keinen Silbergroschen Zins oder Dividende im Jahre 1863 gezahlt. Also sind hier Millionen Capitale zinslos! Ist da die Leitung so gleichgültig? Ist da das todte Capital an sich productiv, nur weil es im Großbetrieb und Massenbetrieb steckt?

consequenterweise den Capital besitzenden Arbeiter eben so sehr angreift als den Capitalisten, als er mit der Streichung des Capitalprofits auch in der Productiv-Association dem Arbeiter jeden weiteren Fortschritt unmöglich macht, den Sporn zu jeder Thätigkeit für die Zukunft nimmt. Das Capital ist Ergebniß früherer Arbeit und ist die Stütze der Zukunft. Das Capital erhält die historische Continuität im Wirthschaftsleben, verknüpft Vergangenheit und Zukunft, fügt den einzelnen Arbeitsmoment in ein harmonisches Ganze ein. Mit der Streichung des Capitalprofits ist die Zurückwerfung des Menschen auf das Leben des Augenblicks, wie es das Thier führt, gegeben, während die Verknüpfung des Augenblicks mit Vergangenheit und Zukunft gerade auch im Wirthschaftsleben den Fortschritt ausmacht. Die Arbeit erhält den ganzen Productionsertrag, das Capital gar nichts — heißt: nur die Arbeit des Augenblicks ist etwas werth; die Arbeit schon der vergangenen Stunde wird nimmer geachtet.

Weil Lassalle einen schiefen Capitalbegriff hat, verwirrt er sich in einen Kampf gegen das Capital, während er eigentlich nur die Vertheilung desselben angreifen will. Daß die Vertheilung des Capitals nicht zu einer absolut blinden wird durch das Schwanken des Werthes, haben wir schon in unserem ersten Artikel gesehen. Es widerspricht diese Behauptung von einem blinden Fatum und ganz unberechenbarem Wechsel alles Eigenthums und Besitzes durch die wechselnden Conjuncturen eigentlich auch der anderen Behauptung Lassalle's: alle Gütervorräthe hätten die unaufhaltsame Tendenz, in die Hände der großen Capitalisten zu fließen, die allerdings wahr wäre, wenn der Lohn stets auf einem Ausbeutungsniveau stünde und dem Arbeiter, Handwerker und kleinen Geschäftsmann nie die Bildung eines eigenen kleinen Vermögens gelingen könnte.

Lassalle sagt: Das Capital muß wieder zum todten, dienenden Arbeitsinstrument degradirt werden! Heißt das: der Capitalzins soll aufgehoben werden? Dann wird sich überhaupt kein Capital mehr bilden, am wenigsten in den unteren wirthschaftlichen Klassen. Oder soll auch hierzu der allmächtige Staat zwingen? Dem Capital kein Endgelt mehr zu geben aus dem Productertrag, kommt der Vernichtung alles Capitals gleich. Und doch braucht Lassalle das Capital so nothwendig, um seine Arbeiterregimenter an den Staatscredit zu verweisen. Aber Lassalle spricht sich nicht direct darüber aus, was er unter dem citirten Satze versteht. Er ergeht sich lieber in allgemeinen unklaren Phrasen. In dem abstracten Gebrauch der allgemeinen Begriffe „Capital" und „Credit" übersieht Lassalle die realen Zusammenhänge des Güterlebens; er läßt sich durch die Mittelglieder, die unsere Geld- und Creditwirthschaft zwischen die sach-

liche Güterproduction und Consumtion schiebt, fortwährend täuschen und verwechselt factisch materielle Vorgänge mit gesellschaftlichen Institutionen. Je mehr er sich seinen praktischen Vorschlägen über die ganze Auflösung der jetzigen Volkswirthschaft und die Organisation seiner großen Arbeiter-Associationen nähert, desto mehr gehen seine Ideen in absolute Nebelhaftigkeit und Unklarheit über. Auf die Frage, wie der Staat das Risiko tragen könne? antwortet er keck, ein solches gebe es nicht mehr, weil an jedem Orte immer ein ganzer Productionszweig in eine einzige Association concentrirt sei. Nun nimmt aber bekanntlich bei allzu großem Umfang eines Betriebs stets seine Leistungsfähigkeit ab, wie bei allzu großen Gütern, doch sehen wir hiervon ab; Lassalle behauptet: es existirt kein Risiko; das ist aber nur möglich, wenn diese locale Association nicht mehr mit anderen zu concurriren braucht, also: absolute Localisirung, Aufhören alles großen Verkehrs, zum mindesten des Verkehrs mit dem Ausland, Verlust aller Vortheile, die aus der internationalen Theilung der Arbeit entstehen! Die einzige große Association, die für eine Branche existirt, hat kein Risiko und keine Concurrenz mehr, heißt so viel als: sie kann jetzt so schlecht, so theuer als sie will arbeiten, kann durch Unordnung und Ungeschicklichkeit in ihrem Innern Millionen vergeuden! Sie ist ja allein, hat kein Risiko mehr! Als ob das Risiko in dem äußeren Concurrenzkampfe nicht blos der Probirstein für innere Tüchtigkeit und äußerste Anstrengung der Kräfte wäre? Als ob nicht heute die Strafe für unordentlichen schlechten Betrieb durch das Risiko, das zuletzt zu Concurs und Falliment führt, das Hauptmotiv wäre, den Einzelnen zu äußerster Tüchtigkeit anzuspornen. Von dieser inneren Welt der Motive, der psychologischen Triebfedern, die die Voraussetzung alles äußeren Handelns sind, hat Lassalle keine Idee, er zeigt in keiner Andeutung, wie die für seinen Socialstaat nöthigen Tugenden, Sitten, Motive entstehen würden; er bedenkt nicht, daß das ganze bisherige Wirthschaftsleben auf bestimmten Motiven und Sitten beruht, die er alle in seinem Socialstaat nicht wiederfindet, weil den Motiven ihr Zielpunkt genommen ist. Und doch deutet er nirgends einen Ersatz an. Wie er sich die Sache denkt, oder vielmehr, wie er nichts Klares dabei denkt, zeigt besonders der Satz: „Die Association bemächtigt sich der gesicherten immer fortschreitenden Blüthe, welche der Production eigen ist." Ist der Production überhaupt an sich eine Blüthe eigen? Ist nicht vielmehr alle Blüthe nur die Folge specifischer menschlicher Zustände und der in bestimmten Gesellschafts- und Wirthschaftsformen die Thätigkeit leitenden Motive und psychologischen Triebfedern? Durch was ist fortschreitende Blüthe gesichert? Ueber alles das sagt Lassalle nichts; einige allgemeine Phrasen über Central-Associationen und Central-Creditanstalten

helfen über die Unbestimmtheit nicht hinweg. Klare Ausführung im Detail, das ist das Erste was, wie Roscher richtig bemerkt, von jedem socialen Organisationsplan gefordert werden muß, weil man erst am Detail sehen kann, wie der Verfasser sich die Erzeugung der nöthigen Motive und inneren Triebfedern zu seinem äußeren Gesellschaftsmechanismus denkt.

Man hat oft alle socialen Pläne mit dem Satze abgefertigt, sie wären nur denkbar, wenn die Menschen engelhafte Wesen wären; wir gehen nicht so weit, wir glauben auch, daß eine weiter gehende Cultur vielleicht ganz andere sittlich-psychologische Motive und damit andere sociale Formen erzeugen kann, aber wir glauben nicht, daß mit Einführung eines erzwungenen äußeren Gesellschafts- und Wirthschaftsmechanismus sich von selbst plötzlich die Menschen sittlich so heben, um überall nach reineren Motiven und mit Tugenden ausgestattet zu handeln, die sie bisher entfernt nicht hatten. Eine äußere Gesellschaftsform kann eine innere sittliche Culturarbeit der Menschheit von Jahrhunderten und Jahrtausenden nicht ersetzen!

Lassalle ist damit für uns kein Halbwisser, aber trotz aller Gelehrsamkeit und allem Geist ein Mann, der seine Zeit und das Leben nicht versteht. Wenn wir ihn mit seinem Gegner vergleichen, so ist Lassalle ein Mann der Wissenschaft, aber seine Wissenschaft riecht zu sehr nach der Studirlampe; Schulze ist ein Mann des praktischen Lebens, seine Wissenschaft nimmt er, wie und wo er sie braucht. Lassalle bespiegelt und drapirt sich selbst fortwährend mit dem Reichthum seines doch oft unvollkommenen Wissens; Schulze will gar kein Gelehrter sein, nicht die Wissenschaft reformiren, sondern den Arbeiterstand sittlich und ökonomisch heben. Lassalle hat viel gelesen, aber er benutzt es nicht ehrlich, sondern ist erfüllt von voreingenommenem Ingrimm gegen alles Bestehende; Schulze kommt in seiner Wissenschaft über Bastiat und die Manchesterpolitik nicht hinaus, aber corrigirt fortwährend beide instinctiv durch seine praktische Kenntniß des Lebens. Lassalle ist abstract, aber seine Abstractionen tragen das Gepräge eines äußerlichen Materialismus; Schulze ist concret und real, aber es ist ein gesunder Realismus, der den idealen inneren Kern und Zweck des Lebens nicht übersieht. Lassalle weiß die großen Züge und Bewegungen vergangener Zeiten aus den Büchern der Weltgeschichte zu entziffern, aber bei der Anwendung seiner Principien in der Gegenwart verliert er sich in Nebel und Unklarheit; Schulze kümmert sich nicht um philosophische Kategorien und historische Principien, aber Herz und Kopf sitzen ihm auf dem rechten Flecke, darum weiß er zu handeln, mit Segen und Glück selbst Geschichte zu machen. Lassalle ist ein leidenschaftlich-frivoler Demagog, den es kitzeln würde, mit der Gewalt seines



Geistes vom Studirzimmer aus eine bestehende Welt in Trümmer zu schlagen; Schulze ist ein einseitiger scharfkantiger, aber von einer großen sittlichen Aufgabe begeisterter und getragener Reformer. Lassalle hat wissenschaftliche Bedeutung auf anderen Gebieten, in der Nationalökonomie ist seine Bedeutung mehr die negative, durch seine Angriffe seine Gegner zu fördern, ihren praktischen Bemühungen weiteren Anstoß und Fortgang zu geben; Schulze's Namen dagegen wird nach Jahrhunderten in jeder deutschen Hütte noch mit Dankbarkeit genannt werden; seine Bedeutung ist epochemachend für den deutschen Arbeiter- und Handwerkerstand. Lassalle ist in der Nationalökonomie belesen genug, um Bastiat's Schwächen und Oberflächlichkeiten einzusehen, aber er kommt selbst nicht über die dürre, abstracte und äußerliche Quantitäts-Nationalökonomie eines Rikardo hinaus; Schulze nimmt Bastiat's Theorie im Allgemeinen an, weil er ähnliche praktische Zwecke verfolgt, aber im Einzelnen steht er oft über Bastiat und der ganzen abstracten Nationalökonomie, weil er weiß, was das Leben ist; weil er erkennt, wie das sittlich-psychologische Volksleben den inneren Keim auch aller äußeren Gestaltung des Güterlebens bildet; weil er weiß, daß nur von Innen nach Außen, nicht allein wenigstens von Außen nach Innen zu helfen ist. Lassalle träumt von Radicalkuren, die wie in einem Zaubermährchen plötzlich die ganze Welt umkehren; Schulze hat Verständniß und sittlichen Ernst genug, um zu wissen, daß die Wege der Cultur und des Fortschritts tausendfach verschiedene sind, daß zu großen Erfolgen die Hebel an den verschiedensten Punkten angesetzt werden müssen, daß alles Große nur durch langsamen inneren Kampf, durch ethische Erhebung und Durchbildung, durch die tausendfache Culturarbeit der Einzelnen und der Jahrhunderte erreicht wird, durch jene Thätigkeit, die „nie ermattet, die zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht."

Wie die Reform der Revolution, die Besonnenheit der Ueberstürzung, die sittliche Thatkraft dem unklaren Uebermuth, steht Schulze Lassalle gegenüber. Wenn Lassalle's Projecte mittelst einer politischen Veränderung, mittelst des allgemeinen Stimmrechts durchführbar wären und durchgeführt würden, so wäre die allgemeine Störung unserer Production, der Verlust und die Vergeudung von Millionen und Milliarden, abgesehen von allen übrigen Störungen der Cultur auf anderen Gebieten die sichere Folge. Wenn Schulze's Bemühungen immer mehr gelingen, so verbürgen sie allein nicht das Heil der Zukunft, aber sie werden ein Hauptmoment bilden, um die geistige und ökonomische Hebung des Handwerker- und Arbeiterstandes und seine richtige Organisation zu erreichen, eine entsprechende

Correctur des heutigen Individualismus und durch Stärkung des Mittelstandes eine ethische Ueberwindung des heutigen Materialismus zu sichern.

In einer neuen Culturepoche, wie die unsrige ist, zeigen sich stets neben großem Licht große Schatten. Die Einen wollen zurückgehen zum Alten und mit dem Licht den Schatten vertilgen, die Anderen sehnen sich nach einer utopischen Zukunft, die noch so ferne liegt, daß man den Schatten, der auch hier wäre, noch nicht so klar sieht. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Kräftiges Eingreifen in die Gegenwart ist die Pflicht statt spielenden Cokettirens mit Vergangenheit und Zukunft, praktisches Handanlegen jeden Tag und jede Stunde, um die Lichtseiten zu entwickeln, die Schattenseiten zu unterdrücken, — damit wird geholfen.

Die Lichtseiten aber werden entwickelt, wenn die Production überhaupt immer mehr gesteigert und die Vertheilung der Production durch den richtigen Zusammenhang mit dem ganzen ethischen Culturleben richtig regulirt wird. Die Production muß immer mehr gesteigert werden, damit überhaupt mehr zu vertheilen ist, als heut zu Tage; die stets fortschreitende Unterwerfung der äußeren Natur unter die Zwecke des Menschen ist seine erste ethische Aufgabe und die Voraussetzung alles höheren Culturlebens. Die Steigerung der Production wird aber durch den heutigen Wirthschaftsmechanismus, durch die Geld- und Creditwirthschaft, durch die gesteigerte Theilung der Arbeit und die Herrschaft des Tauschwerthes, durch freie Concurrenz und freie Unternehmung am sichersten befördert, während in dem Socialstaate Lassalle's die äußerste Anstrengung des Einzelnen undenkbar ist. Die Production im Lassalle'schen Socialstaat ist undenkbar, wenn nicht — wie Schäffle sagt — entweder die Arbeitstheilung aufhören oder die langwierigste Verrechnung und die lästigste Verzögerung der Arbeitsvergeltung eintreten soll, wenn nicht Kosten und Beschwerden der Abrechnung entstehen sollen, gegen welche der von der Gesellschaft den Fabrikanten überlassene Unternehmergewinn eine Bagatelle ist. Also Abnahme der Production oder vertheuerte Production wäre die unvermeidliche Folge.

Mit der Steigerung der Production, mit dem Wachsthum der Capitalien, welche dem Arbeiterstand die factische äußere Möglichkeit einer besseren Lage, steigender Löhne, eigenen Erwerbs und Capitals bietet, muß die innere Hebung Hand in Hand gehen und an dieser haben unzählige Factoren mitzuarbeiten: die Wissenschaft und Religion wie der Staat und die Kirche, die Gemeinden und die Vereine aller Art, die Fabrikanten und die höheren Klassen, die Elite der Arbeiter wie jeder einzelne Arbeiter haben hier ihre Pflichten; Selbsthülfe und Staatshülfe schließen sich nicht aus und sind nicht das Einzige; nur darauf kommt es



an, daß jede Hülfe nicht blos äußerlich, sondern innerlich wirke, daß jede Hülfe an ihrem Platze und in ihrer Art bleibe und sich richtig eingliedere in den Zusammenhang des Ganzen. Der wahre Fortschritt auch im ökonomischen Leben hängt von seinem Zusammenhang mit den übrigen Lebensgebieten und Zwecken, von der gesammten ethischen Cultur ab, denn kein Zweck und kein Glied kann dauernd gedeihen, wenn der übrige Organismus leidet.

Das ist die ethische Grundlage der Nationalökonomie, auf der allein die Arbeiterfrage richtig zu lösen ist und auf der sie der gesunde sittliche Volksgeist unserer Zeit auch lösen wird. Alles Uebel und alle Armuth werden auch damit nicht verschwinden, Reiche und Arme wird es immer geben, wenn auch der socialistische Materialismus dies nicht begreifen kann; nicht begreifen kann, weil er ethisch nicht hoch genug steht, um die wahre Ordnung der Lebenszwecke und Aufgaben zu verstehen. Wer aber tiefer blickt in das menschliche Herz, der weiß, daß in der Hütte des Handwerkers und des Arbeiters oft mehr wahres Glück und mehr wirkliche Zufriedenheit ist als in den Palästen der Reichen, daß die Versöhnung dieser scheinbar so dunkelen äußeren Verhängnisse in dem inneren Lebensglück liegt, das dem äußeren nicht parallel geht. Wer das erkennt, der fühlt auch, daß nicht die absolute Gleichheit der äußeren Genüsse, sondern nur die Hebung der äußeren Lage unserer Arbeiter bis zu dem Punkte, wo Familienglück und häusliche Zufriedenheit, sittlicher und geistiger Fortschritt möglich ist, vorerst unser Ziel sein muß.

Gustav Schmoller.

Die verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern von Gustav Freytag. Leipzig 1864.

Eine Mondscheinlandschaft breitet der Dichter vor uns aus, indem wir mit ihm den nächtlichen Wald durchschreiten, bis wir uns wohlgepflegten Anlagen nähern und zuletzt die ersten Häuser der Stadt berühren, an deren Ende die Wohnung des Helden liegt. Wir treten in das Zimmer des Gelehrten: trauliches Lampenlicht, das methodische Walten eines streng geordneten Geistes mit seinem friedlichen Ernst und seiner wohlthuenden Innigkeit umfängt uns. Hinter uns liegen die glitzernden Mondgespenster, unheimliche Gestalten, sich verschiebend und verzerrend, die uns ängstigen wollten. Leichten, ja übermüthigen Herzens verabschieden wir den wesenlosen Spuk. Dies ist die Introduction des Romans, die wie die ersten Accorde eines bedeutenden Musikstückes eine hohe

Erwartung anregt und uns zugleich die Wurzel anzeigt, aus der ein spannendes Gebilde sich erheben soll. Das Zimmer und seine Welt, von menschlicher Kunst ruhig erleuchtet, vom geordneten Geist bewohnt, vom warmen Gemüth belebt, triumphirt über den gespenstigen Mond. Der Mond mit seiner Welt aber läßt sich verdrängen, nicht vernichten. Er gehört zu unserem Dasein, der Bau, der uns trägt, wäre ohne ihn haltlos, unüberwindlich dringt der gesetzlose Zauber immer wieder hervor: in unser Dasein, aus unserem Dasein, ja aus dieses Daseins tiefsten Quellen. Dies wird das Thema sein, das die Erzählung uns bestätigt. Zu rasch war der Spott über den Mond, er wird wiederkehren mit seinem Motiv und wird dem ruhig ordnenden Licht noch manchen Kampf bereiten, aber wie in der Introduction wird das zweite Motiv am Schluß des Ganzen den Sieg behalten.

In der That begegnet die Macht des Mondes, d. h. die gesetzlose Kraft des Gemüths, welche die Bestandtheile unseres Seins und Wirkens in ihrem rechten Verhältnisse stört, steigert, verschiebt, verzerrt, uns mitten im Zimmer des Gelehrten. Nicht nur von außen dringt der Mond herein, er hat seinen Tempel im Herzen der Bewohner.

Des Bewohners und seines liebsten Gastes. Dieser Bewohner ist ein Gelehrter, ein Alterthumsforscher und sein liebster Gast ist ein jüngerer Freund, Gegenüberwohner, verwandten Studien zugekehrt. Zuerst wird uns die warme Flamme der Freundschaft fühlbar, welche die gleiche Hingabe an ehrwürdige Gegenstände gewissenhafter Forschung in ernsten Männerseelen nährt. Nicht immer ist diese Flamme eine ruhige, nicht immer die Temperatur zwischen hochgespannten Gemüthern eine gleiche. Dann ist die Flamme auf Augenblicke heftig bewegt. Aber die Weichheit, der Grundzug solcher Gemüther so lange das Vertrauen ungebrochen ist, stellt die Gleichheit und damit das ruhig waltende Element stets und leicht wieder her. Aber aus demselben Boden, von denselben Wurzeln genährt, wie der Freundschaftsaltar, erhebt sich der gespenstige Mondestempel. Eine scharfsinnig verfolgte Spur zeigt dem älteren Forscher die Möglichkeit im neunzehnten Jahrhundert eine vollständige Handschrift des merkwürdigsten der römischen Schriftsteller aufzufinden, eines Schriftstellers, dessen vollständiger Besitz, wie keines anderen, werthvoll wäre nicht nur für die Erkenntniß eines geschichtlichen Zustandes, sondern für das unmittelbare Verständniß der menschlichen Seele in der seltensten und doch lehrreichsten Lage, gleich lehrreich durch den Darsteller wie die Dargestellten; eines Schriftstellers von unvergleichlichem Werth auch für das künstlerische Gestalten durch die ihm eigene Macht der erschütterndsten Wirkung. Ein solcher Fund im neunzehnten Jahrhundert! Wir schütteln den Kopf, aber der Eifer des Suchenden bestrickt uns und sein Scharfsinn zeigt uns die Spur immer breiter, immer heller und hoffnungsvoller.

Diese Spur wird die Lebensmacht des Gelehrten. Er zieht aus, um die Handschrift zu finden und findet zunächst die Braut. Aber er sagt nicht wie Wilhelm Meister mit Saul, dem Sohne Kis: ich zog aus, um meines Vaters Eselinnen zu suchen, und habe ein Königreich gefunden. Auch der Professor hat einen Schatz gefunden, herrlicher als ein Königreich, und er scheint sogar dem

Fund der Handschrift entsagen zu wollen. Doch die gespenstische Spur taucht in immer neuer Gestalt vor ihm auf. Er verfolgt nicht, er wird verfolgt. Aber der Verfolger ist sein eigenes Selbst.

Während der unbeabsichtigten Brautfahrt und der sehr beabsichtigten Brautwerbung beginnt die Individualität des Professors sich vor uns zu entwickeln. Fast scheint es, als sollte der Leser genöthigt werden auszurufen: „in ihm hab' ich seit seiner ersten Zeit ein Muster des vollkommnen Manns gesehn." Wohl schütteln wir hin und wieder den Kopf. Aber wir wissen nicht sogleich, ob über den Dichter, der uns den vollkommnen Mann so schildert, ob über den Helden, dessen Schattenseiten, unzertrennlich von jeder lebendigen Individualität, wie immer uns anfangs befremden. Denn es ist ein echter Professor. Bei jeder Gelegenheit trägt er seine Weisheit vor und er zeigt wenig Bestreben oder Geschick, diese Weisheit seiner Umgebung anzupassen. Ein echter Professor. Die Fähigen unter den Studenten mögen mit Anstrengung folgen, die anderen mögen sehen, wie sie zurecht kommen. Und es ist eine hohe, aber sehr einseitige Weisheit.

Und dieser Professor ist auch ein gutes Stück Pedant. Zwar, wie er mit bedachter Kühnheit in seiner Wissenschaft vorschreitet, ist er auch schnell zum ernstesten Schritt entschlossen, als der erste mächtige Eindruck einer weiblichen Natur tief in seine Seele gefallen. Aber er geht zum Vater, als er kaum die erste Ahnung empfangen, daß das Herz der Tochter ihm entgegenschlagen will. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit sucht er sich als einen leidlichen Tochtermann zu legitimiren. Mit peinlicher Genauigkeit schreibt er dem Vater auf, was er von jedem Colleg einnimmt. Und als der Vater, von der vorsichtigen Pedanterie des Freiers angesteckt, in die Heimath des Professors gereist ist, um sich beim Schneider und Bedienten nach der Solidität des Eidams zu erkundigen, während er, dem erfahrenen Instinct des eigenen geprüften Herzens im seltsamen Widerspruch mit dem Reisezweck vertrauend, den vielbegehrenden Gast unter demselben Dach mit der geliebtesten Tochter zurückläßt — während dem behauptet der Professor der Geliebten gegenüber eine Zurückhaltung, die wir zwar nicht genug bewundern, aber noch viel weniger nachahmen könnten. Natürlich kehrt der Vater hochbefriedigt mit der Auskunft zurück, die er über seinen Schwiegersohn erhalten, und der Liebeswerbung steht nichts mehr im Wege. Ein neckischer Zufall beschleunigt dieselbe und überhebt den Professor einer mit tausendfachen Gewissensbedenken, dem gesteigerten Ausfluß zartfühlendster Bescheidenheit, bis zur Unkenntlichkeit des Hauptzweckes durchflochtenen Erklärung. Und doch ist dieser Professor nichts weniger als ein Weichling, vielmehr eine starke Persönlichkeit mit robustem Selbstgefühl und sehr hartnäckig in der Verfolgung seiner Zwecke. Aber er ist ein Pedant, d. h. hier ein Geist, dessen Constitution nach einer einseitigen Richtung stark, vielleicht groß entwickelt, auf ungewohntem Gebiete unbeholfen wie ein Kind erscheint, und da, wo ein ungekanntes zartes Gefühl zum ersten Mal ihn überwältigt, weich wie ein Kind.

Der Liebesfrühling des Professors, die Heldin und ihre Umgebung sind mit einem so jugendlich frischen Glanze geschildert, mit einer Reinheit, Wärme und Lieblichkeit, einer Feststimmung, die uns an Eichendorf's Poesien erinnert.

Dabei sind alle Personen, Haupt- und Nebenfiguren mit dem mäßigsten Aufwand der Darstellungsmittel in's Leben gerufen. Wir begegnen der seltenen Kunst, wie die wenigen Meister der Erzählung sie geübt, daß die vorgeführten Charaktere uns einen Typus zeigen, der beständig an alle verwandten Erscheinungen erinnert und keiner gleicht.

Die Geliebte des Professors ist eine Natur von einfachem, aber unzerstörbar großem Gefüge. Sie hat in unbewußter Innigkeit die Tiefe des Lebens empfunden und fühlt sich unwiderstehlich hingerissen, als sie zum ersten Mal bemerkt, daß es für diese räthselhafte Tiefe ein Verständniß und eine Sprache giebt. Sie ahnt nur leise, daß die heilige Empfindung der Wahrheit und das erreichbare Verständniß derselben sich vielleicht nur selten oder niemals decken.

Die ahnungsvolle Tiefe, welche die Brautfahrt des Professors als die innerliche Ergänzung zu der sonnigen Heiterkeit begleitet, prägt sich, außer in manchen anderen Momenten, besonders durch zwei Züge ein. Durch die Prophezeihung einer, wir wissen nicht, ob Närrin oder Betrügerin. Danach wird Ilse einem Manne lieb werden, der eine Krone trägt. Und durch die Erscheinung des fürstlichen Landesherrn von Ilse's Vater kurz vor ihrer Hochzeit auf dem väterlichen Gute. Der Besuch des Fürsten ist ein Zufall. Aber es erscheint bedeutungsvoll, daß der Fürst, ein kluger, welterfahrener Herr, an dem Professor in langem Gespräch schnell ein ungewöhnliches Interesse gewinnt, wobei die Herzenssache des Professors sogar in der Nähe der Hochzeit, die Handschrift, nicht unerwähnt bleibt. Bedeutungslos kann es auch nicht sein, daß die Braut des Fürsten Aufmerksamkeit in ungewöhnlicher Weise auf sich zu ziehen scheint.

Was kann es bedeuten? Die Schönheit fesselt immer und wir bewahren den Eindruck gern mit einer unbestimmten Hoffnung auf eine irgendwie geartete Beziehung. Kaum minder interessant aber ist für einen Hochgestellten, dessen Kunst die Menschenlenkung ist, der Anblick eines unverkennbar bedeutenden Mannes, den eine Leidenschaft beherrscht, welche ihn in fremde Gewalt bringen kann. Wo auch die Handschrift gefunden werde, es scheint, der Fundort muß auf dem Gebiet des Fürsten liegen, in seinen Schlössern oder Archiven.

Der flüchtige Besuch des Fürsten endet bald. Der Professor aber zieht mit seiner angetrauten Braut nach der Heimath. Dies ist das erste Buch des Romans.

Im zweiten Buche beginnt das Leben in der Universitätsstadt. Ilse's arglose, aber unerfahrene, aus einem großen und reinen Herzen entspringende Haltung ruft eine unschädliche Zudringlichkeit von Seiten eines Studenten hervor. Das Abenteuer endet ohne Aergerniß, aber es ist der erste andeutende Accord, daß auch die edelste Natur ohne den Schutz der Erfahrung Gefahren auf sich ladet, denen sie nicht unterliegen wird, aus denen aber erschütternde Kämpfe hervorgehen können.

Der collegialische Kreis, die Professorenwelt thut sich vor uns auf. Die Vornehmheit, welche der unabläßige Dienst geistiger Interessen verleiht, die Unbeholfenheit, welche mit der Einseitigkeit dieses Dienstes verbunden ist, die Herzlichkeit und ideale Wärme, welche unverdorbene Naturen in solcher Luft er-

füllt, von der auch die oberflächlichen ihren Theil empfangen — sind die überwiegenden Züge.

Mancher kluge Mann meint, die Professoren seien nicht so. Er kenne sie genau.

Wie lange wird es dauern, bis Leute, die sich auf ihre Klugheit etwas zu Gute thun, begreifen, daß die Dichtung keine Naturbeschreibung ist, wo man nachschlagen kann, z. B. „professor teutonicus, species so und so" und dann die Species in jedem Exemplar erkennt, das herumläuft? Was unter den Bedingungen gewisser Lebensverhältnisse aus der unerschöpflichen Menschennatur werden kann, eine dieser unendlichen Möglichkeiten zeigt der Dichter, entsprechend dem Zweck der gerade von ihm gewählten poetischen Aufgabe. Und er hat nur dafür zu sorgen, daß was unter seiner Hand Wirklichkeit geworden ist, unser Fühlen und Erkennen von den Kräften des Lebens bereichere, aber nicht etwa unsere Notizen über die Alltagszufälligkeiten vermehre.

Daß leidenschaftliche Eigensucht auch in diesen Kreisen nicht fehle und ihre besonderen Formen erzeuge, hatte der Dichter seiner Aufgabe zufolge blos anzudeuten. Ein Specialcollege des Helden, von philologischem Ehrgeiz getrieben, entlockt ihm seine Notizen über die Handschrift und versucht, seinerseits durch einen betrügerischen Händler mit dem gefälschten Bruchstück einer Handschrift getäuscht, auf eigenen Wegen den verlorenen Theilen des Tacitus auf die Spur zu kommen. Die Täuschung stellt sich bald heraus. Der Professor aber zeigt bei dieser Gelegenheit gegen den immerhin nicht tadelfreien Collegen eine ungewöhnliche Härte und eine Selbstschätzung, die an den Pharisäer anklingt. Keine sittliche Verirrung ist so für alle Ewigkeit ergreifend gekennzeichnet, wie der Pharisäismus. Aber ohne den Schrecken zu verleugnen, der uns bei dieser Verwandtschaft allemal überkommt, wird eine unbefangene Weite des Lebensblickes uns nicht verhehlen, daß es eine persönliche Tüchtigkeit giebt, die in ihren Wurzeln mit dem Pharisäismus sich berührt. Wir werden aber bei dieser Gelegenheit inne, daß in dem Professor uns nicht der vollkommene Mann geschildert werden soll, sondern eine bedeutende, aber wahre und darum beschränkte Individualität. Der Dichter steht, wie es sich gebührt, über dem Helden. Er beherrscht den Gang seiner Figuren, nicht aber ziehen diese ihn mit sich fort.

Ebenso wird jetzt klar, daß des Professors Art, den Zusammenhang und sittlichen Halt des Lebens anzusehen, auch in des Dichters Augen eine mangelhafte, obwohl großartige ist. Diese Philosophie des Lebens läuft darauf hinaus, daß das Resultat des Lebens wichtiger ist, als das Leben selbst; daß das größte und das kleinste Menschendasein durch die Vergangenheit bedingt, wie in der Zukunft fortwirkend ist. Die geheimnißvollen Gesetze zu erkennen, nach welchen aus dieser Kette der Wirkungen einheitliche organische Gebilde, nämlich die Völkerindividuen, hervorgehen, wird zum höchsten Gegenstand der Forschung, wie der erhebenden Betrachtung.

Diese Philosophie hat aber den Uebelstand, daß die Gegenwart, stets mit Resultaten für die Zukunft beschäftigt, niemals zum Genuß des Ewigen kommt. Und sie hat den zweiten Uebelstand, daß ihr in den wichtigsten praktischen Momenten des Lebens auf die dringendste Frage die Antwort fehlt. Es ist eine

Philosophie für einen Philologen, dem das uneigennützige Forschen und Suchen, das sein Leben ausfüllt, die Seele leidlich gesund erhält. So mag er sich auf seine gesunde Seele verlassen, wo seine Philosophie nichts zu sagen weiß. Das ist kein Trost für Alle und nicht einmal immer für den Philologen.

Ilse erkrankt, als dieser Unterschied zwischen dem Weltverständniß, wie ihr durch die neuen Verhältnisse zur Reflexion aufgerütteltes Gemüth es ahnt, und dem ihres Gatten ihr deutlich wird. Doch zeigt die rührende Sorge während der Krankheit ihr des Gatten treue gesunde Seele. Nicht minder bewährt sich die zarte Anhänglichkeit der Freunde. Auch hat während der Krankheit ein Fremder aus der Residenz ihres Heimathlandes sich neugierig nach Ilse's Verhältnissen erkundigt.

Auf die Genesung folgt der erste Besuch der Tochter nach ihrer Vermählung bei dem Vater. Die Spuren der Krankheit sind noch merklich und der Vater ahnt den Grund. Aber er mahnt zur Ergebung, vorausgesetzt, daß die Liebe des Gatten unzweifelhaft, die Achtung vor seinem Beruf im Herzen der Tochter ungezwungen und unaustilgbar sei. Resignation, ein neuer Accord, auf dessen Wiederkehr wir spannen werden, schließt das zweite Buch.

Zunächst bleibt der Grundton, aber die Harmonie ändert sich: es wird eine freudige Ergebung. In reicher Fülle, mit neuen Gestalten dringt das Leben auf Ilse ein. In solcher Zeit wird ein geheimer Mangel leicht getragen und fast vergessen.

Der Fremde aus der heimathlichen Residenz, der während Ilse's Krankheit sich nach ihren Verhältnissen erkundigt hatte, war ein Diener des Fürsten. Schon in einer kurzen Episode des zweiten Buches wird uns der Anlaß der Nachforschung erklärt. Wir lernen bei einer ländlichen Mummerei die beiden einzigen Kinder des Fürsten und seinen Neffen kennen. Die Ersteren: Sohn und Tochter, ein eben der Schule, oder was man bei anderen Kindern so nennt, entwachsener Prinz, eine glänzend begabte Prinzessin, ziemlich gleichen Alters, von heiter kräftigem Temperament; der Neffe, das männliche Seitenstück seiner Cousine. Der Fürst tritt bei dieser Gelegenheit mit herber Strenge, in der Art von König Philipp auf. Von den drei fürstlichen Kindern geht die Prinzessin einer sofortigen Vermählung entgegen, über die nächste Bestimmung des Sohnes beräth sich der Fürst am Tage nach der ländlichen Scene mit seinem Oberstihofmeister. Das Ergebniß der Unterredung ist, daß der Prinz auf eine Universität gesandt werden, der Neffe, bereits Officier, während dieser Zeit in fremde Kriegsdienste gehen soll. Die Universität, welche man für den Erbprinzen aussucht, ist dieselbe, an welcher der Professor, Ilse's Gatte, lehrt.

Was bezweckt der Fürst mit dieser Wahl, die ganz die seine ist? Warum hat er sich kurz vorher nach Ilse's Verhältnissen erkundigen lassen?

Wir gewinnen an dieser Stelle der Erzählung keinen Aufschluß, nicht einmal einen Anhalt zu einer Vermuthung. Aber in den bedeutendsten Zügen tritt uns die Gestalt des Oberstihofmeisters entgegen: ein hochgebildeter Geist, der die Achtung der Höchstgestellten dieses Lebens, welchen er dient, beständig erzwingt, welche Art des Charakters ihnen auch eignen möge. Er erzwingt sie, weil er bei dem stolzesten Freimuth die Schranke, welche seine Stellung ihm

zieht, bis auf die feinsten Linien jederzeit unfehlbar zu hüten weiß und — weil er niemals etwas für sich begehrt. Solche Diener sind den Fürsten, den Höfen unentbehrlich, sie üben zuweilen einen magischen Einfluß, aber sind niemals die Lieblinge der Neigung.

Der Erbprinz kommt zur Universität: ein Porträt mit Meisterhand entworfen. Wir sagen Porträt, obgleich dem Dichter am allerwenigsten hier ein Original gesessen. Aber es giebt Porträts von solcher Lebendigkeit, daß wir schwören, das Original kennen zu müssen, wir wissen nur nicht wo.

Die gedrückte, von der ungeheueren Last des fürstlichen Daseins wie keine andere Seele in ähnlicher Lage gebeugte Natur des Erbprinzen gewinnt in der Luft von Ilse's kindlicher und großer Sinnesart ein seltenes Gefühl des Vertrauens und der Freiheit: in dem ersten Gefühl des Vertrauens zu einer fremden Seele den Anfang der eigenen Freiheit. Der Kammerherr, des Prinzen Begleiter, begünstigt keineswegs den häufigen Verkehr des Ersteren im Hause des Professors. Der Kammerherr, so lange er seinem Herzen folgen darf — ihm stets zu folgen ist er freilich nicht der Mann — weiß die Würde einer edlen Frau zu ehren. Auch den Professor, dessen allseitige Gediegenheit er schätzt, möchte der Kammerherr ohne Nöthigung nicht gern schädigen. Auch ist er keineswegs der Mann, eine überflüssige Verantwortung auf sich zu nehmen, am wenigsten eine so bedenkliche. Aber mit Verwunderung bemerkt der Kammerherr, daß der Fürst die wenigen Zeichen einer lebhafteren Theilnahme des Erbprinzen an der schönen Professorin nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern mit Zufriedenheit beachtet. Einmal bittet Ilse den Erbprinzen, sich für einen Chausseebau in der Nähe des väterlichen Gutes zu verwenden. Der Erbprinz erkundigt sich bei dem betreffenden Beamten. Der Fürst, in Kenntniß gesetzt, wird sehr aufmerksam. Aber als er den Anlaß erfährt, befiehlt er nicht nur, den Chausseebau auf's Schleunigste zu fördern, sondern er äußert auch alsbald in einem gnädigen Schreiben seine besondere Zufriedenheit mit dem Erbprinzen und dem Kammerherrn.

Die glückliche Verwendung des Erbprinzen stört aber beinahe den Verkehr zwischen ihm und seiner geistigen Beschützerin. Der Erbprinz fühlt sich nichts weniger als sicher, welchen Eindruck seine Erkundigung auf den Fürsten gemacht. Ein ungewöhnlicher Zufall indeß, welcher den Erbprinzen in eine studentische Ehrensache verwickelt, macht Ilse in einem schweren Moment zur heilsamen Berathertin des einsamen Fürstensohnes.

Die plötzliche Verwittwung seiner Schwester ruft den Prinzen in die Residenz zurück. Ilse aber, mehr und mehr in das geistige Leben ihres Gatten eingeweiht und mit glücklicher Begabung eindringend, scheint dem Höhepunkt ihres Daseins sicher zuzuschreiten. Sie versteht den inneren Kampf der hehren Antigone, denn sie bekennt ihrem Gatten, daß sie einst selbst in einem bedeutenden Augenblick sich nur auf die eigene Empfindung gestellt, indem sie einen Fremden, ohne ihn an den Gatten zu weisen, noch dessen Meinung hören zu dürfen, bei einem ernsten Schritte Rath ertheilt.

Der Professor aber hat unterdeß eine neue Spur des Tacitus gefunden, die in die Archive des Landesherrn von seiner Frauen Heimath weist. Da

kommt eine Sendung des Fürsten als Dank für des Professors Aufmerksamkeit gegen den Erbprinzen mit Acten über den Geburtsort Ilse's. Der Fürst hat sich von freien Stücken an das Gespräch mit dem Professor vor dessen Hochzeit über die Spur des verlorenen Tacitus erinnert. Der Leser aber weiß mehr. Aus einem Gespräch des Fürsten mit dem Kammerherrn, dem akademischen Begleiter des Prinzen, erfährt er, daß der Fürst den Professor zur Ordnung einer Antikensammlung auf eine gewisse Zeit in die Residenz zu rufen wünscht. Der Ruf trifft ein und der Professor darf nicht ablehnen, trotz dem Widerstreben der Gattin, die ihn auch nicht einmal begleiten möchte, und dem Bedenken des Freundes. Der Fürst hat ihn bereits verbunden und noch hofft er Wichtiges von dem Fürsten. Die Actensendung bestätigt die neue Spur. Der Fürst will den Professor und Gemahlin als Gäste aufnehmen, um dem Erstern während der Arbeit, die er von ihm wünscht, das häusliche Leben nicht zu stören. Der Professor darf nicht ablehnen, nicht für sich noch für die Frau. So das dritte Buch.

Diese Skizze soll bis jetzt und fernerhin nur die Bänder der Composition hervorheben. Den Reiz des Detail, in dessen Ausspendung der Dichter so glücklich ist, kann bei jeder ersten wie erneuten Bekanntschaft nur die vollständige Lectüre kosten. Wir haben bisher einen Bestandtheil der Erzählung ganz übergangen: die komische neben der tragischen Gruppe. Die komische Gruppe wird gebildet durch des Professors Hauswirth einerseits und den Vater seines Gegenüberwohners und jüngeren Freundes andererseits, durch beider Frauen und durch beider Familien einzige Kinder, nämlich den Freund des Professors und die Tochter von des Professors Hauswirth. Die Väter leben als erzürnte Nachbarn in beständiger Fehde, die Frauen stehen bald beschwichtigend dazwischen, bald werden sie in den Streit gerissen. Zwischen den Kindern bricht unter so schwierigen Verhältnissen eine oft gestörte Neigung durch, die an der Neigung zweier Dienstboten der beiden Häuser noch ein tragikomisches Gegenstück hat. Der nachbarliche Zorn dreht sich um ein Nichts, um Launen, um sentimentale Bizarrerien des einen Nachbars, welche der andere als derbverständiger Biedermann in seiner Nähe nicht leiden mag.

Mancher sonst wohlwollende Leser hat an den komischen Chargen des Romans Anstoß genommen. Wenn der Geschmack überhaupt einen wesentlich individuellen Bestandtheil hat, so ist der Sinn für das Komische vielleicht der allerindividuellste. Wir wollen mit Niemand über diese komische Partie rechten. Uns erscheint nichts komischer, als ein reichlicher Aufwand von Zorn und Schmerz, von Ernst und Würde, dem ein reines Nichts zu Grunde liegt. Wenn dieses Nichts auch Leiden hervorruft, so trösten wir uns doch, daß diese Kümmernisse ihre sichere Grenze haben und daß die Personen im Grunde sehr gut und sehr glücklich sein müssen, die sich beständig in das Pathos solcher Leiden ohne Bosheit vertiefen.

Man hat die komischen Figuren und ihr Pathos zu singulär gefunden, man meint, daß eine solche Saite gar zu selten, wenn überhaupt, in der Menschennatur angelegt sei.

Diese Behauptung erscheint uns wunderlich. Zwar der Dichter hat mit

seiner komischen Partie nichts beabsichtigt, als den unmittelbar ge älligen Eindruck und die Erleichterung des Eindrucks der Hauptpartie. Aber wir fürchten, schon eine nicht ferne Nachwelt wird in der komischen Gruppe ungesucht einen wesentlich deutschen und heutigen Charakterzug finden. Wir wiederholen, daß wir nichts in den Autor hineinlesen, aber die Zukunft wird es thun. Wir muthmaßen, die Nachwelt wird in dem Streit der Nachbarn eine Satyre sehen auf den Streit zwischen einer gewissen Partei und einem gewissen Ministerium, der sich in einem gewissen Lande begeben hat. Auch hier drehte sich ein leidenschaftlicher Gegensatz um Nichts. Man war von einerlei Stand, Stellung und allgemeinen Wünschen in der Welt. Aber die Partei, in unserem Buche: Herr Hummel, fand, daß das Ministerium mit seiner großen Rüstung von allen Seiten die Feinde herbeilocke, daß diese Rüstung eine launenhafte Bizarrerie sei, so wie Herr Hummel findet, daß des Nachbars Glocken, an sich unerträglich, auch noch die Spitzbuben zusammenläuten. Man fand die abwehrenden Maaßregeln des Ministeriums über alle Maaßen belästigend, so wie Herr Hummel des Nachbars Bienen findet. Und es waren doch nur italienische Bienen, die gar nicht stechen. Wie im Roman die Frauen, predigten im Lande manche Leute den Frieden Namens der gesunden Vernunft und des beiderseitigen Vortheils. Aber man rief: „es handelt sich um Recht," wie Herr Hummel sagt: „dies ist ein Streit zwischen Männern, hier finden Paragraphen der Polizeiordnung statt, da bleibe du mit deinen Versen davon."

Nur das Ende kam in dem Lande anders, als in dem Roman. Herr Hummel rettet den Nachbar, so wie dieser in Noth kommt. Die Partei stieß das Ministerium hinaus, als es auf den schwächsten Füßen stand. Herr Hummel trug eine dankerfüllte Nachbarschaft davon. Im Lande aber zog in das Haus des gutmüthigen und sentimentalen Nachbars ein stolzer und vornehmer Herr mit rücksichtsloser Dienerschaft. Und die Partei mußte sich gefallen lassen, was Herr Hummel sich niemals hätte gefallen lassen. —

Wir wenden uns wieder zu den Hauptpersonen, deren weitere Schicksale uns das vierte Buch erzählt.

Es ist der Anfang dieses Buches, wo der Roman seinen Höhepunkt erreicht. Ungeahnt für den Leser und doch nicht unnatürlich entnimmt der Dichter dem Stoff eine Idee, an der wir ebenso die geistreiche Erfindung, als den poetischen Muth bewundern müssen. Der Professor, welcher den verlorenen Tacitus sucht, stößt auf einen lebendigen Charakter des Tacitus. Der Dichter aber schildert uns das Walten dieses Charakters in der für solche Gegenstände unübertroffenen Weise des Tacitus. Natürlich ahmt er nicht den Satzbau nach, sondern die innere Methode der Darstellung. Auch wer die geistreiche Kühnheit dieses Versuches nicht sofort durchschaut, spürt doch im Lesen den ungewöhnlichen und durchaus bedeutenden Eindruck. Die Kunst besteht in dem prägnanten Hervorheben eines unheimlichen Bannes, der auf allen Personen liegt, während die Motive im Ganzen wie im Einzelnen verhüllt sind, so daß wir beständig in der Spannung des Räthsels uns befinden, dessen Lösung wir nur dadurch ahnen, daß an scheinbar bedeutungslosen Stellen die Motive bruchstückweise zu Tage kommen. Dem Tacitus war diese Darstellungsweise zum Theil durch die Verhält-

nisse auferlegt, in denen er schrieb und in denen eine offene Erklärung unmöglich war. Niemals ist mit größerem Erfolge aus der Noth eine Tugend gemacht worden. Die halbe und ganze Verborgenheit des Urtheils und der Motive umgiebt die sittliche Verwüstung mit einem Grauen, wie es keine unmittelbare Bezeichnung hervorrufen kann.

Was wir in der vorliegenden Nachahmung vor Allem anerkennen müssen, ist dieses. Während uns die Verhältnisse eines kleinen Hofes geschildert werden, liegt in den Charakteren und namentlich in der Hauptfigur eine Größe, Haltung und Vornehmheit, ohne welche die Empfindung des Grauens nicht möglich wäre. Denn das Gräßliche ist abscheulich, aber nicht furchtbar.

Vom feinsten Kunstgefühl zeigt die Art, wie Stimmung und Hintergrund des Hoflebens den anderen Theilen des Romans angepaßt ist. Wie in einer Symphonie der kühnste Gegensatz der Motive die Tonart nicht aufhebt, so behalten wir hier als Stimmungsgrundlage denselben Naturton. Die grünen Berge von Rossau, die grünen Wipfel des Stadtwaldes, welche beinahe bis an Ilse's und ihres Gemahls professorliche Wohnung rauschen, und der grüne Park, worin der fürstliche Pavillon liegt, welchen das Ehepaar als Gäste des Hofes bewohnt, gewähren der Stimmung dieselbe Unterlage. Aber lachend und friedlich ist das Grün von Rossau, ehrbar und ein wenig philisterhaft das Grün des Stadtwaldes, unheimlich und wie von Schlangen bewohnt das Grün des fürstlichen Parkes.

Das professorliche Ehepaar kommt in die Residenz als Gäste des Fürsten. Ein selten mehr benutzter Pavillon im Rococcostil in der Nähe des fürstlichen Schlosses nimmt die Gäste als Wohnung auf. Das befremdet eingeweihte Lächeln des Hofpersonals, daß der Pavillon wieder einmal eine schöne Frau beherbergt, fällt sogleich auf. Noch mehr die Zurückhaltung des Erbprinzen seiner zartverehrten Beschützerin gegenüber, die bis zu einem verstellten Unwohlsein geht. Wir bemerken, daß der Erbprinz den Ruf seiner Freundin schonen will, und schließen daraus, daß ein unzartes Verhalten seinerseits irgendwo vorausgesetzt wird. Es zeigt sich bald, daß die frühere Erkundigung des Fürsten nach Ilse, bevor der Erbprinz zur Universität gesandt wurde, so wie die jetzige Berufung des Professors in die Residenz um des Erbprinzen willen geschehen sind. Der Fürst, von jeder Furcht der schwachen Natur des Sohnes gegenüber frei und dabei ein bedeutender Menschenkenner von durchaus nicht kleinem Urtheil, erachtet für diese Natur nichts so bildend als die zarte Neigung zu einer Frau, welche keine Ansprüche an das äußere Leben des Freundes macht und ihm dabei doch den Reiz eines innigen Seelenbundes gewährt. Der Fürst sagt dies später dem Prinzen mit eigenen Worten. Aber der Dichter hat Alles gethan, um zu zeigen, daß der Fürst in dieser Sache anfangs vollkommen aufrichtig und in guter Meinung gehandelt hat. Wenigstens für den Prinzen. Denn der Fürst ist nicht von jener subalternen Sorte der Weltkenner, deren Weisheit darin besteht, daß das menschliche Herz zu jeder Zeit und in jeder Beziehung des Adels und der Reinheit ermangele. Der Fürst ist weder beschränkten Geistes, noch niedrig boshaften Gemüthes. Das unheimliche Zeichen, welches anfangs selten, dann immer stärker aus seiner Natur aufleuchtet, ist trotz



großer Selbstbeherrschung in dem gewöhnlichen Auftreten eine wilde Leidenschaftlichkeit, sobald seine Eigensucht einen Gegenstand in Wunsch oder Abneigung stark berührt. Und wie weit sind die Schranken der Eigensucht eines Mächtigen, der sich nicht selbst beherrscht?

Die verstellte Krankheit des Erbprinzen erfüllt den Fürsten anfangs mit Zorn. Bald aber wirft ihm eine unmittelbare Begegnung mit Ilse den zündenden Schlag einer verspäteten und darum den ganzen Rest des Lebens verzehrenden Leidenschaft in die Seele. Die Möglichkeit, daß Ilse's Herz dem Erbprinzen bereits entgegenkomme, peinigt ihn mit dämonischer Eifersucht.

Schwer lagert sich jetzt über Ilse die unheildrohende Wolke. In dem Grade, als der Fürst sie auszeichnet, meidet sie der Hof. Und welch eine Hand ist es, die sie umstricken will! Mit tödtlicher Schwere liegt diese Hand auf den eigenen Kindern und der Umgebung. Das zweimal wiederholte Motiv, daß die fürstliche erwachsene Jugend bei kindischen Spielereien von dem Haupt erschreckt wird, dient nur dazu, das unwiderstehliche Bedürfniß nach gewaltsamer Entlastung anzuzeigen, welches der furchtbare Zwang einer beständigen anspruchsvollen Absichtlichkeit des Benehmens gerade liebenswürdigen und begabten Naturen auferlegt. Einen schwachen Trost auf diesem Schauplatz, wo ein rücksichtsloser und erfinderischer Wille über alle Werkzeuge der Macht gebietet, gewährt nur die nach seiner Einführung zunächst wenig hervortretende Gestalt des Oberthofmeisters und der gute, obwohl hülflose Wille der fürstlichen Kinder. Außer dem Erbprinzen ist auch seine Schwester, die junge Prinzessin, nach ihrer Verwittwung in die Residenz zurückgekehrt, und mit beiden ihr Cousin, der fürstliche Neffe, der sich unterdeß in fremden Kriegsdiensten ausgezeichnet hat. Die Rückberufung auch des Letzteren ist den fürstlichen Kindern ein Räthsel. Aber sie trösten sich, als wahrscheinlich wird, daß der gute Genius des Fürstenhauses, der Oberthofmeister, die Hand im Spiele haben möge. Der Leser weiß, daß derselbe Mann früher die zeitweilige Entfernung des Prinzen durchgesetzt hatte. Nach einigen Etourderien des Prinzen auch gegen Ilse vereinigt bald ein stiller Bund den Prinzen und den Erbprinzen zum Schutze Ilse's gegen die heranbrängende Gefahr. Nur daß der Erbprinz, mehr Sohn als Prinz, wie sein Vetter spöttisch bemerkt, blos Wünsche hat, aber aus kindlichem Pflichtgefühl nicht zu handeln wagt, während der Prinz sehr eifrig auf verborgenen Schutz bedacht ist, den er hinter allerlei Muthwillen verbirgt. Anders steht anfangs die Prinzessin. Mit Ilse's Charakter unbekannt, außerdem zu dem geistigen Wesen des Professors hingezogen, ist sie geneigt, in der Ersteren das willige Opfer des Fürsten zu sehen und richtet darnach ihr Benehmen ein. Die Zeichnung dieses Charakters als einer reichen, eroberungsbedürftigen Natur ist bei einem seltenen Glanze von einer Zartheit der Farbe, wie sie in aller Kunst selten zu Gebote steht. In ihrer ganzen Unheimlichkeit tritt die Gestalt des Fürsten zuerst hervor, als er von seiner Tochter die Zuziehung der Professorin zu den kleinen geselligen Abenden der Ersteren verlangt. Die Prinzessin sieht in diesem Wunsche den unwürdigen Versuch, die eigene Tochter zur Helferin bei den Verführungsplänen des Vaters zu machen. Die finstere Vergangenheit des Fürsten, die abschreckende

Leidenschaftlichkeit seiner Natur, die wahre Beschaffenheit des Verhältnisses zwischen Vater und Tochter kommen in dieser Scene zur Andeutung.

Immer tiefer sinkt die drohende Wolke auf Ilse herab. Die Prinzessin zeigt ein ungewöhnliches Interesse an dem Professor. Ilse ist weit von Argwohn gegen die Treue ihres Gemahls. Aber es verwundet sie, daß ihr heilig großes Gefühl vor dem Herzen ihres Mannes leichter wiegen soll, als die glänzend flüchtige Kunst der Prinzessin, gefällig zu imponiren und durch gewählte Artigkeit auf Augenblicke zu bezaubern. Während der ersten zweifelvollen Regungen dieses Kummers läßt der Fürst durch einen Hofbeamten ihr nahe legen, welche Vortheile für Ilse's Vater, ihren Gatten und sie selbst aus einer Adelsverleihung, zunächst an den Vater, sich ergeben würden. Ilse ist empört. Sie urtheilt eben so einfach als treffend, daß die Hohen, wenn der Mensch als solcher ihnen nichts gilt oder gelten darf, ihrerseits kein Recht haben, den Menschenwerth, weil er sie gerade einmal reizt, in den Zwang ihrer vielleicht unvermeidlichen Formeln und Vorurtheile hineinlocken und festbannen zu wollen.

Der Fürst hat sich unterdeß aus mehreren Gesprächen mit Ilse überzeugt, daß er nicht den mindesten Grund zur Eifersucht gegen den Erbprinzen hat. Dagegen ist er von der hohen Naivetät und der Kraft dieser aus dem innersten Kern heraus vornehmen Natur bezaubert, wie er es noch niemals glaubt gewesen zu sein. Seine Leidenschaft lodert in hellen Flammen auf und giebt ihm einen dämonischen Plan ein, mit dem er gleichzeitig das Ziel seiner Liebe und das seines Hasses erreichen möchte. Er will die Prinzessin in das Verhältniß mit dem Professor bis zur Aufsehen erregenden Unvorsichtigkeit verstricken lassen, dadurch die Prinzessin, seine Tochter, demüthigen, die Selbständigkeit ihres Characters brechen und ihren Willen ganz in seine Hand bekommen. Er will durch dieses Verhältniß den Professor von seiner Gattin trennen und die Letztere dauernd an sich ziehen. Für diesen Plan muß er zunächst den Professor an seinem Hofe festhalten und deshalb die Hoffnung des kostbaren Fundes nähren, der die Phantasie des Gelehrten Tag und Nacht aufregt. Bruchstücke, wenn nicht die ganze verlorene Handschrift, muß er den Professor finden lassen, damit dieser in seinem, des Fürsten, Lande zu suchen und zu arbeiten fortfahre, bis die Früchte jener Saat zu reifen beginnen.

Zur Anfertigung gefälschter Bruchstücke der gesuchten Handschrift bedient sich der Fürst eines verkommenen Subjectes, eines Magisters, der von Correcturen philologischer Bücher in der Universitätsstadt des Professors gelebt hat, der mit einem Anfang der Fälscherindustrie bereits den Collegen des Professors getäuscht, den Händler aber nur vorgeschoben hat. Mit der Parteilichkeit eines von Vorurtheilen geleiteten Blickes hat der Professor, wie wir uns erinnern, den Collegen hart beurtheilt, gegen den Magister aber, trotz seiner verdächtigen Ausreden, keinen Argwohn geschöpft. So ist der Magister durch des Professors Schuld und Veranlassung erst zu Privatvorträgen bei dem Erbprinzen, später zum Conservator des Antikencabinets in der fürstlichen Residenz berufen worden. Bei Gelegenheit eines Geburtstagsgeschenkes hat der Fürst an dem Magister das Talent zur Nachahmung alter Schrift entdeckt, und er weiß seine Leute zu finden.



So schließt in der Mitte des vierten Buches der zweite Band. Mit den auserlesensten Mitteln der Kunst ist hier die höchste Spannung hervorgebracht. Wir zittern, wenn wir denken, daß der Fürst, wenn die Klugheit ihm das Ziel nicht bringt, gewohnt und geübt ist, zur Gewalt, zum Schrecken, zur Betäubung zu greifen, daß der Pavillon, Ilse's Wohnung, einen Apparat zur Ueberraschung und Bestrickung durch Schreck enthält, der eine Reihe von Opfern bezwungen und das letzte in Wahnsinn gestürzt hat. Wir zittern, wenn wir denken, daß der Professor, durch einen doppelten Rausch umstrickt, durch die Hoffnung des Fundes und den Zauber der Prinzessin, unfähig ist, die Gefahr seiner Frau zu erkennen. Wir denken unwillkürlich, wie Ilse bei jenem Gewitter während ihres beginnenden Brautstandes in erhabener Ruhe allein stand, allein, obwohl der Geliebte neben ihr weilte. Damals stand sie allein, weil der übermächtigen Naturgewalt gegenüber die Menschen sich nicht thätig verbinden können, und der tödtliche Strahl verschonte ihr Haupt. Wird sie diesmal allein stehen, wo menschlicher Schutz helfen könnte, und wird der Strahl die Einsame wiederum verschonen oder zerstören?

Die angstvolle Schwüle wird durch den tollen Humor des Prinzen und seine ausgelassenen Streiche noch vermehrt. Denn wir fragen: werden diese geheimen Schläge den Fürsten schrecken, die Unternehmungen desselben kreuzen, oder werden sie dieselben gar begünstigen, indem mehr als Ein verborgener Spieler auftritt? In solchem Fall kann ebenso leicht Ein Spiel das andere decken als zerstören. Es kommt schließlich nicht darauf an, welcher Spieler der glücklichere und verwegnere, sondern welcher über die meisten und stärksten Mittel gebietet.

Den Gipfel der Spannung hat der Dichter, nachdem die Erzählung lange im ruhigen Fluß dahingewallt, mit wenigen Meisterschritten erstiegen. Im Nu hat sich über die sonnige Landschaft das schwerste Gewitter gelagert. Wir besinnen uns kaum, wie es gekommen, aber wir empfinden, daß es ganz natürlich gekommen.

Wenn wir uns einen Augenblick von der Spannung des Stoffes losmachen, so erstaunen wir über die immense Aufgabe, welche der Dichter sich auferlegt. Die Reflexion erhebt alsbald den Zweifel, ob die Lösung nicht theilweise hinter der Erwartung zurückbleiben, ob eine befriedigende Lösung nicht theilweise an innerer Unmöglichkeit scheitern muß. Unüberwindliche Schwierigkeiten für einen befriedigenden Ausgang scheinen entgegentreten zu müssen, wie wir uns den Weg auch denken, welchen der Dichter einschlagen mag.

Ein Weg scheint dem Leser, dessen Phantasie durch den Eindruck der Erzählung in seltener Weise zur eigenen Thätigkeit aufgeregt ist, sich vor allen darzubieten.

Wie sehr der Erbprinz als Sohn sich auch sträuben mag, gegen den Vater zu handeln, so scheint es doch, die Prinzen müssen das verbrecherische Vorhaben des Fürsten vereiteln. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie dies erst in dem Augenblicke im Stande sein, wo der wildeste Schrecken und die furchtbarste Empörung Ilse's große Seele auf einen Augenblick der Verzweiflung zugeschleudert haben. Der Professor wird in der Zerrüttung seines Weibes die grausam ge-



rechte Strafe empfinden für die Oberflächlichkeit seines Herzens, welches einen Augenblick aufhören konnte, einem Doppelphantom nachjagend, das beste Kleinod des Lebens in unvergänglich beglückter Treue zu hüten. Der Zartsinn und die Liebe des collegialischen Freundeskreises, so wagt der Leser zu vermuthen, werden nach und nach die Gebeugten heilen. Scheint es doch, als hat der Dichter für dieses hohe Freundschaftswerk eines Kreises edler Menschen bereits die Chorführerin bezeichnet in einer Figur, die ohne diesen Beruf zu stark im Verhältniß der Composition hervorgehoben ist.

So wie wir den dritten Band aufschlagen, sehen wir, daß der Dichter weder diesen noch einen ähnlichen Plan befolgt hat. Und leicht werden uns alsbald die Gründe klar. Drei an der Zahl, stellen wir den schwächsten in die Mitte, den entscheidenden an's Ende, den mittleren voran.

Wenn man dem Kunstwerk gewöhnlich im Gegensatz zu den endlichen Bedingungen des empirischen Lebens die Freiheit als Mutter zuschreibt, so hat dieser Satz nur im Vergleich seine Wahrheit. Auch das Kunstwerk steht innerlich wie äußerlich unter dem Tag, der es der Welt verliehen. Ein Dichter von Freytag's Ruf durfte es nicht unternehmen, im Jahre 1864 eine Palastrevolution zu schildern: weil er den Verdacht jeder anderen, als einer künstlerischen Tendenz auf sich laden mußte — auch wenn er den Stoff noch so künstlerisch bewältigt hätte. Der kleinliche und weichliche Philister unserer Tage freilich wird sogleich mit dem kategorischen Imperativ bei der Hand sein. Er kann nicht bis morgen den Mund halten, ob Großes oder Kleines ihm zum Schweigen anvertraut sei, aber er fordert, daß das „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" alle Tage aufgeführt werde, wo er sich zur Anerkennung bequemen soll.

Dieser Rigorismus ist mit der äußersten Geringschätzung abzuweisen. Denken wir uns aber auch einen Weg der Handlung möglich, welcher die Gewalt des Conflictes gefunden hätte, ohne unkünstlerische Nebenvorstellungen zum Schaden des Kunstwerkes zu erregen, so trat dem Dichter zweitens das Bedenken entgegen, den Adel seiner Gestalten, namentlich der Heldin, durch allzu nahe Berührung mit dem fast vollendeten Frevel zu gefährden, wenn nicht ganz zu verlieren.

Dieser Schwierigkeit indeß, so hoch sie anzuschlagen ist, glauben wir die Kunst des Dichters gewachsen und selbst der vorliegende Roman zeigt, wie uns dünkt, daß sein Verfasser auch das Bedenklichste durch die nie sich verleugnende Vornehmheit der Empfindung in das Reich der Kunst, das Wort in vollster Bedeutung genommen, zu erheben vermag.

Der unbesiegbare Grund jedoch, welcher dem Dichter den Höhepunkt des Conflictes, den er so glänzend angelegt, zu vermeiden gebot, war folgender. Von diesem Höhepunkt gab es nur den tragischen Niederfall. Das Verfahren, welches die Seelen von dem übermächtig Schrecklichen widerstandslos niederwerfen und dann gemächlich sich erholen läßt, mag einem großen Publicum sehr erbaulich sein — mit der Poesie hat es nichts gemein. Mit der Poesie, welche noch Schiller's Wort an Goethe zur einzigen Richtschnur die Wahrheit haben sollte — die Wahrheit, wie Schiller sie verstand.

Den tragischen Sturz konnte der Dichter nicht wählen, weil für diesen weder Ilse noch selbst der Professor tief genug gefehlt hatten.

So blieb allerdings der Weg, welchen der Dichter genommen hat, vielleicht als der einzig mögliche übrig, aber immer als ein sehr gefährlicher.

Welches ist dieser Weg? Es wird uns gezeigt, daß der Fürst, als er zur Ausführung seines mit fürchterlicher Berechnung angelegten Unternehmens schreitet, bereits so weit in der inneren Selbstzerstörung vorgeschritten ist, daß er die Waffen, die er meisterhaft geschmiedet, nicht mehr führen kann, daß er den verderblich kunstvollen Apparat durch Uebereilung und Mangel an Selbstbesitz in den Augenblicken der Entscheidung unwirksam macht.

Der Fürst ist wahnsinnig in der traurig ernstesten Bedeutung des Wortes, nicht im ethischen, sondern im medizinischen Sinne. Wenn dieser Wahnsinn ein Geheimniß ist, wenn dieses Geheimniß den Fürsten noch nicht gehindert hat, die lang geübte, überlegte Kunst des Herrschens mit gewohntem Nachdruck fortzusetzen, so kommt dies daher, weil ein starker Geist nur langsam aus allen seinen Provinzen verdrängt und nicht sogleich unter die traurig unwiderstehliche Krankheit gebeugt werden kann. Lange vermag ein solcher Geist das Uebel einzudämmen, bis es mit plötzlicher Gewalt alle Schranken durchbricht.

Indem der Dichter diesen Weg wählte, setzte er sein Werk einer großen Gefahr aus, die er überwunden hat, und einer anderen, die er nicht überwinden konnte.

Es ist ein altes Wirkungsmittel, namentlich englischer Romanschreiber, ein unbekanntes Schreckliche einzuführen und nachher als Lösung des Geheimnisses den Wahnsinn auf die Scene treten zu lassen. Das Mittel ist so niedrig, daß es nicht ein Kunstmittel heißen darf. Für den gebildeten Leser wird durch den entdeckten Wahnsinn die Wirkung des Schrecklichen nicht vermehrt, sondern vernichtet. Man schämt sich, daß man ethische Regungen verschwendet hat, wo polizeiliche und sanitätische Maaßregeln am Platze gewesen wären.

Wenn wir die hohe Kunst des Tacitus gepriesen haben, aus dem Geist der Darstellung eine ungenannte geheimnißvolle Macht hervorbringen zu lassen, so haben wir nicht den niedrigen Kunstgriff gemeint, eine empirische Thatsache vor dem Leser eine Zeitlang zu verbergen. Wenn dieser der englischen Romanschreibung so geläufige Kunstgriff Poesie ist, so ist es die Poesie des Rebus.

In dem wahren Reich der Poesie aber giebt es eine Poesie des Räthsels, wenn die geheimnißvolle Thatsache eine wunderbare ist. Wir wandeln hier auf dem Boden des Mährchens oder berühren ihn wenigstens. Der kundige Leser wird sich schnell erinnern, daß unter den neueren Dichtern Heinrich von Kleist es war, welchem die Poesie des Räthsels mit einer ganz eigenen Kraft zu Gebote stand.

Einzig aber ist die Kunst des Tacitus, zu der sich an minder gewaltigen Stoffen nur hie und da bei Göthe ein entsprechender Versuch findet: ein Geheimniß darzustellen, das dem Erzähler die Seele erschüttert, ohne ihm faßbar zu sein.

Um die Furcht und den imponirenden Zauber, welche die Gestalt des Fürsten bisher begleitet haben, durch die Entdeckung des Wahnsinns nicht zu zer-

stören, hat Freytag, mit den edelsten Geheimnissen der Kunst vertraut, das Mittel nicht nur gesucht, sondern gefunden, uns die Seele des Fürsten von dem Augenblicke an, wo der Wahnsinn unverkennbar wird, in ihrem Reichthum und in ihrer Tiefe zu zeigen und dadurch an die Stelle der Furcht das Mitleid und ein verstärktes Interesse zu setzen. So tritt ein neues Geheimniß auf, nämlich die Ursache des Verfalls dieser Seele, und wenn auch über den Cäsarenwahnsinn viel reflectirt und diese Reflexion sogar zu einem Hebel der Handlung gemacht wird, und obwohl dieser Hebel nicht nur in den Gegnern des Fürsten, sondern in ihm selbst wirksam ist, so wird die tiefste Antwort auf das Räthsel doch dem Leser überlassen.

Die Gefahr also, die Poesie des dritten Theiles im Wahnsinn untergehen zu lassen, hat der Dichter siegreich überwunden. Nicht aber die andere, daß die Opfer, welche der Sprung des Tigers bedrohte, mit der inneren Lähmung desselben zwar befreit, aber auch um den Aufschwung ihrer Kraft gebracht werden. Der innere Conflict zwischen Ilse und ihrem Gatten verliert nun seine Tiefe, weil die Schuld des Letzteren ohne die schwere Folge bleibt. Die Figuren des Hofes sinken zu episodischen Erscheinungen herab, weil die Aufforderung zur offenen That, die ihnen gebietend zu nahen schien, zusammenfällt. So zieht die überragende Gestalt des Fürsten die Gegenspieler mit in seinen Sturz, gerade weil er sie verschont.

Daß eine große überragende Gestalt nicht durch äußere Gegenkraft, nur durch Selbstzerstörung untergehen kann, ist poetisch richtig, und darin hat unserem Dichter nicht nur Tacitus, sondern noch deutlicher Shakspeare vorgeleuchtet. Nur bedingt die Darstellung dieses Prozesses eine bestimmte Art der Composition. Die tragische Figur muß den ganzen Verlauf der Dichtung als Mittelpunkt beherrschen, und sie darf folglich nur episodische Figuren neben sich haben.

Wollte der Dichter die Rettung gewisser Charaktere aus den Händen eines verderblich Mächtigen zeigen, so mußten diese Charaktere episodisch und schuldlos auftreten, nur äußerlich durfte die Gefahr sie umstricken, ein Act besonderer sittlicher Genialität mußte die Schlinge zerreißen, und während der Mächtige zusammenbricht und die Bedrohten von seiner Seite jeder Gefahr entgehen, mußte das Ganze eine Stimmung hervorbringen, ähnlich der in Goethe's wunderbarer Löwennovelle.

Wenn aber ein mächtiger Gegensatz aufgeregt ist, wenn die Schuld, wenn auch ungleich, auf beide Seiten sich vertheilt, dann ist der Zusammensturz des einen Gliedes eine Lösung, die wenigstens den höchsten Anforderungen der Kunst nicht genügt.

Dieser Mangel hat indeß seine Ursache nicht in der fehlenden Kraft des Dichters, sondern in der Natur des Stoffes und vielleicht in der Natur der Dichtungsart. Der Roman will coordinirte Gruppen mit ihren Schicksalen zu einer einheitlichen und befriedigenden Begebenheit verknüpfen. Die Einheit entsteht aber nur auf zwei Wegen. Entweder durch eine Alles dominirende persönliche Kraft. Für die Thaten und Leiden einer solchen ist das Drama die geeignete Darstellungsform. Oder durch die naturgewaltige Bewegung eines ganzen Volkes. Sie ist Gegenstand des Epos. Coordinirte vereinzelte Gruppen

mit verschiedenen Zwecken aber kann nur der Zufall, nicht eine innere Macht in ihren Schicksalen harmonisch verbinden. Es ist mehr als ein Zufall, daß die beiden einzigen Romane, welche Kunstwerke im höchsten Sinne heißen dürfen, nach dem Beispiel der Odyssee nicht eine Begebenheit von großen Gliedern darstellen, sondern sich aus einer Reihe kleiner Begebenheiten zusammensetzen, welche in der Stimmung und Seele des Helden einen einheitlichen Grundton, aber nicht einen strengen Zusammenhang erhalten.

Wir bemerken, daß wir auf Dichtungen von der Art des Werther und der Wahlverwandtschaften die Bezeichnung Roman, sofern das Wort eine bestimmte Gattung ausdrücken soll, nicht für anwendbar halten. —

Nachdem ein Etwas, das für die Personen unserer Theilnahme ein Zufall ist, zur rechten Zeit die Tiegerfaust gelähmt hat, welche dieselben bedrohte, so giebt der in seiner Gewalt wesentlich gebrochene Conflict noch zu einer Reihe wundervoller Stimmungen und hochgewählter Reflexionen Anlaß, aber es ist nicht mehr die organische Macht des Stoffes, welche die Seele des Lesers überwältigt, es ist nur noch der Reiz der einzelnen Bilder, welcher die Theilnahme wechselnd gewinnt. Nicht unähnlich erscheint hier der Dichter einem Feldherrn, welcher, nachdem ein großer Plan ihm vereitelt und alle Vortheile auf Seiten des Gegners sind, sich ohne Erfolg in einzelnen genialen Zügen aufreibt.

Sehen wir unter der ungünstigen Voraussetzung, welche der Dichter nicht abwenden konnte, den dritten Band an, so ist in den einzelnen Scenen die Schönheit der Composition, der Adel der Empfindung und die Feinheit des Gedankens noch oft genug zu bewundern.

Die Seelenfäden, welche zwischen dem Professor und der Prinzessin hin- und hergehen, führen einige Scenen herbei, die aus den zartesten Farben so reizvoll gemischt sind, daß sie fort und fort zu den Perlen unserer Poesie werden gerechnet werden, so weit es auf einzelne Bilder ankommt.

Um seinen Plan auszuführen, hat der Fürst die Prinzessin auf ein ländliches Schloß geschickt, wo der Professor, durch eine gefälschte Spur des Fundes gelockt, bald nach der Prinzessin eintrifft. Der Professor glaubt, ein Bruchstück der gesuchten Handschrift zu finden, aber er widersteht, wiewohl unter wehmüthigem Erzittern der ganzen Seele, dem Antrag, welchen ihm die Prinzessin auf Befehl des Fürsten macht und mit dem Wunsch des eigenen Herzens bezaubernd unterstützt, sich dauernd an den Hof zu knüpfen.

Gleichzeitig mit der Prinzessin sendet der Fürst den Erbprinzen weg. Der Erbprinz gesteht seine Liebe zu Ilse und fleht den Vater an, die Frau zu schonen, welche der Sohn entsagend liebt. Als der Fürst ungerührt bleibt, entfernt sich der Erbprinz mit schweigendem Gehorsam. So läßt der Dichter diesen Charakter ausgehen, den Einklang mit dem Wesen desselben nicht störend. Aber mancher Leser mag gehofft haben: der Prinz, welcher über Fürstengesetz und Hofbrauch sich erhob, als er die Ehrensache persönlich ausfocht, werde für die Frau, welcher er den damaligen Entschluß verdankte, alle Rücksichten bei Seite setzen, wenn er dieselbe in Gefahr sieht, das Opfer eines Verbrechens zu werden.

Bei einem Gespräch im engsten Hofzirkel entwickelt der Professor kurz vor

seiner Abreise nach dem ländlichen Schloß, wohin eine betrügerisch angefachte Hoffnung ihn führt, das Thema seines Lieblingsschriftstellers. Der Professor zeigt sich dabei nicht blos unvorsichtig, sondern auch taktlos, wie der Dichter ihn hier haben wollte und haben mußte. Die Ausführung selbst ist geistvoll und bedeutend. An dem Eindruck aber, den sie auf den Fürsten hervorbringt, wird dem Leser klar, was später der Oberthofmeister ausspricht, daß der Professor einem Kranken seine Krankheitsgeschichte erzählt.

Unterdeß hat Ilse den Besuch einer mütterlichen Freundin vom Lande und durch einige Aeußerungen derselben die erste deutliche Ahnung empfangen, welche Gerüchte und Erwartungen um ihren jetzigen Aufenthalt fliegen. Sie schaudert und möchte sogleich fliehen. Ihr Gatte, in dessen Seele die Handschrift und die Prinzessin herrschen, hält sie mit verständigen Gründen zurück, die sich einem nicht vollkommen deutlichen Gefühl gegenüber jederzeit finden. Auch seine Abreise kann Ilse mit ihrem Flehen nicht verhindern. In seiner Abwesenheit naht der Fürst. Er offenbart sein Gefühl und nun kann Ilse nichts mehr von der Flucht zurückhalten. Nichts mehr ihren Entschluß ändern. Aber äußerlich ist sie sorgfältig umstellt. Die zufällige Ankunft ihres Hauswirthes, des treuen, derben Freundes, und die verborgen wirksame Hülfe des Prinzen Victor zerreißen die Schlinge.

Während Ilse nach dem väterlichen Gute eilt, zerstört der Oberthofmeister in einer Unterredung mit der Prinzessin, die ein wahrer Fürstenspiegel heißen kann, das edle aber unbedachte Gefühl, welches dieselbe zu dem Professor zog. In dem Fürsten aber bricht, als das Opfer ihm entgangen, der Wahnsinn aus: zunächst in Gestalt eines dämonischen Hasses gegen den Gatten der Frau, die sich ihm entwunden. Er eilt nach dem Schloß, wo er den Professor weiß, und sucht ihn bei einer mit der Schlauheit des Wahnsinns herbeigeführten Gelegenheit zu ermorden. Die überlegene Geistesgegenwart des Oberthofmeisters vereitelt den Versuch so rasch, daß mit Ausnahme des Zieles Niemand ihn bemerkt. Als der Gerettete und der Retter über den Vorfall sich verständigen, kommt zu Tage, daß der Oberthofmeister bis zu dem Gespräch über den Tacitus die ehrliche Blindheit des Professors nicht erkannt hat, so wenig wie er den Glauben desselben Mannes an die zur Selbstthätigkeit im Staat bereits gereifte Kraft des deutschen Bürgenthums theilt. Aber er glaubt auch nicht an die Fähigkeit der Höfe und des Adels, den Staat im neunzehnten Jahrhundert zu fördern. Der Oberthofmeister erweist sich als Pessimist, d. h. als ein Mann, der aus den Wirren der Zeit keinen Ausweg, weil keine Kraft sieht, die ihren Aufgaben gewachsen wäre. Das ist seine Schwäche. Der Dichter wollte wohl zeigen, daß das Auge eines hochbejahrten Mannes nicht auf allen Stellen der Welt mit Klarheit ruhen kann, wie frei und scharf der Geist auch sei.

So weit das vierte Buch.

Der Professor eilt in die Residenz und erfährt die Flucht seiner Gattin mit ihrem Grunde. Ein Freund und College von der Universität ist herzugeeilt, um den Professor über die Beschaffenheit der Spur aufzuklären, mit der man ihn getäuscht. Ein Zufall hat den Apparat des Betrügers an's Tageslicht gebracht. Ihn läßt der Professor kommen und schwelgt in dem Genuß strafender

Entrüstung in dem Augenblick, wo ein Gefühl großer Schuld gegen sein Weib und die Sorge, wie dieses große und ahnungsvolle Herz jetzt gegen ihn schlage, ihm die Seele zusammenschnüren müßte. Er ist ein Stück Pharisäer, ein Stück Schulmeister und ein Stück Pedant, dem nicht blos die Berufspflicht, sondern auch das Berufsinteresse gewohnheitsmäßig in Sorge und Freude über die Totalität des Lebens geht. Er will dem Fürsten eine ähnliche Rede halten, aber der Obersthofmeister weiß ihn davon zurückzubringen, indem er die Abdankungsurkunde vorzeigt, deren Unterschrift er selbst verlangen will. Er hat noch Alles erhalten, was er verlangte.

Die Unterredung geht vor sich: wiederum ein Glanzpunkt des Gedichts. Der Fürst wagt nicht, sich zu weigern. Aber er findet einen Vorwand des Aufschubs. Ein rasendes Verlangen treibt ihn nach dem Ort, wo Ilse bei ihrem Vater weilt. Eine Ueberschwemmung macht die Reise nahe am Ziel gefährlich. Der Fürst achtet nicht die Gefahr. Seine zerrüttete Seele kennt nur noch zwei Regungen: den Haß gegen seinen Dränger, der ihm nicht von der Seite weicht, und die Leidenschaft für das Opfer, das ihm entflohen. Er möchte vor Ilse's Augen sterben und den Obersthofmeister gleichzeitig mit sich in das Grab ziehen. Er findet den Tod ohne jene doppelte Versüßung. Ihn stürzt ein Schrecken in die Fluth, als er, von dem Obersthofmeister getrennt, über eine Brücke stürmt; und Ilse, als sie den sterbend Geretteten nicht von der Schwelle ihres Vaters bannen kann, sucht sich eine andere Stätte.

Hier findet das Wiedersehen mit ihrem Manne statt. Ilse, nach Art einer großen Seele, die jedes peinliche Geschick als Schuld sich anrechnet, bittet ihren Gatten um Verzeihung. Auch er erbittet Vergebung. So wird die ungleiche Schuld ausgeglichen.

In der verhüllten Weise, wie alle Hauptmotive des Romans angedeutet sind, läßt der Dichter durchblicken, welcher Art diese Ausgleichung ist.

Der Professor, nach einer vorübergehenden Erweichung, wird, was er gewesen. „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen." Ilse ändert sich, indem sie sich vollendet. Früher war sie zweifelhaft, ob sie in wichtiger Entscheidung Rath und Entschluß aus der eigenen Brust hervorholen dürfe. Es war das Bedürfniß jeder hochgesinnten Frau, das heilige Pfand der Seele ganz und voll in die Hand des geliebten Mannes zu legen. Jetzt weiß sie, daß sie selbst über dieses Pfand wachen muß. Sie ahnt, daß in der Ehe jeder Theil darauf gefaßt sein soll, ein Stück seines besten Selbst in dem anderen nicht wieder zu finden. Sie fühlt mit ihrem tiefen Instinct, daß daraus kein Anspruch folgt, das heilige Band zu lockern, und daß ihr nicht geziemt zu fragen, wem die Schuld gehöre. Sie wird das Ehrwürdige, das in jedem Leben ist, am meisten in dem Leben ehren, das mit dem ihren unzertrennlich verbunden ist. Resignation, der Accord aus der ersten Zeit ihrer Ehe kehrt wieder. Auch das Mondthema kehrt wieder, indem ausgesprochen wird, daß keine Prüfung vor künftigem Irrthum sichert und vor der Möglichkeit künftiger Schuld. Wie bei Beethoven durchschlingen sich am Ende die Motive, die sich anfangs gegenüberstanden: das zauberische Dämmerlicht und das Licht des geordneten Geistes. Aber ein drittes Motiv ist hinzugetreten: Ilse weiß, wo sie Rath findet im schwersten Augenblick.

Und was ihrem unmittelbaren Seelenleben ein Mangel ist, das empfindet sie zugleich als heilige Nothwendigkeit der höchsten Weisheit.

Es wäre eine sehr oberflächliche und scheinbare Harmonie gewesen, wenn der Freudenklang der ungebrochenen Individualität den tragischen Ausgang des Fürsten begleitet hätte. So ist Beethoven nie verfahren, so darf kein wahrer Künstler verfahren. Was die große Gestalt des Fürsten in innere zerrüttende Qual und in fremde Verachtung gestürzt hat, das war der ein ganzes Leben hindurch fortgesetzte Versuch, mit den Mitteln der Fürstenmacht dem Drang der Individualität ein vollständiges Genüge zu schaffen. Wenn dieser Versuch so hart sich strafen muß, so wäre es sehr unwahr, das Glück der Individualität daneben zu stellen. Ilse ist das Gegenbild des Fürsten, der Charakter, welcher die Entbehrung der Individualität überwindet: die Entbehrung, welche nicht der Willkür, sondern dem tiefsten Wesen der Individualität auferlegt ist.

An äußere Schranken werden die Menschen genugsam erinnert. Es ist noch nicht Resignation, sich mehr oder minder gutwillig darin zu fügen. Der Professor glaubt zu resigniren, Ilse vollzieht die Resignation: die Resignation, nicht auf das Unmögliche noch auf das scheinbar Mögliche, sondern auf das wahrhaft Mögliche, worin das höchste Glück liegen würde.

Das Folgende ist vielleicht die geheime Symbolik des Romans. Wenn für die höchsten Aufgaben einer Nation die Kraft der Männer, welche ihr Ziel auf bewußten Wegen sucht, noch nicht vollendet ist, so liegt, wenn die Weltenlenkung eine solche Nation noch zu hohen Dingen bestimmt hat, die Bürgschaft des Künftigen in der bewußtlosen Größe der Frauennatur. Ilse hat Alles, was den Männern ihrer Zeit fehlt: reine selbstlose Hingebung und die Fähigkeit, allein zu stehen; die Kraft der Aufopferung und die Kraft des Hasses; argloses Vertrauen und den prophetischen Blick; die reinste Freude am Leben und die Fähigkeit, selbst dem heiligen Glück zu entsagen, ohne unglücklich zu werden.

Ob nun der Dichter mit solcher Symbolik Recht gehabt, diese Gestalt wird seinem Volke theuer werden und bleiben. „Sei tapfer Ilse, das Leben ist schwer." Dieses Wort des Vaters ist am Ende der Dichtung erfüllt. Wenn die Kraft der Gesammthandlung durch den Plan der Composition vom dritten Bande ab eine wesentliche Einbuße erlitten hat, so konnte die Führung des Hauptcharakters allerdings nur durch diesen Plan zu dem vorgesteckten Ziele kommen.

Daß wir ein Werk von ungewöhnlicher Bedeutung vor uns haben, zeigt schon dieser flüchtige Abriß.

Das Publikum mißt ein neues poetisches Werk nicht blos an seinem unmittelbaren Gefühl, dem es nicht hinreichend traut. Um ein sicheres Urtheil zu haben, werden allgemeine Gesichtspunkte herbeigezogen, die sich in der Regel zuerst auf die Rangordnung beziehen. Wie verhält sich das Werk zu den anderen Schöpfungen des Urhebers, wie zu den Werken anderer Schriftsteller?

Wir wollen auf das Bedürfniß, aus dem solche Fragen hervorgehen, mit ein paar Bemerkungen antworten.

„Soll und Haben" unterscheidet sich von „der verlorenen Handschrift" durch

eine gleichmäßige Klarheit und Harmonie der Composition. Daß in dem ersteren Roman die Motive überall mit vollkommener Deutlichkeit eingeprägt werden, liegt in einer absichtlichen Verschiedenheit der angewandten Kunstmittel. Die Verhüllung der Motive in der verlorenen Handschrift ist eine beabsichtigte und hat poetische Wirkungen ersten Ranges herbeigeführt. Von der Ungleichheit der Composition, die im dritten Bande auch die komische Partie trifft, kann nicht dasselbe gesagt werden, und dadurch wäre dem früheren Roman ein Vorzug eingeräumt, wenn in dem neueren nicht der Werth der poetischen Elemente ein so viel höherer wäre. Auch in der Sprache gebührt der neueren Arbeit ein weit höherer Rang. Sie ist in den meisten Partien von individueller Manier frei und sagt das Bedeutendste und Lebendigste in reiner, ungekünstelter Fassung.

Die zweite Reflexion des Publicums richtet sich auf die Frage: wo steht der Dichter in der langen Reihe seiner Kunstgenossen? Man bemüht sich, die herkömmlichen Unterscheidungen von Genie und Talent, von Bildung und Natur u. s. w. correct anzuwenden.

Es ist nicht sehr leicht, dergleichen ungeprüfte Vorstellungen, die keine zutreffende Wahl erlauben, in der Kürze zu berichtigen. Ein summarisches Verfahren wird man zu Gute halten müssen.

Wir stellen zur schnellen Orientirung drei Klassen der poetischen Production auf: Classiker, Künstler und Virtuosen.

Wir nannten zuerst die seltenen Geister, die sich über Nationen und Zeiten hinweg ebenbürtig die Hände reichen, weil der höchste Gehalt und die höchste belebende Kraft einer nationalen Epoche in jedem von ihnen vereinigt war.

Fast eben so selten, aber minder begünstigt, ist die zweite Klasse, die wir die Künstler genannt haben. Sie streben dem höchsten Ziele, d. h. der Darstellung des höchsten Gehaltes durch reine und große Formen, nach. Sie bezaubern nicht unwiderstehlich ihre Zeit, obwohl sie die ganze Aufmerksamkeit derselben erregen, weil ihnen die überquellende Fülle des natürlichen Lebens fehlt. Diese letztere ist es, welche die Zeitgenossen beim Hervortreten eines Kunstwerkes in der Regel am meisten anzieht. Doch giebt es Ausnahmen, z. B. wenn ein Kunstwerk einem einseitigen Zeitbedürfniß überraschend entgegenkommt.

In der dauernden Schätzung ihres Werthes erscheinen die Künstler im Gefolge der Classiker.

Als Virtuosen bezeichnen wir alle diejenigen Talente, welche einem einseitigen Bedürfniß auf irgend einem Wege, am meisten aber durch die natürliche Darstellung des individuellen Lebens entgegenkommen.

Wer diese Unterscheidung annehmen will, wird Freytag in die zweite Klasse stellen. Unanwendbar ist hier der Gegensatz von Bildung und Natur. Denn man muß bei solcher Entgegensetzung unter Bildung verstehen, was dem Menschen von Außen kommt. Der wahre Sinn der Bildung ist aber der schöpferische Erwerb des höchsten Gehaltes. Diesem Gehalt dient die Fülle des individuellen Lebens in der höchsten Kunst nur als Körper. Daher kommt es, daß das competente Urtheil Mendelsohn in das Gefolge von Bach und Händel, Gluck und Haydn, Mozart und Beethoven stellt, Weber an die Spitze der Virtuosen. Competent ist aber nicht das Urtheil der Techniker, sondern die Em-

pfindung Aller, die vom musikalischen Kunstwerk eine sittliche Weihestunde fordern.

Was den Künstler vom Classiker also unterscheidet, ist, daß ihm die fortreißende Kraft der ergreifendsten Wahrheit nicht als unversieglicher Quell zu Gebote steht. Was ihn vom Virtuosen unterscheidet, ist, daß dieser im Einzelnen durch Lebendigkeit hinreißt, aber die Wahrheit und den Adel des Ganzen nicht erreicht und demzufolge auf großgegliederte Werke meist von selbst verzichtet. Die höchste Belohnung des Künstlers ist, wenn treue und begeisterte Arbeit auf Augenblicke ihn jene Einheit der Idee und der Lebendigkeit erreichen läßt, welche dem Genie durchgehend eignet.

Wir hören diese Belohnung, wenn in Mendelsohn's Elias der Herr, im Sturm und Feuer angekündigt, im stillen sanften Sausen erscheint. Wir empfinden sie bei Freytag, als der Fürst um Ilse's Liebe fleht. Wir gewahren eine vornehme Seele, die sich durch eigene Schuld vor den Dämonen der Verzweiflung nicht mehr retten kann und in ihrer letzten Angst nach einer Hülfe greift, hinter welcher der tiefste Abgrund liegt. Wie der andächtige Wanderer auf hochgefährlichem Pfad auf das Glöcklein des Eremiten, will er auf Ilse's Stimme hören. Das spricht aus ihm die tiefste Seelenangst. Aber er wird die Seele verderben, von der die rettende Stimme kommt, wenn sie ihn nicht flieht, wie er sie verderben will, weil sie ihn flieht.

C. Rößler.

Sylvesterbetrachtungen aus Süddeutschland.*)

Es ist ein denkwürdiges Jahr, das wir scheiden sehen, denkwürdig durch die Ereignisse, die es gebracht, wie durch die Folgen, die es in seinem Schooße birgt. Wer sich einen Augenblick frei zu machen wüßte von mancher bitteren Erinnerung und von dem unerquicklichen Eindruck der Schwankungen, die uns der Tag bringt, der könnte sogar nicht anders, als mit gerechter Befriedigung die Rechnung heute abschließen. Die Schuld vieler Jahre ist vorerst gesühnt und der schwere Alp, entehrt und gehöhnt zu sein von dem schwächeren Nachbar, ist von den Deutschen hinweggenommen. Ist zwar nicht Alles so gegangen, wie es die patriotischen Wünsche und Hoffnungen vorgezeichnet, die Hauptsache ist

*) Neben den „Sylvesterbetrachtungen" findet unsere politische Correspondenz diesmal keine Stelle. Unseren Lesern wird es nicht entgehen, daß dieselbe zum Theil eine von den obigen Betrachtungen abweichende Richtung verfolgte. Wir haben manche Acte der preußischen Politik z. B. die Entfernung der Bundestruppen aus Holstein anders beurtheilt; und wir würden — vorausgesetzt daß die Schleswig-Holsteiner, deren Selbstbestimmungsrecht wir achten, dafür zu gewinnen sind — in dem engsten Anschluß der Herzogthümer an Preußen die vollkommenste Lösung der jetzt noch schwebenden Frage finden. Aber wie wir selbst, so werden auch diejenigen unserer Leser, welche hierin mit uns übereinstimmen, auf die Mahnungen des deutschen Historikers und des allzeit bewährten Freundes Preußens mit der ernsten Achtsamkeit hören, welche so gewichtigen Worten gebührt.
Anm. d. Red.

doch gewonnen und darin liegt ein nicht genug zu schätzender Erfolg dieser Nation. Seit zwanzig Jahren hat das deutsche Volk die Sache Schleswig-Holsteins ergriffen und festgehalten wie keine andere politische oder nationale Frage; die Hoffnungslosigkeit, die sich sonst als bittere Frucht der Enttäuschung so leicht über unsere Gemüther lagert, hat hier nicht vorgehalten, wir haben die Angelegenheit nicht verloren gegeben, als der Uebermuth der Feinde am größten war und die impotente Schwäche unserer Gewalten dem thatlos zusah. Ja wir haben hier einmal die ächten politischen Tugenden bewährt, die so oft in unserem Thun zu vermissen sind: die stetige Ausdauer, welche durch Gunst und Ungunst unbeirrt ihr Streben an eine Sache setzt und jene Eintracht der Parteien, die mitten im leidenschaftlichen Hader der Meinungen wenigstens eine Stelle heilig hält, über die der nationale Gottesfriede waltet. Das hat das deutsche Volk so stark gemacht, als es bei seiner politischen Desorganisation überhaupt sein kann; auch die Widerwilligen wurden mit fortgerissen, der Krieg mit einem Schwung und einer Freudigkeit geführt, die erkennen ließ daß der Zweck, dem es galt, Allen am Herzen lag. So hat denn auch das Ausland für gut gefunden, Ruhe zu halten oder doch statt der Waffen des Achilles nur die des Thersites zu brauchen; gleichfalls eine denkwürdige Lehre, daß, wenn wir auch nur in leidlicher Eintracht eine gute Sache ernstlich anfassen, Europa uns dabei nicht stören wird.

Aber zu so tröstlichen Betrachtungen werden sich die Wenigsten am Sylvesterabend 1864 veranlaßt fühlen: wo nicht lauter Unmuth sich in Worten Luft macht, wird doch stilles Mißbehagen die Stimmungen beherrschen und die reine Freude an den gewonnenen Früchten vergällen. In das denkwürdige Jahr, das mit beredter Schrift gezeigt, was Ausdauer und Einmüthigkeit der Nation vermag, haben sich zugleich bittere Stunden der Zwietracht nur allzu viele eingemischt, ein Paarmal konnte es scheinen, als würden wir mitten in der löblichen Eintracht um den Zweck, der höhnenden Welt das Schauspiel eines blutigen Haders um die Mittel aufführen oder nach glücklich gewonnenem Erfolg dem Ausland durch immer neue querelles allemandes beweisen, daß wir — noch immer die alten sind. Aber auch die den Ausgang loben, sind zu einem guten Theil über die Mittel nicht erbaut. Dies abgelaufene Jahr hat die alte Erfahrung, daß kein nennenswerther Act unserer nationalen Entwickelung während des jüngsten halben Jahrhunderts im Bunde und durch den Bund erfolgt ist, mit empfindlicher Schärfe neu bestätigt. Die rühmlichste Episode, die seit den Wiener Verträgen Deutschland nach Außen erlebt hat, ist nächst 1848 zugleich die schmachvollste für den Bund und den Bundestag geworden. Es begreift sich, daß man darüber in den Mittelstaaten anders denkt als in Preußen, daß die Föderalisten trauern, wo die Unitarier schadenfroh jubeln, daß man in Baiern über Oesterreich grollt und in Sachsen über Preußen; ja wenn man nach den schnellfertigen Worten des Unmuths schließen wollte, könnte man zu dem trostlosen Ergebniß kommen, daß die deutsche Nation nie uneiniger gewesen ist als in dem Moment, wo sie sich lauter als je eines großen Erfolges ihrer Einigkeit hätte freuen können. So schlimm zwar liegen die Dinge nicht, aber es ist immerhin übel genug, daß die Mehrheit unseres Volkes an dem fast gelungenen Werke eine rechte Freude noch nicht empfinden kann, daß auf den

befreiten Landen eine Sorge vor der ungewissen Zukunft lastet und daß patriotische Männer aller Parteien über den kleinen Künsten und Tücken des Moments den mächtigen Ruck kaum achten, den unsere nationale Sache im Großen und Ganzen gerade in diesem Jahre unverkennbar gemacht hat.

Es lohnt sich darum wohl der Mühe in einem gedrängten Rückblick sich den Verlauf der Dinge noch einmal möglichst unbefangen zu vergegenwärtigen; steht doch der einzelne Mensch nur allzu leicht unter dem beherrschenden Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks und selbst das jüngst Vergangene wird neben diesem Unmittelbaren zur verblaßten Erinnerung. Die Summe des Erlebten ist aber bedeutend genug, um in ihrem gesammten Eindruck festgehalten und fruchtbar gemacht zu werden. Richtig erfaßt mag denn dies abgelaufene Jahr ein wirksamer Anfang zu einer besseren Zeit werden; wühlt sich die Zwietracht und Verbitterung tiefer in das Gemüth der Nation hinein, so werden mit den zukünftigen Früchten auch die schon erworbenen gefährdet sein.

Der Tod des Dänenkönigs kam in dem Augenblick, wo die Incorporation Schleswigs beschlossene Sache war; eine zwölfjährige Gewaltherrschaft sollte eben ihren Schlußstein erhalten, als dem Werkzeug der Dienst des Lebens versagte. In den Herzogthümern und im übrigen Deutschland ist der Moment sofort in seiner vollen Bedeutung ergriffen und noch am Tage, wo die Kunde vom Tod Friedrich's VII. durch die Welt flog, mit patriotischer Eintracht und Entschlossenheit gehandelt worden. In Schleswig-Holstein weigerte man den Eid, in den übrigen deutschen Ländern gab sich in Versammlungen, Erklärungen, Adressen eine Einmüthigkeit aller Stämme, Stände und Parteien kund, zu der die neuere Geschichte unseres Volkes kein Seitenstück aufzuweisen hat. Auch das fast verschollene Haus der Augustenburger trat aus seinem Dunkel hervor und sprach die Herzogthümer als sein Erbe an, gestützt auf die alten Rechte der Lande und auf die gemeinsame Verfassung, die sie sich in dem kurzen Zeitraum ihrer Selbstständigkeit gegeben hatten. Alle Welt weiß, daß es nicht populäre Erinnerungen waren, durch welche dieser Anspruch getragen ward; Herzog Christian war in Schleswig-Holstein nicht beliebt, in Deutschland fremd; sein Bruder hatte noch kurz vorher durch ein ebenso unverständiges wie gehässiges Buch den höhnenden Jubel der Dänen und den Widerwillen der Deutschen neu geweckt. Aber ihr Recht war doch nur von den Dänen und von dänisch gesinnten Sophisten angefochten worden; darum fielen dem jungen Herzog doch die Sympathien zu, als er jetzt mit raschem und muthigem Entschluß den Moment ergriff, seine und des Landes Rechte zu vertreten. Es war eine Fahne aufgesteckt, um die sich alle sammelten, denen die nationale Sache am Herzen lag; die Conservativen und Legitimisten ließen sich die — mit Unrecht — vielgeschmähte Verfassung von 1848 gefallen, die Mehrzahl der Demokratie besaß Einsicht und Patriotismus genug, den Fürsten mit in Kauf zu nehmen. Es war nur ein kleiner Bruchtheil der Demokratie, der wegwerfend von »schleswig-holsteinischem Schwindel« sprach; es waren nicht alle Elemente der Feudalen, wenn auch namhafte Führer, die in noch roheren Worten die gleich niedrige Gesinnung bekannten.



In diesen ersten Handlungen zeigte die Nation einen Grad von politischem Verstand und Disciplin, wie wir das leider nicht immer von uns rühmen können. Die mittleren und kleineren Regierungen gaben freiwillig oder widerstrebend, rasch oder zögernd dem mächtigen Impuls nach, der einmüthiger und loyaler als 1848 für die zugleich nationalste und legitimste Sache an sie herangekommen war. Daß die Bewegung am raschesten und stärksten im Süden war, ist vielleicht mehr die Folge des Temperaments als der politischen Gesinnung; aber man wird gut thun sich der Thatsache zu erinnern, um manches Spätere richtiger zu würdigen.

Was thaten die beiden Großmächte im Bunde gegenüber dieser stärker und stärker anschwellenden Bewegung? Sie waren nach langer herber Entzweiung plötzlich einig und an und für sich war dies gegenüber einem drohenden äußern Conflict mit nichten zu beklagen. Aber ihre junge Eintracht begann unter bedenklichen Anzeichen. Sie erklärten vor Allem den Londoner Vertrag von 1852 für maaßgebend. Es ist ein Gebot der Ehre wie der Klugheit, sagte Hr. von Bismarck, an unserer Vertragstreue keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Fallen mit dem Londoner Vertrag die Verabredungen von 1851—52, so fehlen uns in Betreff Schleswigs solche vertragsmäßige Rechte, welchen die Anerkennung der europäischen Großmächte zur Seite stünde. Erst wenn die Dänen ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllt haben, müssen wir uns vorbehalten, uns vom Londoner Vertrag loszusagen. Die förmliche Incorporation Schleswigs sei zwar beschlossen, aber noch nicht vollzogen! Man werde sich doch, meinte Graf Rechberg, nicht in einen Weltkrieg stürzen wollen, blos damit ein Augustenburger statt eines Glücksburgers regiere! Ueber die Rechtsfrage — die seit Uwe Lornsen eingehend wie keine andere, ja fast erschöpfend behandelt worden war — hatten die beiden Staatsmänner die erheblichsten Bedenken; unter allen Umständen, beeilten sie sich zu versichern, gehöre Lauenburg dem Dänenkönig. Daß die Bewegung in der Nation unbequem sei, gab man sich in Berlin und Wien keine Mühe zu verbergen; ein Amanuensis des Grafen Rechberg, einer von den Proselyten „aus dem Reich," fand eine verdächtige Aehnlichkeit zwischen der italienischen Actionspartei und den nationalen Begehren des deutschen Volkes. Die journalistischen Dienstboten höhnten und verleumdeten die Bewegung; quiescirte Freischärler von 1849 versicherten mit ehrbarem Schauer, es seien lediglich die Demokraten, die den Lärm veranlaßten.

Kein Zweifel, daß eine große Regierung noch anderen Rücksichten Gehör zu geben hat, als eine nationale Agitation. Wenn darum die Cabinete in Berlin und Wien Alles mieden, was vorzeitig einen europäischen Conflict erwecken konnte, so war dagegen nichts zu sagen, vorausgesetzt daß sie der nationalen Sache, die zugleich die ihre war, nicht das Geringste vergaben. Aber eben diese Voraussetzung traf nicht zu. Sie ignorirten das traditionelle alte Recht der Herzogthümer, sie verhielten sich ablehnend gegen die nationale Begeisterung, die ohne jeden selbstsüchtigen Hintergedanken ehrlich für dies Recht eintrat, sie bearbeiteten die einzelnen Regierungen aufs eifrigste, damit ja der widersinnige Executionsbeschluß vom 7. Dec. in Frankfurt zu Stande kam, der in den Annalen des Bundestages ähnlich Epoche machen wird, wie weiland die

berüchtigte Incompetenzerklärung in der hannöverschen Verfassungsfrage. Jetzt war es, Dank der österreichisch-preußischen Politik, noch einmal Dänemark in die Hand gelegt, durch vorübergehendes Einlenken das schmachvolle Spiel von 1853—1863 fortzusetzen. Dafür giebt es keine Entschuldigung; so wenig Metternich mit seinen sauberen Vermittlungsvorschlägen vom Sommer 1813 dadurch gerechtfertigt wird, daß Napoleons unheilbare Verblendung sie unschädlich machte, so wenig wird jene Politik vom December 1863 dadurch besser — daß die dänischen Parteiführer den Verstand verloren hatten.

Die Gefahr ging vorüber, weil der Feind mit Blindheit geschlagen war und die Deutschen ihre Schuldigkeit thaten. Die Agitation wuchs und fand in der Versammlung der Abgeordneten vom 21. December einen imposanten und in der Hauptsache einmüthigen Ausdruck. Die Execution nahm von Holstein die Fesseln ab; das Land pronuncirte sich rasch und einhellig für Herzog Friedrich VIII. und warf damit die ersten zündenden Funken hinüber nach Schleswig, wo man eben nur noch mit Waffengewalt vermochte, das Gleiche auf kurze Zeit zu verhüten. Die Execution hatte ihre Schuldigkeit gethan, freilich in einem ganz anderen Sinne, als die Urheber wollten; sie ward vorwärtsgedrängt von der Volksbewegung und hatte ihr als Stütze gedient, in einem Augenblick wo Alles daran lag, daß die Welt ein lautes und deutliches Zeugniß von der Stimmung des Landes erhielt.

Wir haben diese noch frischen Erinnerungen recapitulirt, weil das kurze Gedächtniß der Einen und die dreiste Stirne der Andern bisweilen die Meinung aufkommen läßt, als seien das obsolete und gleichgültige Dinge, Gefühlspolitik gegenüber den sachkundigen gewiegten Staatsmännern, Raisonnements des Marktes und der Gasse verglichen mit der handfesten Steuermannskunst der Olympier am grünen Tische. Auch nach 1813 hat bekanntlich Gentz versichert, lediglich die erhabene Eintracht der Cabinete habe Napoleon zu Fall gebracht; warum sollten nicht heute seine Epigonen bereit sein, salbungsvoll zu betheuern, einzig und allein die weitblickende Staatskunst der Herren von Bismarck und Rechberg habe die Dänen über die Königsau gejagt? Uns scheint, heute wie damals — si magnis parva componere licet — kam der entscheidende Impuls durch die Nation, und die Cabinete haben diesen edlen Antrieb ungefähr so glücklich verwerthet, wie die Congreßmänner von 1814 die Siege auf den Schlachtfeldern von 1813. Die preußische Politik aber hat der Geschichte der verlorenen Gelegenheiten ein neues denkwürdiges Blatt hinzuzufügen. Eine hochsinnige Staatskunst, die gleich im November 1863 die Sache in ihrer Tiefe und Macht ergriff, konnte die schleswig-holsteinische und die deutsche Frage in einem Zuge lösen; heute ist die eine so verfahren, daß kein Mensch des wirklich errungenen Erfolges froh wird und die andere ist räthselvoller verschlungen als je.

Acht kostbare Wochen gingen damals hin in einem diplomatischen Spiel, dessen schließliche Frucht am ersten Tag zu pflücken war. Der 1. Januar kam, die Incorporirung Schleswigs trat in rechtliche Geltung und noch immer stand man bei den Verabredungen von 1852 und dem Londoner Protokoll. Den Dänen ward alle denkbare Frist gelassen, ihre gröbsten Unbesonnenheiten zu re-



dressiren und die Dinge in den trüben Canal diplomatischer Abkünfte zurückzulenken, aus denen nach kurzer Zeit eine Wiederholung der zehnjährigen Misere erwuchs. Viel schärfer als gegen Dänemark war die Spitze des österreichisch-preußischen Einverständnisses gegen die nationalen Forderungen, gegen den Bund und die Mittelstaaten gerichtet — diesmal nicht, weil sie Rheinbundsgelüste hatten, sondern weil sie freiwillig oder gedrängt dem Antrieb der volksthümlichen Begehren folgten. Man hörte nicht von Abwehr der Insolenzen, die sich in den abgeschmackten Noten des Londoner Cabinets breit machten und selbst den härtestgesottenen Anglomanen Ekel erregten, wohl aber sprudelten täglich die journalistischen Handlanger Insolenzen gegen Herzog Friedrich aus und gaben die „Hoffnung" kund, daß neben den englischen auch russische Drohnoten nicht ausbleiben würden. Man war durchaus nicht geneigt, die Frage mit Deutschland und in Deutschland zu lösen; vielmehr ward eifrig die Congreßidee ergriffen, um ja eine zweite Auflage des Londoner Areopag von 1852 in's Leben zu rufen. Die deutschen Herzogthümer von den Dänen zu säubern besann man sich; es schien viel wichtiger, den Prätendenten aus Kiel auszuweisen oder an dem Ausschuß der Abgeordnetenversammlung die vormächtliche Action zu erproben. Man lese doch die Erklärungen, die der preußische Premierminister noch in der zweiten Hälfte Januars vor den Abgeordneten gab, acht Tage nachdem der Entschluß in Schleswig einzurücken officiel verkündet war, um sich das Maaß nationaler Ansprüche klar zu machen, zu dem die Politik der deutschen Großmächte zwei Monate nach Friedrich's VII. Tode emporgestiegen war!

Wir sind darum noch heute wie vor zwölf Monaten der Ansicht, daß der Bundestag richtig gehandelt hat, wenn seine Mehrheit am 14. Januar 1864 — gegen die „Vormächte", Kurhessen, Mecklenburg und die Linde'sche Curie — es ablehnte, die Leitung der nationalen Sache in die Hände der Herrn von Bismarck und Rechberg zu legen. Der Erfolg hat sich gegen den Bund entschieden; Oesterreich und Preußen haben von dem „Nichtmajorisirenlassen" einen ersten denkwürdigen Gebrauch gemacht, den Bund in seiner Ohnmacht blosgestellt und dieser selbst hat sich von dem Starrkrampf seitdem nicht mehr erholt, den ihm der 14. Januar mit seinen Consequenzen zugezogen hat. Er wird sich voraussichtlich auch nicht mehr erholen — und wir persönlich haben dem Todten nicht so nahe gestanden, um an einer mehr als officiellen Trauer Theil nehmen zu können. Aber daß ihm gerade bei diesem Anlaß der tödtliche Stoß beigebracht ward, thut uns aufrichtig leid; ob die Urheber sich zu freuen haben, wird die Zukunft lehren. Denn „in allen Dingen entscheidet das Ende." Vorerst liegt nur das Eine vor: neben der auch vorher unleugbaren Thatsache, daß Oesterreich und Preußen zusammen mächtiger sind als der Rest des Bundes — ward in der besten nationalen Sache der Keim der Zwietracht gelegt, das alte gespaltene Deutschland aufs Neue vor der Welt compromittirt, die reine und begeisterte Stimmung verbittert, und vielleicht — noch sind wir nicht am Schlusse angelangt — der Erfolg, den ehrliche Waffen erfochten, im letzten Ausgang selbst gefährdet.

Inzwischen ward mehr und mehr eine Wendung fühlbar, die mit dem Programm der vormächtlichen Politik vom November und December kaum mehr

stimmte. Es wird einer späteren Zeit vorbehalten sein, die innern Vorgänge darzulegen, durch welche dieser entscheidende Gegendruck geübt ward; daß es ein Gegendruck war gegen die Diplomatie nach den Heften von 1851--52, ist schon den Mitlebenden über alle Zweifel klar. Es regte sich die gesunde altpreußische Tradition, es trieb und drängte die bittere Erinnerung an die Tage von Malmoe bis Ollmütz und trotz allem lange genährten Mißtrauen gegen die angeblich rothe Grundfarbe der „nationalen" Bestrebungen kam doch auch unwillkürlich die nationale Stimmung zu ihrem Recht. Die betäubende Macht, womit ein Jahrzehent vorher die juristischen und theologischen Sophisten Pflicht und Gewissen, Ehre und Interesse eingeschläfert hatten, bestand doch nicht mehr; auch der überlieferte Zauber von Wien und Warschau war verloren gegangen in der nüchtern militärischen Atmosphäre, die jetzt dominirte. Worauf edlere Motive politischer und nationaler Art von selbst hindrängten, dafür sprach zugleich die kriegerische Ambition und der begreifliche Wunsch, den inneren Verlegenheiten ein wirksames Paroli zu bieten.

So ward endlich die Politik vieljähriger Geduld verlassen, die Eider überschritten, Schleswig freigemacht, der Krieg mit Ernst und Schwung in Angriff genommen. Noch immer freilich betheuerte die Politik der „Execution," daß man nicht über die „Zusagen" von 1851—52 hinausgehn wolle; indessen die Truppen drangen vor bis gegen Jütland; noch immer klang von Wien und Berlin die Betheuerung, man wolle nicht an die Integrität der dänischen Monarchie; indessen ward die Heereskraft des Dänenstaats zertrümmert, die Hälfte des Landes besetzt, der Unrath von zehn Jahren weggeräumt, den deutschen Schleswigern Luft gemacht ihre Meinung unverholen kundzugeben, wie vorher die Holsteiner.

In diese Zeit des Umschwungs fielen auch die Versuche der Mittelstaaten, sich aufzuraffen. Der Bundestag war seit dem 14. Januar wie gelähmt; Anträge und Erklärungen kamen wohl in Menge, aber sie verschwanden in dem Danaidenfaß der Ausschüsse, um voraussichtlich nie mehr das Tageslicht zu schauen. Der Gedanke lag darum nahe und ward selbst in Kreisen angeregt, die niemals der Trias geneigt gewesen waren: ob nicht der Bundestag aus seiner Gebrochenheit wieder aufzurichten sei durch eine Verständigung der Mittel- und Kleinstaaten. Die etwaigen Beschlüsse am Bund mußten dann freilich Nachdruck erhalten durch Maaßregeln und Rüstungen; man mußte sich mit allen gesunden Elementen der Volksbewegung verständigen, das gute Recht der Herzogthümer rückhaltlos auf seine Fahne schreiben, eine Volksvertretung der dritten Gruppe einberufen. Gegenüber einer Politik, die sich jeder Berechnung entzog und die, wie sie jetzt durch die militärischen Vorgänge vorwärts getrieben ward, wohl auch ihren Rückfall in die Neigungen vom November und December erleben konnte, war eine solche Organisation als Mittel auch denen erwünscht, die sie als Ziel verwarfen. In jedem Falle mußten auch die principiellen Gegner aller Triaspolitik das eine zugeben, daß wenn dieselbe je, so jetzt motivirt, durch den nationalen Zweck gerechtfertigt und von jedem Vorwurf sonderbündischer oder rheinbündischer Velleitäten, so weit es überhaupt denkbar, gedeckt schien.



Es ist ein lehrreiches Stück Geschichte, diese Episode von der Trias, unter allen Errungenschaften des Jahres 1864 eine der schätzbarsten. Es hat an Erkenntniß der Gefahren, die bei völliger Thatlosigkeit drohten, durchaus nicht gefehlt; die Einsichtigeren unter den Politikern der Mittel- und Kleinstaaten haben damals, was sich urkundlich beweisen ließe, die ganze Wendung der Dinge vorausgesagt, die seitdem eingetreten ist. Auch hat es ihnen nicht an Glauben gemangelt, noch weniger an Furcht; aber die Hoffnung des Gelingens war nicht vorhanden. Das lag nicht an den Persönlichkeiten, wiewol es eine geläufige Meinung war, andere Männer hätten auch die Sachen wohl anders gemacht. Eine Bregenzer Liga schließen, im Schweif von Oesterreich Kurhessen zu Boden treten, identische Noten schreiben, zwischen den Großmächten hin- und herschaukeln und sich bald dieser bald jener wichtig machen, „großdeutsche" Reformpolitik ohne Preußen treiben — dies und Aehnliches sind eben keine Hexenmeistereien, denn wohlgemerkt in allen diesen Fällen stand eine Großmacht feindlich gegen die andere. Nun galt es auf einmal gegen Beide Front zu machen und dazu fehlte alle Zuversicht. Es mag jetzt komisch klingen, wenn unmittelbar nach dem 14. Januar in München der heroische Entschluß angekündigt ward, nach vollendeter Thatsache einen Protest einzulegen, oder wenn man sich zu der Zusage aufschwang, den Herzog Friedrich sei man nicht abgeneigt zu unterstützen — sobald er anerkannt sei; oder wenn dem Drängen und Mahnen das abkühlende Geständniß entgegengehalten ward, jede mittelstaatliche Action könne nur zur Bloßstellung eigener Schwäche oder zum Bürgerkrieg führen; allein wir möchten darum nicht sagen, daß diese Meinung unrichtig war und daß z. B. ein Anderer an Herrn von Schrenck's Stelle die Sachen besser gemacht haben würde. Auch eine resolutere Persönlichkeit unter den würzburger Staatsmännern, die zu Weiterem drängte, hat damals als das Grundübel die geringe Eintracht und die stete Eifersüchtelei der Mittelstaaten bezeichnet, man müsse sich daher nach Kräften bemühen, daß dies der Nation wie den Großmächten so wenig als möglich fühlbar werde. Mancher nothwendige Schritt vorwärts habe unterbleiben müssen, weil man über diese Thatsache nicht hinaus konnte. Was aus diesen Kreisen, vierzehn Tage nach dem denkwürdigen 14. Januar, vernommen ward, klang sehr glaubwürdig und charakteristisch, aber nichts weniger als hoffnungsvoll. Bayern, hieß es, sei voll Sorge und Aengstlichkeit, aber die Initiative wolle es durchaus Niemandem überlassen, in Würtemberg sei das Ministerium wohl leidlich, aber der König „so schlecht wie möglich" gesinnt. In Hannover habe Graf Platen für nichts Empfänglichkeit als für die Eifersucht gegen Sachsen; die Gesinnung des Hofes vollends treibe einem Deutschen das Blut in die Wangen. Es sei darum auch sehr wahrscheinlich, daß allmählich die Furchtsamen zu den Großmächten übergingen, zumal diese es so wenig an geschickten Cajolerien fehlen ließen als an plumpen Einschüchterungen.

Aber die Volksbewegung, hörte man damals und später, wird die Regierungen stark machen! Dabei war doch zweierlei zu bedenken. Einmal war es doch sehr zweifelhaft, wie weit die nationale Agitation mit dieser überaus gemischten Gesellschaft zu gehen geneigt war. König Max II. und der Welfenkönig, König Johann und Adolf von Nassau, der Großherzog von Baden und

der Kurfürst von Hessen, Coburg und Meiningen — es war doch in der That nicht zu berechnen, wie weit die Volksbewegung sich angeregt fühlte, für diese Alle en bloc sich zu erwärmen. Und dann zweitens, auch die weitaus meisten Regierungen selbst hatten vor nichts eine solche Scheu, als vor den Mitteln nationaler und parlamentarischer Agitation. Baden, Weimar, Coburg und noch ein und der andere verlorene Posten im Reich, ja unter Umständen selbst Herr von Beust waren dazu bereit, aber das war auch Alles. Ein Parlament der dritten Gruppe galt schon in München als höchst bedenklich; man sah darin keine Stütze, eher eine Schwierigkeit mehr. Die Erwägung, solch eine Versammlung sei wohl ohne Mühe zusammen aber schwer auseinander zu bringen, klang naiv, hatte aber ihre unverkennbare Wahrheit. Den Liberalismus und die altconstitutionelle Farbe gegen Wien und Berlin allenfalls in der Presse, in Kammerreden, zur Noth auch in diplomatischen Noten ausspielen, das ließ sich ohne Gefahr wagen; aber thatsächlichen Ernst machen, hieß ja doch nur den Teufel mit dem Beelzebub bekämpfen. Man lese doch nur in den Organen der mittelstaatlichen Königreiche, mit wie inbrünstiger Liebe z. B. Baden und Coburg für ihren Liberalismus umfangen werden, um danach zu beurtheilen, wie aufrichtig man für dergleichen schwärmt! Wenn aber schon in München solche Bedenken gegen die Rüstung mit volksthümlichen und demokratischen Waffen rege waren, welche Sehnsucht mußte wohl Wiesbaden, Kassel und Hannover danach empfinden! Dort galt schon die Beschickung einer Ministerconferenz als eine fast verwegene That; hatte man doch gerade in jüngster Zeit, seit Herr v. Bismarck regierte, von Preußen milder denken lernen. So ist es denn auch Thatsache, daß man kurz vor der Februarconferenz weder dieser noch anderer sicher war; daß nicht einmal die Mehrheit der Stimmen am Bunde sich dort zusammenbringen ließ, zeigte schon am Kleinsten mit niederschlagender Deutlichkeit, was sich für das Größere erwarten ließ. Denn was bedeutete selbst eine solche Mehrheit, wenn sie nicht zugleich Alles dran setzte, ihren Beschlüssen thatsächlich Nachdruck zu geben; daß dies nicht geschehen werde, stand schon vor dem Beginn zweifellos fest. Um sich doch in etwas mit dem Drängen, namentlich im eigenen Lande, abzufinden, war Bayern bereit, dringliche Anträge anzubringen mit kurzer Abstimmungsfrist, sowohl in Betreff der Anerkennung Friedrich's VIII. als Herzogs von Holstein, als auch einer Berufung der holsteinischen Stände. Schon dies erforderte freilich, wenn es nicht kläglich verpuffen sollte, einige Action, und man schien auch allenfalls geneigt, Reservetruppen des siebenten und achten Armeecorps zum Schutze des anerkannten Herzogs nach Holstein zu senden. Es war in den ersten Tagen des Februar, wo diese flüchtige Anwandlung selbständigen Thuns, auf lange Zeit die letzte in Frankfurt, sich kundgab; aber es ist nicht dazu gekommen, die Probe ihrer Kraft kennen zu lernen. Gleich die ersten Erfahrungen nämlich halfen über alle Verlegenheiten hinweg; das „Eis der Bewegung" war schon in Stuttgart sehr brüchig, im Welfenreich vollends Sumpf statt Eis. Ohne Bild zu reden, schon Würtemberg wollte solche Anträge allenfalls unterstützen, aber nicht stellen; Hannover weder eines noch das andere. Zu der wohlfeilen Glorie einer imposanten Minorität war aber die Sache doch zu ernst; so sind denn jene Anträge unterblieben; und wie wir fest

überzeugt sind, weder zum Nachtheil der Herzogthümer noch des Hauses Augustenburg.

Inzwischen begann der Krieg die Luft zu klären. Seit den ersten blutigen Thaten in Schleswig erhob sich neu das Vertrauen auf eine ehrenvolle Lösung der großen Frage. Der Zeit nach traf das bedeutungsvoll zusammen mit dem Moment, wo sich die Agonie des Bundes und Bundestags entschleiert hatte. Auch die Bewegung in der Nation, nach deutscher Unart aus der hoffnungsvollsten Begeisterung leicht versucht in Pessimismus umzuschlagen, bekam frischen Athem und gab um Ostern ein lautes und einmüthiges Lebenszeichen. Die Furcht, daß die unglücklichen Verabredungen von 1851—52 in Kraft bleiben könnten, mußte schwinden unter dem Eindruck der Waffenerfolge; die Auskunft der Personalunion, eine Zeit lang ausgeboten, war auf beiden Seiten verworfen, und gerade die Logik der Thatsachen, auf welche sich bonapartisirende Staatsmänner gern zu berufen pflegen, drängte immer nachdrücklicher darauf hin, daß die wahre und die dauerhafte Lösung einzig und allein in der Anerkennung des guten alten Rechts der Herzogthümer zu finden sei. Seit dem Tage von Düppel vollends besorgte Niemand mehr, daß die Dänen noch einmal ihren Fuß in die Herzogthümer setzen würden.

Die europäische Lage war damals so günstig für uns, wie je; die außerdeutschen Protokollmächte gingen nach allen Richtungen auseinander. Frankreich neigte — aus welchen Gründen lassen wir hier dahingestellt — unverkennbar auf die Seite der Herzogthümer; England hatte sich um allen Credit gebracht, Rußland lavirte, Schweden ward durch Frankreich in einer Bahn gehalten, die den deutschen Interessen wenigstens nicht unbequem war. Es kam der Waffenstillstand und die Conferenzen; sie blieben fruchtlos und dies war — wie im Juli und August 1813 — die einzige Frucht, die Deutschland wünschen konnte.

Noch ein merkwürdiges Ergebniß hatten sie: die plötzliche Schwenkung der deutschen Großmächte zu Gunsten der Herzogthümer und ihrer vollen Selbständigkeit. Von Herrn von Bismarck waren geraume Zeit die Verabredungen von 1851—52 mit einem gewissen Nachdruck festgehalten worden; später wurde wohl das Thema der Personalunion angeregt, seit Februar hörte man in diplomatischen Kreisen, und auch hie und da in der Presse, von preußischen Absichten der Eroberung und Einverleibung reden. In Wien wurde noch im April einem Fürsprecher Herzog Friedrich's verdrießlich die europäische Gefahr und der tiefe Widerwille gegen jede Art von Volksabstimmung entgegen gehalten. Der Herzog, hieß es ganz im Stile der Staatskanzlei, sei im Bunde mit allen agitatorischen Elementen; auch die Verdächtigung, daß die Bewegungspartei nach Frankreich hinüberschiele, ward nicht gespart. Ward von der Gegenseite auf die Gefahr preußischer Annexion hingewiesen, so fand man den Trost in dem Widerstande Europas, wiewohl sich nicht verkennen ließ, daß unter der Oberfläche des entente cordiale mit dem preußischen Cabinet sich ein Zug tiefen Mißtrauens regte. Auch in London kamen die Velleitäten der Einverleibung vertraulich zur Erörterung; man wollte wissen, der preußische Premierminister habe sie förmlich im Ministerrath zur Sprache gebracht, wenn auch ohne Anklang zu finden. Sie sind zu jener Zeit ohne Zweifel ein wohlthätiges Ferment in dem Londoner



Concert gewesen. Diese Annexionsideen, schrieb damals ein gut unterrichteter Beobachter, wirken vortrefflich, in London wie in Wien; in England werden sie das Wunder hervorrufen, daß der Herzog Friedrich im Gegensatze zu Preußen allmählich persona grata wird.

Doch war, wenn wir nicht irren, dies Moment nur eins unter vielen, was auf die Stimmung in Wien gewirkt hat. Wachsende Verlegenheiten im Innern und das verschobene Verhältniß zu den Freunden in Deutschland weckten eine Verstimmung gegen Graf Rechberg, die von seinen zahlreichen Gegnern rührig benutzt ward; auch gegen England war man verdrießlich und horchte hoch auf, als der eifrigste Dänenfreund im britischen Cabinet, statt alles Dankes für die bewiesene Schweigsamkeit, ärgerlich zu verstehen gab, zu den Waffen werde England nicht greifen. Daran reihten sich dann die Nachrichten aus Paris, die Napoleon als eifrigen Vertreter der deutschen Forderungen schilderten und das Allarmgerücht von seiner Annäherung an die Mittelstaaten brachten. Nun kam gar noch Graf Bernstorff mit der Erklärung, daß Preußen das Londoner Protokoll nicht mehr als bindend ansehe. Alles dies drängte sich seit Mitte Mai in beunruhigender Folge; es war hohe Zeit, einen Entschluß zu fassen, damit Preußen nicht zuvorkam und die Blume der Popularität vorweg pflückte. Es fügte sich glücklicher Weise so, daß keiner der Verbündeten die Priorität allein gewann; die Botschaften kreuzten sich. Nur in Einem gebührte dem preußischen Staatsmann der Vorsprung, in der schnellen Fassung, womit er jedem, der es hören wollte, versicherte: dies sei immer sein Ziel gewesen, wenn ihm auch jetzt erst die europäische Lage erlaube, es offen zu zeigen. So viel savoir faire legte Graf Rechberg nicht an den Tag; dafür übernahmen es einzelne großdeutsche Freunde „im Reich," der Welt zu betheuern: Oesterreich habe von Anfang an nur auf dies Ziel hingearbeitet!

Noch hatte Deutschland keine europäische Conferenz erlebt, die so glücklich verlaufen war, wie die Londoner; einen Moment lagerte sich wohl die trübe Wolke einer Theilung Schleswigs über uns, aber auch sie, ohne sich zu entladen. Der Kündigung des Waffenstillstandes sah alle Welt mit Ungeduld entgegen, sowie sich wenige Wochen zuvor auch die Friedliebendsten mit dem Gedanken vertraut gemacht hatten, um Schleswig-Holstein einen Waffengang mit England zu machen. Eine einzige rasche und glänzende Waffenthat, die Einnahme von Alsen, erkämpfte die Präliminarien zum Frieden. Es war das erste Mal seit dem Tode Friedrich's VII., daß wieder ein einträchtiges Gefühl die ganze Nation bewegte: diesmal der aufrichtigsten Freude über den Sieg und die Sieger. Auch wo man eben noch laut gegrollt über die diplomatischen Kreuz- und Quergänge, oder wo es für guten Ton galt, sich kühl und widerwillig zu zeigen gegen Alles, was Preußen heißt, selbst da hat man in jenem Augenblick das berechtigte Gefühl der Genugthuung vorwiegen lassen. Die Frage, die so lange wie ein Alp die deutschen Gewissen gedrückt, schien nun mit Ehren gelöst, wenn auch die Mittel und Wege ganz andere waren, als sie der nationale Wunsch und der gerechte Ehrgeiz, mitgemacht zu haben, sich einst vorgestellt hatte.

Daß es heute anders geworden ist, steht außer Zweifel. Die Zukunft der Herzogthümer liegt in diesem Augenblick mehr im Dunkel als seit fünf Mona-

ten; die Reibung zwischen den „Vormächten" und dem, was man Bund zu nennen pflegt, hat ihren bitteren Stachel zurückgelassen, von neueren und neuesten Eindrücken immer neu geschärft. Nach dem besten Erfolg, der seit einem halben Jahrhundert für Deutschland gewonnen worden ist, stehen wir mißtrauisch und verbittert zu einander, und es läge doch in der Natur der Dinge, daß es sich umgekehrt verhielte. Was nun weiter? fragen die Herzogthümer und ihre uneigennützigen Freunde. Was weiter, fragen die Anhänger und die Gegner der Bundesverfassung, fragen vor Allem die mittleren wie die kleinen Staaten. In der That erscheint auf den ersten Blick die Lage Deutschlands heute ungleich verwickelter, als vor zwölf Monaten. Das läßt zum mindesten erkennen, daß nicht Alles verlaufen ist, wie es in der Natur der Dinge lag.

Machen wir uns zunächst das Verhältniß zu den Mittel- und Kleinstaaten klar, wie es als Frucht des abgelaufenen Jahres vorliegt. Unverkennbar befinden wir uns in voller Reaction gegen die Politik von Ollmütz an bis zum Fürstentage. Denn das ist keine Frage, die Staatsmänner der Trias haben etwas lange auf die Zwietracht der Großmächte ihre politischen Combinationen gebaut und dabei die „realen Machtverhältnisse" bisweilen sehr außer Acht gelassen; von den Tagen an, wo sie den Bundestag wiederhergestellt und mit der Action in Kurhessen illustrirt haben, bis zur Reformacte haben sie sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen lassen, als die Plänkler der Wiener Staatskanzlei ihr Müthchen an Preußen zu kühlen, mochten dort Manteuffel, Schleinitz oder Bernstorff die auswärtigen Geschäfte leiten. Auch wo — wie bei der Badener Begrüßung Napoleon's — durch einen hochherzigen Act das Vergangene ausgelöscht und sie dafür höchlich dankbar erschienen, hat sie das nicht abgehalten, sich rasch wieder zusammenzufinden, um Preußen mit den identischen Noten zu überfallen. Daß darum einmal der Geduldsfaden des Berliner Cabinets reißen und eine Stunde der Vergeltung kommen würde, war ohne Prophetengabe vorauszusehen. Die Vergeltung erfolgte brüsk, schonungslos; und was das Empfindlichste war, Oesterreich fand sich mit einem Mal in der Lage, Preußen bei dieser Hetze zu secundiren, oder doch wenigstens die Rolle des parteilosen Zeugen abzugeben. Auch waren die volksthümlichen Sympathien im Ganzen ziemlich lau; wer wollte sich für den Bundestag oder für die Politik Beust-Pfordten-Hügel begeistern? Im Gegentheil, gar Mancher, der sich zu den Freunden des gegenwärtigen preußischen Cabinets nicht zählt, hat nicht ohne Schadenfreude zugesehen und im Stillen gedacht: für die Würzburger ist Herr von Bismarck schon der rechte Keil.

Aber die Sache hat doch auch ihre andere Seite. Wie man immer denken mag über die Politik der Mittel- und der Kleinstaaten, in der schleswig-holsteinischen Sache haben sie im Großen und Ganzen Farbe gehalten, einzelne mit unleugbarer Festigkeit den schlimmeren Strömungen widerstanden, und als König Friedrich VII. starb, den nationalen Wünschen nachgegeben. Unter allen Angelegenheiten, die seit funfzehn Jahren auf der Rolle der deutschen Politik standen, war keine an und für sich reiner als diese, und in keiner hatte die Mehrheit der dritten Gruppe weniger Vorwurf verdient als in dieser. Daß sie gerade hier an ihre Ohnmacht unsanft gemahnt wurden, das haben auch die schwer em-

pfunden, die sonst für die würzburger Politik nicht verantwortlich waren. Man glaubte Beust und Pfordten zu treffen und hat auch manche berechtigte patriotische Empfindung gekränkt. Oder haben Vorgänge wie der Rendsburger und noch der allerjüngste nicht weit über das Ziel hinausgeschossen; insofern sie zwar Verdruß und Groll genug weckten in den Bevölkerungen, aber den Ministerien schließlich ein milderndes Pflaster auflegten? Im einen Falle fuhr man trotzig zu und gab dann doch eine militärische Genugthuung, von der im Welfenreich mit sichtlichem Behagen Act genommen ward. Bei dem jüngsten Vorgang begann man mit Drohungen, die schlimm genug klangen und auf die sich die Presse des Herrn von Beust berief, als die Welt erstaunt nach den Motiven der Mobilmachung fragte; dann erfolgte der Antrag am Bunde und nachdem die officiösen Blätter sich noch ein wenig die Zähne gezeigt, stand wieder Alles auf dem alten Fleck. Herr von Beust ist heute noch was er gestern war, und wo man den Greuel eines Bürgerkrieges besorgen konnte, blieb es schließlich bei einigen gereizten Zeitungsartikeln und unmuthigen Tischreden. Den Eindruck großer Politik macht das nicht; es mahnt mehr an akademischen kleinen Krieg, der mit flammenden Worten beginnt und dann mit unblutigem Kampf und Aussöhnung endigt.

Wenn das preußische Cabinet mit Blut und Eisen Ordnung in Deutschland schaffen will, so fehlt es wahrhaftig nicht an den dankbarsten Anlässen. An mehr als an einer Stelle existiren Regierungen, die sich mit jedem Tage mehr der Zurechnung und damit der Kritik entziehen, deren längere Fortdauer aber eine gesteigerte Compromittirung monarchischer Institutionen ist. Aber freilich eben aus diesen Regierungen hat zum Theil die gemischte Gesellschaft bestanden, die seit dem 7. December 1863 das Gefolge der Vormächte vergrößerte.

Um den Beweis zu liefern, daß Preußen stark genug ist Sachsen zu zwingen, war daher unseres Bedünkens dieser Anlaß nicht eben der geeignetste. Denn man vergesse doch nicht, daß die Politik des Berliner Cabinets den Herzogthümern gegenüber ganz dazu angethan ist, auch bei den Unbefangensten ernste Bedenken zu wecken. Wir haben keinen Anlaß, für Herrn von Beust und von der Pfordten eine Lanze zu brechen, aber sie waren für das gute Recht der Herzogthümer zu einer Zeit, wo Herr von Bismarck noch auf dem durchlöcherten Stramin des Londoner Protokolls gearbeitet hat. Oder was soll es Preußen nützen, wenn in Bayern, Sachsen, Hannover und anderwärts der stille Groll fortwuchert, wenn die Contingente der Bundestruppen von ihrem thatlosen Uebungsmarsch nichts anderes mitbringen, als den Unmuth über eine Politik, die sie hat büßen lassen für alte Sünden ihrer Minister?

Es ist wohl richtig, die Politik der moralischen Eroberungen ist ein schwieriges Stück Arbeit; aber sollte es leichter sein, mit dem oderint dum metuant sich die Hegemonie in Deutschland zu gewinnen? Auch hat weder Preußen noch Deutschland viel Nutzen davon, wenn wir dem spottenden Ausland alle paar Monate eine so unerquickliche querelle allemande aufführen.

Eins allerdings hat die preußische Politik erreicht. Sie hat den Bundestag in gründlichen Mißcredit bei aller Welt gebracht, die Kleinstaaterei in ihrer politischen Unzulänglichkeit enthüllt und das Bewußtsein davon auch dort lebendig



geweckt, wo man sich am hitzigsten dagegen sträubte, in Hannover, in Würtemberg und vor Allem in Bayern. In dieser Richtung hat das gegenwärtige preußische Cabinet sich unfreiwillige Anerkennung gerade dort erworben, wo es solche sicherlich am wenigsten suchte. Es hat die rettungslose Lage der Nation, so lange der Bundestag deren Geschicke zu leiten hat, an dem wichtigsten und dankbarsten Anlaß schlagend nachgewiesen, das tröstende Phantom der Trias in seiner Nichtigkeit gezeigt und den widerstrebenden Hochmuth unsanft daran erinnert, daß die Meinung doch berechtigt war, die Preußen einen leitenden Antheil an den deutschen Dingen zusprach. Insofern hat den Reformbestrebungen in der deutschen Verfassung und selbst den radicalen Tendenzen seit lange keine preußische Regierung so in die Hand gearbeitet, wie die des Herrn von Bismarck.

Aber kann es dabei bleiben? Kann der chaotische Zustand einer Bundesgewalt ohne Ansehn, einer halb unfreiwilligen Mitwirkung Oesterreichs neben Preußen und einer grollenden Fügsamkeit der Mittelstaaten die Form der Zukunft sein? Oder soll das Bewußtsein der Hülflosigkeit unserer Bundesverhältnisse und der Unzulänglichkeit mittelstaatlicher Großmannsucht weiter und weiter um sich greifen, ohne den Versuch eines rettenden Heilmittels? Soll der Bund verwesen, ohne daß eine bessere Organisation versucht wird? Es ist nicht unmöglich, daß die Gerüchte guten Grund haben, die Herrn von Bismarck an die praktische Wiederaufnahme der deutschen Verfassungsfrage denken lassen; — nachdem er die Unhaltbarkeit der bestehenden noch einleuchtender in Thaten nachgewiesen, als es vor anderthalb Jahren die Motive der kaiserlichen Reformacte in Worten gethan haben. Vielleicht würde auch er dann die Erfahrung machen, daß es viel leichter ist, das Vorhandene in seiner Blöße zu zeigen als Neues zu schaffen. Den Bundestag hat im Frühjahr 1848 eine Massendemonstration ohne eiserne Waffen wie ein Kartenhaus umgeblasen; aber noch hat sich kein dauerhafter Erfolg gefunden.

Doch neben dieser Zukunftsfrage steht eine andere im Vordergrunde, deren Lösung unmittelbarer drängt. Das Schicksal Schleswig-Holsteins kann nicht auf unbestimmte Zeit in der Schwebe bleiben. Das Land muß selbständig oder preußisch werden. Wenn wir sagen selbständig, so meinen wir nicht, daß ein „neuer Großherzog zwischen Nord- und Ostsee gesetzt wird,“ um die Position Mecklenburgs und Hannovers gegen Preußen nachzuahmen und zu verstärken. Auch der Bundesleitung wünschen wir Kiel, Rendsburg, Schleswig und die Inseln, schon um der Sicherheit willen, nicht anvertraut. Preußen soll nicht aus diesem Kriege die Errungenschaft mitnehmen, daß zu dem in's Meer „ausgestreckten Schwert Germaniens“ der Griff in der Eschenheimer Gasse ruhe. Wenn der Schutz Schleswigs in künftigen Kriegen den Mittelstaaten oder Oesterreich und seiner Clientel anvertraut sein sollte, so würden wir es für sicherer halten: Schleswig wäre gar nicht im Bunde, aber unter den Schutz Preußens gestellt. Die Gründe, die in dieser Richtung Preußen hier und da gelegentlich hat vernehmen lassen, sind vollkommen zutreffend und werden auch im übrigen Deutschland gewürdigt; nur führt ihre Consequenz nicht zur Annexion, sondern lediglich zu einer engeren staatsrechtlichen Verbindung. Eine Militärconvention wird dabei schwerlich das punctum saliens sein; die mag für Coburg allenfalls passen und



wird auch dort kein nennenswerther Machtzuwachs sein. Aber die maritime Ergänzung Preußens, feste Stellungen an den wichtigsten Punkten, die auswärtige Vertretung und die gemeinsame Handelspolitik, das sind Ziele, durch welche nicht nur Preußen an Sicherheit und Macht gewinnt, sondern die Herzogthümer und wir Alle mit ihnen. Die Formulirung im Einzelnen wird, auch bei'm besten gegenseitigen Willen, nicht leicht sein, aber sie ist so gut möglich, als ein bundesstaatliches Verhältniß überhaupt denkbar ist. Unausführbar ist vorerst nur die parlamentarische Vertretung im Bundesstaat; aber ihr Mangel ist kein absolutes Hinderniß für die Durchführung des Uebrigen.

Gewiß, seine Schwierigkeiten hat ein solches Programm; aber in ihm fallen die preußischen Interessen mit den deutschen zusammen und damit ist eine große Schwierigkeit, für die erste Gründung wie für künftigen Bestand, beseitigt. Je höher und nationaler die Gesichtspunkte sind, aus denen ein solches Verhältniß geschaffen wird, desto eher wird es sich heilsam erweisen und ein fruchtbares Exempel werden.

Indessen, was bis jetzt verlautete, deutet viel weniger auf solch' ein Ziel hin, als auf die vielbesprochene Annexion. Es gilt für ein öffentliches Geheimniß, daß der Leiter des preußischen Ministeriums nach dieser Richtung steuert, wenn gleich manche Klippe zu umgehen, manch' widrigem Winde Trotz zu bieten ist. Man will wissen, daß er dessen kaum ein Hehl hat, sondern es als die Pflicht eines preußischen Ministers ansieht, dem zuzustreben.

Daß es vorerst freilich nicht gelingen wird, eine nennenswerthe Partei für die Annexion in den Herzogthümern zu gewinnen, darüber glaube ich machen sich wohl die leitenden Kreise selbst keine Illusion. Auch der Theil des Adels, der für seinen Ehrgeiz in einem größeren Staat mehr Spielraum hätte und sich im preußischen Herrenhause wohler befände als in einem Schleswig-Holstein mit der Verwaltung von 1848, reicht nicht hin zu einer erheblichen Partei. Im Bürgerstande und beim Bauer hat vollends die Idee auch zu einer Zeit keine lebhafte Aufnahme gefunden, wo sich die Lage zu der Alternative — dänisch oder preußisch —. zuzuspitzen schien. Die agitatorische Thätigkeit einiger verlaufener Demagogen von ehedem hat nur tiefen Widerwillen geweckt, die Schmähreden der feudalen und inspirirten Presse auf Herzog Friedrich haben unverkennbar dazu beigetragen, dessen nicht leichte und nicht dankbare Stellung im Lande zu verbessern. Ja, jeder weitere Schritt auf der Bahn der Annexionsgelüste hat unverkennbar Preußen und die Herzogthümer, statt genähert, mehr auseinander getrieben. Ob auf den Herzog und seine Räthe die Politik der Annexion die Wirkung geübt hat, geschmeidiger für die Begehren Preußens zu machen, wollen wir hier unerörtert lassen; daß es im Lande nicht der Fall gewesen ist, davon sind wir durch das, was wir öffentlich jeden Tag lesen, wie durch andere Mittheilungen vollständig überzeugt.

Auch die Berechnung, durch ein langes Provisorium die Leute dort mürbe zu machen und ihnen die Einverleibung schließlich als eine Erlösung aus unerträglichen Zuständen erscheinen zu lassen, wird ihren Zweck schwerlich erreichen. Es ist ein sprödes und hartköpfiges Geschlecht, welches die Herzogthümer bewohnt, an frischer Unmittelbarkeit des Anfassens vielleicht hinter manchem deutschen

Stamme zurückstehend, aber an zäher Ausdauer des Ertragens jedem überlegen. In den Erlebnissen des ablaufenden Jahres hätten vielleicht andre deutsche Länder mehr rasche Leidenschaft, hier und da auch ein energischeres Benutzen des Moments gezeigt; aber in der kaltblütigen Festigkeit, die sich von Furcht so wenig wie von flüchtigem Enthusiasmus irreleiten läßt, hat der Schleswig-Holsteiner nicht seines Gleichen. Er hat das in einer langen prüfungsreichen Zeit gegen die Dänen bewiesen; er wird es dem gleich thun, wo man ihm zumuthet, gegen Natur und Neigung zu handeln. Dies Volk hat zu einer Zeit, wo Herr von Bismarck noch für das Londoner Protokoll einstand, dem Herzog Friedrich einmüthig und freiwillig seine Eide geleistet; wir wollen sehen, ob es sie vergessen wird.

Das Volk der Herzogthümer hat viele Jahrhunderte lang in seiner Eigenart gelebt und sich darin glücklich gefühlt. Das Dänenthum hat daran nichts geändert. Ob ihm die militärisch-bureaukratischen Formen, die trotz aller Verfassung noch tief im preußischen Staatswesen wurzeln, gleich heimisch vorkommen werden, darüber haben wir ernste Zweifel. Die Zuversicht wenigstens, womit der Oberbürgermeister von Berlin das Gegentheil weissagt, klingt uns Andern etwas nach Chauvinismus.

Man würde wohl die Dänenzeit nicht zurücksehnen, aber auch das Errungene schwerlich als zureichenden Preis ansehen für die gebrachten Opfer. Wo die freudigste Genugthuung eine trübe Vergangenheit für immer abschließen konnte, wird Mißmuth und Widerwille sich festsetzen. Was zu einer mächtigen Stütze für jede künftige Krisis dienen sollte, kann zu einer wunden Stelle werden. Oder läge die Möglichkeit so ganz fern, daß der Besitz Schleswig-Holsteins für Preußen ungefähr so viel innere Stärke brächte, wie die Erwerbung Hannovers im Jahr 1806? Wir sind zwar stets der Meinung gewesen, daß die Hannoveraner besser gethan hätten, sich 1803 und 1806 aufrichtig an Preußen anzuschließen und die angestammte welfische Glückseligkeit, die sie seitdem genossen, hat uns darin nicht irre gemacht; aber die Stimmungen der Völker gehören eben auch unter die realen Factoren der Macht, mit denen man rechnen muß. Könnte uns Deutschen dann nicht eine spätere Zeit den bitteren Vorwurf machen, daß wir zweimal — 1848 und 1864 — das Schicksal der Herzogthümer in der Hand gehabt und die Entscheidung hier wie dort verscherzt haben, weil uns einmal der Muth, das andere Mal die ehrliche Einsicht gefehlt hat?

Wir haben bis jetzt nur von den Verhältnissen der Herzogthümer gesprochen, nicht von den europäischen, und legen darauf auch zunächst am wenigsten Werth. Kein Zweifel, daß Preußen in diesem Augenblick seine Wünsche durchsetzen kann, und daß ihm jetzt dafür keine Gegenleistung abgetrotzt werden wird. Was die Zukunft bringen mag, darüber enthalten wir uns vorerst jeder Vermuthung; auch ist es wohl richtig, daß selbst dann ein lebenskräftiger Staat es in seiner Macht hat, dabei mitzureden. Etwas anders verhält es sich mit Deutschland; hier läßt sich schon eher überschauen, wie hoch der Preis ausfallen wird.

In Deutschland wie in den Herzogthümern sind die Meisten von dem Recht des Herzogs Friedrich überzeugt; es sind nicht dynastische Sympathien, die dabei entscheiden, sondern der grobe Buchstabe eines Rechtsbewußtseins, das als



Ergebniß vieljähriger Discussionen in die Massen eingedrungen ist. Dem hat sich auch ein guter Theil der Demokratie mit Verzicht auf die eigenen Wünsche gefügt, und damit jedenfalls mehr patriotische Einsicht bewiesen, als jenes verlogene Gezücht von Legitimisten, das mit den verworfensten italienischen Tyrannen Sympathie empfindet und über einen rechtmäßigen deutschen Fürsten die Fluth unsaubrer Schmähreden ausgießt. Es wird nur sehr wenige Menschen in Deutschland geben, die in den oldenburgischen Ansprüchen und den hohenzollernschen Eheberedungen etwas mehr als diplomatische Mittel erblicken; jene Rechtsüberzeugung zu erschüttern, bedarf es stärkerer Mittel. In ihr hatten sich die Parteien geeinigt, für sie waren seit einem Menschenalter Gelehrte, Staatsmänner, Volksvertretungen unablässig eingetreten. Neben dem nationalen Gefühl für Pflicht und Ehre hat uns nichts so stark gemacht, auch dem Ausland gegenüber, als dies Bewußtsein jenes guten Rechts — von dem Tage an, wo das nordalbingische Volk einmüthig dafür Zeugniß abgelegt hat, bis zu der Stunde, wo der schimpflichste Tractat der letzten funfzig Jahre zerrissen war.

Solch einem Gefühle volle Genugthuung zu geben, war eine echt conservative That. Zum ersten Male wieder seit lange konnten die Deutschen aller Länder und Meinungen sich in einer Empfindung der Freude und des Stolzes begrüßen; manch' alte Verbitterung war getilgt in dem Moment, wo eine große nationale Sache ehrlich und ehrenhaft durchgeführt war. Nicht um den Erfolg, aber um dessen ungetrübten Genuß ist Deutschland schon betrogen. Statt uns in nationaler Eintracht zu verbrüdern gaben wir dem Ausland das Schauspiel widerwärtigen Haders und gegenseitiger Entwürdigung. Je länger dieser Zustand dauert, desto größer werden die Nachtheile für alle Zukunft sein; davon sind außerhalb Preußens diejenigen am tiefsten durchdrungen, die Preußens beste Freunde sind. Sie können in keinem Gebietszuwachs ein Aequivalent erblicken für den schweren Nachtheil, der dadurch auf die Dauer Preußen wie Deutschland zugefügt wird.

Auch bei diesem Anlaß offenbart sich der tiefe Gegensatz von Bestrebungen, die der Unverstand oder die Taktik der Parteien sonst gern in Eins zusammenwirft. Hört man die Organe der österreichischen oder der würzburger Richtung, die sich „großdeutsch" nennen, so besteht zwischen dem gegenwärtigen Regime in Preußen und zwischen der Partei der nationalen Reform höchstens eine kleine häusliche Differenz über Mittel und Wege, über das Ziel herrscht vollkommene Uebereinstimmung. Nichts ist falscher als dies. Auch wenn wir von allem anderen absehen wollten und könnten, so wird gerade die deutsche Politik immer wieder unseren Weg von den Bahnen scheiden, denen man in Preußen jetzt nachgeht. Wir wollen den Bundesstaat mit preußischer Führung, diese gehen auf die Vergrößerung Preußens durch Annexion; wir streben auf die Einigung aller deutschen Staaten, allenfalls Deutsch-Oesterreich ausgenommen, jene auf die Mainlinie; wir wollen eine deutsche Macht herstellen, deren leitende und bewegende Kraft in den preußischen Staat verlegt wird, dort will man ein vergrößertes Preußen und überläßt das Deutschland südlich vom Main dem Einfluß Oesterreichs oder — Frankreichs. Wir hoffen auf einen deutschen Staat mit 30 Millionen Bewohnern, jene Richtung würde in etwas größeren Dimensionen

die drei Gruppen der Napoleonischen Zeit wiederherstellen, deren doch keine nach Osten und Westen stark genug wäre, ja die sich voraussichtlich in steter Reibung paralysirten. Zwar täuschen wir uns nicht darüber, daß jene Mainlinienpolitik in Preußen tiefer wurzelt, als man es sich selbst gestehen will; aber wir sind auch ebenso überzeugt, daß sie lediglich dahin führen muß, für ein unzulängliches Ziel die besten eigenen Kräfte zu vergeuden. Denn nichts ist wahrer, als was jüngst einer der wärmsten Freunde preußischer Führung in Deutschland, Treitschke, gesagt hat: Braunschweig oder Schleswig-Holstein oder Dresden ist heute für Preußen zu keinem geringeren Preise feil als die Herrschaft über ganz Deutschland.

Zu dieser Herrschaft freilich ist der Weg noch weiter und mühevoller, als es manchen Heißblütigen und manchen Verzagten heute scheinen mag. Aber daß kein dauerhafter Riß zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland erfolge, ist ein Wunsch, dessen Erfüllung in unserer Hand liegt, und woran Preußen mit seinen Interessen so nahe betheiligt ist, wie wir Anderen. Noch ist die innere Krisis nicht um eine Linie ihrer Ausgleichung näher gerückt; an solch' chronischen inneren Krankheiten versagt die Kunst, die vor Düppel und Alsen siegreich war. Wir gehen einem Jahre entgegen, das manch' ungelöstes Räthsel an seiner Stirne trägt und das, vielleicht ohne warnenden Neujahrsgruß, ernste Conflicte in seinem Schooße birgt. Preußen hat zwar die Allianz Oesterreichs! In einem europäischen Zusammenstoß wird die aber nur Leistungen begehren, nicht Hülfe bringen. Wie innig und tief gewurzelt dieses junge Bündniß in Oesterreich ist, darüber geben die Reichsrathsverhandlungen vom 2. December erschöpfenden Aufschluß. Preußen — sagte dort ein Herr Schindler — hat alle Mühe aufgewendet, damit Oesterreich die Lombardei verliere, Preußen hat den bundesfreundlichen Reformbestrebungen den Rücken gewendet und die Zolleinigung hintertrieben. Preußen, klagte Giskra, habe Oesterreich nur um die Sympathien Deutschlands gebracht und strebe sich auf Kosten Oesterreichs zu vergrößern. Mit Befriedigung constatirte Kuranda, daß kein Laut der Zustimmung in der Versammlung hörbar ward, als der Nutzen und die Fortdauer einer preußischen Allianz betont wurden. Und Mühlfeld, der intime Freund Herrn von Schmerling's, begehrte eine Demüthigung Preußens!

Wenn bei dem einzigen Alliirten das Echo so lautet, wie mag es im Lager der heimlichen und offenen Gegner aussehen! Gewiß man führt mit Sympathien keine Kriege; aber mit den Antipathien aller Welt belastet seine Stellung behaupten, das ist zu Zeiten selbst einem Friedrich und Napoleon nicht leicht geworden. Uns scheint, als sei die Politik Preußens in Gefahr, auf dem Wege des Trotzes ein ähnliches Ergebniß zu erreichen, wie früher die verzagte Unschlüssigkeit. Die Zuversicht, die auch viele mäßige Naturen trunken macht und mit sich selbst und ihren Grundsätzen in Widerspruch bringt, scheint uns in keiner Art gerechtfertigt. Ich besitze nicht Kühnheit genug, sagte einmal 1848 der jetzige Premierminister, um dem Icarusflug solch einer Politik zu folgen. Es geht uns heute, wie damals Herrn von Bismarck.

Ludwig Häusser.

Notizen.

Als ein stattlicher Band liegt vor uns eine Sammlung der historischen und politischen Aufsätze von Heinrich von Treitschke (Leipzig, bei Hirzel 1865) — eine Sammlung, unendlich reicher an Inhalt als so manches geschlossene Werk, das mit seinem systematischen Zusammenhang, seinen Capitelüberschriften und seinem Notenapparat vielleicht recht hochmüthig auf diese „Journalartikel" herabsehen möchte. Man wird uns einige Parteilichkeit für die Form des Essays zu Gute halten; denn sie zu Ehren zu bringen, war allezeit eine der Hauptbestrebungen unserer Zeitschrift. Die besten Bücher sind noch immer diejenigen gewesen, deren Verfasser so gut wie z. B. Jacob Burckhardt mit seiner „Cultur der Renaissance in Italien" wußten, daß „Versuche" das Beste seien, was der Einzelne zu dem Fortschritt des Wissens und der Bildung beizusteuern vermag. Längst haben wir uns entwöhnt, vor Schweinsleder und Folioformat einen ungemessenen Respect zu hegen: wir werden begreifen lernen, daß auch an der Ueberschätzung paragraphirter, wohleingetheilter Weisheit noch ein Stück scholastischen Zopfes hängt. Gewiß ist, daß die Kunst, gute Bücher zu schreiben, nicht so selten sein würde, wenn nicht auch dem schlechten, falls es nur recht buchmäßig ist, ein ähnliches Standesvorurtheil zur Seite stände wie der berufsmäßigen Gelehrsamkeit mit all' ihren stereotypen Satzungen, Methoden und Manieren. Da gilt es denn, daß der Essay, dieser literarische Emporkömmling, nur recht vornehm und tüchtig, mit eigenartigem Werthe auftrete, um sich Ebenbürtigkeit zu erringen. So, dünkt uns, thun diese Treitschke'schen Aufsätze; sie bürgen dafür, daß ihr Verfasser, wenn er in längerem Zuge Geschichte schriebe, hinter unsern besten Historikern nicht zurückstehn würde, und darum begrüßen wir für's Erste seine Essays als Vorkämpfer in dem Standeskampfe gegen das Patriciat und die Privilegien der eigentlichen, der observanzmäßigen Bücher.

Gerade wir freilich haben ein näheres Interesse an diesen Aufsätzen, da sie zum großen Theil zuerst in diesen Blättern veröffentlicht wurden. Das Recht indeß, sie zu rühmen, gründet sich nicht blos auf die von andersher oder auf die ganz neu hinzugefügten, sondern auch auf die wesentlich erweiterte und veränderte Gestalt, in welcher die älteren hier zum zweiten Male erscheinen. In dem Aufsatz über Uhland ist erst jetzt der Poet neben dem Menschen zu vollerer Geltung gelangt; in „Milton" und „Hans v. Gagern" ist das reflectirende Element mehr als früher dem erzählenden untergeordnet; wer sich der Skizze über Fichte aus den Grenzboten erinnert, wird dieselbe jetzt zu vollerer Charakteristik ausgerundet finden. Ganz neu war uns der Aufsatz über Dahlmann, und doch denken wir nicht, daß uns die Neuheit besticht, wenn wir unter den biographischen Stücken diesem die Palme zuerkennen. Würdiger, gründlicher, mit reinerer Gerechtigkeit ist über den Dahingegangenen noch nicht geredet worden; ganz so pietätsvoll und ganz so fern von dem Tone des Eloge, ganz so frei und doch so völlig ohne Ueberhebung mußte das Urtheil eines Mannes lauten, der sich voll Zukunftshoffnung als den Genossen einer neuen Generation

und doch den Besten der jüngst vergangenen in alle Wege verpflichtet fühlt. Hier wie sonst freilich entspricht die Weise unseres Verfassers keineswegs der Forderung, welche Baco an die Geschichtschreibung stellte, daß sie mit politischen Winken und Mahnungen gleichsam geschwängert sein solle, so jedoch, daß der Schriftsteller ipse sibi obstetricari non debet. Einer Natur wie die Baconische, einem Geschlecht, das im gesicherten Besitz staatlichen Glücks und staatlicher Größe ist, mag eine solche Objectivität gemäß sein: nicht uns, denen aufgegeben ist, zu handeln und zu werden und zum Behufe des Handelns und Werdens zu lernen. Unser Verfasser versteht es, trotz aller Neigung zu ausdrücklicher, reflectirender Verständigung über die Thatsachen, sehr wohl, zu erzählen, ja, er ist bewunderungswürdig geschickt, aus zahlreichen Zügen ein eindrucksvolles, lebendiges Bild herzustellen. Eine fremdartige Welt steigt, zur höchsten Anschaulichkeit belebt, vor uns auf in der Schilderung der Wirksamkeit des deutschen Ordens in Preußen, wie sie den Inhalt des ersten Aufsatzes der Sammlung bildet. Hier vor Allem hat man den Eindruck, als ob der Verfasser seinen Stoff zuerst mit der Phantasie sich erobert, in dichterischer Absicht sich nahe gebracht, um ihn dann erst dem Historiker abzutreten. Von neuem bestätigt sich der Satz, daß die Kunst der Geschichtschreibung ohne einige poetische Mitgift nicht gedeiht. Wie viel von dem Sehvermögen, von der Sinnlichkeit, von der reizbaren Seele des Dichters unserm Schriftsteller zu Theil wurde, das verräth der glanzvolle Stil seiner Darstellungen durchweg, davon legt das innig verstehende Urtheil Zeugniß ab, das er über die Dichtung eines Milton, Byron und Uhland fällt. Um dieser poetischen Grundlage willen mag man an Macaulay erinnert werden: aber wie gänzlich verschieden, wie fast feindselig entgegengesetzt ist doch die Manier des deutschen und die des berühmten englischen Essayisten! Während dieser, bis zur Zudringlichkeit deutlich, Bilder an Bilder schiebt, die zu behaglichem Verweilen und selbst einen Kinderverstand zum Verstehen zwingen, so wird jenem Wort und Bild nur zum Träger der Seelenbewegung, in der die Thatsachen sich spiegeln, in die er uns, rasch fortschreitend, mit hineinreißt. Macaulay ist auch als Redner nur Essayist: unser Essayist ist immer und in erster Linie Redner. Er ist es offenbar zu viel und zu gleichmäßig. Wie gesättigt mit concretem Stoff, mit Illustrationen aller Art — der Schwung dieser Rede giebt dem Leser eine gewisse Unruhe und versetzt ihn durch diese Unruhe, trotz der wechselndsten Wendungen, in eine gewisse monotone Spannung. Und doch, wie lieben wir dieses Pathos, so himmelfern von allem Phrasenhaften! Selbst das Raisonnement des Verfassers ist ein lebendig athmendes und noch in seinen nüchternsten Sätzen fühlen wir ein laut schlagendes Herz: wir hören überall hindurch, daß dieser Mann von seiner Seele nichts zurückhält. Diese Seele ist voll von der edelsten Leidenschaft für die sittlichen und politischen Ideale der Gegenwart. Voll Freude steht er in dieser „wundervollen Zeit“ und zürnend schilt er den Kleinmuth, der in ihr eine „Epigonenzeit“ erblicken will. Vor seinem Glauben an die Bestimmung unserer Nation brechen alle Zweifel zusammen, und stolz richtet er sich auf, wo irgend es den Kampf gegen Feigheit und Gemeinheit, gegen Kleinlichkeit und Heuchelei gilt. Der beste Rath, welchen Freytag in seiner Technik des Dramas dem tragischen Dich-

Notizen.

Als ein stattlicher Band liegt vor uns eine Sammlung der historischen und politischen Aufsätze von Heinrich von Treitschke (Leipzig, bei Hirzel 1865) — eine Sammlung, unendlich reicher an Inhalt als so manches geschlossene Werk, das mit seinem systematischen Zusammenhang, seinen Capitelüberschriften und seinem Notenapparat vielleicht recht hochmüthig auf diese „Journalartikel" herabsehen möchte. Man wird uns einige Parteilichkeit für die Form des Essays zu Gute halten; denn sie zu Ehren zu bringen, war allezeit eine der Hauptbestrebungen unserer Zeitschrift. Die besten Bücher sind noch immer diejenigen gewesen, deren Verfasser so gut wie z. B. Jacob Burckhardt mit seiner „Cultur der Renaissance in Italien" wußten, daß „Versuche" das Beste seien, was der Einzelne zu dem Fortschritt des Wissens und der Bildung beizusteuern vermag. Längst haben wir uns entwöhnt, vor Schweinsleder und Folioformat einen ungemessenen Respect zu hegen: wir werden begreifen lernen, daß auch an der Ueberschätzung paragraphirter, wohleingetheilter Weisheit noch ein Stück scholastischen Zopfes hängt. Gewiß ist, daß die Kunst, gute Bücher zu schreiben, nicht so selten sein würde, wenn nicht auch dem schlechten, falls es nur recht buchmäßig ist, ein ähnliches Standesvorurtheil zur Seite stände wie der berufsmäßigen Gelehrsamkeit mit all' ihren stereotypen Satzungen, Methoden und Manieren. Da gilt es denn, daß der Essay, dieser literarische Emporkömmling, nur recht vornehm und tüchtig, mit eigenartigem Werthe auftrete, um sich Ebenbürtigkeit zu erringen. So, dünkt uns, thun diese Treitschke'schen Aufsätze; sie bürgen dafür, daß ihr Verfasser, wenn er in längerem Zuge Geschichte schriebe, hinter unsern besten Historikern nicht zurückstehn würde, und darum begrüßen wir für's Erste seine Essays als Vorkämpfer in dem Standeskampfe gegen das Patriciat und die Privilegien der eigentlichen, der observanzmäßigen Bücher.

Gerade wir freilich haben ein näheres Interesse an diesen Aufsätzen, da sie zum großen Theil zuerst in diesen Blättern veröffentlicht wurden. Das Recht indeß, sie zu rühmen, gründet sich nicht blos auf die von andersher oder auf die ganz neu hinzugefügten, sondern auch auf die wesentlich erweiterte und veränderte Gestalt, in welcher die älteren hier zum zweiten Male erscheinen. In dem Aufsatz über Uhland ist erst jetzt der Poet neben dem Menschen zu vollerer Geltung gelangt; in „Milton" und „Hans v. Gagern" ist das reflectirende Element mehr als früher dem erzählenden untergeordnet; wer sich der Skizze über Fichte aus den Grenzboten erinnert, wird dieselbe jetzt zu vollerer Charakteristik ausgerundet finden. Ganz neu war uns der Aufsatz über Dahlmann, und doch denken wir nicht, daß uns die Neuheit besticht, wenn wir unter den biographischen Stücken diesem die Palme zuerkennen. Würdiger, gründlicher, mit reinerer Gerechtigkeit ist über den Dahingegangenen noch nicht geredet worden; ganz so pietätsvoll und ganz so fern von dem Tone des Eloge, ganz so frei und doch so völlig ohne Ueberhebung mußte das Urtheil eines Mannes lauten, der sich voll Zukunftshoffnung als den Genossen einer neuen Generation

und doch den Besten der jüngst vergangenen in alle Wege verpflichtet fühlt. Hier wie sonst freilich entspricht die Weise unseres Verfassers keineswegs der Forderung, welche Baco an die Geschichtschreibung stellte, daß sie mit politischen Winken und Mahnungen gleichsam geschwängert sein solle, so jedoch, daß der Schriftsteller ipse sibi obstetricari non debet. Einer Natur wie die Baconische, einem Geschlecht, das im gesicherten Besitz staatlichen Glücks und staatlicher Größe ist, mag eine solche Objectivität gemäß sein: nicht uns, denen aufgegeben ist, zu handeln und zu werden und zum Behufe des Handelns und Werdens zu lernen. Unser Verfasser versteht es, trotz aller Neigung zu ausdrücklicher, reflectirender Verständigung über die Thatsachen, sehr wohl, zu erzählen, ja, er ist bewundernswürdig geschickt, aus zahlreichen Zügen ein eindrucksvolles, lebendiges Bild herzustellen. Eine fremdartige Welt steigt, zur höchsten Anschaulichkeit belebt, vor uns auf in der Schilderung der Wirksamkeit des deutschen Ordens in Preußen, wie sie den Inhalt des ersten Aufsatzes der Sammlung bildet. Hier vor Allem hat man den Eindruck, als ob der Verfasser seinen Stoff zuerst mit der Phantasie sich erobert, in dichterischer Absicht sich nahe gebracht, um ihn dann erst dem Historiker abzutreten. Von neuem bestätigt sich der Satz, daß die Kunst der Geschichtschreibung ohne einige poetische Mitgift nicht gedeiht. Wie viel von dem Sehvermögen, von der Sinnlichkeit, von der reizbaren Seele des Dichters unserm Schriftsteller zu Theil wurde, das verräth der glanzvolle Stil seiner Darstellungen durchweg, davon legt das innig verstehende Urtheil Zeugniß ab, das er über die Dichtung eines Milton, Byron und Uhland fällt. Um dieser poetischen Grundlage willen mag man an Macaulay erinnert werden: aber wie gänzlich verschieden, wie fast feindselig entgegengesetzt ist doch die Manier des deutschen und die des berühmten englischen Essayisten! Während dieser, bis zur Zudringlichkeit deutlich, Bilder an Bilder schiebt, die zu behaglichem Verweilen und selbst einen Kinderverstand zum Verstehen zwingen, so wird jenem Wort und Bild nur zum Träger der Seelenbewegung, in der die Thatsachen sich spiegeln, in die er uns, rasch fortschreitend, mit hineinreißt. Macaulay ist auch als Redner nur Essayist: unser Essayist ist immer und in erster Linie Redner. Er ist es offenbar zu viel und zu gleichmäßig. Wie gesättigt mit concretem Stoff, mit Illustrationen aller Art — der Schwung dieser Rede giebt dem Leser eine gewisse Unruhe und versetzt ihn durch diese Unruhe, trotz der wechselndsten Wendungen, in eine gewisse monotone Spannung. Und doch, wie lieben wir dieses Pathos, so himmelfern von allem Phrasenhaften! Selbst das Raisonnement des Verfassers ist ein lebendig athmendes und noch in seinen nüchternsten Sätzen fühlen wir ein laut schlagendes Herz: wir hören überall hindurch, daß dieser Mann von seiner Seele nichts zurückhält. Diese Seele ist voll von der edelsten Leidenschaft für die sittlichen und politischen Ideale der Gegenwart. Voll Freude steht er in dieser „wundervollen Zeit“ und zürnend schilt er den Kleinmuth, der in ihr eine „Epigonenzeit“ erblicken will. Vor seinem Glauben an die Bestimmung unserer Nation brechen alle Zweifel zusammen, und stolz richtet er sich auf, wo irgend es den Kampf gegen Feigheit und Gemeinheit, gegen Kleinlichkeit und Heuchelei gilt. Der beste Rath, welchen Freytag in seiner Technik des Dramas dem tragischen Dich-

ter glaubte geben zu können, daß er ein Mann sei und sich unablässig zum Manne zu bilden strebe, ist der beste auch für den Historiker. Diese männliche Haltung ist es, die uns überall in Heinrich v. Treitschke's Darstellung ergreift und erhebt. Darum sind jene eigenartigen, markigen Charaktere wie Milton, Fichte, Dahlmann von besonderer Anziehungskraft für ihn; diesen vorzugsweise weiß er gerecht zu werden, ohne doch die Fehler ihrer Tugenden zu übersehen; ja, wo irgend mit der Einseitigkeit die Kraft gepaart ist, da regen sich seine Sympathien: er hat seine Lust selbst an der glänzenden Leidenschaftlichkeit, an dem selbstischen Trotz und an der paradoxen Laune eines Byron. Denn an allem Ende ist es doch nur die Tüchtigkeit, nicht die Härte jener männischen Charaktere, die er empfiehlt; der Sinn für Schönheit und die Bildung eines liebenswürdigen Gemüths gilt ihm mit Recht als die Blüthe des Charakters. So viel historische Studien wir hier vor uns haben, so viel Studien um die höchsten Probleme der Sittlichkeit; wir sind gleichsam Zeugen, wie der Schriftsteller an den Menschen und Dingen, die er darstellt, sich selbst im Innersten bildet, wie er, trotz oder wegen der leichten Entzündbarkeit seines Gefühls, nach Gerechtigkeit des Urtheils ringt und für Menschenwerth das menschlichste Ideal sucht. Am merkwürdigsten ist in diesem Betracht der letzte Aufsatz der Sammlung. Hier zumeist wird uns die Freude, in das Innere einer Seele zu blicken, der es Bedürfniß ist, sich durch die widerspruchsvollen Forderungen und die verwickelten ethischen Motive der Gegenwart zu Klarheit und Festigkeit hindurchzuarbeiten. Wir könnten den Aufsatz über die Freiheit die ethischen Selbstbekenntnisse unseres Verfassers nennen. Dazu in der That schlägt ihm die Discussion über das große politische Problem der Freiheit aus. Gegen Mill's einseitige Betonung des Rechts der Einzelfreiheit, hebt er das Recht des diese Einzelfreiheit achtenden Staats hervor, von seinen Bürgern hinwiederum die höchsten Opfer der Hingebung und Unterordnung zu heischen. Dieses Ergebniß, in dem sich die moderne mit der antiken Staatsansicht tiefer und gründlicher versöhnt als in der bekannten Humboldt'schen Jugendschrift, hat zu seinem Hintergrunde ein System ethischer Gedanken, die das Gepräge der reifsten und menschlich-freisten sittlichen Bildung an sich tragen. Seit Schleiermacher, dem größten ethischen Virtuosen, der jemals lebte, ist nicht wärmer von dem nothwendigen Gleichgewicht zwischen der allgemeinen Pflicht Aller und der Berechtigung der Eigenthümlichkeit, von der Verbindung der thätigen mit der betrachtenden Stimmung des Geistes, von der über allen Meinungsstreit unendlich erhabenen Freiheit der Frömmigkeit geredet worden.

Das Feld der allgemeinen Betrachtung ist übrigens nicht dasjenige, auf welchem sich die schriftstellerischen Talente Treitschke's am glänzendsten entfalten. Er selbst bekennt, daß ihn die längere theoretische Erörterung ermüdet; ihm wachsen die Schwingen erst, wenn er seine Sätze an dem lebendigen historischen Beispiel erläutern darf. So oft er daher diesen Boden verläßt, wird Jeder, dem strenges methodisches Denken Bedürfniß ist, der erregten Discussion einen schärferen logischen Strich wünschen. Der Eindruck würde größer sein, die Ueberzeugung sicherer gewonnen werden, wenn die rhetorische Gährung sich mehr beruhigt hätte, wenn die reichen Schätze schwungvoller Gedanken et-

was haushälterischer von der Logik verwaltet würden. In das längste Stück der Sammlung, die in anderer Hinsicht so bedeutende Abhandlung über Bundesstaat und Einheitsstaat, haben wir uns aus diesem Grunde nicht leicht hineingelesen. Ein politischer Essay, dünkt uns, müßte nicht so breit und vielseitig ausfließen, müßte in ruhigerem Gange und in knapperer Fassung zu den schlagenden Sätzen vordringen. Es ist auch wohl nur die Einleitung, gegen die sich unsere Bemerkung mit Grund richtet, — und was Wunder, wenn hier, in der Bekämpfung der Scheingründe, die noch immer für unseren deutschen Particularismus vorgebracht werden, in dem Nachweis der entsittlichenden Wirkungen unseres derzeitigen politischen Zustandes, der Redner mächtig wurde über den discutirenden Politiker? Nun jedoch hat er sich durch diese Rede gegen die „particularistische Mythologie" den Weg zu seinem eigentlichen Thema gebahnt, zu der Frage, ob ein Bundesstaat als dauernder Zustand mit den gegebenen Machtverhältnissen und Verfassungsformen der deutschen Staaten verträglich sei? Die allseitige Durchsprechung dieser Frage bildet den Inhalt der folgenden Abschnitte: wir lesen die national-politischen Selbstbekenntnisse des Verfassers. Mit der umsichtigsten Gründlichkeit, die allen Einwänden die Wurzel abgraben möchte, führt er die Untersuchung, welche realen Voraussetzungen ein Bundesstaat fordre? Zuerst gewiß die, daß kein Bund Mitglieder habe, die mit dem einen Fuße in ihm stehen, mit dem anderen draußen, und so ergiebt sich der einfache und älteste und gewisseste Satz auch unseres Programms, daß „jede deutsche Bundesreform eine Phrase ist, so lange Deutschlands unnatürliche Verbindung mit Oesterreich nicht gelöst ist." Der Verfasser macht aber weiter die Unwahrscheinlichkeit klar, daß ein Bundesstaat aus Staaten monarchischer Verfassung, aus Staaten überdies von specifisch, nicht blos dem Grade nach verschiedenen Machtverhältnissen, sich bilden und dauernd Bestand gewinnen könne, und er giebt seinen Zweifeln Nachdruck durch die geschichtliche Erörterung, ob der Bundesstaat in der historischen Entwickelung unseres Vaterlandes begründet sei. Die lichtvoll durchgeführte Vergleichung mit der Entwickelung der drei großen Föderationen der modernen Welt bereitet die Entscheidung vor, daß die Geschichte Deutschlands nichts weniger als die Geschichte einer Föderation ist. So führen alle Schritte zum Einheitsstaat als dem wahrscheinlichen Abschluß des nationalen Macht- und Einheitsstrebens. Im hellsten Licht tritt in Folge dessen im Schlußabschnitt der Abhandlung Preußens Beruf in den Vordergrund. Die deutschen Dinge liegen nicht so verzweifelt, sie liegen ebendeshalb für eine rasche Lösung nicht so hoffnungsvoll wie die italiänischen — das theoretische Resultat der Untersuchung muß nothwendig in eine zwiefache Mahnung ausmünden: in die Mahnung an Preußen, fortzufahren für Deutschland zu handeln als ob die Herrschaft jeden Augenblick verdient werden müsse und jeden Augenblick errungen werden könne, in die Mahnung andererseits an die gesammte nationale Partei, die bereits geeinigte Hälfte Deutschlands als den Kern des zu schaffenden deutschen Staats anzusehn und „weit preußischer zu werden denn bisher."

Und so, ohne Zweifel, liegt wirklich die Frage der deutschen Zukunft. Der Kern der theoretischen Debatte, ob Bundesstaat, ob Einheitsstaat, ist in dem

Willen, in dem patriotischen Sinn und der nationalen Leidenschaft des deutschen Volkes zu suchen. Nur mehr solche Thaten wie die Befreiung der Herzogthümer von dänischer Herrschaft, Thaten, welche sinnlos wären, wenn sie nicht auch im Innern unseres Staats zu heilsamen Entschließungen führten, nur mehr solche Niederlagen, wie sie in dieser großen Krise die mittelstaatliche Politik erlitten hat und nur mehr solche verzweifelte Reden von wegzuwerfenden Kronen wie jene Beust'sche — und es kann nicht fehlen, daß der Unitarismus mehr und mehr Apostel gewinne. Preußen hat keinen Grund, mehr zu wollen und ein höheres Ziel aufzustecken als den Bundesstaat; je ehrlicher es seine Pflichten für Deutschland erfüllt, um so ruhiger kann es zusehn, ob die Möglichkeit des Bundesstaates durch die intriguirende Impotenz der mittelstaatlichen Dynasten und ihrer Staatsmänner, ob sie vielleicht gar durch Rheinbundgelüste und verrätherische Allianzen thatsächlich vernichtet wird. Die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Geschichte, so sagen wir mit Treitschke, spottet jeder Voraussicht. Eben deshalb jedoch ist uns sein für den Einheitsstaat abgegebenes Votum vorzugsweise als ein Symptom bemerkenswerth, wie aussichtslos die Dinge für eine gelindere Lösung außerhalb Preußens stehen; es ist die Formel, in welche ein aufrichtiger, warmblütiger Patriot, aber ein Mann zugleich voll Mäßigung, voll Billigkeit und voll historischer Einsicht seine Erfahrungen über die kleinstaatlichen Zustände zusammenfaßt. Seine Ausführungen werden schwerlich durch einzelne Einwände oder durch subtile staatsrechtliche Doctrinen, sie werden nur durch die erleuchtetste patriotische Haltung unserer Klein- und Mittelstaaten oder, was Gott verhüte, durch die verblendetste Reactionspolitik von Seiten Preußens widerlegt werden können!

Wir haben unseren Lesern ein bedeutendes historisches Werk anzuzeigen. Aus der Zahl der Männer, die in der Zeit der Noth und Erniedrigung, der Wiedergeburt und Erhebung Preußens als die Helfer und Retter voranstanden, findet endlich wieder Einer ein seiner würdiges biographisches Denkmal. Wie spät ist das Licht der Forschung auf diese gewaltige Zeit gefallen, wie wenige von den schöpferischen Geistern, die sie gebar, sind bisher den nachkommenden Geschlechtern nahegeführt worden! Das große Quellenwerk über den Minister Stein, das Leben des eisernen York — damit sind unsere Biographien ersten Ranges geschlossen. Noch harrt das stille Schaffen des genialen Scharnhorst seines Darstellers; noch kennen wir nur bruchstückweise das Wirken der Staatsmänner, die unter dem großen Minister standen oder die ihm folgten. Vincke's Biographie bricht gerade da ab, wo die Verwaltung der neu erworbenen westlichen Provinzen, wo die Verfassungskämpfe beginnen sollen; Schön's sehr reichhaltige Papiere hält man noch heute zurück, nachdem ein halbes Jahrhundert hinter dem wichtigsten Theil seiner Thätigkeit liegt; über Hardenberg existirt nur ein Buch, das einiges lückenhafte Material in ungenießbarer Form und subalterner Anschauungsweise verarbeitet. Freuen wir uns denn, daß unsere sparsamen Schätze jetzt durch „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neit-

hardt von Gneisenau von G. H. Pertz," (Band 1: 1760—1810, Berlin bei G. Reimer) um ein Beträchtliches vermehrt werden.

Der Herr Verfasser wurde von den Hinterbliebenen Gneisenau's für die Aufgabe gewonnen, als er noch mit den letzten Theilen seines Stein beschäftigt war. Er fand bereits eine durch die Familie geordnete Sammlung von Papieren vor, die sehr umfangreich und sehr werthvoll war und die er seinerseits mit Hülfe der preußischen Archive und der Mittheilungen von Freunden und Waffengefährten des Feldmarschalls vermehrte. Sehr wenig liberal bewies man sich gegen den Verfasser in England; Lord John Russell lehnte seine Gesuche um Benutzung der Londoner Archive ab. Noch erstaunlicher ist es, daß ihm die Einsicht in ein dem Archiv des preußischen Generalstabes zugehöriges Actenbündel acht Jahre hindurch vorenthalten werden konnte, obwohl sich dasselbe innerhalb der preußischen Grenzen, ja in der unmittelbarsten Nähe des Sammlers befand. Den englischen Minister bestimmte bei seiner Weigerung vielleicht die Besorgniß, die britische Politik zu compromittiren. Es ist bekannt, daß 1809 bis 1812, als Gneisenau mit der englischen Regierung verhandelte, in London viel über die Gründung eines Welfenreiches geplant wurde, welches in Norddeutschland die Rolle Preußens übernehmen und diesen Staat für immer hinter die Elbe zurückdrängen sollte.

Wir werden sehr bald Gelegenheit haben, unseren Lesern von dem Reichthum des neuen Werkes eine Anschauung zu geben. Hier an diesem Orte begnügen wir uns, mit wenigen flüchtigen Worten auf den Inhalt hinzudeuten. Durch sorgfältige Benutzung aller zuverlässigen mündlichen und schriftlichen Angaben ist es dem Verfasser gelungen, an die Stelle der Sage, welche die Jugend Gneisenau's bereits umwoben hatte, die Geschichte zu setzen. Ueber die Geburt und das harte Leben des früh verlassenen Soldatenkindes zu Schilda, über seine Erziehung im großväterlichen Hause zu Würzburg, über seine Studien in Erfurt, seinen Eintritt in österreichische und dann in anspachische Dienste, wo er mit seinem für englisches Gold verkauften Regiment nach Amerika überschifft und hier die ersten Anschauungen vom zerstreuten Gefecht und vom Volkskriege gewinnt, — ist das Wesentliche festgestellt, obwohl manche Einzelnheiten unbestimmt und der Conjectur überlassen bleiben bis zu dem Zeitpunkt hin, wo die stattliche geistdurchdrungene Erscheinung des jungen Mannes das Wohlgefallen des großen Königs erregt und er in den Reihen der preußischen Armee Aufnahme findet. Das Loos eines preußischen Officiers der unteren Grade war damals nicht leicht; in bedrängter peinlicher Lage hält er sich aufrecht durch das Bewußtsein treuester Pflichterfüllung, durch seine Studien, durch die Achtung, die ihm seine überlegene Bildung, seine Kenntniß der Kriegswissenschaften bei den Kameraden erwirbt. Endlich nach zehnjährigem angestrengten Dienst voll Entsagung und Entbehrung gelangt er zu der einträglichen Stelle eines Compagniechefs. Er gründet sich jetzt einen eigenen Heerd; in ihrer ganzen Fülle entfaltet sich die zarte, die innige Natur des menschenfreundlichsten aller Kriegshelden. Aber der Genuß des häuslichen Glücks ist ihm nicht lange vergönnt; es naht der Entscheidungskampf zwischen Napoleon und Preußen, der Kampf, dessen Nothwendigkeit er am frühesten von Allen vorausgesagt hat. In dem

Jahre des Unheils, 1806, steht er bei Saalfeld und bei Jena; in dem sauve qui peut, das nun folgt, lernt er die furchtbare Wirkung eines unablässigen, an die Ferse des geschlagenen Feindes sich heftenden Nachdringens kennen, und er hat sie seinem Gegner vergolten, als er in der Nacht vom 18. Juni 1815 den letzten Hauch von Roß und Mann an die Verfolgung der besiegten französischen Schaaren setzte. Das namenlose Unglück bricht dem Genius die Bahn. Im April 1807 wird Gneisenau zum Commandanten von Kolberg ernannt und er führt nun bis über den Abschluß des vom Belagerer verheimlichten Tilsiter Friedens hinaus jene glänzende Vertheidigung durch, die einen Umschwung hervorbrachte in der Wissenschaft des Festungskrieges wie in dem Glauben und Hoffen der Patrioten, die durch Vereinigung aller Kräfte der Bürger und des Militärs das weckende Vorbild gab für den künftigen Nationalkampf. Fortan steht er in der Arbeit zur Neubildung der preußischen Armee Scharnhorst zur Seite. Er wird Mitglied der Reorganisations-Commission, Inspecteur der Festungen, Chef des Ingenieurcorps. Er hilft gegen die Anhänger des alten, verrotteten Wesens die neuen Grundsätze durchkämpfen, durch welche das Heer und das Volk sittlich wiedergeboren werden. Sein universell gebildeter, liberaler Geist faßt mit der militärischen Reform die bürgerliche zusammen; er sendet dem Könige Denkschriften über die Nothwendigkeit einer Verfassung; er betrachtet diese als das unerläßliche Band zur Vereinigung der verschiedenartigen Provinzen des Staates, als das fruchtbarste Mittel zur Weckung der Selbstthätigkeit, der Kraft, des Ehrgefühls des Volkes. Es kommt das Jahr 1809; die Besten der Nation, unter ihnen Gneisenau, fordern Krieg und Bündniß mit Oesterreich; er trägt sich mit dem Plane, aus entlassenen preußischen Officieren und Soldaten eine Legion zu bilden, seine Vorschläge werden in Wien zurückgewiesen. Als dann die Hoffnungen, die der Sieg von Aspern weckte, getäuscht worden sind, als Friedrich Wilhelm sich für das Abwarten entscheidet, fordert er für die Dauer des Friedens seinen Abschied, um unter englischen Fahnen gegen Napoleon zu dienen. Damals schrieb Blücher: „Ich unterlasse nichts, um den König zu bewegen, sich mit seiner Armee und seinem Volke zu vereinigen, einen ehrenvollen Tod der „Schlawerei" vorzuziehen. Hilft Alles nichts, so gehe ich über Land und Meer." Im Juli 1809 schifft Gneisenau sich nach England ein; der Sturm treibt ihn an die schwedische Küste, im August gelangt er nach London. Hier rüstete man zur Expedition nach Walchern. Er sucht die Streitkräfte, die an der Schelde vergeudet werden sollten, für die Befreiung des Vaterlandes zu gewinnen; er schildert die Stimmung des deutschen Nordwestens, er räth an der Weser oder Elbe zu landen, wo die britische Armee der Kern und der Rückhalt für die Erhebung des Volkes werden kann. Aber mit dem Rücktritt Canning's scheitern seine Hoffnungen. Er wandert nun nach Schweden und von da nach Petersburg. Es war eben der Moment, wo Napoleon I. das polnische Vasallenreich durch Galizien vergrößerte, wo er die Freundschaft des Czaaren hinwegwarf, zur Alleinherrschaft über Europa sich rüstete. Als Gneisenau nach Berlin zurückkehrte, war für Preußens Existenz die höchste Gefahr, aber auch der Wendepunkt der europäischen Geschicke gekommen.

Ein bedeutender Schatz von Correspondenzen und Denkschriften ist schon in

diesem ersten Bande enthalten. Wir machen nur aufmerksam auf den Scharnhorst'schen Bericht über die Schlacht bei Auerstädt, auf die Vergleichungen der ehemaligen und der neuen Armee-Verfassung von Scharnhorst und Gneisenau, auf die Entwürfe des Letzteren, die Reorganisation der Armee und der militärischen Strafgesetze betreffend, endlich auf die werthvollen Verhandlungen über Reichsstände aus dem Jahre 1808, die hier großentheils zum ersten Mal an's Licht gezogen sind. Reicher noch wird die Ausbeute in dem zweiten Bande sein, den wir im laufenden Jahre zu erwarten haben.

Der Herr Verfasser hat in diesem Werk ungefähr die Methode befolgt, die aus dem „Leben Stein's" unseren Lesern bekannt ist. Die Objectivität einer solchen, das urkundliche Material meist in sich aufnehmenden Darstellung wird vielleicht nicht Jedermann befriedigen, aber sicherlich werden so Werke geschaffen, welche die nothwendige Grundlage und eine unerschöpfliche Fundgrube für jede spätere historische Leistung sind.

Es giebt eine Aufgabe, an Schwierigkeit und an Verdienst würdig unserer ersten Historiker, — in dem mäßigen Umfang von einem oder einigen Bänden eine deutsche Geschichte für das Volk zu schreiben. Noch ist sie ungelöst. Es giebt eine zweite Aufgabe, beschränkter als jene, jedoch eine gute Strecke mit ihr zusammenfallend — für das Volk eine Geschichte des Staates zu schreiben, von dem seit zwei Jahrhunderten fast Alles ausgegangen ist, was in Deutschland politisch bedeutendes, die Nation wiedererweckendes geschah. Von den manchen Versuchen, dies Problem zu lösen, scheint uns die „Preußische Geschichte von W. Pierson" bisher der gelungenste. Sorgsame Benutzung der besten Quellen, wissenschaftliche und kritische Freiheit treffen hier sehr glücklich zusammen mit der Gabe geschmackvoller, lebendiger Darstellung, mit einer warmen patriotischen und liberalen Gesinnung. Es ist durchaus der Kern der Dinge, den der Verfasser in gedrängten und kräftigen Zügen zu erzählen weiß — nicht blos die großen Kämpfe und Siege, unter denen der Staat äußerlich heranwuchs, sondern auch das innere Gefüge, das ihn trug, die Entwickelung der Verwaltung, des Armee- und Finanzwesens, des Unterrichts, der bürgerlichen Ordnung überhaupt. Wir rechnen gerade dies dem Verfasser als besonderes Verdienst an, daß das eigenthümliche Wesen, aus dem dieser ernste, feste, norddeutsche Staat sich herausgestaltete, der Geist protestantischen Pflichtgefühls und protestantischer Gewissensfreiheit, der Geist der Ordnung und der Zucht, der Intelligenz und der Freiheit — überall fühlbar durch die Darstellung hindurchdringt. Die Erzählung führt bis auf die allerneuste Zeit, und wir halten das nicht für glücklich; denn theils fehlt es hier leicht an der Kenntniß des Factischen, theils wird der Verfasser in Tagesstimmungen hineingezogen, deren Ausdruck besser vermieden wäre. Doch von diesen Kleinigkeiten abgesehen, ist das Buch sehr geeignet, das Bewußtsein von unserer vaterländischen Geschichte bei den gebildeten Laien zu beleben, und in diesem Sinne wünschen wir ihm die weiteste Verbreitung. Eine vortreffliche historische Karte Preußens von H. Kiepert ist dem Werke beigegeben.

Von dem Werke: „Die Verfassungsgeschichte Englands seit der Thronbesteigung Georg's III. 1760 bis 1860 von Thomas Erskine May“ liegt nunmehr auch die zweite Abtheilung des zweiten Bandes in der Uebersetzung vor, welche der Appellationsgerichtsrath Oppenheim mit Genehmigung des Verfassers veranstaltet hat. Es ist durch das Verdienst des Uebersetzers ein unschätzbares Hülfsmittel für die Kenntniß des englischen Staatsrechts dem deutschen Publicum in mustergültiger Form zugänglich geworden. Drei Capitel werden ausgefüllt von dem Kampfe um die Religionsfreiheit, welcher gleich dem um die übrigen Grundrechte zu so befriedigendem Ergebniß durchgeführt ist. Die Emancipation der Katholiken und Juden, die Einführung der Civilehe, der Streit wegen der Kirchensteuer finden neben vielem anderen Material hier ihre Erwähnung. Die Schlußcapitel werden das deutsche Publicum am wenigsten befriedigen. „Die locale Regierung,“ das für uns so interessante Capitel der Städteordnungen wird auf 18 Seiten erledigt, die Verfassungsgeschichte Irlands wird nur bis zur Union fortgeführt und übergeht daher die von dem Prinzen Albert besonders angeregten Bestrebungen, auch die materielle Lage dieses Landes zu heben; das Capitel von den britischen Colonien und Besitzungen geht nicht auf die vielen Gründe ein, aus denen die Unterwerfung Indiens unter die Cabinetsregierung bekämpft wurde; endlich unter der Ueberschrift „Fortschritte der Gesetzgebung“ werden nur sporadische Mittheilungen über Beamtengehalte, Strafgesetzgebung, Armenpolizei, Handels- und Finanzpolitik gemacht. Eine ausführliche Erörterung aller dieser Gegenstände würde freilich die dem Verfasser gesteckten Grenzen überschritten haben. — Das Gesammtergebniß erscheint dem Verfasser als ein überaus befriedigendes. Er steht auf einem streng whiggistischen Standpunkte. Die Thatsachen, die uns Deutschen so geläufig geworden sind, welche eine Zersetzung der alten Parteien Englands anzeigen, sind für ihn völlig bedeutungslos. Das Aufwachsen eines Beamtenstaats innerhalb des Parlamentsstaates, die dagegen gerichteten Bestrebungen, insbesondere von Toulmin Smith, die alte Kirchspielverfassung herzustellen, die wiederholten Versuche, eine demokratische Partei zu bilden, die Entwickelung einer rein volkswirthschaftlichen Partei, — das alles sind Momente, die er theils nicht erwähnt, theils nur als Incidenzpunkte in der Verfassungsgeschichte des Landes darstellt. An eine völlige Umgestaltung der Regierungsverhältnisse Englands, wie sie Urquhart, Toulmin Smith, Roebuck, Cobden, Bright von den verschiedensten Standpunkten prophezeien und herbeizuführen suchen, glaubt er nicht. Gegenüber den vielen pessimistischen Urtheilen über England ist sein Buch eine Apologie des Landes der „Erbweisheit ohne Gleichen.“ Bei dem Hohn, mit welchem auf gewisser Seite jetzt häufig über parlamentarische Einrichtungen gesprochen wird, ist es den Anhängern des Constitutionalismus willkommen, das Material zur Vertheidigung dieser Regierungsform so gut gesichtet und gesammelt zu finden.

Verantwortlicher Redacteur: A. Klögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Verantwortlichkeit der Beamten.

Wenn wir den Unterschied zwischen der constitutionellen und der demokratischen Partei auf ihren schärfsten Ausdruck zurückführen wollen, werden wir sagen müssen: diese strebt nach Herrschaft der Majorität, jene nach Sicherung der Minoritäten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Kampf der Parteien sich nicht stets unmittelbar um die Principien dreht, welche sie vertreten. Es treten mit ungeheurer Wucht einzelne praktische Fragen in den Vordergrund, die anscheinend jeden Zusammenhang mit einem Princip vermissen lassen: die Aufhebung von Kornzöllen, eine Militärorganisation. Wer vermöchte zu sagen, daß die Beibehaltung der Kornzölle der Ehrfurcht gegen church und crown, daß ihre Beseitigung dem Grundsatze der Zulässigkeit des passiven Widerstandes entspreche? Wer wollte beweisen, daß die dreijährige Dienstzeit ein conservativer, die zweijährige ein liberaler Gedanke sei? Ja hin und wieder erscheint das Princip geradezu auf den Kopf gestellt. Als vor einigen Jahren in England die Frage ventilirt wurde, ob die Königin das Recht habe einen Peer auf Lebenszeit zu ernennen, warfen die Whigs sich zu Vertheidigern der königlichen Prärogative auf, während die Tories für die Rechte des Unterhauses kämpften. Es treten im Verlaufe der Parteikämpfe nicht selten die scharf bezeichnenden Parteinamen zurück, und es erstehen dafür verschwommene Bezeichnungen: liberal-conservative, conservativ-constitutionelle; es bilden sich neue Parteien auf Grund einzelner historischer Ereignisse oder auf Grund von Compromissen: Gothaer, Fortschrittspartei; ja hin und wieder treten Parteien bedeutsam in den Vordergrund, die statt eines Princips nur den Namen ihres Führers auf ihr Banner zu schreiben haben: Peeliten, Fraction Mathis, Bockum-Dolffs.

Da die Ideen nicht zur Erde niedersteigen, um unmittelbar gegen einander zu streiten, vielmehr von einzelnen Menschen getragen werden, in jedem Menschen aber sich viele Gedanken und Interessen kreuzen, so sind derartige Ereignisse, welche den Principienkampf trüben und verdunkeln, durchaus erklärlich. Erklärlich ist es auch, daß die eigentliche Tagespresse



sich an die Details der Kämpfe hält, und dem Vorwurfe des Doctrinarismus zu verfallen fürchtet, wenn sie an Stelle der Stichworte, welche der Tag gebiert, die wissenschaftlichen Principien setzt. Eine Zeitschrift, welche die Vermittelung zwischen Wissenschaft und Praxis auf dem Gebiete der Politik zu ihrer eigentlichen Aufgabe hat, ist dagegen wohl berechtigt, von Zeit zu Zeit die theoretischen Grundlagen des Constitutionalismus zum Gegenstande ihrer Betrachtung zu wählen.

Die Veranlassung hierzu liegt um so näher, als es bekanntlich hin und wieder zum Gegenstande einer Controverse gemacht wird, ob es einen Constitutionalismus und eine constitutionelle Partei giebt. Wie oft haben wir es nicht hören müssen, daß zwischen der Fortschrittspartei und den Altliberalen ein Unterschied der politischen Ansichten überhaupt nicht bestehe, sondern nur ein Unterschied des Temperaments und des Charakters. Die Einen fassen die Dinge nur kräftiger an als die Anderen. Während die schwächlichen Altliberalen sich in dem vertrauensseligen Wahn wiegen, durch besonnenes Vorschreiten und ernste Arbeit Besserung herbeizuführen, lassen sich die Demokraten auf Compromisse nicht ein. Ehe sie sich mit Halbheiten begnügen, ziehen sie es vor entschlossen zurückzutreten, wie 1849; oder durch entschiedenes Durchgreifen eine tüchtige Reaction heraufzuführen, wie 1862.

Während man uns in der Regel also eine eigene Ansicht gar nicht zugesteht und unsere Eigenthümlichkeit nur findet in der Schwäche des Charakters oder in einem Temperamente, das — wir wissen nicht — zu sanguinisch, oder nicht sanguinisch genug, jedenfalls aber fehlerhaft ist, sind einzelne schärfer blickende Forscher doch dem Kern unserer Ansichten auf die Spur gekommen. So hat namentlich Herr Dr. Johann Jacoby in einer Rede, die er am 11. November 1858 vor einer Urwähler-Versammlung in Königsberg gehalten, die Grundsätze der Demokratie im Gegensatze zu denen der „Feudalen" und der „Gothaer" formulirt und dabei Alles, was er über die Gothaer zu sagen wußte, in die Worte zusammengefaßt: „Sie vertreten das Sonderinteresse der Geldaristokratie und schwärmen für Standesvorrechte, Wahlcensus, Steuerungleichheit und andere künstliche Unterscheidungen!"

Es steht so geschrieben; da wir von unseren Lesern wohl erwarten dürfen, sie werden ihren Augen nicht recht trauen, so geben wir ihnen anheim, das Original selbst einzusehen, Seite 14 der bei Franz Duncker in Berlin im Jahre 1859 gedruckten Broschüre: „Die Grundsätze der preußischen Demokratie." Es ist keine üble Charakteristik für eine Partei, ihre Eigenthümlichkeit bestehe darin, daß sie „schwärme" und noch obenein für so curiose Sachen, wie Standesvorrechte, Steuerungleichheit und an-

dere künstliche Unterscheidungen. Wenn diese ganze Definition kindisch ist, so ist sie selbst in Betreff des übrig bleibenden Punktes, des Wahlcensus, unrichtig. Die Ablehnung des allgemeinen gleichen Wahlrechts gehört nicht zu den Dogmen, auf welche die constitutionelle Partei verpflichtet ist. Hat sich doch eine Autorität wie Georg Waitz in entgegengesetztem Sinne ausgesprochen.

Es war ein ungünstiger Umstand für die constitutionelle Partei in Deutschland, daß ein parlamentarisches Leben in Preußen um 30 Jahre später begann, als in den Mittelstaaten. Sie entwickelte sich unter Umständen, die der Ausbildung eines harmonischen und umfassenden Staatslebens nicht gedeihlich waren. Bayern, Würtemberg und Baden konnten keinen Constitutionalismus hervorbringen, der vorbildlich für ganz Deutschland hätte werden können. Als Preußen in die Reihe der verfassungsmäßigen Staaten eintrat, konnte sich die constitutionelle Partei nicht anlehnen an die in den kleineren Staaten gegebenen Muster; sie hatte ihre Arbeit völlig von vorn zu beginnen. In einem Staatsleben wie Preußen tauchten Probleme auf, an die in Bayern nicht einmal gedacht war. Der Unterschied zwischen der Gedankenarbeit, welche die constitutionelle Partei gegenwärtig zu vollziehen hat, und den seichten Theoremen des vormärzlichen Liberalismus kann nicht schroff genug betont werden. Die Anfänge des preußischen Constitutionalismus sind nicht im Rotteck-Welcker'schen Staatslexikon zu suchen, sondern bei Humboldt und Stein.

Der Schutz der Minoritäten, die Sicherung der individuellen, bürgerlichen, politischen Freiheit gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt, beruhe diese bei der Majorität oder bei einer Autorität, ist die Aufgabe der constitutionellen Partei. Eine Partei kann auf längere Zeit in den Hintergrund gedrängt werden, sie kann führerlos, schwach an Anzahl werden, sie kann durch oder ohne eigene Schuld vorübergehend in Bedeutungslosigkeit verfallen; allein sie kann nicht untergehen, so lange sie ein berechtigtes Ziel verfolgt. Die constitutionelle Partei kann nicht untergehen, ehe ihr Ziel, der Rechtsstaat, in welchem die Freiheit völlig gesichert ist — gesichert auch gegen demokratische Uebergriffe — für immer festgestellt ist.

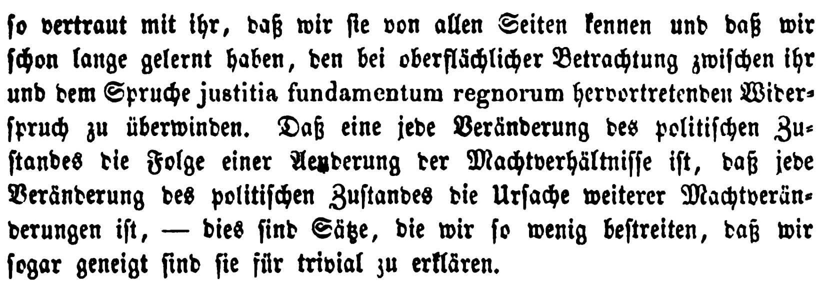
Die Demokratie hat die Freiheit nicht zu ihrem Ziele und vermag sie nicht zu schützen. Nicht die individuelle Freiheit, denn die Demokratie verträgt sich mit der Sklaverei; nicht die bürgerliche Freiheit, denn die Demokratie verträgt sich mit dem Ostracismus, der in ein System gebrachten Cabinetsjustiz des souveränen Volkes; nicht die politische Freiheit, denn die Demokratie verträgt sich mit der Gewaltherrschaft eines Convents und eines Imperatorenthums. Das Ziel der Demokratie ist die Herr-

schaft der Majorität; es ist dieses Ziel nicht etwa ein weitergehendes, ein „liberaleres," als das des Constitutionalismus, sondern ein specifisch anderes.

So lange der Absolutismus und der Feudalismus noch nicht völlig überwunden sind, werden die demokratische und die constitutionelle Partei in ihren Bestrebungen sich häufig begegnen. Auch die constitutionelle Partei strebt nach einer parlamentarischen Verfassung und dem naturgemäß damit verbundenen legitimen Einfluß der Majorität. Auch die Demokratie fordert Preßfreiheit, Unabhängigkeit der Justiz, Gewährleistung der persönlichen Freiheit und die sonstigen Garantien für den Schutz der individuellen Rechtssphäre. Ja man hat gerade als das Wesen des Constitutionalismus die „Herrschaft wechselnder Majoritäten," als das Wesen der Demokratie „die Auflehnung des Individualismus gegen die staatliche Autorität" bezeichnet. Allein der Constitutionalismus fordert parlamentarische Einrichtungen nur, weil er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ohne diese sein eigentliches Ziel, die Begründung des Rechtsstaates, sich nicht erreichen läßt; das Wesentliche ist ihm aber nicht der Parlamentarismus, sondern die Gewährung ausreichenden Rechtsschutzes. Die Demokratie verlangt Preßfreiheit und Schutz der persönlichen Freiheit nur als Abschlagszahlungen auf das vermeintlich ihr gebührende Capital, die Herrschaft der Majorität. Sie will, so lange sie den gegenwärtigen Machthabern die Gewalt nicht völlig entreißen kann, dieselbe so weit als möglich beschränken und sich gegenüber unschädlich machen. In der Praxis hat die Demokratie, wo sie herrschte, Preßfreiheit und individuelle Freiheit schnöder mißachtet, als je ein Despot that; in der Theorie schreibt sie der volontée générale Allmacht zu, der gegenüber der Minderheit nur die Befugniß bleibt, sich selbst zur Majorität zu erheben und sich in den Besitz eben dieser Allmacht zu setzen.

Die Demokratie will den von der früheren Staatsgewalt Gedrückten dadurch helfen, daß sie ihnen eben diese Staatsgewalt mit der Möglichkeit gleichen Mißbrauchs in die Hände spielt; der Constitutionalismus will der Möglichkeit des Mißbrauchs dadurch ein Ende machen, daß er die Staatsgewalt einschränkt. Er will in die Stelle des monarchischen oder feudalen Absolutismus nicht den demokratischen Absolutismus, sondern den Rechtsstaat setzen.

Wir betonen gerade gegenwärtig dieses Wort besonders. Von beiden extremen Seiten hören wir mit so großer Vorliebe den Satz wiederholen, daß alle politischen Fragen Machtfragen seien, daß wir schließen müssen, für jene Kreise sei diese Wahrheit eine neu entdeckte. Für uns ist sie dies nicht; für uns ist diese Wahrheit so alt wie die Weltgeschichte. Wir sind



so vertraut mit ihr, daß wir sie von allen Seiten kennen und daß wir schon lange gelernt haben, den bei oberflächlicher Betrachtung zwischen ihr und dem Spruche justitia fundamentum regnorum hervortretenden Widerspruch zu überwinden. Daß eine jede Veränderung des politischen Zustandes die Folge einer Aenderung der Machtverhältnisse ist, daß jede Veränderung des politischen Zustandes die Ursache weiterer Machtveränderungen ist, — dies sind Sätze, die wir so wenig bestreiten, daß wir sogar geneigt sind sie für trivial zu erklären.

Ein politischer Kampf gleicht nicht einem Rechtsstreite, der nach einer festen Regel zu entscheiden wäre, sondern einem Kriege, in dem der Stärkere die Oberhand hat. Die moderne Civilisation liebt es, selbst den Krieg, wo er unvermeidlich geworden ist, dadurch zu mildern, daß sie ihn localisirt. Der politische Kampf ist und soll sein ein localisirter Krieg. Es wird ein Kriegstheater ausgesucht, eine Frage, um welche sich der Machtstreit entzündet. Ueber diese Frage entscheidet die Macht und nur die Macht. Alle anderen Fragen bilden ein neutralisirtes Terrain, auf welchem der Friede herrscht, auf welchem Eigenthum und Verträge so heilig erachtet werden, als ob der Krieg nirgend die Welt entzündet hätte. Hier hat die Macht ihr Scepter dem Rechte abgetreten. Wo sie das nicht thut, wo die Machtfragen nicht localisirt bleiben, sondern sich über den ganzen Zustand des Staates erstrecken, da hört die Ordnung, die Civilisation auf, und es beginnt die Barbarei, das Chaos. Es beginnt der Zustand der Revolutionen und Contrerevolutionen.

Wo die Gewalt über jede politische Frage zu entscheiden sich anmaßt, ruft sie eine entgegengesetzte Gewalt hervor, und der Kampf verhindert den geordneten Zustand. Dieser setzt voraus, daß die Macht auf einen großen Theil ihres Gebietes verzichtet hat. Die Entscheidung über streitige Fragen soll nicht durch die Macht erfolgen, sondern dem Streite der Parteien entzogen werden. Es wird eine Regel aufgestellt, nach welcher die Entscheidung zu fällen ist, und der Inbegriff dieser Regeln heißt das Recht. Die Entscheidung erfolgt nicht mehr nach einem alle Umstände des vorliegenden Falles berücksichtigenden Ermessen, sondern nach einer Durchschnittsnorm. Das Recht, als etwas Unpersönliches, ist außer Stande sorgfältig und liebevoll, wie ein lebendiger Geist es könnte, alle Einzelheiten, die in einem Streite zur Sprache kommen, zu berücksichtigen; aber es ist auch keinen bösen Leidenschaften unterworfen. Indem die Menschen sich der Entscheidung einer Rechtsregel unterwerfen, verzichten sie auf die Vortheile, welche das segensreiche Walten einer Persönlichkeit zu bieten vermag, aber sie schützen sich gegen die Nachtheile, die aus dem Auflodern der Leidenschaften entstehen könnten. Eins gegen das Andere



aufgerechnet, befinden sie sich wohl dabei. Die Rechtsregel entscheidet nach dem Durchschnittsmaaß von Weisheit und Gerechtigkeit, welches den Menschen eigen ist; es ist häufiger, daß der Einzelne unter dieses Durchschnittsmaaß herabsinkt, als daß er sich über dasselbe erhebt.

Die Fixirung des Rechts ist der erste Schritt, durch welchen die Macht beschränkt und der Uebergang von einem Walten roher Kräfte zum geordneten Zustand gemacht wird. Unmittelbar daran muß sich die Constituirung des Gerichts schließen. Wir personificiren das Recht; wir sagen, „das Recht sei lebendig in der Brust des Volkes," wir lassen „das Recht sich entwickeln," wir sprechen vom „Geiste des Rechts," wir wollen hören „was das Recht spricht." Doch ist dies eine Fiction, welche gewisse Grenzen hat. Der Geist des Rechts bedarf einer Verkörperung, einer Körperschaft, die ihn handhabt; das Recht spricht nur durch den Mund menschlicher Personen. Die höchste Garantie für Gerechtigkeit, welche wir erlangen können, ist die, daß wir die Pflege des Rechts in die Hände von Personen legen, die, so weit menschliche Unvollkommenheit das zu erreichen vermag, von keinem anderen Interesse bewegt werden als von dem, dem Rechte zur Geltung zu verhelfen. Die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Gerichte sieht man als eines der wesentlichsten Palladien zur Abwehr von Machtübergriffen, also zum Schutze der Freiheit an.

Die Wahrnehmung, daß der Schutz der Freiheit auf der richterlichen Thätigkeit beruht, daß diese Thätigkeit der Staatsgewalt einen Damm entgegensetzen muß und hierzu selbst einer Gewalt bedarf, führte zu dem richtigen Satze, daß in einem freien Staate jede Gewalt eine beschränkte sein muß. Und dieser richtige Satz fand einen falschen Ausdruck in dem Dogma von der Theilung der Gewalten. Falsch ist dieses Dogma, weil es nicht zurückgeht bis auf den Grundsatz, daß die Sphäre der staatlichen Gewalt überhaupt gegenüber der Sphäre individueller Freiheit eine beschränkte sein muß, daß es einen gewissen Kreis persönlicher Selbstbestimmung giebt, in welchen die Macht des Staates einzubringen in keiner Weise befugt ist. Das Dogma von der Theilung der Gewalten will nur den einzelnen Zweigen der Staatsgewalt Schranken anlegen; es hat kein Interesse daran, dem Inbegriffe aller Staatsgewalten gleichfalls Schranken anzulegen. Es bietet nur Garantien gegen den Absolutismus der Verwaltungsform; gegen den Absolutismus der Staatsgewalt, der auch in parlamentarischen, in republicanischen Verwaltungsformen auftreten kann, bietet es keine Garantien.

Die Sphäre der individuellen Freiheit gegen unberechtigte Eingriffe zu schützen ist die Aufgabe des Richteramtes. Der Schutz soll gewährt

werden, komme der Eingriff von Seiten der Staatsgewalt oder irgend einer Privatperson; geschehe er mit dem Bewußtsein der Rechtswidrigkeit oder in gutem Glauben; richte er sich gegen ein wohlerworbenes Recht oder verletze er in anderer Weise die persönliche Selbstbestimmung. Nur da, wo den Gerichten diese Aufgabe überwiesen ist und wo ihnen Gelegenheit geboten ist sie in vollem Umfange zu erfüllen, können wir von einem Rechtsstaate, einem constitutionellen Staate, von einem in unserem Sinne freien Staate reden. Ein solcher Staat ist England, während auf dem europäischen Continent überall der Machtkreis der Gerichte ein eingeschränkterer ist. Wo der Absolutismus zur Geltung gelangte, hat er den Gerichten jede Rechtsprechung über öffentliches Recht entzogen und ihnen nur die Entscheidungen über Streitigkeiten der Bürger unter sich belassen, weil er an dem Ausfall dieser Entscheidungen der Regel nach kein Interesse hatte. Daß er da, wo er ausnahmsweise ein Interesse hatte, dasselbe auch geltend zu machen suchte, zeigen die Klagen über Cabinetsjustiz, zeigt die in den Ländern des französischen Rechts fortdauernde Theilnahme der Staatsanwaltschaft, der Vertreterin der zeitigen Verwaltung an den Entscheidungen selbst über Civilprocesse. Das Verlangen nach „Gerichtshöfen für öffentliches Recht," der Widerstand gegen Cabinetsjustiz auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts ist in Preußen noch sehr neuen Datums. Der vormärzliche Liberalismus, der Constitutionalismus der Mittel- und Kleinstaaten kennt diese Frage nicht, und ihre Lösung wird, selbst beim besten Willen aller Betheiligten, voraussichtlich noch sehr lange Zeit in Anspruch nehmen. Ein paar Verfassungsparagraphen, selbst die besten Gesetze reichen nicht aus, um sofort eine befriedigende Lösung herbeizuführen.

Die Staatsgewalt, welche thatsächlich im Besitze der Macht ist, alleinige Interpretin des öffentlichen Rechts zu sein, wird sich diese Macht nicht ohne Weiteres entreißen lassen. Sie wird sich nicht leicht den Gerichten unterordnen, über welche sie bisher geherrscht hat. Die alte Reichsverfassung hatte theoretisch das Problem völlig gelöst, die Unabhängigkeit der Gerichte gegenüber der Staatsgewalt aufrecht zu erhalten. Indem sie den Reichsgerichten die Entscheidung über Fragen des öffentlichen Rechts der Territorien überwies, schuf sie eine Behörde, welche unabhängig neben den Trägern der Landeshoheit unter dem Schutze der Reichsgewalt stand und die Unterthanen der Territorialgewalt gegen Uebergriffe der letzteren zu schützen vermochte. Die sinnreiche Intention, durch eine Verschränkung der Reichsgewalt und Territorialgewalt einen Rechtsschutz auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes zu begründen, blieb leider Intention. Der Verfall der Reichsgewalt, herbeigeführt durch das Verschulden der Träger

der Kaiserkrone, hatte den Verfall der Reichsgerichtsbarkeit zur unvermeidlichen Folge. Werfen wir einen Blick auf die Verschränkung zwischen Bundesgewalt und Territorialgewalt, wie sie in Nordamerika und in der Schweiz besteht, auf die Functionen, die in beiden Staatsverbänden dem Bundesgerichte überwiesen sind, so drängt sich leicht der Gedanke auf, es möge die Form des Bundesstaates die geeignetste sein, die Begründung eines zureichenden Rechtsschutzes herbeizuführen, und es werde auch in dieser Beziehung die Lösung der deutschen Frage mit der Förderung innerer Verfassungsangelegenheiten Hand in Hand gehen.

Das nächste Streben der Partei wird auf eine successive Ausdehnung des Rechtsweges zu richten sein. Das Ministerium Auerswald-Schwerin hat sich um diese Angelegenheit verdient gemacht, indem es eine gesetzliche Reform anbahnte. In der Session des Jahres 1861 wurden drei Gesetzentwürfe eingebracht: 1) betreffend die Erweiterung des Rechtsweges; 2) betreffend die gerichtliche Verfolgung von Beamten wegen Amts- und Diensthandlungen; 3) betreffend einige Abänderungen und Ergänzungen des Gesetzes vom 11. Mai 1842 über die Zulässigkeit des Rechtsweges in Beziehung auf polizeiliche Verfügungen und des Gesetzes vom 11. März 1850 über die Polizeiverwaltung. Der erste Entwurf hat mit einigen Abänderungen Gesetzeskraft erlangt, der zweite wurde vom Abgeordnetenhause angenommen, vom Herrenhause verworfen; der dritte gedieh nicht einmal in das Stadium der Commissionsberathung. Die beiden unerledigt gebliebenen Entwürfe sind in keiner späteren Session wieder aufgenommen worden.

Der Inhalt des ersteren Entwurfes soll uns hier nicht speciell beschäftigen. Dagegen sind bei der Berathung desselben allgemeine Gesichtspunkte geltend gemacht worden, deren Bedeutung auch in die Fragen hineinreicht, auf welche wir näher einzugehen gedenken. Die Staatsregierung hatte den Grundsatz aufgestellt, daß die Zulässigkeit des Rechtsweges überall da die Regel bilde, wo Jemand in seinen Privatrechten d. h. in seiner individuellen Rechtssphäre dem Gesetze gegenüber verletzt zu sein behauptet, und daß, wo das bestehende Recht nach dieser Seite hin Beschränkungen statuirt habe, dieselben zu beseitigen seien, so weit dies mit dem öffentlichen Wohle vereinbar erscheint. Die Commission des Abgeordnetenhauses, für welche Gneist referirte, acceptirte diesen Grundsatz und erkannte an, daß ein Streit über die Grenzen der Hoheitsrechte, ein Fall, in welchem ein Unterthan die Anwendbarkeit eines Hoheitsrechts auf seine Person oder Sache unter Berufung auf die allgemeine bürgerliche Freiheit oder die Grundsätze vom freien Eigenthum einfach negirt, zur Entscheidung der Verwaltungsbehörden, nicht der Gerichte gehöre. Zwischen

diesen beiden Sphären liegen nun die Collisionsfälle, in denen der Staat bei Ausübung eines Hoheitsrechtes auf ein entgegenstehendes positives Recht trifft, welches nach den Grundsätzen oder wenigstens nach Analogie der Privatrechte zu behandeln ist. Um aus zahlreichen Beispielen Eines hervorzuheben: Jemand, von dem ein Steuerbetrag eingezogen werden soll, behauptet denselben bereits bezahlt zu haben. Hier ist ein Collisionsfall. Die Steuerpflicht eines Unterthanen zu beurtheilen ist Sache der Steuerbehörde; eine Ueberweisung des Falls an die Gerichte könnte möglicher Weise zu dem Resultate führen, daß Jemand gegen die wohlbegründete Ansicht der Verwaltungsbehörde widerrechtlich von Zahlung der Steuer befreit bleibt. Die Zahlung einer Summe ist ein zur Beurtheilung der Gerichte geeignetes Privatrechtsgeschäft; die Ueberweisung des Falls an die Steuerbehörde könnte möglicher Weise zu dem Resultate führen, daß Jemand gegen die wohlbegründete Ansicht der Gerichte widerrechtlich genöthigt würde, denselben Betrag zweimal zu bezahlen. Dieser Knoten muß durchgehauen werden: die Gesetzgebung muß positive Bestimmungen darüber treffen, ob die Gerichte oder die Verwaltungsbehörden entscheiden sollen.

Der von dem liberalen Ministerium vorgelegte Gesetzentwurf machte eine Anzahl von Fällen namhaft, in welchen die Entscheidung von der Verwaltungsbehörde, die sie bis dahin zufolge positiver Bestimmung gehabt hatte, auf die Gerichte übergehen sollte.

Die Vorlage ging, ohne erheblichen Widerstand zu finden, durch. Im Herrenhause wurde kein Widerspruch erhoben. Im Abgeordnetenhause wünschte Herr Waldeck, daß man auf dem Wege der Reform noch weiter gegangen wäre, beschied sich aber keine Amendements zu stellen, um den Abschluß des nützlichen Gesetzes nicht zu verzögern. Nur Herr Wagener machte Opposition; er fand in dem Gesetze nichts weiter, als eine liberale Attrappe, eine Coulissenveränderung innerhalb des Beamtenstandes. Er wollte Ernst machen mit dem Gedanken einer Rechtsprechung auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts, freilich in seiner Weise, indem er ständische, feudale Elemente in die Verwaltung zu ziehen wünschte. Daran, daß das Gesetz in kurzer Zeit auf eine wichtige politische Frage angewandt werden würde, dachte Niemand. Und doch ist dieser Erfolg eingetreten. Zu den Gegenständen, welche das Gesetz der Entscheidung der Gerichte überwies, gehörten auch Klagen der Beamten gegen den Fiscus auf Zahlung des Gehalts. Daß der Fall vorkommen würde, daß der Fiscus aus Gründen, die mit politischen Fragen zusammenhängen, einzelnen Beamten Theile ihres Gehalts vorenthalten würde, konnte zu jener Zeit Niemand ahnen, bis der Conflict über die Stellvertretungskosten der beamteten Abgeordneten ausbrach.



Bei dem zweiten der vom Ministerium eingebrachten Gesetzentwürfe brach der Conflict zwischen ihm und der Reactionspartei offen aus. Artikel 97 der Verfassung lautet:

Die Bedingungen, unter welchen öffentliche Civil- und Militärbeamte wegen durch Ueberschreitung ihrer Amtsbefugnisse verübter Rechtsverletzungen gerichtlich in Anspruch genommen werden können, bestimmt das Gesetz. Eine vorgängige Genehmigung der vorgesetzten Dienstbehörde darf jedoch nicht verlangt werden.

„Zur Ausführung" dieses Artikels wurde das Gesetz vom 13. Februar 1854 erlassen, dessen §. 1 lautet:

Wenn gegen einen Beamten wegen einer in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Amtes vorgenommenen Handlung oder wegen Unterlassung einer Amtshandlung eine gerichtliche Verfolgung im Wege des Civil- oder Strafprocesses eingeleitet worden ist, so steht der vorgesetzten Provinzial- oder Centralbehörde des Beamten, falls sie glaubt, daß demselben eine zur gerichtlichen Verfolgung geeignete Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse nicht zur Last fällt, die Befugniß zu, den Conflict zu erheben.

Dieser Conflict ist von dem durch das Gesetz vom 8. April 1847 eingesetzten Gerichtshof, der bekanntlich aus einer Anzahl von höheren Verwaltungsbeamten und von Ober-Tribunalsräthen besteht, zu entscheiden. Nicht mit Unrecht hat man bemerkt, daß durch das Gesetz vom 13. Februar 1854 der oben angeführte Verfassungsartikel nicht sowohl ausgeführt, als beseitigt worden sei.

Wie dieses Gesetz gewirkt hat, ergiebt eine im Jahre 1860 aufgestellte Uebersicht sämmtlicher Fälle, welche auf Grund desselben an den Competenz-Conflicts-Gerichtshof gelangt waren. Danach war beispielsweise der Rechtsweg für unzulässig erachtet worden in folgenden Fällen: Ein Amtmann hatte einem Lehrling, der unbefugt in der Gemeinde-Versammlung erschienen war und der Aufforderung, dieselbe zu verlassen, nicht Folge leistete, sich auch sonst ungebührlich benahm, die Mütze vom Kopfe geschlagen, ihn durchgeschüttelt und einen „Schlingel" genannt; ein Bürgermeister hatte einem Hausirer, welcher auf Grund des auf Kramwaaren lautenden Gewerbescheines Fayencegeschirr feilbot, diese Waaren so wie seinen Gewerbeschein abgenommen: als der Hausirer auf Entschädigung klagte, nahm der Competenzgerichtshof an, daß Fayencegeschirr nicht zu den Kramwaaren gehöre; der General-Intendant der Königlichen Schauspiele hatte in einem Circular an die Mitglieder der Königlichen Schauspiele von einem Musiklehrer gesagt, er bettele, er sei beim Billethandel ertappt, die Mitglieder möchten ihn zur Thür hinauswerfen, wenn

er sich sehen lasse. Für zulässig wurde der Rechtsweg dagegen u. A. in folgenden Fällen erachtet: Ein Regierungsmedicinalrath hatte bei Revision einer Apotheke zu dem Gehülfen gesagt: „Sie lügen;" ein Dominialbeamter hatte einem Arbeitsmann, der bei der Vernehmung eine Hand in der Hosentasche gehalten, eine Ohrfeige gegeben. Besonders fein ist der folgende Fall: Ein Geistlicher hatte einen Knaben um einer Schulversäumniß willen der Lüge bezüchtigt und ihn einen dummen Menschen genannt. Wegen des dummen Menschen wurde der Rechtsweg für unzulässig, wegen der Lüge hingegen für zulässig erklärt. Aehnliche Bagatellen behandeln die sämmtlichen 125 Fälle; in den meisten hing die Entscheidung nicht einmal von einer Principienfrage ab, wie unerheblich dieselbe auch sein mochte, sondern von der Feststellung des thatsächlichen Verhältnisses, das von der einen Seite behauptet, von der anderen bestritten wurde. Die Thätigkeit einer der höchsten, zahlreichen, und darum auch am höchsten besoldeten Behörde im Staate wurde zu einem beträchtlichen Theile durch Feststellung des Inhalts und Werths von Zeugenaussagen in einem Injurienprocesse absorbirt. Dies Verhältniß bedurfte der Abhülfe, schon um die Staatsfinanzen nicht mit einer zu großen Last zu beschweren.

Der vom Ministerium vorgelegte Gesetzentwurf überließ daher die endgültige Entscheidung, ob der Rechtsweg zulässig sei, den Gerichtsbehörden; dagegen bot er durch eine Reihe von Anordnungen reglementarischer Natur die stärksten Garantien, daß die vorgesetzte Dienstbehörde des angeklagten oder verklagten Beamten rechtzeitig und in der umfassendsten und wirksamsten Weise dem Gerichte alle Aufklärungen geben könne, die dasselbe befähigen, die Grenzen der Dienstbefugnisse des betreffenden Beamten scharf zu ziehen. Dieser Gesetzentwurf wurde im Abgeordnetenhause mit großer Majorität angenommen, im Herrenhause mit eben so großer Majorität abgelehnt. Hauptgegner war in jenem Peter Reichensperger, in diesem Stahl gewesen.

Stahl griff das bei Berathung des ersterwähnten Gesetzentwurfes von der Regierung selbst und vom Abgeordnetenhause geltend gemachte Princip auf, daß die Gerichte nicht über die Grenzen der Hoheitsrechte entscheiden sollten, und führte dasselbe gegen diesen, gleichzeitig von demselben Ministerium vorgelegten Gesetzentwurf in das Gefecht. Wir entnehmen seiner Rede Folgendes: „Die Gerichte haben überhaupt nicht zu erkennen, wo es sich um wichtige oder unwichtige, gesetzliche oder ungesetzliche Ausübung der Hoheitsrechte, um Aufrechthaltung einer öffentlichen, allgemeinen Staatsordnung handelt. Ich gebe zu, daß das ein schwieriger Fall ist, mit dem wir uns heute beschäftigen, daß dieser Fall auf der Grenze liegt, wo es sich nämlich gerade darum fragt, ob aus dem öffent-

lichen Bereich, dem Bereich der Ausübung der Hoheitsrechte, was den Gerichten entzogen ist, hinübergegriffen sei in das privatrechtliche Bereich, welches dem Gerichte untergeben ist. Es sind hier zwei Rücksichten von gleicher Unbedingtheit und Wichtigkeit: die Gerechtigkeit gegen den Unterthanen und die Erhabenheit und Selbständigkeit der Verwaltung. War es wirklich ein Uebergriff, so ist die Versagung des Rechtsweges eine Verletzung gegen das Recht des Unterthanen; war es wirklich kein Uebergriff, so ist umgekehrt die Gewährung des Rechtsweges eine Verletzung gegen die Selbständigkeit und Würde der Verwaltung. Wer soll nun von vornherein entscheiden, ob es ein solcher Uebergriff, ob es eine Amtsüberschreitung war oder nicht? Wenn die Gerichte unbedingt und unbegrenzt entscheiden, was einem Verwaltungsbeamten zusteht und was ihm nicht zusteht, so entscheiden sie offenbar mit darüber, was der Verwaltung überhaupt zusteht, was dem Souverän zusteht und was ihnen nicht zusteht. Sie entscheiden über Sinn und Anwendung der Gesetze für alle Zweige der Verwaltung. Und es kann die Verwaltung unmöglich mehr Organe finden, wenn irgendwie die Meinung existirt, daß ihre Auffassung von den Gerichten nicht gebilligt werden könnte. Die Gerichte werden dadurch souverän. Unter allen Umständen muß dadurch die Energie der Verwaltung, welche ja der Grundstein unseres ganzen öffentlichen Wesens, sowohl der öffentlichen Sicherheit als Wohlfahrt ist, nothwendig aufhören, denn der Mangel an Energie kann niemals gerichtlich verurtheilt werden. Ich finde darin eine Herabwürdigung der Verwaltung, daß sie als Partei auftreten soll vor dem Gerichte zur Vertheidigung dessen, was eigentlich ihre That gewesen ist, und dann in der Verurtheilung des Beamten geradezu die Verwaltung verurtheilt wird."

Im Abgeordnetenhause berief sich Herr Reichensperger auf den Artikel 96 der Verfassung, welcher lautet: „Ueber Competenz-Conflicte zwischen den Verwaltungs- und Gerichtsbehörden entscheidet ein durch das Gesetz bezeichneter Gerichtshof." Während man sonst allgemein angenommen hatte, daß diese Bestimmung sich nur auf solche Competenz-Conflicte bezöge, welche entstehen ungeachtet aller von der Gesetzgebung getroffenen Vorsorge, daß durch Emanation umfassender Anordnungen die Grenzen der Befugnisse der einzelnen Dikasterien genau festgesetzt werden, betrachtet Herr Reichensperger die Competenz-Conflicte geradezu als ein verfassungsmäßig verbürgtes preußisches Grundrecht, an welchem nicht gerüttelt werden dürfe. Wir können diese Auffassung wohl auf sich beruhen lassen.

Die Deduction des Herrn Stahl krankt daran, daß er den Begriff des öffentlichen Rechtes ignorirt. Was nicht Rechtspflege ist, ist in seinen Augen „Verwaltung," über die in allen Punkten dem Souverän die

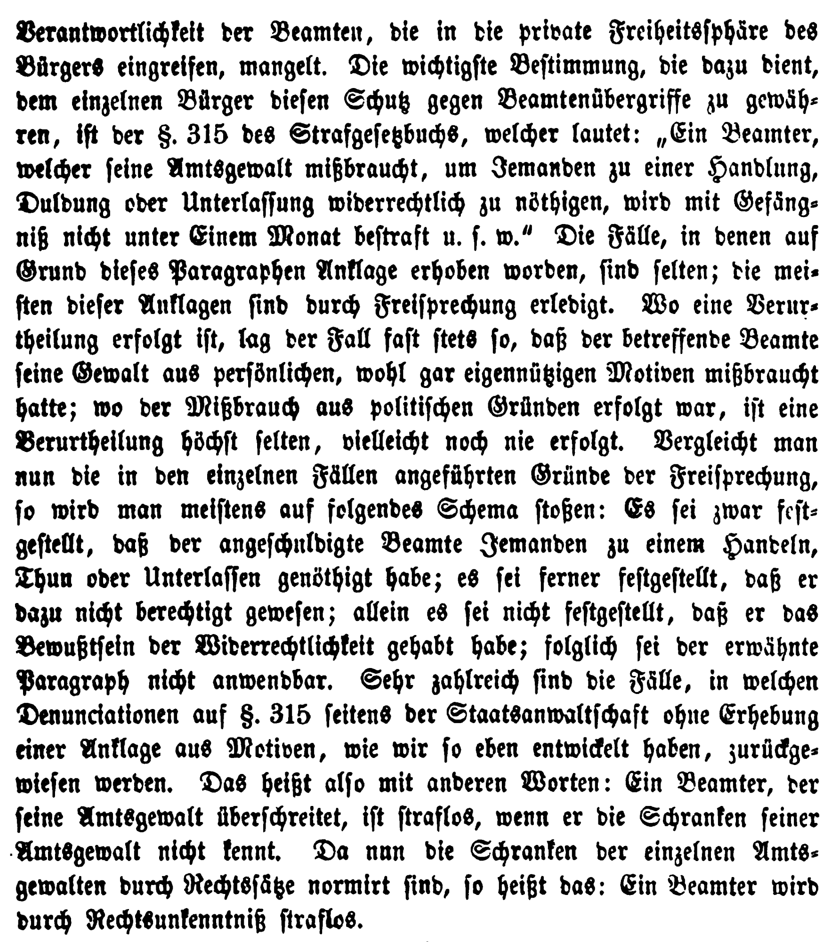
letzte Entscheidung gebührt. Wir dagegen unterscheiden die Handhabung des öffentlichen Rechtes von der Executivgewalt. Wir wollen nur in der letzteren die Grundsätze der Zweckmäßigkeit und die Energie in der Handhabung als das höchste leitende Princip betrachten. Dagegen halten wir daran fest, daß auch auf dem Gebiet des öffentlichen Rechtes der Inhalt des einzelnen Hoheitsrechts an der Freiheitssphäre der einzelnen Bürger eine eben so feste Schranke findet, wie etwa das Eigenthumsrecht des einzelnen Grundbesitzers an dem Eigenthumsrecht seiner Nachbarn. Und so gewiß die Schranken zwischen den verschiedenen Eigenthumsrechten normirt werden müssen durch Vorfluthsgesetze, Bauordnungen u. s. w., so gewiß über diese Schranken Gerichte wachen müssen, — so gewiß müssen auch die Schranken normirt werden zwischen den Staatshoheitsrechten und der privaten Freiheitssphäre; müssen in richterlichem Geiste urtheilende Behörden die Aufrechterhaltung dieser Schranken garantiren. Wir können ferner nicht zugeben, daß der gegenwärtige Zustand nur dem Uebermaaße an Energie Schutz verleihe gegen unberechtigte Klagen, während nach Annahme des damals vorgelegten Gesetzentwurfes dem Mangel an Energie dieser Schutz zu Theil werden würde. Denn nach dem gegenwärtig geltenden Gesetze ist der Competenzgerichtshof im Stande, einen Beamten auch gegen die Folgen der Unterlassung einer Amtshandlung zu schützen, und eine solche Unterlassung kann nie die Folge eines Uebermaaßes von Energie sein.

Bei alle dem dürfen wir indessen nicht verkennen, daß die Einwendungen, welche Stahl dagegen erhoben hat, den Gerichtsbehörden die alleinige Entscheidung über die Grenzen der Amtsbefugnisse eines Beamten zu überlassen, ihre Berechtigung haben. Entschließen wir uns einmal dafür, zwar die Entscheidung über die Grenzen der Hoheitsrechte den wechselnden Chefs der Verwaltung zu entziehen, sie aber nicht den Gerichtshöfen, die nur über Privatrecht und Strafrecht urtheilen, zu übertragen, sondern besonderen Gerichtshöfen für öffentliches Recht, so werden wir auch allein die letzteren für competent halten, den berechtigten Eingriff des Beamten in die Privatsphäre von dem Uebergriffe zu unterscheiden. Wir werden ferner nach dem Beispiele Englands dafür Sorge tragen müssen, daß dem Beamten nicht durch die Möglichkeit vexatorischer Klagen und Anklagen die Erfüllung seiner Pflicht verleidet werde. Erscheint es uns hiernach, daß der Entwurf des Ministeriums Schwerin in der Theorie zu weit ging, so werden wir die Ablehnung desselben um so leichter verschmerzen, als derselbe in der Praxis wenig genutzt haben würde.

Hätte dieser Entwurf Gesetzeskraft erlangt, so würde dennoch einer

wirksamen Verantwortlichkeit der Beamten entgegengestanden haben zunächst das Monopol der Staatsanwaltschaft. Selbst Stahl, der den Entwurf so eifrig bekämpfte, gab zu, daß gegen die von ihm befürchteten Wirkungen desselben einstweilen die Thätigkeit der Staatsanwaltschaft einen Damm bilden würde; allein er sah voraus, daß das Monopol der Staatsanwaltschaft auf die Dauer nicht haltbar sei. Was im Sinne Stahl's ein Damm gegen nachtheilige Folgen wäre, ist in unserem Sinne ein Hemmniß gegen die wohlthätigen Folgen. Wir erblicken gerade in der Stellung der Staatsanwaltschaft den Grund, daß das Gesetz vom 13. Februar 1854 nur auf geringfügige Fälle Anwendung gefunden hat. An den Competenzgerichtshof gelangten nur solche Fälle gegen die Beamten gerichteter Anklagen, in denen die Staatsanwaltschaft sich entschlossen hatte einzuschreiten. Daß die Staatsanwaltschaft, welche wegen ihrer Amtsführung Niemandem als dem Justizminister verantwortlich ist, bevor sie auf dem Wege des Strafprocesses gegen einen Beamten wegen einer Amtshandlung einschreitet, auf das scrupulöseste prüft, ob dem Angeschuldigten nicht Umstände zur Seite stehen, welche die ihm zur Last fallende Handlung als innerhalb seiner Competenz liegend erscheinen lassen, versteht sich von selbst. Gerade die wichtigsten und schwierigsten Fälle mögen daher aus dem Grunde nicht zur Entscheidung des Competenzgerichtshofes gelangt sein, weil die Staatsanwaltschaft die Denunciation von vornherein abgewiesen hatte. Nimmt man auch an, daß die Staatsanwaltschaft und der vorgesetzte Justizminister stets nach bestem Wissen und lediglich nach ihrer rechtlichen Ueberzeugung prüfen, ob Grund zu einer Anklage gegeben sei, so sind sie doch dem Irrthum ausgesetzt und gegen diesen Irrthum ist eine Correctur nicht geboten. Diese Bedenken sprach bei der Berathung des von dem Ministerium Schwerin vorgelegten Gesetzentwurfes auch der Abgeordnete v. Vincke aus und knüpfte daran den Antrag: „Das Haus wolle beschließen, die Erwartung auszusprechen, daß die Staatsregierung bald möglichst ein Gesetz vorlegen werde, durch welches das ausschließliche Anklagerecht der Staatsanwaltschaft modificirt wird." Dieser Antrag wurde angenommen. Die preußischen Jahrbücher haben sich bereits bei verschiedenen Gelegenheiten für eine vollständige Aenderung in der Organisation des Institutes der Staatsanwaltschaft ausgesprochen. Auch bei dieser Veranlassung müssen wir darauf zurückkommen, daß eine solche Aenderung zu den wichtigsten Aufgaben der Gesetzgebung gehört, und daß es dringend zu wünschen ist, es möge nicht ein Tag vergehen, an welchem nicht die Presse auf diesen Gegenstand hindeutet.

Der Entwurf des Ministeriums Schwerin wäre ferner wirkungslos geblieben, weil es an ausreichenden strafrechtlichen Bestimmungen für die



Verantwortlichkeit der Beamten, die in die private Freiheitssphäre des Bürgers eingreifen, mangelt. Die wichtigste Bestimmung, die dazu dient, dem einzelnen Bürger diesen Schutz gegen Beamtenübergriffe zu gewähren, ist der §. 315 des Strafgesetzbuchs, welcher lautet: „Ein Beamter, welcher seine Amtsgewalt mißbraucht, um Jemanden zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung widerrechtlich zu nöthigen, wird mit Gefängniß nicht unter Einem Monat bestraft u. s. w." Die Fälle, in denen auf Grund dieses Paragraphen Anklage erhoben worden, sind selten; die meisten dieser Anklagen sind durch Freisprechung erledigt. Wo eine Verurtheilung erfolgt ist, lag der Fall fast stets so, daß der betreffende Beamte seine Gewalt aus persönlichen, wohl gar eigennützigen Motiven mißbraucht hatte; wo der Mißbrauch aus politischen Gründen erfolgt war, ist eine Verurtheilung höchst selten, vielleicht noch nie erfolgt. Vergleicht man nun die in den einzelnen Fällen angeführten Gründe der Freisprechung, so wird man meistens auf folgendes Schema stoßen: Es sei zwar festgestellt, daß der angeschuldigte Beamte Jemanden zu einem Handeln, Thun oder Unterlassen genöthigt habe; es sei ferner festgestellt, daß er dazu nicht berechtigt gewesen; allein es sei nicht festgestellt, daß er das Bewußtsein der Widerrechtlichkeit gehabt habe; folglich sei der erwähnte Paragraph nicht anwendbar. Sehr zahlreich sind die Fälle, in welchen Denunciationen auf §. 315 seitens der Staatsanwaltschaft ohne Erhebung einer Anklage aus Motiven, wie wir so eben entwickelt haben, zurückgewiesen werden. Das heißt also mit anderen Worten: Ein Beamter, der seine Amtsgewalt überschreitet, ist straflos, wenn er die Schranken seiner Amtsgewalt nicht kennt. Da nun die Schranken der einzelnen Amtsgewalten durch Rechtssätze normirt sind, so heißt das: Ein Beamter wird durch Rechtsunkenntniß straflos.

Es wird im Allgemeinen von jedem Bürger erwartet, daß er die Gesetze kennt. Rechtsunkenntniß sichert ihn weder vor den nachtheiligen Folgen der im Verkehr eingegangenen Geschäfte, noch vor den Strafen einer verpönten Handlung. Das kann zu großen Härten führen, wie wir durch ein Beispiel darthun wollen. Die Gesetze über die Erhebung der Mahl- und Schlachtsteuer enthalten viele rein formelle Bestimmungen. Es kann leicht vorkommen, daß ein Bäcker, ein Fleischer als Defraudant verurtheilt wird, obwohl er nicht beabsichtigt hat den Steuerbetrag zu hinterziehen; er kann als Defraudant verurtheilt werden, obwohl er nur eine ihm unbekannt gebliebene, von ihm übersehene formelle Bestimmung ohne jeden bösen Willen verletzt hat. Die zweite Verurtheilung wegen Defraudation hat die Entziehung der Befugniß zum Gewerbebetriebe zur Folge. Aus dem behäbigen Bürger wird plötzlich ein Proletarier gemacht

zur Strafe für Handlungen, die weder aus einer verbrecherischen Absicht hervorgegangen sind, noch irgend einen Schaden angerichtet haben. Das ist hart, aber nicht zu tadeln. Je freier ein Staat ist, je besser seine Gesetze, desto sicherer muß erwartet werden, daß jeder Bürger diese Gesetze kennt. Der Beamte aber wird straflos durch Gesetzesunkenntniß, durch Unkenntniß gerade der gesetzlichen Bestimmungen, die sich auf seinen Beruf beziehen. Ein Beamter, der aus Rechtsunkenntniß die Pflichten verletzt, die ihm wie jedem anderen Staatsbürger in Beziehung auf Reinhaltung der Gassen obliegen, ist strafbar; verletzt er aber aus Rechtsunkenntniß die ihm in Bezug auf sein Amt obliegenden Pflichten, für die er besondere Sorgfalt aufwenden sollte, so ist er straflos.

Juristisch gebildete Leser sind uns bis hierher wohl mit Kopfschütteln gefolgt; sie bezähmen jetzt wohl ihre Ungeduld nicht länger und rufen uns zu, wir seien ja völlig im Irrthum; wir verwechselten ja zwei völlig von einander verschiedene Dinge! Wo der Thatbestand eines Vergehens vorliege, da allerdings mache die bloße Rechtsunkenntniß nicht straflos. Allein wenn ein Beamter in Folge eines Rechtsirrthums die Grenze seiner Befugnisse verkenne, so fehle ihm eben das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit, das zum Thatbestande eines Vergehens gehöre, und somit sei das Vergehen selbst nicht vorhanden. Nun, wir wissen diese feine Unterscheidung wohl zu würdigen; wir wollen uns nicht selbst eines Rechtsirrthums schuldig machen, indem wir sie verschweigen. Allein wir mißbilligen es, daß das bestehende Strafgesetz einer solchen Ausflucht Raum giebt. Der Einwand, ein Beamter kenne das nicht, was er vor allen anderen Dingen kennen soll: die Grenzen seiner Rechte und Pflichten, erscheint uns so ungeheuerlich, daß wir meinen, er sollte nie berücksichtigt werden. Wir glauben mit Sokrates, daß der welcher seine Pflichten nicht kennt, schlimmer ist, als der welcher sie kennt und doch verletzt. Wir würden Nichts dagegen erinnern, daß da milde geurtheilt wird, wo ein Beamter aus Fahrlässigkeit gefehlt hat; aber Unwissenheit über das, was zu wissen erste Pflicht ist, kann am wenigsten entschuldigen. Wie mit dem angeführten §. 315 verhält es sich mit anderen Strafbestimmungen, die sich speciell auf solche Beamte beziehen, die widerrechtlich eine Verhaftung, eine Haussuchung vornehmen u. s. w.

Noch eine dritte Lücke würde der Gesetzentwurf des Ministeriums Schwerin, wäre er angenommen worden, gelassen haben. Wer durch eine den Gesetzen nicht entsprechende Anordnung einer Behörde gekränkt wird, dessen nächster Wunsch ist nicht, daß der Beamte, welcher Namens der Behörde gehandelt hat, bestraft werde, sondern daß die Anordnung selbst aufgehoben werde und das Rechte geschähe. Wird ein Jude wider-



rechtlich von der Theilnahme an den kreisständischen Versammlungen um seines Glaubens willen ausgeschlossen, so ist sein nächster Wunsch nicht, daß der Landrath, der so gehandelt, zur Criminaluntersuchung gezogen werde, sondern daß ihm die Berechtigung zur Theilnahme unter Aufhebung der entgegenstehenden Anordnungen gewährt werde. Einen Schritt zur Verwirklichung dieses Anspruches hatte das Ministerium gethan, indem es den dritten der oben erwähnten Gesetzentwürfe einbrachte. Die Hauptbestimmung desselben war folgende: Gegen polizeiliche Verfügungen ist gegenwärtig der Rechtsweg zulässig, wenn Jemand behauptet, daß er auf Grund eines speciellen Rechtstitels von der ihm auferlegten Verpflichtung befreit sei, oder daß er auf Grund einer besonderen gesetzlichen Vorschrift ihr widersprechen dürfe. Durch dieses Wort „besondere" wird es erreicht, daß die Betretung des Rechtsweges nur zulässig ist, wenn ein jus singulare, eine Ausnahme von der allgemeinen Gesetzesregel verletzt wird. Der Fall tritt daher äußerst selten ein, daß die Gesetzlichkeit einer polizeilichen Verfügung da angegriffen werden kann, wo Jemandem durch dieselbe eine Privatrechtsverletzung, ein Schaden an seiner Person oder seinem Vermögen zugefügt worden. Der Entwurf des Ministeriums wollte den Rechtsweg in allen Fällen einräumen, in denen eine polizeiliche Verfügung den Gesetzen oder den mit Gesetzeskraft erlassenen Bestimmungen widerspricht. Die Annahme dieses Gesetzentwurfes wäre ohne Zweifel eine sehr dankenswerthe Abschlagszahlung gewesen; aber auch sie hätte nicht ausgereicht, das gegenwärtig allgemein laut gewordene Verlangen nach Gerichtshöfen für öffentliches Recht zum Schweigen zu bringen. Es ist ein unabweisliches Verlangen, daß jedem Bürger gestattet sein muß, eine jede Frage des öffentlichen Rechtes, an deren Entscheidung er persönlich betheiligt ist, vor eine in richterlichem Geiste urtheilende Behörde zu bringen und durch diese lösen zu lassen. Wie bereits erwähnt, ist dieser Gesetzentwurf nicht einmal zur Commissionsberathung gelangt und seitdem nicht wieder aufgenommen worden.

Wir möchten uns gegen die Voraussetzung verwahren, als befürworteten wir in Betreff der Verantwortlichkeit der Beamten irgendwie drakonische Bestimmungen, sei es in Betreff der gegen eine Verletzung der Gesetze angedrohten Strafen, oder in Betreff der Erleichterung einer strafrechtlichen Verfolgung. Wir wissen sehr wohl, daß man dem Interesse des Publicums am schlechtesten dient, wenn man den Beruf eines Beamten zu einem dornigen macht, denn man hält dadurch die tüchtigeren Talente und Charaktere von dieser Laufbahn zurück und zieht Personen heran, die keine genügenden Bürgschaften für pflichttreue Erfüllung ihrer Aufgaben bieten. Andererseits kommt aber die jetzige Befreiung von jeder Verantwort-

lichkeit gegen den einzelnen Staatsbürger am wenigsten den Beamten selbst zu Gute. Sie erzeugt eine Erbitterung, die den Beamten isolirt, ihm die Freude an seinem Berufe vergällt und äußersten Falls zu einer Katastrophe führt, wie die, welche den Tod Hinckelbey's zur Folge hatte. Ein geordneter Instanzenzug, der alle Beschwerden über Rechtsverletzung zu einer sachlichen Entscheidung brächte, würde dem am dringendsten empfundenen Mangel abhelfen und hinreichend dem Uebelstande vorbeugen, daß die Beamten nicht mit unbegründeten Klagen und Anklagen heimgesucht werden. Wenn wir durch unerlaubte Machinationen in unserem Vermögen beschädigt sind, so sind wir gern zufrieden, wenn wir Schadloshaltung durchsetzen, und verzichten in allen den Fällen auf strafrechtliche Verfolgung, in denen es zweifelhaft ist, ob der Wortlaut eines Gesetzes verletzt ist oder der Thäter bösen Willen hatte. Sind Gerichtshöfe für öffentliches Recht constituirt, so mag man ihnen die Entscheidung darüber überlassen, ob ein Beamter bei einer Handlung, durch welche ein Anderer sich gekränkt fühlt, im Amte gehandelt hat.

Wie die hier erörterten Punkte im Einzelnen zu ordnen und durchzuführen sind, das gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Politik, und wir können mit Sicherheit annehmen, daß viele Versuche gemacht werden müssen, bevor die Frage zu allseitiger Befriedigung gelöst ist. Es würde daher nicht am Orte sein, unsere Desiderien hier weiter in das Detail hineinzuziehen. Wir wollen nur noch darauf hindeuten, wie die neueste Periode preußischer Geschichte die Nothwendigkeit vor Augen gelegt hat, diesen Punkt baldmöglichst in das Auge zu fassen.

Das Ministerium Bismarck hat, wie es mehrfach geäußert, eine Politik der „Beruhigung und Verständigung" im Auge; aus diesem Bestreben heraus sind seine Wahlerlasse, seine Preßverordnung vom 1. Juni, seine Praxis, Männern von liberaler Parteifarbe die Bestätigung zu Communalämtern zu versagen, entsprungen. Es verhehlt sich nicht, eine ausgebreitete Partei, die möglicher Weise die Majorität im Lande bildet, gegen sich zu haben; es will diese Partei durch keine verfassungswidrigen Mittel unterdrücken, aber doch die Bemühung nicht aufgeben, den Widerstand dieser Partei zu beseitigen, indem es sie „beruhigt," sich mit ihr „verständigt." Da nun Zeit und Kräfte von acht Ministern nicht hinreichen, persönlich 3½ Millionen Wähler zu beruhigen, sie durch Belehrung über die wahren Zwecke und Wege der Regierung auf ihre Seite hinüberzuziehen, so nimmt es dazu die Mitwirkung des Beamtenthums in dem ausgedehntesten Maaße in Anspruch. Die mehr als hundert den politischen Zeitungen von den Regierungen ertheilten Verwarnungen, die vom Untersuchungsausschusse des Abgeordnetenhauses gesammelten Verfügungen der Behörden geben

darüber Auskunft, in welcher Weise die Beamten belehrend, verständigend eingewirkt haben. Eine eingehende Kritik dieser Thätigkeit ist der Presse versagt; daß die Minister in der Lage wären, jeden einzelnen Schritt, den die ihnen untergebenen Beamten gethan und den ausdrücklich zu mißbilligen sie unterlassen haben, ausdrücklich zu billigen, dürfen wir bezweifeln. Das Ministerium ist der Ansicht, durch seine Bemühungen nicht seinen politischen Parteizwecken, sondern der Sache des Königthums zu dienen. Allein es wird Niemand bestreiten können, daß der königliche Wille in Preußen schon Ministerien von einer anderen Parteirichtung berufen hat; es wird Niemand bezweifeln dürfen, daß der königliche Wille auch in Zukunft Ministerien von einer anderen Parteirichtung berufen wird. Dann werden vielleicht auch die gegenwärtigen Minister die Heranziehung des Beamtenthums zum Zwecke der politischen Belehrung des Volkes mißbilligen.

Während das Ministerium die Disciplin über die Beamten straffer anzieht, erweitert es die Aufgabe und somit die Macht des Beamtenthums gegenüber den Staatsbürgern. Wir sehen darin die Gefahr, daß die Grenzlinie, welche die private Rechtssphäre von den Hoheitsrechten des Staates sondert, mit der Zeit ganz verwischt werden wird. Wir erblicken in der Praxis des Ministeriums Bismarck die ernste Mahnung, daß alle Freunde wahrer Freiheit in Zukunft zunächst danach streben mögen, durch Befestigung des Rechtsstaates die Machtsphären der einzelnen Staatsfactoren fester gegen einander abzugrenzen.

A. Meyer.

Die Bauernfrage zur Zeit Kaiser Alexander II.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, die dem ganzen Osten Europas eine andere, der Civilisation des Westens näher stehende Gestaltung verspricht, hat seit einigen Jahren mit Recht das Interesse der Völker des Occidents erweckt; doch Unbekanntschaft mit den russischen Verhältnissen und mangelndes Verständniß der russischen Sprache haben es den meisten darüber Schreibenden unmöglich gemacht, der Frage, welche unsere östlichen Nachbarn mehrere Jahre lang in Athem hielt, durch die verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung nachzufolgen.

Von den zahlreichen Producten der diesen Gegenstand fast bis zur Erschöpfung behandelnden russischen Literatur liegt uns augenblicklich ein Werk vor, dessen erster Band im Jahre 1860 erschien und welches, den Ereignissen bis zum Jahre 1862 folgend, in drei Bänden fortgesetzt wurde unter dem Titel: „Materialien zur Geschichte der Befreiung des Leibeigenenstandes bei den gutsherrlichen Bauern in Rußland unter der Regierung des Kaisers Alexander des Zweiten.“ Dieses von mehreren Verfassern zusammengestellte Werk, denen bei einer gründlichen Kenntniß ihrer nationalen Zustände noch die besten einheimischen Quellen zu Gebote standen, macht zwar keinen Anspruch darauf, eine ausführliche Geschichte der Befreiung des Leibeigenenstandes, sondern nur die Materialien dazu zu liefern, da es aber eine klare Uebersicht giebt über die Bahn, die diese Frage zu durchlaufen hatte, und uns alle Hindernisse zeigt, die sie überwinden mußte, so haben wir es zur Grundlage einer kurzen Darstellung dieser Periode gemacht.

Nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander II. schien es, als ob die Befürchtungen, die sich des russischen Adels zuweilen bemächtigten, nun dauernd beruhigt werden sollten. Wenn auch in dem der Thronbesteigung folgenden kaiserlichen Manifeste der Bauernfrage nicht Erwähnung geschah, so glaubte doch der Adel aus einem am Begräbnißtage Kaiser Nicolaus I. erscheinenden Artikel eines halbofficiellen Organes, der nördlichen Biene, in welchem in fast schwärmerischer Weise der hohen Vorzüge des russischen Adels vor dem Bürger- und Bauernstande gedacht war, schließen zu können, die Regierung sei nun und nimmer gewillt Hand an die Privilegien dieses bevorzugten Standes zu legen. Noch mehr aber beruhigten sich die Edelleute durch einen Passus in einem Circulare des Ministers des Innern an die Gouvernementschefs, welcher lautete: „Der Allergnädigste Herr hat mir befohlen, die von seinen gekrönten Ahnen dem Adel verliehenen Rechte unangetastet zu bewahren.“

Nach dem Friedensschlusse mit den Westmächten erschien ein zweites Manifest, worin der Kaiser seinem Volke für die im Kriege dargebrachten Opfer dankte und demselben die Bahn anwies, welche es jetzt nach wiedererlangtem Frieden einzuschlagen habe. Weder in diesem Manifeste, noch in dem darauf folgenden Circulare des Ministers Lanskoi vom 1. April 1856 war auch nur auf eine leise Absicht der Regierung, das Leibeigenschaftsrecht anzutasten, hingedeutet; es war sogar im Circulare nochmals deutlich ausgesprochen, daß die bestehenden Verhältnisse keiner Umgestaltung unterworfen werden sollten, welcher Versicherung eine Ermahnung an den Bauernstand folgte, der gutsherrlichen Gewalt in Allem willig Folge zu leisten.

Merkwürdiger Weise wurde dieses Circular erst am 10. August, d. J. nach der Rückkehr des Kaisers aus Moskau, unterzeichnet, allwo er an die Adelsmarschälle des dortigen Gouvernements jene denkwürdigen Worte richtete, die als der erste Schritt zur Befreiung des Leibeigenenstandes betrachtet werden können. Vielleicht sollte das Circular den elektrischen Schlag, der durch die kaiserlichen Worte in den ganzen russischen Adel gefahren war, etwas abschwächen. Jedenfalls blieben aber die in Moskau gesprochenen Worte das Maaßgebende.

Bei Anwesenheit des Kaisers daselbst bat ihn der dortige Gouverneur, Graf Sakrewski, den Adel über ein neuerdings ausgesprengtes Gerücht zu beruhigen, wonach in einem geheimen Artikel des Pariser Friedens von den Westmächten die Aufhebung der Leibeigenschaft stipulirt sei. Der Kaiser hielt darauf an die versammelten Adelsmarschälle des Moskauischen Gouvernements eine Rede, die hier wörtlich angeführt sein mag:

„Ich weiß, meine Herren, daß sich unter Ihnen das Gerücht verbreitet hat, ich beabsichtige die Leibeigenschaft aufzuheben. Um jeder verkehrten Auslegung eines so wichtigen Gegenstandes vorzubeugen, glaube ich Ihnen kund thun zu müssen, daß ich nicht die Absicht habe, solches jetzt auszuführen. Aber Sie werden es natürlich selbst einsehen, daß der jetzt bestehende Seelenbesitz nicht länger beibehalten werden kann. Es ist besser, das Leibeigenschaftsrecht von oben her abzuschaffen, als zu warten bis es sich von selbst, und zwar von unten, zu lösen anfängt. Ich bitte Sie, meine Herren, darüber nachzudenken, wie das auszuführen ist!"

Nach der Rückkehr Alexander II. in seine Residenz begann er sich ernstlich mit der Bauernfrage zu befassen, und der Minister Lanskoi, der in dieser Angelegenheit sein oberster Vertrauter wurde, machte den Vorschlag, vor der Hand alle auf eine Verbesserung der Lage des Bauernstandes bezüglichen Documente, aus früheren Zeiten stammend und in den verschiedenen Ressorts befindlich, im Ministerium des Innern zu sammeln. Dieser Schritt, welcher als die erste Maaßregel auf der neuen Bahn betrachtet wurde, rief schon die mannichfachsten Intriguen von Seiten einer der Leibeigenenbefreiung feindlichen und bei Hofe stark vertretenen Partei hervor, und man konnte daraus schließen, auf wie viele Hindernisse man erst in der Folge stoßen werde. Nichtsdestoweniger war die Sammlung der betreffenden Documente bald geschehen, und der Adjunct des Ministers des Innern, Herr Lewschin, erhielt den Auftrag, aus diesem Material eine historische Zusammenstellung über das Leibeigenschaftsrecht in Rußland und besonders über die seit Peter I. ergriffenen Maaßregeln zur Milderung desselben zu unternehmen.

Zu der bald nachher stattfindenden Krönung in Moskau waren die Adelsmarschälle aller Gouvernements des russischen Reiches zusammenberufen worden, und Lewschin erhielt vom Minister des Innern den Auftrag, diese Gelegenheit zu benutzen, um dieselben über die Gesinnungen des von ihnen vertretenen Adels in Bezug auf die Abschaffung der Leibeigenschaft zu sondiren. Er stieß bei den großrussischen Adelsmarschällen allgemein auf eine große Zurückhaltung, bei denen der westlichen Gouvernements dagegen fand er mehr Geneigtheit den Absichten der Regierung entgegenzukommen, was denn veranlaßte, daß Nasimoff, der Generalgouverneur der drei westlichen Provinzen Kowno, Grodno und Wilna, den Auftrag bekam, er solle den Adel der ihm untergebenen Gouvernements zu einem Ausspruche seiner Wünsche in Betreff der Leibeigenenbefreiung bewegen.

Mittlerweile war Lewschin's historische Zusammenstellung der gesammelten Documente fertig geworden und es drängte sich die Frage auf: was nun ferner unternehmen? Auf den Rath Lanskoi's bildete der Kaiser ein geheimes Comité zur Verhandlung über die Bauernfrage. Die meisten Mitglieder dieses Comités waren dem Gegenstande, der sie zusammenführte, wenig geneigt, einige sogar geradezu feindlich. Daß sich die Verhandlungen unter so bewandten Umständen nur sehr langsam von der Stelle bewegten, läßt sich begreifen. Man kam in der That nicht über die Formalitäten und die Prüfung einiger kaum auf die Sache bezüglicher Vorschläge hinaus, wobei sich denn gleich von vorne herein eine gewaltige Uneinigkeit der Meinungen herausstellte.

Im Frühjahr (1857) kehrte der Kaiser von einer längeren Reise in's Ausland zurück und zeigte sich höchst unzufrieden über die Unthätigkeit des Comités während seiner Abwesenheit. Mächtige Einflüsse mußten sich im Westen auf Alexander's Seele geltend gemacht haben; denn er brachte einen neuen Eifer zum Vorwärtsschreiten auf der einmal betretenen Bahn mit in die Heimath zurück. Um ein frisches, belebendes Element in das meist aus älteren Herren bestehende Comité zu bringen, ernannte er seinen Bruder, den Großfürsten Constantin, zum Mitgliede.

Diese neue, jugendliche Kraft ließ sich auch bald in den Leistungen des Comités verspüren. Man beschloß unter der Signatur des Ministers des Innern ein Rescript zu erlassen, in welchem der entschiedene Wille des Kaisers ausgesprochen sei, die Bauernfrage in Angriff zu nehmen, jedoch unter Hülfe und Mitwirkung des Adels. In dem Rescripte sollten die Hauptgrundsätze angedeutet sein, welche die Regierung dabei beobachtet wissen wollte, und die Adelsmarschälle aufgefordert werden, mit den intelligentesten Gutsbesitzern ihrer Bezirke auf Grund dieser Principien in

Berathung zu treten; die Resultate der Berathung aber seien der Regierung mitzutheilen.

Folgendes waren die Hauptgrundsätze:

1) Es ist eine zehnjährige Uebergangsfrist bis zur vollständigen Befreiung der Leibeigenen festzustellen.

2) Während dieser Frist sind die Bauern gegen einen zu bestimmenden Loskaufspreis in den Besitz ihrer Uçadbas (Haus, Stallung und umzäunter Garten) zu versetzen.

3) Das ganze übrige Land verbleibt im Besitze des Gutsherrn.

Unabhängig hiervon sollte dem Staatsrathe ein Project über eine sofortige Beschränkung der Gewalt des Gutsherrn über die Bauern vorgelegt werden, weil man gleich eine fühlbare Erleichterung der Lage des Bauernstandes eintreten zu lassen beabsichtigte.

Die Punkte, welche dieses Project in Rücksicht nahm, waren:

1) Recht der Leibeigenen zur Schließung von Ehebündnissen ohne Erlaubniß des Gutsherrn. 2) Recht der Grundbesitzerwerbung ohne Zustimmung des Gutsherrn. 3) Beschränkung des gutsherrlichen Rechtes des Schiedsgerichts bei Streitigkeiten unter den Leibeigenen. 4) Beschränkung des Strafrechtes des Gutsherrn. 5) Beschränkung desselben besonders hinsichtlich der ihm zustehenden Deportation der Bauern nach Sibirien. 6) Beschränkung des gutsherrlichen Rechtes, die zu den Recruten abzugebenden Bauern selbst zu bestimmen. 7) Aufhebung der gutsherrlichen Verantwortlichkeit für die von den Bauern zu leistenden Staatsabgaben und des Rechtes der Repartirung derselben. 8) Genauere Regelung der Verpflichtungen der Bauern ihren Gutsherren gegenüber. 9) Ertheilung des Beschwerde- und Klagerechts an die Bauern. 10) Sofortige Ertheilung des Loskaufsrechts an die Bauern. 11) Maaßregeln zur Verminderung des leibeigenen Gesindes. 12) Auffindung weiterer Maaßregeln, um gleich jetzt eine Erleichterung im Leibeigenenverhältnisse eintreten zu lassen. 13) Art und Weise der Ausführung der vom Comité erwählten Maaßregeln.

Außerdem beschloß man in der Sitzung vom 18. August die Verbesserung der Lage der Leibeigenen (man vermied das Wort Befreiung) nur mit der gehörigen Vorsicht eintreten zu lassen, die Arbeiten aber in drei Perioden einzutheilen, von denen die erste der Beschaffung des nöthigen Materials aus dem ganzen Lande, die zweite der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs auf Grund dieses Materials, die dritte der speciellen Ausführung gewidmet sein sollte.

Da für die erste Periode keine bestimmte Frist gestellt war, so hätte sich die Umgestaltung vielleicht wieder in eine ungewisse Ferne hinaus-

schieben lassen, besonders da von den damit Betrauten nur äußerst Wenige ein Herz für die Sache hatten, wenn nicht plötzlich von der Regierung ein entscheidender Schritt nach anderer Seite hin erfolgt wäre.

Der Adjunct des Ministers des Innern, Lewschin, hatte, wie oben erwähnt, den Auftrag, bei der Krönung in Moskau die dorthin entbotenen Adelsmarschälle zu sondiren, worauf hin sich die Marschälle der litthauischen Gouvernements am günstigsten ausgesprochen hatten. Der Generalgouverneur dieser drei Provinzen, General Nasimoff, war demzufolge betraut worden, den ihm untergebenen Adel zu einer Aeußerung seiner Ansichten zu veranlassen.

In ihre Heimath zurückgekehrt, fanden der Generalgouverneur und die drei Adelsmarschälle einen viel weniger günstigen Boden für ihre Aufträge, als sie geglaubt hatten. Die dortigen polnischen Edelleute waren, wenn auch unzufrieden mit den vorhandenen Zuständen, doch keineswegs zu so gründlichen Reformen geneigt, wie man ihnen zumuthete.

Sehr mußte es sie deshalb überraschen, als ihnen ein kaiserliches Rescript vom 20. November 1857 an den Generalgouverneur vorgelegt wurde, in welchem der Monarch dem litthauischen Adel seinen Dank für die Bereitwilligkeit, mit der sie seinen Intentionen entgegengekommen seien, aussprach und die Bildung von drei Gouvernements-Comités und einem allgemeinen Comité befahl, welche sich gleich nach ihrer Constituirung mit der Ausarbeitung von Entwürfen über die Aufhebung der Leibeigenschaft zu befassen hätten.

Die Comités sollten theils aus vom Adel gewählten, theils aus von der Regierung ernannten Mitgliedern bestehen und als Grundlage ihrer Berathung sollten folgende Ausgangspunkte dienen:

1) Die Gutsherren bleiben Eigenthümer des Bodens, nur soll den Bauern ihre Uçadba gegen eine bestimmte Loskaufssumme überlassen und so viel Land, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben, gegen Pacht oder persönliche Dienstleistung angewiesen werden.

2) Die Bauern sollen Landgemeinden bilden, in welchen die polizeiliche Gewalt Prärogative des Gutsherrn bleibt.

3) Bei Ordnung der Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Bauern sollen die Abgaben an den Staat berücksichtigt und sicher gestellt werden.

Nach diesen Principien, die schon gegen die früher aufgestellten in hohem Grade freisinnig waren, indem sie das Recht des Bauern auf das zu seinem Unterhalte nöthige Ackerland gegen Pacht oder persönliche Dienstleistung aufstellten, sollte indeß immer noch der ganze Grundbesitz und die Polizeigewalt dem Gutsherrn verbleiben. Bald that man auch hierin einen Schritt weiter.

In schnell auf einander folgenden Sätzen eilte, nachdem einmal der erste Anstoß gegeben war, die Bauernfrage in dieser Periode vorwärts. Am 20. November war das Rescript an den Generalgouverneur der drei westlichen Provinzen erlassen; am 24. November erschien ein Circular vom Minister des Innern an alle Chefs der Gouvernements und die Adelsmarschälle, in welchem denselben eine Copie des Rescripts mitgetheilt wurde für den Fall, daß der Adel der betreffenden Gouvernements ähnliche Wünsche wie der der westlichen Provinzen hegen sollte.

Bei diesen zarten Winken blieb es indessen nicht lange und der Czaar wählte sich bald den Adel seiner Haupt- und Residenzstadt als Operationsobject zu noch entschiedenerem Angriffe aus. Der Petersburger Adel hatte einmal in früheren Zeiten den frommen Wunsch ausgesprochen, die Verhältnisse zwischen Bauern und Gutsherrn fester zu regeln. Man erinnerte sich jetzt des damals unberücksichtigt gebliebenen Wunsches und forderte den Petersburger Adel auf, ähnlich wie der der litthauischen Gouvernements und mit Zugrundelegung derselben Hauptideen ein Comité zu bilden. Hinzugefügt war noch, daß die Arbeiten des Hauptcomités in sechs Monaten zu beenden seien, daß ferner die Uebergangsperiode bis zur vollständigen Befreiung der Bauern zwölf Jahre dauern solle; dann war noch das neue Princip aufgestellt, daß keine vom Gutsherrn einmal einem Bauern überwiesene Parcelle, selbst nach Abzug des Bauern, wieder eingezogen werden dürfe, sondern daß sie einem anderen Bauer zugewiesen werden müsse.

Diese sich so schnell folgenden Maaßnahmen der Regierung, deren Consequenzen die altrussischen Zustände in ihren Grundfesten erschüttern mußten und eine ganz neue Ordnung der Dinge für die Zukunft versprachen, fanden natürlich in allen Klassen der Bevölkerung einen lebhaften Widerhall. Der Adel, der sein Interesse, theilweise sogar seine Existenz bedroht sah, war im Allgemeinen der Aufhebung des Leibeigenschaftsrechts abgeneigt und betrachtete sie als den ersten Schritt zu einer blutigen Revolution. Nur das unumschränkt monarchische Regiment und die Gewohnheit des widerspruchslosen Gehorsams waren im Stande ihn von einer thätlichen Opposition zurückzuhalten. Der Bauernstand dagegen, zu dessen Ohren in dunklen Gerüchten, theilweise entstellt und übertrieben, die unter dem Schleier strengsten Geheimnisses erlassenen Verordnungen der Regierung sich Bahn gebrochen hatten, befand sich in der größten Aufregung. Die Bauern glaubten meistens, ihre volle Unabhängigkeit sei bereits in Petersburg ausgesprochen und nur die mit dem Adel verbündeten Behörden hielten das betreffende kaiserliche Manifest zurück; und wo dieser Glaube auch nicht verbreitet war, man fühlte doch instinctiv auf Seiten

der Bauern, daß man in dieser Lebensfrage den Adel zum erbitterten Gegner habe.

Um so mehr zu verwundern ist, daß bei dem ungeheuren Umfange des Reiches in dieser Zeit verhältnißmäßig so wenig Unordnungen und Widersetzlichkeiten vorkamen. Solcher Fälle waren im Ganzen nur siebzig, von denen der größte Theil in einer einfachen Arbeitsverweigerung bestand.

Die Regierung, bei den letzterwähnten Maaßregeln angelangt, wurde am Vorabende der Reformen, die ihren Ruhm für alle Zeiten begründen sollten, wie es scheint, von einem unheimlichen Grauen vor ihrem eigenen Beginnen befallen.

Dieser Zustand fand seinen Ausdruck in einem Erlasse an die Gouvernementschefs und Adelsmarschälle, welcher dem vorher erwähnten Circulare auf dem Fuße folgte. Es war darin mit großer Aengstlichkeit betont, man solle den Adel in keiner Weise drängen, mit der größten Aufmerksamkeit alle Eindrücke, die die Regierungsmaaßregeln hervorgerufen, belauschen und ausführlich darüber nach Petersburg berichten.

Daß diese Aufforderung der Sache keinen Vorschub leistete, kann man sich vorstellen; besonders ließ sich der Moskauische Adel, auf dessen Entgegenkommen die Regierung am meisten gerechnet hatte, dadurch und durch die der Emancipation feindlichen Rathschläge des dortigen Generalgouverneurs bestimmen, sich in vollständiges Schweigen einzuhüllen.

Betrachtete der Adel auch mit Mißgunst die aufkeimende Umgestaltung, so hatte diese doch einen frischen, jugendlichen Verbündeten. Das war die zum ersten Male ihre Schwingen versuchende russische Tagespresse. Konnte sich das Interesse, von den Fesseln veralteter Institutionen und eingerosteter Vorurtheile belastet, nicht so plötzlich auf den neuen Standpunkt erheben, so ließ der freigewordene Gedanke von dort schon mächtiges Siegesgeschrei ertönen.

Auf einem in Moskau veranstalteten Festessen fanden sich an 180 Literaten und andere Personen gleichen Sinnes ein und feierten die Wiedergeburt Rußlands. Dem Kaiser wurde auf eine wahrhaft schwärmerische Weise gehuldigt, begeisterte Toaste wurden ausgebracht und zum Schlusse sprach Kokoroff, der bedeutendste Industrielle Rußlands, in einer langen Rede unter Anderem die bedeutsamen Worte aus, die von da an gewissermaaßen zur Devise der liberalen Partei wurden: es sei nicht genug, daß die Bauern bei ihrer Befreiung in den Besitz ihrer Uçabba kämen, sie müßten auch Landeigenthümer werden. Das ganze Volk sollte durch freiwillige Opfer und der Staat durch eine großartige Finanzoperation dem Bauernstande den Erwerb von Grundbesitz zu erleichtern suchen.

In der Presse traten sich bei der Bauernfrage vorzüglich zwei Richtungen entgegen, die der Slavianophilen, Anhänger alles dessen, was sich auf dem Wege slavischer Nationalität entwickelt hatte und die der Sapadniki (Westliche), welche sich mehr auf den Standpunkt europäischer Civilisationsbegriffe stellten. In der großen Hauptsache, d. h. in der vollkommenen Aufhebung des Leibeigenschaftsrechtes und der Zusicherung von Grundbesitz für die Bauern, stimmten beide Richtungen gänzlich überein. Die Fragen, in Betreff deren sie sich bekämpften, waren meist nur ökonomischer Natur. Besonders heftig geriethen sie an einander bei der Frage, ob das altrussische Gemeindelandstheilungsprincip beizubehalten, oder ob der persönliche Besitz einzuführen sei.

In den meisten Gegenden Rußlands wurde nämlich bis dahin das den Bauern vom Gutsherrn, respective der Krone angewiesene Land von der Gemeinde nach der Zahl der Familien in Loose eingetheilt, welche Eintheilung sich in bestimmter Frist wiederholte und zwar so, daß der Bauer bei einer neuen Theilung immer eine ganz andere Parcelle überwiesen bekam.

Die Slavianophilen stützten sich in ihrer Polemik hauptsächlich darauf, daß diese Einrichtung Rußland vor dem westeuropäischen Proletariate sicher stellte; die Hauptargumente der Sapadniki bestanden darin, daß der Bauer nur das Land mit Liebe und Sorgfalt cultiviren werde, von welchem er die Zuversicht habe, daß es in seinem Besitze verbleibe; ferner, daß das Gemeindelandstheilungsprincip für die Folge bei Vermehrung der Population und wachsender Industrie unmöglich durchzuführen sei.

Nach einem Kampfe, in welchem auf beiden Seiten mit viel Geist, Urtheil und Scharfsinn gestritten worden, verblieb der Sieg, wie die Gegner theilweise selbst edelmüthig eingestanden, auf Seite der Sapadniki und des Princips des persönlichen Besitzes.

Einen wie großen Einfluß die Presse auf die schließliche Entscheidung der Bauernfrage ausübte, erhellt daraus, daß die fast gleich von Anfang an durch die Tagesliteratur aufgestellte Behauptung, der Bauernstand müsse sich Landbesitz erwerben können, und das Resultat der eben besprochenen Polemik, d. h. der Sieg des persönlichen Besitzes über die Gemeindelandstheilung, zuletzt die Regierung bestimmten, diese Grundsätze zu adoptiren und die Bauernfrage danach zu regeln.

So groß und mächtig auch die Partei war, die der Aufhebung des Leibeigenschaftsrechtes entgegenstand, so war sie doch durch ihre Opposition gegen den Zeitgeist moralisch so geschwächt, daß sie in der ersten Zeit gegen die zahlreiche gegnerische Literatur kein einziges Organ in's Feld zu stellen vermochte; später gelang es ihr, eine Zeitschrift zu Stande zu



bringen, welche jedoch nicht wagte gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft überhaupt zu polemisiren, sondern nur das Verbleiben des ganzen Grundbesitzes beim Adel befürwortete.

Mit einer anderen Waffe kämpfte diese Partei glücklicher. Sie wußte es höheren Orts durch Verdächtigung der Tagespresse dahin zu bringen, daß die Censur verschärft wurde und die Bauernfrage eine Zeitlang sogar ihren Platz in den meisten Journalen verlor.

Von der öffentlichen Meinung, wie von der Regierung gedrängt, befand sich der Adel der Gouvernements zwischen zwei Feuern, aus welcher kritischen Lage er sich nur dadurch herauswinden konnte, daß er sich schließlich bereit erklärte, bei der Lösung der Bauernfrage auf Basis der von der Regierung aufgestellten Grundsätze selbst hülfreiche Hand zu leisten. Nur zögernd und nach und nach erschienen die diese Bereitwilligkeit ausdrückenden Adressen an Se. Maj. in Petersburg.

Die halb erzwungene Zustimmung aber als freiwillig betrachtend eilte die Regierung, überall die Gründung von Gouvernementscomités nach Muster des Petersburgischen und des Litthauischen zu decretiren. Die Bildung derselben ging denn auch allmählich vor sich und im Sommer 1858 waren die meisten schon in voller Thätigkeit.

Um der ganzen Angelegenheit einen sichtbaren Centralpunkt zu geben, ernannte der Kaiser das bis dahin geheime, aus den höchsten Würdenträgern des Reichs gebildete Comité in Petersburg, dessen Vorhandensein aber schon längst für Niemanden mehr ein Geheimniß war, zum Hauptcomité in Angelegenheiten der Bauernfrage, ließ innerhalb desselben eine Abtheilung für Landbauangelegenheiten, die sich hauptsächlich mit dem ökonomischen Theile der Frage zu beschäftigen hatte, und außerdem eine Commission bilden, welche die aus den Gouvernementscomités eingehenden Entwürfe einer Vorprüfung unterwerfen sollte, ehe sie dem Hauptcomité vorgelegt würden. Zugleich befahl der Kaiser, daß nach Beendigung der Comitéarbeiten je zwei Abgeordnete von den Gouvernementscomités nach Petersburg entsendet würden, um der Regierung mit specieller Auskunft über Localangelegenheiten an die Hand zu gehen. Am 5. September erschien ein Ministerialrescript, nach welchem diese Abgeordneten successive in zwei Aufrufen nach Petersburg entboten wurden, wo sie, außer der passiven Rolle, zu der sie anfangs bestimmt waren, auch noch das Recht, dem Hauptcomité Vorschläge entgegen zu bringen, haben sollten.

Das kaiserliche Programm, welches die Thätigkeit der Comités regelte, war der Feder des General-Adjutanten Rostowzoff entflossen, mit dessen weiterem Wirken in der Bauernfrage wir uns später genauer bekannt machen werden. Nach diesem Programme sollte die Thätigkeit der

Comités in drei Perioden zerfallen, wovon die erste gewidmet wäre: dem Entwurfe eines Gesetzes zur Verbesserung der Lage der gutsherrlichen Bauern; die zweite: der thatsächlichen Ausführung dieses Entwurfs auf jedem einzelnen Gute, sobald derselbe die kaiserliche Genehmigung erhalten; die dritte: dem Entwurf einer neuen Gemeindeordnung, welche alle Details der Bauernfrage regulirte.

So begannen denn die Gouvernementscomités nach und nach ihre Thätigkeit. Zum großen Theile aus Personen bestehend, die kein Herz für die Sache mitbrachten, ließen sie keine glänzenden und schnellen Resultate erwarten, ja der Despotismus mußte der freisinnigsten Reform, die je in einem Slavenreiche stattgefunden, zu Hülfe kommen, um sie gesund und heil aus den Händen repräsentativer Versammlungen wieder hervorgehen zu lassen. Und doch waren die Comités von einer unendlichen Wichtigkeit; denn durch die eigene Mitwirkung der dabei Benachtheiligten verlor die Reform allen revolutionären Charakter und es ward verhindert, daß ein immer noch mächtiger Stand im Staate zurückblieb, der der Regierung in der Stunde der Noth zurufen konnte: Du hast uns, ohne uns zu hören, geopfert, jetzt siehe zu, wie Du ohne uns fertig werden kannst! Außerdem würde die Regierung die Details dieser sich über das ganze ungeheure Reich erstreckenden Umgestaltung ohne Hülfe der mit den ländlichen Verhältnissen vertrauten Gutsherren nicht in dem Grade haben beherrschen können, wie es nöthig war, um die neue Ordnung der Dinge genau vorzuzeichnen und in's Leben zu rufen.

Dem Drängen der Regierung gelang es denn auch, die Unschlüssigkeit, Uneinigkeit und den theilweise bösen Willen der Comités so weit zu bemeistern, daß endlich bis zum März 1859 auch die allerwiderspänstigsten ihre Arbeiten beendet hatten, worauf dieselben dem Hauptcomité in Petersburg vorgelegt wurden.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft bietet die originelle Erscheinung dar, daß sehr viele zu einer Hauptrolle bei derselben Berufenen theils versteckte, theils offene Gegner der Sache waren, daß diese aber trotzdem, nach dem einmal gegebenen Anstoße, wie dem Gesetze der Schwere folgend, ihre naturnothwendige Bahn, allen Widerstand bewältigend, zurücklegte. Mehrere der höchsten Würdenträger des Reichs, z. B. der Staats-Secretär Butkoff und der Minister der kaiserlichen Domänen Murawieff, wurden beauftragt durch Rundreisen in den Gouvernements die localen Schwierigkeiten, auf welche die Comités stoßen könnten, durch ihre Gegenwart beseitigen zu helfen und überhaupt die ganze Angelegenheit zu beschleunigen. Es stellte sich aber später heraus, daß diese Rundreisen eher eine Stockung in die Thätigkeit der Comités gebracht und die Unzufriedenheit

des Adels vermehrt hatten. Da beschloß endlich der Kaiser, unzufrieden mit seinen Stellvertretern, durch seine persönliche Gegenwart die alte Loyalität in der Brust seiner Edelleute wachzurufen. Er trat selbst einen Umzug durch die meisten Gouvernements seines Reiches an. Die Worte, welche er überall an den versammelten Provinzialadel richtete, waren meist einfach, aber sie verfehlten ihre Wirkung nicht. Einzelne Adelsversammlungen, z. B. die Moskauische, mußten bittere Vorwürfe über ihre Widerspänstigkeit und ihren Mangel an Patriotismus hören. Der Einfluß, den diese Reise des Kaisers auf den Gang der Comitéarbeiten ausübte, war von nicht zu verkennender Wichtigkeit, besonders weil sich der Adel nun überall aus den eigenen Worten des Kaisers von dessen unumstößlichem Entschlusse, vorwärts zu gehen, überzeugte.

Während die Gouvernementscomités für den Augenblick bei Lösung der Bauernfrage im Vordergrunde standen, blieb man auch in Petersburg nicht unthätig.

Zuerst lenkten den Blick der Regierung die gewesenen Militärcolonien auf sich, über deren räuberische Verwaltung und die darauf erfolgten Aufstände sich die europäische Presse zur Zeit sattsam ausgesprochen hat. Durch kaiserlichen Ukas vom 1. Mai 1857 war diesen Colonien ihr militärischer Charakter benommen und die Colonisten in Privatbauern der kaiserlichen Familie verwandelt. Als solche hatten sie noch nicht die vollen Rechte der freien Kronbauern, sie erhielten dieselben durch den nun erfolgenden Ukas vom 20. Juni 1858, durch welchen alle Privatbauern der kaiserlichen Familie zu Kronbauern umgeschaffen wurden. Das Recht der Freizügigkeit, bald darauf allen Kronbauern ertheilt, vervollständigte diese Maaßregel.

Außerdem lenkte die Regierung ihre Aufmerksamkeit auf die Lage der in den industriellen Gouvernements, besonders im Permschen, zahlreich vorhandenen, zu den Fabriken gehörenden Leibeigenen und bildete aus sieben Fabrikbesitzern, die sich dazu erboten hatten, eine besondere Abtheilung des Permschen Gouvernementscomités, um einen Entwurf zur Verbesserung der Lage dieser Klasse von Leibeigenen zu berathen.

Schließlich hatte man in Erfahrung gebracht, daß viele Gutsbesitzer die Bauern gezwungen, ihre Uçadbas auf andere, meistens schlechte und unfruchtbare Stellen überzusiedeln, um auf diese Art vor der endgültigen Auseinandersetzung im Besitz des besseren Landes zu sein; daß andere noch weiter gegangen und die sich gegen solches Verfahren sträubenden Bauern nach Sibirien geschickt hatten. In einem ministeriellen Circulare an die Gouvernementschefs vom 7. April wurde befohlen diese Maaßregeln sofort wieder rückgängig zu machen, den Gutsbesitzern eine Uebersiedelung ihrer



Bauern nur mit Zustimmung derselben zu gestatten und das gutsherrliche Recht, widerspänstige Bauern nach Sibirien zu schicken, nur in solchen Fällen zur Anwendung kommen zu lassen, wo der Gouverneur sich selbst von der Schuld letzterer überzeugt habe.

Als endlich die ersten Arbeiten der Gouvernementscomités in Petersburg einliefen, war es an der Zeit eine Richtschnur zu geben, nach welcher bei Prüfung der Entwürfe zu verfahren sei.

Folgendes waren die vorzüglich auf Anrathen Rostowzoff's aufgestellten Hauptgrundsätze, die sich von den früher festgehaltenen, namentlich in der Frage des Grundbesitzes der Bauern und der Gemeindeordnung schon wesentlich unterscheiden.

1) Den gutsherrlichen Bauern sind die Rechte eines freien Bauernstandes einzuräumen, sowohl was die Freiheit der Person und des Eigenthums, als auch was das Beschwerde- und Klagerecht betrifft. 2) Sie sollen in den im Staate bestehenden allgemeinen freien Bauernstand aufgenommen werden. 3) Sie sind in Landgemeinden einzutheilen, deren jede ihre besondere Gemeindeverwaltung hat. 4) Die Gewalt über die persönliche Freiheit des Bauern bei einem Vergehen gegen die Gemeinde-Gesetze und Verpflichtungen ist ausschließlich der Gemeinde selbst anheimzustellen. 5) Der Gutsherr soll nur mit der Gemeinde im Ganzen zu thun haben, ohne sich an die einzelne Person halten zu können. 6) Die Gemeinde ist für die Leistungen jedes Einzelnen der Krone und dem Gutsherrn gegenüber haftbar zu machen. 7) Es ist dahin zu streben die Bauern nach und nach zu Grundbesitzern zu machen, d. h. sie außer der Uçadba mit Ackerland zu versehen. Es sollen die Mittel in Erwägung gezogen werden, durch welche der Loskauf der Bauerländereien von Seiten der Regierung erleichtert und die Uebergangsperiode bis zur vollkommenen Befreiung abgekürzt werden kann. (An dieser Stelle war eigenhändig vom Kaiser bemerkt, daß die Finanzüberschüsse vom Jahre 1859 an zum Zwecke des Loskaufs verwendet werden sollten.) 8) Auch Nichtadlige, welche bis dahin angesiedeltes Land nicht käuflich erwerben durften, empfangen dieses Recht jedoch unter der Bedingung, daß zwischen dem Käufer und den auf den Ländereien angesiedelten Bauern sofort der Loskauf des Bauerlandes abgemacht und mit in die Kaufacte aufgenommen wird. 9) Den kleineren Gutsherren, welche bei Befreiung der Bauern beträchtliche Einbuße erleiden, ist von Seiten des Staates einige Hülfe zu leisten. 10) Bei Durchsicht der Projecte aus den Gouvernements sind auch Art und Mittel zur Etablirung des bis dahin landlosen Hausgesindes zu suchen. 11) Die Landwirthschaft im Großen soll, so viel wie möglich, protegirt werden, jedoch ohne Beeinträchtigung der Kleinwirthschaft.

Der Schwerpunkt der Rußland bewegenden Bauernfrage war, nachdem er scheinbar eine Zeit lang in den Gouvernementscomités gelegen hatte, nun wieder ersichtlich in Petersburg.

Die besondere Commission des Hauptcomités, die in ihren Arbeiten auf immer größere Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten stieß, glaubte, es sei nicht anders zum Ziele zu kommen, als indem man die Bauernfrage gewissermaaßen einem Dictator übertrüge. Als qualificirt zu einer so schwierigen Stellung konnte damals nur ein Mann betrachtet werden, auf den denn auch die Wahl der Commission fiel, nämlich der General-Adjutant Rostowzoff, der seit einiger Zeit angefangen hatte sich der großen Frage mit ganz besonderem Interesse anzunehmen.

Der Kaiser, der Rostowzoff wegen seiner bedeutenden Fähigkeiten und seines Eifers in der ihm selbst so nahe am Herzen liegenden Sache hochschätzte, genehmigte sofort diese Wahl und ordnete ihm eine neugebildete Redactionscommission unter, die fortan die erste Instanz in der Bauernfrage bildete. Diese Redactionscommission bestand aus zwei Abtheilungen von denen die erste sich mit dem allgemeinen, die zweite mit dem localen, Theile der Frage zu befassen hatte.

Die Redactionscommission sollte nach einer gewissenhaften Vorprüfung des sämmtlichen Materials den Entwurf eines neuen Bauerngesetzes ausarbeiten, der alsdann dem Hauptcomité zur Begutachtung vorzulegen wäre. Glücklicher Weise waren einige der fähigsten und aufgeklärtesten Männer Rußlands zu Mitgliedern dieser Commission bestimmt worden. Besonders ragten unter ihnen Solowieff, Samarin, Fürst Tscherkaßki und General Miliutin, der spätere Kriegsminister, hervor — Männer, die mit einem Rostowzoff an der Spitze wohl im Stande waren, die leitenden Kräfte für eine so gründliche Umgestaltung des russischen Reiches zu sein. Dem Präses war außerdem anheimgestellt, Gutsbesitzer und Privatleute, die iu Localangelegenheiten besonders erfahren waren, zu außerordentlichen Mitgliedern zu ernennen. Später wurden selbst kleinere Gutsbesitzer, ja sogar Bauern von Rostowzoff herbeigerufen, die letztern besonders um von ihnen zu erfahren, ob der Stil der ausgearbeiteten Entwürfe ein allgemein faßlicher sei. Nachträglich wurde auf Befehl des Kaisers, gleichfalls unter Rostowzoff's Vorsitze, noch eine besondere Finanzcommission gebildet, welche die Mittel zur Beförderung des Loskaufs der Bauerländereien aufsuchen sollte.

Rostowzoff, dem die innere Organisation der Commission anheim gegeben war, zerlegte die Abtheilung für allgemeine Angelegenheiten in drei Unterabtheilungen; nämlich in eine administrative, welche die Gemeindeangelegenheiten, in eine juristische, welche die Rechte und Pflichten

der Bauern und in eine ökonomische, welche die Landzuweisung, die bäuerlichen Leistungen und den Loskauf zu verhandeln hatte.

Die Arbeiten der Redactionscommission sollten nach einer von ihr selbst entworfenen Geschäftsordnung zerfallen in vorbereitende, welche eine genaue Prüfung der Vorschläge und Meinungen der Gouvernementscomités und in schließliche, welche die Ausarbeitung des Gesetzentwurfes selbst zum Zwecke hatten.

Eine Veröffentlichung der Commissionsverhandlungen sollte, wie die Commission selbst beschloß, mit gewissen Beschränkungen stattfinden, theils um Berichtigung von Irrthümern hervorzurufen, theils um die nach Petersburg beorderten Deputirten der Gouvernementscomités mit dem Gegenstande ihrer Mission näher vertraut zu machen.

Selten hat wohl eine Versammlung eine schwierigere Aufgabe zu lösen gehabt und ist dabei größeren Anfeindungen ausgesetzt gewesen, als die Redactionscommission. Das Material, auf welchem ihre Arbeiten fußen mußten, war kaum zu bewältigen; denn jedes der 45 Gouvernementscomités hatte außer dem Entwurfe eines neuen Bauerngesetzes und einer Masse sonstiger Vorschläge einen ausführlichen Bericht über den Zustand der einzelnen im Gouvernement befindlichen adligen Güter einzuliefern gehabt. Es galt nun eine seit Jahrhunderten in den Rechtszustand übergegangene Ungerechtigkeit, die aber alle gesellschaftlichen Verhältnisse durchwachsen hatte, aufzuheben und nach genauer Prüfung jenes immensen Materials, nach gewissenhafter Abwägung der Tausende von verschiedenen dabei collidirenden Interessen, einen neuen Zustand zu schaffen. Wenn man bedenkt, daß auch bei einer für den Adel günstigsten Lösung der Frage, dieser bis dahin im Staate Alles geltende Stand doch immer der allein verlierende Theil blieb, so kann man sich vorstellen, eine wie precäre Stellung die sämmtlich dem Adel angehörenden Mitglieder der Redactionscommission ihren Standesgenossen gegenüber einnehmen mußten, und wie viele versteckte und offene Streiche sie zu pariren hatten.

Eine detaillirte Darstellung der Thätigkeit der Redactionscommission ist hier unmöglich; die von der Commission gefaßten wichtigsten Beschlüsse, wie sie fast unverändert später die Genehmigung des Hauptcomités und des Staatsrathes erhielten, werden wir zum Schlusse in einem Auszuge aus dem kaiserlichen Manifeste mittheilen. Beschränken wir uns hier auf eine Schilderung der Opposition und Agitation, welche einzelne Beschlüsse dieses Ausschusses in den Reihen des Adels, besonders aber bei den Abgeordneten der Gouvernementscomités hervorriefen.

Die Unzufriedenheit des Adels, der geglaubt hatte in der Bauernfrage wenigstens die Hauptrolle spielen zu können, fand ihren ersten Aus-

druck durch eine in den höchsten Kreisen entstandene Adresse, welche man dem Kaiser zu übergeben gedachte. Obschon es zur Uebergabe dieser Adresse, die von Herrn Besobrasoff, einem ultra-conservativen Agitator, verfaßt war, nicht kam, so möchten wir sie doch in einigen Zügen darstellen, weil sie ein charakteristisches Bild der in jenen Kreisen herrschenden Anschauungen giebt.

Die bis dahin getroffenen Maaßregeln, hieß es in der Adresse, seien verfehlt, weil durch Umtriebe der Behörden die Wahlen für die Gouvernementscomités derart beeinflußt gewesen, daß die daraus hervorgegangenen Versammlungen nicht als die wahre Repräsentation des Adels gelten könnten. Es habe ferner bei den Verhandlungen ein so starker Druck von oben auf die Comités stattgefunden, daß die in Petersburg eingetroffenen Entwürfe nicht einmal der wahre Ausdruck ihrer Gesinnungen, geschweige denn derer des ganzen Adels wären. Es sei unmöglich eine so tief in alle Verhältnisse eingreifende Umgestaltung auf bureaukratischem Wege vorzunehmen; die Mitglieder der Redactionscommission seien zwar verdiente Männer, aber es mangele ihnen an der Sachkenntniß, die man in Bauern- und Gutsangelegenheiten nur durch beständigen Verkehr in dieser Sphäre erwerben könne; den Abgeordneten der Gouvernementscomités sei im Vergleich mit der Redactionscommission eine viel zu untergeordnete Wirksamkeit angewiesen, und die Bauernfrage könne nur dann eine befriedigende Lösung finden, wenn man diese Abgeordneten, die zwar nicht auf ganz legitime Weise zu ihrer Mission gekommen, aber doch durch ihre Thätigkeit in den Comités eine bedeutende Kenntniß der Gouvernementsverhältnisse erlangt, zu einer selbständigen Körperschaft vereinige und ihnen die Gesetzentwürfe der Redactionscommission zur Genehmigung vorlege.

Das zuletzt ausgesprochene Verlangen schien einige Berechtigung zu haben. Der Stand, welcher sein Eigenthum oder einen Theil seines Eigenthums aufopfern sollte, wünschte zuvor gehört zu werden. Nur darf man wohl fragen: wäre die Bauernfrage in so solidem und zugleich humanem Sinne geregelt worden, wenn ihre Lösung in letzter Instanz von der Genehmigung der dabei Verlierenden abgehangen hätte?

Die Erbitterung des Adels gegen die Redactionscommission war allgemein und umfaßte alle Parteien. Man identificirte von nun an diese Commission, die die fähigsten, aufgeklärtesten und fortgeschrittensten Männer Rußlands in sich schloß, mit der überall verhaßten russischen Bureaukratie und mit all' der Stupidität, Bestechlichkeit und Intriguenmacherei, die dieser anhaftete. Was die russische Presse nicht aussprechen durfte, dazu bediente man sich der ausländischen und verbreitete in Rußland eine

Menge auswärts gedruckter Brochüren gegen die Redactionscommission und ihren Präses. Da geschickter Weise die Klage über bureaukratische Centralisation immer vorangestellt war, so stimmte theilweise der russische Liberalismus mit ein und bekämpfte die, welche ganz in seinem Sinne handelten. Auch im Bauernstande, zu dessen Wohle die ganze Umgestaltung unternommen wurde, hatte die Redactionscommission keinen moralischen Halt. Als der sorglose russische Bauer sah, daß seine Befreiung nicht über Nacht kam, glaubte er, es bliebe am Ende doch Alles bei'm Alten, und hörte auf sich für diese seine Lebensfrage zu interessiren.

So kam endlich der 25. August 1859 und mit ihm die für diesen Tag entbotenen Abgeordneten aus den 21 Gouvernementscomités, deren Arbeiten zuerst der Commission vorgelegen hatten. Eine Instruction war für dieselben im Ministerium ausgearbeitet worden, die mit dem früheren Erlasse, wonach die Deputirten zu gemeinsamer Prüfung der Bauerngesetzentwürfe mit dem Hauptcomité zusammentagen sollten, allerdings in bedeutendem Widerspruche stand. Nach der Instruction sollten sie nur die von der Redactionscommission an sie gestellten Localfragen und solche, die während der Berathungen derselben entstanden waren, beantworten, ihre Ansichten darüber aber gouvernementsweise der Commission schriftlich einreichen.

In der Hoffnung nach Petersburg gekommen, von nun an die Hauptinstanz in der Bauernfrage zu bilden, fanden sich die Abgeordneten durch diese Instruction bitter enttäuscht. In einer Privatberathung beschlossen sie sich in einem übrigens sehr höflich abgefaßten Briefe an den Präses der Commission zu wenden, worin sie angaben, in den Gouvernementscomités hätten sie die Frage nur im Einzelnen und aus Mangel an Zeit und Vorbereitung nur mit geringer Gründlichkeit beurtheilen können; jetzt, nachdem die Frage allmählig in ein neues Stadium übergetreten, habe sich ihr Blick und ihr Urtheil erweitert, werde aber erst dann auf eine geläuterte Richtigkeit Anspruch machen können, wenn man ihnen Gelegenheit gebe, in gemeinsamer Berathung ihre gegenseitigen Irrthümer zu berichtigen und die Widersprüche in ihren Meinungen auszugleichen. Die Redactionscommission könne bei all' ihrem Eifer und gutem Willen unmöglich einen Gesetzentwurf zu Stande bringen, der allen localen Nüancirungen der Verhältnisse des großen Reiches entspreche; sie bäten deshalb den Herrn Präses, ihnen bei Sr. Maj. die Erlaubniß zu Constituirung einer allgemeinen Deputirtenversammlung zu erwirken, welche dann mit der Redactionscommission in Beziehung treten könne.

Die Antwort des Kaisers, die nicht lange auf sich warten ließ, lautete dahin: die Herren Abgeordneten könnten allerdings ihr Urtheil und

ihre Anschauung durch allgemeine Versammlungen nur läutern, und er selbst wünsche, daß solche stattfänden. Die Versammlungen dürften aber nur einen Privatcharakter haben, und die Theilnahme an den Geschäften müsse ganz so verbleiben, wie sie in der Instruction vorgeschrieben sei.

Trotz dieser etwas engen Grenzen konnte die Wirksamkeit der Abgeordneten doch eine einflußreiche sein, wenn sie nicht von vorne herein von einem feindseligen Standpunkt gegen die Redactionscommission ausgegangen wären. Legte man ihnen auch officiell nur Localfragen vor, so mußte doch schon die Gegenwart einer Anzahl von Männern, die mit dem Vertrauen ihres Gouvernementsadels hergesandt und sämmtlich in den bäuerlichen Angelegenheiten praktisch bewandert waren, bei freundschaftlichen Verhältnissen mit der Commission, eine Wirkung auch auf die Entscheidung der Hauptfragen ausüben. Da sie sich aber officiell von der Verhandlung über den Hauptpunkt, die Landzutheilungsfrage, ausgeschlossen sahen, so wurden sie gleich von Anfang an so erbittert, daß sie meist auch in den Localfragen nur trotzige Antworten gaben.

Es scheint, daß die Regierung unter diesen Umständen sich der Deputirten gern wieder entledigt hätte. Das geht besonders aus der kaiserlichen Belobigung eines Abgeordneten hervor, der zuerst mit der schriftlichen Beantwortung der ihm gestellten Fragen zu Stande gekommen war. Es war ein Fingerzeig für die anderen, sich ebenfalls zu beeilen. Der Instruction gemäß sollten, nach beendigter schriftlicher Beantwortung der Fragen, die Deputirten zu einer mündlichen Verhandlung einzeln in die Redactionscommission berufen werden. Die Meisten von ihnen benahmen sich aber bei dieser Gelegenheit mit einem solchen Hochmuth und Trotz, daß die Mitglieder der Commission, so sehr sie auch ein besseres gegenseitiges Verhältniß erstrebt hatten, ein gemeinsames Wirken mit den Abgeordneten für unmöglich erklären mußten.

In der Landzutheilungsfrage huldigte die Commission einem Princip, welches von den Abgeordneten in Petersburg und fast vom ganzen russischen Adel in hohem Grade mißbilligt wurde. Die Commission hatte nämlich beschlossen, die bisher von den Bauern inne gehabten Parcellen sollten regulirt, d. h. in jedem Gouvernement sollte, den localen Verhältnissen gemäß, ein Maximum und ein Minimum für die Bauerparcellen bestimmt werden, welches nicht zu überschreiten wäre. Die Gutsherren blieben Eigenthümer des Landes, insofern sie sich nicht mit den Bauern durch freiwillige Abmachungen auseinander setzten; die den Bauern aber durch die Regulirung einmal zugewiesenen Parcellen wurden denselben gegen bestimmte dafür zu leistende Arbeiten oder gegen Zins auf ewige Zeiten zur Benutzung zugesichert.

Der Adel widerstrebte diesen Beschlüssen. Bei der Fixirung eines Maximum und Minimum fürchtete er auf der einen Seite mehr zu verlieren als auf der andern zu gewinnen. Er besorgte ferner, daß man den Bauer, sobald ihm die Benutzung seiner Parcelle auf ewige Zeiten zugesichert sei, zu der dafür zu leistenden Arbeit nicht mehr werde zwingen können, zumal dem Gutsbesitzer auch die ländliche Polizeigewalt abgenommen werden sollte. Endlich hielt er es für unbillig, daß der Pachtzins seine einmalige Höhe für immer behalten sollte, während die Ländereien doch wahrscheinlich im Preise steigen würden.

Mit Unrecht eiferte der Adel gegen das Maximum und Minimum; denn bei einer unparteiischen Feststellung der beiden Sätze gewann der Gutsherr im Durchschnitt ebensoviel durch Verminderung der das Maximum überschreitenden Bauerparcellen, wie er durch Vermehrung der das Minimum nicht erreichenden einbüßte. Aber die Basis eines jeden Uebereinkommens, das Vertrauen, war nun einmal nicht da, und so glaubte Niemand aus dem opponirenden Adel, daß die Feststellung der Sätze eine unparteiische sein werde. Was die Furcht betrifft, die Arbeit der Bauern sei nicht zu erzwingen, so verrieth sie eine sehr düstere Ansicht von der Zukunft, ja den Gedanken an eine völlige gesellschaftliche Auflösung. Die Unveränderlichkeit des Pachtgeldes bot eher einen Grund zur Klage.

Es bildete sich in dieser Zeit bei einem großen Theile des Adels die vollständig liberale Idee aus, es sei ein zwangsweiser, sofort auszuführender Loskauf sämmtlicher Bauerländereien durch vom Staate zu beschaffende und dem Bauernstande vorzustreckende Mittel die schnellste und sicherste Lösung der ganzen Frage. Diese Idee hatte allerdings Manches für sich. Der Bauer wurde sofort Eigenthümer seiner Ländereien und der Gutsherr bekam ein Capital in die Hände, das er bei dem Aufschwunge, den voraussichtlich die ganze Landwirthschaft durch Aufhebung der Leibeigenschaft nehmen mußte, mit großem Erfolg in seiner eigenen Oekonomie verwerthen konnte. Die Schattenseite war nur, daß der Staat eine immense Menge von Obligationen auf einmal ausgeben mußte, die den Geldwerth, der schon sehr gesunken war, noch ungleich bedeutender heruntergedrückt haben würde.

Als die Deputirten ihre Arbeit vollendet hatten, suchten sie sich wegen Abfassung einer Adresse an den Kaiser zu einigen, was ihnen aber nicht gelang. Es bildeten sich zwei Gruppen, von denen jede eine besondere Adresse redigirte. Die eine enthielt ein Mißtrauensvotum gegen die Redactionscommission im Allgemeinen mit der Bitte die Arbeiten derselben vor ihrer Präsentation im Hauptcomité noch einer eigens zu berufenden Adelsversammlung zur Genehmigung vorzulegen. Die andere ging



direct der Landzutheilungsfrage zu Leibe, mißbilligte die betreffenden Commissionsbeschlüsse und stellte dafür den Grundsatz des sofortigen zwangsweisen Loskaufs auf, der, wie wir eben gesehen haben, im Adel Wurzel zu schlagen begann.

Die Adressen erzürnten den Kaiser in hohem Grade und er befahl auf Anrathen des Hauptcomités den Chefs der Gouvernements, aus welchen die Abgeordneten ihre Mission hatten, den letztern einen strengen Verweis zu ertheilen. Ein Abgeordneter, welcher sich nicht an den Adressen betheiligt, dafür aber einen eigenen noch markirteren Brief an den Kaiser geschrieben hatte, wurde sogar unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Dieses Verfahren, dessen Schuld freilich das Hauptcomité zu tragen hat, und die nachherige Maaßregelung mehrerer Adelsmarschälle läßt sich mit unseren westeuropäischen Anschauungen allerdings schwer vereinbaren.

In einer Adresse nach Schluß ihrer quasi-parlamentarischen Thätigkeit allgemeine Ansichten über die Lage auszusprechen, lag wohl nicht außerhalb der Befugniß der Deputirten, besonders da die Form der Adressen in keiner Weise die üblichen Grenzen überschritten hatte.

Die so abgefertigten Deputirten wurden in ihrer Heimath vom Adel als Märtyrer der gemeinsamen Sache empfangen. Wie die höheren Schichten des Publicums die Angelegenheit betrachteten und was sie der Redactionscommission vorwarfen, geht am deutlichsten aus einer damals in Leipzig erschienenen Brochüre hervor. „Es sei ein um so größeres Unrecht, heißt es da, eine officielle Versammlung für ihre Adressen zur Verantwortung zu ziehen, als die Regierung gerade in der Bauernfrage vom nicht officiell versammelten Adel Ansprachen entgegen genommen habe, als es sich darum handelte, die Geneigtheit für die Intentionen Sr. Majestät kund zu geben. Man verfüge über ihr Land und ihre Leute und erlaube ihnen nicht einmal ihre Ansichten darüber auszusprechen. Die Regierung selbst habe schon mehrmals in der Bauernfrage ihren Standpunkt geändert, das werfe man ihr nicht vor; denn je näher man in's Detail einer so großen Angelegenheit eingehe, um so mehr komme man von ursprünglichen irrthümlichen Anschauungen zurück; aber warum sollten denn nicht die Deputirten, denen eine wesentliche Theilnahme zugesagt war, auch das Recht haben, die Regierung auf Irrthümer aufmerksam zu machen, da doch die Zeit der gouvernementalen Unfehlbarkeit vorüber sei? Die den Deputirten ertheilten Verweise hätten gerade das Gegentheil von dem, was die Regierung bezweckte, hervorgebracht; sie würden jetzt wie Verdienstorden betrachtet. Die Erbitterung gegen die in der Redactionscommission gipfelnde Bureaukratie nehme von Tag zu Tag zu. Früher sei in der Bauernfrage allerdings auch die Mehrheit des Adels nicht mit den

Absichten der Regierung einverstanden gewesen, aber eine aufgeklärte Minderheit habe auf ihrer Seite gestanden; jetzt sei auch diese Minderheit in's Lager der Opposition übergegangen. Der Adel habe das Recht in seinen Gouvernementsversammlungen über die Interessen seines Standes zu deliberiren; ein Befehl der Regierung aber verbiete ihm der Bauernfrage zu erwähnen. Gäbe es aber ein tiefliegenderes Interesse des Adels, als diese Frage, die doch gewiß in seine politischen, wie in seine Eigenthumsrechte eingreife? Fast der ganze Adel sei jetzt von der Nothwendigkeit überzeugt, daß den Bauern Ländereien zugetheilt würden; aber das von der Commission vorgeschlagene Mittel sei das allerschlechteste, da durch dasselbe eine Masse feindseliger Beziehungen zwischen den beiden Ständen entstehen müßten, die der jetzt schon so übermächtigen Bureaukratie erst recht Thür und Thor zur Einmischung öffneten. Der größte Theil des Adels wünsche einen sofortigen zwangsweisen Loskauf der Bauerländereien, wozu die Regierung dem Bauernstande die Hand bieten müsse; eine Minorität sei dafür, daß dieselben von Zeit zu Zeit abgeschätzt würden, und daß die bäuerlichen Leistungen an Arbeit oder Pachtzins mit dem steigenden Werthe des Bodens erhöht würden, während die Redactionscommission diese Leistungen ein für allemal fixirt habe. Bei Feststellung der Maxima und Minima sei die Commission ordnungswidrig verfahren, indem sie die Güter unter hundert Seelen, bei welchen die Bauerländereien verhältnißmäßig gering sind, nicht mit in die Berechnung gezogen und so die Parcellen zu groß berechnet habe. Endlich stehe noch zu befürchten, daß die Commission, die über diesen Punkt ein unverbrüchliches Stillschweigen bewahre, eine rein bureaukratische Gemeindeverwaltung ausarbeite, bei welcher alle Aemter vom Gouverneur zu besetzen seien, und daß auf diese Weise aller Einfluß des Adels auf dem Lande paralysirt werde."

In der That war dem Adel verboten, auf seinen Gouvernementsversammlungen, die nun bald stattfanden, der Bauernfrage Erwähnung zu thun. Dieses Verbot datirte von einem Circulare des Ministers des Innern an die Gouvernementschefs vom November 1859. Jene Adelsversammlungen bieten nun eine eigenthümliche Erscheinung. Regierung und Adel scheinen vollständig ihre Rollen gewechselt zu haben; der Adel, ursprünglich der neuen Ordnung der Dinge entgegen, hat jetzt sattsam eingesehen, daß er sich vergebens gegen die leitenden Grundsätze der Regierung stemmt, er will aber nun, wo seine wesentlichsten Privilegien zusammenstürzen, eine entschiedene und durchgreifende Reform auch des ganzen übrigen Staatsgebäudes. Von der Opposition gegen eine Neuerung geht er zur Opposition gegen alles Alte über. Es zeigt jedenfalls einen gesunden

Zug im russischen Adel, daß er der Chimäre einer Restauration unwiderbringlich verlorener Zustände nicht zu lange nachgehangen hat.

Kaum zusammengetreten, beeilten sich die Adelsversammlungen den aus Petersburg zurückgekehrten Deputirten ihre volle Sympathie auszusprechen. Die darauf in mehreren Gouvernements abgefaßten Adressen an den Kaiser, worin um Aufhebung des Verbotes, über die Bauernfrage zu verhandeln, gebeten wurde, hatten in Petersburg kein anderes Resultat, als eine Verschärfung dieses Verbotes. Der Riasansche Adel überreichte darauf seinem Marschall ein Memoir, worin eine möglichste Beschleunigung der vollständigen Befreiung der Leibeigenen gewünscht wurde, mit der Bitte dasselbe, als von seiner eigenen Person ausgehend, dem Kaiser zu übermitteln. Der Erfolg dieser Handlungsweise war ein scharfer Verweis an den Adelsmarschall. Andere gingen noch weiter in ihrer Freisinnigkeit, und wenn sie in ihren Adressen, dem kaiserlichen Verbote zufolge, sich auch directer Beziehungen auf die Bauernfrage enthielten, so lenkten sie ihre Bitten auf ein anderes, allgemeineres Feld, auf zeitgemäße Reformen in allen Zweigen des Staatswesens.

Die Hauptconcessionen, welche in den meisten Adressen erbeten wurden, waren: Allgemeines Wahlrecht in den Communalangelegenheiten, Garantie der persönlichen Rechte gegen die Willkür des Beamtenstandes, strenge Verantwortlichkeit des Beamtenstandes, öffentliches und mündliches Verfahren in der Gerichtsbarkeit, Geschworenengerichte.

Obwohl die Regierung im Geheimen schon zur Ausarbeitung fast aller dieser Institutionen geschritten war, so wurden die Petitionen doch mit großem Mißvergnügen aufgenommen, und man ließ sich die Inconsequenz zu Schulden kommen, Reformen, die man selbst für unumgänglich nöthig hielt, im Munde der Petenten als revolutionär zu bezeichnen. Die Adelsmarschälle, an welche man sich, als an die Organe des Gouvernementsadels hielt, wurden theils mit Allerhöchsten Verweisen, theils sogar mit Enthebung von ihren Aemtern bestraft.

Mit Ungeduld ward unterdessen im ganzen Lande der endliche Abschluß der Bauernfrage erwartet. Da riß der Tod den Mann hinweg, der das bedeutendste Werkzeug der großen Reform gewesen war. Der General-Adjutant Rostowzoff hatte einmal dem Kaiser gegenüber geäußert, er werde die Sache zu Stande bringen und sollte sie ihm das Leben kosten. Sie kostete ihm wirklich das Leben.

Mit einem staunenswerthen Eifer hatte sich der schon nicht mehr junge Mann an die Lösung dieser riesigen Aufgabe gegeben. Geht man die zahlreichen Projecte durch, die vom ersten Auftauchen der Frage an, das eine immer das andere drängend, diesem Kopfe entsprangen, theils

früh aufgegeben wurden, theils, sich aufrecht haltend, siegreich aus dem Chaos dieser Epoche hervorgingen, so muß man der Productivität des Mannes Bewunderung zollen. Die übermäßige Anstrengung hatte ihn auf's Sterbebette gebracht. Glücklicher Weise war die Bauernfrage schon längst in ein Stadium getreten, wo sie vom Leben eines einzelnen Menschen nicht mehr abhing. Wir sehen den Leiter dieser staatlichen Umgestaltung durch einen Mann ersetzt, der sich mit ihm in keiner Weise vergleichen konnte, über dessen Ernennung zum Präses der Redactionscommission sich ganz Rußland wunderte, durch den Grafen Panin — und doch eilte die Frage sicheren Schrittes ihrer Lösung entgegen.

Aus den mit der Bauernfrage Hand in Hand gehenden Reformen waren um diese Zeit beinahe vollendet die neue Organisation der Kreisverwaltung und der Landpolizei, die Umgestaltung des bürgerlichen Gerichtswesens und die Errichtung von Landhypothekenbanken. Die Reorganisation der Branntweinaccise, eine überaus wichtige und in alle wirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands eingreifende Maaßregel, war ebenfalls in Angriff genommen.

Zum eigentlichen Abschlusse kam von diesen Reformen im Jahre 1860 indeß nur die Reorganisation der Landpolizei. Diese wichtige Reform bestand: 1) in Vereinigung der städtischen mit der ländlichen Polizei; 2) in Trennung des Untersuchungsgerichts von der Polizei; 3) in Concentrirung aller früher der Polizei obgelegenen ökonomischen Angelegenheiten in einer besonderen Verwaltung mit Hinzuziehung der Stände.

Die Deputirten der Gouvernementscomités zweiten Aufrufes hatten sich mittlerweile auch in Petersburg eingefunden, und sie schienen noch weniger als ihre Collegen geneigt, sich mit Regierung und Redactionscommission in Einklang zu setzen.

Jedoch, ob das zuvorkommende Wesen der Regierung versöhnlich wirkte, oder ob die Deputirten einsahen, daß der gereizte Ton ihnen nichts nütze; das äußere Verhalten der Abgeordneten zu Regierung und Redactionscommission gestaltete sich etwas günstiger, wenn auch der Sache nach die Opposition dieselbe blieb, — nur daß sie sich jetzt mehr gegen die Art der Regelung der Bauernfrage, als gegen die leitenden Grundsätze richtete.

Endlich waren die Arbeiten der Redactionscommission so weit gediehen, daß sie dem Hauptcomité vorgelegt werden konnten. Es war ein riesenhaftes Werk, welches die Commission nun hinter sich hatte, und beständige Anfeindungen von außen, theilweise auch Zwiespalt in ihrem eignen Schooße hatten nicht zur Erleichterung der Mühen beigetragen. Bis auf geringe Modificationen, die der Entwurf im Hauptcomité zu erleiden

hatte, wurde er später zum Gesetze erhoben, und man kann deshalb wohl behaupten, daß die Redactionscommission bei der Befreiung der Leibeigenen die hervorragendste Rolle gespielt habe, — natürlich mit Ausnahme des Kaisers Alexander II., dem die ganze Initiative gehört, und ohne den die Leibeigenschaft vielleicht ein Jahrhundert länger bestanden hätte.

Die Vorlage des Entwurfs im Hauptcomité fand am 10. October 1860 statt. Wie die Bauernfrage ihren Hauptschildhalter, den General-Adjutanten Rostowzoff, durch den Tod verloren hatte, so verlor sie jetzt in einem ihrer wichtigsten Momente ihren Hauptgegner in der Person des Vorsitzenden des Hauptcomités, Fürsten Orloff, welcher durch eine schwere Krankheit verhindert wurde, dieses Amt zur Zeit der Vorlage des Entwurfs zu versehen. Sowohl hierdurch, als durch Uebertragung dieses Postens an den Großfürsten Constantin, der schon einmal durch seinen Eifer den Arbeiten neues Leben eingehaucht hatte, wurde der Bauernfrage in ihrer jetzigen Phase bedeutender Vorschub geleistet. In einer Reihe von Sitzungen Ende 1860 wurden die einzelnen Paragraphen des Entwurfs berathen, wobei sich von den neun Mitgliedern des Comités durchgängig eine Majorität von sechs Stimmen auf Seiten der Commissionsbeschlüsse befand. Die wesentliche Modification, welche der Entwurf zu erleiden hatte, bestand nur in einiger Beschneidung der oben erwähnten Maxima.

Die Sache näherte sich ihrem Abschlusse. Ein kaiserliches Decret befahl die sofortige Vorlage des Entwurfs an den Staatsrath; dieser sollte am 28. Januar 1861 zusammentreten und bis zum 14. Februar mit Beurtheilung desselben fertig sein. Zugleich wurde an alle Gouvernementschefs ein Ministerialcircular erlassen, wonach sie alle nöthigen Maaßregeln treffen sollten, welche die Ausführung des demnächst zu erwartenden Manifestes erheischte.

Am 26. Januar fand unter dem persönlichen Vorsitze des Kaisers eine vorbereitende Sitzung des Staatsrathes statt. In einer energischen Rede, mit besonderer Betonung seines unumschränkten gesetzgeberischen Rechtes, paralysirte der Kaiser im Voraus den Widerstand, welchen er hier vielleicht noch hätte erwarten können, erbat sich aber über die Details ein freies Urtheil. Mit großer Majorität ging der Entwurf, wie hiernach vorauszusehen war, am 14. Februar aus dem Staatsrathe hervor. Am 19. Februar 1861 erfolgte das denkwürdige kaiserliche Manifest, der historische Ausdruck der Umgestaltung Rußlands im neunzehnten Jahrhundert. Wir citiren des Raumes wegen hier nur die Stelle, welche in allgemeinen Zügen die neue Organisation des Bauernstandes vorzeichnet.

„Gottes Hülfe erflehend, heißt es in dem Manifeste, haben Wir beschlossen, die ausführende Hand an diese Angelegenheit zu legen.

„Kraft der erwähnten neuen Gesetze erhalten die Leibeigenen ihrer Zeit die vollen Rechte freier Bauern.

„Die Gutsherren, ihr Eigenthumsrecht auf alle ihnen zugehörenden Ländereien bewahrend, stellen den Bauern gegen die dafür bestimmten Leistungen, ihre Uçadbas auf ewige Zeiten zur freien Benutzung anheim, und außerdem, zur Sicherstellung ihres Daseins und der Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen den Staat, die in den Gesetzen festgestellte Quantität Ackerlandes und anderer Nutzungen.

„Zugleich wird den Bauern das Recht ertheilt, ihre Uçadbas loszukaufen und mit Zustimmung des Gutsherrn das Ackerland und die sonstigen Nutzungen, welche sie innehaben, eigenthümlich zu erwerben. Nach derartiger Erwerbung der festgestellten Quantität Landes, werden die Bauern frei von allen Verpflichtungen gegen ihren Gutsherrn in Bezug auf dieses Land und treten in die Klasse freier bäuerlicher Eigenthümer ein.

„Für die landlosen Leibeigenen ist im Gesetze eine ihren Beschäftigungen und Bedürfnissen angemessene Uebergangsperiode festgestellt; nach Verlauf einer zweijährigen Frist, vom Tage der Promulgirung dieses Gesetzes an, erhalten sie ihre volle Freiheit und zeitweise Gerechtsame.

„Auf diesen im Gesetze aufgestellten Hauptgrundsätzen soll die zukünftige Lage der Bauern und der bisherigen landlosen Leibeigenen beruhen und nach ihnen die Art ihrer nunmehrigen Verwaltung geordnet werden. Die den Bauern und bisherigen landlosen Leibeigenen verliehenen Rechte und die ihnen auferlegten Pflichten gegen Staat und Gutsherrn sind ihnen hiernach klar zu machen.

„Da die neue Ordnung der Dinge, bei der unvermeidlichen Vielseitigkeit der durch dieselbe erforderten Reformen, nicht plötzlich eingeführt werden kann, sondern dazu Zeit nöthig ist, z. B. eine zweijährige Frist, so soll während dieser Periode, zur Abwendung von Verwirrungen und zur Sicherstellung des öffentlichen wie des Privatwohls, die seither bestehende Ordnung der Dinge auf den adligen Gütern in Kraft bleiben, bis nach Vollendung der obliegenden Vorbereitungen die neue Ordnung eröffnet wird.

„Zur sicheren Erreichung dieses Zweckes haben Wir als heilsam erkannt zu verordnen:

1) In jedem Gouvernement eine Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten einzusetzen, welcher die Verwaltung der Bauergemeinden, die auf gutsherrlichen Ländereien angesessen sind, obliegen soll.

2) Zur Localuntersuchung von Mißverständnissen und Streitigkeiten, die bei Ausführung der neuen Verordnungen entstehen können, in den

Kreisen Friedensvermittler anzustellen und aus ihnen allgemeine Gouvernementsversammlungen zu bilden.

3) Auf den adligen Gütern ländliche Verwaltungen einzuführen, dazu in den bedeutenderen Dörfern Gemeinden zu organisiren, kleinere Bauerschaften aber zu einer Gemeinde zu vereinigen.

4) Für jede Bauerschaft oder jedes Edelgut ein Patent auszufertigen, zu revidiren und endlich zu bekräftigen, in welchem auf Basis der Localverordnungen über die Landzutheilung die Quantität des den Bauern zur ewigen Benutzung zuzuweisenden Landes und das Maaß der dem Gutsherrn zukommenden Leistungen, sowohl für das Land als auch für die sonstigen Nutzungen, festgestellt ist.

5) Diese Patente nach ihrer Bekräftigung sofort auf allen Gütern in Ausführung zu bringen, was spätestens in Zeit von zwei Jahren nach Erlaß gegenwärtigen Manifestes geschehen sein muß.

6) Den Bauern und bisherigen landlosen Leibeigenen zu befehlen, daß sie bis Ablauf dieser Frist den Gutsbesitzern gegenüber in dem früheren Gehorsam verbleiben und ohne Widerspruch ihre früheren Verpflichtungen erfüllen.

7) Den Gutsbesitzern die obrigkeitliche Aufsicht auf ihren Gütern, nebst Gerichtsbarkeit und Strafgewalt, bis zur Organisation der Gemeinden und Gemeindegerichte zu belassen."

So weit die Worte des Manifestes.

Mit diesen Reformen, die im größten Reiche Europas der ganzen niederen Schicht der Gesellschaft nicht nur die Freiheit, sondern auch eine gesicherte Existenz verschafft haben, ist die den Erdkreis bewegende sociale Frage bei unsern östlichen Nachbarn vorläufig gelöst. So lange Rußland ein ackerbautreibender Staat bleibt, wird es kein Proletariat haben, und ein industrieller Staat wird es erst dann werden, wenn seine heutige Bevölkerung sich um ein Vielfaches vergrößert hat.

E. Henoumont.



Die Justizgesetzgebung unter Friedrich Wilhelm III.*)

Die fromme Sitte unserer Universität, den Geburtstag ihres erhabenen Stifters in jährlicher Wiederkehr zu feiern, hat uns auch heute an dieser Stätte zusammengeführt, um dem Andenken des verklärten Monarchen eine Stunde der ernsten Betrachtung zu weihen und uns in dankbarer Erinnerung zu vergegenwärtigen, wer er war und was er für Preußen gethan hat. Wir sehen die edle Gestalt, das ernste Antlitz des vielgeprüften Königs vor uns, — den schlichten bürgerlichen Mann, welcher doch von der Größe seines Berufs so ganz durchdrungen war, im Unglück standhaft, im Glücke mäßig und stets im echt Hohenzollernschen Sinne darauf bedacht, ein gerechtes, den Landesinteressen förderliches Regiment zu führen. Zu großen und kühnen Unternehmungen, zu einer schöpferischen Politik war seine Natur nicht angelegt; die Erhaltung, die ruhige Entwicklung des Bestehenden, die stille Wirkung der täglichen gewissenhaften Arbeit war die ihm gemäßeste Art des Herrschens. Aber als das Verhängniß eines großen Unglücks über ihn und sein Volk hereinbrach, als die alten Formen und Schranken des Staatswesens sich als unzureichend erwiesen, und es darauf ankam, das äußerlich beschränkte, in seinen Grundfesten erschütterte Reich durch die Kraft des Geistes stark zu machen und wiederherzustellen: da hat Friedrich Wilhelm III. fest und entschlossen den Weg der kühnsten, eingreifendsten Reformen betreten, und mit Männern wie Stein und Scharnhorst den Grund zu einem Neubau gelegt, den keine Macht der Reaction aus dem preußischen Staatswesen wieder zu entfernen vermocht hat. Damals ist es auch geschehen, daß das königliche Wort: „der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat," in der Gründung der Berliner Universität seine Verwirklichung fand; daß sie im Geiste der freien deutschen Wissenschaft errichtet und in der Zeit der beschränktesten Mittel mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit ausgestattet ward. Die Friedrich-Wilhelms-

*) Die obige Rede wurde auf der Universität zu Berlin am 3. August 1863 von Dr. Georg Beseler, als damaligem Rector, gehalten. Obwohl wir aus mehrfachen Gründen akademische Festreden im Princip von den Jahrbüchern ausschließen, so machten wir doch in dem einzelnen Falle von der Erlaubniß des Herrn Verfassers, unsern Lesern die Rede mitzutheilen, gern Gebrauch, da sie über ein bisher wenig bekanntes Gebiet der Gesetzgebung neues Licht verbreitet.

A. d. Red.

Universität wird ihres Gründers und ihrer Gründung stets eingedenk bleiben.

Und die Kraft des Geistes hat sich bewährt; die Schlachten der Befreiungskriege wurden geschlagen. Preußen erhob sich zu neuer Macht und Blüthe; es schien ihm an der Spitze des deutschen Volkslebens eine beneidenswerthe Zukunft gesichert. Aber den Völkern ist es so wenig wie den einzelnen Menschen vergönnt, die Bahn der inneren Entwicklung ohne schwere Kämpfe im gleichmäßigen Fortschritt leicht und frei zu durchmessen. Immer wieder treten neue Hemmnisse entgegen, welche zu besiegen die ganze Kraft des Willens und des Geistes aufgeboten werden muß; Schwankungen und Rückschritte bleiben nicht aus, die um so gefährlicher erscheinen, je mehr man das kurze Maaß des menschlichen Lebens an die großen Entwicklungsperioden der Völkergeschichte anzulegen gewohnt ist. Auch Friedrich Wilhelm III. Regierung hat nicht alle Früchte gezeitigt, auf die man in der schönen Zeit der Erhebung zu hoffen berechtigt war; selbst die königliche Verheißung vom 22. Mai 1815 ist nicht erfüllt und dadurch der günstigste Zeitpunkt für die Begründung einer Reichsverfassung versäumt worden, welche im Geiste der Neuzeit die echten Grundsätze der germanischen Freiheit hätte verwirklichen können. Aber das Land hat damals auch wenig gethan, um dem Könige zu zeigen, daß es bei aller monarchischen Treue und bei dem vollen Vertrauen zu dem königlichen Walten seines Herrschers nach politischer Freiheit sich sehnte; und der König, das dürfen wir bei dem Ernste und der Wahrhaftigkeit seines Charakters annehmen, hat nicht ohne gewissenhafte Prüfung den späteren Gang seiner Regierung sich vorgezeichnet. Welche berechtigte Ausstellungen sich aber auch vom allgemeinen deutschen und preußischen Standpunkte aus gegen die spätere Politik des Königs erheben lassen, so wird es ihm doch stets zum Ruhme gereichen, daß er die reformatorische Gesetzgebung der früheren Regierungszeit in ihrem wesentlichen Bestand niemals hat antasten lassen; daß er auch später noch unablässig bemüht gewesen ist, durch die Union der evangelischen Kirche, durch die Pflege der Wissenschaften und des öffentlichen Unterrichts die sittliche Kraft des Volkes zu heben, und durch die musterhafte Ordnung der Finanzen, so wie vor Allem durch die Begründung des Zollvereines, die zugleich der erste entscheidende Schritt zur Herstellung der deutschen Einheit war, den öffentlichen Wohlstand und die Machtentfaltung des Staates zu fördern. In einer Zeit, wo so Manches, was bisher als sicherer Erwerb betrachtet ward, wieder in Frage gestellt scheint, geziemt es sich wohl, an denjenigen zu erinnern, unter dessen Herrschaft so Großes geschaffen ist. Denn auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens, für Staat und Gemeinde, für Kirche und

Schule, für Verfassung des Heerwesens und die agrarischen und gewerblichen Verhältnisse hat diese Regierung auf das segensreichste gewirkt, und dankbar weiß jeder nicht ganz Unkundige die tief eingreifenden Gesetze zu nennen, welche die große Reformzeit der preußischen Legislation bezeichnen.

Nur auf Einem Gebiete scheint unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. ein Stillstand eingetreten zu sein und jede schöpferische Kraft vermißt zu werden: ich meine die eigentliche Justizgesetzgebung, deren Gegenstand das Civilrecht, das Strafrecht und das Proceßrecht bilden. Denn wenn man von der Criminalordnung vom 11. December 1805 absieht, welche als der formelle Abschluß der vorher gegangenen Codification zu betrachten ist, so fehlt hier jedes größere Werk der Reform und der weiteren Entwicklung.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, diese Thatsache einer genaueren Prüfung zu unterziehen und zu untersuchen, inwieweit sie wirklich als begründet angenommen werden darf und aus welchen Ursachen sie zu erklären ist. Wenn ich dafür heute die Aufmerksamkeit dieser hochansehnlichen Versammlung eine kurze Zeit in Anspruch nehme, so muß ich mich freilich darauf beschränken, nur das Wesentlichste zu berühren, und die allgemeinen Gesichtspunkte, welche dabei in Betracht kommen, hervorzuheben.

Dabei ist vor Allem zu beachten, daß kurz vor dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm III. das Gesetzgebungswerk, welches Friedrich der Große noch am Abende seines Lebens mit der ganzen Kraft und Energie seines Geistes begonnen hatte, zum Abschluß gekommen war. Die Allgemeine Gerichtsordnung und das Allgemeine Landrecht hatten für Preußen eine selbständige Rechtsordnung begründet, und die besten Kräfte seines Juristenstandes waren aufgeboten worden, in diesen Gesetzbüchern, unbekümmert um den Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland, eine Musterarbeit herzustellen, welche gleichmäßig die Anforderungen der allgemeinen Bildung und Humanität befriedigen und die großen Zwecke der Fridericianischen Regierung erfüllen sollte. Wenn es nun schon ein allgemeines Gesetz der geschichtlichen Entwicklung ist, daß nach einer großen, auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Anstrengung ein Nachlassen der Arbeit und eine Zeit der Ruhe und des Besinnens einzutreten pflegt, so war eine solche Erscheinung nach der Vollendung jener Codification um so natürlicher, da man auf dieselbe wie auf die letzte große That jener ruhmvollen Regierung blickte, und in ihr das Werk großer und verdienter Männer, den Ausdruck ihrer legislativen Weisheit verehrte. Zeigten sich dann auch im Einzelnen Mängel oder Schäden, so durfte man von der ausgleichenden Kraft der Praxis und von einzelnen verbessernden Gesetzen die Abhülfe erwarten, während die organischen Fehler, mit welchen na-

mentlich die Allgemeine Gerichtsordnung und das Strafrecht des Allgemeinen Landrechts behaftet waren, sich erst allmählich in der Rechtsübung klar herausstellten.

Wenn sich daher auch schon im Anfange der Regierungszeit Friedrich Wilhelm III. das Bedürfniß zeigte, einzelne Novellen zu der kurz vorher abgeschlossenen Gesetzgebung ausgehen zu lassen, und sogar im Jahre 1803 einen Anhang zum Landrecht zu publiciren, so waren damit doch keine wesentlichen Aenderungen verknüpft, — ja manche Bestimmungen fanden nur in diesem Anhange einen Platz, um die Verfügungen der Ministerial-Rescripte mit gesetzlicher Autorität zu bekleiden. Nur Eine Bestimmung ist von principieller Wichtigkeit, und führte zu einem Bruch in dem System der Friedericianischen Gesetzgebung. Diese stellte sich nämlich als ein festes unantastbares Ganzes hin, dessen dauernde Geltung durch keine Einwirkung der Theorie und der Praxis gefährdet werden sollte. Selbst der freien wissenschaftlichen Auslegung des Gesetzbuchs durch den Richter war kein Raum gelassen; nach dem Allgemeinen Landrecht, Einleitung §. 47 soll der Richter, welcher den eigentlichen Sinn des Gesetzes zweifelhaft findet, seine Bedenken, ohne die proceßführenden Parteien zu benennen, bei der Gesetzcommission anzeigen und auf deren Beurtheilung antragen. — Diese der Würde des preußischen Richterstandes und allen Traditionen der deutschen Jurisprudenz widerstrebende Bestimmung, welche einen tiefen Blick in die äußerliche Rechtsanschauung jener Zeit thun läßt, ist bereits durch eine Cabinetsordre vom 8. März 1798 (Anhang zum Landrecht §. 3) wieder aufgehoben worden. Findet der Richter den Sinn des Gesetzes zweifelhaft, so soll er den vorliegenden Fall nach den allgemeinen Regeln wegen Auslegung der Gesetze entscheiden, ohne daß eine Anfrage an die Gesetzcommission während des Laufes des Processes statt hat.

Bald nach diesen ersten Anfängen einer Gesetzrevision unter Friedrich Wilhelm III. traten für Preußen die Jahre des Unglücks und der äußeren Erniederung ein, welche aber die innere geistige Wiedergeburt begründeten und eine Reihe großartiger organischer Ordnungen und Gesetze in's Leben riefen. Wenn diese Zeit der Reform für das Justizwesen spurlos vorübergegangen ist, so ist schon früher der allgemeine Grund dieser Erscheinung — die kurz vorher abgeschlossene Codification — von mir hervorgehoben worden. Aber ganz wird die Unthätigkeit der Justizgesetzgebung in dieser Periode dadurch nicht erklärt, und es drängt sich wohl die Frage auf: Wenn in der Städteordnung die deutsche Gemeinde zu ihrem alten Rechte der Selbstverwaltung erhoben; wenn die altgermanische Ordnung des freien Heerbanns durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wiederhergestellt ward und an die Seite des stehenden Heeres die Land-

wehr trat; — lag es dann nicht eben so nahe, auf die altgermanische Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, auf die Volksgerichte zurückzugreifen, und im Sinne Justus Möser's den Geist der Nation auch auf diesem Gebiete zu stärken und zu heben? — Die Frage ist eine berechtigte; die Antwort, wenn auch nicht gerade trostreich, doch entscheidend. Es fehlten in den maaßgebenden Stellungen die rechten Männer, welche mit der nöthigen Einsicht und Energie eine volksthümliche Reform des Justizwesens hätten unternehmen und durchführen können. Die Schule der Carmer und Suarez, so achtungswürdig in vielen Beziehungen, war einer solchen Aufgabe nicht gewachsen.

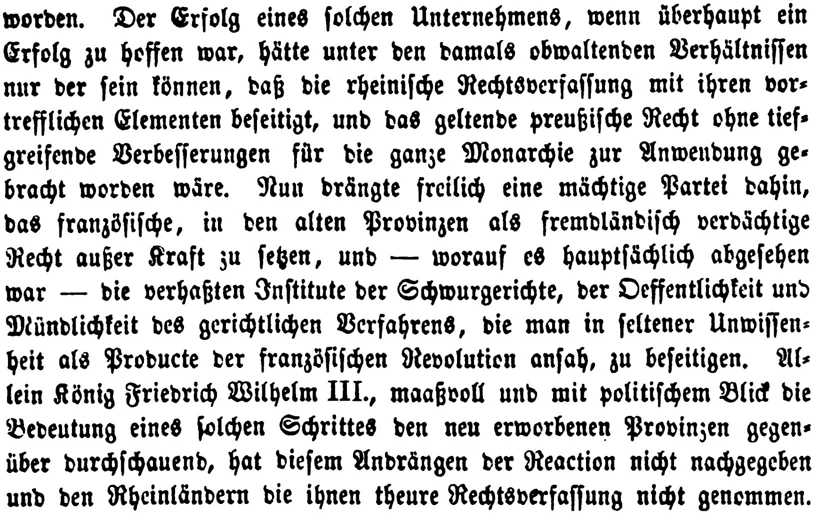
Wie wenig in dieser Richtung auf eine schöpferische Thätigkeit der Gesetzgebung zu hoffen war, das ergiebt sich deutlich aus folgenden Vorgängen. Am 25. November 1808, dem Tage nach der Entlassung Stein's, ward der Großkanzler Beyme zur Leitung der Justizverwaltung berufen, und durch eine königliche Cabinetsordre, welche noch von jenem großen Minister veranlaßt war und sich der Verordnung vom 24. November über die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden anschloß, mit der ihm gesetzten Aufgabe bekannt gemacht.*) Vereinfachung der Justizverwaltung, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, der gutsherrlichen Polizeigewalt, Verbesserung der Criminalgesetze nach dem Princip der Gleichheit vor dem Gesetze, Verbesserung der Schuldgesetze zur Hebung des Credits, — das waren die Gesichtspunkte, welche dem neu berufenen Minister für die Leitung des ihm anvertrauten Amtes angegeben wurden. Aber keine Andeutung liegt vor, daß der Großkanzler in diesem Sinne thätig gewesen ist, ja das Gegentheil läßt sich beweisen, und als er im Jahre 1810 sein Amt an den Justizminister von Kircheisen abgab, war von jener Cabinetsordre kaum eine Spur zu entdecken. Wenn sie daher später, in der Cabinetsordre vom 24. Juli 1826 über die Einrichtung der Gesetzrevision, ausdrücklich aufgehoben worden ist, so kann es fast auffallen, daß eine solche Maaßregel noch für nöthig gehalten und daß dadurch an ihre Existenz erinnert ward, von der außerdem nur eine zufällig erhaltene Abschrift Kunde giebt. — So geschah es, daß dieser bedeutungsvolle Schritt auf der Bahn der inneren Reform keine unmittelbaren Folgen hatte, und daß erst vierzig Jahre später die beabsichtigten Aenderungen durchgeführt worden sind, und nicht einmal vollständig. Denn das Land harrt noch jetzt auf die Beseitigung der gutsherrlichen Polizeigewalt, welche mit unseren allgemeinen politischen, socialen und agrarischen Einrichtungen unvereinbar ist.

*) Die betreffende Cabinetsordre, welche bisher noch nicht publicirt war, s. in der Anlage S. 167.



Jene von Stein dem Lande als ein Vermächtniß hinterlassenen Reformen trugen aber wesentlich einen politischen Charakter an sich, und da sie scheiterten, blieb die Justizgesetzgebung vorläufig von dem neuen Geiste, der den preußischen Staat durchwehte, unberührt; man ließ es eben auf diesem Gebiete bei den bestehenden Einrichtungen bewenden. Indessen konnte man auf die Dauer doch nicht in diesem Quietismus verharren. Daß das im Allgemeinen Landrecht enthaltene Strafgesetzbuch den Anforderungen der modernen Strafrechtswissenschaft nicht entsprach, ließ sich nicht wohl verkennen; auch die Civilproceßordnung hatte sich in ihrer praktischen Ausführung nicht bewährt, und die große Lücke, welche die Gesetzgebung gelassen hatte, indem sie das Allgemeine Landrecht nur als die subsidiarische Rechtsquelle hinstellte, die Codification der Provinzialrechte aber nicht zu Stande brachte, — diese Lücke mußte auf irgend eine Weise ausgefüllt werden. Dazu kam, daß die neuen Einrichtungen, welche die Standesverhältnisse, das städtische Gemeindewesen, die gewerblichen und agrarischen Verhältnisse so wesentlich umgebildet hatten, auf das Rechtssystem selbst zurückwirkten, und ein nicht unerheblicher Theil des Landrechts dadurch außer Kraft gesetzt ward. Dieses selbst aber erhielt bei der Rückeroberung von Provinzen, in denen inzwischen eine andere Rechtsordnung eingeführt worden war, eine vielfach modificirte Geltung; es stellte aber überhaupt nicht mehr das in Preußen allein herrschende Rechtssystem dar, indem in einigen neuen Gebietstheilen das deutsche gemeine Recht, in andern die französische Rechtsverfassung in anerkannter Wirksamkeit blieb.

Alle diese Momente zusammengenommen drängten unaufhaltsam zu einer umfassenden legislativen Thätigkeit hin, und es konnte nur zweifelhaft sein, ob man die Gesetzgebung Friedrich des Großen in einem höheren Sinne weiterführen, und aus der schöpferischen Verarbeitung des gesammten vorhandenen Materials ein gemeinsames nationales Recht bilden, oder ob man sich damit begnügen wollte, das geltende Recht nach dem nächsten Bedürfnisse der Gegenwart zu revidiren und zu ergänzen. Man hat sich für diesen letzteren, bescheidneren Weg entschieden, und diese Wahl kann, wie die Sachen damals lagen, als eine günstige Fügung angesehen werden. Denn für eine gemeinsame deutsche Nationalgesetzgebung, für welche Thibaut in patriotischer Erregung seine Zeitgenossen zu gewinnen suchte, und welche jetzt die unabweisbare Aufgabe einer nationalen Politik geworden ist, fehlte damals, wie von Savigny nachwies, in der That noch der Beruf, und ebenso wenig ließ sich ein großes und abschließendes Werk erwarten, wenn für Preußen die Herstellung einer neuen Rechtsordnung unter Verschmelzung der geltenden Rechtssysteme wäre versucht



worden. Der Erfolg eines solchen Unternehmens, wenn überhaupt ein Erfolg zu hoffen war, hätte unter den damals obwaltenden Verhältnissen nur der sein können, daß die rheinische Rechtsverfassung mit ihren vortrefflichen Elementen beseitigt, und das geltende preußische Recht ohne tiefgreifende Verbesserungen für die ganze Monarchie zur Anwendung gebracht worden wäre. Nun drängte freilich eine mächtige Partei dahin, das französische, in den alten Provinzen als fremdländisch verdächtige Recht außer Kraft zu setzen, und — worauf es hauptsächlich abgesehen war — die verhaßten Institute der Schwurgerichte, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, die man in seltener Unwissenheit als Producte der französischen Revolution ansah, zu beseitigen. Allein König Friedrich Wilhelm III., maaßvoll und mit politischem Blick die Bedeutung eines solchen Schrittes den neu erworbenen Provinzen gegenüber durchschauend, hat diesem Andrängen der Reaction nicht nachgegeben und den Rheinländern die ihnen theure Rechtsverfassung nicht genommen.

Bevor noch über diese wichtige Frage eine Entscheidung getroffen war, wurde durch die Cabinetsordre vom 3. November 1817 anerkannt, daß das Allgemeine Landrecht und die Gerichtsordnung eine Revision erforderten, um beide den nach ihrer Publication eingetretenen Veränderungen anzupassen. Der Großkanzler von Beyme, dem die Leitung dieser Revisionsarbeiten übertragen wurde, brachte aber auch diesmal nichts zu Stande, und erst seit dem Jahre 1825, als der Justizminister Graf von Danckelmann zu seinem Nachfolger ernannt war, wurde das Werk mit Eifer und nach einem festen Plane in Angriff genommen. Der neue Minister reichte am 24. Juni 1826 seine Vorschläge für die Behandlung des Revisionsgeschäftes ein, welche bereits vier Tage später die königliche Genehmigung erhielten. Es wurde unter dem Vorsitze des Justizministers eine Gesetz-Revisions-Commission gebildet, und der ganze zu revidirende Rechtsstoff in 16 Abschnitte oder Pensa vertheilt, für welche ebenso viele Deputationen, wenigstens aus dem Revisor und einem Correferenten bestehend, niedergesetzt wurden. Die in den Deputationen ausgearbeiteten Entwürfe sollten in der Gesetz-Revisions-Commission berathen, und demnächst von dem Justizminister in das Staatsministerium gebracht werden. Die Cabinetsordre vom 24. Juli 1826 hat dann den allgemeinen Standpunkt, welcher bei dem Revisionswerk maaßgebend sein sollte, genauer festgestellt; sie zeigt das lebhafte Interesse des Königs an dem Werke und die einsichtige Theilnahme, welche er demselben widmete.

„Mit Bezug," heißt es hier, „auf Meine an Sie ergangene Ordre vom 28. Januar d. J. — — finde Ich Mich, bei dem jetzt vorrückenden Geschäfte und bei dem wesentlichen Einflusse dieser Maaßregel auf das



öffentliche und Privatrecht, veranlaßt, auch in Ansehung der materiellen Bearbeitung Sie noch besonders auf die allgemeinen Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, von welchen die Bearbeitung ausgehen muß, wenn das Geschäft Meiner Absicht und dem Zwecke gemäß zu Stande gebracht werden soll. Ich zähle dahin 1, daß es nicht Mein Wille ist, eine neue Gesetzgebung in die Stelle der gegenwärtigen treten zu lassen, weil die Revision hierdurch in die Prüfung mehrer von einander abweichenden Rechtstheorien gerathen, das Geschäft in unabsehliche Länge gezogen, und es dennoch zweifelhaft bleiben würde, ob sich die neue Theorie praktisch bewähren werde. Meine Absicht ist vielmehr, daß die jetzt bestehende Gesetzgebung zum Grunde gelegt und aufrecht erhalten werde, daß aber in das Landrecht und die Gerichtsordnung nicht blos eingeschaltet werde, was seit ihrer Emanation neu hinzugekommen oder abgeändert ist" u. s. w.

Allein unter der Arbeit traten die Schwierigkeiten derselben erst recht hervor, und wenn der Justizminister Anfangs die kühne Hoffnung gefaßt hatte, das Geschäft in zwei Jahren vollendet zu sehen, so stellte sich bei seinem am Schlusse des Jahres 1830 erfolgten Tode die niederschlagende Thatsache heraus, daß auch kein einziges Pensum zum Abschluß gebracht war. Man hatte sich vorzugsweise mit der Revision des Proceßrechts und des Strafrechts beschäftigt, in Beziehung auf letzteres sich aber überzeugt, daß eine bloße Ueberarbeitung nicht genüge, sondern die Herstellung eines neuen Gesetzbuchs nothwendig sei. Als hierzu die Genehmigung des Königs besonders erbeten ward, erfolgte diese zwar in der Cabinetsordre vom 14. November 1826, aber nur in bedingter Weise, und nicht ohne die nachdrücklichste Betonung der nothwendigen Beschleunigung der Arbeit. Am Ende der Cabinetsordre heißt es: „Ich wünsche, daß Sie in dieser Beziehung von der Lage der Sache selbst genaue Kenntniß nehmen, den Gang, welchen die Revisoren zu nehmen haben, ihnen vorzeichnen, und über den Fortgang der Arbeit von drei zu drei Monaten Mir berichten, damit Ich mittelst allgemeiner Umrisse von dem Gange und der Lage des Geschäfts in Kenntniß erhalten werde."

Ungeachtet dieser Mahnung ging aber das Revisionswerk nicht recht vorwärts, und nach Danckelmann's Tode gerieth es fast ganz ins Stocken. Neues Leben kam erst wieder hinein, als durch die Cabinetsordre vom 9. Februar 1832 eine Trennung des Justizministeriums statt fand, und der auch früher schon bei der Gesetzrevision thätige Wirkliche Geheime Rath von Kamptz neben der obersten Leitung der Justizverwaltung für die Rheinprovinz mit der Fortführung der Gesetzrevision in allen ihren Theilen und mit Einschluß der jetzt besonders hervorgehobenen Provinzialgesetze betraut ward. Eine hohe, freie Leitung der wichtigen Angelegenheit

ließ sich freilich von diesem, in den dunkeln Partien der neueren preußischen Geschichte nur zu oft genannten Manne nicht erwarten; aber er brachte doch Eigenschaften zu dem ihm übertragenen Amte, die nicht gering anzuschlagen sind: eine tüchtige juristische Bildung, unermüdlichen Fleiß und eine seltene Kenntniß der Provinzial- und Statutarrechte, und so hat er in gewissen Beziehungen auf die Ausbildung des preußischen Rechtswesens doch einen bedeutenden und fördernden Einfluß ausgeübt.

Die Arbeiten der Gesetz-Revisions-Commission gingen jetzt auf die dafür bestimmte Abtheilung im Justizministerium über, und für die Berathungen der revidirten Entwürfe im Staatsministerium und im Staatsrathe suchte man eine Vereinfachung und Abkürzung des Verfahrens zu gewinnen. Das Revisionswerk nahm nun aber eine zwiefache Richtung.

I. In Beziehung auf die allgemeine Gesetzgebung.

Von jeder Verschmelzung des altpreußischen und rheinischen Rechts wurde jetzt Abstand genommen, und die Revision des bürgerlichen Rechts vereinfacht, indem das Verwaltungs- und Communalrecht davon ausgeschieden und ein Theil des im Allgemeinen Landrecht enthaltenen Rechtsstoffs, nämlich das Kirchen- und Schulrecht, das Wechselrecht mit dem Wechselproceß, das Handelsrecht und das Bergrecht besonderen Gesetzbüchern überwiesen ward. Auch die so geordnete Revision ist unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. in keiner Abtheilung zu Ende geführt worden; und wenn man die lange Reihe von Quartbänden überblickt, welche die Revisionsarbeiten von 1832—1840 enthalten (eine übersichtliche Darstellung derselben hat der Minister selbst im sechszigsten Bande der von ihm herausgegebenen Jahrbücher veröffentlicht), so läßt sich das Gefühl des Bedauerns über so viel vergebliche Arbeit kaum unterdrücken. Aber ohne alle Frucht sind diese Entwürfe doch nicht geblieben. Den Anforderungen der neueren Gesetzgebungskunst entsprechen sie freilich nicht mehr, und die späteren so wichtigen Proceßgesetze, so wie die Wechselordnung, das Strafgesetzbuch, die Concursordnung, das Handelsgesetzbuch sind weit über die Linien hinausgegangen, welche man sich in jener Periode der Gesetzrevision gezogen hatte. Aber Vieles ist doch damals gesammelt und vorbereitet worden, welches für die großen legislativen Arbeiten der späteren Zeit eine erste feste Grundlage gewährte.

II. Die Revision der Provinzialrechte.

Die Absicht Friedrich des Großen war es gewesen, das Allgemeine Landrecht nur als subsidiarische Rechtsquelle an die Stelle des gemeinen deutschen Rechts treten zu lassen, daneben aber die Provinzialrechte in

Geltung zu erhalten. Sie sollten zu diesem Zwecke revidirt und in Gesetzesform gebracht werden. In diesem Sinne ist auch das Allgemeine Landrecht abgefaßt und publicirt worden; allein mit Ausnahme des ostpreußischen Provinzialrechts ist dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen, und die übrigen Provinzial- und Statutarrechte blieben unverarbeitet, zum Theil eine unorganische Mischung von Gesetzen und Gewohnheiten aus den verschiedensten Zeiten. Dies hatte zur Folge, daß sie neben dem neuen allgemeinen Gesetzbuch die ihnen angewiesene Stellung nicht behaupten konnten; selbst den Gerichten und Verwaltungsbehörden fehlte es häufig an der genauen Kenntniß dieser vielfach verdeckten Quellen, oder sie wurden absichtlich ignorirt, indem man sich aus Vorliebe oder Bequemlichkeit immermehr der unmittelbaren Anwendung des Landrechts zuwandte und so der ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmung entgegen handelte. Diese mußte, wenn nicht ein ganz unleidlicher Zustand eintreten sollte, geändert oder in der Ausführung gesichert werden. Der Minister von Kamptz, welcher die letztere Ansicht vertrat, hat in dieser Beziehung einen bedeutenden und im Ganzen heilsamen Einfluß ausgeübt. Die von ihm beabsichtigte Codification der Provinzialrechte ist freilich nicht zum Abschluß gebracht worden; er hat aber durch die von ihm veranlaßten Vorarbeiten die Kenntniß dieser, zum Theil sehr interessanten und für einzelne Institute werthvollen Rechtsordnungen wesentlich gefördert, die Rechtssicherheit in Preußen dadurch erhöht und zugleich für das gemeine deutsche Recht die wichtigsten Hülfsmittel zugänglich gemacht.

Unvollendet blieb also die Gesetzrevision auch nach dieser Seite hin, und der dringende Wunsch des Königs, das Werk rasch gefördert zu sehen, ward nicht erfüllt. Damit waren aber um so größere Uebelstände verbunden, als die Verbesserung der Gesetzgebung für einzelne Rechtstheile, welche sich kaum noch aufschieben ließ, dadurch gehemmt ward; denn nur zu oft sah man sich veranlaßt, unter Hinweisung auf die allgemeine Gesetzrevision, die Abänderung des Besonderen zurückzustellen. — Es lag nicht in des Königs Art, durch energisches Eingreifen den Geschäften im Allgemeinen eine andere Wendung zu geben; aber er verfolgte doch aufmerksam den Gang der Sache, und wenn er sich von dem Dasein erheblicher Uebelstände überzeugt hatte, so unterließ er nicht, auf deren Abstellung zu dringen. Ein denkwürdiges Beispiel, wie er in dieser Richtung sein königliches Amt auszuüben wußte, ist sein Verhalten, durch welches er den ersten entscheidenden Schritt zu einer wichtigen Reform des preußischen Civilprocesses veranlaßte und dadurch den Grund zu dessen weiterer Verbesserung legte. Es sei mir vergönnt, diese Episode in der Geschichte der preußischen Gesetzgebung hier noch kurz hervorzuheben.

Carmer's Civilproceßordnung hatte sich nicht bewährt. Der von Friedrich dem Großen mit genialem Scharfblick erfaßte Grundsatz, daß die mündliche Verhandlung der Parteien vor dem erkennenden Richter eine wesentliche Bedingung für die Reform des gerichtlichen Verfahrens sei, war dem Vorurtheil und der Bequemlichkeit der Juristen erlegen, und Carmer's Versuch, dasselbe, statt es auf der Grundlage des nationalen Rechts fort zu bilden, nach einem theoretisch ersonnenen Ideal zu construiren, war schmählich gescheitert. Der preußische Civilproceß, der selbständigen Thätigkeit der Parteien und der streng geschlossenen Logik des gemeinen Rechts entbehrend, ohne feste Formen und Fristen, war in volle Verwirrung gerathen, eine Last für alle Betheiligten. Auch die Revisionsarbeiten, welche diesem Rechtstheile gewidmet waren, schienen keinen Fortgang zu gewinnen. Da veröffentlichte ein angesehener Rechtsanwalt in Berlin, der Justizrath Marchand, im Jahre 1831 eine kleine Schrift: „Die Haupthindernisse, welche der Verfolgung des Rechts vor den Gerichtshöfen nach der preußischen Proceßordnung entgegen stehen," in der er auch den Laien verständlich nachwies, wie sich bei der Unvollkommenheit des Verfahrens auch die einfachsten Processe Jahre lang hinausziehen ließen, und unter Bezeichnung der wesentlichsten Reformen auf Abhülfe drang.

Der Verfasser überreichte am 9. November 1831 dem Könige diese Schrift, und bereits am 15. November erhielt er folgende Antwort:

„Die von Ihnen verfaßte Schrift über einige Haupthindernisse, welche der Verfolgung des Rechts vor den Gerichtshöfen entgegenstehen, verdient allerdings nähere Aufmerksamkeit, und es ist sehr wünschenswerth, daß denselben durch eine transitorische Verordnung, soweit es bis zur Vollendung der Revision der Gesetzgebung möglich ist, vorläufig abgeholfen werde. Ich habe daher das Justizministerium beauftragt, den Entwurf einer dahin abzweckenden Verordnung einzureichen, und bezeuge Ihnen Meinen Dank, daß Sie diesem wichtigen Gegenstande Ihre Bemühungen gewidmet, und ihn zur vorläufigen Abhülfe des Uebelstandes in Anregung gebracht haben."

In Folge des ihm ertheilten Auftrages nahm von Kamptz nun die Sache eifrig in die Hand. Zur Entwerfung des Gesetzes bestellte er unter dem Vorsitze des Geh. Ober-Justizrathes Müller eine Commission, in der neben je Einem Mitgliede des Kammergerichts und des Stadtgerichts zu Berlin vier Rechtsanwälte einen Sitz fanden. Der König aber ließ die Sache nicht aus dem Auge, und bereits am 2. April 1832 brachte eine Cabinetsordre sie wieder in Erinnerung und empfahl die möglichste Beschleunigung. Am 13. Juli desselben Jahres legte die Commission den

Entwurf zur Verordnung wegen Einführung eines schnelleren Proceßganges für einfache Rechtsstreitigkeiten dem Justizministerium vor, in dem, nach dem Beispiel der Verordnung über die Justizverwaltung im Großherzogthum Posen vom 9. Februar 1817, das Princip der mündlichen Verhandlung zur Anwendung gebracht ward. Der Entwurf wurde im Justizministerium geprüft und festgestellt, wobei der Obertribunalsrath Scheller als Referent fungirte, und bereits am 14. Januar 1833 dem Könige mit dem Antrage auf die Vollziehung überreicht. Allein Friedrich Wilhelm III., so sehr er die Beschleunigung der Sache wünschte, wollte sie doch nicht übereilt haben. In einer Cabinetsordre vom 2. Februar 1833 erklärte er, daß die Dringlichkeit der Sache zwar die Prüfung und Berathung in den legislativen Stadien des Staatsministeriums und des Staatsrathes nicht gestatte; daß sie jedoch der Berathung und Begutachtung einer Commission des Staatsrathes zu überweisen sei. Dieser Commission, welche unter dem Vorsitze des Herzogs Karl von Mecklenburg in der angemessensten Weise zusammengesetzt war, ward aufgegeben, die Angelegenheit möglichst zu beschleunigen und sie in zwei Monaten zu Ende zu bringen. Einsichtig und gründlich wie alle Verhandlungen des Staatsraths — wer kann sie in den wohlgeführten Protokollen studiren, ohne von hoher Ehrerbietung vor dieser bis 1848 so bedeutenden Behörde erfüllt zu werden! — einsichtig und gründlich waren auch die Verhandlungen dieser Commission. Es fehlte nicht an Widerspruch vom Standpunkte der altpreußischen Jurisprudenz, indem sogar die Einführung der Mündlichkeit als einer fremdländischen Institution zurückgewiesen ward; aber die dem Entwurfe günstige Ansicht überwog, und am 1. Juni 1833 erhielt die Verordnung über den Mandats-, summarischen und Bagatellproceß die königliche Sanction.

Einen wie glücklichen Griff die Gesetzgebung hier gemacht hat, ergiebt sich leicht, wenn man erwägt, daß die in dieser Verordnung festgestellten Grundsätze später nur auf alle bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ausgedehnt zu werden brauchten, um eine, wenn auch nicht abschließende, so doch jedenfalls heilsame Reform des preußischen Civilprocesses zu begründen. Daß sie aber überhaupt in Angriff genommen und in kurzer Zeit zu Ende geführt worden ist, verdankt Preußen dem festen und maaßvollen Einschreiten des Königs; und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit recht deutlich, daß es nicht an ihm lag, wenn auf dem Gebiete der Justizgesetzgebung während seiner Regierung keine bedeutenderen Erfolge erzielt sind.

Mit größerer Befriedigung wendet sich freilich der Blick den Regierungshandlungen Friedrich Wilhelm III. zu, in welchen sich nicht allein

seine treue ernste Sorge für die öffentlichen Interessen, sein warmes Gefühl für das Rechte und Gute ausgesprochen hat, sondern die auch mit dem Segen eines großartigen Erfolges gekrönt worden sind, — sei es, daß sie die Bildung, den kirchlichen Sinn und die Humanität überhaupt gefördert, oder dem preußischen und deutschen Staatsleben einen weiteren und edleren Inhalt zugeführt haben. Sein Name ist mit der schönsten Erhebung des deutschen Nationalgeistes untrennbar verbunden, und dasjenige, was während seiner Regierung unterlassen worden ist, vermag nicht den Glanz des Vollbrachten zu verdunkeln. Auf dem festen Grunde des Hohenzollernschen Königthums stehend, fühlte er sich im Glück wie im Unglück mit seinem Volke in der innigsten Gemeinschaft, und in treuer Hingebung an den Staat hat er sein königliches Amt verwaltet, — seine Zeit in Unruhe, seine Hoffnung in Gott.

Anlage.

Königliche Cabinetsordre vom 25. November 1808.

Mein lieber Präsident Beyme. Die Anhänglichkeit, die Ihr Mir und dem Staate bisher bezeugt habt, und Euere Mir bekannte Fähigkeit zu Verwaltung eines höheren Justiz-Postens, veranlassen Mich, Euch zu Meinem Groß-Kanzler mit Acht Tausend Thaler Gehalt und der Wohnung in dem in der Wilhelmsstraße liegenden Diensthause zu ernennen.

Euren Geschäfts-Kreis bestimmt die von Mir gestern vollzogene Verordnung, die veränderte Verfassung der Obersten Verwaltungs-Behörden in der Preußischen Monarchie betreffend. Ich erwarte von Euch treue Erfüllung Eurer Pflicht, sowie Ich dies von Euch gewohnt bin, und mache Euch zugleich mit den Gegenständen bekannt, deren Ausführung Ich zunächst von Euch verlange.

1. Sowie von jetzt ab nur ein Justiz-Departement seyn wird, so sollen auch die vielen Jurisdictions-Abtheilungen bald nach Sachen, bald nach Personen, bald nach National- oder Territorial-Verhältnissen aufhören. Die Geheimen Räthe Morgenbesser und Friese haben bereits den Auftrag, einen Plan zu Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiction für das Königreich Preußen aufzustellen, und Ich trage Euch auf, diesen Plan zu prüfen und nach dessen Genehmigung von Mir dessen Ausführung und Generalisirung zu veranlassen.

2. Ich bin Willens, die Polizei-Gewalt nicht ferner von dem Besitz eines Grundstücks abhangen zu lassen. Die Polizei soll, wie es in

den andern Staaten geschiehet, nicht mehr von den Gutsbesitzern, sondern von Orts- und Kreis-Polizei-Behörden verwaltet werden. Der Plan dazu wird jetzt aufgestellt, dabei wird es möglich werden, den Orts- nnd Kreis-Behörden die Entscheidung der wenig wichtigen Justiz-Fälle zu überlassen. Ich will, daß Ihr diesem letzten Gegenstande Euere Aufmerksamkeit widmet und Mir deshalb Vorschläge einreicht.

3. Die jetzigen Kriminal- und Schuld-Gesetze bedürfen einer Verbesserung. Die ersten stimmen, theils wegen der Verschiedenheit der Strafen, welche sie auf ein Verbrechen nach der Verschiedenheit des Standes des Verbrechens festsetzen, theils wegen Gelindigkeit der Strafen, welche auf Verbrechen gegen den Staat gesetzt sind, nicht mit dem Geiste der Nation. Die zweiten schwächen, wegen der Nachsicht und Ausflüchte, welche sie dem Schuldner verstatten, den Credit des Landes, und würken dadurch nachtheilig auf den Credit des Volks und hemmen seinen National-Wohlstand.

Ich trage Euch auf, die hierüber bestehenden Gesetze zu prüfen und Mir angemessenere Normen in Vorschlag zu bringen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Königsberg, den 25. November 1808.

gez. Friedrich Wilhelm.

An
den Präsidenten Beyme.



Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage.

Eine Erwiderung.

In seinen gegen die Annexion der Herzogthümer gerichteten Sylvesterbetrachtungen (im Januarheft der Preuß. Jahrbücher) erweist mir Ludwig Häusser die Ehre, zur Bekräftigung seiner Ansicht folgenden Satz aus meinen „historischen und politischen Aufsätzen" anzuführen: „Braunschweig oder Schleswig-Holstein oder Dresden ist heute für Preußen zu keinem geringeren Preise feil als die Herrschaft über ganz Deutschland." Wohlthuend klingt ein Lob aus solchem Munde; dennoch fühle ich mich verpflichtet zu gestehen, daß jene Worte zu den wenigen Stellen meines Buchs gehören, welche ich schon jetzt als falsch erkenne. Ich schrieb sie nieder im Juli 1864, in einem Augenblicke, da ich gleich vielen besser Unterrichteten die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat zwar für sehr wünschenswerth, aber für unausführbar hielt. Seitdem ist die Annexion der Herzogthümer eine praktische Frage, und der Irrthum, der in jenem Satze liegt, mir längst klar geworden. Noch stehen wir Liberalen rathlos und mit weit abweichenden Meinungen dieser ernsten Frage gegenüber, die so unerwartet in den Vordergrund getreten; und doch ist eine Verständigung dringend nöthig. Darum möge nach Häusser's beredten und gewichtigen Worten gegen die Annexion auch der entgegengesetzten Ueberzeugung hier eine Stätte gegönnt werden.

Unvergleichlich schwierig ist die Lage der liberalen Partei. Noch niemals besaß sie geringeren Einfluß auf die Leitung der Geschicke Preußens, und es bleibt eine starke Zumuthung, kurzweg eine Staatskunst zu unterstützen, deren Mittel wir verwerfen, deren Ziele uns verhüllt sind. Wir bezweifeln freilich, ob die auswärtige Politik des Herrn v. Bismarck alle jene Vorwürfe verdient, welche die Sylvesterbetrachtung ihr spendet. Wir meinen, für ein abschließendes Urtheil sei die Zeit noch nicht gekommen, und wir halten für wohl möglich, daß die Absicht, Schleswig-Holstein von Dänemark loszureißen, bereits im Januar 1864 im Stillen am Berliner Hofe bestand. Aber die Mittel und Wege, welche zur Verwirklichung dieser Absicht angewendet wurden, kann kein Liberaler unbedingt billigen, ohne sich selber untreu zu werden, und die kleinen Ränke, wodurch ungeschickte Handlanger heute Preußens Herrschaft in Transalbingien vorzubereiten suchen, müssen jeden redlichen Mann abstoßen. Niemand unter uns

glaubt an die sogenannten Erbansprüche des Hauses Hohenzollern auf Schleswig-Holstein, Niemand hört ohne Ekel die niedrigen Schmähreden der feudalen Blätter wider den Herzog von Augustenburg. Während also solche plumpe Agitationen hartnäckig Spott und Haß gegen Preußen herausfordern, bleiben die Absichten des Cabinets dunkel, und man wird versucht zu glauben, daß ein fester, unwiderruflicher Entschluß noch nicht gefaßt ist. Noch ist an entscheidender Stelle ein unzweideutiges Wort nicht ausgesprochen worden, die Thaten der Regierung weisen vielmehr darauf hin, daß man sich zwei Wege offen zu halten denkt. Die Einberufung der Kronsyndici deutet auf die Annexion; die Bestellung der Ressortcommissionen, welche über das Verhältniß Preußens zu Schleswig-Holstein Vorschläge machen sollen, deutet auf die Selbständigkeit der Herzogthümer. Und angenommen, der Minister des Auswärtigen hegte wirklich die Absicht, Schleswig-Holstein seinem Staate einzuverleiben: wer bürgt uns dafür, daß er diese Absicht nicht wieder aufgiebt, sei es, weil er bei seinem königlichen Herrn auf Widerspruch stößt, sei es, weil er nicht für gerathen hält mit Preußens einzigem Alliirten zu brechen? Es ist mißlich, in so unklarer Lage mit einer Meinung hervorzutreten, welche leicht durch die Ereignisse der nächsten Wochen widerlegt werden kann. Aber wir dürfen uns der Frage nicht entziehen: was muß geschehen um die durch Deutschlands Schwert eroberten Lande im Frieden für Deutschland zu sichern? Da springt denn zunächst in die Augen, daß das positive Recht und das Wohl Deutschlands einander schnurstracks zuwiderlaufen.

Will man in Schleswig-Holstein das positive Recht über alle anderen Rücksichten stellen, nun wohl, so setze man den Herzog von Augustenburg auf den Thron. Seine Erbansprüche sind so wohl begründet als dies irgend möglich ist bei Rechten, die in entlegene Jahrhunderte zurückreichen. Man gebe ihm die holsteinische Stimme am Bundestage und sehe dann zu, ob der souveräne Herzog von Holstein sich bewogen findet auch Schleswig unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützende Privilegien zu stellen. Möglich, daß er sich dazu herabläßt, möglich auch, daß der deutsche Bund dem neuen Staate das Prädicat Großherzogthum gewährt, wonach die Hofblätter des Herzogs sich seit Langem sehnen. Und wenn die zunächst betheiligten Kriegsministerien von Hannover, Braunschweig, Schwerin, Oldenburg, Strelitz und die Senate von Hamburg, Lübeck und Bremen ihren Segen dazu geben, so gelingt es vielleicht, die Brigade, welche Holstein zur zweiten Division des zehnten Bundesarmeecorps stellt, durch ein paar tausend Soldaten aus Schleswig zu verstärken. Beliebt dem Herzog dagegen ein im deutschen Bunde nicht mehr un-



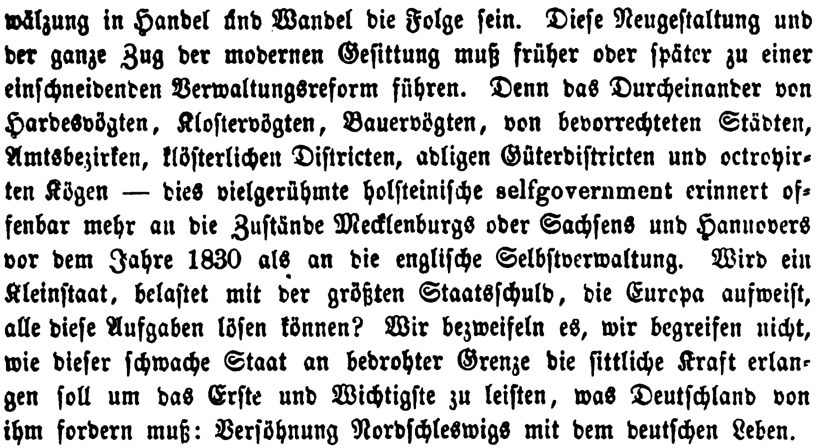
gewöhnliches Verhältniß, zieht er vor, als Herzog von Holstein Bundesglied, als Herzog von Schleswig europäische Macht zu sein, so haben wir rechtlich gar kein Mittel ihn eines Besseren zu belehren. Für Deutschlands Seemacht ist ja in dem einen wie in dem anderen Falle zur Genüge gesorgt. Jenes Land, das nach der Versicherung seiner Hofpublicisten berufen ist die deutsche Seemacht zu führen, Hannover, hat sich bereits zur Erbauung zweier Strandbatterien und eines Wachtschiffs auf der Elbe aufgeschwungen. Die Hoffnung ist wohl nicht zu unbescheiden, daß der Großherzog von Schleswig-Holstein das Gleiche für das Vaterland leisten wird. Thut er es nicht, so läßt uns das positive Recht wiederum rathlos. Solche Aussichten eröffnen sich, wenn man das Recht in Schleswig-Holstein entscheiden läßt! Soll das Blut auf Alsen und den Düppeler Schanzen darum geflossen sein, damit dieser deutsche Krieg mit einem particularistischen Possenspiele endige? Doch glücklicherweise steht die rechtlich allein zulässige Beendigung der schleswig-holsteinischen Frage in unlösbarem Widerspruche mit der Thatsache, daß die Herzogthümer sich im Besitze der beiden Großmächte befinden. Die rechtliche Lösung kann nur dann eintreten, wenn Preußen, was der Himmel verhüte, ein zweites Bronzell erlebt.

So bleibt, um Deutschlands wichtigste Interessen zu wahren, nur übrig ein im guten Sinne revolutionärer Entschluß. Man muß den Rechtsboden verlassen. Die bundesstaatliche Unterordnung Schleswig-Holsteins unter Preußen ist aber ebenso revolutionär, ebenso widerrechtlich wie die Annexion. Unbegreiflich, daß so Viele unserer politischen Freunde diese einfache Wahrheit übersehen. In dem Chaos unseres Bundesrechts ist vielleicht nur ein Punkt über jeden Zweifel erhaben: die Souveränetät der Dynastien und die völkerrechtliche Natur des Bundes. Im ersten Artikel der Wiener Schlußacte und an unzähligen Stellen der Bundesgesetze wird dieser Fundamentalsatz eingeschärft. Die Organe der Herren v. Beust und Pfordten haben nur zu sehr Recht, wenn sie versichern: jeder Vertrag, der die Souveränetät eines Bundesfürsten schmälert, ist widerrechtlich.

Steht es aber so, ist es geboten den Rechtsboden zu verlassen, so bleibt lediglich die politische Erwägung übrig, wie durch den nothwendigen Rechtsbruch eine dauerhafte, für das Vaterland heilsame Ordnung gegründet werden kann. Eine solche Ordnung können wir nicht finden in einem herzoglichen Schleswig-Holstein unter preußischer Vormundschaft. Wir wollen keinen neuen Hof, wir wollen nicht, daß der Dünkel particularistischer Selbstgenügsamkeit eine neue warme Brutstatt finde. Ein Mann, der die Herzogthümer kennt und für sie gekämpft und gelitten hat,

Wilhelm Beseler, sagte vor sieben Jahren trocken: „das Haus Augustenburg ist todt für Schleswig-Holstein.“ Aber laßt den Herzog Friedrich erst regieren, und alle Schulmeister des Landes werden den Kindern das Mährchen predigen, daß die angestammte Erbweisheit der Augustenburger von Anbeginn bestimmt sei die Herzogthümer zu regieren und daß es so bleiben solle bis an das Ende aller Tage. Im Kampfe mit den Dänen waren die Herzogthümer fort und fort gezwungen, ihres großen Vaterlandes zu gedenken, hoffend hinüberzuschauen gen Süden. Trotzdem ist in den Landen ein sehr zäher Particularismus groß geworden. Was haben wir vollends zu erwarten, wenn man ihnen jetzt, da der Däne verjagt ist, ein politisches Sonderleben gönnt? Wahrlich, ehe drei Jahre in's Land gehen, wird man mit Schrecken erkennen, daß zwischen die drei Hochburgen des Particularismus im Norden: Hannover, Mecklenburg, Hamburg, eine vierte hineingeschoben und abermals eine jener kleinen deutschen „Nationalitäten“ gegründet ist, deren unveräußerliche Rechte von dem Nachbarn jenseits des Rheines mit so liebevoller Sorgfalt vertheidigt werden.

Und wie glaubt man, daß der neue Kleinstaat im Innern gedeihen könne? Eine Fülle der schwierigsten politischen Aufgaben liegt vor ihm. In Holstein ließ der Däne Alles gehen und liegen wie es ging und lag, in Schleswig ward eine harte Willkürherrschaft geübt. Jetzt sollen die beiden Lande zu einem Ganzen verbunden werden, eine durchgreifende Gesetzgebung muß die Grundfesten des Staatslebens von Neuem ordnen. Der ganze Norden Schleswigs erträgt murrend das neue Wesen; dort gilt es zu germanisiren, die dänischen Sympathien zu ersticken und dennoch gerecht und mild zu verfahren gegen die besiegte Nationalität. Die deutsche Volksbildung, unter den Dänen vernachlässigt, bedarf einsichtiger Förderung; es scheint unziemlich, daß fürderhin unter deutscher Herrschaft die Kieler Hochschule in einem Zustande verharre, der ihrem alten Ruhme wenig entspricht. Man bedarf der tüchtigsten geistigen Kräfte, um das heranwachsende Geschlecht in Nordschleswig allmählich der deutschen Gesittung zu gewinnen. — Wir müssen zwar leider ernstlich bezweifeln, ob ein selbständiges Schleswig-Holstein den patriotischen Entschluß fassen wird in den Zollverein einzutreten. Allzulange hat man sich dort eingewöhnt in ein behagliches Sonderleben; ein wohlhabendes Agriculturvolk erträgt nicht leicht hohe Zölle auf Eisen und Colonialwaaren; und der holsteinische Handwerker, den die Fortschritte der Industrie noch wenig berührt, hat guten Grund den Mitbewerb der Gewerbtreibenden des Zollvereins ernstlich zu fürchten. Aber setzen wir den günstigsten Fall, den Eintritt der Herzogthümer in unsern Zollverband, so wird eine gründliche Um-



wälzung in Handel und Wandel die Folge sein. Diese Neugestaltung und der ganze Zug der modernen Gesittung muß früher oder später zu einer einschneidenden Verwaltungsreform führen. Denn das Durcheinander von Harbesvögten, Klostervögten, Bauervögten, von bevorrechteten Städten, Amtsbezirken, klösterlichen Districten, adligen Güterdistricten und octroyirten Kögen — dies vielgerühmte holsteinische selfgovernment erinnert offenbar mehr an die Zustände Mecklenburgs oder Sachsens und Hannovers vor dem Jahre 1830 als an die englische Selbstverwaltung. Wird ein Kleinstaat, belastet mit der größten Staatsschuld, die Europa aufweist, alle diese Aufgaben lösen können? Wir bezweifeln es, wir begreifen nicht, wie dieser schwache Staat an bedrohter Grenze die sittliche Kraft erlangen soll um das Erste und Wichtigste zu leisten, was Deutschland von ihm fordern muß: Versöhnung Nordschleswigs mit dem deutschen Leben.

Und welchen Namen sollen wir der Unterordnung des selbständigen Schleswig-Holstein unter Preußen geben? Von einem Bundesstaate kann ehrlicherweise da nicht die Rede sein, wo dem einen Bundesgenossen nur Rechte zustehen, dem anderen nur Pflichten obliegen. Wenn anders das Land militärisch gesichert und eine deutsche Seemacht in der Nordsee gegründet werden soll, so müssen die Herzogthümer ihre Militärhoheit an Preußen abtreten, sie müssen der norddeutschen Großmacht die Leitung ihrer auswärtigen Politik in die Hand geben, Häfen und feste Plätze ihr einräumen und ihr den Bau des norddeutschen Canals gestatten, also daß preußische Kriegsschiffe in preußischem Fahrwasser von Pillau bis in die Nordsee gelangen können. Und für alle diese Opfer erhält Schleswig-Holstein nicht einmal das ärmliche Recht, durch eine parlamentarische Vertretung indirect einzuwirken auf die Leitung seines Heeres, seiner Seemacht und seiner auswärtigen Verhältnisse. Denn Jedermann sieht, daß es nicht angeht neben dem preußischen Landtage etwa noch einen weiteren preußisch-schleswig-holsteinischen Reichstag zu bilden. Nennen wir das Kind bei'm rechten Namen. Ein also gestaltetes Schleswig-Holstein wäre Nichts als eine Barriere, ein zugewandter Ort, ein Vasallenstaat Preußens. Ist das eine ehrenhafte Zumuthung an einen ehrenwerthen deutschen Stamm? Man hofft, diese Unterordnung unter Preußen werde ein heilsames Exempel bilden für das übrige Deutschland. Wir fürchten leider das Gegentheil. Ist erst die ungeheure Verwirrung verflogen, welche heute in der öffentlichen Meinung vorherrscht, steht man der vollendeten Thatsache gegenüber, so werden die Schleswig-Holsteiner sehr bald das Demüthigende ihrer abhängigen Lage bitter empfinden; denn offenbar ist der Anschluß eines deutschen Staats an Preußen etwas Anderes als die Unterordnung von 18 Millionen Nichtpreußen unter Preußens militärische



Führung. Auch bildet Liebenswürdigkeit der Formen keineswegs die starke Seite des tüchtigen preußischen Beamtenthums. An Reibungen mit dem Selbstgefühle und dem bureaukratischen Formelwesen der preußischen Militär- und Marinebeamten in den Herzogthümern wird sicherlich kein Mangel sein. — Einige Schwerfälligkeit kann Niemand in dem wackeren transalbingischen Stamme verkennen. Für manchen alten Schlendrian, der dort noch wuchert, hat bisher, bald mit bald ohne Grund, die Dänenherrschaft als Entschuldigung herhalten müssen. Tritt die „bundesstaatliche" Unterordnung in's Leben, so wird, so gewiß der Mensch den Balken im eigenen Auge nicht sehen mag, Jedem, der einen Uebelstand im schleswigholsteinischen Staate tadelt, mit Achselzucken geantwortet werden: „Ja, wenn wir die Preußen nicht im Lande hätten!"

In einem groben und hämischen Tone, welcher den Ausfällen der feudalen Presse wider den Herzog von Augustenburg keineswegs nachsteht, pflegen die liberalen Zeitschriften der preußischen Regierung vorzuwerfen, sie verlängere, frivol und gewissenlos, den provisorischen Zustand in den Herzogthümern. Auch wir beklagen diese unselige Uebergangsepoche. Aber wir fürchten, die bundesstaatliche Unterordnung der Herzogthümer unter Preußen werde selber nichts Anderes sein als ein auf Jahrzehnte hinaus verlängertes unhaltbares Provisorium. Denn unzweifelhaft haben alle Betheiligten ein starkes Interesse, das bundesstaatliche Verhältniß zu untergraben. Das Berliner Cabinet wird unmuthig die Reibungen der preußischen und der herzoglichen Behörden betrachten und mehr und mehr sich dem Gedanken befreunden, durch vollständige Einverleibung des Landes seinen Befehlen rascheren Gehorsam zu sichern; und die vorerst noch ziemlich schwache preußische Partei in den Herzogthümern wird sicherlich zunehmen an Stärke und Kühnheit, sobald Preußens innere Lage sich wieder glücklicher gestaltet. Dänemark andererseits wird nicht aufhören das Nationalgefühl der Nordschleswiger aufzuregen und zu verhetzen, so lange das Land sich nicht im gesicherten Besitze eines Staates befindet, dessen Macht jeden Gedanken an einen Abfall verbietet. Von den Nordschleswigern aber dürfen wir im nächsten Menschenalter treue Anhänglichkeit an Deutschland nimmermehr erwarten; sie sind dänischen Blutes und Sinnes, was auch die Staatsweisen unserer Volksversammlungen sagen mögen. Wir bekennen uns zu dem ketzerischen Glauben, daß die Erwerbung Nordschleswigs ein zweifelhafter Gewinn für Deutschland sei, und wir fürchten, es giebt nur einen Weg diese Mark unserm Vaterlande zu erhalten: man muß diesem fremden Stamme das Bewußtsein geben einem mächtigen geachteten Staate anzugehören, der die materiellen Interessen vollauf zu befriedigen vermag. Endlich bedenke man den Haß und Neid

der Mittelstaaten. Angenommen, aber keineswegs zugegeben, daß sie die Gründung eines preußischen Vasallenstaats ruhig ansehen, so werden sie doch jede Verlegenheit Preußens emsig benutzen um die neue Ordnung wieder zu lösen, und die starke particularistische Partei in den Herzogthümern wird ihnen bei diesem löblichen Bestreben wacker in die Hände arbeiten. In Summa, stellt man die Herzogthümer als einen selbständigen Staat unter preußische Oberhoheit, so verläßt man den Rechtsboden und schafft trotzdem nur einen ungedeihlichen Uebergangszustand, der nach bittrem Hader über lang oder kurz endigen wird, entweder mit dem Rückfall der Lande an Dänemark oder mit ihrer Einverleibung in den preußischen Staat.

Wer also diesem tapfren deutschen Gau eine Epoche des Unfriedens und der Verwirrung ersparen will, der muß, so deucht uns, für die Annexion stimmen. Die Einverleibung ist nicht widerrechtlicher als die bundesstaatliche Unterordnung. Unsere Föderalisten sollten endlich aufhören, ihr Steckenpferd, den Artikel 11 der Bundesacte, zu reiten. Allerdings steht unseren Souveränen das Recht zu, Bündnisse zu schließen, doch, wie jeder halbwegs klare Kopf erkennen muß, nur unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß die Souveränetät dadurch nicht aufgehoben wird. Ließe sich auf gesetzlichem Wege ein Bundesstaat im Staatenbunde gründen, dann, wahrlich, wäre die Frage der deutschen Zukunft kinderleicht zu lösen. Warum aber soll das Erbrecht des Hauses Augustenburg heiliger sein, als das Recht des deutschen Bundes? Nicht uns, die wir Deutschlands Einheit wollen, steht es an, das Erbrecht der kleinen Dynastien als ein unantastbares Dogma aufrecht zu erhalten. Wer dies will, der stelle nur die unzweifelhaften Rechte der Mediatisirten wieder her und getröste sich der erbaulichen Hoffnung, daß die Welfensprossen des Welfenkönigs bis an das Ende aller Dinge über dem beglückten Hannoverlande schalten werden. Nicht für das Recht eines herzoglichen Hauses haben seit einem Menschenalter unsere Patrioten mit Schwert und Feder gefochten. Den hohen Sinn des Kampfes hat schon in den Tagen des Offnen Briefs ein Dichter in den schlichten Worten ausgesprochen: „wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben.“ Die Geschichte (auch die des Hauses Augustenburg) bietet so manches Beispiel von Prätendenten, welche gegen eine Geldsumme oder auch gegen eine harmlose Erbstatthalterwürde zum Heile ihres Landes auf ihr Recht verzichteten. Gelingt es dem preußischen Staate, den Herzog von Augustenburg zu solchem Verzichte zu bewegen, so ist die für Deutschland heilsamste Lösung gefunden. Nicht der armselige Particularismus der Kleinstaaterei wird dann Wurzel fassen in dem tapferen Lande, sondern jener gesunde Bürgerstolz, der nur gedeiht

in einem selbständigen ruhmreichen Staate. Die Bewohner werden als gleichberechtigte Bürger eine regelmäßige Vertretung ihrer Interessen finden, die Talente, die industriellen Kräfte des Landes einen weiten Wirkungskreis, das preußische Capital einen vielverheißenden Anlageplatz. Nordschleswig wird wohl oder übel der unwiderruflichen Ordnung der Dinge sich fügen und erfahren, daß Preußen im Norden wie im Osten die schwere Kunst versteht, ohne Rechtsverletzung zu germanisiren. Eine Ueberbürdung des Landes wird nicht eintreten, denn wenn Preußen sich auf seinen Vortheil versteht, so wird es, gerecht und klug, die Staatsschuld der Herzogthümer zu der seinigen schlagen, und die anerkannten Vorzüge der preußischen Verwaltung werden auch auf diesem Boden ihre heilsamen Früchte tragen. Ehe fünf Jahre verstreichen, wird das Volk sich wundern, wie man doch heute diese einfache Lösung der transalbingischen Frage bekämpfen konnte.

So erfreuliche Aussichten erschließen sich wenn die Einverleibung der Herzogthümer gelingt. Wohl erinnern Manche warnend an die unglückliche Besetzung Hannovers durch Preußen im Jahre 1806. Uns aber scheint, der preußische Staat von heute verhalte sich zu dem Preußen von 1806 genau so wie das Heer von Düppel zu der Armee von Jena. Auch jener boshafte Haß, welcher vor sechzig Jahren unsere Stämme entzweite, hat sich seitdem sichtlich gemildert. Hannover fiel den Preußen in den Schooß als ein Danaergeschenk des Reichsfeindes, aus Schleswig-Holstein ward der fremde Dränger durch preußische Waffen verjagt. Wie darf man so himmelweit verschiedene Verhältnisse vergleichen? Die vielgescholtenen Worte des Oberbürgermeisters von Berlin über Preußens staatsbildende Kraft constatirten doch nur eine Thatsache, die von jedem Blatte unserer Geschichte bestätigt wird. Wer weiß nicht, in welcher Stimmung die Provinz Sachsen unter das Scepter Preußens trat? Und wer in diesem Lande sehnt sich heute zurück nach der wahrlich milden Herrschaft des Hauses Wettin? Hätte Preußens Regiment in Hannover länger gewährt als einige Monate, so wäre das Welfenland sicherlich eine loyale preußische Provinz geworden. Wären wir nicht so fest überzeugt von Preußens staatsbildender Kraft, so würden wir für ruchlos halten die Annexion der Herzogthümer zu vertheidigen. Man fragt, ob Schleswig-Holstein sich so bald heimisch fühlen werde in den militärisch-bureaukratischen Formen der norddeutschen Großmacht? Nun, den militärischen Formen Preußens werden sich die Herzogthümer jedenfalls fügen müssen, wenn nicht Preußen vor Oesterreich und den Mittelstaaten die Flagge streicht. Eine tiefgreifende Militärconvention erscheint uns als eine unerläßliche, eine allermindeste Forderung, nicht weil wir darin einen erheb-

lichen Machtzuwachs für Preußen erblickten, sondern weil wir einige tausend brave deutsche Soldaten vor der Schande bewahren möchten, daß sie bei jedem ernsten Kampfe als „Hintermachtstruppen" höhnisch zur Seite geschoben werden. Daß der gesammte Mechanismus der preußischen Verwaltung in Bausch und Bogen auf Schleswig-Holstein übertragen werde, ist weder nothwendig noch wahrscheinlich. Preußen hat in seinem Rheinland und Vorpommern die hergebrachten Institutionen sorgfältig aufrecht erhalten; es würde, wenn die Annexion gelingt, die Herrschaft in den Herzogthümern unter sehr mißlichen Umständen antreten und durch gebieterische Rücksichten der Klugheit gezwungen sein, dem Landtage der neuen Provinz weitreichende Befugnisse einzuräumen und das Bestehende gewissenhaft zu schonen. Wir denken sehr hoch von der zähen Festigkeit der Bewohner Schleswig-Holsteins, doch unbelehrbar sind sie nicht. Aus loyalen dänischen Unterthanen, die sie waren, wurden sie in wenigen Jahren gute Schleswig-Holsteiner; warum soll einer gerechten, einsichtigen Regierung nicht gelingen, sie zu treuen preußischen Bürgern zu erziehen? Die Anhänger des Hauses Augustenburg gebärden sich, als solle durch die Annexion eine uralte politische Selbständigkeit vernichtet werden. Und doch leuchtet ein, daß vielmehr die Augustenburgische Hofpartei eine neue Souveränetät gründen will in einem Lande, das seit grauer Vorzeit niemals unabhängig war. Vierhundert Jahre lang wurden die Geschicke der Herzogthümer zum guten Theile von Kopenhagen aus geleitet. Ist es empörend, daß wir wünschen, es möge dies Land, zu schwach um auf eigenen Füßen zu stehen, fortan nicht von einer fremden, sondern von einer deutschen Hauptstadt aus regiert werden? es möge sich anschließen an den deutschen Staat, der bereits Millionen der nächsten Blutsverwandten Schleswig-Holsteins, der Niedersachsen, unter dem Schirm und Schatten seiner Krone hält? es möge künftig der Soldat der Herzogthümer, statt in Kopenhagen und Roeskild, unter seinen Volksgenossen in Berlin und Köln sich in Waffen üben?

Mit edlen, ergreifenden Worten beschwört Häusser die Patrioten zu sorgen, daß kein dauerhafter Riß zwischen Preußen und Deutschland entstehe. Wir können darauf nur antworten mit dem traurigen Geständniß, daß wir von dem Werthe und der Reife der öffentlichen Meinung in Deutschland weit niedriger denken als Häusser. Wir sehen schlechterdings nicht ein, auf welchem Wege die schleswig-holsteinische Frage so gelöst werden könne, daß der Groll und Neid gegen Preußen sich lege. Gelingt den Particularisten die Bildung eines anderen Hannovers an Nord- und Ostsee, dann wird Hohn und Haß und Verachtung wie ein Wildbach über das geschlagene Preußen hereinbrechen. Treten die Herzogthümer in ein

bundesstaatliches Verhältniß zu Preußen, so werden zwar einige besonnene Männer den Ausgang loben, indeß noch zahlreichere Stimmen werden Preußen verhöhnen wegen des halben Erfolgs, und die Allermeisten werden Zeter schreien über die preußische Habgier. Die süddeutschen Witzblätter werden sicherlich fortfahren, preußische Staatsmänner abzubilden als „Schinder Deutschlands" und haarsträubende Bilder zu malen von den blutigen Metzeleien, die in „Schinders Machtsphäre" vorgehen. Werden endlich die Herzogthümer eine preußische Provinz, so wird allerdings das Wuthgeschrei noch etwas grimmiger und volltöniger erschallen, aber — wir sind des sicher — Häusser und seine Gesinnungsgenossen, die wenigen treuen und einsichtigen Freunde, welche Preußen außerhalb der schwarzweißen Pfähle zählt, werden diesem Staate darum nicht untreu werden, weil in einem Falle gegen ihre Wünsche entschieden ward. Der tüchtige, gesunde Kern der nationalen Partei darf und kann nicht gesprengt werden durch die schleswig-holsteinische Frage, wie immer die Entscheidung fallen mag. Im Uebrigen würden wir eine numerische Schwächung der nationalen Partei als eine erfreuliche moralische Kräftigung betrachten. Seit Langem schauen wir mit Unmuth, in welcher höchst gemischten Gesellschaft treffliche, einsichtige Männer wie Rudolf Bennigsen und Miquel sich bewegen; seit Langem harren wir der gesegneten Stunde, da die Phrasendrescher mit Ruthen aus dem Tempel der Einheitspartei gepeitscht werden. Auch wir wünschen eine Versöhnung der erbitterten Gemüther. Aber man muthe uns nicht zu, Männer als Freunde anzusehen, welche Alles bekämpfen was uns lieb und heilig ist. Wir Anhänger Preußens können doch nicht Hand in Hand gehen mit Jenen, welche die Preußen als den politisch unfähigsten der deutschen „Stämme" bezeichnen (wie wir dies jüngst aus dem Munde eines eifrig Augustenburgischen Staatsmannes hörten), oder mit den Parteifanatikern, welche grundsätzlich die Partei höher stellen als das Vaterland und unbeschämt versichern: so lange Preußen nicht liberal regiert werde, sei jede Stärkung dieses Staats ein Unglück für Deutschland! — Die Uebung in der Selbstverwaltung, das Verständniß der inneren Fragen kleinstaatlicher Politik hat in erfreulicher Weise zugenommen. Ueber die großen nationalen Angelegenheiten aber hegt die ungeheure Mehrheit der Deutschen leider noch immer gar keine bestimmte Ueberzeugung. Man mag drei große Gruppen in der öffentlichen Meinung unterscheiden. Die erste ist am stärksten: diese braven Leute und schlechten Musikanten entsinnen sich in lichten Momenten ihres deutschen Vaterlandes mit einiger Liebe (was man so Liebe nennt), praktisch leben und weben sie für particularistische Zwecke und streiten mit heiligem Ernste über die Frage, wie man die Bretter anstreichen soll, mit

welchen ihre Welt vernagelt ist. Schon etwas höher steht die politische Bildung in der zweiten Gruppe: hier reicht die Einsicht weit genug um beharrlich zu fordern, daß Schleswig-Holstein nicht den Dänen überlassen werde, hier wird rastlos geklagt und geeifert wider das „deutsche Elend" und also die Verbitterung der Gemüther emsig geschürt; aber das armselige Schlagwort „preußisch oder deutsch?" bildet auch hier die Losung. Den Werth der Meinung dieser beiden zahlreichsten Schichten unseres Volks können wir nicht hoch anschlagen; sie muß einen Factor bilden in der Rechnung der handelnden Politiker Preußens, aber sie ist weder mächtig, noch nachhaltig, noch einsichtig genug um den Ausschlag zu geben. Der Tadel gegen Preußen, der aus diesen Kreisen stammt, wird erst verstummen vor Preußens großer Zukunft, wenn dereinst alle deutschen Stämme unter der preußischen Krone vereinigt sind. Von der dritten Gruppe, der denkenden Minderheit der Deutschen, sind wir überzeugt, daß die Einverleibung der Herzogthümer ihre Meinungen auf die Dauer nicht erschüttern wird. Wir denken dabei nicht blos an die Mitglieder der preußischen Partei. Auf altösterreichischem Boden haben wir von eifrigen Großdeutschen die ruhige Aeußerung gehört: „wir wollen nicht die preußische Hegemonie noch den Umsturz der bestehenden Throne, aber wir wollen noch weniger, daß ein neuer Particularismus erschaffen werde, und wir begreifen, daß Preußen mit seinen heutigen Grenzen sich nicht begnügen kann; dort im Norden bietet sich jetzt die Gelegenheit diesen natürlichen Ehrgeiz zu befriedigen, ohne ein durch langjährige Gewohnheit geheiligtes Band zu zerreißen." Wir vermuthen, daß diese Ansicht mehr Anhänger zählt als man nach der Haltung der liberalen Presse außerhalb Preußens annehmen sollte. Diese Blätter haben sämmtlich vor einem Jahre unbedingt Partei ergriffen für das Recht des Hauses Augustenburg; und bescheiden zu gestehen, daß man sich geirrt, ist nicht Jedermanns Sache.

Noch bleibt ein sehr ernstes, von trefflichen Männern erhobenes Bedenken zu erledigen. „Wir sind Liberale, ruft man uns zu, wir dürfen das Selbstbestimmungsrecht des Volkes nimmermehr mißachten. Wollen wir besser wissen als die Schleswig-Holsteiner selbst was ihnen frommt?" Wir erwidern: Eine Partei, die nicht verzichten will auf jeden Antheil an der praktischen Politik, darf nicht das Unmögliche verlangen; soviel aber ist klar, daß die deutschen Großmächte den Herzogthümern nicht gestatten werden über ihre Zukunft ausschließlich nach ihrem eigenen Willen zu entscheiden, und keine Macht in Deutschland ist stark genug diesen Entschluß der beiden Großmächte zu erschüttern. Auch aus Rechtsgründen können wir den Schleswig-Holsteinern ein ausschließliches Selbstbestimmungsrecht nicht zugestehen. Sie sind nicht eine selbständige Nation, sie

sind ein Theil des deutschen Volkes, und die Einheitspartei darf nicht zugeben, daß ein Theil Deutschlands kraft souveräner Machtvollkommenheit Beschlüsse fasse, welche für die Zukunft des ganzen Vaterlandes verhängnißvoll werden können; sie darf dies um so weniger, da die Bewohner Schleswig-Holsteins über die ungleich wichtigere Frage: „deutsch oder dänisch" auch nicht zur Entscheidung berufen wurden. Ständen die deutschen Dinge wie sie sollten, so müßte eine deutsche Centralgewalt in dieser Sache zu Gericht sitzen. Eine solche Gewalt besteht nicht, denn in der Eschenheimer Gasse haust nur der constituirte Particularismus. Also bleibt noch das erträglichste Auskunftsmittel, wenn wir fordern, die Herzogthümer sollen sich verständigen mit Preußen, als dem Staate, den seine Lage zwingt für Macht und Wohl des ganzen Vaterlandes zu sorgen. Diese Forderung erhält eine weitere Begründung durch die Thatsache, daß die Herzogthümer nicht durch eigene Kraft, sondern durch die Waffen der Großmächte befreit wurden. Lasse man doch endlich die sentimentale und ungerechte Klage: „warum ward den Schleswig-Holsteinern nicht erlaubt sich selber zu helfen?" Als Frederik VII. starb, stand die junge Mannschaft der Herzogthümer in den Reihen der dänischen Armee, und so gewiß ein Heer von 80,000 Mann sich nicht aus dem Boden stampfen läßt, ebenso gewiß waren die Lande außer Stande sich selbst zu befreien. Allerdings haben Oesterreich und Preußen, als sie Schleswig eroberten, nur eine alte Ehrenschuld eingelöst; dies ändert nichts an der Thatsache, daß sie das Land befreiten und jetzt im factischen Besitze desselben sind. Den Anspruch der beiden Großmächte auf eine mitentscheidende Stimme wird also kein billigdenkender Mann bestreiten.

Und woher weiß man denn so sicher, daß die Herzogthümer Augustenburgisch sein und bleiben wollen? Aus dem fernen Süden die wirkliche Stimmung des Landes genau zu constatiren halten wir für eine sehr schwierige Aufgabe. Wir wissen, daß ein Augustenburgisches Preßbureau besteht und über der holsteinischen und einem Theile der schleswigschen Presse wie der Geist Gottes über dem Wasser schwebt; die holsteinischen Zeitungen lassen wir also nicht kurzweg als den unverfälschten Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten. Nach zuverlässigen Mittheilungen dürfen wir mit einiger Sicherheit behaupten, daß die Meinung der einzelnen Landestheile wesentliche Unterschiede zeigt. Die Nordschleswiger haben die Hoffnung nicht aufgegeben, zurückzukehren unter die dänische Krone; sie würden daher, wenn man sie fragte, für die Schwächung Deutschlands, für einen souveränen Mittelstaat, stimmen. Wir haben beklagt, daß auf der Londoner Conferenz der preußische Vorschlag, das dänische Nordschleswig von Deutschland zu trennen, nicht durchging. Heute aber gehört das Land zu

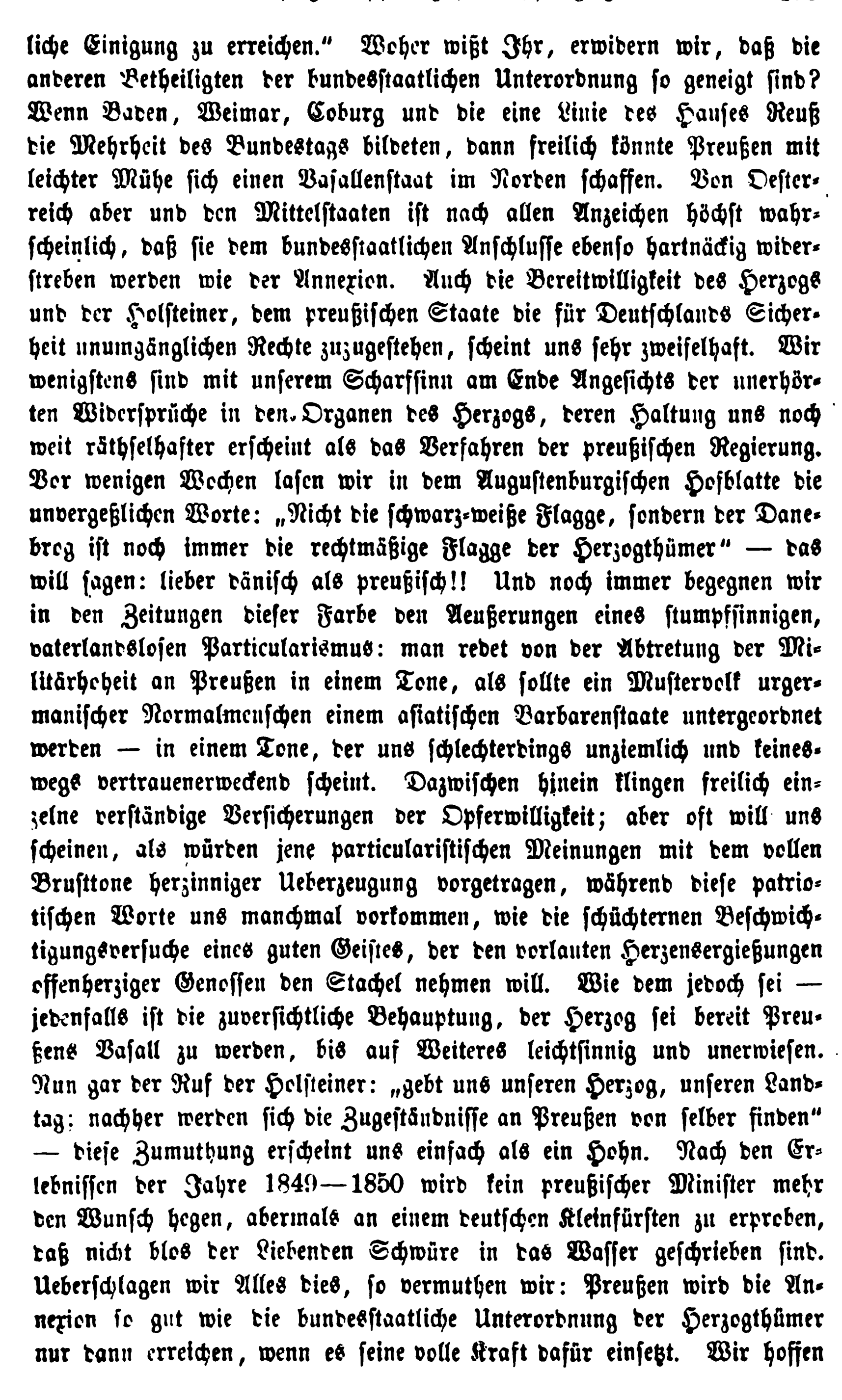


Deutschland. Wir müssen es halten, doch wir können es nicht darauf ankommen lassen, daß die Stimmen dieser Dänen, dieser Feinde Deutschlands, den Ausschlag geben für die Schwächung der deutschen Nordmark. Die Berücksichtigung ihrer deutschfeindlichen Volkswünsche mögen sich die Nordschleswiger von den Dänen erbitten, nicht von uns Deutschen! — In Holstein dagegen überwiegt offenbar die Augustenburgische Gesinnung; gegenüber der großen Mehrheit des Landes verschwindet der Adel, der von der preußischen Krone die Begünstigung feudaler Bestrebungen erwartet, und ein Theil der reichen Bauern, vornehmlich in der Propstei, welcher aus wenig idealistischen aber achtungswerthen Gründen die bedrängten Finanzen des selbständigen Kleinstaats fürchtet. Anders in dem deutschen Südschleswig; hier herrscht eine den preußischen Annexionsgedanken weit günstigere Stimmung. Man weiß dies nirgends besser als am Augustenburger Hofe. Der kümmerliche Erfolg der Augustenburgischen Demonstrationen in Schleswig redet laut genug, desgleichen der herzliche Empfang, welchen die Schleswiger den Alliirten zu Theil werden ließen, und die Sprache jener schleswig'schen Blätter, welche weder unter preußischem, noch unter herzoglichem Einflusse stehen. — Vergleichen wir die Meinung dieser drei Landestheile, so fällt für uns Deutsche ohne Zweifel die Stimme der Südschleswiger am schwersten in's Gewicht. Sie haben vierzehn Jahre lang die Tyrannei der Dänen mit ungebeugtem Nacken ertragen, sie allein wissen was Dänenherrschaft ist und was für Deutschland ein starker Staat im Norden bedeutet. Auf Holstein dagegen hat die Hand des Dänen nur leicht geruht; von einem Märtyrerthum der Holsteiner kann unter aufrichtigen Männern nicht gesprochen werden. Die deutschen Schleswiger kennen aus langer Erfahrung das Haus Augustenburg, die Holsteiner nur die schönen Worte des Herzogs Friedrich. Daß wirklich die Südschleswiger in der harten Schule der Leiden mit einem kräftigeren Nationalgefühle sich durchdrungen haben als ihre holsteinischen Brüder, das bewährte sich, als die Dänen den Huldigungseid für König Christian IX. forderten. An den Obergerichten zu Plön und Kiel gaben die geborenen Holsten in großer Zahl dem schmählichen Ansinnen nach, während die aus Schleswig gebürtigen Beamten im ganzen Lande fast ausnahmslos als deutsche Männer handelten; von den Kieler Professoren thaten nur fünf ihre Schuldigkeit nicht, darunter vier Holsteiner, ein Däne, aber kein Schleswiger u. s. w. —

Dies Durcheinander der Meinungen im Lande wird noch mehr verwirrt durch das Verfahren des Herzogs von Augustenburg. Als die Executionstruppen in Altona einzogen, da war der Ruf: „Hoch Herzog Friedrich!“ gleichbedeutend mit dem Verlangen „Los von Dänemark!“

Tausende braver Männer haben damals dem Herzoge gehuldigt, lediglich weil sie dies für das einzige Mittel zur Befreiung von Dänemark ansahen. Auch der Herzog versicherte hoch und heilig, er würde das Erbrecht seines Hauses nicht geltend machen, wenn dasselbe nicht zusammenfiele mit dem heiligsten Interesse der deutschen Nation. Der überraschende Gang der Ereignisse hat inzwischen gezeigt, daß diese Voraussetzung irrig war: Die Herzogthümer sind deutsch und werden deutsch bleiben, auch wenn sie nicht unter den Augustenburgischen Herzogshut fallen sollten. Wäre nun jene Versicherung des Herzogs ernst gemeint gewesen, so müßte er jetzt den hochsinnigen Entschluß der Entsagung finden. Er trete seine Ansprüche gegen reichliche Entschädigung an die preußische Krone ab, er entbinde die Holsten ihres Eides und rasch wird sich die Lage des Landes zum Heile Deutschlands neu gestalten. Wir tadeln den Herzog nicht, weil er diese großherzige Entschließung nicht findet. Wir kennen sie, die verheißungsvolle Sprache aller Prätendenten; wir wissen, daß des Finklers Pfeife lieblich tönt, derweil das Vöglein auf die Ruthe geht. Aber soll unsere Nordmark darum in eine unhaltbare, ungesicherte Ordnung eintreten, weil ein Prinz, dem die Gnade des Geschicks eine ungemeine Entscheidung in die Hände legte, in großer Stunde sich als ein gewöhnlicher Mensch erweist? Während Nordschleswig Deutschlands Ohnmacht wünscht, Südschleswig sich langsam den preußischen Bestrebungen befreundet, die Holsteiner endlich zum Theil wider ihre bessere Ueberzeugung durch ihren Eid gebunden sind: in solchem Augenblicke der Verwirrung das Schicksal unserer Nordgrenze abhängig machen von einer Landtagsmehrheit, auf die Gefahr hin, daß die dänischen Stimmen den Ausschlag geben — das würden wir ein vermessenes Würfelspiel nennen. Wir bedürfen einer vollendeten Thatsache, um den wirren Widerstreit der Meinungen zu enden; wir würden nicht mißbilligen, wenn die Krone Preußen sich erst über die weiteren Folgen der vollzogenen Einverleibung mit dem Landtage Schleswig-Holsteins verständigte. Nicht leicht entschließt sich ein Liberaler zu solchem Urtheile. Hier aber erhebt sich vor uns eine Frage, die über allen Parteien steht, vor deren ernster Größe alle Dogmen des Parteikatechismus verstummen müssen. Wenn es sich handelt um die Machterweiterung des einzigen Staats, der das Vaterland schützen kann, um einen mächtigen Schritt vorwärts zu dem Ziele der Einheit Deutschlands, dann sollen wir die Ueberlieferungen der Partei geringer achten, als die Macht des Vaterlandes.

Wir gelangen endlich zu der wichtigsten Erwägung. „Das Bessere," wirft man uns ein, „ist der Feind des Guten. Strebt Preußen nach der Annexion, so läuft es Gefahr, schließlich nicht einmal die bundesstaat-



liche Einigung zu erreichen." Woher wißt Ihr, erwidern wir, daß die anderen Betheiligten der bundesstaatlichen Unterordnung so geneigt sind? Wenn Baden, Weimar, Coburg und die eine Linie des Hauses Reuß die Mehrheit des Bundestags bildeten, dann freilich könnte Preußen mit leichter Mühe sich einen Vasallenstaat im Norden schaffen. Von Oesterreich aber und den Mittelstaaten ist nach allen Anzeichen höchst wahrscheinlich, daß sie dem bundesstaatlichen Anschlusse ebenso hartnäckig widerstreben werden wie der Annexion. Auch die Bereitwilligkeit des Herzogs und der Holsteiner, dem preußischen Staate die für Deutschlands Sicherheit unumgänglichen Rechte zuzugestehen, scheint uns sehr zweifelhaft. Wir wenigstens sind mit unserem Scharfsinn am Ende Angesichts der unerhörten Widersprüche in den Organen des Herzogs, deren Haltung uns noch weit räthselhafter erscheint als das Verfahren der preußischen Regierung. Vor wenigen Wochen lasen wir in dem Augustenburgischen Hofblatte die unvergeßlichen Worte: „Nicht die schwarz-weiße Flagge, sondern der Danebrog ist noch immer die rechtmäßige Flagge der Herzogthümer" — das will sagen: lieber dänisch als preußisch!! Und noch immer begegnen wir in den Zeitungen dieser Farbe den Aeußerungen eines stumpfsinnigen, vaterlandslosen Particularismus: man redet von der Abtretung der Militärhoheit an Preußen in einem Tone, als sollte ein Mustervolk urgermanischer Normalmenschen einem asiatischen Barbarenstaate untergeordnet werden — in einem Tone, der uns schlechterdings unziemlich und keineswegs vertrauenerweckend scheint. Dazwischen hinein klingen freilich einzelne verständige Versicherungen der Opferwilligkeit; aber oft will uns scheinen, als würden jene particularistischen Meinungen mit dem vollen Brusttone herzinniger Ueberzeugung vorgetragen, während diese patriotischen Worte uns manchmal vorkommen, wie die schüchternen Beschwichtigungsversuche eines guten Geistes, der den vorlauten Herzensergießungen offenherziger Genossen den Stachel nehmen will. Wie dem jedoch sei — jedenfalls ist die zuversichtliche Behauptung, der Herzog sei bereit Preußens Vasall zu werden, bis auf Weiteres leichtsinnig und unerwiesen. Nun gar der Ruf der Holsteiner: „gebt uns unseren Herzog, unseren Landtag; nachher werden sich die Zugeständnisse an Preußen von selber finden" — diese Zumuthung erscheint uns einfach als ein Hohn. Nach den Erlebnissen der Jahre 1849—1850 wird kein preußischer Minister mehr den Wunsch hegen, abermals an einem deutschen Kleinfürsten zu erproben, daß nicht blos der Liebenden Schwüre in das Wasser geschrieben sind. Ueberschlagen wir Alles dies, so vermuthen wir: Preußen wird die Annexion so gut wie die bundesstaatliche Unterordnung der Herzogthümer nur dann erreichen, wenn es seine volle Kraft dafür einsetzt. Wir hoffen

zwar, schon der Entschluß, die äußersten Mittel zu gebrauchen, werde genügen, um Preußens Willen durchzusetzen, denn Oesterreichs bedrängte Lage wird ihm schwerlich erlauben, als offener Feind Preußens aufzutreten; doch dieser Entschluß zum Mindesten wird gefaßt werden müssen, wenn Preußen irgend etwas erreichen will. Nun aber liegt es im Wesen jedes gesunden Staatsegoismus, daß ein Staat die letzten Mittel nur dann aufbietet, wenn ihm eine reale, unzweifelhafte Machterweiterung winkt. Die schleswig-holsteinische Verwickelung wird sich also, wie wir vermuthen, zuletzt zu der Frage zuspitzen: ein souveräner Mittelstaat oder eine preußische Provinz zwischen Nord- und Ostsee? Steht die Frage also, dann sind die Mitglieder der nationalen Partei Mann für Mann verpflichtet, die legitimistischen Rücksichten über Bord zu werfen und für die Annexion zu stimmen.

Ziehen wir den Schluß. Wenn unsere politischen Freunde den Ernst des Augenblicks würdigen, so müssen sie, däucht uns, zunächst mit den bescheidenen Mitteln ihrer beschränkten Presse die öffentliche Meinung für die Einsicht zu gewinnen suchen, daß der vollständige Anschluß der Herzogthümer an Preußen die beste Lösung der schleswig-holsteinischen Frage bildet. Im weiteren Verlaufe der Dinge können zwei Fälle eintreten. Entweder die bundesstaatliche Unterordnung erscheint als durchführbar, sie wird vielleicht gar von der preußischen Regierung als der leichteste Ausweg vorgezogen. Für diesen unwahrscheinlichen Fall sollten sich, denken wir, die Parteigenossen eine Verständigung vorbehalten. Die Anhänger des Annexionsgedankens unter uns werden sicherlich bescheiden auf ihre Meinung verzichten, sobald sich nur der Vasallenstaat im Norden als möglich erweist. Ein Zerwürfniß wegen dieser Frage soll nicht eintreten zwischen Männern, die durch den besten Inhalt ihres Lebens auf einander angewiesen sind. Geschieht dagegen, was wir für wahrscheinlicher halten, bleibt nur die Wahl zwischen der Annexion und einer angestammten particularistischen Herrlichkeit, so erwarten wir von unseren föderalistischen Freunden einige Selbstverleugnung. Alles unter der Voraussetzung, daß Schleswig-Holsteins Besitz nicht erkauft wird durch die schmachvolle Abtretung preußischen Bodens an Oesterreich.

Steht diese Meinung wirklich im Widerspruche mit den Grundsätzen unserer Partei? — Was bildet denn, fragen wir zurück, den dauernden Kern in den Traditionen der Partei? Doch sicherlich Dieses: wir wollen ein starkes Königthum, auch von den militärischen Ueberlieferungen der preußischen Krone wollen wir Nichts missen Angesichts der drohenden Wirren der nächsten Zukunft, wir lassen uns darum willig Reactionäre schelten. Nur in Einer Frage rühmen wir uns radicaler zu sein denn alle



anderen Parteien: wir opfern der Einheit Deutschlands jedes andere politische Gut. Wir meinen nicht, daß die Anhänger der Annexionsidee diesem alten Ruhme der Partei untreu werden; wir glauben nicht, daß die Friedrich Gagern und Dahlmann, die Arndt und Riesser, wenn sie heute jung wären, mit Abscheu auf die Einverleibung Schleswig-Holsteins schauen würden. —

Darf ich sagen, worin mir ein bedenkliches Gebrechen unserer politischen Freunde zu liegen scheint? Wir haben uns noch nicht genugsam losgemacht von den Eindrücken der Jahre 1848—50. Wir wissen Alle: bestand damals in Preußen eine Regierung, liberal und energisch zugleich, so konnte sie den deutschen Bundesstaat schaffen. Während der jammervollen acht Jahre eines zugleich reactionären und kraftlosen Regiments in Preußen haben wir sodann fast verlernt, die Macht dieses Staats nach Gebühr zu würdigen. In den geheimsten Falten seiner Seele liegen endlich jedem Patrioten einige romantische Jugendideale. Allzu oft haben wir in jungen Tagen gesungen und gesagt von der Stunde des Heils, da die Raben nicht mehr den Kaiserberg umkreisen werden, da der Birnbaum auf dem Walserfelde wieder grünen und der alte Rothbart seinen Flamberg schwingen wird. Selbst der nüchternste Mann schüttelt nicht leicht diese Jugendträume gänzlich ab; noch immer hoffen wir auf eine Zeit der Rettung, da ein glückseliges Ereigniß — eine Volksbewegung oder eine europäische Krisis — den halbtausendjährigen Jammer enden, und eine liberale preußische Regierung die deutsche Frage in Einem Zuge lösen wird. Ich muß mir selber vorwerfen, daß ich an einzelnen Stellen meines Buchs — so an der von Häusser citirten — in diese traumhaften Vorstellungen zurückgefallen bin. Derweil wir also einer glücklichen Krisis harren, vergessen wir, daß noch ein anderer Weg zu dem Ziele der Einheit Deutschlands führt: die schrittweise vorgehende Vergrößerung Preußens. Dieser Weg ist unerquicklich für das Selbstgefühl der Nichtpreußen, aber leider wahrscheinlicher als eine Volkserhebung, welche die Selbstsucht der Dynastien beugt. Denn während außerhalb Preußens nur eine winzige Minderheit den ernsten Willen hegt Deutschlands Zersplitterung zu beendigen, wird die preußische Regierung mehr und mehr durch das Gebot der Selbsterhaltung gezwungen, ihre Macht zu erweitern. Wollen wir also nicht zu Schanden werden vor dem unberechenbaren Gange der Geschicke, so darf der deutsche Bundesstaat für uns kein Dogma sein. Unser Programm laute — kühner und bescheidener zugleich —: wir wollen Deutschlands Einheit durch den Anschluß der Kleinstaaten an Preußen. Wie dieser Anschluß geschehen wird, das maßen wir uns nicht an vorherzuverkünden. Ist der deutsche Bundesstaat möglich, werden die

kleinen Höfe durch die Angst vor dem norddeutschen Eroberer zur Abtretung ihrer Militärhoheit bewogen: — nun, wir wären die Ersten, uns dieses Auswegs zu freuen, denn gern sähen wir unserem Vaterlande den Jammer erspart, welchen eine gewaltsame Lösung der deutschen Frage bringen muß. Bis dahin halten wir für Pflicht, die auswärtige Politik jeder preußischen Regierung zu unterstützen, welche thatkräftig die Macht ihres Staats zu vergrößern strebt. „Deutsch oder nicht-deutsch, preußisch oder particularistisch?" — Dies wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, in der nächsten Zeit die höchste aller deutschen Fragen sein. Der Partei aber, welche am treuesten zu Preußens Fahne hält, gehört die Zukunft.

Von allen den Vorwürfen, welche man solcher Gesinnung zuzuschleudern pflegt, glauben wir keinen zu verdienen. Wir sind nicht übergelaufen in das Lager des Herrn v. Bismarck. Wir bleiben seine Gegner in den inneren Fragen. Aber in der Politik, sagte Cavour, ist nichts abgeschmackter als der Groll. Man kann dem preußischen Minister das Verdienst nicht bestreiten, daß er durch rasches Handeln jene rathlose Zagheit verscheucht hat, die wie ein Alp auf Preußen lastete. In dem Jahrzehnt nach 1850 klammerte sich die Erinnerung an so viele Mißerfolge lähmend an den Arm jedes preußischen Staatsmannes. Diese Zeit ist überstanden. Eine Staatskunst der freien Hand wird künftig, so hoffen wir, auch dann nicht eintreten, wenn wieder ein Liberaler, dem wir vertrauen können, Preußens Staatsruder lenkt; und gelingt die Einverleibung der Herzogthümer, so ist Preußen fortan gezwungen große deutsche Politik zu treiben. Das Verhältniß unserer Partei zu den preußischen Conservativen beurtheilen wir freilich anders als Häusser. Ein schlimmerer Feind als die Reaction ist uns der Particularismus. Die besseren preußischen Conservativen also — jene, welchen die Macht und Größe ihres Staats höher gilt als das Parteiinteresse — sie stehen uns, denken wir, näher als jene marklosen Schwätzer, die fort und fort über Deutschlands Einheit salbadern und dennoch die deutsche Frage als eine offene betrachten. Auch die Patrioten Italiens sind zum Heile ihres Landes eine gute Strecke Wegs mit dem Großpiemontesenthum Hand in Hand gegangen. Das Gespenst der Mainlinie schreckt uns nicht. Allerdings übt leider dieser verderbliche Gedanke einen mächtigen Zauber auf viele preußische Staatsmänner. Doch offenbar ist die Frage im Augenblicke noch nicht praktisch. Wenn dereinst Preußen in Nord- und Mitteldeutschland sich arrondiren sollte, dann erst käme für die Patrioten die Zeit, mit ihrer besten Kraft zu sorgen, daß Preußen nicht am Maine stehen bleibt. Auch Cavour dachte vor dem Frieden von Villafranca ernstlich nur an ein wohlabgerundetes subalpines Königreich. Hoffen wir, daß in Deutschland wie in Italien die Ver-



nunft, die in den Dingen liegt, stärker sein wird als die Rathschlüsse der Staatsmänner. — Wir schauen auch nicht, wie man argwöhnt, mit unitarischer Schadenfreude auf die Demüthigung der Mittelstaaten. So herzlich wir den Personen der Herren von Beust und Platen jede Züchtigung gönnen — unvergessen bleibt uns doch die schöne Mahnung Georg's v. Vincke, daß man von den Schwächen des Vaterlandes reden solle mit frommer Scheu wie der Sohn von den Fehlern seines Vaters. — Wir sind auch nicht berauscht von Preußens jüngsten Erfolgen. Wir gäben Viel darum, wenn man in Berlin die Kunst nicht verstände, den Werth rühmlicher Waffenthaten durch prahlerische Worte zu erniedrigen. Vielmehr wünschen wir die Annexion, weil wir leider sehr bescheiden denken von dem Zustande unseres Volks, weil wir überall im Vaterlande Gehässigkeit, Hader, zerfahrenes Wesen schauen. In solcher Verwirrung bleibt der preußische Staat unsere einzige Hoffnung; er wird durch das Gesetz seines Lebens gezwungen für Deutschland zu sorgen. Es sind nicht blos „verlaufene Demagogen und Freischärler,“ die also denken, sondern conservative Männer, welche Angesichts der unheilbaren Krankheit unseres Bundesrechts an einer friedlichen Weiterentwicklung verzweifeln.

An dem Tage, da der Adler Friedrich's des Großen über den friesischen Inseln weht und deutsche Schiffe in deutschem Gewässer zwischen unseren beiden Meeren fahren — an diesem Tage vollzieht sich die heilsamste That deutscher Politik, welche seit der Gründung des Zollvereins gewagt worden. Noch sind wir fern von diesem Ziele. Noch fürchten wir, daß Deutschlands Feinde triumphiren und ein souveräner Mittelstaat an der Eider unsere Hoffnungen auf eine deutsche Seemacht abermals zu Schanden macht. Liegt aber die Frage also — und wir fürchten, es giebt keinen dritten Ausweg — so dürfen wir Männer der Einheitspartei den Ultramontanen und Preußenfeinden, den Dänen und Engländern nicht unsere Hand zum schmählichen Bunde reichen. —

15. Januar 1865.

Heinrich von Treitschke.

Die Drusen.

Von den mystischen Secten der mohamedanischen Schiiten, die seit Jahrhunderten in Syrien ansässig sind, haben die Drusen allein noch in der Gegenwart eine politische Bedeutung. Bei den blutigen Kämpfen, die im Libanon ausgefochten wurden, stets lebhaft betheiligt, konnten sie gerade auf diesem Gebiet zu einer Geltung gelangen, die mit der geringen Zahl des Volksstammes in keinem Verhältniß zu stehen scheint. Denn Syrien war von jeher das Land der Sonderexistenzen; der politische Charakter der gegenseitigen Eifersucht, die nur das eigene nächstliegende Interesse zu erkennen vermag, zieht sich durch seine ganze Geschichte.

Die mächtigen phönicischen Städte, die einst den Welthandel beherrscht hatten, fielen den persischen und griechischen Eroberern zum Opfer, da jede selbstsüchtig nur auf ihre eigene Rettung bedacht war: Sidon wurde durch Artaxerxes, Tyrus durch Alexander den Großen zerstört.

Aehnliches wiederholt sich im größeren Maaßstabe zur Zeit der arabischen Eroberung. Kein Zusammenwirken zur gemeinsamen Abwehr der Allen drohenden Gefahr, gleichgültiges Verharren in der bisherigen Zerfahrenheit. Hierdurch hauptsächlich ist es zu erklären, daß es den Mohamedanern in so kurzer Zeit und mit so leichter Mühe gelang, sich zu Herren des ganzen Syriens zu machen. Ihre Tapferkeit und ihr Fanatismus allein hätten ihnen zu so schnellem Siegeslaufe nicht verholfen.

In der Periode der Kreuzzüge tritt uns noch einmal dieselbe Erscheinung entgegen. Die glänzendste Epoche Syriens, da Damascus als blühende und reiche Residenz der Omejaden den Mittelpunkt des ganzen weiten Reiches der Chalifen bildete, war in einem Jahrhundert schnell vorübergerauscht. Unter der schwachen Regierung der Fatimiden wurde das Land durch die ununterbrochenen Stammesfehden der kleinen Fürsten verwüstet. Der Tod des großen Seldschukenherrschers Melekschah war die Veranlassung zu neuen Kämpfen und zu weiterer Zersplitterung. So wurde es den Kreuzfahrern leicht, den ihnen vereinzelt entgegentretenden Widerstand zu überwinden.

Zu dieser Zeit hatte die Secte der Drusen bereits im Libanon festen Fuß gefaßt, und auch die in ihrer Glaubenslehre den Drusen nahe verwandten Nusseiri und Assassinen waren in Syrien einheimisch geworden, das bei dem Zustande politischer Versunkenheit, in dem es sich damals befand, ein ganz besonders geeigneter Boden für das Gedeihen dieser politisch-religiösen Genossenschaften sein mußte.

Gehen wir auf die gemeinschaftliche Grundlage dieser drei aus dem Islam hervorgegangenen Secten zurück, die man unter dem Namen der ismaelitischen zusammenzufassen pflegt, so sehen wir, daß sie alle nur in der Verwandtschaft mit dem Propheten das Anrecht auf die Nachfolge im Chalifat erkennen und daher, da Mohamed keine Söhne hinterließ, allein die Nachkommen von Ali und Fatime, der Tochter Mohamed's, für die rechtmäßigen Chalifen ansehen.



Diesen Grundsatz durchzukämpfen mit Aufbietung aller Kraft, mit Einsetzung von Leib und Leben, war ihnen heilige Pflicht. Ali war durch Mörderhand gefallen, das ihm feindliche Geschlecht der Omejaden war mit Moawia in den Besitz des Chalifats gelangt. Alle weiteren Versuche der Aliden, ihre Ansprüche auf die weltliche und geistliche Oberherrschaft geltend zu machen, blieben erfolglos, sie suchten daher fortan im Geheimen zu wirken und gewannen namentlich in Persien zahlreiche Anhänger. Sie lehrten jetzt, Ali werde dereinst wieder auf der Erde erscheinen, bis dies geschehe, seien aber die Imame oder Hohenpriester seine Stellvertreter. Der Geist Gottes gehe in der Familie Ali's von einem Imam auf den andern über, der Imam allein wisse daher die wahre Bedeutung des Korans zu erfassen und seine Lehren auszulegen, die nicht wörtlich zu verstehen seien. Diese Lehre fand leicht Anklang unter den Freigeistern Persiens, die ihrerseits die Lehre Zoroasters allegorisch deuteten: von Persien gingen die ersten Missionäre oder Daïs der neuen Lehre aus. Ganz besonders thätig waren die Ismaeliten, d. h. diejenigen, welche an Ismael, einen Enkel Ali's in siebenter Linie, als den rechtmäßigen Imam glaubten. Einem ihrer Daïs, Karmat mit Namen, gelang es in Syrien festen Fuß zu fassen, wo seine Anhänger, die Karmaten, mit großer Tapferkeit gegen die Abbassiden fochten, deren Herrschaft hier erst nach mehrjährigen Kämpfen wiederhergestellt werden konnte.

Ein anderer Daï der Ismaeliten gründete in Kairawan in Westafrika das Reich der Fatimiden, das bald Aegypten und Syrien umfaßte, so daß die Macht der Ismaeliten jetzt von Persien bis zu den Pyrenäen reichte. Dies währte aber nicht lange. Als in der Mitte des elften Jahrhunderts die Seldschuken sich in Bagdad festgesetzt hatten, mußten die Fatimiden Syrien räumen und waren selbst in Aegypten gefährdet, so daß die Rettung der bedrohten Lehre jetzt nur durch verdoppelte Anstrengung auf dem Gebiete der geheimen Propaganda möglich schien. Hasan Ibn Sabah gründete in Persien den Assassinenorden, eine Vereinigung schwärmerischer Jünglinge, deren durch die heftigsten Berauschungsmittel und den niedrigsten Trug bis zum Wahnsinn erhitzter Phantasie vorgespiegelt wurde, daß sie durch den Märtyrertod sich das Paradies erringen könnten. Bedingungslose Hingebung an die ihnen heilige Zwecke des Ordens, unbegrenzte Ergebenheit gegen den Willen ihrer Obern, Verachtung jeder Gefahr machte die Assassinen zu gefürchteten Gegnern, vor deren Dolchen kein Machthaber sich sicher fühlte. Als im dreizehnten Jahrhundert ihre Macht in Persien durch den Mongolenfürsten Hulagu, in Syrien durch den ägyptischen Sultan Bibars gebrochen war, sanken sie immer mehr zu gedungenen Meuchelmördern herab, und wenn es ihnen in späteren Jahrhunderten noch einige Male gelang sich zu einiger Macht zu erheben, so war dies doch immer nur vorübergehend. Gegenwärtig leben sie vereinzelt im Libanongebirge, es mögen ihrer noch einige Hundert Familien existiren. Weit zahlreicher sind die Nusseiri, die für die Nachfolger der oben erwähnten Karmaten gelten und in ihren Lehren, Lastern und Gebräuchen ihnen ganz identisch sein sollen. Sie haben nie eine hervortretende Rolle in der Geschichte gespielt und wohnen jetzt unbeachtet in dem nach ihnen benannten Gebirge der nördlichen phönicischen Gruppe des Li-

banon, nördlich von Nahr el Kebir (Eleutherus) bis nach Antiochien hinauf. Ihre Zahl wird auf 200,000 geschätzt. Aus ihrer Lehre ist hervorzuheben, daß sie an eine Seelenwanderung zwischen Menschen und Thieren glauben, während die Assassinen und Drusen die Seelenwanderung nur von Menschen zu Menschen lehren. Der Glaube an einen Gottmenschen und die allegorische Auslegung des Koran sind den drei Secten gemein.

Während die Assassinen und die Nusseiri bei uns nur mehr ein historisches Interesse in Anspruch nehmen können, ragt die Bedeutung der Drusen in die Gegenwart hinein. Sie haben bei den blutigen Kämpfen Syriens in den letzten Jahrzehnten eine wichtige Rolle gespielt, und sie werden jedesmal mitzuwirken berufen sein, wenn es sich darum handelt, Syrien aus der noch heute fortdauernden politischen und religiösen Gährung zu einer festen Organisation hinüberzuführen. Die Herkunft der Drusen war lange in Dunkel gehüllt. Das fürstliche Geschlecht der Drusen vom Hause Maan, im siebzehnten Jahrhundert, leitete seinen Ursprung aus Gottfried's von Bouillon Hause, und männlicher Seits von einem fränkischen Ritter, einem Comte de Dreux, her, und die Drusen wurden damals im Lande selbst noch Dreux genannt. Die Annahme dieser fränkischen Abstammung wird aber von späteren Forschern für absurden Irrthum erklärt, der hauptsächlich dem Interesse der sogenannten Prinzen vom Libanon dienen mußte, die, von maronitischen Mönchen zu ihrer Kirche bekehrt, sich mit Empfehlungs- und Bettelbriefen an den katholischen Höfen Europas umhertrieben und dann mit dem Ertrag ihrer Collecte nach ihrer Heimat zurückkehrten. Nach der jetzt allgemein geltenden Annahme ist der Name der Drusen von Mohamed ed Dersi abzuleiten, einem Perser (Batenier), der zur Dienerschaft des dritten fatimidischen Chalifen, Hâkim biamr Allah, in Cairo gehörte. Hâkim, der 996 n. Chr. im Alter von 11 Jahren zum Thron gelangte und anfangs trotz seiner Jugend nicht unrühmlich regierte, verfiel dann, der verwirrenden Lehre der ismaelitischen Secte mit Eifer ergeben, in völlige Geisteszerrüttung. Mohamed ed Dersi verkündete nämlich, die Seele Adam's sei in Ali verkörpert gewesen und von diesem jetzt auf Hâkim übergegangen, als der neue Prophet aber eine hierüber verfaßte Abhandlung in der großen Moschee vorzulesen anfing, gelang es ihm kaum, der auf ihn einstürmenden wüthenden Menge sich durch die Flucht zu entziehen. Er ging nach Syrien, wo wir ihn als Missionär der neuen Lehre wieder begegnen und mit besserem Erfolge thätig sehen werden.

Indessen wurde auch in Aegypten das von ihm begonnene Werk weiter geführt. Ein anderer Perser (Batenier), Hamza, der ebenfalls zur göttlichen Verehrung Hâkim's aufforderte, wußte das Volk für sich zu gewinnen und baute das auf diesen Fundamentalsatz begründete System weiter aus. Er ist daher als der wahre Begründer der Lehre der Drusen anzusehen, er ist ihr Messias, und das Jahr seines ersten Auftretens, 408 der Hedschra (1017--18 n. Chr.) ist der Anfang der Aera der Drusen. Diese wollen daher auch nicht nach Mohamed ed Dersi benannt sein, nennen sich selbst vielmehr Unitarier. Es wird hier am Platze sein, auf die Drusenlehre etwas näher einzugehen.

Hamza gesellte sich zu seiner Unterstützung vier Männer bei, Ismael,

Mohamed, Salâma und Beha ed Din, und nannte sich selbst und diese Männer die fünf Endpunkte der Verkündigung der Einheit (sc. Gottes). Er verfaßte in Gemeinschaft mit ihnen 111 Abhandlungen, die, später in 6 Bücher vertheilt, bei den Drusen in demselben Ansehen stehen, wie der Koran bei den Mohamedanern und die Thora bei den Juden. Diese Abhandlungen, in denen die Glaubensartikel und Satzungen der Drusen niedergelegt sind, bleiben wegen der dunkeln Bildersprache, der geheimnißvollen Andeutungen und unerklärbaren Räthsel dem gesunden Verstande unzugänglich, und es wurde daher auch für die Kenntniß der Drusenlehre nicht viel gewonnen, als Ibrahim Pascha, bei der Eroberung ihres größten Heiligthumes, der Chalawât el Bajada, zahlreiche Manuscripte erbeutete und sie in alle Welt verbreiten ließ. Man fand in diesen Manuscripten meist Ermahnungen, Sittenregeln und Geschichten, aus denen wegen der mystischen Ausdrucksweise keine klare Einsicht erlangt werden konnte.

In Gegenwart von Mohamedanern erklären sich die Drusen für Anhänger des Islam, in Gegenwart von Christen behaupten sie, daß sie an die Lehre des wahren Messias glauben, wobei sie freilich verschweigen, daß sie unter dem Messias ihren Stifter Hamza verstehen. Sie nehmen aus dem Koran an, was ihnen zusagt, ihre wahren Glaubenslehren aber halten sie geheim und theilen sie nur den Vertrauten mit, daher es die zwei Klassen der Eingeweihten (Ockâl) und der Uneingeweihten (Dschohhâl) giebt, von denen jene in hohem Ansehen stehen, diese den großen Haufen umfassen.

Die Ockâl leben einfach und mäßig, sie rauchen nicht Tschibuck noch Nargileh (Wasserpfeife), trinken keinen Wein und schnupfen höchst selten. Die besonders Frommen legen sich auf hohen Bergspitzen Einsiedeleien an (Chalawât), von denen die größten und berühmtesten die bereits erwähnten Chalawât von Bajada waren, wo deren sechszig auf einem Berge nördlich von Hasbeya zusammenstanden. Die Ruinen sind noch heute sichtbar.

Die Kleidung der Ockâl besteht aus Beinkleidern, einem Hemde und einem Kaftan mit engen Aermeln (Kumbaz), Alles aus weißem oder blauem Baumwollenstoffe. Unter dem Kaftan, der in der Mitte mit einem Gürtel von weißer Baumwolle festgebunden ist, wird ein schwarz und weiß gestreifter Rock getragen (Abaje). Die Kopfbedeckung bildet ein weißer Turban über einem rothen gewöhnlichen Tarbusch, an dem jedoch die sonst übliche schwarzseidene Quaste fehlt.

Die Frauen gehören meist zu den Ockâl. Ihre Kleidung ist dieselbe wie bei den Männern, nur daß die Abaje fehlt. Der ihnen eigenthümliche Kopfputz, der Tantur, ein 12 bis 18 Zoll langes Horn aus Cedernholz, Blech oder Messing, bei den Reichen aus Silber mit Juwelen besetzt, ist fast ganz verschwunden und wird nur noch in den entlegeneren Theilen des Gebirges angetroffen. Der Tantur wird auf dem Scheitel aufrecht stehend getragen und ist mit einem Tuch von weißer Baumwolle bedeckt, das an den Seiten herabfällt und zugleich dazu dient das Gesicht zu verhüllen, wenn die Frauen einem Fremden begegnen. Das Horn hat im Orient seit den ältesten Zeiten für ein Merkzeichen der Würde und Auszeichnung gegolten und soll als Kopfputz zuerst von Zobeide, der Favorit-Sultanin Harun el Raschid's, angelegt worden sein. Bald ahmten die Frauen des Libanon diese Sitte nach, alle ohne Unterschied

der Religion, so daß der Tantur Landestracht wurde. Allmählich kam er wieder außer Gebrauch, zuerst bei den Maroniten und dann auch bei den Drusen, so daß jetzt nur noch einzelne Frauen der Letzteren diese Tradition bewahrt haben.

Die Geheimlehre wurde dadurch, daß sie, schlau verwahrt, das Geheimniß einer bevorrechteten Klasse blieb, mit dem Schein einer Heiligung umgeben, der dem Einfluß der Leiter und Verführer des Volks nur förderlich sein konnte. Wenn die ganze Lehre als ein trauriges Zeugniß menschlicher Geistesverirrung betrachtet werden muß, so war sie doch mit Geschick auf die Schwäche der menschlichen Natur berechnet und hat sich bis zur heutigen Stunde wirksam erhalten können. Es ist dies hauptsächlich dadurch zu erklären, daß durch den kabbalistischen Unsinn und die geheimnißvollen Sentenzen ihrer Schriften die Phantasie in verlockender Weise aufgeregt und der politischen wie religiösen Leidenschaft durch Erlaubniß zu Rache, Mord und Laster aller Art Nahrung gegeben wird. Beraubung und Ermordung ihrer Gegner ist den Drusen gestattet, sobald ihnen daraus kein Nachtheil erwächst. Zur Wahrhaftigkeit und zu irgend einer Handlung der Güte und Barmherzigkeit gegen Andersgläubige sind sie nicht verbunden, es sei denn daß der Nutzen auf sie zurückfällt. Früher glaubte man allgemein, daß die Drusen ein goldenes Kalb verehren, daß sie den Ehebruch gestatten und erlauben, daß ein Mann seine Schwester oder Tochter heirathe, doch scheinen diese Vorwürfe auf Erfindung zu beruhen, Authentisches wird darüber wohl nicht zu ermitteln sein.

Vom Islam weicht die Lehre der Drusen in einigen wesentlichen Punkten ab, zunächst darin daß durch Hamza die 7 beschwerlichen Gebote des Islam, nämlich das Fasten, das Gebet, das Pilgern nach Mecca, die Almosen, das Glaubensbekenntniß und der Gehorsam gegen die Obrigkeit aufgehoben und folgende 7 Hauptpflichten an deren Stelle gesetzt sind: 1) Wahrheit der Rede, 2) Unterstützung der Brüder, 3) völliges Lossagen von der früheren Religion, 4) Aufgeben jeder Gemeinschaft mit denen, die im Irrthum verharren, 5) Bekenntniß ihres Herrn (Hâkim) zu jeder Zeit, 6) Wohlgefallen an seinem Willen und seinen Werken, 7) Ergebung in seine Befehle im Glück wie im Unglück. Schon aus der verschwommenen Fassung dieses Theiles der Einheitslehre kann man abnehmen, daß diese Hauptpflichten geschriebenes Wort blieben und auf die Moral des Volkes nie einen merklichen Einfluß geübt haben.

Als einen zweiten Unterscheidungspunkt heben wir hervor daß, während der Islam die Vielweiberei erlaubt, es bei den Drusen dem Manne nicht gestattet ist, mehrere Frauen zu haben. In Folge hiervon ist die Stellung der Frauen bei den Drusen eine viel würdigere, es wird einige Mühe auf ihre Erziehung und Bildung verwandt, und sie gehören, wie wir sahen, fast alle zu den Ockâl. Der Moslim hingegen sieht die Frauen als Geschöpfe niederer Ordnung an, nur dazu bestimmt seiner Lust zu dienen, und er läßt sie daher höchst selten auch nur im Lesen und Schreiben unterrichten, da dies, wie er meint, leicht einen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter haben könnte. Freilich ist den Drusen die Scheidung der Ehe sehr erleichtert und werden daher Heirathen ebenso leicht geschlossen wie wieder aufgelöst.

Die religiösen und weltlichen Angelegenheiten sind bei den Drusen nicht von einander getrennt, sie werden gemeinschaftlich in Versammlungen berathen, die in der Nacht von Donnerstag auf Freitag abgehalten werden und zu denen die einzelnen Gemeinden ihre Vertrauenspersonen deputiren.

Im Geschäftsleben herrscht meist das moslemische Gesetz bis auf die davon abweichenden Erbschafts-Verhältnisse, bei denen es darauf abgesehen ist, das Vermögen der Familie zusammenzuhalten.

Die Zahl der jetzt lebenden Drusen wird auf 49,500 angegeben, davon leben im Libanon 27,000, in Hasbeya, Rascheya und Merdsch Ayun 7000, in Damascus und der Ghuta 4000, im Hauran 8000, in Safed, der heiligen Judenstadt, 1500 und im Dschebel el Ala bei Antiochien 2000. Bemerkenswerth ist, daß die Drusen glauben, ihre Zahl nehme weder zu noch ab. Macht man ihnen bemerklich, daß das Niveau der Bevölkerung doch notorisch bedeutenden Schwankungen unterworfen sei und daß sie namentlich in verlustvollen Kriegszeiten stets numerisch schwächer würden, so erwidern sie: dieser Unterschied werde in China ausgeglichen, dort werde die Ueberzahl der Todten wiedergeboren.

Wenden wir uns, nachdem wir so einen Ueberblick über die Lehre der Drusen gewonnen haben, nach Aegypten zurück, um Thaten und Schicksal des Herrschers weiter zu verfolgen, den die Secte ihren Herrn nennt. Wir sehen dort Hâkim, sobald er den Hallucinationen der neuen Lehre verfallen war, sich wie einen Wahnsinnigen geberden. Um zunächst die Sitten der Landesbewohner von Grund aus zu ändern, griff er zu den härtesten Polizeimaaßregeln. Niemand durfte nach Sonnenuntergang ausgehen. Das Weintrinken wurde verboten, der Wein, den man in den Häusern vorfand, wurde auf die Straße gegossen, die Weinstöcke im ganzen Lande ausgerodet. Die Frauen durften sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen, und um das Verbot wirksam zu machen, wurde den Schuhmachern verboten, Frauenschuhe anzufertigen. Als Hâkim eines Tages durch die Straßen reitend in einem Bade Lärm hörte und erfuhr, daß Frauen sich dort vergnügten, ließ er Thüren und Fenster des Hauses zumauern und die Unglücklichen darinnen elend umkommen. Ihren Höhepunkt aber erreichten seine Tollheiten auf religiösem Gebiet, seitdem er, die Würde des Imams für sich in Anspruch nehmend, sich für die verkörperte Gottheit ausgab. Besonders hatten die Christen und Juden unter seinem Wahnsinn zu leiden: damit sie sich durch ein äußeres Kennzeichen von den Gläubigen unterschieden, befahl er den Christen blaue Kleider und schwarze Turbane, den Juden gelbe Kleider zu tragen. Es erwies sich dies als ein sehr wirksames Mittel, für die neue Secte Propaganda zu machen: in Massen erklärte das Volk seinen Uebertritt, und es wurden zwei Tage in der Woche zur Aufnahme der Neubekehrten festgesetzt, der Sonntag für die Männer, der Mittwoch für die Frauen. Unglücklicher Weise wurde Hâkim durch einen Mönch der fromme Betrug verrathen, vermöge dessen die griechische Geistlichkeit die Lampe des heiligen Grabes in Jerusalem sich selbst entzünden ließ: die Kette nämlich, an der die Lampe hing, wurde mit Oel bestrichen, das am oberen Ende angezündet die Flamme hinableitete und auch dem Docht mittheilte. Hâkim gerieth hierüber in solchen

Zorn, daß er nicht nur die Pilgerfahrten den Christen verbot, sondern auch sämmtliche christliche Kirchen und Klöster in seinem Reiche, deren etwa 500 waren, niederreißen ließ. Seine Grausamkeit kannte jetzt keine Grenzen mehr, er soll während seiner 24jährigen Regierung 18,000 Menschen auf das Blutgerüst geschickt haben. Diese durch heimkehrende Pilger im Abendlande bekannt gewordenen Verfolgungen der orientalischen Christen erweckten den lebhaften Wunsch, den Glaubensbrüdern Hülfe zu bringen, und ließen somit die erste Idee eines Kreuzzuges entstehen. Zuletzt sah sich Hâkim's eigene Familie durch seinen Wahnsinn gefährdet, so daß seine Schwester Sitt el Mulk (Herrin des Reiches) beschloß ihren Bruder zu beseitigen. Sie ließ ihn auf dem Berge Mokattam, wohin Hâkim, auf einem weißen Esel reitend, sich jede Nacht von Donnerstag auf Freitag zu begeben pflegte, durch vertraute Männer ermorden (1021). Der Leichnam wurde verborgen, die Kleider, die man ihm abgezogen hatte, zugeknöpft und neben dem weißen Esel zurückgelassen. Als Hâkim's Rückkehr von den Seinigen vergebens erwartet wurde, und sie, nach ihm suchend, seine Kleider fanden, behaupteten sie, er habe sich unsichtbar gemacht um seine Anhänger zu prüfen, und er werde bei seiner Wiederkehr diejenigen, die fest im Glauben geblieben wären, belohnen, die Abtrünnigen aber bestrafen. Es wurde dies eine der Grundlehren der Drusen.

Als nach dem Tode Hâkim's sein Sohn und Nachfolger Ali es Sahir, um die Mohamedaner an sich zu fesseln, die Lehre seines Vaters widerrief und den Befehl erließ, zur Religion des Islam zurückzukehren, da entflohen Viele, die der Secte des Hamza treu bleiben wollten, nach Syrien und schlossen sich Mohamed ed Dersi an, der, wie wir gesehen haben, sich hierher geflüchtet hatte. Da er, von Hâkim reichlich unterstützt, Geld spenden konnte und außerdem, der laxen Moral der Secte gemäß, dem Volke alle möglichen Laster gestattete, so war es ihm bald gelungen Anhänger zu finden, hauptsächlich in Wadi et Teim, dem zwischen dem oberen Jordanlauf und dem unteren Litany (Leontes) gelegenen Landstrich, daher man in Damascus die Drusen Teimenser nannte und die von ihnen bewohnte Straße die Teimenser Straße. Da Sahir das Gebot, die Lehre Hamza's auszurotten, auch auf Syrien ausdehnte, waren die Drusen hier genöthigt, die größte Vorsicht und Zurückhaltung zu beobachten. Eine kabbalistische Sprache wurde als gegenseitiges Erkennungszeichen eingeführt, die Versammlungen wurden an entlegenen, unzugänglichen Plätzen gehalten, und es wurden zu denselben nur die durchaus Zuverlässigen zugelassen, deren Verschwiegenheit man sicher sein konnte. So entstanden die Klassen Ockâl und Dschohhâl, und zwar fand die Aufnahme in jene bevorrechtete Klasse nur nach einer mit Glück überstandenen langen Prüfungszeit statt. Dabei machten die Drusen, um allen Argwohn von sich abzuwenden, die Religionsübungen des Islam mit.

Nachdem Mohamed ed Dersi und der ihm aus Aegypten nachgeschickte Beha ed Din etwa 30 Jahre lang mit Erfolg für die Ausbreitung der neuen Lehre thätig gewesen waren, erkannten sie die Unmöglichkeit, ihre Bekehrungsversuche weiter fortzusetzen. Beha ed Din erklärte auf seinem Sterbebett die Welt für unwürdig der ihr in Hâkim und Hamza dargebotenen wunderbaren Gnade und



erklärte das Thor des Heils für geschlossen. Ihre Religion wurde den Drusen jetzt ein heiliges Vermächtniß, ein unschätzbares Gut, das vor den Augen der Uneingeweihten sorgsam gehütet werden müsse, und dieser Charakter des Geheimthuns und der Verschlossenheit hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Wir stehen nahe vor dem Beginn der Kreuzzüge. Die Herrschaft der Fatimiden in Syrien war gebrochen; mit Melekschah, dem Herrscher der Seldschuken in Persien und Irak, war das letzte Bollwerk des Islam gefallen, die Uneinigkeit der kleinen Fürsten Syriens verhinderte jedes gemeinsame Handeln, so daß die Kreuzfahrer das Land ohne große Opfer unterwerfen konnten. Gleichwohl verstärkte sich die Macht der Drusen. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts traten Araber von dem Stamme der Tehuchiden zu ihnen über, der Abkömmlinge, wie man sagt, von 12 arabischen Familien, die noch vor Mohamed's Zeiten aus ihrer Heimat, dem Hedschas, ausgewandert waren und sich im Dschebel el Ala (dem hohen Gebirge) bei Antiochien niedergelassen hatten. Später waren sie unter ihrem Häuptling, Emir Tehuch, nach dem Libanon gezogen und zum Islam übergetreten. Von hier aus weiter südlich gehend, schlossen sie sich dann den Drusen an, bei denen sie bald zu Macht und Ansehn gelangten und sich feste Schlösser im südlichen Theile des Libanon bauten, der fortan den Namen Dschebel el Druz (Drusengebirge) führte.

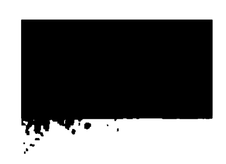
Weiteren Zuwachs erhielten die Drusen durch die Ajubiden unter ihrem Fürsten Maân, der vom Frankenkönig Balduin 1117 besiegt, mit seinem Stamme nach dem südlichen Libanon zog, des Zeltlebens müde sich hier im Districte esch-Schûf eine Burg baute und mit den Tehuchiden ein Bündniß schloß. Beide Familien wurden von Nur ed Din mit dem Wadi et Teim förmlich belehnt und konnten 500 Reiter zum Kriege gegen die Franken stellen.

Im Jahre 1161 wird die Ankunft der Schehabiden im Wadi et Teim gemeldet, die sich mit den Tehuchiden verschwägerten und in Kurzem zum ersten Range unter den Drusen emporstiegen, zumal seit Nur ed Din ihnen das am Fuße des Dschebel Scheich (Hermon) gelegene kleine Fürstenthum Hasbeya und Rascheya verliehen hatte. Das stark ausgeprägte Princip, das der allmählich erstarkenden socialen und politischen Organisation der Drusen zu Grunde lag, war die durch die Kreuzfahrer in Syrien und Palästina heimisch gewordene Feudalität, die sich bei den Drusen ungeschwächt bis zum heutigen Tage erhalten hat. Auch viele Mohamedaner aus dem Hauran zogen, als die Franken diesen Landstrich eroberten und verheerten, nach dem Gebirgslande esch-Schûf, um sich den Drusen anzuschließen. Der Dschebel Druz wurde durch diese wiederholten Zuzüge bald ungemein stark bevölkert und zeichnet sich noch heute durch seine zahlreichen Ortschaften, wohlbebauten Felder und überall herrschenden Wohlstand vor der nahe liegenden syrischen und galiläischen Ebene aus, die den Plünderungszügen der Araber und den räuberischen Einfällen der Metawileh (schiitische Mohamedaner) ausgesetzt, nicht die für dauernde Niederlassungen nöthige Sicherheit darbot.

Während es den Drusen auf diese Weise gelungen war, im südlichen Theile des Libanon eine mehr und mehr erstarkende politische Macht zu gründen, war für das Chalifenreich das Zeitalter der trostlosesten Barbarei angebrochen:

Räuberhorden durchzogen plündernd und verwüstend das Land, die arabische wissenschaftliche Bildung der vorhergehenden Jahrhunderte wurde bis auf die letzte Spur vertilgt, Rohheit und Unwissenheit traten an ihre Stelle. Nur ed Din (Glaubenslicht) und Salah ed Din (Glaubensheil) vermochten, so ruhmreich ihre Regierung war, die fortschreitende Barbarei nicht aufzuhalten, und nach diesem vorübergehenden Lichtblick erschien die wieder eintretende Verfinsterung nur um so grausiger. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts herrschte in Syrien vollständige Anarchie: Könige wurden von den Emiren und Großen bald ernannt, bald abgesetzt, Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Plünderungen ungestraft begangen, und hierzu kamen noch, um das Maaß des Unheils voll zu machen, die furchtbaren Verwüstungen der Mongolen (1260), die ganz Syrien so in Schrecken jagten, daß später das bloße Gerücht eines erneuten Einfalls ganze Districte veranlaßte nach Aegypten auszuwandern. Die Geschichte der Mamlucken-Sultane, die 1260 mit Bibars zur Herrschaft gelangen, bietet nichts als eine ununterbrochene Reihe wüster Umwälzungen und Verschwörungen. Unter den tscherkessischen Mamlucken endlich, deren Reihe mit Berkuk 1382 beginnt, ging vollends verloren, was aus früheren glücklicheren Zeiten an Wohlstand und Bildung noch vorhanden war. In diesem Zustande tiefsten Elendes befand sich das Land, als Sultan Selim durch die Schlacht bei Merdsch Dabik (1516) Syrien zu einer Provinz des osmanischen Reiches machte. Zwar blieben die Drusen zunächst von der Eroberung ziemlich unberührt, ihre Emire huldigten dem Sultan Selim, der bei der Errichtung drei neuer Statthalterschaften zu Tripolis, Safed und Jerusalem auch einem drusischen Stammesherrn von den Maaniden ein Sandschak nebst Fahne und Trommel verlieh. Aber schon Murad III. unternahm einen vernichtenden Krieg gegen die Drusen, indem er seinen Vezier Ibrahim Pascha gegen dieselben zu Felde schickte. Diesem wurde durch die im feindlichen Lager herrschende Zwietracht der Sieg erleichtert, denn die alte theils politische, theils religiöse Spaltung der Jemeniden (mit der rothen) und der Kaisiden (mit der weißen Fahne), die aus unbekannten Ursachen seit dem zweiten Jahrhundert bei den Arabern bestand, schied in vererbtem Haß auch die fünf Fürsten der Drusen, welche sich damals in die Herrschaft des Libanon theilten. Die drei zur Partei der Kaisiden gehörigen Fürsten ließen sich von Ibrahim Pascha zur Unterwerfung der Jemeniden gebrauchen, hatten aber keinen Vortheil von ihrer Treulosigkeit, denn die Türken verfuhren gegen beide Parteien mit gleicher Grausamkeit, verwüsteten das Land, brannten die Dörfer nieder und führten neben vielen Sklaven 400 abgehauene Drusenköpfe im Triumphe beim Einzuge in Constantinopel auf.

Diese erste Erfahrung über die Uneinigkeit der Fürsten des Libanon war für die Türken nicht verloren. Es blieb fortan ihr Hauptstreben, durch die stets mit einander in Eifersucht lebenden Parteien das Land im Gleichgewicht zu halten, indem sie, je nach dem Bedürfniß des Augenblicks, bald der einen bald der andern Seite zu Hülfe kamen, und diese bis in die Gegenwart fortgesetzte verrätherische Politik hat sich vortrefflich bewährt. Erst dem Drusen-Emir Fachreddin vom Stamme der Maaniden gelang es, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts seinem Lande vorübergehend eine von den Türken



unabhängige Stellung zu geben. Zwar erkannte er stets die Oberhoheit des Sultans an und blieb ihm tributpflichtig, aber er führte die Verwaltung des ihm von seinem Vater überkommenen großen Gebietes, das vom Carmel bis Tripolis reichte, mit voller Selbständigkeit und Unabhängigkeit und wies alle Eingriffe der Türken siegreich zurück, so daß er während dreißig Jahren als der gefährlichste Rebell gegen die osmanische Oberherrschaft angesehen wurde.

Fachreddin (Glaubensruhm) leitete, sei es aus Politik gegen die Türken, sei es nach Familientradition, seine Abstammung von dem christlichen Geschlechte der Könige von Jerusalem her. Da er während eines fünfjährigen Aufenthalts an den Höfen der Mediceer zu Florenz und der Könige von Neapel sich die Kenntniß europäischer Sprachen und Sitten verschafft hatte, da er Künste und Wissenschaften schätzte und die Ansiedelungen der Europäer in seinem Lande mit ganz besonderer Vorliebe begünstigte, wurde es ihm möglich als Vermittler zwischen dem moslemischen Orient und dem christlichen Occident aufzutreten, und er machte sich zu diesem Zweck den Umstand zu Nutze, daß er, in seiner eigenthümlichen Stellung als Emir der Drusen, sich in religiöser Beziehung auf neutralem Gebiet halten konnte. Er war für Hebung des Landbaues wie des Handels thätig und schuf so in richtiger Erkenntniß die Hülfsquellen, die ihm zu Reichthum und Macht verhalfen, in gleicher Weise aber dem ganzen Lande zu Gute kommen mußten. Er eröffnete durch Einführung und Begünstigung der Seidenzucht einen gewinnreichen Großhandel, ein Verdienst, das von der größten Wichtigkeit für die folgenden Jahrhunderte blieb; bildet ja noch heute die Seide den Hauptausfuhrartikel Syriens. Die zum Theil noch vorhandenen Ruinen der zahlreichen Bauten, die der Emir sowohl im Gebirge wie längs des Meeres ausführte, geben Kunde von seiner umfassenden Thätigkeit. Seine ganz besondere Vorliebe aber wandte er Saida zu, wohin er von Deir el Kamr, dem Heimatsitz der Drusen-Emire, seine Residenz verlegt hatte. Er erbaute daselbst einen mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Palast von großartiger Ausdehnung, und drei Chane zur Aufnahme ansässiger Kaufleute und zu Waarenmagazinen, wie zur Beherbergung fremder Reisender. Hier war Schutz und Sicherheit vorhanden, und es konnte ein rechtlicher Gang der Geschäfte angebahnt werden. Die europäischen Kaufleute, namentlich Franzosen und Italiener, faßten daher in Saida zuerst wieder festen Fuß, das hierdurch bald der Stapelplatz eines ausgedehnten Seidenhandels wurde. So erwachte die alte Sidon zu neuem Leben, sie gelangte noch einmal zu Glanz und Wohlstand und wurde ihrem alten Berufe wiedergegeben, das Bindeglied zwischen Orient und Occident zu sein. Von hier aus gelangte der wieder eröffnete Levantehandel zu immer größerer Ausbreitung. Als die Stadt, nach etwa einem Jahrhundert, durch den Tyrannen Dschezzar Pascha des neu erworbenen Reichthums verlustig ging und in die frühere Bedeutungslosigkeit zurücksank, wendeten Handel und Verkehr sich nicht wie im Alterthum südlich nach Tyrus, dem heutigen elenden Sur, sondern nördlich nach Beirut, das von da an die Metropole Syriens wurde.

Fachreddin war im Jahre 1627 durch großherrlichen Firman zum General-Gouverneur des ganzen Libanongebiets ernannt worden von Aleppo bis Jeru-



salem, er war mit souveräner Macht bekleidet und konnte glauben, das Ziel seines Lebens erreicht, sich selbst und seinem Volke eine Stellung errungen zu haben, wie sie seinem rastlosen Ehrgeiz, seinem kühnen Streben, der freisinnigen und dabei romantischen Richtung seines Geistes entsprach. Aber auch er sollte am Abend seines Lebens das Opfer der treulosen türkischen Politik werden. Im Jahre 1634 schickte Sultan Murad IV. sein Heer gegen Fachreddin zu Felde, der vergebens Widerstand zu leisten suchte. Vom Unglück verfolgt, flüchtete der greise Emir mit seiner Familie nach den unzugänglichen Höhlen von Schekif Tairûn im Gebirgsdistrict von esch-Schûf. Achmed, Pascha von Damascus, der ihn dort belagerte, ließ um sich den Zugang zu dem Zufluchtsort des gefürchteten Emirs zu bahnen die Kalkfelsen erhitzen, durch aufgegossenen Essig mürbe machen und gelangte nun durch Sprengungen zu den Höhlen, die er mit erstickendem Rauch erfüllen ließ. Fachreddin war zur Uebergabe gezwungen, er mußte seine Schätze ausliefern und wurde als Gefangener nach Constantinopel geschickt. Als hier ein Jahr darauf die Nachricht eintraf, daß ein Enkel Fachreddin's sich von Neuem gegen den Pascha aufgelehnt habe, wurde der achtzigjährige Greis enthauptet, und sein Kopf mit der Inschrift: „Dies ist des Rebellen Fachreddin Kopf" zur Schau ausgestellt. Das tragische Ende des so gefeierten Fürsten hat sich mit so manchen Sagen im Andenken der Drusen erhalten.

Das Streben der türkischen Paschas in Syrien war jetzt zunächst, die Familie des ihnen so gefährlich gewordenen Ober-Emirs auszurotten, und das gelang ihnen bald. Die Nachkommenschaft Fachreddin's, nicht im Stande fortzuführen was ihr großer Vorfahr begonnen hatte, erlosch schon im dritten Gliede, der Letzte der Maaniden starb 1697. Die türkische Regierung berief jetzt zur Herrschaft auf dem Libanon den Emir Beschir aus dem Hause der Schehabiden, die ihren Ursprung aus Mecca herleiteten und, wie wir gesehen haben, im Jahre 1161 sich im Wadi et Teim niedergelassen hatten. Indem die Pforte den Sprößling eines von den Eingebornen noch immer als fremd angesehenen Geschlechts zum Ober-Emir ernannte, folgte sie einer Berechnung, die vollständig zutraf. Denn einerseits war es einem Schehabiden leichter als einem Eingebornen, zwischen den in ewiger Befehdung lebenden Parteien des Landes ein gewisses Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Andererseits aber sorgte die Eifersucht des im Libanon einheimischen Adels dafür, daß der Ober-Emir nicht zu mächtig wurde. Auf der Seite der Schehabiden standen die Kaisiden, und ihre gemeinsamen, Jahre lang fortgesetzten Kämpfe gegen die Jemeniden endeten damit, daß der Emir Haidar, der Schehabide, mit seinen Kaisiden die Jemeniden in einem furchtbaren Blutbade zu Ain Dara überwältigte und bis auf wenige Ueberlebende ausrottete. Es gab jetzt also nur eine Partei. Da aber Parteisüchtelei die endemische Krankheit Syriens ist, so bildeten sich bald drei neue Secten: die Dschambelat, die Jezbeky (auch el Yamad) und die Neked, die bis in die Gegenwart fortdauern. Als Burckhardt Anfangs dieses Jahrhunderts Syrien bereiste, hatten die Dschambelat die Oberhand, und es war ihnen gelungen die beiden anderen Secten zu entzweien.

Emir Haidar starb 1730 und hinterließ neun Söhne, von denen Melhan



das Ober-Emirat erhielt. Ihm folgten seine Söhne und deren Brüder als Ober-Emire.

Durch die entscheidende Schlacht zu Ain Dara hatten die Schehabiden ihren Einfluß für die Dauer befestigt. Sie machten das oft genannte Deir el Kamr zum Regierungssitz des ganzen Landes der Drusen, weil der Grundbesitz der Familien dort concentrirt lag, und der Ort mußte zu dieser Bestimmung auch ganz geeignet erscheinen, da er, von allen Seiten nur durch schwer zu ersteigende Gebirgspässe zugänglich, gegen andringende Feinde leicht zu vertheidigen ist. Der Emir selbst hatte seine Residenz in dem unfern Deir el Kamr gelegenen großen Felsschloß, das entweder nach syrischer Ableitung Bteddin genannt wird, d. h. die beiden Brüste, von der Form der Felsen, oder nach arabischer Etymologie, Beit ed Din, Glaubenshaus. Trotz alles Ansehens, das der Ober-Emir genoß, war seine Macht aber doch nicht fest begründet. Er blieb immer der aus fremder Familie zur Herrschaft berufene und von der türkischen Regierung installirte Fürst, dem die einheimischen Adelsgeschlechter stets feindselig gesinnt waren, während der wirkliche Einfluß in den Händen des Scheich Beschir lag, der von den Dschambelat, aus echter einheimischer Drusenfamilie stammend, volle Macht über Leben und Tod hatte. Er residirte zu Muchtara, einige Stunden südlich von Deir el Kamr in einem reizend gelegenen Palast, der besonders durch seine krystallhellen und reichen Brunnen, Fontainen und Canäle berühmt ist. Der Name Beschir, den sowohl der Ober-Emir wie der Scheich führten, deutet keine Verwandtschaft an, Beschir ist ein im Gebirge häufig vorkommender Eigenname.

Dieses Verhältniß der sich gegenseitig bindenden und beschränkenden Macht des Emir Beschir und des Scheich Beschir entsprach den Wünschen sowohl der türkischen Regierung wie des Drusen-Adels. Der Ober-Emir konnte sich nie eine selbständige, von der Pforte unabhängige Herrschaft gründen. Und der Scheich Beschir wieder, der wohl die Macht gehabt hätte den Ober-Emir zu verdrängen, konnte sich selbst nie an dessen Stelle setzen, weil die Drusen-Geschlechter ihn augenblicklich verjagt haben würden, in deren gemeinschaftlichem Interesse es lag, keine unbeschränkte Herrschaft des Scheich aufkommen zu lassen.

Die Berufung der Schehabiden war an vielfache Beschränkungen geknüpft, da die Scheichs der Adelsgeschlechter den neuen Ober-Emir nur gegen Gewährung bedeutender politischer und feudaler Vorrechte anerkannten. Das ganze Land wurde in Makatta'àt (Districte) getheilt, an deren Spitze je ein Scheich stand, der zunächst die Abgaben in seinem Makatta einzutreiben hatte und für Ablieferung einer festgesetzten Summe an den Ober-Emir verantwortlich war, dem aber außerdem auch das Recht der uneingeschränkten Uebung der Justiz zustand. Während der Ober-Emir als Vasall der Pforte einen Tribut von 530 Beuteln (à 500 Piastern = 5 Napoleonsd'or) zu entrichten hatte, war die an ihn zu zahlende Abgabe ursprünglich nur auf 200 Beutel festgesetzt, wurde aber von ihm willkürlich durch besonders auferlegte Contributionen auf das Doppelte, ja Zehnfache erhöht. Ebenso wenig hielt er die ihm gestellte Bedingung ein, daß er keinen neuen Grundbesitz für seine Familie erwerben dürfe. Immer aber war er den mächtigen Feudalherrn nicht gewachsen, die auf ihren

Gütern zahlreiche Vasallen commandirten und sie zu ihren Fehden benutzen konnten, während der Ober-Emir zu seinen persönlichen Unternehmungen nur eine beschränkte Zahl von Soldtruppen hatte, und eine Miliz nur mit Zustimmung aller Emire zusammenbringen konnte.

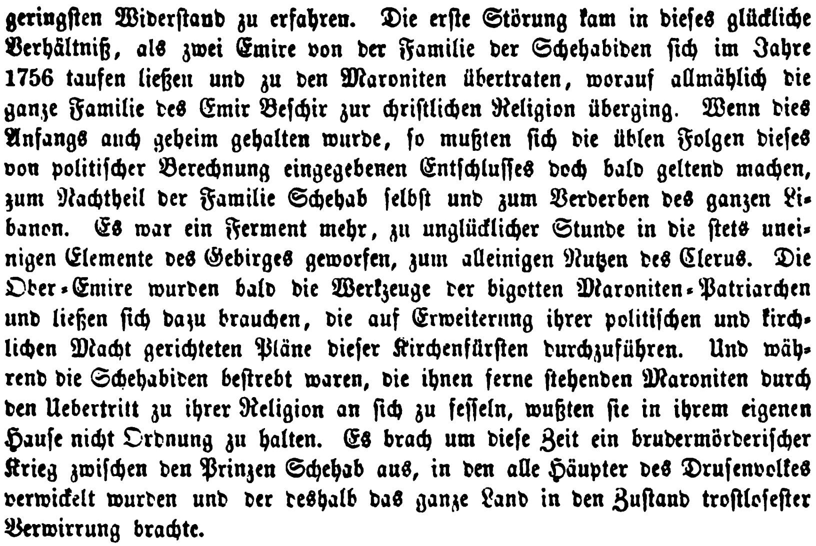
Würde und Ansehen der aristokratischen Familien waren sehr verschieden, einige waren Emire (Fürsten) andere Scheichs (Aelteste), und jede dieser beiden Klassen zerfiel wieder in Abstufungen, die Emire in drei, die Scheichs in sechs, unter welchen Letzteren die Dschambelat obenan standen. Kein Glied dieser Familien konnte auf Befehl des Ober-Emirs weder geschlagen, noch gefangen gesetzt, noch hingerichtet werden. Die einzige Strafe, die sie treffen konnte, war Confiscation des Vermögens oder Exil. Ein wirksames Mittel die bevorzugte Stellung der Standesfamilien aufrecht zu erhalten, war das streng durchgeführte Princip, daß sie sich nur unter einander verheirathen durften. Weder pecuniäre, noch sonstige Vortheile rechtfertigten ein Abweichen hiervon, und die Tochter eines Emirs oder Scheichs würde es für eine unauslöschliche Schande gehalten haben eine Eheverbindung unter ihrem Stande einzugehen.

Das allen Orientalen gemeinsame ceremoniöse Wesen sehen wir bei den Drusen zu ganz besonderer Vollkommenheit ausgebildet. Der Lehnsmann nähert sich seinem Scheich stets nur mit der Bezeugung größter Ehrfurcht und Ergebenheit. Wenn er in das Zimmer tritt, in dem der Scheich auf seinem Divan sitzt, küßt er ihm die Hand, worauf dieser ihn willkommen heißt, aufsteht, sich nach seiner Gesundheit erkundigt und ihn sich niedersetzen heißt. Im brieflichen Verkehr werden die Anrede, die Größe des Papiers, die Art die Briefe zu falten, gewissenhaft nach dem Range dessen bemessen, an den sie gerichtet sind.

Es mag mit der ganzen politischen und socialen Organisation der Drusen zusammenhängen, daß sie stets viel persönlichen Muth zeigen und mit großer Ausdauer die Beschwerden des Kriegslebens ertragen. Wir werden weiter unten sehen, wie ihre Tapferkeit ihnen öfters zu glänzendem Siege über einen an Zahl weit überlegenen Feind verholfen hat.

Eine weitere rühmenswerthe Eigenschaft der Drusen ist ihre große Gastfreundschaft. Der Drusen-Scheich gewährt seinen Schutz Jedem, der Hülfe suchend sein Haus betritt, und der Flüchtling, der sich vor seinen Verfolgern verbergen will, wird bei ihm stets ein sicheres Asyl finden.

So lange hatten die Drusen mit den Christen im Gebirge im besten Einverständniß gelebt. Die im südlichen Theile des Libanon in nicht unbedeutender Zahl vorhandenen Christen, sowohl Griechen als Maroniten, standen in feudaler Abhängigkeit von den Drusen-Scheichs und ließen sich diese Gebundenheit gerne gefallen. Die Parteistellung war durchaus unabhängig vom religiösen Bekenntniß und richtete sich nur nach den politischen und Stammes-Interessen. Die Stellung der Maroniten war daher so günstig, wie sie in einem mohamedanischen Staate nur sein konnte. Die Drusen verpachteten ihre Güter gerne an Maroniten, die sie als die betriebsameren Landbauer im Allgemeinen den Pächtern ihrer eigenen Secte vorzogen, und die Maroniten gelangten zu einem ihnen unbeneideten Wohlstand, sie bauten Dörfer, Kirchen und Klöster, ohne den



geringsten Widerstand zu erfahren. Die erste Störung kam in dieses glückliche Verhältniß, als zwei Emire von der Familie der Schehabiden sich im Jahre 1756 taufen ließen und zu den Maroniten übertraten, worauf allmählich die ganze Familie des Emir Beschir zur christlichen Religion überging. Wenn dies Anfangs auch geheim gehalten wurde, so mußten sich die üblen Folgen dieses von politischer Berechnung eingegebenen Entschlusses doch bald geltend machen, zum Nachtheil der Familie Schehab selbst und zum Verderben des ganzen Libanon. Es war ein Ferment mehr, zu unglücklicher Stunde in die stets uneinigen Elemente des Gebirges geworfen, zum alleinigen Nutzen des Clerus. Die Ober-Emire wurden bald die Werkzeuge der bigotten Maroniten-Patriarchen und ließen sich dazu brauchen, die auf Erweiterung ihrer politischen und kirchlichen Macht gerichteten Pläne dieser Kirchenfürsten durchzuführen. Und während die Schehabiden bestrebt waren, die ihnen ferne stehenden Maroniten durch den Uebertritt zu ihrer Religion an sich zu fesseln, wußten sie in ihrem eigenen Hause nicht Ordnung zu halten. Es brach um diese Zeit ein brudermörderischer Krieg zwischen den Prinzen Schehab aus, in den alle Häupter des Drusenvolkes verwickelt wurden und der deshalb das ganze Land in den Zustand trostlosester Verwirrung brachte.

Dies kam der türkischen Regierung vortrefflich zu Statten, die jetzt hoffen konnte das Ziel zu erreichen, das sie ihrer Politik gesteckt hatte, nämlich die Selbständigkeit Syriens zu brechen, das nun bereits seit länger als zwei Jahrhunderten zum türkischen Reiche gehörte und doch nur nominell der Herrschaft des Sultans unterworfen war. Den Drusen, die seit den Zeiten Fachreddin's die größte Eifersucht der Türken erregt hatten, war ein Vernichtungskrieg geschworen: sie wurden zu Hunderten niedergemetzelt und hingerichtet, Zwietracht herrschte in ihrem eigenen Lager, und doch erhoben sie sich, wenn ihre Kraft ganz gebrochen schien, unvermuthet zu neuem Widerstande. Daß die Türken sich durch Grausamkeit und Perfidie auszeichneten, dafür bürgte die Persönlichkeit des in Syrien commandirenden Paschas, Achmed Dschezzar (Fleischer), der sich im Beginn seiner Laufbahn in Aegypten durch seine Bereitwilligkeit und sein Geschick zum Kopfabschlagen empfohlen hatte, und im Jahre 1778 zum Pascha von Acre und Saida ernannt worden war. Dieser Tyrann, unter dessen Zuchtruthe das unglückliche Land fast dreißig Jahre lang stand, stellt das Urbild jener Klasse hoher Würdenträger in der Türkei dar, die unter dem Namen von Paschas in der ruchlosesten Weise die ihrer Verwaltung anvertrauten Provinzen bedrücken, als privilegirte Räuber in möglichst kurzer Zeit bedeutende Reichthümer zusammenscharren, und wenn sie meinen es ungestraft thun zu können, ihren Fanatismus in Christenblut kühlen. Dschezzar löste die ihm gestellte Aufgabe in kürzester Zeit. Er trieb die Feinde zu Paaren, aber einmal im Besitze der Macht, beutete er dieselbe zu seinen eigenen Zwecken aus. Er sagte der Pforte den Gehorsam auf und hielt von Acre aus, das er zur fast uneinnehmbaren Festung umschuf, das Land in Angst und Schrecken. Man athmete frei auf, als der Wütherich im Jahre 1804 starb, und der mild gesinnte Soliman Pascha, in ägyptischen Diensten (von Geburt Franzose, Namens Selves), zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Unter der einsichtigen und wohlwol-

lenden Verwaltung dieses Mannes, der wie ein Vater verehrt wurde, kehrten Ruhe und Sicherheit wieder, fing das Land an sich aus dem Zustande der Erniedrigung von Neuem emporzuarbeiten. Die Despotie Dschezzar's hatte besonders hart auf Saida gelastet, das seit jener Zeit ein Trümmerhaufe geblieben ist, während der Verkehr der Europäer, den es einbüßte, auf Beirut überging. Seitdem hat Beirut an Bevölkerung, Reichthum und Bildung stetig zugenommen und scheint dazu bestimmt zu sein, „der Keim zur Wiedergeburt und Verjüngung des Orients im umfassenderen Sinne zu werden, durch die Rückwirkung von Europa auf die phönicische alte klassische Gestadewelt."

Am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts hatte die Ausdehnung der Drusenmacht sehr gewechselt. Der Ober-Emir Yusuf, Nachkomme Haidar's, hatte bei Dschezzar Hülfe gegen seinen Widersacher gesucht, war von dem Pascha auch inthronisirt, dann aber ermordet worden (1789). Sein Nachfolger war Emir Beschir der Schehabide, „der als der Letzte in der Reihe der selbständigen Drusenfürsten unter den größten Wechselfällen über ein halbes Jahrhundert lang die Herrschaft über den Libanon führte, bis zu seiner Absetzung im Jahre 1841."

Als die Franzosen im Jahre 1799 nach Aegypten kamen, floh der Emir Beschir zu ihnen und blieb dort einige Jahre unter ihrem Schutze. Nach ihrem Abgange kehrte er nach Syrien zurück und fand hier bei dem Commodore der englischen Flotte, Sidney Smith, Beistand gegen die Verfolgungen Dschezzar's. Als dieser starb, schloß sich der Emir Beschir enge an Soliman Pascha an, um dessen Hülfe gegen seinen mächtigsten und gefährlichsten Gegner, den zur Dschambelat-Partei gehörigen Scheich Beschir in Muchtara, zu gewinnen, wogegen er wieder dem Pascha gegen Yusuf Pascha, dessen Gegner in Damascus, beistand. Für diese Hülfsleistung erhielt der Emir Beschir im Jahre 1810 von Soliman Pascha gegen ein Geschenk von hundert Beutel die fruchtbare Ebene der Bekaa (das alte Coelesyrien), einen werthvollen Zuwachs zu dem Gebirgslande, das er in seiner ganzen Ausdehnung beherrschte, von Belad Accar im Norden bis Dschezzin im Süden.

Weniger erfolgreich war der Emir Beschir in seinem Streben, mit Umgehung der blutsaugerischen türkischen Paschas in Syrien, seine directe Unterstellung unter die Pforte zu erlangen. Als er dies nicht durchzusetzen vermochte, ging er 1823 noch einmal nach Aegypten, um in Verbindung mit Mehmed Ali zu treten, dem es gelungen war sich von der Pforte zu befreien. Als der Emir Beschir im folgenden Jahre nach Syrien zurückkehrte und von den Drusen neue Steuern beitreiben wollte, trat der Scheich Beschir an der Spitze eines zahlreichen Anhanges ihm entgegen, und es entbrannte ein Bürgerkrieg. Trotz seiner geringen Macht blieb der Emir Beschir Sieger und confiscirte nun die großen Güter des Scheich, den reichsten Privatbesitz in Syrien, während er seinen Gegner auf der Flucht ermorden ließ. So wenig Ernst es in früheren Jahren dem Emir Beschir mit seinem christlichen Bekenntniß zu sein schien — sein Busenfreund war ein fanatischer Druse — so entschieden nahm er jetzt Partei für die Maroniten und behandelte die Drusen mit großer Ungerechtigkeit und Härte. Seinen Zweck freilich erreichte er: er wurde reich und allmächtig im Lande.



Als Mehmed Ali in seinem Bestreben, sich eine von den Türken unabhängige Erbmonarchie zu gründen, seinen Sohn Ibrahim-Pascha nach Syrien schickte und dieser in einem siegreichen Feldzuge 1831 das Land eroberte, schloß der Emir Beschir sich ohne Rückhalt an den neuen Machthaber an. Ibrahim Pascha wurde, indem er die neue Provinz in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen und Zielen der Politik seines Vaters verwaltete, der Wohlthäter Syriens, er regierte mit eiserner Faust aber mit strenger Gerechtigkeit, er gab den Christen gleiche Rechte mit den Mohamedanern und schlug den Widerstand, den diese ihm entgegensetzten, mit Energie nieder. Die Christen kamen aus ihren Verstecken hervor, sie durften sich wieder frei bewegen und ihren Geschäften nachgehn. Jetzt erst gelangten sie zu einer würdigen Stellung, zu der des Emir Beschir ostensibler Eifer ihnen nicht hatte verhelfen können.

Nachdem Ibrahim Pascha im Jahre 1834 die Nusseiri, die im Norden Syriens gegen ihn aufgestanden waren, besiegt und entwaffnet hatte, wendete er sich im folgenden Jahre gegen die Drusen, rückte mit einem Heere von 18,000 Mann, das er in Eile zusammengebracht hatte, gegen Deir el Kamr, schloß hier die Drusen ein und zwang sie zur Unterwerfung. In sechs Tagen war der ganze Libanon entwaffnet, und Ibrahim konnte jetzt die ägyptische Militär-Conscription einführen. Den Syriern, die bis dahin vom Militärdienst frei gewesen waren, mußte diese Maaßregel besonders hart erscheinen, und die Erbitterung darüber war allgemein. Zu offener Insurrection kam es aber nur im Hauran (1838), wo die Drusen, obgleich nur 800 Mann stark, mit Heldenmuth den ungleichen Kampf gegen das ägyptische Heer bestanden, das 16,000 Mann einbüßte. Als sie schließlich dennoch der Uebermacht unterliegen mußten, nahm Ibrahim furchtbare Rache: alle Ortschaften im Hauran wurden vernichtet, die Männer niedergehauen, die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft.

Durch die Unbarmherzigkeit, mit der Ibrahim bei der Durchführung der Conscription verfuhr, werden die Verdienste, die er sich um das Land erworben hat, verdunkelt, es wird aber stets anerkannt werden müssen, daß Syrien um diesen Preis eine wohlgeordnete und blühende Provinz wurde. Mit der größten Sorgfalt wurde an der Hebung des Landbaues gearbeitet, hauptsächlich durch Anpflanzung von Oliven und anderen Obstbäumen, von Zuckerrohr, Indigo, Kaffee und Maulbeerbäumen. Die pestilenzialischen Versumpfungen zu Alexandrette, Tripolis und andern Orten wurden ausgetrocknet, und dadurch nicht nur werthvolles Land zum Anbau gewonnen, sondern auch der Gesundheitszustand verbessert. Sicherheit der Person und des Eigenthums wurde mit Strenge aufrecht erhalten, und es galt in Syrien, was ein orientalischer Weiser als das Ideal der Rechtssicherheit bezeichnet: eine schöne und mit Juwelen geschmückte Frau konnte ohne Gefahr das Land durchreisen.

Mehmed Ali schien der Durchführung seiner Pläne nahe, Ibrahim Pascha hatte 1839 auf dem Kriegsschauplatz am Euphrat die türkische Armee in der Schlacht bei Nisib vernichtet, da trat die Coalition der Großmächte dazwischen und erklärte, daß die Aufrechthaltung der Türkei im Interesse des europäischen Gleichgewichts nothwendig sei. Syrien sollte dem Sultan zurückgegeben werden, und die vereinigten englischen und österreichischen Flotten leisteten dem türkischen

Heere Beistand, um die Aegypter aus diesem Lande zu vertreiben. Die Truppen Mehmed Ali's, die 15 bis 20,000 Mann stark bei Beirut standen, mußten nach einem sechstägigen Bombardement der Stadt am 16. September 1840 die Waffen strecken. Die Engländer nahmen für den Sultan Besitz von Beirut, und in Kurzem war Syrien wieder unter die alte türkische Herrschaft gestellt. Der 80jährige Emir Beschir, der es mit Ibrahim Pascha gehalten hatte, wurde abgesetzt und suchte auf den englischen Schiffen Schutz, die ihn nach Malta führten. Der Emir Beschir Kassim Schehab wurde sein Nachfolger.

Wie Geier fielen die Türken über das ihnen wieder ausgelieferte Land her, und in Kurzem war von den Wohlthaten, die die ägyptische Verwaltung Syrien gebracht hatte, kaum eine erkennbare Spur mehr übrig. Die türkischen Arnautenhorden verbreiteten durch ihre grausamen Plünderungen Schrecken im Lande, den Drusen waren die ihnen von Ibrahim Pascha abgenommenen Waffen durch die Engländer wieder gegeben worden, und sie machten davon nun beliebigen Gebrauch. Die alte Käuflichkeit und Bestechlichkeit kehrten wieder, die Aemter wurden nach hergebrachter Sitte von Neuem im Aufschlag verkauft, wo die Aegypter nach Toleranz und Gerechtigkeit gewaltet hatten, da galten jetzt Fanatismus und Willkür. Es mußte auch dem blödesten Auge klar werden, was der Wechsel bedeutete.

Wir haben gesehen, daß von den ältesten Zeiten her Zwietracht und Sectirerei die Erbübel Syriens sind. Trotz aller natürlichen Hülfsquellen und Reichthümer des Landes, trotz der Betriebsamkeit und des Fleißes seiner Bewohner, hat Syrien bis dahin noch nicht zu dauernden, befriedigenden Zuständen gelangen können, weil der Gemeinsinn fehlte, weil jeder Bruchtheil nur seine eigenen Interessen verfolgte. Wie hier Abhülfe zu schaffen sei, hatte Ibrahim Pascha gezeigt. Er hatte erkannt, was dem Lande Noth thut, und er hatte die Energie das für nothwendig Erkannte durchzuführen, wenn auch mit orientalischem Despotismus. In seinen Augen galten die verschiedenen „Nationen" des Landes alle gleichviel: der Druse wie der Nusseirier, der Maronit wie der Grieche, sie Alle sollten vor Allem der Regierung Gehorsam leisten, und wenn sie es nicht gutwillig thaten, wurden sie mit Gewalt dazu angehalten. Ein Wille, ein Gesetz galten für Alle gleichmäßig, die Sonderstellungen und Privilegien mußten dem allgemeinen Besten weichen, die kleinen feudalen Herren des Gebirges sich der Landeshoheit unterordnen, die geistlichen Häupter die Oberhoheit des Staates anerkennen. So wuchs Syrien allmählich aus den disparaten Bestandtheilen zu einem einheitlichen Organismus zusammen, und die von Ibrahim Pascha energisch durchgeführten Grundsätze trugen während seiner kurzen zehnjährigen Verwaltung die herrlichsten Früchte. Es schien, als ob endlich auf dem classischen Boden der Selbsthülfe ein geordnetes Staatswesen erstehen sollte.

Und doch lieferten die Großmächte Syrien wieder dem Sultan aus? Erkannten sie die vortrefflichen Resultate, die unter der ägyptischen Herrschaft gewonnen waren, nicht an? Wußten sie nicht, daß jetzt in Kurzem das alte Elend wieder einbrechen würde? Unmöglich konnte sich irgend Jemand hierüber Illusionen machen, aber diese kleinlichen Rücksichten durften nicht maaßgebend sein,

sie mußten der höheren Staatsraison weichen, handelte es sich doch um Aufrechthaltung der Türkei zum Besten des europäischen Gleichgewichts. Ob dies Gleichgewicht nicht hätte gewahrt, ob selbst die Türkei nicht hätte aufrecht erhalten werden können, auch wenn Syrien mit Aegypten vereinigt ein selbständiger Staat wurde, — diese Frage scheint nicht erwogen worden zu sein.

Die Großmächte haben damals durch ihren unheilvollen Beschluß eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen, sie tragen die Schuld an allem Unglück, das seitdem Syrien betroffen hat. Sie warfen das Land in den jammervollsten Zustand zurück; und wenn die seit nunmehr einem viertel Jahrhundert zu wiederholten Malen ausgebrochenen Paroxysmen die traurige Veranlassung zu neuen Berathungen gaben, so war jedes Mal das Mitgefühl groß, wirksame Abhülfe aber wurde nicht geschaffen, höchstens das augenblickliche Elend verdeckt und schließlich das Beste von der Zukunft gehofft. So dauern die traurigen Folgen der Politik, die im Jahre 1840 inaugurirt wurde, noch gegenwärtig fort.

Der neu ernannte Emir Beschir Kassim hatte keine Ahnung von den Pflichten, die seine Stellung ihm auferlegte. Er ergriff die Partei der Maroniten, die bereits der alte Emir Beschir während der letzten Jahre in ungerechtfertigter Weise bevorzugt hatte, und es schien seinem Hochmuth und seiner Anmaaßung ein besonderes Vergnügen zu gewähren, die Drusen-Scheichs bei jeder Gelegenheit mit Geringschätzung zu behandeln und ihnen damit zu drohen, daß er ihnen ihre Besitzthümer entreißen und an Mitglieder seiner Familie geben werde. Der Patriarch der Maroniten blieb nicht zurück. Er erließ eine Bekanntmachung, daß die bisher von den Drusen-Scheichs geübte obrigkeitliche Gewalt an Christen übergehen solle, deren er zwei für jeden Ort ernennen werde. Die Drusen waren auf's Aeußerste erbittert und bereiteten sich vor, Gewalt mit Gewalt zurückzuschlagen. Eine geringfügige Veranlassung führte am 14. September 1841 zu Deir el Kamr einen blutigen Streit zwischen ihnen und den Maroniten herbei, wobei es auf beiden Seiten einige Todte und Verwundete gab. Die Drusen strömten vom Gebirge in großen Schaaren zusammen und bedrohten die Stadt, die Maroniten setzten sich in den Stand eine Belagerung abzuwehren, doch wurde diesmal noch das Aeußerste durch das kühne Dazwischentreten des englischen General-Consuls Colonel Rose abgewandt, dessen Vermittlung sich beide Parteien gefallen ließen. Doch war von einer Versöhnung keine Rede, bereits am 13. October rückten die Drusen von Neuem vor Deir el Kamr, und jetzt entbrannte der Kampf zwischen den beiden Secten durch den ganzen Libanon. Die Drusen, denen sich die Griechen angeschlossen hatten, blieben überall Sieger, und nach einer dreiwöchentlichen Belagerung mußte sich ihnen Deir el Kamr ergeben. Der Emir Beschir floh mit Schimpf und Schande nach Beirut.

Die Türken, denen es nur förderlich sein konnte, wenn die beiden Parteien des Gebirges sich in den Haaren lagen, schürten das Feuer auf beiden Seiten, unterstützten und begünstigten aber die Drusen, die ihnen als Werkzeug zur Durchführung ihrer verruchten Politik in Syrien dienen sollten. Die Türken fürchten, daß unter dem begünstigenden Einfluß der europäischen Mächte das christliche Element in Syrien die Oberhand gewinnen, daß auf diese Weise das Land sich aus dem Zustande moralischer Erniedrigung, in dem es sich jetzt be-

findet, emporheben und die Kraft gewinnen werde, sich von der türkischen Herrschaft loszureißen. Sie sehen kein anderes Mittel, dieser Gefahr vorzubeugen, als die Ausrottung der Christen, und der erste Versuch hierzu wurde im Jahre 1841 gemacht. Seitdem verfolgen sie dieses Ziel mit einer Consequenz, die vor keinem Verbrechen zurückschreckt und tragen so den Großmächten ihren Dank dafür ab, daß diese ihnen Syrien wieder ausgeliefert haben.

Die Trümmer der niedergebrannten maronitischen Ortschaften rauchten im ganzen Gebirge, 3000 Menschenleben waren zu beklagen, der Verlust an zerstörtem Eigenthum wurde auf mehr als drei Millionen Thaler veranschlagt. Als die Drusen keinen Widerstand mehr fanden, kehrte allmählich wieder Frieden ein. Der Emir Beschir wurde schmachvoll abgesetzt, Omar Pascha zum Gouverneur des Libanon ernannt. Dieser hatte eine schwierige Stellung. Die Drusen, deren Ansprüche durch die erfochtenen Erfolge gesteigert waren, weigerten sich seinen Befehlen Folge zu geben und nahmen ihm gegenüber eine so drohende Stellung an, daß er fünf ihrer angesehensten Scheichs durch Verrath verhaften ließ. Gleichwohl fühlten sie sich zu schwach, um den Türken allein entgegen zu treten, sie machten daher den Maroniten Vorschläge zu einem Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, und wenn die Türken durch Bestechungen und Intriguen aller Art es auch zu verhindern wußten, daß das Bündniß zu Stande kam, so gaben sie es vorläufig doch auf, dem Libanon einen türkischen Gouverneur aufzudrängen, und machten den beiden Secten das Zugeständniß, daß jede von ihnen durch einen Kaimakam (Lieutenant) ihres Glaubens und ihrer Nationalität regiert werden solle. Am 1. Januar 1843 wurden ein im Norden des Gebirges wohnender christlicher Kaimakam und ein im Süden wohnender drusischer Kaimakam eingesetzt, beide mit uneingeschränkter Jurisdiction über alle ihre Nationalen. Damit war aber die Frage keineswegs gelöst. Die Drusen sahen darin, daß nach der neuen Organisation die in ihrem Gebiete wohnenden Christen der Autorität der Drusen-Scheichs entzogen und den christlichen Kaimakam unterstellt werden sollten, eine Schmälerung ihres Einflusses, eine Beeinträchtigung der ihnen von Alters her zustehenden politischen Rechte, und sie weigerten sich durchaus hierzu ihre Zustimmung zu geben. Die Maroniten wieder bestanden darauf, daß die privilegirte Stellung der Drusen aufhöre, daß der christliche Kaimakam uneingeschränkte Autorität über alle Maroniten ausüben müsse, mochten sie wohnen wo sie wollten. Zwischen diesen Ansprüchen zu vermitteln war schwer, auch blieben alle Verhandlungen, die zu dem Zweck geführt wurden, erfolglos. Der Haß wuchs auf beiden Seiten, umsomehr, da die Türken mit gewohnter Hinterlist wieder anhetzten. In beiden Lagern wurde es schon unverholen ausgesprochen, daß Drusen und Maroniten nimmermehr einträchtig zusammen leben könnten, und daß die Einen oder die Andern das Feld räumen müßten. Obgleich der ganze Streit durchaus politischer Natur war, was am deutlichsten daraus erhellt, daß jetzt wie im Jahre 1841 die Griechen auf Seiten der Drusen standen — so wußte der Patriarch der Maroniten doch den religiösen Fanatismus wach zu rufen, forderte zur Vertheidigung der heiligen Rechte der Kirche auf und predigte einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Schon wurden Zusammenkünfte gehalten, Proclama-

tionen erlassen, die Maroniten sammelten sich um die Schehabs, die Drusen um Said Beg Dschambelat zu Muchtara, der den ganzen Einfluß seines Vaters, des im Jahre 1824 ermordeten Scheich Beschir, geerbt hatte, und den seine Energie, seine Leidenschaft und seine Tapferkeit zum Parteiführer ganz geeignet machten. Im April 1845 kam es zum Ausbruch. Die Maroniten mußten überall weichen, und es wiederholten sich die traurigen Scenen des Jahres 1841. Jetzt so wenig wie damals war an ein Einschreiten der türkischen Regierung zu denken: sie behauptete neutral bleiben zu müssen, stand aber überall auf Seiten der Drusen, und ihre Truppen halfen diesen, die flüchtigen Christen verfolgen, plündern und erschlagen.

Da schien es der europäischen Diplomatie in Constantinopel denn doch nothwendig, sich in's Mittel zu legen und dem Bürgerkrieg, der im Libanon permanent zu werden drohte, ein Ende zu machen. Das Resultat der Berathungen war, daß man das von der türkischen Regierung bereits angewandte Princip der beiden Kaimakamate annähm, nur sollten die Kaimakams vom Gouverneur von Saida abhängen, und Jedem von ihnen die Einwohner seines Bezirkes ohne Unterschied der Religion unterworfen sein. Hiermit also glaubte man das Mittel gefunden zu haben, die sich widerstreitenden Interessen der Secten im Libanon zu versöhnen und die Bewohner des Gebirges aus rauflustigen Parteigängern zu friedliebenden Staatsbürgern zu machen. Die Maaßregel hätte noch einige Aussicht auf Erfolg haben können, wenn Drusen und Maroniten in abgesonderten Grenzen von einander getrennt gewohnt hätten. Ihre beiderseitigen Gebiete waren aber nicht strenge zu scheiden. Die Mehrzahl der Maroniten wohnte zwar im nördlichen Theile, die Mehrzahl der Drusen im südlichen Theile des Gebirges, aber im südlichsten District des christlichen Kaimakamats, el Meth, war die maronitische Bevölkerung mit Drusen untermischt, und im drusischen Kaimakamat waren, wie wir gesehen haben, Tausende von Christen, sowohl Maroniten als Griechen, angesessen. An zwei Orten waren hier sogar die Christen in überwiegender Mehrheit: in Hasbeya, wo neben 6000 Griechen etwa 1500 Drusen wohnten, und in Deir el Kamr, das im Centrum des Drusengebiets gelegen unter dem alten Emir Beschir aus einem elenden Dorf eine ansehnliche Stadt geworden war. Vier Fünftel seiner Einwohner waren Maroniten, die, durch Seidenindustrie zu bedeutendem Reichthum gelangt, fast alle umliegenden Grundstücke an sich gebracht und so die Drusen aus ihrem viel hundertjährigen ererbten Landbesitz gedrängt hatten. Daß die christliche Stadt, jede Verbindung mit dem Erbfeinde verabscheuend, um einen türkischen Gouverneur gebeten hatte und in Folge dessen direct dem Pascha von Saida untergeordnet war, mochte ihren Bewohnern für den Augenblick einige Genugthuung gewähren, die Drusen aber vergaßen den Maroniten diesen ihnen angethanen Schimpf nicht und vergalten denselben bei der ersten Gelegenheit auf das Blutigste.

Im Allgemeinen aber hatten die Drusen alle Veranlassung, mit der neuen Einrichtung zufrieden zu sein. Sie waren in ihre alten feudalen Rechte wieder eingesetzt, sie hatten die Jurisdiction über die unter ihnen wohnenden Christen, und wenn man diesen auch das Zugeständniß gemacht hatte, daß sie zur Ver-

tretung ihrer Interessen in jeder Gemeinde dem Drusen-Scheich einen Abgeordneten beigeben durften, so war dies in Wirklichkeit ohne Werth, da die Scheichs auf die Einreden dieser Beisitzer nie die geringste Rücksicht nahmen.

Für den Augenblick ruhten die Waffen, die Mächte durften aber nicht glauben etwas Dauerndes geschaffen zu haben. Sie ließen die Ursachen, die den Kampf hervorgerufen hatten, im Wesentlichen fortbestehen, und die neue Organisation hatte nur die Bedeutung eines Auskunftsmittels. Die Geschichte soll unsere Lehrmeisterin sein, hier aber ließ man selbst die neuesten Erfahrungen unbeachtet. Die ägyptische Verwaltung hatte deutlich genug gezeigt, daß dem unglücklichen Syrien, um zu einer gedeihlichen Existenz zu gelangen, vor Allem eine staatliche Organisation Noth thut. Statt dessen sanctionirte man im Jahre 1845 das Princip der Zersplitterung, das nach der Vertreibung der Aegypter wieder zur Geltung gekommen war: den Drusen wurden ihre alten Institutionen wiedergegeben, die mittelalterlichen Verhältnisse, die Ibrahim Pascha so glücklich durchbrochen hatte, mit allem Glanze wieder hergestellt. Konnte man erwarten, daß die einander feindlichen Elemente des Landes fortan verträglich zusammen leben würden? Mußten die Bewohner des Gebirges sich nicht vielmehr versucht fühlen, jetzt wie früher dem angeerbten Nationalhaß nachzugeben und ihre Zwiestigkeiten mit den Waffen in der Hand auszufechten? Daß sie selbst nicht im Stande waren, ihren Leidenschaften einen Zügel anzulegen, hatten sie zur Genüge gezeigt. Um so mehr hätte man darauf bedacht sein sollen, eine Autorität zu schaffen, die die Kraft und den Willen hatte sich zur Anerkennung zu bringen. Aber statt das Uebel an der Wurzel anzugreifen, begnügte man sich mit Palliativen. Es schien, als fürchteten sich die Herren in Constantinopel dem kranken Mann in's Fleisch zu schneiden; die angewandte Ueberkleisterungs-Methode hat sich dann freilich schlecht genug bewährt.

Den neuen Machthabern war eine so geringe Gewalt zugetheilt worden, daß der Kaimakam der Drusen nicht im Stande war, sich bei den trotzigen Familien des Gebirges Geltung zu verschaffen, und sich mit einer durchaus nur nominellen Unterordnung der Scheichs begnügen mußte. Diese schalteten, da sie Niemandem verantwortlich waren, ganz nach ihrem Belieben, befolgten die Befehle des türkischen Gouverneurs, die ihnen durch Vermittlung des Kaimakams zukamen, oder befolgten sie nicht, je nach Laune; das waren Verhältnisse, die auch Leute von friedlicherem Sinne als die Drusen zu weitergehenden Ausschweifungen verleiten konnten. Die Zwistigkeiten zwischen Drusen und Maroniten hatten nie aufgehört, und die hergebrachten Stammesfehden unter den Drusen dauerten fort. Die alten Parteien der Dschambelat und der Jezbeky standen oft im Kampfe mit einander, und die Ersteren behielten wie früher meist die Oberhand. Das ging während des nächsten Decenniums so fort bis zur Zeit des Krimmkrieges. Es waren ganz die alten Zustände, nur daß die Drusen sich den Maroniten überlegen fühlen mußten, nachdem sie deren wiederholte Versuche, sich zu alleinigen Herren des Libanon zu machen, mit Glück zurückgeschlagen hatten. Die Drusen glaubten jetzt die Zeit der Rache gekommen und mißbrauchten in der gewissenlosesten und gewaltthätigsten Weise die Gewalt, die ihnen über die unter ihnen wohnenden Christen zustand. Vor allen Drusen aber zeich-

nete sich Said Bey Dschambelat aus, der völlig organisirte Raubzüge unternahm und sich durch Erpressungen und Ungerechtigkeiten aller Art bereicherte. Und dabei erfreute er sich des ganz besonderen Wohlwollens der Engländer, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Drusen in ihren Bestrebungen zu fördern, hauptsächlich wohl um ein Gegengewicht gegen die Franzosen zu gewinnen, die ihre Protection den Maroniten zugewandt hatten und deren Interessen den Landesbehörden gegenüber mit einer Ostentation und einer Anmaaßung vertraten, zu denen die Erfolge, die die französischen Truppen damals in der Krimm für die Türken erfochten hatten, ihnen jedenfalls kein Recht gaben. Die Gährung wuchs von Jahr zu Jahr in bedenklicherem Grade, Leben und Eigenthum waren gefährdet, Drusen wie Maroniten raubten und mordeten. Die Türken aber sahen der immer weiter um sich greifenden Anarchie mit Wohlgefallen zu, sie hofften jetzt die Christen mit Hülfe der Drusen vernichten zu können, und diese waren bereit sich hierzu gebrauchen zu lassen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, die Fäden des von den Türken angelegten Complots liefen über das ganze Land, und die Drusen konnten glauben für ihre eigenen Interessen zu kämpfen, während sie nur den Zwecken der türkischen Politik dienten. Im Winter 1859—60 wurde zwischen Kurschid-Pascha, dem Gouverneur von Saida, und den angesehenen Drusen-Scheichs der Kriegsplan verabredet, und im Mai 1860 kam es zu den ersten Gefechten, in denen die Drusen wegen ihrer besseren Organisation und strafferen Disciplin stets Sieger blieben. Gleichwohl rief Said Bey Dschambelat, der den Oberbefehl übernommen hatte, seine Glaubensgenossen zur Hülfe auf. Es begannen die Schlächtereien, die Europa mit Schauder erfüllt haben. Die Maroniten waren nicht unvorbereitet, sie hatten 15,000 Mann bewaffnet und rühmten sich den Drusen überlegen zu sein. Aber ihr Kaimakam war von den Türken gewonnen, und so standen sie ruhig Gewehr bei Fuß, während ihre Glaubensbrüder von den Drusen erbarmungslos niedergemetzelt wurden. Der Schauplatz der Bluthaten umfaßt das ganze Gebiet, wo die Bevölkerung aus Christen und Drusen gemischt ist, also die größere südliche Hälfte des Libanon bis zum Hundsfluß, die Bekaa und Damaskus, im Ganzen etwa 70 Quadratmeilen. Hunderte von Dörfern gingen in Flammen auf, die männlichen Einwohner wurden gemordet, Weiber und Kinder in's Elend gestoßen. Das Gräßlichste aber geschah an den größeren Plätzen, die ausschließlich oder in überwiegender Mehrheit von Christen bewohnt, seit Jahren, wie wir wissen, den giftigsten Haß der Drusen auf sich gezogen hatten, in Hasbeya und Dair el Kamr, ferner in Zahleh (in der Bekaa gelegen) und in Damaskus. Da hier überall ernster Widerstand zu befürchten war, hatte die türkische Regierung durch verrätherische Versprechungen die Bevölkerung in Sicherheit eingewiegt, dann fielen die Drusen über die wehrlosen, in einen engen Raum zusammengetriebenen Opfer her und vollbrachten die Schlächterarbeit, bald bis an die Enkel im Blute stehend. Ueber 13,000 Menschen wurden ermordet, Tausende kamen in Hunger und Elend um, namentlich Frauen und Kinder, die nach der Küste geflohen waren, in Beirut und Saida Schutz suchend. Das war innerhalb sechs Wochen geschehen, es war jetzt zu befürchten, daß die Mordbanden, um ihre Aufgabe ganz zu erfüllen, nach dem nördlichen Libanon zie-

hen würden, denn ganz Syrien sollte ja von den Christen gesäubert werden. Mittler Weile aber war die Kunde von den Gräuelthaten nach Europa gedrungen, und die Großmächte hatten beschlossen einzuschreiten. Dieser gemeinsamen Intervention wagte die Pforte doch nicht zu trotzen. Es wurde Halt geboten und der Sultan sandte seinen geschicktesten Staatsmann, Fuad Pascha, als sein alter Ego nach Syrien, um die Gefahren abzuwenden, die die Pforte bei einem energischen Vorgehen der gegen sie vereinigten Regierungen Europas zu befürchten hatte. Fuad hat diese Aufgabe meisterhaft gelöst. Die französische Division von 7000 Mann, die im Juli in Beirut landete, dirigirte er nach dem Gebirge, um, mit ihr gemeinsam operirend, die Drusen einzuschließen und gefangen zu nehmen. Unglücklicher Weise aber war die Aufstellung der türkischen Truppen fehlerhaft, sie hatten in der weitläufigen Kette ein Loch gelassen, und die Drusen machten sich dieses von Fuad aufrichtig bedauerte Versehen zu Nutze, um nach dem Hauran zu entkommen. Es hätte umfassenderer Vorbereitungen bedurft, diese feste Stellung anzugreifen, bereits aber war das Mißtrauen Englands erwacht, das ein längeres Verbleiben der französischen Truppen in Syrien nicht dulden wollte, und so mußten diese nach einem Jahre Syrien räumen, wenig erbaut von der Rolle, die man sie dort hatte spielen lassen.

Mit gleichem Erfolg paralysirte Fuad die Wirksamkeit der internationalen Commission, die am 5. October in Beirut zu dem Zweck zusammentrat, die Schuldigen zu strafen, die Entschädigungen festzustellen und dem Libanon eine bessere Organisation zu geben. Die Uneinigkeit, die unter den Großmächten in Bezug auf die orientalische Frage herrscht, trat auch in diesem Falle sehr bald hervor. Oesterreich wollte nicht, daß der Türkei mehr zu Leide gethan werde, England hatte eine zärtliche Vorliebe für die Drusen gefaßt, Frankreich verfocht die Interessen der Maroniten. Da hätte es auch einem weniger gewandten Diplomaten als Fuad Pascha gelingen müssen, ein ernsthaftes Resultat unmöglich zu machen. Die bewilligten Entschädigungen standen in keinem Verhältniß zu den wirklich erlittenen Verlusten. Die Execution von einigen türkischen Officieren und 117 Drusen, und die Exilirung einer größeren Zahl war keine angemessene Strafe für so unerhörte Verbrechen, zumal da die türkische Regierung die Hauptschuldigen ungestraft davon kommen ließ, ja zum Theil sogar für die geleisteten treuen Dienste belohnte. Die neue Organisation endlich, die man dem Libanon, nach Beseitigung der beiden Kaimakamate, durch Ernennung eines von Constantinopel abhängigen christlichen Gouverneurs gegeben hat, beseitigt die alten Schäden nicht und trägt daher keine Gewähr der Dauer in sich. Daß die Pforte Frankreich zu Liebe einen Christen ernannt hat, ist eine Artigkeit, die Niemand hoch anschlagen wird, der den sittlichen Werth der orientalischen Christen richtig beurtheilt. Die Hauptsache bei der neuen Einrichtung war, daß die Zerstückelung des Landes beibehalten und seine Abhängigkeit von Constantinopel wiederhergestellt wurde.

Den europäischen Regierungen war die syrische Frage allmählich langweilig geworden, so daß sie zuletzt mit jeder Lösung vorlieb nahmen, froh, die Sache endlich los zu werden. Seitdem fragt Niemand mehr nach Syrien. Und doch sollte die Diplomatie sich nicht nur mit den Tagesfragen beschäftigen, vielmehr

ihre Aufmerksamkeit auch auf die Verhältnisse lenken, die das allgemeine Interesse augenblicklich weniger in Anspruch nehmen, die aber, wenn sie vernachlässigt werden, leicht in unheilvoller Weise zu Tagesfragen werden können, und das ist mit Syrien der Fall. Das Jahr 1860 hat in dieser Beziehung eine wohl zu beherzigende Lehre gegeben. Trotz aller warnenden Mahnrufe, die in den Jahren vorher von Syrien aus nach Europa ergangen waren, trotz der durch die nachfolgenden Ereignisse leider nur zu sehr bestätigten Voraussage einer Katastrophe, hatten die Gesandten in Constantinopel, durch die beruhigenden Versicherungen der Pforte getäuscht, an die drohende Gefahr nicht glauben wollen und waren unbeweglich geblieben. So reiften die Dinge heran, und der gewaltsame Ausbruch erfolgte, während durch rechtzeitiges Dazwischentreten der Gesandten, deren ernstem Zureden die türkische Regierung noch nie einen Widerspruch entgegengesetzt hat, das Unheil mit Leichtigkeit abzuwenden gewesen wäre. Die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, daß vor Allem in der Türkei eine ununterbrochene Wachsamkeit der europäischen Regierungen nöthig ist, daß die Türken nur aus Furcht vor Strafe sich den Christen gegenüber in den durch die Verträge ihnen vorgeschriebenen Grenzen halten, daß, sobald sie sich unbeachtet sehen und also hoffen können ungestraft zu bleiben, sie ihrer natürlichen Neigung zu Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten freien Lauf lassen. Und die Türken haben hierfür ein sehr scharfes Auge. Sobald sie merkten, daß in Europa das Interesse für Syrien erkaltete, traten ihre Beamten hier aus ihrer bis dahin einigermaaßen anständigen Haltung heraus, und erlaubten sich seitdem Uebergriffe und Ungesetzlichkeiten aller Art, Anfangs vorsichtig dann immer dreister. Es ist daher ein sehr günstiger Umstand, daß in Kurzem die definitive Ernennung eines Gouverneurs des Libanon erfolgen wird, und daß dann also die Vertreter der Großmächte in Constantinopel Veranlassung haben werden, sich eingehender mit den gegenwärtigen Verhältnissen Syriens zu beschäftigen.

Politische Correspondenz.

Berlin, Ende Januar.

Von dem Schauplatz rühmlicher Thaten und großer Hoffnungen, der unser Interesse eine Zeit lang ausschließlich spannte, wenden wir heute unsere Blicke auf einen weniger erquicklichen Gegenstand. Wir meinen die chronische Krankheit, die an unserem inneren Leben zehrt, die Krise, die statt in raschen Entscheidungen in einer unabsehbaren Wiederholung des ursprünglichen Gegensatzes verläuft. Es ist jetzt im dritten Jahre, daß jener bis heute unentwirrte Knoten geschürzt wurde — damals als im September und October 1862 das Abgeordnetenhaus die Reorganisationskosten strich, das Herrenhaus das so verkürzte Budget verwarf und die Regierung die Verantwortung übernahm, „den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage zu führen." Seitdem ist im Frühjahr 1863 eine Session an der wechselseitigen Erbitterung gescheitert,

ehe die nothwendigsten Geschäfte beendet waren; eine andere, die im November desselben Jahres begann, hat zu dem gleichen Abschluß wie im Vorjahr geführt. Seit dem Sturz der neuen Aera ist die Gesetzgebung in vollkommenem Stillstand; alle die organisatorischen Entwürfe, welche die Einrichtungen der alten Monarchie nach der Verfassung umwandeln sollten, sind beseitigt. Nur eine einzige Reform, die vor dem reactionären Umschwunge bereits abgeschlossen war, die gleiche Leistung der Grundsteuer, ist durchgeführt worden. Und dieses Liegenbleiben unaufschiebbarer Aufgaben ist das Geringste. Auch was wir sicher zu besitzen glaubten, das Fundament unserer constitutionellen Freiheit, ist im Princip durch die Lückentheorie, und in der Praxis durch die budgetlose Verwaltung erschüttert. Aus dem Zwiespalt über eine praktische Frage wurde ein noch schwererer Principienstreit. Zum vierten Mal hat sich jetzt der Landtag seit Ausbruch des Kampfes versammelt und die Hoffnung ist gering, daß er ihn beendigen werde.

Wir haben, als die frühesten Symptome der Krise auftauchten, in den letzten Jahren des Ministeriums Hohenzollern, oft den Wunsch geäußert, daß die innere Krankheit abgeleitet werden möge durch eine kräftige auswärtige Action. Wahrlich nicht in dem frivolen Sinne des Napoleonismus war dies gemeint. Nicht den Exporthandel mit der Freiheit und den Cäsarismus daheim wollten wir befürworten. Aber die Frage, welche unvermittelt und plötzlich aufgeworfen war — die Reorganisation der Armee — betraf die Macht des Staats, und die Verhältnisse für die Lösung einer solchen Frage lagen bei uns nicht günstig. Wir sahen auf Seiten der Regierung ein Vorgehen, das stark an die Zeit vor dem 31. Januar 1850 erinnerte, ein gebieterisches Fordern dessen, was nach persönlicher Ueberzeugung für die Sicherheit und Größe der Monarchie zweckmäßig schien, und wir bemerkten auf Seiten des Volks die Nachwirkungen eines funfzigjährigen Friedens, einer inactiven und vielfach unglücklichen Politik, und ferner den Einfluß der theilweisen Verwandlung Preußens in einen Handels- und Industriestaat. Jenes erste aber war die Hauptsache; seit dem Frieden von Paris hatte die Monarchie Friedrich des Großen sich den Interessen Rußlands oder Oesterreichs untergeordnet; in dem Revolutionsjahr sank sie zusammen wie am Tage von Jena, und als dann ihrer wieder gesammelten Kraft das höchste Ziel des Ehrgeizes winkte, folgte jene Politik der Willenlosigkeit, der Selbstentäußerung, der entsetzlichsten Demüthigung; — wie sollte unter einem System, das die Armee nur als innere Polizei oder als Bundescontingent gebrauchte, im Volke der Sinn für die Machtmittel des Staates gedeihen? — Wir sind eine zerrissene, halbfertige Macht, und wir müssen thatsächlich die deutsche Grenze im Westen, Norden und Osten decken, während wir nur über die Hälfte des Gebiets verfügen, auf das sich unser Schutz erstreckt. Dieses Mißverhältniß ist der Hauptgrund unserer übermäßigen militärischen Anstrengungen, aber um es wegzuräumen, müssen wir sie vorläufig fortsetzen. Denn wenn auch das Schwert allein Deutschland nicht eins macht, so wird doch ohne das Schwert die Einheit an dem Widerstand von Innen wie von Außen zerschellen. Aber auch die Neubelebung der nationalen Idee seit 1859 förderte die Einsicht in die militärischen Nothwendigkeiten unseres Staats nur wenig. Man glaubte Alles erreichen zu

können mit der Gründung eines Musterregiments, mit den moralischen Eroberungen, mit der Agitation für den Bundesstaat und das Parlament. Als natürliches Gegenbild jener theoretischen Regierungspolitik, welche die Einheit durch Unionsentwürfe und Depeschen schaffen wollte, tauchte die Volksmeinung auf, daß sie durch Parlamentsbeschlüsse geschaffen werden könnte. Von diesem Standpunkt aus schien es klug für Preußen, an Billigkeit der Wehreinrichtungen die Kleinstaaten noch zu übertreffen, damit die erwachende Neigung nicht durch den Seitenblick auf den Geldbeutel gestört werde. — Und noch ein anderes schwerwiegendes Moment kam hinzu. Durch den langen Frieden und die Erfahrungen von 1848—49 waren wir gewöhnt, die Armee vorzugsweise nach ihrer innern Stellung zu betrachten. Und da stand sie nun nicht blos, wie jede Armee in geordneten monarchischen Staaten, auf conservativer Seite, sie war auch berührt von dem socialen Gegensatz, durch den unsere inneren Kämpfe verbittert werden. Die Rangliste unseres Heeres ist ein unverdächtiger Zeuge, wie mit dem Aufsteigen der militärischen Aemter das Bürgerthum von der Aristokratie steigend überflügelt wird. Man konnte diese Gegensätze hinwegräumen — denn die Verhältnisse, die Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. zu solcher Bevorzugung des Adels führten, sind längst geschwunden — man konnte durch Anknüpfung an die Ideen Gneisenau's und Scharnhorst's auch eine schwer lastende Reorganisation populär machen. Aber in gewöhnlichen Zeiten pflegt dazu der Blick und der Antrieb zu fehlen, und so sah das Bürgerthum in der Verstärkung des stehenden Heeres nur die Befestigung des Klassenunterschiedes und der anticonstitutionellen Gewalten.

Für alle diese Zustände gab es keine bessere Heilung als — die That. Am raschesten in der auswärtigen Action mußten Regierung und Land sich wieder zusammenfinden, jene des Werthes ihrer Eintracht mit dem Volk, dieses der großen Aufgabe des Staats sich wieder bewußt werden. Leider kam die Action erst, als es sich schon um viel mehr handelte als die Militärfrage. Aber selbst in dieser Zeit tiefster innerer Spaltung hat der Krieg segensvoll gewirkt. Nicht unser Recht und unsere Freiheit haben wir der siegreichen Armee zu Füßen gelegt, aber wir fühlten uns wieder vom Herzensgrunde eins mit unserer Armee, wir waren stolz auf sie, stolz auf die Sühnung alter Schuld, stolz auf die wieder errungene Stellung an der Spitze Deutschlands. Große und edle Gefühle hoben uns über den Egoismus der Parteien. Es gab wieder Tage, wo dieses Volk sich als lebendiges Ganzes empfand von dem Thron bis zu den Hütten. Solche Tage des Siegesjubels ändern kein bewußtes politisches Streben, aber sie lösen den Bann, den auch eine sehr einseitige Parteiparole auf die Menge ausüben kann. Ernster als je zuvor ist in unserm Volk das Verlangen nach Beendigung der inneren Wirren.

Und nicht nur die allgemeine Stimmung, auch das besondere Urtheil über die Armeereform ist einem Ausgleich günstig. Es ist nicht mehr die Rede von der Auflösung der neuen Cadres, man sieht in der Vermehrung der Reserve durch zwei Landwehrjahrgänge nicht mehr den Ruin der Landwehr und der bürgerlichen Freiheit; man begreift, daß die zwei- oder dreijährige Dienstzeit eine Sache der Finanzen und der Zweckmäßigkeit, aber keine politische Frage ersten

Ranges ist. Freilich wer sich der Wirkung erinnert, welche im Herbst 1862 eine einzige einlenkende Rede des Kriegsministers machte, der muß das Zeugniß ablegen, daß auch auf dem höchsten Gipfel der Volksaufregung der Regierung ein Compromiß offen stand. Aber es forderte doch damals schwerere Opfer als heute. Vieles hat die Einsicht in die Schwierigkeit und Unfruchtbarkeit des Kampfes bewirkt, Manches auch die Erfahrung des jüngsten Krieges. Bei der Schwäche unserer Linie nach der älteren Organisation war eine Verbindung von Linie und Landwehr in jedem Kriegsfall unumgänglich. Auch gegen das kleine Dänemark hätten wir vor der Armeereform nicht die Linie allein schicken können; denn wir liefen dann Gefahr, daß ein plötzlich auftretender stärkerer und kriegsgeübterer Feind, außer dem Rest der Linie, nur noch auf die Landwehr stieß. Es mußten also sofort beide Gattungen eintreten. Nun bestand die mobile Armee in Schleswig-Holstein mit Einschluß des Ersatzes aus 52,702 Mann Infanterie. Bei der Unsicherheit der europäischen Lage waren außerdem im Innern des Landes 59,942 Mann Infanterie in Kriegsbereitschaft gesetzt. Unter dieser Zahl befanden sich nur 2916 Landwehrmänner, während nach der älteren Organisation, auch wenn die Bataillone wie im Vorjahr zu 800 Mann formirt wurden, die Landwehr 45,699 Mann hätte stellen müssen.*) Die Familienväter, die ihrem Herde entrissen wurden, zählten diesmal nach Hunderten, sie würden in gleicher Lage früher nach Zehntausenden gezählt haben. Das ist eine Thatsache, die durch keine Sophismen hinweggedeutet werden kann. Und ferner: Eingereiht in feste Cadres konnte die Landwehr rascher kriegsbereit werden, als wenn Officiere und Gemeine ohne solchen Anhalt neue Formationen gebildet hätten. Endlich, wem konnte es entgehen, daß die Einstellung von mehreren Hundert Landwehrofficieren in die Linie auch den Geist des Bürgerthums in dem Officiercorps verstärken mußte?

Zweierlei hat der Krieg an's Licht gestellt. Den volkswirthschaftlichen Nutzen einer Organisation, welche die Schonung der Landwehr bis auf äußerste Fälle gestattet, und den militärischen Nutzen einer Einreihung der älteren Wehrmänner in die festen Reihen der Linie. Die Nothwendigkeit einer Verstärkung der Linienarmee bis zu dem Maaße, daß sie als erste Feldarmee auftreten kann, — eine Verstärkung selbst auf Kosten der jüngeren Landwehr -- ist damit bewiesen.

Man kann sagen: im Verhältniß zur Armeereform steht das Land heute da, wo die Altliberalen 1862 standen. Die Opposition, die weiter hinausgriff, hat das Siegsgefühl verloren. Welche Ideale erfüllten die Führer der Fortschrittspartei, als sie im Sommer 1861 das Verdict aussprachen: das Haus der Abgeordneten hat sich seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt! Heute werden sie gestehen, daß das Haus wohl Manches verfehlt hat, aber sie nicht weniger. Weit schwerer als es der kühnen Phantasie erschien, ward der Kampf gegen die Grundsäulen des alten Staatswesens; die Zierde des absoluten Preußens, seine geordnete Finanzwirthschaft, wurde jetzt sein Schutz gegen die neu vordringenden parlamentarischen Gewalten. Wie sollte man die Hebel ansetzen, da die Regie-

*) Vergl. die Reorganisation des preußischen Heerwesens nach dem schleswig-holsteinschen Krieg von Freih. v. Vincke-Olbendorf. Berlin bei G. Reimer 1864.

rung keine neue Steuern, keine Anleihen brauchte, da ihre Bedürfnißlosigkeit sie unabhängig machte? Die Opposition strich 6 Millionen, aber in den Cassen lagen die Gelder bereit und in der büreaukratischen Maschine regte sich kein Widerstand, als sie ohne Legitimation ausgegeben wurden. Klaffend zeigte sich der Unzusammenhang zwischen Verwaltung und Verfassung, grell trat die Thatsache heraus, daß dem büreaukratischen Organismus die Paragraphen der Constitution nur erst angeklebt waren. Das alles fühlte, sagte ein Theil der Liberalen voraus; aber in dem Sturm der öffentlichen Meinung verhallten ihre Stimmen. Nur durch die factische Probe ließ man sich belehren, daß in Preußen wie überall in Deutschland, wie in Baiern und Sachsen, in Würtemberg und Hannover, ein schwaches und der klugen Führung bedürftiges constitutionelles Element einer starken und überwiegenden monarchischen Gewalt gegenübersteht.

Wir wiederholen: niemals seit 1860 ist für ein Ministerium der Moment zum Ausgleich günstiger gewesen als heute. Die Principien der Reorganisation haben sich durchgekämpft, bedeutender noch, als Hr. v. Patow es prophezeihte, haben sich unsere Einnahmen vermehrt; das Bewußtsein von dem Werth einer starken, durch ihre Organisation zu geräuschloser Zurüstung, zur raschesten Bewegung fähigen Armee ist gestiegen; die Einsicht ist gewachsen, wie zweischneidig der Gebrauch der äußersten constitutionellen Mittel ist, wenn man in der Sache nicht das volle Recht auf seiner Seite hat. Ganz anders als vor zwei Jahren steht die Krone zu der Frage der Concessionen. Sie hat nichts Wesentliches von ihrem Werk zu opfern, und nicht umdrängt von dem Sturme der Volksleidenschaften streckt sie die Hand zur erzwungenen Versöhnung aus. Eifrige Royalisten konnten früher vor dem Nachgeben warnen, weil die Opposition trunken von dem leichten und glänzenden Sieg über den Militärstaat vorwärts stürmen werde gegen die Burg des Königthums. Heute hat die Krone ihre Macht, ihre weit überwiegende Macht bewährt. Nicht als ein errungener Sieg, der den Kampfesmuth steigert, wird ihre Nachgiebigkeit von der Demokratie empfunden werden, sondern als die kluge Gewährung einer Capitulation, welche die Ehre der Kämpfenden rettet. Auch wer die äußerste Empfindlichkeit für die Würde eines „königlichen Regiments" hat, wird in unserer innern Lage keinen Grund für ein fortgesetztes Nein mehr finden, wohl aber Gründe genug, um die zerfallenen Factoren der Verfassung einander wieder anzunähern, um die volle Auflösung zu verhindern, den Faden constitutioneller Entwickelung nicht völlig abzuschneiden. Es ist gar leicht zu zerstören und gar schwer zu bauen. Keiner von den Fanatikern, welche die Regierung beschwören ihre Macht rücksichtslos auszubeuten, weiß ein Bild davon zu geben, was denn künftig geschehen soll. Wird es noch einmal möglich werden, das preußische Volk ohne Constitution zu regieren? Die Frage bedarf keiner Antwort. Will man die zweite Kammer umgestalten wie 1852 die erste? Man nenne uns das Wahlgesetz, auf Grund dessen ein Haus zu Stande kommen kann, das solchen Staatsstreich acceptirt. Will man unter den Formen der jetzigen Verfassung und unter dem Schein ihrer Anwendung die absolute Gewalt fortführen? Dann wird bei der Wandelbarkeit der europäischen Verhältnisse und bei einigem Ausharren unseres Volkes auch der Moment kommen, wo man dem Abgeordnetenhaus weit mehr geben muß als



heute. Jenes Ausharren ist nicht so schwer. Eins ist gewiß in unserm Volk gestiegen: seine wirthschaftliche Selbständigkeit, die es gegen Gunst und Ungunst von oben unempfindlicher macht. Für die Mehrzahl gehört nur ein geringes Maaß von Bürgermuth dazu dreimal und mehrmal liberal zu wählen.

Aber wir sehen ab von all den inneren Motiven, welche mahnen, die erschütterte Basis unseres öffentlichen Rechts wiederherzustellen; wir richten unser Auge nur auf die Eine Aufgabe, die jetzt vor uns liegt, den noch unbeendeten und schwersten Theil der schleswig-holsteinischen Frage. Ein glänzendes Bild von der Lage des Staats hat die Thronrede vor uns aufgerollt; die Waffenerfolge und den ehrenvollen Frieden, die Reform und Wiederherstellung des Zollvereins, die blühende Finanzlage, die wachsenden Ueberschüsse des Staatshaushalts. Aber dieser Glanz verdeckt nicht den innern Zwiespalt und dieser Zwiespalt ist eine Schwächung unserer Action. Alle Gegner unserer Machterweiterung, die Hofpartei in Kiel und die Höfe der Mittelstaaten, die Presse in England und in Frankreich rechnen auf diese Schwächung. Wer den Conflict fortspinnt, arbeitet in ihrem Interesse. Man wende nicht ein: die Bedeutung der parlamentarischen Opposition werde außerhalb überschätzt, die Regierung habe ohne das Abgeordnetenhaus den Krieg geführt, sie werde auch ohne es die Früchte einernten. An diesem Conflict zieht der Particularismus in den Herzogthümern, der Particularismus in Deutschland seine Nahrung. Aller Widerwille gegen den aufstrebenden Staat kleidet sich in die liberale Entrüstung, auch wo die Pfordten und Beust und Dalwigk regieren, wird der Kreuzzug gegen Preußen gepredigt als ein Kampf der deutschen Freiheit gegen den slavischen Despotismus. Und so ist es nicht blos bei den bewußten Gegnern und der bewußtlosen Menge, selbst Tausende ehrlicher, national gesinnter Männer fangen an sich vor Preußen zu kreuzigen und sich der Idylle in ihrem Winkel zu freuen. Niemals waren für einen deutschen Volksstamm die Vorwände stärker für die Erhaltung der Eigenart. Wir wissen es wohl, unser Recht in Schleswig-Holstein beruht auf festerem Grunde als den momentanen Sympathien. Wir haben die Herzogthümer dem Auslande abgerungen und nur wir können ihnen in Zukunft vor dem Auslande Schutz bieten. Welche Partei uns auch heute regiere, wir sind der deutsche Staat, weil die Anstrengungen, die Leistungen von zwei Jahrhunderten uns dazu gemacht haben. Aber wir eroberten diese Stellung nicht durch die Siege unserer Heere allein. Preußen war ein Muster in den Staats- und Verwaltungsformen, welche nach den Bedürfnissen der Zeit als die höchsten galten. Wenn es jetzt in der Lösung des großen constitutionellen Problems zurück bleibt, so wird dieser Mangel an fortbildender Kraft auf seine äußere Stärke so gewiß einwirken, wie einst die Erschlaffung und Entartung seiner Verwaltung.

Zwischen unserer auswärtigen Politik und einem anticonstitutionellen System existirt kein Zusammenhang. Es ist eine unerklärliche Erschwerung der zu lösenden Aufgaben, wenn man hinter die diplomatische Action die Wucht eines einigen geschlossenen Volks stellen kann und diesen Nachdruck verschmäht. Ein ehrgeiziger Staat wird von Allen gehaßt, und Preußen als eine unvollendete Macht ist angewiesen auf den Ehrgeiz. Sollen wir gegen die Mißgunst der Welt nicht

die Begeisterung daheim wachrufen? Ist es rathsam kühne Pläne zu beginnen, denen im eignen Lande nur eine laue und gespaltene öffentliche Meinung folgt? Und jene Pläne kosten Geld, weit mehr Geld als der ohne Anleihe geführte Krieg; jene Pläne werfen uns in europäische Gefahren herein, die mit der Plötzlichkeit eines Unwetters am wolkenlosen Himmel aufsteigen können. Wenn es aber Kriegssteuern oder Anleihen gilt, dann ist die verschmähte Kammer der Abgeordneten ein nicht zu verachtender Factor, — und mit diesem Factor will man nicht Frieden schließen, während es so leicht ist?

Wir skizziren die Präliminarien eines solchen Friedens, wie gering auch die Aussicht auf seinen Abschluß jetzt wieder geworden ist. So weit unsere Fühlung reicht, sind es nur zwei Forderungen, die allgemein festgehalten werden: Eine gesetzliche Fixirung der Gesammtleistung des Landes und ferner eine solche Fixirung, welche noch den Charakter eines Compromisses trägt. Unsere heutige Friedensarmee zählt 206,000 Combattanten und dieser nominelle Bestand stellt sich thatsächlich noch um einige Tausend geringer. Es ist möglich diese Zahl zu vermindern, ohne die Festigkeit und Stärke der Cadres und die militärische Ausbildung des einzelnen Mannes zu beeinträchtigen. Wir reden nicht sofort wieder von der zweijährigen Dienstzeit des Infanteristen, das Heil des preußischen Staats hängt von ihr nicht ab. Auch auf die Compensationen an Capitulanten u. s. w., die der Kriegsminister 1862 als Vorbedingungen forderte, gehen wir nicht ein. Es ist das ein schwieriges Feld, auf dem sich neue Weitläufigkeiten ergeben würden. Mag man das Princip der dreijährigen Dienstzeit stehen lassen und es der Regierung anheim geben, entweder an ihr oder an der Aushebung zu kürzen. Mag man ferner den Friedensstand nur so weit vermindern, daß auch bei starker Recrutirung ein Theil der Infanterie drei Jahre bei der Fahne bleiben und im dritten Jahrgang den Ersatz an Unterofficieren liefern kann, zu dem die Capitulanten nicht ausreichen. Die jährliche Einstellung für die Infanterie wird auf etwa 43,000 Mann gerechnet. Wenn man den jetzigen Friedensstand von 206,000 Mann auf 190,000 herabsetzte, so hätte der Kriegsherr die Wahl, entweder 16,000 Mann nach Ablauf von zwei, oder 32,000 Mann nach zwei und ein halb Dienstjahren zu entlassen. Auf jeden Fall bleiben 11,000 Mann mit voller Dienstzeit zur Ergänzung der Unterofficiere zurück. Das finanzielle Resultat jenes Abzugs von 16,000 Löhnungen ist nicht groß, es ergiebt 1,200,000 Thlr.; aber das Land hätte den Gewinn eines festen und nicht unerschwinglichen Maaßes seiner Leistungen und die Regierung den Vortheil eines legalen Abschlusses der Reorganisation. Die Verlängerung der Reservepflicht wird keine Schwierigkeiten machen. Und wenn so die Wurzel des Conflicts durchschnitten ist, so wird auch das Giftkraut absterben, das aus ihr hervorwuchs. Unsere Kreuzritter beschwören das Ministerium seine Interpretation des Artikel 99, den sichern Schutz gegen die Allmacht des geldbewilligenden Abgeordnetenhauses, nicht aufzugeben. Die Interpretation leistet bekanntlich noch mehr als solchen Schutz, sie begründet die ministerielle Allmacht in der Verwendung der Staatseinnahmen. Jedermann weiß und auch der Minister des Innern in seiner neulichen Rede hat es offen gestanden, daß sie nur ein Schild war, um die Armeereform zu decken, und wenn man nach

wesentlich erreichtem Zweck sie jetzt fallen läßt, so leidet das königliche Regiment keine andere Gefahr, als daß es als verfassungsmäßiges darauf verzichtet, neue, auf Herkommen und Gesetz nicht beruhende Ausgaben von sich aus zu verfügen. Die mildeste Form für diese Restauration unseres Rechts ist das Zugeständniß, daß die Verwaltung ohne Budget wider die Rechtsordnung war, das Verlangen — nicht blos einer nachträglichen Genehmigung der früheren Etats, sondern auch einer Indemnität für die Personen, welche ohne die gesetzliche Grundlage und auf ihre Verantwortung den Staatshaushalt geführt haben. Es ist ein geringer Preis, um den Frieden zu erkaufen.

In den officiellen Kreisen ist für das Militärgesetz ein Vorschlag aufgetaucht, den wir noch erwähnen wollen. Man hat daran gedacht die Friedensstärke der Armee nach Procenten der Bevölkerung zu normiren. Die Einwohnerzahl Preußens läßt sich nach den Ergebnissen der neuen Zählung auf 19½ Millionen anschlagen; somit gewährte schon ein Procent derselben einen Friedensstand von 195,000 Mann. Wenn die Regierung mit dieser Forderung aufträte, so wäre damit wenigstens der Wille gezeigt, die Kluft zwischen den streitenden Factoren zu überbrücken, aber jedenfalls müßte sie sich dann mit einer gesetzlichen Regelung für den Zeitraum von drei Jahren begnügen. Denn bei der rapiden Zunahme unserer Bevölkerung, die auch in den künftigen Zählungsperioden wahrscheinlich eine Million übersteigt, kann kein Abgeordnetenhaus dem Lande die Verpflichtung aufbürden, jedes vierte Jahr die Friedensarmee um ein Procent d. h. um 10,000 Mann, den Militäretat um zwei Millionen zu vermehren.

Noch ist es unentschieden ob in den oberen Regionen die Partei obsiegen wird, die keinen Schritt zurückweichen, die mit dem Compromiß, nach den Worten des Herrn v. Bismarck, auch das Wesen der constitutionellen Entwickelung aufgeben will. Gestaltet die Militärvorlage sich in diesem Geist, so möge das Abgeordnetenhaus den Entwurf in weiter und nachgiebiger Weise amendiren und den Erfolg erwarten. Auf dem ernsten Willen zur Versöhnung ruht sein moralischer Halt im Lande; aber es kann nicht bedingungslos seine Position räumen, und auch wir, die wir einst in der vollen Genehmigung der Armeereform ein Mittel zur Befestigung eines liberalen Regiments sahen, können nach Allem, was geschehen, solchen Ausgang nicht wünschen. Welche Fehler auch das Haus begangen hat — wenn es jetzt die Kraft zum Widerstande verlöre, so wäre die Verfassung übergerannt auf Jahrzehnte. Von der erschreckenden Erfahrung, daß ein Kampf, der scheinbar mit der vollsten Leidenschaft der öffentlichen Meinung und mit dem Aufwand aller Verfassungs- und Volkskräfte unternommen wurde, endlich mit der totalen Niederlage endete, würde sich der Liberalismus auf lange Zeit nicht erholen. Aber so verzweifelt stehen die Dinge noch nicht. Nur wenn man den Vertretern des Volks das Nachgeben sittlich unmöglich macht, so wundere man sich nicht, daß auch die Gemäßigtsten den Grundsatz hinstellen: wir werden Anleihen nur bewilligen, wenn man die Grenzen respectirt, die wir bei vernünftiger Anerkennung der Staatsbedürfnisse durch unsere Verweigerung ziehen. Es war das Gewissen des Abgeordneten, der den Eid auf treue Bewahrung der Verfassung geschworen hat, welches aus dem Antrag

des Grafen Schwerin sprach: die Eisenbahnvorlagen der Budgetcommission zur Vorprüfung zu überweisen. Und wenn das Haus diese Form nicht annahm, so ist darum nicht weniger gewiß, daß es die Hebel nicht aus der Hand geben wird, wodurch es eine Rücksicht auf sein Recht allein erzwingen kann. Es ist höchst wünschenswerth nach unsern Kriegshäfen, Festungen und Küsten Schienenwege zu legen, es ist durchaus nothwendig unsere Marine rasch zu vermehren, rasch den Bau des schleswig-holsteinischen Canals in Angriff zu nehmen, aber der Nerv unserer Freiheit nicht blos, sondern auch unserer sittlichen Fortentwickelung und damit unserer Macht ist die Verfassung des Landes, und auch der Friedenssehnsüchtigste darf die Abgeordneten nicht tadeln, die ihr Nein aussprechen, bis das Fundament unseres Rechts wieder sicher gelegt ist. In der That, wir können warten. Die active äußere Politik, deren Verdienste wir gern anerkennen, hat auch das Verdienst, daß sie die Bedürftigkeit der Staatskassen vermehrt. Wenn sie auf den bisherigen Wegen bleibt, so wird man ein williges Abgeordnetenhaus vielleicht noch ein Jahr entbehren können, aber nicht länger. —

So flagrant ist der Widerspruch zwischen unserer inneren und äußeren Politik, daß Gegner der Annexion ohne Weiteres den Schluß ziehen: Herr von Bismarck sucht keinen Frieden mit der Kammer, also will er auch die Annexion nicht ernstlich; und daß der Rundschauer der Kreuzzeitung, angst um das conservative System, sein Wehe ruft über die Gelüste des Eigennutzes, über die Wege Neu-Piemonts, die uns zum Bruch führen würden mit unseren bewährtesten Freunden mit den deutschen Fürsten, dem Bundestag und dem Hause Habsburg. Gewiß, wenn man in den Herzogthümern aus dem Stadium der Vorbereitungen zur abschließenden That gelangt, so wird an die Stelle des Parteigesichtspunktes — Niederwerfung des Liberalismus, ein Staatsgesichtspunkt treten müssen — Behauptung, Verwerthung des errungenen Besitzes, und dazu bedarf es der angespannten Volkskraft und unter andern auch des finanziellen Credits, den nur die Eintracht mit dem Volkshause sichert. Ueber die Dinge daheim sind wir also nicht allzu sorgenvoll, wenn nur wirklich uns im Norden ein großer Fortschritt gelingt. Der Particularismus macht ihn uns streitig; und unter den Nationalgesinnten ist Zwiespalt über den Weg, den wir einschlagen sollen. Die Frage: bundesstaatlicher Anschluß oder Einverleibung greift mitten in die liberalen Parteien hinein. In Preußen stellt eine jede ein starkes Contingent von Annexionisten und ein noch größeres verhält sich abwartend, dagegen ist außerhalb unserer Grenzen ihre Zahl noch gering; doch haben hier und da namhafte Männer der Nationalpartei schon im Sommer die Hoffnung ausgesprochen: daß Preußen die Herzogthümer „überschlucken" möge.

Eine beredtere Feder als die unsrige hat in diesen Blättern die nationalen Gesichtspunkte entwickelt, die zur Annexion führen. Wir theilen in der Hauptsache diese Anschauungen, und nur Weniges bleibt uns übrig, was wir, ohne Wiederholungen ganz vermeiden zu können, in unserer Weise ausführen möchten. Es giebt ein Heiligthum von politischen Ueberzeugungen, Grundsätzen, Zwecken, in welche der äußere Gang der Ereignisse nicht eingreifen darf, und es giebt

eine Summe von Ansichten über die Mittel und Wege, in welche er eingreifen muß. Zweck ist uns die nationale Einheit oder — was nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Sache ist — die Machterweiterung des preußischen Staats. Der Weg ist uns gleichgültig, der dazu führt. Nichts war irgend einem preußischen Erwerb mehr entgegengesetzt, als die politische Einleitung des schleswig-holsteinischen Kriegs; von Annexion oder Anschluß zu reden war wahnsinnig, als die dänische Personalunion drohte; war thöricht, als die europäische Conferenz sich der Entscheidung zu bemächtigen suchte. Erst als Europa zurückwich und das leitende Uebergewicht Preußens heraustrat, schien das eine Ziel vielleicht erreichbar, das andre noch immer phantastisch. Denn als Wächter neben dem preußischen Ehrgeiz standen in den Herzogthümern der Bund und Oesterreich. Es mußte ein Versuch gemacht werden, ihre Kraft zu erproben. Es geschah gegen Ende November, und Oesterreich verließ den Genossen seiner Interessen und nahm den ihm zugeworfenen Kriegshandschuh nicht auf. Es antwortete auf die Frage: Annexion mit der heimlichen Antwort Compensation, und zwar einer Compensation in Gestalt einer Grafschaft von 30 Quadratmeilen, für uns eine Bedingung die unerfüllbar ist, für Oesterreich eine Forderung die seine Schwäche verräth. Seitdem ist die Annexion eine praktische Möglichkeit geworden; und was für uns das Entscheidende war, während dieses Verlaufs sind zugleich die Hemmnisse schärfer an's Licht getreten, welche einen bundesstaatlichen Anschluß entgegenstehen.

Drei Ansichten über die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage lassen sich jetzt unterscheiden. Die erste ist die, welche uns zwar einige Positionen einräumen, im übrigen aber eine „bundesgemäße" Ordnung will. So weit hat auch der Particularismus die schwere Hand Preußens empfunden, daß er auf den Gedanken verzichtet, es zur Räumung der Herzogthümer ohne jedes Aequivalent zu bringen. Außer Stande es zu hindern und in der Hoffnung Schlimmeres zu verhüten, ergeben sich die Höfe der Mittelstaaten darein, daß Rendsburg, Kiel, der Bau des Canals, auch wohl das Recht zur Werbung für unsere Marine, und Lauenburg uns zugestanden werden. Dafür war auch in Wien der Boden schon lange Zeit geebnet. Sobald man freilich das Berliner Cabinet zu solchem Abschluß bereit sähe, würde des Lärmens und Klagens über die Unersättlichkeit Preußens noch viel sein. Die mittelstaatlichen Diplomaten, die Vertreter des reinen Deutschland, welche heute die fremden Botschafter überlaufen, um ihre Augen gegen die Gefahren der Annexion zu schärfen, würden dann eifrig nachweisen, wie sehr der preußische Besitz von Rendsburg und Kiel gegen das französische, englische, russische Interesse sei. Indeß, hülfe dies nichts, so wäre man im Stillen froh, so billig losgekommen zu sein.

Und in der That wir haben uns sehr gewöhnt jene Positionen zu überschätzen. Ohne das Hinterland, das zu ihnen gehört, sind es vorgeschobene, isolirte Posten, die zunächst nur unsere Aufgaben vermehren, unsere Kraft zersplittern. Sie sind erste Schritte, Anweisungen auf zukünftige Machterweiterung, aber keine wirkliche Erweiterung. Zu den zweiunddreißig Festungen und Plätzen, die wir im Gesammtinteresse Deutschlands zu decken haben, kommt Rendsburg als dreiunddreißigste hinzu. Durch seine Besetzung werden wir reicher an Pflich-

ten. Das deutsche Gebiet, über dessen Kräfte zu verfügen man uns nicht gestattet, dessen Schutz aber zu übernehmen man von uns fordert, wird sich in Zukunft bis an die Königsau erstrecken. Was heißt der Besitz des Kieler Hafens, des Nordostseecanals? Die Erlaubniß, mit unserem Capital eine Flotte dort zu bauen und auf kürzestem Weg sie gegen die Feinde zu senden, welche die Flußmündungen der Nordsee, die Küsten von Hannover, Oldenburg, der Hansestädte bedrohen; die Erlaubniß, die Rolle die wir für Deutschland zu Lande jetzt spielen, inskünftige auch zu Wasser zu übernehmen. Man häuft unsere Pflichten, aber sträubt sich gegen die Ausdehnung des Terrains, auf welches diese steigende Last zu vertheilen ist. Man räsonnirt mit über die Höhe unseres Kriegsbudgets, und doch ist es der Egoismus der Kleinstaaterei, der es so hoch treibt. Diese für uns auf die Dauer unerträgliche, zu gewaltsamen Aenderungen gradezu zwingende Lage würde durch den Sieg jener ersten Ansicht nur gesteigert werden.

Die Freunde des Bundesstaats erkennen dies an. Darauf eben beruht die Idee des Bundesstaats, daß für die großen, nach außen gerichteten Functionen der Nation die einzelnen Glieder als eine Gesammtkraft, als ein Staat wirksam sein sollen. Ob man zu dieser Forderung kommt vom Standpunkt der Ohnmacht Deutschlands oder vom Standpunkt der Ueberbürdung Preußens, thut nichts zur Sache. Der Bundesstaat ist ein Compromiß, durch den man jene Ohnmacht zu heilen und doch die Existenz der Einzelstaaten zu schonen gedenkt. Er mediatisirt diese in militärischer, handelspolitischer, diplomatischer Hinsicht und läßt ihnen ihre Selbständigkeit in der inneren Gesetzgebung und Verwaltung — jedoch nur so weit, als es sich nicht um jene wichtigsten Staatsgegenstände handelt. Diese Gegenstände werden der Centralgewalt überwiesen, die nach unseren deutschen Verhältnissen nicht eine neue, gleichmäßig über allen Einzelstaaten stehende Schöpfung sein kann, sondern mit Preußen als dem mächtigsten deutschen Staat verbunden werden muß. Die Schwierigkeiten, die sich aus dieser Stellung eines Einzelstaats als Träger der Reichsgewalt ergeben, hat H. v. Treitschke in einer sehr bedeutenden Abhandlung klar gelegt. Aber es mag seyn, daß sie für die Bevölkerungen erträglich werden, wenn alle Mittel- und Kleinstaaten zu gleicher Zeit in den Bundesstaat eintreten, wenn sie in dem Bundesparlament fast die Hälfte der Stimmen zählen und auch sonst dem preußischen Element ein starkes Gegengewicht halten können. Bei dem Anschluß eines einzelnen Gliedes an Preußen fallen diese Milderungen hinweg, eine Theilnahme an der Vertretung würde unmöglich oder unwirksam sein. Die üble Lage, in welcher sich jetzt die Kammern der Einzelstaaten den Beschlüssen des Zollvereins gegenüber befinden, würde sich dann für Fürst und Volk von Schleswig-Holstein auf alle wichtigsten Landesfragen erstrecken.

Das Gefühl dieses Widerspruchs treibt die Freunde des bundesstaatlichen Anschlusses dazu, von ihrem Programm das Wichtigste abzubrechen. Sie halten eine Militärconvention, welche über die bundestreuen Paragraphen der coburger hinausgeht, für nicht wichtig; sie finden daß für die Marine die Werbung zweckmäßiger sei als die Conscription, sie legen das Hauptgewicht auf die festen Positionen und den Canalbau, und fallen so unversehens aus dem bundesstaatlichen Verhältniß in das zweier selbständiger befreundeter Staaten, die durch Bedürfniß

oder Vortheil auf einander angewiesen sind. So nähern sie sich im Princip der ersteren Ansicht, wenn sie auch in der Praxis eine dauernde Abhängigkeit Schleswig-Holsteins von Preußen wünschen und voraussetzen. Aber dieses Ausbiegen können wir nicht zulassen, es führt aus dem deutschen Programm gerades Wegs hinaus. Wenn man, wie der Nationalverein die staatsrechtliche Verbindung zwischen Preußen und den Herzogthümern — mit Ausnahme einer vorläufigen Marineconvention — streicht, so ist das in diesem großen Fall ein Verzicht auf die nationale Idee bis auf einen kümmerlichen Rest. Wir verlangen, daß man Ernst mache mit dem bundesstaatlichen Anschluß, also: daß die unter den Begriff der Reichsangelegenheiten fallenden Gebiete, insbesondere Militär, Marine, diplomatische Vertretung an die Krone Preußen übertragen werden. Es muß der letzteren demnach gestattet sein, die gleichen Wehreinrichtungen für die Herzogthümer wie für Preußen zu treffen, in demselben Maaße Recruten und Matrosen auszuheben, sie mit Heer und Flotte Preußens zu verschmelzen, die Verwaltung dieser Ressorts ausschließlich zu führen, das Armee- und Marine-Budget nach der Bevölkerungszahl zu repartiren. Verkehrseinrichtungen, deren rechte Pflege in einem Kleinstaat nicht möglich ist, wie das Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen werden, so weit sie Staatssache sind, von Preußen zu übernehmen sein. Es widerstreitet ferner dem Begriff des Bundesstaats, daß ein angeschlossenes Glied als ein selbständiger Staat in einem völkerrechtlichen Verein, wie der Bund oder der Zollverein, auftritt. Preußen wird in beiden Vereinen die Stimme seines Clienten zu führen haben. In allen genannten Gebieten muß die preußische Regierung allein funktioniren, ohne daß dem Herzog und seinen Beamten eine concurrirende Gewalt zugestanden werden kann. Mit einem Wort: der bundesstaatliche Anschluß ist die „verhüllte" Annexion, zwischen ihm und einer Einverleibung, welche die innere Eigenthümlichkeit achtet und Veränderungen in Gerichts- und Polizeiverfassung und der localen Verwaltung nur mit Zustimmung der Provinzialvertretung vornimmt, ist nur ein Unterschied des Namens.

Wir würden als Schleswig-Holsteiner ein solches Verhältniß nie wünschen, aber als Preußen dürfen wir damit zufrieden sein. Wir erhalten dann wirklich nicht blos einen Zuwachs von Aufgaben. Ist dieser Weg leicht, gefahrlos und sittlich gangbar, während der andere schwer, höchst gewagt und gewaltthätig ist, so können wir uns mit dem ersten großen Schritt zum Ziel begnügen, und für die Raschheit und Sicherheit unsers Erwerbs die mancherlei Unzuträglichkeiten in den Kauf nehmen, die aus dem Bundesstaatsverhältniß sich ergeben werden. Die Probe für die leichtere Durchführung dieses Programms wird bald gemacht werden können. So eben sind unsere Ministerien mit der Formulirung der Bedingungen fertig, unter denen Preußen die Selbständigkeit der Herzogthümer zugestehen kann. Sie werden im Militär- und Marinewesen vermuthlich so weit greifen, als wir so eben andeuteten. Glaubt man daß Oesterreich und die Mittelstaaten die Begründung einer solchen Halbsouveränetät gestatten werden? Und wenn nicht, kann man ihren Protest hängen lassen wie 1849, bis ihnen die Zeit zum neuen Bregenzer Bündniß gekommen ist? Wer aber entschließt sich zum Krieg, zur Einsetzung des Staats, außer für den vollen Gewinn?

Ein mittelstaatlicher Gesandter schrieb an seinen Hof: „Viel besser eine Annexion, als diese militärische Mediatisirung bei Selfgovernment im Innern; denn die Annexion wäre force majeure ohne rechtliche Consequenz, die Mediatisirung wäre ein Präcedenz für uns Alle." Dieser Schluß ist schwerlich richtig; vielleicht daß mit dem ersten praktischen Versuch des Bundesstaats den Deutschen die Neigung für ihn ganz abhanden käme; aber es ist der Gedankengang, den die Angst den kleineren Höfen eingiebt. Sie werden gefügiger sein gegen die Annexion, weil sie durch ihr historisches Recht und die Neigungen ihrer Bevölkerung dagegen geschützt zu sein glauben.

Indeß, die entscheidende Instanz, welche die Freunde des Anschlusses für sich anführen, ist die Bevölkerung der Herzogthümer, und wir geben ihnen den Grundsatz bereitwillig zu: so weit die Forderungen der nationalen Idee es irgend gestatten, muß das Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Volksstämme geachtet werden. Aber liegt die Sache so, daß die öffentliche Meinung dort für das scharfgefaßte bundesstaatliche Programm und nur gegen die Einverleibung sich erklärt? Als der Krieg sich für Preußen siegreich entschied, regte sich allerdings das Gefühl der Dankbarkeit, und das abstracte Wort: Anschluß an die norddeutsche Großmacht wurde eine allgemeine Parole. Es ward auch hinzugesetzt: in militärischer, maritimer, diplomatischer Beziehung; aber wir zweifeln, ob es Viele gab, die sich die Consequenz dieser Worte überlegten. Mit dem Abschluß des Friedens, mit der sicheren Befreiung von dem Dänendruck besann man sich auf die particulare Existenz. Keineswegs erst mit der Plessen'schen Adresse ist die particularistische Strömung entstanden; sie gewann schon den Sieg auf jener Rendsburger Versammlung der schleswig-holsteinischen Vereine vom Juli, und lange vor dem annexionistischen Auftreten der ritterschaftlichen Partei schrieb die Flensburger N. Ztg.: „Die Abneigung gegen Preußen ist in allen Schichten der Bevölkerung. Wer sich davon überzeugen will, der gehe nur umher in Stadt und Land, und er wird finden, daß die Organe, welche diese Richtung nähren, am eifrigsten gelesen werden. Jetzt ist es das an sich berechtigte Streben nach Selbständigkeit, hinter dem sich der engherzigste Particularismus verbirgt. Der Landmann fürchtet die straffe militärische Disciplin für seine Söhne, der Beamte die Bismarck'schen Maaßregelungen, der Geschäftstreibende den Zollverein, der Handwerker die Concurrenz mit dem weiter fortgeschrittenen Deutschland u. s. w. Es wird noch etwas dauern, ehe die nationale Einheit als die erste große Hauptsache erkannt wird, gegen die alles Andere in den Hintergrund treten muß." Nach der Plessen'schen Adresse schäumten dann die Wogen des Particularismus wild in die Höhe; ein so einsichtsvolles, so patriotisches Blatt, wie die Flensburger N. Ztg., klagte über das wüste Demagogenthum, das jetzt an die Stelle der Dänen getreten sei; ein Mann, wie der Flensburger Hansen, mußte sein Pensionat schließen, weil er im Verdacht national-preußischer Gesinnung stand. Heute giebt es nur zwei Parteien, der Ausschuß der schleswig-holsteinischen Vereine wagt es nicht mehr eine Delegirtenversammlung zu berufen, die schwache Anschlußpartei ist zerrieben, und einer geschlossenen und keineswegs verächtlichen Minorität von Annexionisten steht eine aufgeregte Mehrheit gegenüber, die es von der souveränen Entschließung ihres Herzogs und der

Stände abhängig macht, ob für die deutschen und die preußischen Interessen überhaupt ein Zugeständniß abfallen soll.

Das ist nicht die Stimmung, in welcher einem kleinen deutschen Volksstamm gestattet werden darf über die größte Frage zu entscheiden, die seit 1849 für Preußens und Deutschlands Geschicke aufgetaucht ist. Lassen wir die Dinge reifen, warten wir bis der Sturm vorüber ist. Wir denken wahrlich nicht frivol über das Selbstbestimmungsrecht auch nur eines Theiles der Nation. Wir wollen keine Gewaltthat, wir wollen den Frieden halten innerhalb der nationalen Gemeinschaft. Wir empfinden klar und tief den Widerspruch, in welchen die Gemüther der Schleswig-Holsteiner durch die Windungen der preußischen Politik geworfen sind. Damals im November 1863 waren sie noch frei; wenn sie sofort einen Anhalt bei Preußen fanden, so hätte das Augustenburger Haus bei ihnen niemals Boden gewonnen. Das Hemmniß, das Herr v. Bismarck heute nur mit äußerster Anstrengung wird überwinden können, er hat es selbst durch die erste Anlage seiner Politik geschaffen. Damals glaubten die Schleswig-Holsteiner dem Herzog Friedrich, daß sein Recht ihre Rettung sei; Tausende verpflichteten sich auf ihn, und sie konnten oder wollten nachher nicht verstehen, daß nicht sein Recht, sondern die preußische Armee sie gerettet hatte. Der Herzog, vorher das nationale Symbol, wurde jetzt das Symbol der altgewohnten Abscheidung vom nationalen Leben. Man wollte die behagliche Sonderexistenz weiter führen, die man Jahrhunderte lang unter dänischem Schutz geführt hatte. Und die Verhältnisse förderten auf's Aeußerste das Wiedererwachen der früheren Empfindungen. In Holstein waltete der Bund und die Bundescommissäre nahmen als Norm für die Berufung der Beamten den Gegensatz gegen Preußen. In Schleswig stand an der Seite des Preußen der Oesterreicher als Schild des Particularismus. Es ist seit der Vertreibung des Bundes wenig besser geworden, es wird auch wenig besser werden, bis die Oesterreicher ihren alten Freunden gefolgt sind; aber bis dahin, bis die verhetzenden Einflüsse abgeschnitten sind, verschiebe man auch die letzte, die verhängnißvolle Entscheidung. Ist bisher den Herzogthümern eine ruhige Ueberlegung vergönnt gewesen? Ist den Hofbesitzern das Deficit von 10 Millionen Mark genannt, ist ihnen und den Handwerkern gesagt, daß sie den höheren Zöllen und der Concurrenz mit dem deutschen Gewerbe, ist den Vätern deutlich gemacht, daß sie dem Dienst ihrer Söhne in der preußischen Armee keinenfalls entgehen könnten? Kennen sie das Maaß der Selbständigkeit, welches ihnen die Errichtung eines bundesstaatlich begrenzten Herzogthrons im Unterschied von der Incorporation bringt? In den Jahren 1859—61 drängten die Führer der Schleswig-Holsteiner auf eine preußische Action, Keiner von ihnen dachte damals an das Haus Augustenburg, sie hätten sich gern von Preußen befreien und erobern lassen. Und nun sind sie von Preußen befreit. Soll man jetzt die Entscheidung auf die Empfindungen und Verpflichtungen eines der Befreiung vorausgegangenen Monats stellen? Nichts ist unberechtigter als diese Forderung. Man lasse das gährende Chaos sich erst gestalten; man lasse auch die demokratische Presse bei den Holsteinern weiter wirken, die in dem Beweise sich abmüht, daß der „Anschluß“ aus ihnen „Preußen zweiter Klasse,“ „Vasallen,“ „Sklaven“ machen werde, daß er weit schlim-

mer sei als die Annexion, man warte endlich ab, bis die politischen Verhältnisse sich so weit geklärt haben, daß in voller Deutlichkeit auch für die Menge nur die Alternative übrig bleibt: bundesstaatlicher Anschluß oder Annexion — und dann wollen wir uns der Wahl, welche die Bevölkerung trifft, gern unterwerfen.

Wie viele von unsern politischen Freunden in Preußen auch noch unentschieden sind, fast alle erklären doch sofort: Ja **wenn** die Schleswig-Holsteiner zu gewinnen sind, so ist die Annexion die vollkommenste, nationalste Lösung der Frage. Außerhalb Preußens ist dies anders; man fordert hier den Anschluß aus Princip, weil er ein fruchtbarer Keim zur Fortentwicklung sei, man verwirft die Annexion, weil sie diese Fortentwicklung abschneide. Aber die Geschichte selbst hat doch einen Unterschied gemacht zwischen den Grenzmarken, die wir von dem Joch des Auslandes erlösten und zwischen den Kleinstaaten, die sich von Alters her nationaler Selbständigkeit unter eigenen Dynastien erfreuten. Nur dieser Unterschied setzt sich fort, wenn die Marken sich jetzt mit dem Staat vereinigen, der groß geworden ist in der Mission, Deutschland nach Osten und Norden zu erweitern. Wir stehen dann dem bundesstaatlichen Problem gegenüber, wie bisher. Es ist mit der Incorporation eines Volksstammes ohne Selbständigkeit, ohne eingewurzelte Dynastie keineswegs gesagt, daß dies nun auch der Weg sein müsse für die übrigen, so viel anders gearteten deutschen Länder. Nicht aufgegeben ist dann das Problem, vielmehr ist für seine Lösung ein außerordentlicher Schritt geschehen. Lange hielten sich die Freunde und die Gegner der Bundesreform, die preußische und die österreichisch-mittelstaatliche Politik die Waage; jede Partei war stark genug die Bestrebungen der anderen zu hemmen, in dieser Neutralisation stockte der nationale Fortschritt. Jetzt zum ersten Mal kann die Waagschale dauernd zu Gunsten Preußens sinken, und der Zuwachs an Macht wird ihm den Muth der Initiative geben, der ihm bei dem heimlichen Bewußtsein seiner Schwäche so oft gebrach. Weniger als je wird es im Genuß der erworbenen Güter ausruhen können, denn noch unzusammenhängender, in drei getrennten Stücken, liegt sein Gebiet, und jeder Nerv muß angespannt werden um das Neuerworbene zu sichern und zu verwerthen. Nicht gering achten wir das Wirken für die nationale Idee in der öffentlichen Meinung, die populäre Agitation für die Bundesreform, aber als ein viel gewaltigeres Agitationsmittel erscheint uns eine Thatsache, ein Erfolg, der in dem Staat, der die Reform ja machen oder leiten muß, das Bedürfniß und die Energie zu großen Unternehmungen steigert.

Vor uns liegt eine praktische Gelegenheit, dahinter in noch unbestimmter Ferne ein Ideal. Sollen wir die Gelegenheit unbenutzt oder schlecht benutzt lassen, weil das Theorem vielleicht Schaden leiden könnte? Dahin neigt unsere deutsche Natur. Nach unserer Meinung aber fordert eine reale Politik festzuhalten, was die Stunde bringt, und die Sorge um die Zukunft der Zukunft zu überlassen. Unser Ziel liegt auf so steiler Höhe, daß wir keinen Weg scheuen dürfen ihm näher zu kommen, auch nicht die Wege die am Abgrund führen. In das Centrum Europa's gestellt, von mächtigen Gegnern auf allen Seiten umwacht, ringen wir um eine viel größere Aufgabe, als irgend ein anderes

Volk unseres Welttheils. Wer will die Erstarkung der Mitte des Continents? Jeder Schritt, den wir thun, reizt die Eifersucht, den Haß daheim und draußen, beschwört über unserem Haupte die Gefahr europäischer Coalitionen. Da gilt es keinen Moment verstreichen zu lassen welcher günstiger ist, kühn zu wagen wo die Aussicht des Gelingens sich irgend öffnet und, den Zweck fest im Auge, die äußerste Elasticität in den Mitteln uns zur Pflicht zu machen. Nicht blos an der Schwäche Preußens, auch an der Sprödigkeit unseres deutschen Wesens können wir scheitern. Wir müssen lernen, Alles in unsern Dienst zu nehmen, — was uns gefällt und was uns nicht gefällt, Liberales und Conservatives, den Geist des Bürgerthums und des Militärs. Keiner unserer deutschen Freunde wird behaupten, daß unser heutiges Regime geeignet sei, die Nation aufzurufen zur Gründung des Bundesstaats. Und die Zukunft? — liberaler wird sie vielleicht, aber vielleicht auch haltlos und schwach. Wer verbürgt uns, daß in einer absehbaren Zeit bei uns der Boden bereitet ist, auf dem die Cavours gedeihen? Sollen wir so immer warten, immer die Aufgabe vertagen, bis wir auf einmal und im Großen sie anfassen können? In dieser Zwischenzeit rollt die Welt weiter, und wir bleiben zurück in unsern Idealen. Acceptiren wir lieber was die Gegner für uns leisten können, und möge ihr Erfolg uns ein Stachel sein, sie einst an Activität zu übertreffen. —

Das sind die Grundzüge unseres Bekenntnisses. Im Uebrigen sind wir nicht so phantastisch, um unsere Wünsche zu vermengen mit dem Stand der wirklichen Dinge. Noch ist die schleswig-holsteinische Frage weit von ihrem Abschluß entfernt, und nur das Eine ist uns schon heute gewiß, daß wir entweder mehr oder weniger erreichen werden als den „bundesstaatlichen Anschluß."

Notizen.

Der rühmlichst bekannten und in vielen Auflagen verbreiteten Literaturgeschichte von Julian Schmidt schließt sich ein anderes Werk desselben Verfassers: Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod 1681 bis 1781. (2 Bände, Leipzig, Fr. W. Grunow 1862, 1864) in der Weise an, daß beide zusammen die geistige Entwickelung des deutschen Volkes von seiner Erkräftigung aus der Schwäche, in die es durch den dreißigjährigen Krieg verfallen war, bis auf die neueste Zeit erzählen. In der Methode weicht indessen das neuere, die ältere Zeit behandelnde Werk von dem älteren, die neuere Zeit behandelnden erheblich ab. Jenes kehrt nämlich von der überwiegend kritischen, reflectirenden Behandlung zurück zu dem eigentlichen Zweck der Geschichte, zur Erzählung. Auch in der politischen Geschichte treten zuweilen Bücher auf, welche, die Thatsachen als bekannt voraussetzend, sich auf eine rhapsodische Behandlung des Stoffes beschränken; die besten Meister der Historie kehren hingegen immer wieder zu der Aufgabe zurück, die dem Geschichtschreiber obliegt:

res gestas scribere. Die Nothwendigkeit, auch die geistige Entwickelung des Volkes in derselben Weise zu behandeln, tritt um so mehr hervor, je weniger die Thatsachen, über welche der Erzählende spricht — die Werke der Denker, Dichter und Künstler allgemein bekannt sind. Die Urtheile, welche ein Kritiker über Schöpfungen ausspricht, die den Lesern unbekannt sind, werden in der Seele der Letzteren zu Vorurtheilen. Unter den Tausenden, die ein fertiges Bild von Klopstock und Wieland mit sich herumtragen, sind nicht gar zu Viele, die den Messias oder den Agathon gelesen haben; aus einer noch früheren Periode der Literaturgeschichte ragt Leibnitz als der Einzige in die Gegenwart hinein, welchen zu kennen der general reader verpflichtet ist. Indem Julian Schmidt sich der Aufgabe unterzog, die Entwickelung unserer Literatur mit chronologischer Treue zu erzählen und mit reichlichen Auszügen zu belegen, füllte er eine Lücke in dem Wissen des gegenwärtigen Geschlechts aus.

Ein Vortheil, der sich aus seiner Behandlungsweise zunächst ergab, war die innige Durchdringung der philosophischen mit der poetischen Entwickelung. Daß die Geschichte unserer Poesie nicht verstanden werden kann, wenn man nicht gleichzeitig die Geschichte der Philosophie kennt, bemerkt er selbst in der Vorrede. Aber auch auf die Geschichte der Philosophie wird es in gleicher Weise fördernd einwirken, wenn man sie im Zusammenhang mit den übrigen Zweigen des geistigen Lebens betrachtet. Wir sind gewöhnt, die Geschichte der Philosophie als reine Entwickelung der Idee zu betrachten. Genau, wo das System Spinoza's auseinanderklafft, setzt Leibnitz ein; die ungelösten Widersprüche der Kant'schen Philosophie erzeugen vermöge einer Parthenogenesis die neueren Systeme. Das chronologische Bedenken, daß Leibnitz, unmittelbar an Cartesius anknüpfend, die Grundzüge seiner Lehre vollständig in das Reine gebracht hatte, bevor Spinoza's Hauptwerk erschien, erschüttert die Historiker der Philosophie in ihrer Auffassung nicht. Für sie ist Kant nur kategorischer Imperativ, Fichte nur sittlicher Wille, Schelling nur intellectuelle Anschauung. Daß alle diese Männer Knochen, Sehnen und Muskeln hatten, wie ein anderer Mensch, daß sie die Luft eines bestimmten Klimas athmeten und aus dem Leben in einer gewissen geistigen Atmosphäre ihre Anregungen erhielten, wird übersehen. Eine Geschichte der Philosophie, wie sie Röth zuerst unternommen hat, welche die verschiedenen Philosopheme nicht als Selbstbewegungen der absoluten Idee, sondern als Resultat des gesammten Culturprocesses auffaßt, bleibt noch zu schreiben. Sie müßte schildern, wie die Bewegung der positiven Wissenschaften parallel geht mit der Bewegung der Philosophie; sie müßte die Leistungen der einzelnen Philosophen rechtfertigen aus dem fördernden Einfluß, den sie auf Physik und Geschichte ausgeübt, und müßte sie kritisiren nicht von dem Standpunkte eines vermeintlich überlegenen Princips aus, sondern von der Nachweisung, wie sie hemmend und verwirrend auf den Fortschritt des Wissens gewirkt.

Von diesem Gesichtspunkte aus behandelt Schmidt die Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland. Ein Pfadfinder kann uns nicht auf gebahnter Chaussee führen. Wir müssen, ihm folgend, darauf gefaßt sein, bald über hervorspringende Wurzeln, bald über Vertiefungen im Erdreich zu stolpern. Ein

gerechtes Urtheil wird bedenken, wie wenig in der Geschichte von Hoffmannswaldau bis auf Klopstock, von Pufendorf bis auf Baumgarten durch Monographien vorgearbeitet war, und wie die Beschäftigung mit Einer Richtung, Einer Schule, Einem Schriftsteller ein Leben auszufüllen vermag. Noch vor wenigen Monaten ist ein so interessanter und trotzdem so unbekannter Schriftsteller wie Valentin Weigel erst durch eine monographische Behandlung uns zugänglich gemacht worden. Während unser Werk dem größeren Publicum eine Fülle belehrenden Stoffs darbietet, wird es die Forscher zu Untersuchungen anregen, die einem Späteren eine eingehendere, schärfere Darstellung gestatten. Und das letztere Verdienst ist kaum minder groß als das erstere.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Friedrich Karl von Moser.

Als im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts sich jene große Erweckung des deutschen Geisteslebens vollzog, die man die Aufklärung nennt, war es vorwiegend das literarische Gebiet, auf dem man zu den bedeutendsten Resultaten gelangte. Hier ist es, wo der Bruch mit den alten, unnatürlichen Formen der Lehre in Religion und Wissenschaft vollendet ward, wo mit den veränderten Anschauungen und Methoden zugleich eine neue Epoche der deutschen Cultur anhebt. „Aufklärung," sagt Kant, „ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit," und ihr Wahlspruch lautet: „Habe Muth, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen." Hierin liegt das Bezeichnende einer großen und schönen Zeit voll emsiger und freier Geistesarbeit, die belebt und beschützt durch den Genius des großen Königs den Anfang einer neuen Nationalerhebung bildet. Die Menschen fingen an die Augen aufzuthun, und im starken Widerwillen gegen den hohlen, spitzfindigen, dem Leben abgekehrten Formalismus der bisherigen Wissenschaft gaben sie sich an ein neues, lebensvolleres und gesunderes Erfassen und Schaffen. Die selbständige Prüfung der überlieferten Glaubenslehre verscheuchte den starren Dogmatismus der Orthodoxie; die Philosophie trat heraus aus den Schranken der Zunft und näherte sich der Gesammtheit, getragen von dem Bestreben ihr zu nützen. Durch diese Popularisirung des wissenschaftlichen Stoffes ward eine rege Theilnahme an der geistigen Arbeit über einen umfassenderen Kreis hervorgerufen; das Urtheil des Einzelnen ward näher herangezogen, selbständiger und schärfer. Es beginnt die Zeit der allgemeinen Bildung, durch welche der Bürgerstand aus seiner Gesunkenheit erlöst ward und die Kraft erhält den ungerechtfertigten Anforderungen der oberen Stände entgegenzuarbeiten. Die Menschen treten sich näher und begegnen sich milder. Der Maßstab reinen Menschenthums soll überall angelegt werden; verständiges Erwägen tritt in allen Verhältnissen des Lebens an die Stelle der alten, abgestorbenen Satzung. — Damit verbunden war eine wohlthätige Umwandlung der Darstellung und Sprache. Der schwerfällige Apparat, dessen die bisherige Gelehrsamkeit zu ihrer Vermittelung sich bedient hatte, fand

keine Stätte in den Arbeiten der neuen Zeit. Man mußte es lernen, verständlicher und geschmackvoller zu schreiben. So ward dem Genius unserer großen Dichter ein edleres und gefügigeres Sprachmaterial unterbreitet. Und es ist sicher, daß jene Dichter in nicht geringerem Maße von jener geistigen Strömung getragen wurden, als sie selbst auf dieselbe einwirkten. — Das Bewußtsein des Fortschreitens, die einleuchtende Erkenntniß und rasche Beseitigung unzähliger Vorurtheile und Schäden gab den Menschen eine hohe und beneidenswerthe Befriedigung; sie waren sich selbst des Glückes bewußt in einer solchen Zeit zu leben.

In schneidendem Gegensatz zu einem so sich fühlenden Behagen stehen die unnatürlichen politischen Zustände, die Deutschland damals noch vieler Orten darbot. Zu keiner Zeit waren hier die Verhältnisse elender als in den hundert Jahren zwischen dem Ende des großen Krieges und dem Regierungsantritt Friedrich's II. Was ein völlig schrankenloser Despotismus an abschreckenden, unwürdigen und albernen Seiten haben konnte, war in den deutschen Territorien zur Darstellung gekommen. Nur wenige Länder gab es, die durch verständige und großdenkende Fürsten, wie die Könige von Preußen und einzelne kleinere Herren, auch die Vorzüge einer unbeschränkten und durch den energischen Willen eines klugen Regenten geführten Herrschaft empfanden. Dieser Despotismus hatte die vornehmlich durch andauernde Kriege geknickte und zersplitterte Volkskraft dermaßen überwuchert und gebunden, daß er zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in einer unangefochtenen und scheinbar auch unanfechtbaren Alleinberechtigung dem Volke gegenüberstand. Jetzt ward der Satz, das Beste des Staates sei oberstes Gesetz, dahin gedeutet, daß dem Regenten die Befugniß zustehe, Alles, was von Herkommen und Gesetz seiner Ansicht vom Staatswohl zuwiderlaufe, zu beseitigen und statt dessen nach eigenem Ermessen zu verfügen. Die alten Bollwerke zum Schutz des Volkes dem Landesherrn gegenüber: Kaiser und Reichsbehörden, Stände und Justiz, waren verfallen. Die Betheiligung des Volkes am Leben des Staates kam allein in Betracht durch den unweigerlichen Gehorsam, den es zu leisten, vor Allem durch die Steuern, die es zu zahlen hatte. Alles Recht und alle Macht lag in den Händen des Fürsten, der den Staat bedeutete. Was zwischen Fürst und Volk stand, der Hof- und Dienstadel, das Beamtenthum, war dem Herrn nach privatrechtlicher Auffassung dienstbar, nicht dem Staate, also nur gefügiges Werkzeug des Despotismus. Es ist bekannt genug und bedarf keiner weiteren Ausführung, wie aus solchen Verhältnissen sich entsetzliche Mißbräuche und Entwürdigungen entwickelten, deren schlimmste eben darin bestand, daß die Menschen ohne sonderliches Bewußtsein sich in dieses Elend hineingefunden hatten. Stumpf-

sinn und Gleichgültigkeit bezeichnen die politische Gesinnung des Volkes; die Leute wollten vom Staate nichts wissen; denn wo sie von ihm hörten, brachte er ihnen meist nichts Gutes. — Diese Zustände sind von der Aufklärung allerdings nicht unberührt geblieben. Die populäre Philosophie jener Tage verfehlte nicht, auch in Betreff des Staatsrechts auf eine Menge Irrthümer hinzuweisen, auf eine vernünftigere und würdigere Gestaltung aller hier einschlagenden Verhältnisse zu bringen. Aber gerade hier zeigte sich die Schwäche und fehlerhafte Richtung der Aufklärung. So stark und erfolgreich sie in der Bekämpfung der unnatürlichen und abgestorbenen Anschauungen früherer Zeiten gewesen war, so unzulänglich erwies sie sich, als es sich darum handelte auf Grund positiver Prinzipien etwas Neues zu schaffen. Vor dem Bestreben an Alles den Maßstab der Nützlichkeit und praktischen Verwendung für das Wohl der Menschen zu legen, war das schärfere und selbständigere Philosophiren zurückgetreten, das erst durch Kant wieder in sein Recht eingesetzt wurde. Dann aber lag es in der Natur der ganzen Richtung die Berechtigung des Individuums allem andern voranzustellen, denn die zusammenfassenden Gemeinschaften des Staates und der Gemeinde waren bis zur Kümmerlichkeit verwahrlost, einmal gegebene aber traurige Mechanismen, aus deren Betrachtung dem praktischen Denken jener Zeit kein Anhalt für eine Verwendbarkeit im höheren Sinne erwuchs. So galt als das einzige, alle Menschen verpflichtende und umfassende Band nur das der ganzen Menschheit. Von dem Staate aber forderte man, daß er dem Einzelnen so wenig als möglich in den Weg trete; nur soweit kam seine Berechtigung in Betracht, als er dem einseitig aufgefaßten Wohle der Menschheit und ihrer Bequemlichkeit diente, denn dazu hatten die Menschen den Staat „erfunden," oder war ihnen die Obrigkeit, die den Staat ausmachte, von Gott gesetzt. — Freilich mußte auch schon solche Auffassung, wie die Dinge in Deutschland damals standen, zu einer scharfen Opposition führen. Es galt vor Allem den in gutem Glauben ausgebildeten Wahn zu bekämpfen, als ob im Staate Fürst und Volk sich der Art gegenüberständen, daß jener alleiniger Inhaber alles Rechts, dieses allein zum Gehorsam verpflichtet sei, als ob die Wohlfahrt des Staates nur nach dem fürstlichen Behagen gedeutet werden dürfe. Der erste und gewichtigste Gegner solcher Meinung war Friedrich der Große, zunächst durch seine Schriften, die auch der Zeit nach in der sie verfaßt sind (considérations sur l'état du corps politique de l'Europe 1736. Antimacchiavelli 1739), den Ausgangspunkt einer neuen Regierungstheorie bilden. Der Sache nach war freilich Friedrich's Walten als König eine noch viel wirksamere Bekämpfung der Formen, die der Absolutismus in jener Zeit

angenommen hatte. Im Uebrigen haben sich zu einer bis in's Einzelne gehenden und fortgesetzten Opposition auf politischem Gebiet nur verhältnißmäßig wenige Männer in Deutschland herbeigelassen. Ihr Wortführer ist der Freiherr Friedrich Karl von Moser. Er führt uns mit breitester Ausführlichkeit in das Treiben der damaligen Staaten ein. Eine Betrachtung seines Lebens und seiner Schriften kann uns einen tief reichenden Einblick in das eigenthümliche Verhältniß gewähren, in welchem die Aufklärung zum Staatsleben stand. Auch ist ja die Verfolgung eines solchen Lebenslaufes wie der Moser's das beste Mittel, um aus vielen sonst unerfreulichen und von der Forschung nicht gewürdigten Seiten des kleinstaatlichen Territoriallebens das herauszuheben, was für die speciellere Charakteristik desselben von einiger Bedeutung ist.

I.

Friedrich Karl von Moser war der älteste Sohn Johann Jacob Moser's, des berühmten Rechtsgelehrten und Patrioten. Er war zu Stuttgardt am 18. December 1723 geboren. Seine ersten Jugendjahre verlebte er, dem wechselvollen Aufenthalte seines Vaters folgend, zu Wien, Stuttgardt, Tübingen, Frankfurt an der Oder. Ueber sein Jugendleben und seine Erziehung ist nichts Näheres überliefert. Nur aus der bekannten Denkungsweise des Vaters kann man im Allgemeinen schließen, in welcher Weise auf das Gemüth des Knaben eingewirkt wurde. Danach ist es sicher, daß Friedrich Karl bereits früh in die Bahnen des Pietismus gelenkt ward. Sehr bedeutsam für ihn war in dieser Hinsicht der Aufenthalt der Familie in Ebersdorf, wohin sich der ältere Moser, nachdem er seine Professur in Frankfurt niedergelegt, zurückgezogen hatte. Begünstigt durch die pietistische Richtung der Reußischen Fürstenfamilie war hier eine stattliche Anzahl von „Kindern Gottes" zusammengekommen, die in unausgesetzten und eifrigen Glaubensübungen ein gottseliges Leben führten. Der Vater Moser nennt die sechs Jahre, die er in Ebersdorf zugebracht, die vergnügtesten und seligsten seines Lebens, und auch von seinen Kindern erzählt er, daß ihnen der Aufenthalt daselbst für die Gewöhnung zu strenger Zucht und Sitte außerordentlich wohlthuend gewesen sei, daß sie immer und immer wieder sich dahin zurückgesehnt hätten. Hier war es auch, wo sie alle nach einander zur Versicherung ihres Gnadenstandes kamen, d. h. eine aus innerer Offenbarung geschöpfte Ueberzeugung von der durch den Erlöser erwirkten Vergebung ihrer Sünden vor Gott erhielten. Dem älteren Moser war durch diese Richtung ein tief empfundenes Herzensbedürfniß befriedigt. Sie gab ihm allmählich die innere Beruhigung, welche der leidenschaftliche Mann, der zu einem

philosophischen Erfassen der Dinge nicht gemacht war, getrieben durch eine nicht zu stillende Sehnsucht und unter steter innerlicher Arbeit zu erlangen bemüht gewesen war. Aber er war doch eine zu rastlos thätige und gesunde Natur, um sich von den krankhaften und widerwärtigen Seiten des Pietismus anstecken zu lassen. Wenn er auf der einen Seite danach trachtete, sein Gemüth mehr und mehr in hingebendem, unbegrenztem Glauben zu festigen, so war doch dabei die Arbeit seine „Leidenschaft" und eine strenge Ehrlichkeit gegen sich selbst und andere Menschen der „Charakterzug" seiner Familie. Kein Mensch konnte schwächlicher Kopfhängerei und Selbsttäuschung ferner stehen wie der alte Moser. Derselbe Mann, der in gläubiger Herzenseinfalt, wenn die Zeiten trübe waren, seine Bibel aufschlug und aus der zufällig gegriffenen Stelle Trost und Hoffnung für die Zukunft schöpfte — er ist durch die vielen hundert Bände, die er mit unermüdlichem Fleiß zusammentrug, der Schöpfer des positiven deutschen Staatsrechts geworden. Derselbe Mann, der sich in phantastischer Vision den Heiland vorstellen konnte, wie er vor Gottes Thron Fürbitte leistete für die sündhafte Creatur — er hat seiner Zeit mit unbeugsamer, eisenfester Pflichttreue die Verfassung seines Landes mit seinem Leibe gedeckt und mannhaft den Kampf mit einem despotischen Fürsten geführt, der ihn in den Kerker brachte. Die Mutter war eine stille und tief innerlich angelegte Natur, dabei vielfach körperlich leidend. Auch sie stand mit ganzer Seele im Pietismus; im Gegensatz zu dem Gatten neigte sie zu krankhafter Selbstplage und war einer uns fast unverständlichen Hintansetzung alles rein menschlichen Ergriffenseins fähig; sie kannte nichts als die Sorge um ihr und ihrer Lieben Seelenheil und lebte nach ihrer „Erweckung" in unausgesetzter, inbrünstiger Sehnsucht nach dem Jenseits. Die Ehe beider Gatten, namentlich seit sie in ihrer religiösen Richtung sich begegnet, war eine überaus glückliche. Unter der Erziehung solcher Eltern wuchs der junge Friedrich Karl als ältester von neun Geschwistern auf. Die äußere Lage der Familie war nicht besonders glänzend; in Ebersdorf, wo der Vater rein auf den Ertrag seiner wissenschaftlichen Arbeiten angewiesen war, ging es mitunter recht knapp und dürftig zu. Da es im Orte an höheren Schulen fehlte, so ward Friedrich Karl als sechszehnjähriger Jüngling auf die streng pietistische Schule nach Kloster-Bergen geschickt. Von hier aus bezog er die Universität Jena und verweilte dort vier Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit schrieb er seine erste staatsrechtliche Arbeit „de titulo domini," die indeß erst bedeutend später gedruckt wurde. Für seine sittliche und wissenschaftliche Entwicklung war der Einfluß des Vaters von höchster Bedeutung. Das überaus tüchtige und charaktervolle Wesen des älteren Moser

minderte die Gefahren, die sich aus einem so stark betonten Pietismus für die Kräftigung eines jugendlichen Gemüthes ergeben mußten; daneben ging freilich die strenge Gewöhnung zum vollen und rückhaltlosen Glauben und Bekennen, die Zeitlebens für die religiöse Auffassung Friedrich Karl's maaßgebend blieb. Von seiner wissenschaftlichen Ausbildung im Elternhause berichtet der jüngere Moser, daß es dabei etwas „handwerksmäßig" zugegangen sei. Es soll das wohl heißen, daß der arbeitselige Vater den jungen Mann wohl auch bei den zahlreichen wissenschaftlichen Handlangerdiensten nicht schonte, die zu der Bewältigung des massenhaften staatsrechtlichen Materials, das der Alte zusammentrug, vonnöthen waren. Jedenfalls wurde bei dem Sohn hierdurch die Vorliebe für derartige wissenschaftliche Arbeiten nicht sonderlich rege gemacht. Er ließ sich das Wort eines geistlichen Freundes der Familie gesagt sein: „Quidquid in manus tuas venit, tangito, ne edito." Deshalb zog er es vor, fleißig zu lesen, und neben streng wissenschaftlichen Werken auch belletristische Sachen, vor Allem die alten Klassiker; er wollte nicht, wie der Vater, der kaum zwanzig Jahre alt schon einen Folianten herausgegeben hatte, sich gleich an das Bücherschreiben machen.

Von Jena kehrte Friedrich Karl nach Ebersdorf in das elterliche Haus zurück. Hier mußte er zunächst dem Vater fleißig an die Hand gehen. Auch begleitete er diesen auf verschiedenen Reisen, so 1743 nach Berlin, wo derselbe die Unterstützung des Königs für die vom Kaiser Karl VII. verweigerte Bestätigung der würtemberger Verfassung nachsuchte. Zwei Jahre später gingen Vater und Sohn nach Frankfurt am Main zur Krönung Kaiser Franz' I. und arbeiteten für die hannoversche Gesandtschaft. Alsdann verweilte der jüngere Moser einige Zeit bei einem Grafen Gersdorf, Oberamtshauptmann in der Niederlausitz, um sich in die Verwaltungspraxis einzuführen. Inzwischen war dem Vater durch die übertriebenen Anforderungen, die ein eifervoller Prediger an das geistliche und weltliche Leben seiner Gemeinde machte, der Aufenthalt in Ebersdorf verleidet worden. Er trat jetzt in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Homburg, der ihn an die Spitze der Regierung berufen hatte. Der Sohn folgte ihm alsbald und ward hessen-homburgischer Kanzleisekretär. Aber die Familie konnte in Homburg nicht heimisch werden, namentlich der mangelnden Glaubensgemeinschaft wegen. Außerdem war dem alten Moser eine erfolgreiche Wirksamkeit unmöglich gemacht, denn der Landgraf und seine Umgebung wollten sich bei der strengeren Finanzwirthschaft und Verwaltung, die nun eingeführt wurde, durchaus nicht wohl befinden. Schon nach Jahresfrist zog Johann Jacob Moser weiter und ließ sich in Hanau nieder. Hier errichtete er eine Staats- und Kanzleiakademie, die

eine praktische Vorbildung für den Staatsdienst geben sollte. Der Sohn, der inzwischen 1749 homburgischer Hofrath geworden war, dann aber diesen Dienst aufgab, unterstützte die Bemühungen des Vaters auf das Nachdrücklichste und übernahm die Hauptvorträge. Das Unternehmen kam rasch in hohe Blüthe, ging aber wegen der Berufung Johann Jacob's zum würtembergischen Landschaftsconsulenten schon 1751 zu Ende. Von jetzt ab trennten Vater und Sohn ihr Wirken; Friedrich Karl ging nun als achtundzwanzigjähriger Mann seine eigene Bahn. Noch in Hanau hatte er sich mit einer begüterten Wittwe adligen Herkommens, einer gebornen von Herdt, vermählt.

Er begab sich zunächst nach Frankfurt am Main. Der Zufall fügte es, daß er hier sofort von der Landgräfin von Homburg, deren Gemahl eben damals gestorben war, zur Unterstützung ihrer Vormundschaft in Dienste gezogen ward. Hier brachte er die zwischen den hessischen Linien Darmstadt und Homburg schwebenden Streitigkeiten zu einem glücklichen Austrage. Dadurch wurde er auch dem regierenden Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt vortheilhaft bekannt, der ihn zum Legationsrath und Geschäftsträger bei der freien Stadt Frankfurt ernannte. Hiermit bahnte er die ersten Beziehungen zu dem darmstädtischen Fürstenhause an, die ihm nachmals so verhängnißvoll geworden sind. 1756 trat Moser ganz und gar in den Dienst dieses Hauses und leitete die Unterhandlungen zwischen Cassel und Darmstadt wegen der Hanauer Erbschaft, auf die beide Häuser Anspruch machten. Dies Mal mit weniger gutem Erfolg. Dennoch ward ihm 1759 die Würde eines geheimen Legationsrathes verliehen. In dieser Eigenschaft ging er wiederum nach Frankfurt, wo er die darmstädtische Stimme beim Oberrheinkreise führte. Es war für Moser eine harte Zeit voll aufreibender und widerlicher Arbeit. Namentlich hatte er die Aufgabe sich der Interessen des Landes während des siebenjährigen Krieges anzunehmen. Man kennt die traurige Rolle, die das „Reich" während dieser Zeit spielte, und Moser, der damals noch ein begeisterter Anhänger König Friedrich's war, steckte mitten in den langweiligen und endlosen Geschäften, die einem deutschen Kreise hierbei auferlegt waren. Auch traf ihn jetzt der harte Schlag, daß sein Vater von dem würtemberger Herzog eingekerkert wurde. Der darmstädtische Dienst hatte überhaupt für Moser wenig Verlockendes. Das Land befand sich unter der Regierung Ludwig's VIII. in einem trostlosen Zustande allgemeiner Erschöpfung, wie er um diese Zeit für einen großen Theil der deutschen Territorien typisch war. Und eine Errettung aus solchen Verhältnissen war bei dem Charakter des Landgrafen gar nicht abzusehen. Es war vor Allem die Bitte der trefflichen Erbprinzessin Caroline, durch die Moser

noch gehalten wurde. Sie hatte die Bedeutung des hochstrebenden Mannes, der eben damals anfing durch seine literarischen Leistungen auf politischem Gebiete bekannt zu werden, in näherem Verkehr mit ihm erkannt und würdigen gelernt. Aber so sehr sie es sich angelegen sein ließ, ihn zu fesseln, es gelang ihr doch nur auf kurze Zeit. 1762 brachte er die noch immer nicht beigelegten Zwistigkeiten mit Cassel zu einem erwünschten Ende; dann aber verließ er den darmstädtischen Dienst, der ihm besonders durch die stark österreichischen Tendenzen des Landgrafen peinlich geworden war, und ward 1763 Geheimerath in Hessen-Cassel. Seine neue Amtsthätigkeit hielt ihn auch jetzt noch in Frankfurt fest, wo er nach wie vor, nur jetzt mit dem Casselschen Votum, bei dem Oberrheinkreise beglaubigt blieb. Damals vermuthlich war es, wo auch der junge Goethe unseren Moser, der viel von sich reden machte, kennen lernte oder wenigstens öfter sah. Mit vieler Theilnahme gedenkt er noch lange nachher des „angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes."

Die Beziehungen zu Darmstadt hatten inzwischen nicht aufgehört, denn bald nach dem Antritt seiner neuen Stellung ward ihm von dem Erbprinzen der Vorschlag gemacht, als dirigirender Minister wieder nach Darmstadt zu kommen. Es war der sehnlichste Wunsch des Landgrafen und vor Allem der Erbprinzessin, die es lebhaft beklagte als Moser den Antrag ablehnte, jedoch, wie es scheint, unter dem Vorbehalt vielleicht später darauf zurückzukommen. Damals aber folgte er dem Rath seines noch immer in Hohentwiel eingekerkerten Vaters, der ihn mit Hinweis auf die unausbleiblichen Gewissensverletzungen, die eine so hohe Stellung auferlege, vor der Annahme warnte. Die Erbprinzessin gab indeß die Hoffnung Moser zu gewinnen noch immer nicht auf. „Ich schätze Sie zu sehr," schrieb sie ihm damals, „als daß ich mich nicht dem Vergnügen hingeben sollte, Sie als uns noch in jeder Beziehung angehörend zu betrachten. Absehend von der Hoffnung, die ich daraus für meine Kinder und das Land schöpfe, habe ich auch noch den Grund: Es werden sich zehn andere finden, die weniger tüchtig, weniger gewissenhaft und redlich als Sie ihre Künste würden spielen lassen. Ich bitte Sie, mich und die Meinigen nicht zu verlassen und auf die Lauterkeit meiner Hochachtung gegen Sie zu rechnen." — Moser war während seiner Dienstzeit in Cassel größtentheils diplomatisch beschäftigt. Außer in Frankfurt war er noch bei den Höfen von Mainz, Coblenz und Mannheim beglaubigt. Ferner ward er mit Sendungen an die Generalstaaten so wie an den kaiserlichen Hof in Wien betraut. Dahin reiste er im Jahre 1765 um von Kaiser Josef die Thronbelehnung im Namen seines Herrn entgegenzunehmen. Es war jene in der Geschichte der Habsburgischen Hausetiquette denkwürdige Feierlichkeit,

wo Josef, statt in der hergebrachten altspanischen Tracht, zum Entsetzen seines Oberhofmeisters als Husar gekleidet seine Lehen austheilte. An dem gut kaiserlich gesinnten Moser, den man schon lange im Auge hatte, fand Josef großes Gefallen und suchte ihn ganz in seine Dienste zu ziehen. Die hierauf gerichteten Anstrengungen waren von Erfolg. Schon im folgenden Jahre nahm Moser seine Entlassung in Cassel und siedelte 1767 nach Wien über.

II.

Als Moser den hessischen Dienst verließ, war er eine geraume Zeit in deutschen Kleinstaaten thätig gewesen. Wir sahen, es hatte ihn nirgend lange gelitten; ungeduldig war er von einem hessischen Hof zum andern gegangen; nirgends fand er eine Stellung oder Zustände, die es ihm wünschenswerth erscheinen ließen, sich da eine bleibende Heimath zu bereiten. Der bunte Wechsel seiner letzten diplomatischen Sendungen machte ihm den Dienst etwas erträglicher. Aber im Ganzen und Großen war er doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Wirksamkeit in kleinen Staaten nicht für ihn gemacht sei.

Wir sind leider bei der Dürftigkeit der Ueberlieferung nicht im Stande gewesen, irgend welche Einzelheiten aus dieser Periode von Moser's Leben u verzeichnen. Indessen gerade in diese Zeit fällt die größere Hälfte seiner politischen Schriften und läßt uns ahnen, mit welchen Augen der strenge und leidenschaftliche Mann auf das Treiben an den kleinen deutschen Höfen und Regierungen blickte. Er hatte den Despotismus mit allen seinen zahllosen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten aus unmittelbarster Anschauung kennen gelernt und ihn scharfen Blicks bis in die geringsten Einzelheiten erforscht. Sein starkes, lebendiges Gefühl für das Recht und die Würde der Menschen ließ ihn den Entschluß fassen aus der unverhüllten Darlegung und Bekämpfung solcher Zustände die Arbeit seines Lebens zu machen.

Seine ersten literarischen Arbeiten, noch unter dem Einfluß des gelehrten Vaters entstanden, bereicherten die staatsrechtliche Literatur um einige dickleibige Quartanten, die mit Sammlungen, Deductionen und Gutachten angefüllt waren. Daneben kamen einige kleinere Aufsätze juristischen Inhalts, die ihm frühe einen geachteten Namen in der gelehrten Welt verschafften. Aber Moser war kein Freund des Gelehrtenruhmes. Allerdings verfaßte er auch später noch eine Anzahl streng wissenschaftlicher Werke, eine Geschichte des Kammergerichtsprocesses, das Hofrecht 2c., gründlich und geistvoll geschriebene Sachen. Doch in seinem Alter war ihm das fast leid geworden; er bedauerte, daß er und sein Vater so viel

gelehrtes Stroh gedroschen hätten, das gern zu Grunde gehen dürfe. Ihn trug die Strömung, welche die ganze Zeit beherrschte: durch das, was er der Oeffentlichkeit gab, wollte er unmittelbar und wo möglich Allen nützen. So lenkte er zu Anfang der funfziger Jahre in die Publicistik ein, die durch ihn einen bedeutenden Aufschwung gewann. Seine ersten Arbeiten dieser Art waren kleinere Aufsätze, in denen er theils vom Standpunkt der christlichen Moral, theils satirisch sich über einzelne Verhältnisse des Hof- und Staatslebens so wie über Gegenstände allgemein praktischen oder erbaulichen Inhalts ausließ. Hierher gehören: der Charakter eines Christen und ehrlichen Mannes am Hofe; Grundsätze der Chicane, Empfindungen der Ewigkeit ꝛc. Die Arbeiten sind von mäßiger Bedeutung; es ist wenigstens fast nichts darin, was Moser in seinen späteren Sachen nicht besser ausgeführt hätte. Für die Kritik kam er vorläufig nur als der hoffnungsvolle Sohn seines Vaters in Betracht. Das änderte sich im Jahre 1759: da schickte Moser mitten aus den Bedrängnissen seiner Beschäftigung am Oberrheinkreise sein berühmtestes Buch in die Welt: Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit. — Frankfurt a. M. 1759. Dieses Werk ist der Grundstein seines Ruhmes und ohne Frage eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der politischen Aufklärungsliteratur. Veranlaßt war es „durch eine Herrschaft, welche den rühmlichen Vorsatz einer guten Regierung gefaßt hatte.“ Damit ist die Erbprinzessin von Darmstadt gemeint, die schon seit einer Reihe von Jahren oft und eindringlich mit Moser die Frage von einer Besserung der politischen Zustände erwogen hatte. Das Buch machte außerordentliches Aufsehen und war für jene Zeit ein Ereigniß, das von Vielen mit Jubel begrüßt ward. Die scharfe und unläugbare Wahrheit, die hier ein Eingeweihter über die Regierungsformen in den meisten deutschen Staaten der Welt Preis gab, die unerhört kühne Sprache, in der er redete, wirkte vieler Orten wie ein Schreckschuß und scheuchte die Insassen der Cabinette und Kanzleien aus dem so lange ungestörten Behagen eines willkürlichen und der Stimme der Opposition längst entwöhnten Regiments. Es war ein „Essig- und Gallentrank,“ der übrigens bei einzelnen Herrn ganz gut „durchschlug.“ Moser wollte in dem Werke keine Staatskunst schreiben, nur ein „ABCbuch,“ in welchem so ziemlich alle Beziehungen zwischen Herrn und Diener, das Leben der Höfe und Regierungen, die Erfordernisse eines guten Regenten und Ministers, sowie eine verständige Behandlung der Geschäfte, Alles mit lebhaftester Illustration zur Sprache kommen sollte. Er meinte das Buch vielleicht zweckmäßiger seine Diensterfahrungen nennen zu können, in die er allgemeine Maximen, Mittel und Wege für die Besserung der Dinge einge-

flochten hatte. Es läßt sich wohl ermessen, wie ein derartiges Auftreten Moser's neben der jubelnden Billigung vieler Tausende auch mancherlei heftige Anfeindungen weckte. Wurde doch selbst eine Zeit lang irrthümlich geglaubt, Johann Jacob Moser sei der Verfasser des Buches und sitze deshalb auf Hohentwiel gefangen. Die Zeiten waren indeß zu unruhig, die deutschen Reichsfürsten hatten im Getümmel des siebenjährigen Krieges keine Zeit, den kühnen Mann, der ohnedies durch die Protection des darmstädter Hauses geschützt war, zur Ruhe zu bringen. Und Moser war der Letzte, der sich einschüchtern ließ. Wie aber die Besten der Zeit sich dieses Buches gefreut, das zeigen die Urtheile Goethe's und Herder's, und die unerhörte Verbreitung. Moser selbst rechnet nach, daß etwa 10,000 Exemplare des Buches abgesetzt seien. Auch ward es in's Französische und selbst in's Russische übertragen.

Nach dem Erscheinen des „Herrn und Diener" war Moser in ähnlicher Weise unausgesetzt auf politischem Gebiet thätig. Bis zu seiner Uebersiedlung nach Wien (1767) verging fast kein Jahr, wo er nicht ein neues Buch oder wenigstens die erweiterte Auflage eines alten in die Welt schickte. Besonders hervorzuheben sind die „Beherzigungen" (1761, 62, 63, 4 Auflagen), ein Buch das die Gesammtheit seiner Anschauungen von dem Verhältniß der Menschen zum Staat in eine Art von System brachte. Ferner „Daniel in der Löwengrube," ein ziemlich mißlungenes Gedicht, das die Bedrängnisse eines wohldenkenden und frommen Staatsmanns und den späteren Triumph der Wahrheit und des Rechts schildern wollte. Der vierzehnjährige Goethe war von diesem Werke sehr erbaut und ließ sich durch dasselbe zu einer poetischen Darstellung der Geschichte Josef's begeistern. 1763 und 1764 erschienen seine gesammelten politischen und moralischen Schriften in zwei Bänden; es waren meist frühere Aufsätze, unter denen nur einer: „die schönen Wissenschaften und Künste im Bunde und Glanze der Religion" von einiger Wichtigkeit ist. Endlich sind noch seine „Reliquien" (1766, 67) zu erwähnen, kurze Aphorismen, in denen von den verschiedenartigsten Dingen aus Moral, Religion, Staats- und Völkerleben die Rede ist; die Pensées Pascal's scheinen ihm als Vorbild gedient zu haben. In eben diese Zeit fallen noch seine Schriften über allgemein nationale Verhältnisse. In Moser's politischen Schriften findet sich eine fast unabsehbare Fülle der feinsten Beobachtungen aus den staatlichen und sittlichen Zuständen des damaligen Deutschland. Alles ist in scharfer, geistvoller Art und mit feinem psychologischen Instinct erfaßt, in gründlich sittlicher Weise beurtheilt und dargelegt in einer körnigen, etwas derben und oft bis zur Bitterkeit schneidenden Sprache. Ueberall hört man den kraftvollen, von dem Elend der Menschen tief erregten Mann,

gelehrtes Stroh gedroschen hätten, das gern zu Grunde gehen dürfe. Ihn trug die Strömung, welche die ganze Zeit beherrschte: durch das, was er der Oeffentlichkeit gab, wollte er unmittelbar und wo möglich Allen nützen. So lenkte er zu Anfang der funfziger Jahre in die Publicistik ein, die durch ihn einen bedeutenden Aufschwung gewann. Seine ersten Arbeiten dieser Art waren kleinere Aufsätze, in denen er theils vom Standpunkt der christlichen Moral, theils satirisch sich über einzelne Verhältnisse des Hof- und Staatslebens so wie über Gegenstände allgemein praktischen oder erbaulichen Inhalts ausließ. Hierher gehören: der Charakter eines Christen und ehrlichen Mannes am Hofe; Grundsätze der Chicane, Empfindungen der Ewigkeit ꝛc. Die Arbeiten sind von mäßiger Bedeutung; es ist wenigstens fast nichts darin, was Moser in seinen späteren Sachen nicht besser ausgeführt hätte. Für die Kritik kam er vorläufig nur als der hoffnungsvolle Sohn seines Vaters in Betracht. Das änderte sich im Jahre 1759: da schickte Moser mitten aus den Bedrängnissen seiner Beschäftigung am Oberrheinkreise sein berühmtestes Buch in die Welt: Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit. — Frankfurt a. M. 1759. Dieses Werk ist der Grundstein seines Ruhmes und ohne Frage eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der politischen Aufklärungsliteratur. Veranlaßt war es „durch eine Herrschaft, welche den rühmlichen Vorsatz einer guten Regierung gefaßt hatte.“ Damit ist die Erbprinzessin von Darmstadt gemeint, die schon seit einer Reihe von Jahren oft und eindringlich mit Moser die Frage von einer Besserung der politischen Zustände erwogen hatte. Das Buch machte außerordentliches Aufsehen und war für jene Zeit ein Ereigniß, das von Vielen mit Jubel begrüßt ward. Die scharfe und unläugbare Wahrheit, die hier ein Eingeweihter über die Regierungsformen in den meisten deutschen Staaten der Welt Preis gab, die unerhört kühne Sprache, in der er redete, wirkte vieler Orten wie ein Schreckschuß und scheuchte die Insassen der Cabinette und Kanzleien aus dem so lange ungestörten Behagen eines willkürlichen und der Stimme der Opposition längst entwöhnten Regiments. Es war ein „Essig- und Gallentrank,“ der übrigens bei einzelnen Herrn ganz gut „durchschlug.“ Moser wollte in dem Werke keine Staatskunst schreiben, nur ein „ABCbuch,“ in welchem so ziemlich alle Beziehungen zwischen Herrn und Diener, das Leben der Höfe und Regierungen, die Erfordernisse eines guten Regenten und Ministers, sowie eine verständige Behandlung der Geschäfte, Alles mit lebhaftester Illustration zur Sprache kommen sollte. Er meinte das Buch vielleicht zweckmäßiger seine Diensterfahrungen nennen zu können, in die er allgemeine Maximen, Mittel und Wege für die Besserung der Dinge einge-

flochten hatte. Es läßt sich wohl ermessen, wie ein derartiges Auftreten Moser's neben der jubelnden Billigung vieler Tausende auch mancherlei heftige Anfeindungen weckte. Wurde doch selbst eine Zeit lang irrthümlich geglaubt, Johann Jacob Moser sei der Verfasser des Buches und sitze deshalb auf Hohentwiel gefangen. Die Zeiten waren indeß zu unruhig, die deutschen Reichsfürsten hatten im Getümmel des siebenjährigen Krieges keine Zeit, den kühnen Mann, der ohnedies durch die Protection des darmstädter Hauses geschützt war, zur Ruhe zu bringen. Und Moser war der Letzte, der sich einschüchtern ließ. Wie aber die Besten der Zeit sich dieses Buches gefreut, das zeigen die Urtheile Goethe's und Herder's, und die unerhörte Verbreitung. Moser selbst rechnet nach, daß etwa 10,000 Exemplare des Buches abgesetzt seien. Auch ward es in's Französische und selbst in's Russische übertragen.

Nach dem Erscheinen des „Herrn und Diener" war Moser in ähnlicher Weise unausgesetzt auf politischem Gebiet thätig. Bis zu seiner Uebersiedlung nach Wien (1767) verging fast kein Jahr, wo er nicht ein neues Buch oder wenigstens die erweiterte Auflage eines alten in die Welt schickte. Besonders hervorzuheben sind die „Beherzigungen" (1761, 62, 63, 4 Auflagen), ein Buch das die Gesammtheit seiner Anschauungen von dem Verhältniß der Menschen zum Staat in eine Art von System brachte. Ferner „Daniel in der Löwengrube," ein ziemlich mißlungenes Gedicht, das die Bedrängnisse eines wohldenkenden und frommen Staatsmanns und den späteren Triumph der Wahrheit und des Rechts schildern wollte. Der vierzehnjährige Goethe war von diesem Werke sehr erbaut und ließ sich durch dasselbe zu einer poetischen Darstellung der Geschichte Josef's begeistern. 1763 und 1764 erschienen seine gesammelten politischen und moralischen Schriften in zwei Bänden; es waren meist frühere Aufsätze, unter denen nur einer: „die schönen Wissenschaften und Künste im Bunde und Glanze der Religion" von einiger Wichtigkeit ist. Endlich sind noch seine „Reliquien" (1766, 67) zu erwähnen, kurze Aphorismen, in denen von den verschiedenartigsten Dingen aus Moral, Religion, Staats- und Völkerleben die Rede ist; die Pensées Pascal's scheinen ihm als Vorbild gedient zu haben. In eben diese Zeit fallen noch seine Schriften über allgemein nationale Verhältnisse. In Moser's politischen Schriften findet sich eine fast unabsehbare Fülle der feinsten Beobachtungen aus den staatlichen und sittlichen Zuständen des damaligen Deutschland. Alles ist in scharfer, geistvoller Art und mit feinem psychologischen Instinct erfaßt, in gründlich sittlicher Weise beurtheilt und dargelegt in einer körnigen, etwas derben und oft bis zur Bitterkeit schneidenden Sprache. Ueberall hört man den kraftvollen, von dem Elend der Menschen tief erregten Mann,

der durch das Feuer seiner Worte die Erstarrung und Gleichgültigkeit menschlichen Empfindens lösen und seine Landsleute zu einem Bewußtsein von ihrer eigenen und des Staates Würde erwecken wollte. Hiernach sind Moser's Schriften zu würdigen, wenn uns auch heutzutage Vieles von dem, was er sagt, trivial erscheint und es an Wiederholungen, Unklarheiten, Widersprüchen keineswegs fehlt.

Der Ausgangspunkt für Moser's politische Bestrebungen ist der eines echten Anhängers der Aufklärung. Er fand, daß durch dasjenige, was in den Systemen eines Leibnitz, Thomasius, Wolf über Naturrecht, über Entstehung und Wesen des Staates gesagt war, den elenden politischen und rechtlichen Zuständen der deutschen Territorien nicht abgeholfen werden könne. Auch bei Montesquieu und Rousseau war ihm Alles zu abstract und fern von der Möglichkeit einer praktischen Verwendung. Jenen hatte er mit Entzücken studirt, aber „ich schließe mein Buch, und siehe! ich war im Lande der Geister, der Möglichkeiten, im Lande politischer Feen; ich fühle voll Unmuth, daß ich mit ihm unter Römern, Griechen, Chinesen, Engländern und Franzosen gewesen und keine dieser Trachten zum deutschen Körper passe.“ Und nicht minder undenkbar war ihm jener patriarchalische Naturzustand, zu welchem Rousseau den Menschen zurückschrauben wollte. Von viel bedeutenderem und unmittelbarerem Einfluß scheint der Antimacchiavel Friedrich's des Großen für ihn gewesen zu sein. Die erhabenen, fruchtbaren Ideen über das Verhältniß des Fürsten zum Staate, die er hier fand, waren ganz nach seinem Sinn. Hier ließ sich schon eher und handgreiflicher anknüpfen, was den Machthabern jener Zeit zu sagen war. Doch auch jene Grundlegenden Gedanken des Königs dünkten ihn noch zu allgemein gehalten, um den Dingen aus nächster Nähe beizukommen; dann aber fühlte sich Moser alsbald von der confessionslosen, religiös-indifferenten Auffassung Friedrich's abgestoßen. Denn gerade das Gebiet der Religion war es, von wo aus er seine Hebel in Bewegung setzen wollte. Die streng pietistische Religionszucht, die er in seinen jungen Jahren durchzumachen gehabt, blieb auch für seine Ansichten von den Erfordernissen eines gesunden Staatslebens Maß gebend. Hierdurch war er zu einer religiös-politischen Grundanschauung gelangt, die in ihrer scharfen Durchführung eine in jener Zeit völlig alleinstehende Erscheinung ist.

Der Pietismus an und für sich war keineswegs dazu gemacht, eine Berührung mit den politischen Interessen der Nation zu suchen. Als er sich in dem geistigen Leben der Nation Bahn brach, war er ein wohlthätiger Rückschlag gegen eine haarspaltende, zänkische Orthodoxie, die das religiöse Leben des Volks aller tieferen und gemüthvolleren Beziehungen

entkleibet hatte, zugleich der Ausgangspunkt eines selbständigeren und gesunderen Empfindens über das Verhältniß des Einzelnen zum Schöpfer, überhaupt der Anfang einer Erhebung aus der stumpfsinnigen Versunkenheit, in der sich die große Menge seit dem Ende des großen Krieges befand. Mit einem Wort, der Pietismus ist der Vorläufer und der Beginn der Aufklärung. Nicht wenige Menschen folgten seinen Bahnen und suchten durch emsige Glaubensübung, durch Heiligung des Wandels zu dem unmittelbaren Bewußtsein der Sündenvergebung zu kommen. Solche Thätigkeit blieb aber durchaus innerhalb der Einzelnen, die sich in kleinen Gemeinschaften zusammenfanden. Irgend welche Beziehung auf das Leben im Staate, auch nur in Hinblick darauf, daß eine Reinigung der Sitten dem großen Gemeinwesen zugute kommen könne, blieb der ganzen Richtung durchaus fern. In den Brüdergemeinden der Herrnhuter gelangte man zu einer förmlichen Lossagung von der allgemeinen kirchlichen Verfassung, eine Trennung, die Spener, der Vater des Pietismus, stets widerrathen hatte. Eine derartige Abschließung, durch welche die Menschen immer mehr auf Versöhnung mit Gott, auf das Streben nach innerer Offenbarung hingewiesen wurden, lockerte auch die Beziehungen zum bürgerlichen Leben. Die angstvolle Sorge um das Seelenheil erhöhte die Spannung der Gemüther zu krankhafter und unnatürlicher Reizbarkeit. Das war der Beginn der Entartung. Zu gleicher Zeit aber gaben die Anfänge der popularen Philosophie, der Beginn des Friedericianischen Zeitalters, dem geistigen Leben der Nation neue Anhaltspunkte. Da verlor der Pietismus seine Macht über die Gemüther; er fiel der Geringschätzung anheim, nur Wenige wandten sich weiter ihm zu.

Beide Moser haben unter den Einflüssen des Pietismus gestanden. Der Vater hatte sich ihm mit vollem Bewußtsein zugewendet, als reifer Mann und nach einer Jugend, in der er allein erfüllt von wissenschaftlichen Bestrebungen keinen Gedanken für die Religion gehabt. Dann aber kehrte in ihm die Ueberzeugung von der Seligkeit des Glaubens ein; er sehnte sich, Theil daran zu haben und fand hohe Befriedigung in der Glaubensübung. Der Christus-Glaube, den Johann Jacob Moser mit inbrünstiger Sehnsucht gesucht und gefunden hatte, das überzeugungsvolle Gefühl dereinstiger Sündenvergebung war für ihn das kostbarste Kleinod seines Lebens. Nun hatte er die innere Ruhe gefunden, der er für sein rastloses Arbeiten bedurfte. Jetzt konnten ihm auch die härtesten Schläge des Schicksals nichts mehr anhaben; Alles nahm er als höhere Schickung in ruhiger und heiterer Ergebung hin; er wußte nichts von Haß und Erbitterung gegen die Urheber seines Unglücks, die ja doch nur als Werkzeuge Gottes handelten. So war er zu einer fast übermenschlichen Milde

und Harmlosigkeit gelangt, die er den Menschen entgegentrug. Er konnte hoch erfreut sein, wenn er Gleichgesinnten begegnete und sich vereint mit ihnen im Glauben stärken durfte. Aber er wußte, daß auch „unerweckte" Menschen „natürliche" Tugenden haben konnten, mit denen sie in dieser Welt schon auskamen, wenn ihnen auch die Seligkeit im Jenseits entging. Doch darüber mochten sie sich mit dem obersten Richter abfinden; er wollte sie nicht verdammen. — Anders dachte der Sohn. Auch Friedrich Karl war ein „Erweckter;" er war von der weinerlichen und kopfhängerischen Manier des entartenden Pietismus nicht unberührt geblieben. Er konnte, wie erzählt wird, als junger Mensch, mit gebrochener Stimme und verdrehten Augen davon reden, daß er das „Lämmlein" betrübt. Doch solche Unnatur haftete nicht bei einem Manne von Moser's hochstrebendem und leidenschaftlichem Charakter. Er empfand die Kraftlosigkeit und Unwahrheit, die in der ganzen Richtung jetzt zum Vorschein kam; das hohle Schwatzen von Babel und den Pharisäern ward ihm widerlich. In der Fülle der Kraft und mit Begeisterung wirkend hatte er keine Zeit für äußerliche Glaubensübungen. Seine ganze Sinnesart war nicht danach angethan, um hierdurch zur Ruhe zu gelangen. Er konnte nicht so übermenschlich still halten zu den bitteren Angriffen seiner Feinde, an denen es ihm nie fehlte; er vermochte zornige Aufwallung nicht zurückzudrängen und blieb den Gegnern nichts schuldig. Ebenso wenig war es seine Sache zu entsagen und zu entbehren, nachdem er sich einmal in dem Treiben der großen Welt bewegt und die bunte Vielgestaltigkeit des Lebens kennen gelernt hatte. Als er auf der Höhe seines literarischen Ruhmes stand, war er mit dem Pietismus fertig, soweit es sich dabei um die Aeußerlichkeiten handelte, durch welche die Stillen im Lande sich auszeichneten. Aber seine Auffassung der religiösen Dinge ward dadurch nicht berührt; er blieb in frommer Gläubigkeit, in unerschütterlichem Festhalten des Dogmas bis an sein Ende. Durch die Eindrücke, die er als Knabe und Jüngling empfangen hatte, durch die überwiegend praktische Richtung seiner ganzen Denkungsweise war ihm ein philosophisches Erfassen, eine schärfere Prüfung der Glaubenslehren fern gerückt; er wies sie selbst zurück. Eine wunderbare Erscheinung in jener Zeit, wo selbst die Theologen sich an eine scharfe Kritik der Offenbarung machten, wo ein reiner Deismus bei der Mehrheit der denkenden Menschen das positive Bekenntniß mehr und mehr zurückdrängte. Allerdings wollte er die Vernunft respectirt wissen, man soll nichts glauben, was mit verständigen Begriffen streitet, aber die Vernunft darf an den offenbarten Lehren, an dem Inhalt der heiligen Schrift nicht zweifeln. So ist er ein entschiedener Gegner der Freigeisterei, die damals so bedenklich um sich griff und die er energisch bekämpfte.

Das trug ihm heftige Angriffe ein, namentlich aus dem Kreise der Berliner Kritiker, die für die „allgemeine deutsche Bibliothek" arbeiteten. Und er hatte den überlegenen Deductionen derselben meist nichts Gewichtiges entgegenzusetzen.

Dieselbe Befangenheit des Urtheils beherrschte ihn bei der Würdigung der deutschen Literatur, deren Sonnenhöhe er erlebte, und ließ es ihn aussprechen: „Im Bunde der Religion erscheint die Dichtkunst in ihrem vollen ursprünglichen Glanze." Wie kaltsinnig mochte er deshalb auf manche der großartigsten Leistungen herabsehen. Für die Schönheit der Form an sich hatte er keine Empfindung. Deshalb war er auch ein nachlässiger Stilist, wie schon damals besonders von Herder gerügt wurde. Aber er hatte weder „Zeit noch Lust es besser zu machen;" Deutlichkeit war ihm die Hauptsache.

Viel reicher und ungezwungener dagegen sind die Beziehungen, die er zwischen Christenthum und Staatsleben fand. Nicht nur, daß er die christliche Religion für den Eckstein der menschlichen Gesellschaft hielt; ihm galt sie auch, wenn man so sagen darf, als ein unentbehrliches Rüstzeug für die Technik der Staatsverwaltung. Und keineswegs hat er hier allein die christliche Ethik im Auge; sondern in untrennbarem Zusammenhange damit steht ihm der volle, rückhaltlose Glaube. Hierdurch allein werden die Gebrechen der Menschheit gemildert, können wieder bessere Zustände im Staate sowohl wie in allen anderen Verbindungen der Menschen herbeigeführt werden. Deshalb war ihm der Christ der beste Patriot; deshalb sagt er: „das Christenthum macht gute Regenten und gute Unterthanen, rechtschaffene Unterobrigkeiten, sorgfältige Eltern, wohlgeartete Kinder, gewissenhafte Finanziers, redliche Richter, treue Soldaten." Und an einer andern Stelle: „Der Geist Christi macht seine Schüler nicht dumm, er heitert vielmehr ihre Begriffe über alles auch zu ihrem äußerlichen Leben und Wandel gehörige so auf, daß sie Alles mit weit klareren, schärferen und unparteiischeren Augen ein- und durchsehen, als die — in dem schwachen Lichte ihrer eigenen Erleuchtung zu wandeln gedenken." Solche Gedanken stehen oben an bei Allem, was nach seiner Ansicht für die Umwandlung des Staatslebens in Betracht kommt. Daraus ergiebt sich das Formale in Moser's Anschauungen. Es war eben ein dürftiger Nothbehelf, den der unphilosophische Kopf herbeizog, um seiner massenhaften Empirie eine Art von Einheit und höherer Beziehung zu geben. Schon jene Zeit fühlte das heraus, und in dem Einfluß, den Moser auf sie geübt, war es nicht die Nutzanwendung vom Standpunkte des Christenthums, die etwas verschlug, sondern die detaillirte, scharf absprechende Darlegung der Zustände, deren Ungerechtigkeit und Frevel in die Augen

sprangen. Wenn Moser z. B. gegen den passiven Gehorsam eiferte, den der Despotismus heischte, und eine Fülle von Beispielen daran schloß, die zeigten wohin er führe, so genügte das vollkommen, um einzuleuchten und den nothwendigen Schluß daraus zu ziehen; wenn er aber ausführte, daß er gegen die Lehren des Christenthums verstoße, so ließ sich mit nicht viel schlechteren Gründen das Gegentheil nachweisen. — Moser hält sich nicht lange bei der Frage von der Entstehung und dem Zweck des Staates auf. Der Mensch ist bestimmt glücklich zu werden, aber er findet das Glück nicht in dieser Welt, auch nicht in sich; bei Gott soll er es suchen. In verschiedenen Aphorismen hat er diese eudämonistische Ansicht weiter ausgeführt. Und sprungweis geht es dann weiter: Die Menschen haben sich früh genug in Gesellschaften zusammengefunden, aus denen die bekannten Regierungsformen erwachsen sind. Daß der natürliche Hergang der Staatenbildung den darüber aufgestellten Theorien entspricht, ist sehr zweifelhaft. Es hat keinen Werth, Moser's Ansichten, die sich sehr an der Oberfläche der Dinge halten, näher zu folgen. Nur der systematischen Vollständigkeit wegen waren einige solche Bemerkungen gemacht. In dem Staatsleben selbst erstrebt er eine Menge einzelner Veränderungen, aber er ist nicht gemeint das damals gültige Staatsrecht auf Grund neuer Principien umzugestalten. Der Mechanismus mochte bleiben wie er war, nur die Menschen sollten besser werden dadurch daß sie gute Christen wurden. Deshalb legt er das Hauptgewicht auf die Persönlichkeiten der Regenten, Minister und aller derer, die zur Obrigkeit gehören. In den Tugenden dieser Menschen sowie des ganzen Volks liegt die Freiheit. Dabei will Moser von der politischen Tugend Montesquieu's nichts wissen; er erkennt nur christlich-sittliche Tugenden an. In dem alleinigen Bestehen einer Verfassung liegt nie die volle Garantie der Freiheit, denn es ist eine ewige Wahrheit: „Keine menschliche mit noch so vielen Machtschlössern verwahrte Verfassung ist, die nicht entweder in die Luft gesprengt oder untergraben werden kann." Da aber wird es immer gut stehen, wo der Regent die Menschenwürde seiner Unterthanen hoch achtet, wo die Obrigkeit sich redlich um die Wohlfahrt des Bürgers bemüht, Gesetz und Verfassung hoch hält. Ferner begehrt er als ein nothwendiges Erforderniß der allgemeinen politischen Freiheit noch die Gewissensfreiheit, sowie die Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben. Hierauf begründete Zustände lassen sich unter jeder Verfassung herstellen; also auch unter dem Absolutismus. Aber unsere deutschen Fürsten und Regierungen müssen eben ganz andere werden als sie bisher waren. Moser hat in zahllosen Wendungen und Beispielen die Möglichkeiten erwogen, welche das Verhältniß der Unter-

thanen zur Staatsgewalt darbieten kann. Es tritt in der Fülle von Combinationen, die er setzt, ein bedeutender Scharfblick und weit reichende Erfahrung zu Tage. Lob und Tadel sind verständig; was er anräth bezeugt den tüchtigen Geschäftsmann. Ein wahrer Schatz von Hausmitteln für die Regierungsbehörden der deutschen Staaten ist in den Schriften Moser's enthalten. Aber schließlich kommt doch Alles auf eins heraus. Der Fürst, der Minister, der Beamte soll ein guter Christ sein; er soll seine Pflicht nach bestem Gewissen thun und jeder unrechtlichen Anmuthung mit Festigkeit entgegentreten; genug er muß ein Mann sein, der vor dem Maßstabe der politischen Moral bestehen kann. Dennoch liegt gerade in der Masse von Einzelheiten, die Moser beibringt, sein Hauptverdienst. Sein sachverständiger Tadel scheuchte eine Masse von Mißbräuchen auf. Darauf hin konnte man sich schon einige müßige Erwägungen gefallen lassen, die er seinem Princip zu Liebe anstellte. So wenn er sich in die Frage vertiefte, wie weit ein Minister, der ein guter Christ sei aber als Beamter seine Mängel habe, einem andern, der ein tüchtiger Staatsmann aber kein guter Christ sei, vorgezogen werden dürfe.

Ueber die Sünden der deutschen Fürsten hat er sich mit großer Freimüthigkeit geäußert. Er tadelt in unverhüllter Weise die Souveränetätsspielerei und die Soldatenregierung, wie sie damals an den allermeisten Höfen üblich war. „Das Gespenst mit der Trommel" hat die Zustände wesentlich verschlimmert. Die Fürsten wurden in dem Bewußtsein einer unnahbar hohen Stellung und vorwiegend soldatisch erzogen. Sie gaben dem ganzen Regierungssystem einen militärischen Zuschnitt. Regierungscollegien wurden commandirt wie Regimenter und ihnen der blindlings folgende Soldatengehorsam zugemuthet. Die eine Hälfte des Volks sollte die andere ernähren und eine große Menge von Brutalitäten noch in den Kauf nehmen. Diese Art der fürstlichen Erziehung muß beseitigt werden. Der Fürst soll die Heiligkeit seines Berufs begreifen lernen, soll einsehen, daß nicht sein Behagen der Maßstab und der Zweck seiner Handlungen ist, daß er vielmehr seinem Lande die erste, die nächste und höchste Rücksicht schuldet. In schneidender Weise ist das Verhältniß der Fürsten zu ihrer nächsten Umgebung beleuchtet. Unbarmherziger als Moser hat sich keiner über das „Ungeziefer" der Hofschmeichler und Mätressen, über die „Cabinetsteufel" ausgelassen. Und in ähnlicher Weise sind tausend Mißbräuche namhaft gemacht, die aus der falsch aufgefaßten fürstlichen Allgewalt hervorgingen. Eindringlich ermahnt er die Regenten ihrer Verantwortlichkeit zu gedenken, die dereinst vor Gott auf ihnen lasten werde, denn „Gott wird die bösen Regenten mit Ketten ewiger Finsterniß binden." Der Fürst nach Moser's Herzen soll ein menschenfreundlicher, ge-

rechter Herr sein, ein guter Haushalter, ein Kenner der Geschäfte und in der That an der Spitze der Geschäfte stehen, ohne aber durch beständiges Eingreifen in den Gang der Regierung seinen Ministern das Leben sauerzu machen. Genies auf den Thronen liebte er nicht. Nicht geringere Anforderungen stellte er an die Minister. Eine ganze Reihe nothwendiger Erforderniſſe, von der Lauterkeit des Charakters bis zur vollendeten Gewandtheit im äußeren Auftreten macht er namhaft, die bei einem tüchtigen Minister nicht entbehrt werden dürfen. Vor Allem aber soll er den Muth der Selbständigkeit seinem Herrn gegenüber haben. Mit ganz besonderer Vorliebe verweilt er bei den Beispielen großer Staatsmänner, namentlich solcher, die unerschrocken dem bösen Willen des Fürsten die Spitze geboten hatten und Opfer ihres Gewissens geworden waren. Und entsprechend stellt er seine Forderungen an die Beamten, die eingedenk sein müssen, daß sie dem Staate, nicht der Person des Fürsten dienen. In langen Capiteln sind alsdann die Zweige des Staatsdienstes behandelt und mit zahllosen Beispielen illustrirt. Er geht so weit die Temperamente der Menschen in ihrer Verwendbarkeit für den Staatsdienst zu besprechen. So redet er immer und immer wieder von den guten oder bösen Seiten der einzelnen Menschen, die an der Staatsmaschine arbeiten. —

Das, worauf wir heutzutage das Hauptgewicht legen, das Heranziehen des Volkes zur politischen Thätigkeit — diesen Gedanken hat er nie mit voller Schärfe erfaßt. Wohl war er gegen die stumpfe Theilnahmlosigkeit der Menschen erbost. Die „verdammte Frage: Was geht es dich an? Was thaten sie dir?“ wenn Jemand, der gerade nicht durch seinen öffentlichen Charakter berufen war, den Mund aufthat und Uebelstände oder Personen angriff, hätte er gern seinen Landsleuten abgewöhnt. Aber es liegt doch in der Unzulänglichkeit aller menschlichen Verhältnisse, daß die Hauptsorge für den Staat nicht dem Volke anvertraut werden kann, denn die Einzelnen würden der Gemeinsamkeit kein Opfer bringen wollen, sie würden für die allgemeine Sicherheit nur unvollkommen und unter unzähligen Gefahren eintreten können. Er dachte zu gering von den damals noch bestehenden Organen des Volkswillens, um das richtige Maß einer Betheiligung der Gesammtheit herauszufinden. Und in Betreff der landständischen Corporationen, wie sie in jenen Tagen sich gaben, hatte er nicht Unrecht. Das ganze Institut war von der politischen Depravation der Zeit angesteckt. Nur selten hatten sie Kraft und Willen es den Regierungen gegenüber auf einen Kampf ankommen zu lassen. Ebenso wenig fühlten sie sich als Vertreter der Gesammtheit, deren Schicksal ihnen gleichgültig war, so lange nicht der einzelne Stand in seinen Privilegien

angegriffen ward. Man rief sie zusammen, um sich Geld bewilligen zu lassen und versah sich dabei einer unweigerlichen Gefügigkeit; schlimmsten Falls aber ward man auch ohne sie fertig. So waren die landständischen Versammlungen weder dem Fürsten noch dem Volke gegenüber von irgend welcher Bedeutung. Moser berichtet von einem hannöverschen Minister, der seinen Landtag einst mit den sehr passenden Worten aus Jesaias eröffnete: „Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken, eure Wege nicht meine Wege." Er hat die ganze Komödie in einer höchst charakteristischen Weise persiflirt: „Nach der Proposition der landesherrlichen Commissarien brach dem theuren Landesvater das Herz, daß er mit neuen Anforderungen beschwerlich fallen müsse; er der erst dann froh sein würde, wenn er alle seine Unterthanen reich und glücklich machen könnte. Dies Einzige tröstet ihn, daß es ganz unvermeidliche und unter Leitung eines höheren Schicksals stehende Landesbedürfnisse sind, welche ihn nöthigen dem Lande mit neuen Anforderungen beschwerlich zu fallen. Nach dieser Charlatans-Predigt geht das Negociiren an. Die Landhauptleute, der Erbmarschall, die Ausschüsse von Prälaten, Ritterschaft und Städten, und wie sie nach der verschiedenen Lage der deutschen Provinzen heißen, werden einer nach dem andern besprochen, gastirt, belobt, bedroht und gewonnen; die mehreren Stimmen machen endlich den Schluß, und es wird ein abermaliges Aderlassen durchs ganze Land resolvirt. Der Landtagsabschied ist so gelehrt wie eine Leichenpredigt, und der Minister mit seinen Maklern, Küchen- und Kellerbedienten kommen in Triumph nach Hof zurück, Leben und Wonne breitet sich wieder über die Favoritinnen und Favoriten aus; der Jäger bläst auf die freudige Nachricht von den neuen Landtagsgeldern noch einmal so freudig in's Horn; die Sängerin, die seit dreizehn Monaten nicht bezahlte Sängerin steigt so hoch wie eine Lerche, der Parforcehunde-Stall, dem die Rentkammer und Creditores schon den Untergang decretirt hatten, ertönt von frohem Geheul; und alle adeligen und nicht-adeligen Müßiggänger rechnen bereits auf die neu eröffnete Goldgrube. Von den gethanen Bewilligungen sollte den Truppen der rückständige Sold entrichtet, gewisse auf der Execution stehende Landesschulden abgetragen und einige mit großem Vortheil feil gemachte, dem Lande incorporirte Rittergüter bezahlt werden. Alles dies ist im Angesicht des Landes mit Hand und Siegel auf Wort und Treue vollzogen worden. Allein, daß Gott erbarm! wie ward der theuersten Zusage gespottet! die wichtigen Männer, so sich zu Werkzeugen einer heillosen Beredtsamkeit von beiden Seiten gebrauchen lassen, heischen und erhalten zuerst den Lohn der Ungerechtigkeit; die Termine kann man nicht erwarten; die Gelder werden also auf den Credit des Landes in voraus anderswo gesucht und er-

hoben. Anstatt die Miliz zu zahlen und den Fuß der Truppen zu erhalten, werden selbige reducirt, die Creditores werden treuherzig gemacht, ihre von dem Lande nun consentirte Capitalien zu verlangen, und den Junkern, denen die Güter feil gemacht werden, giebt man etwas auf Abschlag, einen Dienst bei Hofe, ihren Kindern eine Fahne; sie mögen sehen wann sie einst das Uebrige bekommen. Das aus den Lebenssäften des Staates destillirte Geld aber erhebt der Landesherr durch seine Leute selbst; ihm dies zu versagen, hieße dem Fürsten nicht getraut, sich dem Herrn zum Vormünder aufwerfen, das wäre ein crimen laesae; wer wird sich das zu verlangen unterstehen? wo wird der ehrliche Mann sein, der seinem Herrn mit dergleichen Vorstellungen beschwerlich fiele? ja sind nicht leider diese oftermalen die ersten, welche den Gewinn der Ungerechtigkeit dem Herrn zuschanzen, und wo nicht mit ihm theilen, doch den stummen Mann vorstellen und als einfältige Schlafmützen ein Elend zu Haus beseufzen, welchem mit männlichem Muthe möglichst zu steuern sie vor Gott, ihrem Gewissen und ihren Pflichten gegen Herrn und Land auf das Stärkste verbunden sind." (Herr und Diener.)

Moser's Gemälde ist streng nach dem Leben. Wie mochte er also großes Gewicht auf die Theilnahme der Stände legen, wenn er es auch im Ganzen und Großen für gut hielt, daß sie existirten. Jedenfalls konnte ein Minister, wie er ihn sich vorstellte, an der Spitze tüchtiger Collegien allein mit Allem fertig werden und wog reichlich die vermittelnde Thätigkeit einer Ständeversammlung auf. Moser hat nie gesehen, daß in der Reform dieser verachteten Institute die ersten und unumgänglichen Anfänge einer Besserung des gesammten Staatslebens lagen. Und dabei war er ein großer Verehrer des englischen Parlaments; aber er hielt es für völlig unmöglich, daß man in Deutschland je dahin kommen würde, eine ähnliche Sprache zu führen.

Wenn Moser nach allem diesen darauf verzichtete, der Stimme des Volks durch einen bestimmten Organismus einen Ausdruck zu verleihen, so hält er es doch für sehr werthvoll, daß es dem Einzelnen unbenommen bleibe seine Meinung über das, was dem Staate frommt, frei zu äußern. Deshalb ist ihm die volle, uneingeschränkte Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben ein wichtiger Bestandtheil der politischen Freiheit und ein Maßstab für den geistigen Wohlstand eines Volkes. Hierin scheint er den Ersatz für die Thätigkeit der Landstände finden zu wollen. Freilich vergißt er den Unterschied, der in einem auf bestimmtes Recht sich gründenden Begehren und der blos an das sittliche Gefühl des Monarchen gerichteten Bitte liegt. Wie aber die Dinge damals in Deutschland standen, war es schon ein erheblicher Fortschritt, wenn die Men-

schen sich überhaupt mit Bitten und Vorstellungen heraus wagten, wenn auf der anderen Seite die Regierungen ein Ohr dafür hatten. Denn mit „der deutschen Freiheit, für die wir so viel Macherlohn bezahlt," stand es recht schlimm, wenn auch das Wort oft genug noch als Canzleiformel gebraucht wurde. „Unsere Freiheit ist der Stein der Weisen; man sagt, daß er wirklich in der Welt sei; unsere Väter haben ihn gesucht und sind darüber gestorben und zum Theil verdorben; wir suchen ihn auch; es wird uns wohl nicht besser gehen als ihnen." Vorläufig aber konnte man in gewissen Ländern ganz zufrieden sein, wenn nur gestattet war frei zu seufzen. Moser räth mit herbem Witz auch dafür eine Abgabe zu fordern oder gestempelte Gewissen einzuführen.

Soll aber das Volk dahin gelangen, sich dem Staat gegenüber auf die rechte Weise zu fühlen, so bedarf es der Aufklärung. Diese fordert Moser in beredten Worten für alle Stände. Das Volk soll auf seine Pflichten gegen das Vaterland, auf seine Rechte dem Fürsten gegenüber hingewiesen werden; man soll nicht immer das persönliche Wohlbefinden des Fürsten und die Wohlfahrt des Landes so in einem Athem nennen, als ob aus dem einen das andere von selbst hervorginge. Kanzel und Schulen, die höheren wie die niederen, haben ihren Beruf gerade nach dieser Seite hin lange genug verkannt. Namentlich den Lehrern auf den Hochschulen, und hier vor allen denen der Geschichte und des Staatsrechts, wirft Moser vor, daß sie ihres Amtes nicht gewissenhaft genug gewartet. Sie erschöpften sich in nutzlosen Abstractionen oder in massenhaften Details; sie sprachen stets im Sinne und zum Besten des Hofes, der sie bezahlte — daher, schließt Moser, der Name Hofrath. So sehr er aber auch für die Wohlfahrt des Volkes eiferte, er hat doch nie ein rechtes Bewußtsein von dem gehabt, was das Volk im Staate bedeutet. Ueberall blickt doch der Gedanke durch, daß mit den Reformen in den Sphären der Regierung die Hauptsache gethan sei. Steht es hier gut, so kommt die Volksbeglückung schon von selbst.

Moser forderte endlich als nothwendigen Bestandtheil der politischen Freiheit, neben der Werthachtung des Menschenstandes, der Cultivirung der Tugenden, der Denkfreiheit noch die Gewissensfreiheit. Hier verfährt er mit der Reserve, die bei seinem streng auf dem Christenthum ruhenden politischen Princip natürlich erscheint. Die christliche Religion muß vor Angriffen geschützt werden, namentlich empfiehlt er eine strenge Polizei gegen Bücher, die das Christenthum herabsetzen. Auch warnt er vor zu weit gehender Toleranz. Freilich ist er verständig genug, um Religionsverfolgungen zu verabscheuen. Er kommt selbst zu der Ansicht, — gewitzigt durch die Geschichte Deutschlands — daß zwei Religionen in

einem Lande nicht gut thäten, daß es besser sei, wenn es deren mehrere gäbe. Schlimmsten Falls ist sogar religiöser Indifferentismus noch besser als Religionshader. Aber in erster Linie hält er es fest, daß kein Staat ohne den überall hervortretenden Zusammenhang mit der Religion bestehen könne, und daß für Fürsten, Minister und Volk keine Religion angemessener sei, keine mehr zur Glückseligkeit führe als das Christenthum.

Wie soll endlich das Volk seine politische Freiheit schützen? Es war von einem Staatslehrer damaliger Zeit (Justi) behauptet worden, daß sich die Unterthanen nie des Gehorsams entbrechen dürften, selbst wenn die Befehle der obersten Gewalt offenbar ungerecht und gegen die Verfassung des Landes wären. Dagegen erhebt sich Moser in voller Entrüstung: die Pflicht des Gehorsams hört dann von selbst auf. Kein Recht zwischen Himmel und Erde — außer dem Recht, das die Waffen verleihen — fordert von den Unterthanen, sie sollen ihren Eid halten, wenn ihn der Fürst nicht hält. Niemals sind die Beweggründe des Regenten, das vorgeschützte Wohl des Staates, das gelegentlich eine Nicht-Beobachtung der Gesetze fordern kann, so unsichtbar, daß sie nicht wenigstens den Ständen vorgelegt werden dürfen. Ein Herr, welcher es sich herausnimmt zu sagen, daß er Herr sei über die Freiheit seines Landes, über Eid, Hand und Siegel ist ein Tyrann, und ein Minister, der ihn dazu beredet, ein Spitzbube, der den eisernen Galgen verdient. Der Ungehorsam selbst kann nie so schädlich sein, als wenn man in blindem Gehorsam den Fürsten die Grundgesetze des Staates zertrümmern läßt. Unbeschränkter Gehorsam ist selbst eine Sünde, denn das Christenthum will keine Sklaven. Es giebt verschiedene Grade des Ungehorsams. Zuerst dringende, gesetzmäßige, ehrerbietige und wehmüthige Vorstellungen, die wiederholt werden müssen, so lange es noch irgend welche Hoffnung auf Erhörung giebt. Wenn hier diejenigen schweigen, die vor Allem reden müssen, so sind sie Hochverräther; nur Gefängniß oder Märtyrertod darf ihnen Schweigen auferlegen. Nach dem Reden derer, die dazu berufen sind, folgt der passive Ungehorsam der Unterthanen. Sie müssen erwarten wie es der Herr durchsetzen will. Und endlich kommt der thätliche Widerstand, der Aufruhr. Moser getraut sich nicht diesen Stoff weiter abzuhandeln. Nur das hebt er noch hervor, daß in der Vernunft allein nimmer ein Volk die Gründe finden könne, um alle Leiden und Bedrückungen über sich ergehen zu lassen, daß es mehr als menschlich wäre, wenn da Groll und Wuth nicht auflodern sollte. Alles das hat Moser in hinreißender Leidenschaftlichkeit ausgeführt und in zornig-heißer Erinnerung an die Frevel, die der Despotismus über die Menschen gebracht.

Nun aber mag ihm zum Bewußtsein gekommen sein, daß ein so ganz und gar menschliches Abwägen von dem Recht des Volks gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit doch zu seinem Prinzip nicht passe. Er vergißt, daß er eben noch die Gesammtheit des Volkes in den Kampf geführt hat, und wirft die Frage auf: was der kluge Mann bei einem solchen Paroxysmus des Staatslebens zu thun habe. Er soll schweigen — wenn das nicht geht mag er fliehen, und ist ihm das benommen, so muß er es wagen und entweder ein Opfer der Vernunft und des Rechts werden oder sich von dem allgemeinen Strom forttreiben lassen. Die einzige Lösung solcher Verhältnisse, die vor Gott bestehen kann, liegt im Christenthum, das den Geist des Aufruhrs und der Widersetzlichkeit besänftigen und die Gemüther eines gepreßten Landes zum Dulden und Leiden fähig machen kann: „Thränen und Gebet sind die Waffen des Christen.“ Diese Erörterungen über die Selbsthülfe eines Volkes, die Moser 1761 (in den Beherzigungen S. 538) niederschrieb nnd unangefochten drucken lassen durfte, fanden damals wenig Beachtung. In einer von den beiden uns bekannt gewordenen Besprechungen mißbilligte man in rein theoretischer Erwägung das Hereinziehen des Christenthums; die andere fand, daß bei der Austragung solcher Conflicte Vorsicht immer das Beste sei. Uns ist der unvermittelte Uebergang von der echt menschlichen und leicht nachzufühlenden Aufwallung, in der Moser das Recht der Selbsthülfe predigt, zu jener demüthigen Ergebung, die er auf Grund des Christenthums fordert, eine werthvolle Veranschaulichung des inneren Zwiespalts, über den er nicht hinwegkam. Er war doch nicht scharfer Denker genug, um aus diesem Zwiespalt zu einem bewußten inneren Kampf zu gelangen, aus dem sich eine weniger gezwungene Einheit seiner Anschauungen ergeben konnte, als er sie in der systematischen Verwendung des Christenthums fand. Seine Ansichten über das, was dem deutschen Staatsleben Noth that, hat er in späteren Jahren, soviel er auch noch schrieb, nicht geändert. Sie waren im Ganzen und Großen bis dahin doch weniger aus seiner eigenen praktischen Thätigkeit hervorgegangen, als vielmehr aus scharfer Beobachtung. Nur verhältnißmäßig kurze Zeit war er in der inneren Verwaltung beschäftigt gewesen. Er sollte nunmehr bald zu einer allseitigen praktischen Prüfung und Anwendung seines Systems gelangen.

III.

Als ein ergebener Anhänger des Hauses Habsburg war Moser 1767 in den Dienst des Kaisers getreten. Ein wunderbarer Umschlag in seinen Gesinnungen hatte sich nach dieser Seite hin in den letzten Jahren vollzogen. Er war geraume Zeit ein Bewunderer des großen Königs ge-

wesen. Noch im Jahre 1759 schreibt er mit stürmischer Begeisterung: „Ich habe ihn nie ohne hinreißende und hohe Empfindung gesehen; seine Thaten sind mein Gedankenfest; ich schleiche ihm oft nach, um seine geheimen Gedanken zu errathen; der Adler schwingt sich aber in Höhen, die niederem Gefieder unersehlich bleiben. Ich stehe von Weitem und betrachte seine Größe; sie ruht mit uns auf Einer Erde; er stehe oder falle, er braucht den Raum von Colossen. Ich weiß mir keinen vornehmeren Menschen zu denken, sobald ich an den König gedenke. Schade aber vor uns, daß er nicht eine Welt vor sich alleine hat" (Herr und Diener S. 19, 20). Seine warme Anhänglichkeit an Friedrich ward noch dadurch gesteigert, daß Moser in ihm den Vorkämpfer des evangelischen Bekenntnisses sah, und daß er ganz sicher zu wissen glaubte, wie man auf Seiten der katholischen Partei die feste Absicht hege, nach gewonnenem Siege die ganze Religionsverwaltung Deutschlands zu Gunsten des Katholicismus über den Haufen zu werfen. Auch persönlich hatte Moser Grund, sich dem Könige verpflichtet zu fühlen. In seiner unermüdlichen Thätigkeit für die Befreiung des Vaters war er mit seinen Vorstellungen um Verwendung auch an das preußische Cabinet gegangen. Darauf kam zu Ende des Jahres 1763 ein königliches Rescript, in welchem ihm nicht nur energische Fürsprache zugesichert, sondern auch ausgesprochen ward, wie angenehm es dem Könige sei, hierdurch der Moser'schen Familie ein Zeichen seiner „gnädigsten Propension" geben zu können. Und in der That war es vornehmlich dem Auftreten der preußischen Gesandten in Wien und Stuttgardt zu danken, daß sowohl in der Sache des alten Moser wie in der ganzen würtembergischen Verfassungs-Angelegenheit eine nachgiebigere Stimmung bei dem Herzoge Karl Eugen zum Durchbruch kam. Im September 1764 ward Johann Jacob Moser in Freiheit gesetzt, und bereits im folgenden Jahre ging Friedrich Karl von Moser in das österreichische Lager über. So entschlug er sich einer Gesinnung, zu der er zeitweilig sogar unter schweren persönlichen Opfern und im Gegensatz zu seinem früheren Landesherrn, dem Landgrafen von Darmstadt, sich bekannt hatte. Höchst wahrscheinlich ist sogar Moser's Anhänglichkeit an Friedrich der Grund gewesen, weshalb er in die Dienste des mit Preußen befreundeten Kassel trat. Seit diesem Umschwung hatte er statt der bisherigen unverhohlenen Bewunderung für den König nur scharfe Worte gegen seine Irreligiosität, seine Entfremdung vom Reich und seinen „sublimirten Despotismus." Den großen Eigenschaften Friedrich's ließ er nur kühle und einseitige Beurtheilung und äußerst gezwungene Gerechtigkeit widerfahren. Es ging damals die üble Nachrede über ihn, deshalb sei er zu Oesterreich übergegangen, weil er sich in seinen Erwartungen von Friedrich in den preu-

ßischen Dienst gezogen zu werden, getäuscht sah. Diese Mittheilung findet sich in einer kleinen Schrift aus dem Jahre 1767 (Briefe den Verfasser der Reliquien betreffend), die voll der böswilligsten und ungereimtesten Angriffe auf Moser ist. Man kann ihr deshalb keinen selbständigen Werth beilegen. Er selbst hat sich nie näher über die betreffenden Vorfälle ausgesprochen, obwol er sich ganz offen zu dieser Umwandlung seiner Gesinnung bekennt. Nur einmal läßt er durchblicken, daß er eine Darlegung des hierher gehörigen Details aus Rücksicht für seine nunmehrige Gegenpartei unterdrücke. Er weist darauf hin, wie er allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, „daß es gerade den am Meisten mit der Sorgfalt für die evangelische Religion paradirenden Höfen in der That selbst am allerwenigsten um diese zu thun sei, sondern solche großen Theils nur als ein Werkzeug zur Beschönigung und Durchsetzung politischer und eigennütziger Absicht geachtet werde.“ Die beste Würdigung der Gründe, die Moser veranlassen konnten, sich dem Kaiserhause zuzuwenden, entnehmen wir aus seinen um diese Zeit verfaßten Schriften, in denen er seine Ansichten von den deutschen Zuständen und deren möglicher Besserung niedergelegt hat. (Vom deutschen Nationalgeist 1765. Was ist gut kaiserlich und nicht gut kaiserlich? 1766. Patriotische Briefe 1767.) — Moser mag durch mancherlei Verlockungen von Seiten der kaiserlichen Partei geblendet worden sein, die viel daran setzte, einen solchen Mann zu gewinnen. Wir finden, daß Kaiser Franz I. den Adel der Familie Moser, den Johann Jacob aus Verachtung gegen die Ehren dieser Welt abgelegt hatte, für die Söhne wieder erneuerte. Im Ganzen aber war es ein redlicher, wenn auch gerade nicht übermäßig scharfsichtiger Patriotismus, der ihn das Heil Deutschlands am Hof zu Wien suchen ließ.

Deutscher Patriotismus, ein warmes, volles Empfinden für die ganze Nation, tiefe und wahrhafte Trauer über den elenden Zustand des Reiches — wie wenig Menschen gab es, die ein solches Gefühl in ihrem Herzen hegten! Die Stimmung der großen Menge war durchaus gleichgültig, die Ansichten über das Verhältniß zum Vaterlande, wo überhaupt dergleichen noch existirten, unklar oder im höchsten Grade wunderlich. In den größeren Staaten hatte man genug an der eigenen „Souveränetät“ und wollte von der „fremden Oberherrlichkeit des Kaisers“ nichts hören. Vor Allem in Norddeutschland war der Gedanke einer Zugehörigkeit zum Reich fast gänzlich verloren gegangen. Moser selbst erzählt es, wie auf einer Reise, da sie eben aus dem Hannöverschen in's Hessische fuhren, ein Reisegefährte mit betretener Miene gesagt: „Nun hat uns der der Kaiser zu befehlen.“ Nur in den Reichsstädten und den ganz kleinen Ländern, namentlich wenn sie schlecht regiert wurden und sich des kaiser-

lichen Schutzes getrösteten, fand sich eine gewisse Anhänglichkeit an das Reich. Dagegen stand in den einigermaßen gut verwalteten kleinen Territorien der Particularismus in ebenso hoher Blüthe als bei den Mittelstaaten. Hier suchte man die verwunderlichsten Gründe hervor, um ihn zu rechtfertigen. Man fand, daß die Menge und Ungleichartigkeit der Staaten unter den Fürsten einen edlen Wetteifer entzünden würde, der beste Regent zu sein. Es ward behauptet, daß der kleine Fürst seine Unterthanen schon deshalb gut behandeln müsse, weil sie sonst über die nahe Grenze gingen und leicht ein anderes Vaterland fänden. Man verstieg sich selbst zu der Meinung, daß die Nation für die Eroberungssucht eines einzigen Beherrschers jedenfalls mehr Blut und Opfer würde einsetzen müssen, als sie bei der Schwäche des Reichs in Folge der häufigen Einmischungen fremder Völker verlieren könnte. Der intelligentere Theil der Nation trug sich mit Gedanken des Weltbürgerthums, bei den bessern Köpfen stützte sich dasselbe auf die feste Ueberzeugung, daß ein entwickeltes deutsches Nationalleben ein Unding sei. Dann gab es auch romantische Reichspatrioten, die noch immer von vaterländischer Herrlichkeit redeten, stark in der uralten Vergangenheit schwärmten und für die Gegenwart fanden, daß die Ordnung des deutschen Reichs, bis auf einige Kleinigkeiten, ganz und gar dem Volksglück angepaßt sei, und Deutschland selbst halbwegs eine insula fortunata.

Wie anders dachte Moser, da er die Worte aussprach: „Wir sind Ein Volk, von Einem Namen und Sprache, unter Einem gemeinsamen Oberhaupt, unter Einerlei unsere Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesetzen, zu Einem gemeinschaftlichen, großen Interesse der Freiheit verbunden, auf Einer mehr als 100jährigen Nationalversammlung zu diesem wichtigen Zweck vereinigt, an innerer Macht und Stärke das erste Reich in Europa, dessen Königskronen auf deutschen Häuptern glänzen — und so wie wir sind, sind wir schon Jahrhunderte hindurch ein Räthsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbaren, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, ausgezeichnet in der Geschichte der Welt, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen, stark genug, uns selbst zu schaden, ohnmächtig uns zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unseres Namens, gleichgültig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, mißtrauisch untereinander, unzusammenhängend in Grundsätzen, gewaltthätig in deren Ausführung, ein großes und gleichwohl verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That aber sehr bedauernswürdiges Volk." (Vom deutschen Nationalgeist S. 1 ff.) Ihm zitterte das Herz „beim Anblick unserer Ketten." Aber auch nach dieser Seite offenbarte sich seine principielle Hülflosigkeit. Wohl sah er,

woran es in Deutschland besonders gebrach. Ihm fehlt der dritte Stand, ein kräftiges, selbstbewußtes Bürgerthum, das in gleicher Weise dem Despotismus wie der feudalen Aristokratie das Gegengewicht hält. Moser hat diesen unleugbar richtigen Gedanken doch nicht klar zu Ende gedacht. Es schwebt ihm vor, daß dieser dritte Stand zu einer bestimmten Repräsentation organisirt werden müsse, er parallelisirt das, was ein solcher Stand zu leisten hätte, mit dem Beruf des englischen Unterhauses, des holländischen Staatenrathes, aber er gelangt zu keiner näheren Ausführung dieser Dinge. Es war ihm ferner völlig entgangen, daß wie die Dinge standen jede Umwandlung der Reichsverfassung, bei der fast vollständigen Souveränetät der Einzelstaaten, eine ganz andere Grundlage haben müsse, als die feudale Unterordnung unter den Kaiser. Und doch beinah unter seinen Augen war der Plan des kasselschen Ministers von Schlieffen entstanden, der die Mittel- und Kleinstaaten zu einem selbständigen Bunde neben den beiden Hauptmächten gestalten wollte, ein Unternehmen, das übrigens nicht über die ersten Anfänge hinauskam. Moser bescheidet sich bei dem Gedanken, daß es in Deutschland schon gut stehen würde, wenn nur die Reichsverfassung, wie sie sei, aller Orten redlich gehalten werde. An den Reichstag zu Regensburg erließ er 1765 einen Neujahrswunsch, der in kraftvoller, ergreifender Weise das Elend der Reichsverhältnisse blos legte. Hier wie an vielen anderen Orten seiner Schriften (namentlich in den patriotischen Briefen) bringt er mit dem redlichsten Freimuth alle Mängel zur Sprache; er charakterisirt scharf und voll patriotischen Zorns das Elend der einzelnen Reichsinstitutionen in ihrem Verfall, die bei richtiger Beobachtung durchaus brauchbar sein würden. Er hat scharfe Worte gegen den damals landläufigen Patriotismus, dessen es ziemlich so viel verschiedene Arten gäbe, wie Münzfüße. Nicht minder greift er diejenigen an, die aus Parteirücksicht, je nachdem sie kurfürstlich, d. h. für die möglichste Unbeschränktheit der Reichsstände — oder kaiserlich waren, den Hader im Vaterlande verewigten. Aber so sorgenschweren Herzens er auf die Zustände des Reichs blickt, — man soll nicht gleich ein neues, großes Haus, dessen Ende man nicht absehen kann, zu bauen anfangen, weil das alte eng und unbequem ist. Hier läßt sich mit Ernst und gutem Willen noch Manches ändern. Er will einen Kaiser, der in Wahrheit des Reiches Oberhaupt und Richter sei, dem die Stände, so weit es das gesammte Wohl fordert, sich bereitwillig unterordnen. In solchen vagen Forderungen, deren Unmöglichkeit freilich bei dem nebelhaften Horizont jener Zeit nicht hervortreten wollte, erging sich der redlichste Patriot. Da mußte Moser wohl gut österreichisch sein und ein warmer Verehrer des Kaiserhauses. Preußen dagegen, mit seiner selbständigen und

hochstrebenden Entwicklung, ist ihm der gefährlichste Feind für eine neue Kräftigung des Kaiserthums. Daß aber eine Regeneration Deutschlands auch möglicher Weise von Preußen ausgehen könne, ein solcher Gedanke begann erst in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts bei einzelnen nordischen Kleinstaaten Wurzel zu schlagen. Moser dachte nicht daran, um so weniger, da er große Bedenken über die Dauer der preußischen Macht hatte, die er mit der Alexander's und Karl's XII. verglich und allein durch den gewaltigen Geist des großen Königs gehalten sah. In seinem Buch: Was ist gut kaiserlich und nicht gut kaiserlich, nahm er auf das Entschiedenste Partei gegen Preußen. Von den Berliner Recensenten an der allgemeinen deutschen Bibliothek wurde er deshalb auf das Derbste zurecht gewiesen; es ward ihm treffend vorgestellt, daß es um jene Zeit — namentlich in Preußen — rein unmöglich wäre, gut kaiserlich zu sein. Aber Moser machte sich lustig über den „mystisch-pretiösen, politischen Jargon" der Berliner und blieb dabei, daß es im deutschen Reich keinen „König" neben dem Kaiser gebe, sondern nur Kurfürsten, Herzöge, Grafen 2c. — Mit allen seinen Wünschen für das Wohl der Nation war und blieb er an Oesterreich gewiesen.

In hoffnungsvoller Begeisterung für Kaiser Josef ging Moser nach Wien. Er ward zunächst beim Reichshofrath beschäftigt und trat bald als wirkliches Mitglied in dies Collegium ein. Hier sah es ganz besonders schlimm aus. Der Gerichtshof hatte sich im Reich schon längst um alles Ansehen gebracht. Er stand in dem begründeten Ruf der Bestechlichkeit, sein Geschäftsgang war unsäglich schleppend, 85 Stationen mußte jede einzelne Sache durchlaufen, ehe sie zum Erkenntniß kam. Beim Arbeiten überstürzte man sich keineswegs; in dem bedächtigen Wetzlar, wo auch Alles in guter Ruhe zuging, ward in einem Jahre mehr gearbeitet, als zu Wien in sechs. Die Beisitzer des Gerichts waren zum größten Theil unfähige Leute; auf der Herrenbank saßen Ignoranten und unreife Menschen aus den höheren Ständen, die versorgt werden sollten. Den damaligen Präsidenten des Gerichts beschreibt Moser als einen alten, freundlichen, stets nickenden Mann, ohne Leben und Feuer, voll Verachtung aller Neuerungen, in der Moralität von nachgiebigeren Grundsätzen, als dem Chef eines Tribunals zukomme. In dem ganzen Gerichtshof zählte man nur drei fleißige und brauchbare Räthe. „Kenntniß des Rechts, Liebe zur Gerechtigkeit und redlicher Sinn fehlte notorisch bei den Meisten." Es bestand, wie Moser treffend sagt, am Reichshofrath ein gewaltiger Unterschied zwischen jus und justitia. Der schlimmste Vorwurf aber, der auf dem Gerichtshof lastete, war der einer offenen Bestechlichkeit. Es ist aus jener Zeit bezeugt, daß selten ein Reichshofrath, der arm nach Wien

gekommen, auch arm gestorben sei, obwohl die Besoldung gering war. Kaiser Josef machte gerade, während Moser Mitglied war, einen Versuch hier zu bessern und umzugestalten; höchst wahrscheinlich hatte er Moser eben deshalb hingezogen. Er erließ scharfe Rescripte gegen die allgemein bekannte Corruption; er verbot in scharfen und verletzenden Ausdrücken die Annahme aller Geschenke. Der Reichshofrath — auch Moser's Name steht unter dem betreffenden Actenstück — verwahrte sich gegen die vielen, schonungslos hervorgehobenen Beschuldigungen; aber er konnte nicht in Abrede stellen, daß allerdings manche für erlaubt geltende Accidentien, kleine Erkenntlichkeiten und Douceurs bei neuen Belehnungen, Mündigkeitserklärungen und dergleichen vorgekommen seien. Dann befahl der Kaiser Vereinfachung des Geschäftsganges, Beschleunigung des Referirens, er schrieb in bestimmtester Weise eine ganz neue Ordnung der Dinge vor. Der hohe Gerichtshof antwortete auf alle diese Dinge mit einem „unterthänigen Ja," dem sich alsbald eine ganze Reihe der „großmächtigsten Aber" anschloß. Genug, es ließ sich nichts Durchgreifendes machen. Neue und tüchtigere Elemente wollten sich nicht gewinnen lassen; „die jungen Leute vom Stande," heißt es in einem an den Kaiser gerichteten Actenstück, „wollen nichts lernen und werden lieber Soldaten;" für Andere aber war der Dienst wenig lohnend. Josef brachte allerdings in vereinzelten Fällen den Reichshofrath zu einer etwas beschleunigteren und wirksameren Thätigkeit; aber doch nur wenn er persönlich eine Sache betrieb, wie bei dem dermalen gerade schwebenden Würtemberger Verfassungsconflict der Fall war. Bald aber ließ er nach seiner gewöhnlichen Weise die ganze Angelegenheit, die er erst leidenschaftlich und voll der besten Absichten angegriffen hatte, bei Seite und verlor sie rasch aus den Augen.

Moser war dieser traurigen Verhältnisse bald überdrüssig und sehnte sich lebhaft darnach sein lastendes „Proceßjoch" abzuschütteln, um so mehr, da er unter dem Einfluß des Wiener Climas unaufhörlich kränkelte. Der Kaiser, der persönlich für ihn eingenommen gewesen zu sein scheint und dem gut österreichisch gesinnten Mann auch wohl wollte, bewilligte die erbetene Entlassung, nachdem er ihn vorher in den Freiherrnstand des heiligen römischen Reiches erhoben hatte.

Zu Anfang des Jahres 1770, also nach kaum dreijährigem Aufenthalt, verließ Moser Wien, blieb aber auch weiterhin im kaiserlichen Dienst. Josef übertrug ihm die Administration der kaiserlichen Grafschaft Falckenstein, am linken Mittelrhein in der heutigen Pfalz gelegen. Moser nahm seinen Aufenthalt in der kleinen Stadt Winnweiler, wo man ihn feierlichst einholte. Es war eine beinah selbständige Stellung, die er jetzt einnahm, und es war ihm die beste Gelegenheit gegeben eine Musterver-

waltung so recht nach seinem Sinne einzuführen. Bald aber wurde er nach einer anderen Richtung abgelenkt. Moser war jetzt wieder in die Nähe des Darmstädter Hofes gekommen. Seine alte Gönnerin, die ehemalige Erbprinzessin, theilte jetzt als Landgräfin den Thron ihres Gemahls. Sie hatte ihren Lieblingswunsch, Moser an der Spitze der Regierung zu sehen, keineswegs vergessen und setzte nunmehr, wo die Möglichkeit so nahe lag, Alles daran ihn zu verwirklichen. Und in Darmstadt standen allerdings die Dinge so, daß man einen Mann wie Moser wohl gebrauchen konnte.

J. Rosenstein.

Der Krieg in Nordamerika seit der Entscheidung im Westen.

Wir haben in früheren Heften*) dieser Zeitschrift ausführliche Darstellungen des großen Kampfes zu geben versucht, von welchem eine vollständige Umgestaltung Nordamerikas ausgehen wird. Wir schlossen mit der ersten Hälfte des Feldzugs von 1863, welche den Westen der Union wieder unterwarf. Seitdem nahm mit näherem Recht der Kampf um Schleswig-Holstein unsere Theilnahme in Anspruch; während zugleich jenseits des Oceans im ganzen Jahre 1864 die erwartete Entscheidung noch ausblieb. Inzwischen haben wir daheim wieder Zeit gewonnen, uns die übrigen Welthändel näher anzusehen; zugleich scheinen die Nachrichten, welche uns die Dampfer in den letzten Wochen brachten, darauf hinzudeuten, daß sich die Dinge drüben doch Schritt vor Schritt der Katastrophe nähern. Wir nehmen also unsere Darstellung mit der zweiten Hälfte des Feldzugs von 1863 wieder auf. Der Feldzug von 1864 bedarf gerade im letzten und wichtigsten Theil seiner Bewegungen noch zu sehr der Aufklärung, um schon jetzt eine gleich ausführliche Schilderung zu erlauben. Dagegen werden die Leser, und das mit Recht, verlangen, daß sie wenigstens so weit geführt werden, um die Zeitungsnachrichten über den Fortgang des Krieges im Zusammenhang verstehen zu können. Wir suchen daher am Schlusse der Darstellung auch den Verlauf des Feldzugs

*) Bd. X. Heft 4 S. 362—386 und Heft 5 S. 470—487; sodann Bd. XII. Heft 5 S. 480—506.

vom vorigen Jahre bis zu den letzten Nachrichten herab in einer Uebersicht der Hauptereignisse zusammenzudrängen.

Der Feldzug 1863 schloß in der ersten Hälfte mit den großen Siegen der Union von Vicksburg (4. Juli) und Port Hudson (9. Juli) ab. Es waren Siege von bleibender Bedeutung für den ganzen Krieg: sie gaben der Union unmittelbar die Herrschaft über den ganzen Lauf des Mississippi, der großen Lebensader des Westens, zurück; und sie hatten mittelbar die Folge, daß sich von da an die eigentliche Entscheidung des Kampfes auf den verhältnißmäßig kleinen Raum zwischen den Alleghanies und dem atlantischen Ocean zusammendrängte. Vorher war diese Entscheidung zwischen den drei Zielen Mississippi, Richmond und Charleston getheilt; nachdem die Regierung der Union mit planvoller Daransetzung ihrer Kräfte das erste erreicht hatte, traten die anderen um so bestimmter als die beiden Punkte hervor, gegen welche nunmehr die Anstrengungen vorzugsweise zu richten wären. Indessen vermochte die Union nicht die Kraft aufzubringen, um noch im dritten Feldzug gegen einen der beiden Punkte den letzten Schlag zu führen: die Sicherstellung des bisher Errungenen, die Vorbereitung zur neuen Entscheidung nahmen Zeit und Mittel vollauf in Anspruch. So tritt in dem zweiten Theile des Feldzugs das spannende Ringen um ein Ziel nicht mit dem nämlichen Gewicht in den Vordergrund, wie in der ersten; das Wetter des Krieges hat sich gleichsam erschöpft, es entladet sich nicht mehr in gleich gewaltigen Schlägen. Doch sind die Actionen, welche diese zweite Hälfte ausfüllen, schon an sich nicht unbedeutend; dazu ist ihr Zusammenhang nicht zu entbehren, wenn man den weiteren Verlauf des Krieges verstehen will. Es hebt sich daraus als der wichtigste Abschnitt der Kampf um Osttennessee hervor: zuerst rasche Eroberung der Hauptpunkte durch die Waffen der Union; dann ein auf kurze Zeit glücklicher Anlauf zur Rückeroberung durch die Conföderirten; endlich Behauptung der ersteren im Haupttheil der Provinz. Im nahen Zusammenhang mit diesen Bewegungen und Treffen, der sich zuweilen bis zur unmittelbaren Wechselwirkung steigert, steht der Feldzug am Rappahannock in Virginien, der indessen seit den großen Kämpfen von Gettysburg (1. bis 3. Juli) nur in Schachzügen der Heere und in kleineren Zusammenstößen besteht. Zu gleicher Zeit setzt die Union die Belagerung von Charleston mit Nachdruck fort; sie ist stark genug, in der Eroberung der Jamesinsel eine erste feste Position dort zu gewinnen, doch nicht stark genug, den Fall der Seefeste durchzusetzen. Neben diesen Actionen geht die Befestigung oder Herstellung der Herrschaft der Union im Westen, namentlich in Louisiana, Texas und Arkansas ihren Weg; während Guerillazüge in den „Ter-

ritorien" des Westens ihre wilden blutigen Schatten in das Bild des Krieges werfen. Wir werden diese verschiedenen Abschnitte des Feldzugs in der angedeuteten Reihenfolge erörtern.

Zuerst also der Kampf um Osttennessee. Der Landstrich bildet im Zusammenhang mit Westvirginien und Südostkentucky einen Abschnitt von großer Bedeutung für den Verlauf des Krieges. Es breitet sich über diese Gebiete das Gebirgssystem der Alleghanies aus; von der durchschnittlichen Höhe ungefähr wie der Schwarzwald oder das Riesengebirge, doch ausgedehnter und unwegsamer als beide. Es trennt bis zur Zone der Baumwolle herab die Vereinigten Staaten in zwei Theile, deren Verbindung hauptsächlich durch zwei Eisenbahnen, die „Baltimore-Ohio-Bahn" durch Westvirginien und die „Virginia- und Tennessee-Bahn" durch Osttennessee vermittelt wird. Obwohl die Bevölkerung überwiegend der Union zugethan ist, hatten die Conföderirten vom Ausbruch des Krieges an hier mit Geschick und Kühnheit ihre Herrschaft auszudehnen gesucht. In Westvirginien gelang es ihnen nicht vollständig, das Land blieb streitig; doch war das Shenandoahthal bisher mehr in ihren als in der Unionisten Händen. Jackson hatte es zur Zeit der ersten Schlacht von Bull Run (21. Juli 1861) besetzt und behauptete es bis in den März 1862; zu Ende Mai 1862 führte er hier den kühnen Ueberfall auf Winchester aus, welcher die Bundeshauptstadt in Schrecken setzte und die wirksame Unterstützung Mc. Clellan's auf seinem Zug nach Richmond verhinderte. Durch dieses Thal geschah dann im August und September 1862 der Einfall von Lee und Jackson in Maryland und wieder im Juni 1863 die nämliche Bewegung Lee's; und noch einmal im Juli 1864 der Vormarsch seiner Generale, der sogar Washington zu bedrohen schien. Die Conföderirten wußten auf diese Weise in der Gebirgslandschaft ihren großen Heereszügen den Weg zu bahnen, wußten Nordostvirginien, Maryland und Pennsylvanien wiederholt heimzusuchen, die feindliche Hauptstadt und Hauptarmee wiederholt ernstlich zu gefährden und die Verbindung zwischen dem Osten und dem Westen der Union sehr häufig zu durchkreuzen. Noch glücklicher waren sie in Osttennessee. Die Landschaft war vom Ausbruch des Kampfes an in ihrem Besitz; sie sicherte durch den Tennessee und die Eisenbahn seines Thals den raschesten Verkehr von Richmond und Charleston bis zum Mississippi; sie war wie eine Burg, die auf der einen Seite Südostvirginien und die beiden Carolinas schützte, auf der anderen die Beherrschung oder doch die wiederholte Heimsuchung von Mitteltennessee und Ostkentucky möglich machte; sie bot endlich den Südstaaten eine reiche Kornkammer und brauchbare Mannschaft für ihre Heere. Die Conföderirten wußten alle diese Vortheile vollständig auszubeuten; Aufstands-

versuche, namentlich eine Auflehnung gegen die Zwangsaushebung im Herbst 1861, wurden blutig unterdrückt. Dagegen versäumten sie im fortwährenden Hinausgreifen über die natürliche Grenze ihrer Macht ihre Stellung im Lande zu befestigen und so warf sie der große Umschwung im Sommer 1863 überraschend schnell aus dem Besitz hinaus.

Wir haben am Schluß unseres vorigen Aufsatzes gesehen, wie General Rosenkranz zu Ende Juni, an der Nashville-Chattanooga-Bahn vorrückend, seinen Gegner Bragg über den Duck River zurückwarf und Shelbyville und Manchester besetzte. Nach dem Falle von Vicksburg drängte er den Feind langsam weiter bis gegen Chattanooga zurück. Er hatte die drei Corps von M'Cook, Crittenden und Thomas unter seinem Befehl, zusammen wahrscheinlich 35—40,000 Mann, während Bragg auf 24—28,000 geschätzt werden kann. Die Stellung von Chattanooga, wo der Tennessee vielfach gewunden in einem tief eingeschnittenen Thale fließt, schien für den Frontalangriff zu stark; Rosenkranz schickte den General Crittenden gegen die Stadt, der sie vom 28. August an kräftig beschießen mußte, und ging unterdessen mit den beiden anderen Corps am 30. unterhalb derselben über den Fluß. Die Umgehung erwies sich als sehr schwierig, da hier eine Reihe von Seitenflüßchen in den Tennessee fällt; doch wurde sie geschickt durchgeführt, wenigstens fand Bragg keine Gelegenheit, einem der beiden getrennten Theile des Angreifers mit Uebermacht entgegenzutreten. Ohne es auf einen Kampf ankommen zu lassen, räumte er am 8. September seine Stellung und zog sich über das Pigeongebirge nach Lafayette in Georgien zurück. Rosenkranz folgte mit der Hauptmacht nur 5—6 Stunden von Chattanooga; die weitere Verfolgung überließ er den Vortruppen, während er die Stellung bei Chattanooga zu befestigen begann. Ziemlich gleichzeitig war Burnside 35 Stunden weiter nördlich in Osttennessee eingedrungen. Seit Ende März zum Commandanten des Ohiodepartements ernannt, hatte er die ehemalige Armee Buell's zu organisiren und Kentucky vom Feind zu reinigen gesucht. Noch im Juli hatte er es mit einem verwegenen Einfall des Guerillaführers Morgan zu thun, der bis nach Ohio und Indiana sich erstreckte und erst nach wochenlanger Verfolgung damit endete, daß Oberst Shakelford den Bandenchef mit 400 Mann gefangen nahm. Mitte August brach Burnside von Camp Nelson am Kentucky River, wie es scheint in der Richtung auf Huntsville, auf, Ende des Monats stieg er über die Cumberland-Berge in's Thal des Clinch River herab, am 2. September besetzte er Kingston, am 3. Knoxville; es waren etwa 45 Stunden in 17 oder 18 Tagen. Am 5. September brach der General, die Reiterei unter Shakelford voran, gegen Cumberland Gap auf, während gleichzeitig Oberst

de Courcy in Kentucky darauf anrückte: am 9. war der wichtige Paß, nachdem ihn die Conföderirten ein Jahr lang behauptet hatten, wieder im Besitz der Union; General Frazier, der kein Entkommen sah, ergab sich mit 2000 Mann und 14 Geschützen. Dann kehrte Burnside nach Knoxville zurück; die Verbindung mit Rosenkranz war durch Reiterabtheilungen hergestellt. Das Volk begrüßte die beiden Unionsgenerale jubelnd als Befreier; ihre nächste Aufgabe, die Befestigung in ihren Stellungen und die Sicherung der Verbindungen mit Mitteltennessee und Kentucky, schien nicht schwer.

So leichten Kaufs indessen dachten die Conföderirten dem Feinde die wichtige Provinz doch nicht zu überlassen. Unter dem siegreichen Vordringen von Rosenkranz und Burnside wurden eilig Verstärkungen für Bragg in Bewegung gesetzt und zugleich die Heerestrümmer, welche vor Burnside aus der Gegend von Knoxville zurückgewichen waren, mit neuen Truppen unter den Generalen Jackson und Williams zu einem besonderen Armeecorps vereinigt. Der größere Theil dieser Verstärkungen kam wahrscheinlich von Lee's Armee, die eben damals von Meade nicht viel zu besorgen hatte, weil dessen Kräfte, wie man wußte, immer noch zum Theil durch die Nachwirkungen des New-Yorker Pöbelaufruhrs vom Juli festgehalten waren; kleinere Abtheilungen werden aus Charleston und aus dem Inneren in Bewegung gebracht worden sein. Die Stärke, welche Bragg dadurch erreichte, wird auf 35,000, diejenige der Generale Jackson und Williams auf 15,000 Mann anzuschlagen sein. Die Maßregeln kamen zu spät, um die Provinz zu behaupten; doch frühe genug zu einem energischen Versuch der Wiedereroberung, der mit richtiger Wahl vor Allem auf Chattanooga gerichtet wurde. Während Lee am Rappahannock einige Scheinbewegungen machte, setzte sich, 70 Meilen weiter südlich, Bragg in Bewegung. Rosenkranz, obwohl durch eine Reihe von Gerüchten gewarnt, scheint sich über den Feind nicht gehörig unterrichtet und sein Heer in ausgesetzter Stellung gelassen zu haben. Er wurde bei Chikamanga angegriffen und am 19. und 20. September vollständig geschlagen; der rechte Flügel und die Mitte unter M'Cook und Crittenden wichen in Auflösung zurück, nur der linke Flügel unter Thomas behauptete sich, deckte den Rückzug und wies dann in der starken Stellung bei Chattanooga in fester Haltung am 21. September die weiteren Angriffe des Feindes zurück. Die Schlacht scheint besonders hartnäckig gewesen zu sein und giebt für beide Theile den Eindruck einer taktischen und moralischen Festigkeit, wie sie bis dahin wenig vorgekommen ist. Die Unionisten geben einen Verlust von beinahe 1000 Officieren und 14,000 Mann mit 36 Kanonen zu; die Corps von M'Cook und Crittenden wurden nach der Schlacht

in ein Corps unter General Granger verschmolzen, während die beiden genannten Generale nach Washington zur Verantwortung abgerufen wurden; die Armee war auf $^3/_5$ ihrer bisherigen Stärke, d. h. auf 20- oder 25,000 Mann herabgeschmolzen. Die Conföderirten ihrerseits, die 7000 Gefangene, 36 Kanonen und 25 Fahnen nahmen, gestehen einen Verlust von 13 Generalen und 5000 Mann zu. Wenn Bragg, da er jetzt 30,000 gegen 25,000 gezählt haben wird, aus seinem Sieg keine größeren Früchte zog, so muß dies weniger der festen Stellung seiner Feinde, als der Tüchtigkeit des General Thomas und seines Corps zugeschrieben werden. Genug, er wurde bei verschiedenen Versuchen auf die Front der feindlichen Stellung abgewiesen und begnügte sich seit Anfang October, dieselbe von Lakout Mountain aus zu kanoniren, ohne bei der bedeutenden Entfernung etwas ausrichten zu können. Zugleich suchte er Rosenkranz von Burnside abzuschneiden, indem er ein Seitencorps des letzteren aus Athens, 15 Stunden nordöstlich von Chattanooga, vertreiben ließ; die Hauptabsicht aber richtete er darauf, seinem Gegner über Jonesville die Verstärkungen und Zufuhren zu hemmen, die aus Mittel- und Westtennessee heranzogen. Er wurde dabei von Streifschaaren unterstützt, die unter Forrest und anderen aus Alabama und Mississippi wiederholte Einfälle in Tennessee machten und zuweilen auch in einem Reitergefecht siegten oder einen feindlichen Transport wegnahmen. Im Ganzen jedoch erwies sich diese Art von Kriegführung zu leicht für eine Entscheidung, und um die Mitte October wurden allmählich die Maßregeln wirksam, welche auf Seiten der Union nach der verlorenen Schlacht zur Herstellung der Dinge in Tennessee ergriffen waren. Auch im mittleren Osttennessee gewannen die Conföderirten keinen bleibenden Vortheil. Die Generale Jackson und Williams scheinen sich später als Bragg in Bewegung gesetzt zu haben; sie waren wohl zu schwach zu einem energischen Angriff. Burnside ging ihnen auf Greenville, 20 Stunden von Knoxville, entgegen und griff sie am 10. October bei Blue Springs an. Das Treffen ergab auf keiner Seite einen Erfolg; Burnside will den Feind verfolgt haben, und es wurde auch in der zweiten Hälfte des Monats Longstreet von Lee's Armee gegen ihn entsendet; doch finden wir den Unionsgeneral schon zu Ende October, noch ehe der neue Gegner heran sein kann, wieder bei Knoxville, wahrscheinlich durch jene Entsendung, die Bragg nach Athens machte, mit bestimmt. Um dieselbe Zeit begann bei Chattanooga zum zweiten Male der Umschlag.

Die Niederlage bei Chikamanga hatte in Washington nach der ersten Bestürzung kräftige Gegenmaßregeln hervorgerufen. Hooker erhielt sofort den Auftrag, ein Hülfscorps aus Mitteltennessee zu Rosenkranz zu

führen; die Truppen waren wahrscheinlich aus den Weststaaten neu zusammengebracht und wohl schon zum größeren Theil auf dem Marsch. Zugleich waren Sherman und Osterhaus aus der Gegend von Korinth, wo wir zu Anfang Juli einen Theil der Grant'schen Armee unter Hurlbut einen Sieg erfochten sahen, mit einem Corps im Anmarsch; sie wurden nunmehr zur Eile angetrieben. Endlich wurde Rosenkranz vom Commando abgerufen, um später in Missouri verwendet zu werden; der sonst verdiente General machte einem noch angeseheneren Platz, indem Grant seine Stelle erhielt; bis dieser ankam führte Thomas das Commando in Chattanooga. Etwas später wurde General Foster, der bisher das Küstencommando in Virginien und Carolina geführt hatte, an Burnside's Stelle beordert. Hooker, Sherman und Osterhaus vollführten ihren Anmarsch unter fortwährenden Gefechten; die Gerüchte stellten ihnen die Generale Johnston, Wheller, Forrest mit 30—40,000 Mann in den Weg, in Wirklichkeit erwiesen sich die Conföderirten nirgends stark genug, die Bewegung zu hindern, namentlich wurden sie (General Wheller?) von Osterhaus bei Tuscumbia in Alabama und von General Watford in einer Reihe von Treffen (20. bis 25. October) bei Philadelphia in Mitteltenessee zurückgeworfen. Hooker finden wir am 20. October bei Stevenson in der Nähe von Jonesville, wo Grant auf der Reise nach Chattanooga, Rosenkranz auf der Abreise von dort mit ihm zusammentreffen. Er überschreitet hier den Tenessee und rückt nach dem Lakout Creek, einem Flüßchen, das von Süden her bei Chattanooga in den Tenessee fällt, also gegen die linke Flanke von Bragg. Dieser versucht, dem drohenden Angriff zu begegnen, in der Nacht zum 29. bei Browns Ferry am Lakout Creek einen Ueberfall; allein Hooker war auf seiner Hut, nach drei- oder vierstündigem Gefecht muß Bragg mit Verlust zurückweichen und auch die Höhen von Lakout Mountain aufgeben. Am nächsten Tage war die unmittelbare Verbindung zwischen Hooker und Thomas hergestellt; die Unionsgenerale hatten die Gegend von Bridgeport bis Chattanooga vollständig in ihrer Gewalt, die Blokade der letzteren Stadt war aufgehoben; auch von einer Bedrohung der Communicationen durch die Conföderirten war jetzt um so weniger etwas zu besorgen, als nunmehr in Folge des hohen Wasserstandes die Kanonenboote des Admiral Porter den Tenessee bis fast zur Armee herauffahren konnten. Doch blieb Bragg dicht bei Chattanooga stehen, und Grant, der zu Anfang November das Commando übernahm, fühlte sich nicht sogleich stark genug, ihn zu vertreiben. Es scheint, daß er erst seine Stellung besser befestigte, seine Verbindungen durch Osterhaus und Porter vollkommen sicherte und noch weitere Verstärkungen unter Sherman heranzog. Gegen Ende November

war seine Armee auf etwa 40,000 Mann angewachsen; nun griff er an und schlug seinen Gegner in einer Reihe von Treffen vom 23. bis 26. November entscheidend. Bragg mußte mit einem Verlust von 10—12,000 Mann und 30—40 Geschützen nach Dalton und Tunnel Hill in Georgien zurückweichen; er hatte wohl nur noch 15—18,000 Mann und wagte keinen Angriff weiter, später hieß es, er wäre durch Harder oder Johnston ersetzt worden. Grant, der selbst gegen 5000 Mann verloren hatte, ließ in der richtigen Erkenntniß, daß es auf die Sicherung Tennessees und nicht auf einen abenteuerlichen Zug nach Georgien ankomme, den Feind nur durch seine Vortruppen verfolgen und entsendete den General Granger (oder Sherman?) gegen Knoxville, um Burnside Luft zu machen. Inzwischen hatte sich dort bereits nach mehrfachen Schwankungen die Sache ebenfalls zu Gunsten der Union entschieden. Burnside war, wie bemerkt, nach dem Treffen von Blue Springs nach Knoxville und dann von da weiter südlich nach London marschirt, um die durch Bragg unterbrochene Verbindung mit Chattanooga herzustellen; auf die Nachricht von Longstreet's Anmarsch kehrte er wieder um und traf mit diesem am 16. November bei Campbell's Station, 5 Stunden nordwestlich von Knoxville zusammen. Er mußte mit einem Verlust von 600 Mann und 4 Kanonen auf Knoxville zurückgehen, wo er auf der Nordseite des Tennessee eine starke Stellung bezog. Sein Gegner griff ihn hier seinerseits am 25. auf einzelnen Punkten und am 29. auf der ganzen Linie an. Jedes der beiden Heere mag 20,000 Mann gezählt haben; nach einem hartnäckigen Kampf mußten die Conföderirten den Angriff aufgeben. Noch in der Schlacht oder unmittelbar nachher übernahm General Foster an Burnside's Stelle das Commando; im Einzelnen lassen sich die Fehler des Letzteren noch nicht erkennen, doch hatte er große Unsicherheit in seinen Maßregeln verrathen. Auch war der Sieg bei Knoxville keineswegs glänzend; Longstreet scheint, nachdem ihm der Angriff nicht gelungen war, den weiteren Rückzug hauptsächlich mit Rücksicht auf die Nachrichten aus Ostvirginien angetreten zu haben, wo Lee seit Anfang November von Meade über den Rapidan zurückgeworfen war, während um dieselbe Zeit die Conföderirten auch in Westvirginien in den Greenbriarbergen, unfern der Hauptverbindungslinie Longstreet's, einige kleinere Schlappen erlitten. Der Rückmarsch des Letzteren folgte im Holstonthale der Virginia- und Tennesseebahn; er wies den verfolgenden Feind mehrfach mit Nachdruck zurück; bei Bulls Gapp im Watugathal, etwa 15 Stunden nordöstlich Knoxville, machte er Halt, um von da gegen Ende Januar 1864 wiederholt vorzubrechen.

Auf diese Weise endete der Feldzug 1863 in Osttennessee doch entschieden zum Nachtheil der Conföderirten. Sie behaupteten sich mit Noth

in der nordöstlichen Ecke; die ganze übrige Provinz hatten sie bleibend verloren; an das wichtige Chattanooga namentlich hatten sie vergebens die letzten Kräfte gesetzt, wohl 15,000 Mann hatte sie der Kampf gekostet und doch blieb die Stellung in den Händen ihrer Feinde. Es bleibt aus dem Feldzug noch Vieles aufzuklären; vor Allem die Frage, warum von Seiten der Unionsheere der Angriff erst so spät und so zersplittert begann. Am 4. Juli war Vicksburg gefallen und Grant mit seinen 40—45,000 Mann hatte die Hände frei. Konnte er nicht sofort allein die Sicherung der Mississippigegend übernehmen, damit Alles, was in West- und Mitteltennessee von Truppen war, unter Rosenkranz gegen Osttennessee versammelt wurde? Es scheint, daß dieser dann um die Mitte August mit 55,000 statt mit 35,000 bei Chattanooga stehen konnte; dann hätte es keinen Rückschlag gegeben und der Sieg wäre größer und vollständiger geworden. Indessen werfen wir die Frage nur hin, um den Zusammenhang zu beleuchten; während wir wohl wissen, wie schwer es ist, im Kriege unmittelbar von einem großen Erfolg zum anderen zu eilen. Jedenfalls bleibt das Ergebniß, daß die Waffen der Union in Osttennessee siegreich waren, und ganz besonders fällt es in die Augen, daß die Conföderirten seit den großen Entscheidungen am Mississippi sich zu schwach erwiesen, um noch eine Unternehmung mit Nachdruck durchzuführen.

Verloren auf diese Weise die Conföderirten die wichtige Provinz, welche die beiden Kriegsschauplätze des Westens und des Ostens verbindet und trennt; so zeigt sich ihre zunehmende Erschöpfung auch darin, daß sie auf dem alten Schauplatz ihrer Siege den Verlust nicht mehr wie im Jahre vorher auszugleichen, sondern gerade nur sich zu behaupten vermochten. Wir haben den General Lee nach der Schlacht bei Gettysburg in Pennsylvanien (1. bis 3. Juli 1863) langsam über den Potomac und dann auf der Straße seiner kühnen und siegreichen Umgehungen, durch das Shenandoahthal, gegen den Rapidan zurückweichen sehen; zu Ende Juli stand sein Heer bei Culpepper und Madison Court House, eine Brigade bei Frederiksburg. Von da an geschah nichts Entscheidendes mehr auf diesem Gebiete, die beiden Gegner suchten einander hinzuhalten, zu täuschen, kleine Vortheile abzugewinnen; die Hauptkämpfe wurden an anderen Stellen gekämpft. Lee war zurückgeworfen; er hätte bedeutender Verstärkung bedurft, um einen größeren Schlag zu führen; Jefferson Davis konnte sie ihm, wie oft er darum nachsuchte, so wenig gewähren, daß er vielmehr von ihm noch Truppen für Osttennessee verlangen mußte. Meade seinerseits hatte den feindlichen Einfall mit Noth über den Potomac und Rappahannock zurückgewiesen; für das einzig Entscheidende, was hier

möglich war, für den Feldzug gegen Richmond, besaß er weder die Ueberlegenheit, noch vermochte er sie in den Monaten, die zur großen Kriegführung noch taugen, zu gewinnen. Der August und September zunächst verliefen unter kleinen Gefechten und Scheinbewegungen. Meade wurde zu Anfang an jeder kräftigeren Action durch den Aufruhr gehemmt, der vom 13. bis 18. Juli in New-York gegen die Aushebung tobte, die ganze Thätigkeit der Regierung brach legte und auch einen Theil seines Heeres in Anspruch nahm; dann wurde, wie wir sehen werden, neben dem Feldzug in Ostennessee, die Belagerung von Charleston mit größerem Nachdruck betrieben. Lee zog um die Mitte September, während Bragg in Südosttennessee zum Angriff überging, sein Heer langsam über den Rapidan zurück und nahm sein Hauptquartier in Orange Court House. In den nächsten Wochen trugen sich die Zeitungen mit bedeutenden Planen, die bald der eine, bald der andere Feldherr im Schilde führen sollte; auf einmal schienen sie sich zu verwirklichen. Während Bragg vor Chattanooga nicht vorwärts kam und auch gegen Burnside sich kein Erfolg ergeben wollte, suchte Lee noch einmal den Weg seiner alten Siege auf; nur daß er den Kreis der Umgehung diesmal enger beschrieb: es scheint, er hoffte sich zwischen Washington und Meade's Armee zu schieben, die letztere dadurch in einen übereilten Rückzug zu verwickeln und während der Verwirrung zu schlagen. Am 8. October überschritt er den Rapidan, das Gerücht gab ihm 70,000 Mann nebst einer Reserve von 12,000 in Richmond, in Wirklichkeit hatte er wohl 50—60,000. Der Marsch der Hauptcolonne ging, wie es scheint, über Madison Court House und Sparryville auf Bull Run, wo die Armee am 15. Abends versammelt war; also 25 bis 30 Stunden in sieben Tagen. Allein Meade hatte sich trotz der Raschheit und Geschicklichkeit des Anmarsches nicht überraschen lassen, er stellte am 15. sein Heer zwischen Centerville und Fairfax in Front gegen den Feind, und auf dem Rückzug hatten sogar zwei seiner Corps gegen den allzu rasch nachdrängenden Gegner am 14. bei Bristow Station einen Vortheil erfochten. Die Bewegung erinnert an das letzte Erscheinen Hannibal's vor Rom; Lee durfte auf dem Schlachtfelde, wo seine Waffen zwei Mal gesiegt hatten, weder selbst den Angriff wagen, noch den des Feindes abwarten. Schon am 21. stand er wieder bei Culpepper hinter dem nördlichen Quellenfluß des Rappahannock; der Rückzug, theilweise ein Flankenmarsch im Angesicht des Feindes, war mit großer Gewandtheit geschehen. Als Meade seine Vorhut gegen den Fluß vorschob, kehrte Lee plötzlich um, warf am 24. die Reiterei Gragg's mit großem Verlust gegen Bealeton Station zurück und schlug hier auch einige Regimenter feindlicher Infanterie. Der gelungene Ausfall hatte wahrscheinlich die Absicht,



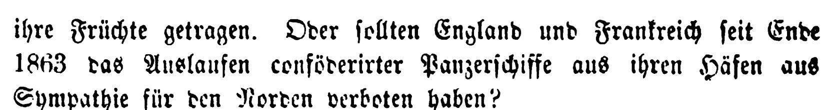
dem Feinde den Abzug Longstreet's zu verbergen, der um diese Zeit mit vielleicht 8—10,000 Mann gegen Burnside in Nordosttennessee zog. Die Heere standen sich nun vierzehn Tage gegenüber, Lee bei Culpepper, Meade zwischen Warrenton und Mannassas; dann nahm der Letztere Ersatz für den Schaden, den er eben erlitten. Am 7. November ließ er durch die Corps von Sedgwick und French die Linie überraschen, welche Lee auf dem nördlichen Ufer des Flusses hatte; der Hauptposten an der Eisenbahnstation bei Kellysford wurde nach tapferer Gegenwehr überwältigt, die anderen wurden theilweise abgeschnitten und gefangen. Es folgte ein allgemeines Vorrücken der Unionsarmee; Lee wich unter einer Reihe von Gefechten hinter den Rapidan zurück und stand am 11. wieder bei Orange Court House; Meade hatte bei kleinen Siegen Bedürfniß nach großen Trophäen, er gab 4000 Gefangene, 8 Fahnen, 4 Kanonen an. Zwei Wochen später nahm er den Angriff noch einmal auf. Er führte am 26. November die Armee durch einen Flankenmarsch östlich von der Orange-Alexandriabahn über den Fluß und dachte auf diese Weise seinen Gegner in der rechten Seite zu umgehen. Doch dieser ließ sich nicht überraschen, es kam bis zum 29. beim Mine Run zu einigen Gefechten, in denen Meade's Reiterei ziemlich gelitten haben soll; der Unionsgeneral glaubte den Hauptangriff nicht wagen zu dürfen und führte seine Armee wieder in die alte Stellung bei Culpepper zurück. Das war für das Jahr die letzte größere Bewegung auf diesem Kriegsschauplatz; sie macht, wie die ganze zweite Hälfte des Feldzugs, den Eindruck, daß die beste Armee der Conföderirten nicht mehr die vorige Ueberlegenheit besitzt, daß vielmehr der General und die Soldaten der Union gelernt haben, wie man einen solchen Gegner besteht. Merkwürdig indessen erscheint es vom Standpunkt europäischer Taktik, daß beide Heere, überwiegend freilich immer noch die Conföderirten, ihren Angriff mit den gewagtesten Bewegungen einleiten und trotzdem ohne viel Verlust immer wieder auf dem kürzesten Weg zu ihrer natürlichen Rückzugslinie zurückkehren können. Es fehlt offenbar noch viel, daß die Generale ihre Truppen zu raschen Bewegungen und Entschlüssen in der Hand haben; natürlich genug, da zu solcher Fähigkeit eine tüchtige Friedensschule und vor Allem ein durchgebildetes Offiziercorps gehört.

Indem wir uns zum Kampf auf dem Wasser, zur See wie auf den Flüssen, wenden, ergänzen wir zuerst nach Mittheilungen aus dem vorletzten Jahresbericht des Marinesecretärs der Union unsere früheren vom Ende 1862 geltenden Angaben über die großartigen Mittel, welche der Norden zur See aufgebracht hat. Es war hiernach der Bestand der Kriegsflotte zu Ende 1863:

46	Panzerschiffe zur See	mit 150	Kanonen.
29	„ auf den Flüssen	„ 152	„
198	Schraubendampfer	„ 1578	„
203	Raddampfer	„ 1240	„
112	Segelschiffe	„ 1398	„

Zusammen 588 Schiffe mit 4518 Kanonen; insbesondere 476 Dampfer, wovon 75 gepanzert. Demnach waren im Jahr 1863 im Ganzen 161 Schiffe mit 1250 Geschützen und insbesondere 153 Dampfer, worunter 21 Panzerschiffe, zur Flotte hinzugekommen. In dieser großartigen Erscheinung tritt uns Deutschen der ganze Gegensatz in der Kraftentwicklung demüthigend vor Augen, deren trotz aller groben Schäden ein Gemeinwesen unter einheitlicher Leitung und mit freier Selbstbestimmung fähig ist. Mag nun die Flotte der Union nach dem Ausbruch des Kriegs 42 oder 76 Schiffe gezählt haben; eine Entwicklung dreier Jahre, welche die mächtigste Flotte der Erde wenigstens in den Kriegsschiffen der neueren Systeme theils fast erreicht theils überholt, bleibt eine Leistung, die sich mit schneidender Kritik unseren eignen Thaten gegenüberstellt.

Die Ausdauer, womit die Nordstaaten sich durch alle Wechsel des Geschicks, durch alle Schwankungen und Zweifel, welche die Zeiten des Anfangs immer mit sich bringen, zu so großer Machtentfaltung auf der See wie auf den Flüssen durchgearbeitet haben, ist bereits belohnt worden: der Widerstand der Conföderation auf diesem Gebiete hat fast aufgehört; das Gerede der Times und ihrer Genossen über die Ohnmacht einer so ausgedehnten Blokade ist zum Spotte geworden. Noch 1862 hörten wir von Wasserschlachten auf dem Mississippi und an der Mündung des James River; noch das erste Halbjahr 1863 brachte Nachrichten von einem Siege conföderirter Dampfer bei Galveston, von einer Sprengung der Blokade von Charleston, von Schiffsgefechten auf dem Red River und den Seen von Bayor Teche. Heute können wir kaum noch einen einzigen Kampf dieser Art berichten, die Schiffe der Union beherrschen das Wasser, wo sie erscheinen mögen. Die Blokade erstreckt sich über eine Küstenlänge von 700 deutschen Meilen und über eine gleiche Strecke von Flußufern. Seit Anfang des Kriegs sind 1024 Schiffe aufgebracht worden und das dabei als gute Prise vertheilte Eigenthum beträgt 13 Mill. Dollars an Werth. Was will es heißen, wenn die conföderirten Kaperschiffe vielleicht den zwanzigsten oder auch den zehnten Theil davon aufgebracht haben? Wie die Conföderation diese Wirkungen empfinden mag, läßt sich schwer schätzen; allein sie zerstören ihrer Natur nach allmählich das innere Leben, und einer solchen Ausdauer, wie sie hier die Union bewiesen hat, läßt sich auf die Dauer kaum widerstehen. Auch hat diese Ausdauer bereits in Europa



ihre Früchte getragen. Oder sollten England und Frankreich seit Ende 1863 das Auslaufen conföderirter Panzerschiffe aus ihren Häfen aus Sympathie für den Norden verboten haben?

Eigentliche Eroberungen lassen sich natürlich mit Schiffen allein nur selten machen; es müssen die Streitkräfte zu Lande mit denen zu Wasser zusammenwirken. Hierin hat die Union seit Mitte 1863 mehr vorbereitende als entscheidende Fortschritte gemacht. Die Küstenstriche von Virginien und Nordcarolina, die Häfen von Norfolk und Beaufort, den Pamlicosund, die Städte Elisabeth City, Washington und Newbern hat sie bekanntlich schon seit dem Frühjahr 1862 im Besitz. Seitdem ist dort nichts Bedeutendes geschehen und die verschiedenen Versuche bald der Conföderirten zur Rückeroberung einzelner Punkte, bald der Unionisten zur Ausbreitung ihrer Herrschaft, namentlich auch über den wichtigen Hafen von Wilmington, können einer späteren vollständigen Geschichte des Kriegs überlassen bleiben. Zu Anfang November übernahm an Stelle des nach Nordosttennessee berufenen Foster General Butler, früher Commandant von New-Orleans, den Oberbefehl über den ganzen Strich von Baltimore über Fort Monroe und Norfolk bis Wilmington. Die Welt glaubte sofort etwas davon erwarten zu müssen und die Zeitungen berichteten auch bald, daß der General auf der Yorktower Halbinsel über Williamsburg in Bewegung sei; es hieß, er werde, in Verbindung mit der vorhin von uns berichteten Angriffsbewegung Meade's, die alte Straße Mc. Clellan's gegen Richmond einschlagen. Die Sache verlief indessen als bloße Demonstration; sie sollte erst im Frühjahr 1864 Wirklichkeit gewinnen.

Bedeutender, doch nicht besonders glücklich für die Union, war der Kampf um Charleston an der Küste von Südcarolina. Wir wissen, wie der große Versuch vom 7. April 1863, den Hafen allein mit Panzerschiffen zu nehmen, gescheitert war. Seitdem war ein Angriff zu Wasser und zu Lande unter General Gilmore und Admiral Dahlgreen vorbereitet worden. Zu Anfang Juli kam er zur Ausführung. Vergegenwärtigen wir uns zuerst die Lage von Charleston; ihre Kenntniß kann uns auch in diesem Jahr noch nöthig sein. Zwei Küstenbäche, der Cooper und der Ashley River, schließen an ihrer Mündung eine Landzunge zwischen sich ein, auf welcher die Stadt ausgebreitet ist; die meerbusenartigen Ausflüsse der beiden Binnenwasser vereinigen sich dann zu einer Bucht, welche in einer Längenausdehnung von Nordwest nach Südost von etwa ¾ und einer Breite von ½ bis ¾ Stunden den Innenhafen bildet. Dieser Hafen ist auf beiden Seiten von einer Reihe von Inseln und Halbinseln eingefaßt, welche, meist von sumpfigem Boden, zugleich wegen der verwor-

renen Menge der sie einschließenden Gewässer schwer zugänglich sind. Die letzten dieser Inseln nach Außen sind auf der Südseite Morris und auf der Nordseite Sullivan Island: sie lassen nach dem Innenhafen zu nur ein Fahrwasser von ½ Stunde Breite zwischen sich, in dessen Mitte ein kleines Eiland mit dem Fort Sumter liegt; nach Außen laufen die beiden Inseln weit auseinander und bilden auf die Weise mit der quervorliegenden, gegen das offene Meer abschließenden Barre den Außenhafen. Sullivan Island trägt in Fort Moultrie, Fort Beauregard und einer Anzahl Batterien 130 bis 150 Geschütze; Morris Island hatte in den Forts Wagner und Greggs, in der Cummings Point und anderen Batterien 20 bis 25 Geschütze; Fort Sumter soll 104, nach Einigen 120 bis 130 Geschütze gezählt haben. Die Haupteinfahrt zum Innenhafen ist zwischen Fort Sumter und Morris Island in der Breite von etwa 700 Schritten; zwischen dem Fort und Sullivan Island können tiefer gehende Schiffe wegen den Untiefen nicht durchdringen. Jene Haupteinfahrt versuchten am 7. April die Panzerschiffe und Monitors vergebens zu erzwingen; es zeigte sich, daß ein regelmäßiger Angriff nöthig sei. Es konnten dabei zwei Wege eingeschlagen werden: entweder man suchte sich auf der einen Seite des Außenhafens festzusetzen und von da, über die Inseln und Halbinseln vorgehend, zu Lande nach dem Innenhafen vorzudringen, oder man bemächtigte sich der ganzen Rhede und setzte dann zu Lande und zu Wasser den Angriff auf den Innenhafen fort. In ersterer Richtung ist nur ein flüchtiger bald wieder aufgegebener Versuch gemacht worden; den letzteren Plan verfolgten die Belagerer, doch bis jetzt nur mit halbem Erfolg.

Der Gang der Belagerung läßt sich aus den bis jetzt vorliegenden Nachrichten nur in seinen Hauptmomenten, nicht in seinem Zusammenhang und den bestimmenden Ursachen erkennen. Zu Anfang Juli 1863 gelang es den Unionstruppen unter Mitwirkung von 5 Thurmschiffen sich auf Morris Island festzusetzen. Sie bauten nunmehr Batterien gegen das Fort Wagner und beschossen es zu Wasser und zu Lande; ein erster Sturmversuch am 23. Juli wurde mit bedeutendem Verlust abgeschlagen. Zu Anfang August kam Verstärkung; die Landarmee mag sich um diese Zeit auf 20,000 M. belaufen, an Kriegsschiffen sollen 23 im Außenhafen, 13 vor der Barre gelegen haben. Der Batteriebau schritt fort und zwar zugleich gegen Fort Wagner und Cummings Point; vom 7. bis 13. August abermals starke Beschießung und dann Sturm, wieder ohne Erfolg. Gleich danach wurde das Bombardement wieder aufgenommen und steigerte sich vom 17. August an zu solcher Heftigkeit, daß Fort Sumter am 23. in Trümmer lag, auf ⅓ bis ¾ Stunden Entfernung sollen 419 von 604 Geschossen die Mauern getroffen haben. Doch die Vertheidiger gaben auch

die Trümmer noch nicht auf und Fort Wagner sowohl wie Cummings Point hielten sich noch. Endlich am 9. September, wie es scheint, ergaben sich die beiden letzteren Werke und jetzt vermochten sich die Conföderirten auch auf Sumter nicht mehr zu behaupten. Um dieses Fort hatte der erste Kampf getobt, auf seinen eroberten Mauern hatte der Abfall am 13. März 1861 die erste Siegesfahne aufgepflanzt. Jetzt war es ein Schutthaufen, über den die Geschosse hinwegrasten; beide Theile machten von da an eine Reihe von Versuchen, sich darauf festzusetzen und immer wieder verhinderte jeden das Feuer des anderen, sein Vorhaben auszuführen. Die Belagerer machten seitdem keine wesentlichen Fortschritte mehr. Sie hätten gegen Sullivan Island auf ähnliche Weise wie vorher gegen Morris Island den regelmäßigen Angriff zu Wasser und zu Lande eröffnen müssen, statt dessen wiederholten sie stoßweise die Versuche gewaltsam mit einem Schlage durchzubringen. Das Feuer ging oft wochenlang nur langsam fort, dann erhob sich's wieder zu großer Heftigkeit; so zu Ende October, wo die 15zölligen Mörser und die 300pfdgn. Parrots der Belagerer in 24 Stunden 1200 Geschosse geschleudert haben sollen. Dazwischen setzten die Panzerschiffe wiederholt an, in den Innenhafen zu dringen; Höllenmaschinen, welche die Vertheidiger dagegen anwendeten, blieben ohne Wirkung; doch die Schiffe vermochten auch nicht über Sumter hinaus vorzudringen und die Beschießung der Stadt, welche sie im November versuchten, blieb auf diese Entfernung ohne Erfolg. Gegen Ende December schlugen dann die Fregatte Ironsides und 3 Monitors noch einen andern Weg ein, indem sie über die „Obstructions" zwischen Sumter und Sullivan Island durchzudringen suchten; es war umsonst, sie mußten stark beschädigt umkehren. So ging das Jahr zu Ende, ohne daß sich die Vermuthung, der Union werde hier noch ein entscheidender Schlag gelingen, erfüllt hätte; auch eine wiederholte heftige Beschießung um die Mitte Januar 1864 blieb resultatlos. Ob die Ursache mehr in der Natur der Dinge, oder in der Führung und den aufgewendeten Mitteln lag, läßt sich noch nicht entscheiden; uns scheint, daß es namentlich an der gehörigen Mitwirkung des Angriffs zu Lande gefehlt hat; es konnte wohl die Union die Kräfte dazu noch nicht aufbringen.

Es versteht sich von selbst, daß die Union in den Gebieten der Südküste, namentlich auf dem Schauplatz ihrer alten und neuen Siege, in Louisiana, glücklicher war; doch ist auch von hier seit der Eroberung von Port Hudson (9. Juli) hauptsächlich die Befestigung im Besitz zu melden, wichtigere Fortschritte geschahen nur in Texas. Von dorther und wohl auch aus Arkansas waren zu Anfang Juli conföderirte Heertheile gegen New-Orleans vorgedrungen und hatten, während Banks und Farra-

gut vor Port Hudson lagen, einige Vortheile erfochten. Nach dem Fall der Mississippifestung wichen sie über den Bayor Teche zurück und die nächsten zwei Monate, während deren das gelbe Fieber in der Gegend herrschte, brachten nur unbedeutende Streifereien. Zu Anfang September ging eine Expedition in drei Colonnen von New-Orleans ab: die eine unter Herron an der Küste her gegen die Mündung des Sabineflüßchens, die zweite unter Franklin über Opelousas, die dritte unter Washburne nach dem Red River. Was die Absicht und der Verlauf war, läßt sich aus den verworrenen Nachrichten nicht erkennen. Die Phantasie der Zeitungen in New-York spielte schon stark auf einen Zusammenstoß mit den Franzosen an der Grenze von Mexiko an; während Mr. Seward in Washington dem General Banks in dieser Sache schon unterm 23. Mai die strengste Vorsicht und Zurückhaltung anbefohlen und sich noch einmal in einer Depesche vom 23. October an den französischen Gesandten in Paris Mr. Dayton in gleichem Sinne ausgesprochen hatte. Wenn die Absicht sich nicht auf die Vertreibung der conföderirten Streifschaaren beschränkte, so kann nur ein Eindringen in Texas gemeint gewesen sein. Es erwies sich auf diesem Wege als unthunlich, die drei Colonnen kehrten zurück ohne viel ausgerichtet zu haben, zum Theil mit Verlust. Man versteht nicht recht, warum Banks seine Ueberlegenheit nicht nachdrücklicher benutzte, nur die Schwierigkeit, seine Eroberungen vom Sommer zu sichern und Ordnung im Lande herzustellen, kann die geringe kriegerische Thätigkeit erklären. Zu Ende October 1863 wiederholte sich die Expedition in anderer Weise und mit besserem Erfolg. Banks selbst ging zur See nach der Mündung des Rio Grande, während er Franklin die Behauptung der Gegend des Bayor Teche übertrug. Der Letztere nahm Opelousas zum Mittelpunkt seiner Bewegungen und wußte sich in einer Reihe von Kämpfen zu behaupten. Banks nahm bis Ende November nach einigen leichten Treffen Arangas, Brownsville und zuletzt das Fort Esperanza an der Matagorda-Bai mit 10 Geschützen; General Hamilton begab sich von New-Orleans nach Westtexas, um die Militärstatthalterschaft in Brownsville zu übernehmen. Banks kehrte zu Ende des Jahrs mit einem Theil seiner Macht nach New-Orleans zurück.

Während sich auf diese Weise in der zweiten Hälfte von 1863 der regelmäßige Krieg mit seinen großen Massen und gewaltigen Stößen mehr nach dem Osten des weiten Kriegsschauplatzes oder nach den Hauptpunkten der Küste zusammendrängt, blieb der ausgedehnte Staatengürtel von Kentucky, Tennessee, Missouri, Arkansas nebst den westlichen Territorien der Tummelplatz unzähliger Streifschaaren und Guerillabanden. Hier nahm der Kampf oft die wilde, gesetzlose Art an, als wollten die Leidenschaften

alle Schranken der überlieferten hundertjährigen Ordnungen durchbrechen, als sollte noch einmal die alte Wuth aufsteigen, womit die Menschen um die ersten Bedürfnisse des Daseins sich bekriegen. Man hat auch sonst in diesem unseligen Krieg von Thaten gehört, die darauf deuten, daß nicht um Besitz und Macht, sondern um die Grundlagen der staatlichen Ordnung gestritten wird: es sind auf beiden Seiten Gefangene wider das Kriegsrecht erschossen worden; die Südlichen haben manches Blutbad unter den Negersoldaten angerichtet, die Nördlichen haben Vergeltung gelobt und geübt; die Gefangenen, welche die Unionsheere verloren, sollen in Richmond zu Hunderten dem Hunger und der Krankheit erlegen sein, und die Zeitungen der Südstaaten riefen darüber ihren Gegnern höhnisch zu, sie sollten sich üben, die Waffen zu strecken. Doch kam gegen solche Ausbrüche immer wieder die alte Macht des geordneten Staatswesens auf; das Gefühl, daß der Krieg nicht in solche Wege verfallen dürfe, hat bei den Führern und selbst bei den Heeren stets überwogen. Was dagegen in den neuen Ansiedlungen des Westens geschah, das muß noch auf lange Zeit hinaus blutige Frucht tragen. Vor allen wird der Ueberfall, welchen der südstaatliche Bandenführer Quantrell in der Nacht zum 22. August gegen die Stadt Lawrence in Kansas ausführte, als eine Greuelthat ohne Gleichen geschildert. Die Einwohner, aus dem Schlaf aufgeschreckt, sahen sich in den Händen der Räuber, noch ehe sie zu den Waffen greifen oder nur an Gegenwehr denken konnten. Ein wildes Mordgeheul lief durch die Gassen; Männer, Frauen und Kinder suchten angstvoll dem einen Würger zu entrinnen und rannten dem andern in die Hände; hier und dort schlug über dem Getümmel der Fliehenden, dem Waffengetöse der Verfolger das Feuer auf. Ein Haufe hatte sich in ein großes Gebäude gerottet, sie wurden erbarmungslos niedergemacht und mit dem Hause verbrannt; andere waren Rettung suchend am Ufer des Flusses zusammengedrängt, die Mordbrenner schossen unter sie bis keiner mehr lebte. Wenigen Männern gelang es zu entkommen; sie eilten fort, um Hülfe herbeizuholen. Als sie am andern Morgen die Stätte wieder betraten, kannten sie ihre Stadt nicht mehr; wo Lawrence gestanden, waren noch wenige Häuser, das Andere Mauern und Ruinen, zwischen denen verlassene Menschen ihre Habe suchten. Das Werk eines achtjährigen Fleißes war zerstört; wie ein Jahr vorher die wilden Indianer in Minnesota in die Wohnungen der Weißen eingebrochen waren, so hatten hier weiße Männer die Ansiedlungen ihrer Brüder vernichtet. Es war ein blutiges Zeichen der Zerstörung, die dieser Krieg vielleicht noch auf Jahre hinaus zum herrschenden Zustand in den weiten Ansiedlungen des Westens stempeln wird. Denn was auch dort die Waffen der Union erreicht haben, der Raum ist

viel zu weit, als daß sie auch nur die wichtigsten Orte sichern könnten; nur Selbsthülfe kann hier helfen. Schwankt doch selbst in den Landschaften östlich vom Mississippi, in Tennessee und selbst in Kentucky, der Guerilla-krieg noch fortwährend hin und her; die Truppen der Union behaupten die festen Orte; doch können sie es nicht wehren, daß von Süden und selbst von Osten fort und fort die feindlichen Schaaren einbrechen. Es liegt in diesen Erscheinungen der Beweis, daß noch ein großer Anhang der Südstaaten über diese Landstriche verbreitet ist; ohne was sich sonst von Volk, das der Regierung und der Ordnung Feind ist, an diesen Namen anheftet. Hier bleibt noch viele Arbeit für die Truppen der Union, auch wenn der Widerstand des Staatswesens der Conföderation gebrochen ist; darin ist der Krieg ganz anders, als ein gewöhnlicher großer Krieg in Europa.

Noch müßten wir der inneren Zustände im Staat und in den Heeren auf beiden Seiten gedenken; denn sie gehören wesentlich zum Bild und Verständniß des Kriegs. Doch giebt es hier eine ganze Reihe von Gegenständen, wie die Organisation der Heere, die Finanzen, die Verhandlungen der großen Staatskörper, die Bewegungen der Wahlen und der Presse, deren jeder eine Abhandlung für sich in Anspruch nehmen würde. Wir müssen uns daher auf die Andeutung einiger Hauptpunkte beschränken, welche uns zugleich den Uebergang zum Jahr 1864 vermitteln mögen, da sich ohnedem solche Züge, ohne den Zusammenhang zu zerreißen, gar nicht trennen lassen.

Noch aus dem Juli 1863 ragt ein Ereigniß in die Kämpfe der Union herein, welches von schweren Hindernissen bei der Leitung des Krieges Kunde giebt, wie sie der Regierung der Südstaaten aus dem eignen Volke doch nicht in gleichem Grade entgegengetreten sind. Wir meinen den Pöbelaufruhr in New-York vom 13. bis 17. Juli. Um die Ergänzung der Heere sicher zu stellen, war schon lange vorher die Conscription von dem Präsidenten und den beiden Häusern der Union beschlossen worden; mit der Ausführung hatte man lange gezögert, endlich genügte die freiwillige Werbung nicht mehr. In mehreren Staaten war die gesetzliche Aushebung bereits in gutem Fortgang, als sie auch im reichen Mittelpunkt des größten Staates beginnen sollte. Der Einfall Lee's, welcher Pennsylvanien und Maryland heimgesucht hatte, war eben im Zurückweichen, die Nachrichten von den Siegen am Mississippi waren eingetroffen; es liefen Gerüchte um, als habe der Vicepräsident der Südstaaten in Washington wegen Friedensverhandlungen angefragt. Was von alledem benutzt wurde, um die Bewegung zu schüren, ist nicht aufgeklärt; nur das ist gewiß, daß sie von der demokratischen Partei ausging und beim Ausbruch einen poli-

tischen Charakter trug. Die Beamten der Regierung hatten kaum ihre Thätigkeit begonnen, so erhob sich die Masse: schnell waren die Geschäftsstuben zerstört, die Papiere vernichtet, die Behörden verjagt; schneller war von der Auflehnung gegen die eine Regierungshandlung der Fortschritt zur Auflehnung gegen jede öffentliche Ordnung. Vier Tage lang war die Hauptstadt der Schauplatz ähnlicher Greuel des Raubes und des Mordes, wie wir sie eben aus dem fernen Westen berichtet haben. Endlich gelang es, des Pöbels Meister zu werden, theils durch Truppen, welche schnell vom Heere herbeigerufen waren, theils durch die Milizen der Stadt und des Staates. 20,000, ja 50,000 M. soll die Regierung viele Wochen lang bei der Stadt versammelt gehalten haben, um sie im Zaume zu halten. Die Parteibewegung nahm darum doch ihren Fortgang. Der Gouverneur des Staates H. Seymour, hauptsächlich durch die Stimmen der Stadt in's Amt gekommen, ist Demokrat, der Mayor der Stadt, Opdyke, ist Republikaner. Der Erstere suchte freilich mit kräftigen Maßregeln die Ruhe herzustellen, doch legte er der Aushebung Schwierigkeiten in den Weg so viel er konnte, und sein Amt gab ihm Mittel genug dazu. Sie müsse ihren Weg gehen, sagte er den Unzufriedenen, doch sei sie wider die Verfassung der Vereinigten Staaten und die höchsten Gerichtshöfe hätten darüber zu entscheiden; daneben begünstigte er den Vorschlag, der im Stadtrath gemacht wurde, daß die Stadt ein Anlehen aufnehme und jeden, den das Loos treffe, freikaufe. Opdyke seinerseits legte gegen diesen Beschluß sein Veto ein: er verlangte mit gerechtem Bürgersinne, daß in der Noth des Staates jeder, den das Loos treffe, marschire, die Familien der Unbemittelten sollten sofort eine jede mit 300 Dollars unterstützt werden. Die demokratischen Massen der Stadt hingen indessen dem Gouverneur an, auch die Deutschen hielten ein großes Massenmeeting gegen die Conscription. Unter diesen Umständen glaubte die Regierung mit Vorsicht verfahren zu müssen; sie kündigte zwar an, daß sie gegen jede Widersetzlichkeit mit Gewalt durchgreifen werde; suchte aber lieber mit Aufwand von großen Geldmitteln fortwährend mehr durch Werbung zu ihrem Ziel zu kommen. Das schien um so nöthiger als die ungewohnte Conscription in ihrem Fortgang doch auch in anderen Staaten auf Widerstand stieß und jeder Feindseligkeit gegen die Regierung zum willkommenen Vorwand diente. In Staaten wie Kentucky und Tennessee hatte die Conföderation immer noch eine zahlreiche thätige Partei; in Missouri wurde sogar eine große, zu ihren Gunsten angezettelte Verschwörung entdeckt; in Illinois kam es im Frühjahr 1864 zwischen den Demokraten und Republikanern zum offenen Kampf, der nur mit Mühe durch die gesetzlichen Gewalten des Staates unterdrückt wurde. Präsident Lincoln seinerseits fand sich

schon im Herbst 1863 veranlaßt, für gewisse Fälle die Habeas Corpus Akte theilweise außer Kraft zu setzen, und führte die Ankündigung auch zu Anfang 1864 für Kentucky aus, was dann natürlich neuen Vorwand zur Aufregung gegen seine Regierung gab. Doch blieb seine Partei im Ganzen in Uebergewicht, und es war namentlich ein günstiges Zeichen, daß bei den Wahlen zur theilweisen Ergänzung des Repräsentantenhauses im November 1863 in so wichtigen Staaten wie New-York, Maryland, Wisconsin, Missouri, Minnesota die Republikaner zum Theil mit großer Mehrheit siegten, so daß ihnen auf's Neue eine Majorität von mindestens 11 Stimmen im Congreß gesichert war. Es stellte sich denn auch der Congreß seit Ende 1863 noch entschiedner als vorher zur Politik des Präsidenten. In dieser Richtung wurde in den nächsten Monaten eine Anzahl wichtiger Gesetzentwürfe angenommen; darunter ein Vorschlag, welcher die Aushebung zum Heerdienst verschärfte und das Recht des Loskaufs um 300 Dollars aufhob; ferner eine Resolution, welche gegen die Einzelstaaten dem Congreß das Recht zusprach, die Sklaverei verfassungsmäßig aufzuheben; endlich auch die Aufhebung eines alten unheilvollen Zugeständnisses an die Südstaaten, des Gesetzes nämlich über die Auslieferung flüchtiger Sklaven. Selbst die Finanzoperationen des Ministers Chase, obwohl das Mißtrauen gegen ihn fortwährend zunahm, fanden in der Regel zuletzt die Zustimmung der Häuser, so daß die Regierung wenigstens stets den gesetzlichen Weg frei sah, um den übermäßigen Geldbedarf herbeizuschaffen. Auch gelang es, die Staatsschuld in klingender Münze zu bezahlen und den Cours des Papiers so weit zu halten, daß es im Durchschnitt nicht über 50 Procent unter den des Geldes herabsank.

Die Ergänzung des Heeres nahm unter solchen inneren Kämpfen und Schwankungen langsam ihren Fortgang; manchmal war es, als hätte die Regierung alle Gewalt verloren und als müßten alle ihre Maßregeln an dem stumpfen Widerstand oder der Gleichgültigkeit der Massen scheitern; dann wieder fand sie auf einmal Hülfe, Nachdruck und Aufschwung. Lincoln hatte schon 1863 im October 300,000 M. ausgeschrieben; allein im Frühjahr 1864 mußten die 1861 beim Ausbruch des Kriegs auf drei Jahre geworbenen Regimenter entlassen werden. Der Präsident schrieb also am 1. Februar 1864 auf's Neue 200,000 M. aus, und zwar auf mindestens drei Jahre oder auf die Dauer des Kriegs, falls dieser früher endige; die männliche Bevölkerung vom 18. bis 45. Jahre sei dafür verpflichtet, ebenso die Sklaven, die der Congreß inzwischen für kriegsdienstpflichtig erklärt hatte. Die freiwillige Werbung solle zuerst versucht werden; reiche sie nicht, dann Conscription mit Loosziehung. Doch wurde der allgemeine Beginn der letzteren von einem Termine auf den anderen verschoben



und sie scheint in den meisten Staaten nur in geringem Umfang zur Ausführung gekommen zu sein; dagegen erhoben sich die Summen, die bei der Werbung für einen Recruten bezahlt wurden, auf fast 700, für einen alten Soldaten auf 800 Dollars, während gleichzeitig die Löhnung der Soldaten ohne Unterschied der Hautfarbe im Mai 1864 durch den Congreß bedeutend erhöht wurde. Welche Wirkung die Aushebung hatte, läßt sich nur sehr schwer beurtheilen. Nach einer amtlichen Mittheilung aus dem Anfang 1864 soll die Summe der Aushebungen für das regelmäßige Heer seit Anfang des Kriegs etwa 1 ¼ Mill. Menschen betragen haben, dagegen wären alle Staaten, Illinois allein ausgenommen, gegen ihre Verpflichtung im Rückstand geblieben, es seien im Ganzen fast 350,000 M. weniger gestellt worden, als ausgeschrieben waren. Die Masse der Eingestellten hätte demnach doch gegen 1 Mill. oder 5 Procent der Bevölkerung der Nordstaaten betragen, wobei freilich der wirkliche Bestand der Heere nur mit Rücksicht auf die sehr großen Zahlen von Kranken, Verwundeten und namentlich von Ausreißern berechnet werden muß. Wenn z. B. im Frühjahr 1864 der Bestand der Regimenter von 1861 wirklich von 7 oder 800 auf 250 M. im Durchschnitt zusammengeschmolzen war, so muß die Erklärung zu Hülfe genommen werden, daß Tausende von Ausreißern die Reihen gelichtet und bei der herrschenden Nachlässigkeit oder auch Untreue im Ergänzungswesen immer wieder in anderen Regimentern Anwerbung gefunden hatten. Daneben ging doch eine wahrhaft großartige freiwillige Thätigkeit zur Unterstützung der Kranken und Verwundeten her, ein einziger Bazar in New-York z. B. lieferte zu Anfang 1864 trotz aller Opfer des Kriegs über 1 Mill. Dollars. Unter allen diesen sich verwirrend durchkreuzenden Einflüssen scheint sich die Stärke der Potomac-Armee nur langsam gehoben zu haben, während die Ergänzung besser bei den Armeen des Westens gelang, deren tüchtigster Theil jetzt unter Sherman bei Chattanooga stand. Auch hatten hier die Truppenkörper einen viel festeren inneren Zusammenhalt gewonnen, als dort; das Ausreißen kam viel weniger vor. Die Erscheinung findet ihre Erklärung nicht allein in dem größeren Kriegsglück der letzteren, in der Nähe der Heimathsorte bei der ersteren Armee, sie muß auf vielen Wegen in die inneren Zustände von Staat und Volk zurückführen; jedenfalls aber hat sie der Feldzug 1864 auf's Neue bekräftigt.

Es wird erzählt, daß Präsident Lincoln, als auch der Krieg von 1863 noch keine Aussicht auf endlichen Frieden eröffnet hatte, der fast übermenschlichen Last der Verantwortung beinahe erlegen wäre; er hätte gesagt, daß er seine Pflicht thun werde, daß aber in den Vereinigten Staaten wenige Menschen leben möchten, die so unglücklich wären, als er. Sein

Gegner, Jefferson Davis in Richmond, hat vielleicht sein schweres Amt mit härterem Herzen getragen; in Wirklichkeit aber war er in vielen Stücken noch schlimmer daran als jener. Wenn die Nordstaaten dem neuen Feldzug nur mit unzureichender Rüstung und mit schwankenden inneren Zuständen entgegen gehen konnten, so ließen sich aus den Südstaaten schon einzelne Stimmen der Verzweiflung vernehmen; und gewiß ist, daß die Quellen für Geld und Menschen, die im Norden immer noch flossen, bei ihnen bereits zu versiegen anfingen. Wenn das wiederholte und oft erfolgreiche Auftreten conföderirter Streifschaaren auf beiden Seiten des Mississippi, sowie in Tennessee und Kentucky den Eindruck macht, als ständen der Regierung in Richmond immer noch zahlreiche Streitkräfte zu Gebot, so beruht dies auf einer Täuschung. Diese Banden hängen nur sehr lose mit dem conföderirten Staat zusammen; sie führen den Krieg in seinem Namen, doch zum eignen Vortheil, sie ergänzen sich auf eigne Faust aus allem Gesindel das ihnen zuläuft, und werden auch nach dem Unterliegen der Conföderation das Handwerk noch eine Zeit lang fortsetzen. In Wirklichkeit ist diese für die Ergänzung ihrer Heere seit Ende 1863 auf die beiden Carolina, Georgia, Florida, Alabama und einen Theil von Mississippi beschränkt; und alle Ausschreibungen und Aufrufe des Präsidenten waren seitdem nicht im Stande, die gelichteten Reihen auch nur annähernd wieder zu füllen. Es wäre überhaupt unerklärlich, wie dort noch wirkliche Heere im Feld stehen könnten, wenn man nicht annehmen müßte, daß die Massen der Gefangenen, deren Zahlen doch oft amtlich angegeben sind, nach Ablauf einiger Zeit durch Auswechslung immer wieder auf beiden Seiten unter die Waffen treten. Trotzdem soll eine Correspondenz zwischen Jefferson Davis und Lee, die den Bundestruppen im Herbst 1863 in die Hände fiel, die größte Verlegenheit um Soldaten ausgesprochen haben; Präsident Davis selbst klagte in öffentlicher Rede, daß Mississippi neuerdings fast nichts mehr geleistet habe; und die in Georgia erscheinende „Columbus Times“ berechnete, daß die um jene Zeit auf's Neue ausgeschriebene Aushebung, obwohl sie sich von den 18 bis zu den 55jährigen erstrecken sollte, im äußersten Falle 90,000 Menschen liefern würde. Es klingt dagegen geradezu lächerlich, wenn ein Richmonder Blatt noch zu Anfang 1865 die Zahl der waffenfähigen Weißen im Süden auf 450,000 angiebt. Auch die höchste Schätzung hat die Streitkräfte der Conföderation zu Anfang des Kriegs von 1864 kaum auf 200,000 M. zu berechnen gewagt. Dazu erstattete schon im Dezember 1863 der Finanzminister Mammingen einen verzweifelten Bericht über die Finanzlage; und, ohne weiter auf Einzelnes einzugehen, läßt sich diese schon aus den nach einander vorgeschlagenen Maßregeln erkennen, daß alles bewegliche Ver-

mögen mit 10, alles Grundeigenthum mit 5 Procent seines Werths zu besteuern sei, sowie daß die gesammte Staatsschuld, wie sie bis zum 1. April 1864 erwachsen, ohne weiteres um zwei Drittel ihres Werthes herabgesetzt und so in neuen Schuldscheinen ausgegeben werden müsse. Auch soll in Richmond der Dollar Gold schon lange gleich 20 Dollars des umlaufenden Papiergeldes gelten, und die unerhörten Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse bestätigen das vollkommen. Ein Pfund Fleisch 5 Dollars, ein Pfund Speck 9 D., ein Glas schlechtes Bier 4 D., ein Pfund Taback 60 D., der Preis der Kleidungsstücke unerschwinglich: so wird aus den verschiedenen Gegenden des Südens berichtet. Wenn man diese Sätze auch, nach dem angegebenen Maßstab, um das zwanzigfache verringert; so beweisen sie immer noch, daß neben der Geldnoth auch noch eine andere Noth hergeht. In der That berichten viele Nachrichten von großem Elend, wodurch das Land heimgesucht sei: in Texas hätten schon im Sommer 1863 die Felder auf weite Strecken unbebaut gelegen, in den Dörfern wären nur noch Frauen, Weiber und Kinder gewesen; die Männer von 18 bis 50 Jahren hätten zum Heer gemußt, selbst die Neger hätten Festungsarbeit gethan; und dazu überall Gewalt, nirgends Recht und Gesetz; selbst das Heer, vom General bis zum Soldaten, wäre dort in Texas nichts als eine wilde Bande, die vom Rauben und Plündern lebe. Natürlich, daß bei solchen Zuständen die Gesinnung auch hier und dort sich gegen die Regierung empörte; doch blieben solche Stimmen, wie die des „Raleigh Standard" in Südcarolina, der geradezu gegen den Präsidenten und den „nutzlosen Krieg" auftrat, bis in den Herbst 1864 vereinzelt, oder sie durften nicht laut werden. Dagegen verriethen die Blätter der Regierung in Richmond öfter selbst, wie es stehe. So im Herbst 1863, wo eines geradezu sagte: „wir brauchen französische Hülfe, wir können sie bezahlen, warum kaufen wir sie nicht?" Oder im April 1864, wo der „Richmond Examiner" ausführte, daß der Feldzug von 1864 der letzte sei, welcher Theil auch Sieger sein werde; oder etwas später, wo wieder der „Richmond Examiner" die Regierung aufforderte Virginien zu halten, denn der Süden werde den Verlust dieses Staates nicht überleben: „Himmel und Erde rufen die Regierung auf, alle Truppen in's Feld zu stellen, die sie aufbringen kann." Bei alledem aber dachte der unbeugsame Sinn der Männer, welche die Conföderation leiten, nicht an Frieden noch an Friedensvorschläge, in denen Ernst war; und als zu Anfang Juli 1864 das Glück den südlichen Waffen günstig schien, da ließ der Congreß zu Richmond die stolze Erklärung ausgehen, daß es Wahnsinn sei 8 Millionen Menschen besiegen zu wollen, die entschlossen wären für ihre Unabhängigkeit zu sterben.

Wir stehen damit vor dem Krieg von 1864. Es treten aus demselben nur zwei Feldzüge als entscheidend hervor: der große Angriff Grant's auf Richmond und der kühne Zug Sherman's von Chattanooga auf Savannah; neben ihnen verdient auch die Wegnahme der Häfen von Mobile und Wilmington Erwähnung. Wir werden die Leser in den Zusammenhang dieser Ereignisse so weit einführen, daß sie auch die Lage, wie sie sich jetzt zu Anfang 1865 gebildet hat, zu würdigen im Stande sind. Zunächst bedarf es eines Ueberblicks über die Streitkräfte beider Theile und ihre Stellung im Frühjahr 1864.

Zu Anfang März 1864 hatte Präsident Lincoln den tüchtigsten General der Union auf den Hauptkriegsschauplatz und an die Spitze sämmtlicher Armeen berufen. Grant, mit der Zustimmung des Senats zu der neuen Würde eines Generallieutenants befördert, betrieb sofort mit Eifer die Vorbereitungen zum Angriff auf Richmond. Den Hauptstoß sollte die Armee Meade's ausführen, die noch wie im vorigen Herbst an den Quellenflüssen des Rappahannock dem feindlichen Hauptheer unter Lee gegenüberstand. Sie wird zu Anfang Mai 100,000 M. gezählt haben. Mit ihr sollte, von der Mündung des James River her, den Zug Mac Clellan's von 1862 erneuernd, General Buttler zusammenwirken, der seit November 1863 im Küstengebiet von Virginien und Carolina den Befehl führte und hier im Ganzen vielleicht über 40,000 M. gebot, wovon 20,000 zum Zug auf Richmond verfügbar waren. Zur Rechten von Meade stand Sigel mit etwa 10,000 M. in Westvirginien, um das Shenandoahthal zu sichern. Gegen die 150,000 M. der Union, wovon 120,000 zum Angriff bereit waren, wird Lee bei der Hauptarmee 60,000, in Richmond 10,000, im Shenandoahthal 10,000, zusammen 80,000 gehabt haben. — Die beiden Hauptarmeen, die wir noch zu Anfang des Jahres in Nordtennessee gefunden haben, waren bis auf wenige 1000 M. aufgelöst: von Seiten der Union finden wir später nur Hunter mit 4—5000 M. in dieser Gegend, während Burnside zu Meade, Mac Pherson zu Sherman gestoßen ist; auf der anderen Seite ist Longstreet wieder zu Lee zurückgegangen. — Zur zweiten großen Unternehmung sammelte W. T. Sherman, der sich 1863 unter Grant am Mississippi bewährt und jetzt in Chattanooga an dessen Stelle den Befehl übernommen hatte, eine Armee von 60,000 M., wovon 50,000 zum Angriff bereit waren. Ihm gegenüber stand Johnston mit 30,000 bei Dalton in Georgien. — Vor Charleston und an den benachbarten Küsten wird General Hatch, der an Gilmore's Stelle getreten war und später selbst wieder durch Foster ersetzt wurde, 18,000 M. gegen 12,000 Consöderirte unter Hill befehligt haben. — Im Westen am Mississippi hatte Hurlbut, später Wash-

burne, mit 20,000 bei Memphis und Korinth den weiten Landstrich nach dem unteren und mittleren Tennessee hinüber zu schützen; Hooker (oder Watford?) scheint in und bei Nashville 10,000 gehabt zu haben. Ein anderer Sherman mit 25,000 M. hatte Vicksburg zum Mittelpunkt seiner Bewegungen. Gegen diese drei werden die Südgenerale Forrest und Polk in Mississippi und Alabama jeder 15,000 M. gezählt haben. — In Louisiana und Texas, mit New-Orleans als Mittelpunkt, hatte Banks 30,000 M., in Arkansas General Stone 8000 M.; gegen sie standen in Texas und Arkansas unter Magruder und Kirby Smith etwa 20,000. — Rosenkranz in Missouri hatte wohl 10,000 gegen ebenso viele Gegner. — Im Uebrigen dürfen wohl auf Seiten der Union an Besatzungstruppen noch 30,000, auf Seiten ihrer Gegner noch 20,000 M. angenommen werden, so daß die Gesammtmacht der ersteren rund auf 370,000, die der letzteren auf 200,000 M. bei Eröffnung des Feldzugs geschätzt werden kann; wobei aber bemerkt werden muß, daß bei den Nordstaaten die Aushebung noch mit gutem Erfolg fortging, während sie bei den Südstaaten zu versagen begann. — Was die Flotten angeht, so waren die mehr als 600 Fahrzeuge der Union in 9 Geschwader getheilt, wovon das nordatlantische unter Contreadmiral Lee, das südatlantische unter Dahlgreen, das des Westgolfs unter Farragut und das des Mississippi unter Porter die wichtigsten waren. Zugleich mag hier noch bemerkt werden, daß zu Anfang September Porter, der bei Vicksburg und Port Hudson die feindliche Blokade gesprengt hatte, das Commando des nordatlantischen Geschwaders erhielt; sowie daß zu Ende Dezember durch den Präsidenten und den Congreß die neue Würde eines Admirals über alle Flotten, übereinstimmend mit der neuen Generallieutenantsstelle, für den alten Seehelden Farragut geschaffen wurde. — Die Conföderation, obwohl zu Anfang große Gerüchte von ihrer Panzerflotte umliefen, vermochte keine nennenswerthen Streitkräfte zu Wasser mehr zu entwickeln; einige Panzerschiffe, die für sie in England und Frankreich gebaut waren, durften die dortigen Häfen nicht verlassen.

Der Krieg wurde im Februar, März und April mit einem dreifachen Vorspiel im Westen eröffnet, um dann alle seine Wucht im Osten zu versammeln. -Zuerst unternahm Sherman um die Mitte Februar einen Zug von Vicksburg aus quer durch Mississippi gegen Alabama, während gleichzeitig zwei Streifcorps von Korinth aus in südöstlicher, von Huntsville aus in südlicher Richtung vorgingen. Wenn die Unternehmung die Aufmerksamkeit der Gegner aus dem Osten hierher lenken sollte, so kam sie zu früh; doch zeigte sie, wie wenig vertheidigt das Land war. Die Seitencorps richteten nichts aus, Sherman selbst aber kam nach einigen

glücklichen Gefechten 30 deutsche Meilen weit bis zum Tombegbeefluß in Alabama und kehrte mit reicher Beute um die Mitte März zurück. Gleich danach nahm Forrest Vergeltung, er fiel Ende März in Westtennessee ein, nahm Union City, plünderte Paducah am Ohio und erstürmte am 12. April das Fort Pillow oberhalb New-Madrid am Mississippi; ehe der neu ernannte General Washburne eine hinreichende Macht versammelt hatte, war er wieder auf dem Rückweg; er hatte 25 deutsche Meilen durch eine Reihe feindlicher fester Posten zurückgelegt. Die dritte Unternehmung ging von den Unionstruppen aus; sie sollte den oberen Red River den Gegnern entreißen. Porter mit Kanonenboten ging aus dem Mississippi den Fluß hinauf, Banks unterstützte ihn von New-Orleans aus mit Landtruppen, General Stone scheint von Littlerock herbeigezogen zu sein. Zu Anfang ging's gut; doch am 8. April erlitten die Landtruppen bei Sabine Croaß Roads in der Gegend von Shreveport eine empfindliche Niederlage; die Sache mußte aufgegeben werden.

Zu Anfang Mai begann Grant seinen Angriff; es war zur nämlichen Zeit und nur wenige Meilen oberhalb der Gegend, wo Hooker mit derselben Armee ein Jahr früher den seinen ausgeführt hatte. Die Sache war diesmal in tüchtigeren Händen; doch der Feind erwies sich noch als der alte. In der Nacht zum 5. ging Grant bei den Furten bei Ely und Germania, etwa 4 Meilen oberhalb Frederiksburg, über den Rapidan und richtete den Marsch auf Spottsylvania; er dachte, wie es scheint, den Gegner in der rechten Flanke zu umgehen und vor ihm die kürzeste Straße von Washington auf Richmond zu gewinnen. Doch Lee war auf der Hut; er suchte seinerseits den Gegner während des Flankenmarsches in der rechten Seite zu fassen und gegen den Fluß zu werfen. Es entstand ein mehrtägiges Ringen und Marschiren unter schwerem Verlust auf beiden Seiten; am 10. war noch ein heißer unentschiedener Kampf bei Spottsylvania, dann gebot die Erschöpfung Einhalt. Noch hatte Grant wenig gewonnen; am 12. erneuerte er den Angriff, die Schlacht tobte auf der ganzen Linie; es war wieder umsonst. Bis zum 17. fielen heftige Regengüsse; am 18. erneute Grant, am 19. Lee den Versuch den Feind zu werfen, es war beidemal vergebens. Inzwischen hatte auch Butler seine Unternehmung begonnen. Einige Demonstrationen über Yorktown nach dem Chicahominy sollten den Feind glauben machen, der Angriff werde den Weg suchen, den im April und Mai 1862 Mac Clellan gegangen war; dann steuerte die Flotte unter Lee, aus 1 Corvette, 5 Monitors, 20 Kanonenbooten, 97 Transportschiffen bestehend, mit sämmtlichen Truppen an Bord in der Nacht zum 5. Mai in die Mündung des James River und flußaufwärts gegen City Point. Ein Kanonenboot ward durch einen Torpedo gesenkt;

sonst lief die Fahrt glücklich ab. Die Armee landete an der Mündung des Appomatox und Buttler setzte sich sofort auf dem Südufer des James River bei Bermuda Landung fest. Versuche, von hier weiter vorzudringen, führten zu keinem Erfolg; Beauregard stand gegenüber und behauptete das Feld, doch vermochte er seinerseits den Gegnern in ihrer festen Stellung auch nichts anzuhaben. Ein Streifzug in Lee's Rücken, zu welchem Grant den General Sheridan mit ausgewählter Reiterei von seiner Rechten her gleichzeitig mit seinem Angriff beordert hatte, führte zur Zerstörung von Eisenbahnstrecken und Telegraphenlinien, sowie zur Befreiung einiger 100 Gefangenen; doch mußte Sheridan zuletzt eilen, zu Buttler zu entkommen, die gehoffte Wirkung auf Lee's Armee blieb aus. Schlimmer war's, daß auch Sigel's Mitwirkung mißlang; er wurde am 15. Mai bei Newmarkt von Breckenridge empfindlich geschlagen und mußte gegen Winchester zurückgehen; eine Niederlage, die später zu noch viel schlimmeren Folgen führen sollte. Doch Grant hatte schon am Mississippi bewiesen, daß er nicht der Mann war, der vor einem halben Mißlingen zurückwich. Nachdem er Lee's Angriff am 19. Mai abgeschlagen, leitete er mit einem scheinbaren Rückzug eine neue Umgehung der rechten Flanke des Gegners ein. Das Nähere ist noch nicht aufgeklärt; doch weicht Lee unter beständigen Gefechten gegen den Chicahominy zurück, zu Anfang Juni stehen die beiden Gegner zwischen Cold Harbour und Atley's Station, auf der Nordseite des Chicahominy, unfern den Schlachtfeldern vom Ende Juni 1862, einander gegenüber. Erneute Versuche von G r a n t, seinen Gegner durch die Schlacht zum Rückzug zu zwingen, sind vergebens; er wählt zum drittenmal die Umgehung. Während er Sheridan mit einer Reiterabtheilung gegen Gordonsville entsendet, als denke er nach der Rechten abzuziehen, marschirt er mit der ganzen Armee am 12. Juni links ab, führt sie über den Chicahominy und den James River und steht am 18. mit Buttler vereint zwischen Bermuda und Petersburg. Aber auch sein Gegner ist da; alle Versuche, die vom 15. an bis zu Ende des Monats auf die feindliche Stellung bei Petersburg unternommen werden, scheitern; Grant muß sich begnügen, die Stellung an der Mündung des Appomatox auf beiden Ufern des James River zu behaupten. Er hat in sieben Wochen den 30 deutsche Meilen langen Halbkreis von Culpepper nach Bermuda durchmessen, er hat mit seinen Unterfeldherrn in einer Reihe heißer Kämpfe wohl 30,000 M. verloren, er hat keine Schlacht gewonnen; doch steht er jetzt in gesicherter Stellung von der Flotte unterstützt, 5 Meilen von der feindlichen Hauptstadt.

Man hat in Europa die Reihe dieser Bewegungen und Schlachten mit Unrecht unterschätzt. Was die Armeen dabei geleistet haben, bedarf

noch vielfacher Aufklärung; von Seiten der beiden Feldherrn aber gehört der Feldzug bis dahin zu den schönsten, welche die Kriegsgeschichte kennt. Namentlich hat sich Grant seinem Gegner vollkommen ebenbürtig gezeigt; er setzt so oft als möglich an, um die Hauptentscheidung in der Schlacht davon zu tragen; er ermüdet nicht, in den kühnsten Bewegungen wenigstens die Gesammtstellung zu seinen Gunsten zu ändern. Die fortgesetzten Umgehungen waren vollkommen gerechtfertigt, weil vermöge der Beherrschung des Wassers die Stellung bei City Point wirklich der beste Punkt ist, von dem der letzte Angriff auf Richmond ausgehen kann. Hätte Grant von hier aus seine Umgehungen weiter fortgesetzt, er würde wie ein Schwindler erscheinen; daß er stehen blieb, um jetzt den geraden Angriff vorzubereiten, beweist den Feldherrn. Es waren keine luftigen, strategischen Entwürfe; es war die harte Wirklichkeit, womit er rang; man darf nicht vergessen, daß er alles mit einer Armee gethan hat, die theilweise noch sehr locker und schwankend in ihren Körpern war; die Menge der Ausreißer, die am Potomac gesammelt wurden, hatte den wirklichen Verlust um die Mitte des Juni um 20,000 M. vermehrt. Eher scheint ein Recht zu der Frage vorzuliegen, warum Lee nichts zu thun wußte, als sich seinem Gegner überall vorzulegen? Aber wenn er auch nicht sehr schwach an Zahl angenommen werden müßte, so hat die Festigkeit, womit er sich seither zwischen Petersburg und Richmond zu behaupten wußte, gezeigt, daß er sich über die Hauptsache vollkommen klar war.

Wenn mit Anfang Juli ein Stillstand und sogar ein Umschlag einzutreten schien, so lag die Schuld nicht an Grant, sondern an der Lahmheit der Regierungen und des Volks in den östlichen Staaten. Lee, sobald er sah, daß sein Gegner für's erste festgehalten war, griff zum viertenmal zum Versuch, durch das Shenandoahthal den Schrecken nach Washington zu tragen. Er durfte diesmal nicht wie vordem sein ganzes Heer verwenden, sondern nur zwei Corps unter Ewell und Early, vielleicht 25,000 M.; dennoch war der Erfolg vollständig. Wie weit Hunter, der um diese Zeit von Tennessee her bis über die Lynchburg hinaus vorgedrungen war, den Einfall verhindern konnte, ist noch nicht ausgemacht; Sigel war zu schwach und mußte sich über Martinsburg zurückziehen. Hätten die Gouverneure der benachbarten Staaten nur die Hälfte der 100,000 Milizen gestellt, die sie vorher dem Präsidenten angeboten hatten, so wäre mit ihnen Sigel's kleines Corps ausreichend gewesen, um den Feind nachdrücklich zurückzuweisen; von Ueberraschung können sie nicht reden, denn Grant hatte schon 10 Tage vorher eine Warnung nach Washington geschickt. Statt dessen sollte alles geschehen, als der Feind da war; dann hemmten Verwirrung und Schrecken und selbst Erschlaffung jede Maßregel. Der Einfall in

Maryland und Pennsylvanien war während der ersten Hälfte des Juli, dann wiederholten sich einzelne Einfälle bis in die Mitte des August; die Conföderirten behielten Zeit genug sowohl die Ernte aus dem Shenandoahthal als auch ihre Beute, die auf 10 Mill. Dollars angeschlagen wurde, heimzuschaffen. Die Treffen, die beim Einfall vorfielen, waren unbedeutend; Washington kam mit dem Schrecken davon, daß es am 9. Juli die feindliche Reiterei dichter als je unter seinen Mauern sah. Die schlimmste Folge war, daß Grant's ganze Unternehmung in's Stocken kam. Der entschlossene General gab sich zwar vor Richmond den Schein, als gehe sein Angriff wie vorher fort; er mußte aber dem Geschrei der großen Städte des Ostens nachgeben und ein Corps, das eben von Banks aus dem Golf kam, sowie ein Corps seiner eignen Armee nach Washington senden. Er eilte dann selbst nach dem Potomac und hatte endlich mit Ausgang August im unteren Shenandoahthal unter Sheridan eine Armee organisirt, welche künftigen Gefahren gewachsen war; Sigel hatte, wie gesagt wird, der Eifersucht der Amerikaner weichen und den Befehl niederlegen müssen. Der Angriff gegen Richmond hätte nach der bisherigen Erfahrung des Nachdrucks aller verfügbaren Mittel bedurft, um vorwärts zu kommen; statt dessen mußte er noch Mittel abgeben, weil man sich an anderen Stellen nicht selbst zu helfen verstand. Darüber gingen Monate verloren. Was die Zeitungen von dort den Sommer und Herbst über berichteten, waren nichts als kleinere Unternehmungen; für den Augenblick dem einen oder anderen Theil empfindlich genug, doch viel zu unbedeutend, um auf so entschlossene Männer, wie Grant und Lee, entscheidend zu wirken. Nur einmal, am 30. Juli, scheint ein ernstlicher Versuch auf die Linien von Petersburg geschehen zu sein. Er wurde durch Sprengung einer ungeheuren Mine eingeleitet; dann aber erfolgte — man weiß nicht, ob durch Burnside's, Meade's oder des Oberfeldherrn Schuld — der Sturm zu spät und die Unionisten hatten ein paar tausend Mann umsonst geopfert. Die Versuche, welche seitdem geschahen, sich gegenseitig die Verbindungen abzuschneiden, brauchen wir hier nicht aufzuzählen. Wichtiger sind die großen Kanal- und Eisenbahnbauten, welche Grant seit den letzten Monaten durch seine Armee ausführen läßt; ohne Zweifel nicht blos, um seine Soldaten zu beschäftigen, sondern um den regelmäßigen Angriff vorzubereiten. Es wird aber eben deshalb ihr wirklicher Zusammenhang sorgfältig verborgen gehalten, und bloße Vermuthungen darüber auszuspinnen lohnt nicht der Mühe. Genug: Grant ist in diesem Jahr nicht zum Ziel gekommen, er ist aber nicht der Mann, welcher auf halbem Weg stehen bleibt; und wir mögen daher, wenn die Jahreszeit den großen Krieg dort wieder erlaubt, einen letzten gewaltigen Kampf um Richmond spielen sehen.

Glücklicher waren die Waffen der Union in der anderen großen Unternehmung des vorigen Jahres. Sherman's (nicht mit dem Sherman zu verwechseln, der am Mississippi commandirt) Angriff begann am nämlichen Tag mit demjenigen Grant's; am 5. Mai setzte er sich mit der Hauptarmee von Chattanooga in Bewegung, nachdem seine Vorhut sich seit einigen Wochen mit dem Feinde herumgetummelt hatte. Er mußte in dem feindlich gesinnten Gebirge, das nur schlechte Wege und Verbindungen darbot, große Vorsicht brauchen. Am 12. Mai rückte er nach einem siegreichen Treffen in Dalton ein, 6 deutsche Meilen von Chattanooga; Johnston wich unter fortwährenden Gefechten über Casseville gegen Atlanta zurück. Hier kam es zu einem langdauernden Kampf. Die Stadt liegt 24 deutsche Meilen südlich von Chattanooga, im Thal des Chattahoochen, an der Vereinigung von vier Eisenbahnen; die westliche Kette der Alleghanies öffnet sich hier in weiter Mündung nach dem Hügelland von Georgien. Natürlich, daß die Conföderirten alles daran setzten, den Punkt, der die wichtigsten Verbindungen zwischen Süd und Nord, zwischen Ost und West vermittelte, zu behaupten. Sherman, der sich mit großer Umsicht erst seiner Verbindungen versicherte, scheint seine Armee zu Anfang Juni zwischen Marietta und Atlanta vereinigt zu haben. Der Verlauf der folgenden Bewegungen und Kämpfe ist noch sehr unklar. Sherman scheint die Stadt zum direkten Angriff zu fest gefunden und versucht zu haben, ob er den Gegnern die Verbindungen nach Augusta und Maçon abschneiden könne. Es kostete lange Anstrengung und zweifelhafte Kämpfe, wobei besonders die unionistische Reiterei schwere Verluste erlitt. Hood, der an Johnston's Stelle getreten war, suchte sich gegen Ende Juli durch verzweifelte Angriffe den Gegner vom Halse zu schaffen, es war vergebens. Sherman wies jeden Anfall mit überlegenem Nachdruck zurück, um endlich mit dem Ausgang August die Sache durch eine Bewegung von der größten Kühnheit zu entscheiden. Er ließ ein Drittel seines Heeres in fester Stellung nördlich von Atlanta zurück und umging mit Zweidritteln die Stadt auf der Südseite. Er gab damit alle seine Verbindungen Preis; allein er schnitt sie auch seinem Gegner ab. Hood warf sich mit aller Macht auf Sherman; er wurde geschlagen, seine Armee in zwei Theile auseinandergesprengt; am 3. September zog die Armee der Union in Atlanta ein. Es war nach einem ruhmvollen Feldzug ein Sieg von der größten Bedeutung. Sherman wurde dafür Generalmajor; sein tüchtiger Gefährte Thomas erwarb sich noch zu Ende des Jahres dieselbe Würde.

Den schwankenden Kampf zu verfolgen, welcher inzwischen im Westen sowie auch stoßweise in Tennessee und Kentucky fortbrannte, lohnt nicht



der Mühe. Aus dem letzteren Staat wäre zu erwähnen, daß der conföderirte Parteigänger Morgan dort in einem Treffen das Leben verloren haben soll. Im Westen gaben die Heere der Union, was sie irgend entbehren konnten, an die großen Unternehmungen im Osten ab; daher machten sie an Ort und Stelle keine Fortschritte; doch behaupteten sie gegen die Anstrengungen ihrer Gegner an allen Hauptpunkten die Herrschaft. — Wichtiger waren die Ereignisse an den Küsten und zur See. Zwar fehlten vor Charleston, wo inzwischen Foster den Befehl übernommen hatte, die Mittel, um etwas auszurichten; dagegen vollbrachte Admiral Farragut wieder eine kühne That, die an die berühmte Wasserschlacht von New-Orleans (18. bis 26. April 1862) erinnert. Er hatte mit Banks, der ihm den General Granger mit Landungstruppen beigab, einen Versuch auf Mobile beschlossen. Am 5. August erzwang er mit 32 Schiffen von 231 Geschützen in blutigem Kampf den Eingang in den Außenhafen; er selbst verlor 1 Monitor, der Feind 3 Panzerschiffe und den größten Theil der Flotte dieses Hafens. Der Rest rettete sich nach dem Innenhafen unter die Kanonen der Stadt und ihrer Forts; die 3 Forts des Außenhafens ergaben sich nacheinander den Siegern. Die Stadt ist seitdem blockirt; von Häfen an der Südküste hat die Conföderation nur noch das halbzerstörte Galveston. Auch zwei berühmte Kaperschiffe, der Florida und der Alabama, fanden im Sommer ihren Untergang. Der erstere wurde in Westindien von zwei Kanonenbooten der Union genommen; der letztere erlag am 19. Juni auf der Rede von Cherbourg in Gegenwart französischer und englischer Kriegsschiffe und Tausender von Zuschauern, nach halbstündigem Kampf der Unionscorvette Kerseage, er sank nachdem die Mannschaft gerettet war. Es war nur ein geringer Ersatz für diese Verluste, daß um die Mitte August der conföderirte eiserne Dampfer Tallahatchee aus dem Hafen von Wilmington ausbrach und von Halifax bis zur Hudsonmündung unter den Kauffahrern der Union eine heillose Verwüstung anrichtete; es war die letzte Unternehmung der Art, die aus dem Hafen von Wilmington ausgehen sollte.

Noch war es Sherman vorbehalten seinem Feldzug einen glänzenden und erfolgreichen Schluß zu geben. Die nächste Zeit nach der Einnahme von Atlanta brachte er mit der Sicherung seiner Stellung und seiner Verbindungen zu; wohin er sich wandte, wichen seine Gegner vor ihm zurück. Bis tief in den Herbst liefen die widersprechendsten Gerüchte über seine weiteren Absichten um, bald wußte er die Meinung hervorzubringen, er werde sich nach Mobile wenden, bald er werde auf Savannah, oder durch Osttennessee nach Virginien marschiren; auch als er seine Bewegung schon begonnen, blieb sie den Gegnern noch lange in ihrem Ziele

zweifelhaft. Nicht wenig scheint zu dieser Täuschung eine geschickt durchgeführte Theilung der Armee beigetragen zu haben. General Thomas mit etwa 30,000 Mann blieb zurück und wußte den General Hood mit dem Hauptheil der feindlichen Armee durch den Schein von Schwäche, den er sich gab, zu veranlassen, ihm allmählich bis Nashville in Mitteltennessee zu folgen. Unterdessen war Sherman um die Mitte Novembers mit 30,000 Mann aufgebrochen nach Savannah. Wie er es angefangen hat, 50 deutsche Meilen mitten durch feindliches Land zurückzulegen, das wird einst als ein meisterhaftes Stück eines Kriegszugs sich darstellen; genug, er fand fast keinen Widerstand, zerstörte unterwegs alle Verbindungen der feindlichen Armee und brachte sein Heer in trefflichem Zustand, mit einer Fülle von Vorräthen versehen, nach der Küste. Am 13. Dezember erstürmte er das Fort M'Allistee bei Savannah und gewann dadurch die unmittelbare Verbindung mit der Flotte, am 22. rückte er in die Stadt selbst ein. Seine Depesche von da bot dem Präsidenten die Stadt als Weihnachtsgeschenk, es waren 150 Kanonen, 800 Gefangene und über 30,000 Ballen Baumwolle im Werth von 18 Millionen Dollars erbeutet. Die Besatzung unter Harder, 15,000 Mann, meist Landsturm, hatte vor seiner Ankunft die Stadt verlassen. Zwei wichtige Erfolge knüpfen sich an den siegreichen Zug. Zuerst ist damit der Beweis geliefert, daß die Union wirklich eine fest organisirte Armee besitzt, die sich mit der ältesten Armee Europas messen kann, denn ohne eine solche Armee war dieser Zug unmöglich; und von gleichem Gehalt scheint das Heer von Thomas zu sein, während von Grant's Truppen nur ein Theil hierher zählen wird. Sodann scheint in der Conföderation selbst ein Riß einzutreten; es scheint sich gegen den Präsidenten Davis eine Partei zu erheben, die den Frieden will. Die Nachrichten darüber sind noch unsicher; doch neigt nach Sherman's Berichten gerade in Georgien das Volk sehr stark zur Verständigung mit dem Norden. — Inzwischen beweisen auch die übrigen Kriegsnachrichten, daß für die Conföderation außer Richmond und der Armee Lee's bald kein Mittelpunkt des Widerstands mehr bleiben wird. Hood ist von Thomas bei Nashville, in einer Reihe von Treffen vom 16. bis 18. Dezember vollständig geschlagen worden, hat nach seiner eigenen Angabe 50 Kanonen verloren und in eiligem Rückzug in Alabama Sicherheit gesucht. Aus Westvirginien, aus Mississippi lauten die Nachrichten ebenfalls eher zu Gunsten der Union; die Reste der conföderirten Heere erscheinen unter Lyon, Forrest und anderen bald hier bald dort, jeder handelt auf eigene Faust, um bald einen Vortheil zu erfechten, bald eine Niederlage davon zu tragen; die Erscheinung erinnert an das Ende der ungarischen Revolution von 1849,

oder der polnischen von 1831. Denn auch an der Küste beginnen die Conföderirten völlig zu erliegen; Wilmington, der Hafen der die meisten Blokadebrecher aussandte, ist ihnen jetzt verschlossen. Schon seit Anfang September bereitete Admiral Porter eine Expedition dahin; um die Mitte Dezember lief sie von Hampton Rhede (Mündung des James River) aus, 150 Fahrzeuge und 24,000 Mann stark, die letzteren unter Butler. Ein Angriff auf das Fort Fisher vom 24. bis 26. Dezember scheiterte an der Unfähigkeit des letzteren, ein ungeheures Explosionsschiff ging nutzlos in die Luft. Butler wurde abgerufen. Porter ließ trotz aller Seestürme im Angriff nicht nach; am 15. Januar ward er zu Wasser und zu Lande wiederholt und das Fort, das den Eingang zum Hafen beherrscht, mit Sturm genommen. An der ganzen Ostküste hält sich von bedeutenderen Plätzen nur noch Charleston; Savannah aber liegt nur etwa 15 Meilen südlich davon, es ist jetzt ein Angriff zu Lande und zu Wasser möglich. Nach den letzten Nachrichten ist Sherman wieder in Bewegung: ob er den Marsch sogleich auf Charleston richten, oder ob er erst noch Augusta besetzen und Verstärkung von Westen herbeizuziehen suchen wird, ist ungewiß; gewiß aber werden wir, wenn es die Jahreszeit nicht unmöglich macht, bald etwas Entscheidendes von ihm vernehmen.

Aus der inneren Entwickelung während des Jahres 1864 sei nur die eine Erscheinung hervorgehoben, wie es durch die tiefste Spaltung und Entmuthigung der öffentlichen Meinung hindurch zu einer Einigkeit kam, wie sie nicht blos seit dem Krieg, sondern seit lange vorher in den Vereinigten Staaten nicht erreicht worden war. Im Sommer, während des Einfalls der Conföderirten in Maryland und des scheinbaren Stillstands der Unionsheere, wendete sich sogar ein Theil der republikanischen Partei von Lincoln ab und bezeichnete Fremont als den Präsidenten ihrer Wahl, der auch die Thorheit hatte anzunehmen; die demokratische Partei aber erhob höher als je ihr Haupt und nahm in der Versammlung zu Chicago Mac Clellan zu ihrem Candidaten auf Grund eines Programms, das die Anstrengungen und Opfer dreier blutiger Jahre geradezu dem Feinde zum Geschenk anbot; selten hat sich ein Mann so selbst vernichtet als der frühere Feldherr der Union, indem er dieses Programm annahm. Im November, wo außer Sherman's Sieg von Atlanta noch nichts bekannt war, erfolgte die Wahl Lincoln's zum Präsidenten mit der unerhörten Mehrheit, daß ihm selbst die Gegenstimmen aller abgefallenen Staaten die Würde nicht entzogen hätten. Auch die letzten Ergänzungswahlen zum Congreß gaben der republikanischen Partei ein Uebergewicht, wie sie es bis dahin nicht gehabt hatte. Vor diesem Ereigniß treten alle Zweifel und Schwankungen über den Willen des Volks der Nordstaaten weit

zurück. Mögen nun auch in diesem Augenblick die Stimmen am Congreß über die verfassungsmäßige Abschaffung der Sklaverei noch schwanken: es hat die Volksvertretung in Missouri fast einstimmig für ihren Staat die Abschaffung beschlossen, es treten in Louisiana und Arkansas eben jetzt frei gewählte Versammlungen auf Grund desselben Programms zusammen; es zeigen sich in beiden Carolina und in Georgien starke Friedensstimmungen. Der Senator Foote hat es sogar gewagt, im Congreß zu Richmond den Präsidenten Davis und seinen Militärdespotismus heftig anzugreifen, und das Blatt des letzteren ermahnt jammernd zur Eintracht. Die Zeichen mehren sich, daß die Sache des Nordens auch im Innern dem Sieg entgegengeht.

Wir hatten uns vielleicht in der Zeit geirrt, als wir in unserem letzten Aufsatz im November 1863 sagten, daß das Jahr 1864 die Entscheidung dieses Krieges bringen werde; wir hatten uns aber nicht geirrt, als wir in den großen Siegen der Union am Mississippi im Juli 1863 den Wendepunkt des Krieges erkannten. Damals, so war unsere Meinung, hätte England den Frieden zu vermitteln suchen müssen, auf Grund der zwei Punkte: daß der Süden in die Union zurückkehre und daß ihm die stufenweise Abschaffung der Sklaverei bewilligt werde. Wir können uns nicht freuen, daß die Staatsmänner und das Volk von England, so viel Böses sie uns vor kurzem noch zudachten, auch im amerikanischen Streit in der kurzsichtigen Selbstsucht gefangen blieben, die nur die Wege des eigenen Verderbens geht. Wir sind nicht der Meinung, daß die Entrüstung über die schmähliche Freilassung der Räuber von St. Albans, oder die Anträge im Senat zu Washington auf Herbeiziehung Englands zum Schadenersatz für gekaperte Schiffe, sobald zu einem Kriege der Union gegen England führen werde; auf einen schlechten Dank aber mag sich England gefaßt machen. Wir brauchen das Ergebniß der vorstehenden Darstellung für den künftigen Verlauf des Krieges nicht erst herzuleiten. Wir halten, nach Allem was geschehen ist, die Besiegung von Lee's Armee immer noch für eine sehr schwere Arbeit, aber wir sehen die Conföderation auf der Neige ihrer Mittel. Daß sie die Unabhängigkeit und die Bewaffnung der Schwarzen aussprechen solle, hat für uns wenig Bedeutung; Niemand kann mit Erfolg die Grundsätze seines Lebens und Handelns auf einmal in die entgegengesetzten verwandeln. Wenn die abgefallenen Staaten jetzt nicht den Frieden annehmen, so wird der weitere Krieg einen sehr traurigen Charakter tragen; aber der Ausgang kann nach menschlichem Ermessen nicht zweifelhaft sein.

Zur Geschichte des großen Kurfürsten.

(Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auf Veranlassung S. K. H. des Kronprinzen von Preußen. — Erste Folge: Politische Verhandlungen. Erster Band, herausgeg. von Dr. B. Erdmannsdörffer.)

Wo in vergangener Zeit um politische Fragen gestritten wurde die ihren breiten Schatten noch auf die Gegenwart werfen, kann es nicht fehlen daß die Geschichtschreibung von den Ansichten und Parteiungen der Gegenwart beeinflußt wird. Die großen politischen Fragen die im siebzehnten Jahrhundert auf blutigen Schlachtfeldern, auf endlosen Congressen entschieden wurden, harren zum Theil noch heute endgültiger Lösung. Das alte Reich deutscher Nation ist für immer dahin, aber die neue Bildung, die nach dem westfälischen Frieden ihren Anfang genommen hat, ist noch weit von ihrem Ziele entfernt. Dieser Zusammenhang mit gegenwärtigen Bestrebungen in Deutschland sichert freilich den Kämpfen, durch welche die alten Formen in ihrem Grunde erschüttert wurden, und den Anfängen der neuen Gestaltung die lebhafte Theilnahme der Gegenwart, aber er verschuldet auch die sehr verschiedenartige geschichtliche Auffassung der sie noch heute unterliegen.

Gerade in den letzten Jahrzehnten hat sich der deutschen Geschichte im siebzehnten Jahrhundert besonderer Eifer zugewandt. Eine Reihe bedeutender historischer Arbeiten ist aufgetreten mit der ausgesprochenen Absicht die östreichische und ligistische Politik jener Zeit zu rechtfertigen und gegen die bis dahin fast allgemein geltende Ansicht zu vertheidigen. Nach der Meinung ihrer Verfasser war die bisherige Geschichtschreibung im Irrthum gewesen, mißleitet und beherrscht durch die großen Geschichtschreiber die im siebzehnten Jahrhundert die politischen und militärischen Kämpfe ihrer Zeit von entschieden protestantischem Standpunkt aus beschrieben hatten, erst der neuesten Forschung war es vorbehalten den Schleier aufzuheben, Thatsachen und Personen in ihrer wahren Bedeutung erkennen zu lassen. Hatten die früheren Historiker von einer östreichischen Politik oder von einer Hauspolitik der habsburgischen Kaiser gesprochen, dieselbe nachzuweisen gesucht, in ihren Einflüssen und Folgen betrachtet, so verwirft diese „neuere Forschung" solche Benennungen, sie spricht nur von kaiserlicher Politik, die ihr mit nationaler deutscher Politik identisch ist. Wenn diese Richtung der Geschichtschreibung natürlich glaubt in unparteiischer Weise das Richteramt der Geschichte auszuüben, so macht sie

dagegen allen die mit ihrer Auffassung der kaiserlichen Politik nicht übereinstimmen den Vorwurf daß sie noch heute auf den Parteistandpunkten jener vergangenen Zeit stünden.

Als ein Beispiel, wie sehr die Resultate so verschiedenartiger Geschichtschreibung von einander abweichen, nennen wir zwei neuere Werke: Droysen's Geschichte der preußischen Politik und den eben erschienenen ersten Band von Koch's Geschichte Kaiser Ferdinand's III., die in scharfer Polemik gegen Droysen und andere Forscher die Ehrenrettung Kaiser Ferdinand's zu ihrem Hauptzweck zu haben scheint. Die Verschiedenheit in der historischen Auffassung, in der Darstellung der Thatsachen kann nicht größer sein als sie in diesen beiden Werken zu Tage tritt. Soweit Droysen die Politik des Kaisers berücksichtigen muß, wo Koch von den Beziehungen des Kurfürsten zu sprechen hat, ist kaum eine Maßnahme des Einen oder des Anderen die beiden Gelehrten in gleichem Lichte erscheint, die nicht in entgegengesetzter Weise gedeutet wird.

So starke Differenzen in den Resultaten der Geschichtsforschung machen es nöthig, in erhöhtem Maße auf die Quellen zurückzugehen und dieselben einer sorgfältigen Kritik zu unterbreiten. Freilich ist gerade für diesen in der Entwickelung der europäischen Geschichte so bedeutenden Zeitraum umfassendes Aktenmaterial veröffentlicht worden, doch kann, wie wir in einem flüchtigen Ueberblick zeigen wollen, aus dem Publicirten noch kein vollständiges Bild der Ereignisse gewonnen werden.

Schon das 17. Jahrhundert selbst ist reich an veröffentlichten Aktenstücken. Eine thätige Presse war bemüht, jedes officielle Schriftstück, jeden Brief eines Staatsmanns, dessen sie habhaft werden konnte, als Flugblatt zu drucken und zu verbreiten; jede politische Partei suchte die Correspondenzen ihrer Gegner in die Hand zu bekommen und durch Bekanntmachung derselben die öffentliche Meinung gegen die Umtriebe der Gegner zu erbittern. Der lange Krieg gab dazu häufige Gelegenheit; bald fiel nach einer gewonnenen Schlacht, bei Eroberung einer Stadt die ganze Correspondenz des Feindes in die Hände des Siegers, bald gelang es Couriere aufzufangen, Postschiffe zu kapern und Alles wurde dann mit herben Einleitungen, mit scharf gespitzten Anmerkungen gedruckt. Große Sammelwerke stellten in zahlreichen Foliobänden alle derartigen Druckschriften zusammen, ächte und gefälschte, wichtige und gleichgültige ziemlich bunt durcheinander und dazwischen einzelne noch unbekannte Depeschen und Briefe, die den Sammlern durch einflußreiche Gönner oder auf was sonst für Wegen zugekommen waren. Auf diese Weise ist denn freilich ein reiches Material zusammengebracht, doch ist Glaubwürdigkeit und Werth der einzelnen Stücke sehr verschieden und in jedem besonderen Falle genau

zu prüfen. Bei vielen der wichtigsten Fragen hat kein hämischer Zufall die Geheimnisse der Minister verrathen, und all die großen Sammelwerke wissen nichts davon zu erzählen.

Außer diesen großen Urkundensammlungen verdanken wir dem siebzehnten Jahrhundert umfassende Geschichtswerke von scharfsinnigen Gelehrten im Auftrage einzelner Regierungen geschrieben. Den Verfassern standen die Archive der Staaten für die sie arbeiteten offen und sie ergänzen ihre Darstellung durch zahlreiche Auszüge aus den Akten. Diese Auszüge, so schätzbar und interessant sie auch sind, haben doch für den späteren Forscher nicht den vollen Werth einer ungetrübten Quelle, schon aus dem Grunde, weil der Gelehrte der im Auftrage eines Staates Geschichte schreibt es nicht vermeiden kann und will Partei zu nehmen. —

Diesen Zeugnissen des sammelnden Fleißes und des geschichtlichen Eifers der Zeitgenossen sind zahlreiche andere Veröffentlichungen von Akten gefolgt. Das bekannteste und am meisten benutzte der hierher gehörenden Werke ist von Meiern's „Westphälische Friedenshandlungen und Geschichte," in dessen sechs Foliobänden wir die Titel und Vollmachten der 153 Gesandten, die zu Münster und Osnabrück sich gestritten haben, das Ceremoniell ihres Empfanges und ihrer Audienzen, ihre Propositionen und Gegenpropositionen und fast alle Aktenstücke finden, in denen die Resultate der Verhandlungen niedergelegt sind. Den äußerlichen Verlauf der Unterhandlung, das lange Hinziehen der Entscheidung, die endlosen Formfragen können wir leichtlich aus diesem umfassenden Werke erkennen, aber wir suchen vergeblich nach den eigentlich entscheidenden Momenten, nach den Mitteln und Wegen, auf denen die Resultate erreicht, durch welche die schließliche Einigung erzielt wurde. Dies eigentlich Wesentliche und Bedeutende können wir nur aus den Tagebüchern der Gesandten, den Berichten an ihre Regierungen, den Instructionen die sie erhalten, so wie aus den Akten und Papieren der leitenden Staatsmänner an den einzelnen Höfen kennen lernen.

Von Akten solcher Art, von den Correspondenzen der Gesandtschaften ist bis jetzt nicht viel veröffentlicht. Die Correspondenzen und Memoiren einzelner Staatsmänner sind zwar bekannt gemacht, so daß wir bei manchen wichtigen Fragen die Thätigkeit des Einen und des Anderen der dabei Betheiligten genau verfolgen können, aber es giebt nur sehr wenige Werke, aus denen die Politik der großen Höfe im Zusammenhang erkannt wird.

Die französischen Archive sind in dieser Beziehung mittheilsamer gewesen als die deutschen und für zwei der wichtigsten Fragen des siebzehnten Jahrhunderts (für den westphälischen Frieden und für die Erb-

folge in Spanien)*) besitzen wir umfassende Aktensammlungen über die Thätigkeit der französischen Regierung. Die eine derselben enthält vornehmlich die Correspondenz zwischen dem französischen Ministerium und seinen Gesandten in Münster und Regensburg. Sie ist hierdurch unentbehrlich für die Geschichte der Friedensverhandlungen, aber es fehlt viel, daß daraus die Politik der französischen Regierung richtig erkannt werden könnte. Man würde sehr irren, wenn man die Verhandlungen die durch andere Gesandte, die in Paris selbst geführt wurden, lediglich nach dem beurtheilen wollte, was der Minister davon den einzelnen Gesandten mitzutheilen für gut fand.

Das große Werk, das den Verlauf der spanischen Erbfolgefrage darstellt, ist durchdrungen von dem hohen Geist, von dem staatsmännischen Blick seines Herausgebers. Er bietet nicht nur der historischen Forschung ein reichhaltiges Material, er giebt zugleich die Geschichte jener folgenreichen Vorgänge, wie sie ihm selbst nach eingehendem Studium erscheinen. Dadurch ist diese Sammlung allerdings zu einem Kunstwerk geworden, aber für selbständige Forschung ist ihr Werth erheblich verringert. Wir sind mitten in die Ereignisse versetzt, aber wir sehen sie nur mit den Augen des Herrn Mignet. — Nicht unähnlich verhält es sich mit den von Groen van Prinsterer herausgegebenen Briefen und Akten zur Geschichte des Hauses Oranien. Hier sind die Urkunden nicht in die Erzählung verwebt, sie bilden für sich den Httheil des Werkes. Aber es scheinen die Einleitungen nicht den Akten sondern die Akten den Einleitungen angepaßt. Die Urkunden begründen dann, was in jenen vorausgeschickt ist.

Von den Sammlungen aus auswärtigen Archiven müssen wir noch eine erwähnen, weil sie gerade das zu enthalten scheint, was wir als das Zweckmäßigste fordern: die von Professor Molbech nach dänischen Archiven herausgegebenen eigenhändigen Briefe und anderweitigen Schriften König Christian's IV. Hier ist aber der augenscheinliche Mißgriff begangen, daß nicht der Inhalt der Schriftstücke, nicht sachliche Motive, sondern lediglich die Handschrift des Königs das Maßgebende war. Molbech druckt Antworten des Königs an die Reichsräthe, eigenhändige Zusätze zu Instructionen ab; die umfassenden Berichte der Reichsräthe, die Instructionen selbst, ohne welche die Bemerkungen des Königs kaum verstanden werden können, fertigt er mit kurzen Worten ab.

Ueber die deutschen Regierungen und ihr Verhalten zu den großen

*) Négociations secrètes touchant la paix de Munster et d'Osnabrug. 4 vols. La Haye 1725. — Négociations relatives à la succession d'Espagne. Par M. Mignet. 4 vols. Paris 1835.

politischen Fragen des 17. Jahrhunderts sind zahlreiche Geschichtswerke erschienen, die, meist mit fleißiger Benutzung einzelner Archive geschrieben, theils Auszüge theils ganze Aktenstücke abdrucken, um dadurch ihre Ansichten zu begründen. So vorzüglich auch solche Leistungen einzelner Forscher sind, sie haben einen ganz anderen Zweck und ganz anderen Werth als umfassende Aktenpublikationen, sie können den Mangel derselben in keiner Weise ersetzen. Auf die betreffenden Werke näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, es sei nur bemerkt, daß einzelne derselben — so namentlich die, welche die bayrische Geschichte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach bayrischen Archiven behandeln — fast mehr durch die mitgetheilten Urkunden, als durch die Ausführungen der Verfasser zu uns reden und dadurch annähernd dem Zweck einer Aktensammlung entsprechen. Für die Geschichte der anhaltischen Lande sind die wichtigsten Schriftstücke aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges in übersichtlicher Zusammenstellung veröffentlicht worden, der Werth derselben für die politische Geschichte ist natürlich dadurch eingeschränkt, daß Anhalt auf die Entwicklung derselben nur geringen Einfluß geübt hat.

Am wenigsten ist bis jetzt aus den reichen Schätzen der österreichischen Archive dem Studium dargeboten worden. Die Forscher, denen diese Archive offen standen, sind mit Anführungen und Mittheilungen aus den Akten außerordentlich sparsam gewesen, sie lassen den Reichthum ihrer Quellen mehr ahnen durch die Neuheit der von ihnen aufgestellten Ansichten als daß sie ihn auch Anderen zugänglich machten. Am weitesten geht hierin Herr von Hurter, einer der bedeutendsten Vertreter der sogenannten „neueren Forschung." In einer Schrift,*) deren wesentlicher Zweck die Widerlegung früherer Geschichtsschreiber, die Begründung neuer Ansichten ist, merkt Herr von Hurter nicht einmal an, wie viel von seinen Behauptungen sich auf archivalische Quellen stützt. Er selbst sagt darüber in der Vorrede: „Für denjenigen, der von der Wahrheitsliebe des Verfassers überzeugt ist, dürfte die Menge der Citate überflüssig sein; Zweifelnde oder Uebelwollende werden die dichteste Wolke von Zeugnissen unberücksichtigt lassen." Das größeste Vertrauen in die Wahrheitsliebe eines Gelehrten kann jedoch niemals den Mangel wissenschaftlichen Beweises ersetzen.

Diese kurze Skizze der Quellen zur Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts zeigt, welche Stellung unter denselben die Urkunden zur Geschichte des großen Kurfürsten einnehmen, deren erster Band kürzlich erschienen ist.**)

---

*) Friedensbestrebungen Kaiser Ferdinand's II. Von Friedrich von Hurter, k. k. wirklichem Hofrath und Reichshistoriographen. Wien 1860.

**) Vergl. Preußische Jahrbücher Bd. XIV. Heft 6.

Für ein halbes Jahrhundert deutscher Geschichte bieten sie der Wissenschaft gerade die Art des Materials die den tiefsten Einblick in das politische Getreibe gestattet, die bisher nur von Einzelnen hatte benutzt werden können. Soweit der brandenburg-preußische Staat an den Ereignissen von 1640 bis 1688 betheiligt war — und die Beziehungen des großen Kurfürsten waren weitgreifender und bedeutender Art — werden wir dieselben verfolgen und nach ihrem inneren Wesen betrachten können. Die Geschichte des großen Kurfürsten hat aber noch eine andere, selbständige Bedeutung, die wir uns vergegenwärtigen müssen, ehe wir im Einzelnen auf den Plan dieses Werkes und auf den vorliegenden ersten Band desselben eingehen.

Als der Tod des Vaters den jungen Kurfürsten zur Regierung berief vereinten sich in seiner Person Rechte auf die verschiedensten deutschen Lande, die äußerlich getrennt waren durch ihre geographische Lage, durch die Stellung feindlicher Heere, die ihrem Wesen nach fast noch mehr getrennt waren durch die Verschiedenheit ihrer Verfassung, durch ihre ungleiche Stellung zu Kaiser und Reich, zu auswärtigen Mächten. Einzig in der Person des Kurfürsten, in seinem Erbrecht lag das Band das so verschiedene Elemente zusammenfaßte, und selbst dieses Recht war vielfach bestritten und nur zum Theil anerkannt. Pommern war ganz von den Schweden besetzt, sie hatten die entschiedene Absicht nicht daraus zu weichen, in Brandenburg hatten die Truppen zugleich dem Kaiser und dem Kurfürsten geschworen, im polnischen Reichsrath wurden Stimmen laut den Kurfürsten des preußischen Lehens verlustig zu erklären, die rheinischen Erblande waren zum größten Theil von spanischen, hessischen, holländischen Truppen besetzt. So weit auch in diesen Ländern der Wunsch sich regte dem angestammten Fürsten und keinem Anderen unterthan zu sein, von einem Gefühl staatlicher Zusammengehörigkeit mit den anderen kurfürstlichen Territorien war nirgends die Rede. Fast allein im Geiste des Kurfürsten bestand die Idee des preußischen Staates. Selbst unter den Männern die des Kurfürsten geheimen Rath bildeten galten lange Zeit die alten märkischen Stammlande als das wesentlich Maßgebende, die neuen Erwerbungen, auf denen recht eigentlich die europäische Stellung des kurfürstlichen Staates beruhte, wurden betrachtet als „einige accessiones ohne welche derselbe per duo secula bestanden."

Aus so verschiedenartigen Gebieten erwuchs dann durch die thatkräftige Politik Friedrich Wilhelm's der preußische Staat, der sehr bald in allen europäischen Fragen sein Gewicht geltend zu machen wußte.

Indem der Kurfürst Preußen der polnischen Lehnshoheit entzog, unter die es durch die Schwäche des deutschen Reichs gekommen war, indem er

die Schweden aus dem größten Theil von Pommern vertrieb und auch nach Westen hin, so weit es in seiner Macht stand, den Uebergriffen Frankreichs muthig entgegentrat, gewann der neue Staat bald eine Bedeutung die weit über die Grenzen seiner einzelnen Territorien hinausragte, die ihn als den Vertreter aller lebenskräftigen Elemente in Deutschland erscheinen ließ gegenüber der hinsterbehden Ohnmacht des Reiches, gegenüber den unpatriotischen Bestrebungen der Rheinbundsfürsten, die unter französischem Protektorat eine politische Rolle zu spielen suchten. Der Einfluß den der Kurfürst auf die europäischen Angelegenheiten übte, daß er der Erste war der nach dem Unglück des langen Krieges deutsche Interessen kräftig vertrat, begründet die Bedeutung seiner Persönlichkeit und seiner Regierung für die Geschichte des gesammten Deutschland.

Von nicht minderem Interesse ist die innere Geschichte seiner Regierung. Zwei Dinge sind es besonders die eng verbunden uns hier zunächst entgegentreten: der Kampf mit den Ständen der einzelnen Territorien deren partikulare Interessen der Bildung des einheitlichen Staates schroff gegenüberstanden, und die Umformung des Heerwesens.

Noch bestand die Lehnspflicht zu Recht aber sie war längst ohne praktische Bedeutung, um so mehr da die Ritterschaft fast aller Orten das Recht erlangt hatte nur innerhalb des Territoriums zu dienen in dem sie angesessen war. An Stelle dieser veralteten Einrichtung mußte eine neue Heeresverfassung gesetzt werden, die zur Landesvertheidigung genügte und, wenn es nöthig war, den Kern auch einer größeren Armee bilden konnte. Die Erhaltung dieses Heerwesens konnte nicht abhängig bleiben von den einzelnen zeitweisen Bewilligungen der Stände in den verschiedenen Gebieten, wie sie von den früheren Kurfürsten nach langdauernden Bemühungen meist unter Aufopferung landesherrlicher Rechte erlangt waren. Die Gründung eines stehenden Heeres war unmöglich, wenn es nicht gelang über diese endlosen Streitereien hinwegzukommen. Es ist dem Kurfürsten gelungen trotz allen Widerstrebens der Stände sein Heerwesen durchzuführen und eben hierauf die Herstellung des Einheitsstaates zu gründen.

Indem der Sonderwille der einzelnen Stände der Idee des zu schaffenden Staates untergeordnet, indem ein stehendes Heer aus Landeseingesessenen gebildet wurde, war doch nur der Anfang gemacht mit der Herstellung eines geordneten Staatswesens. Die Einrichtung einer einheitlichen Verwaltung, die Reform des Finanzwesens sind wesentliche Theile der inneren Politik des Kurfürsten. Neben diesen Bemühungen dürfen die kirchlichen Bestrebungen des Kurfürsten, seine Maßregeln zur wirthschaftlichen Hebung des Landes, seine Handelspolitik, die Versuche zur Gründung einer Flotte nicht unbeachtet bleiben, wenn sie gleich von min-

derem politischen Interesse sind als jene großen organisatorischen Einrichtungen auf denen die Gründung des preußischen Staates beruht.

Diese innere Politik des Kurfürsten, deren Kenntniß für die preußische Geschichte noch wichtiger erscheint als die seiner europäischen Verhältnisse, ist in dem berühmten Werke Pufendorf's, den der Kurfürst selbst zu seinem Biographen erlesen hatte, nicht genügend berücksichtigt. Aber auch die auswärtigen Beziehungen bedürfen noch erneuter Untersuchung. „Pufendorf ist" — wie Droysen sagt*) — „ein Historiker im großen Styl; aber er ist eine verhältnißmäßig schlechte Geschichtsquelle. Nicht blos wegen gelegentlicher Fehler und Ungenauigkeiten; er giebt weder Alles, was man bei solchem Material und bei solchem Gegenstande doch erwarten dürfte, noch ist, was er giebt, im Einzelnen so authentisch, daß man sich darauf verlassen könnte. Was er in den Akten fand hat er umgeformt, verkürzt oder verallgemeinert, anders combinirt, hineingeschmolzen in das Gesammtbild das er so hinstellt, wie es nach seiner Auffassung war."

Die Geschichte des großen Kurfürsten nach den angedeuteten Gesichtspunkten betrachtet ist die Geschichte der Gründung des preußischen Staates. Nirgend läßt sich die Idee dieses Staates, die Eigenart seines Wesens besser und vollständiger erkennen als wenn wir die Weise seiner Entstehung und wie er seine Stellung zum deutschen Reich, zu den europäischen Fragen nahm, in's Auge fassen. Je zuverlässiger und klarer wir die Geschichte eines Staates begreifen, um so weniger können wir in Zweifel sein über die Aufgaben die er noch zu lösen, über die Bestimmung die er zu erfüllen hat. Die Materialien „zur Geschichte des großen Kurfürsten" haben insofern für die preußische und deutsche Geschichte noch einen besonderen nationalen Werth.

Der Größe der Aufgabe, ihren mannichfachen Beziehungen entspricht die Anlage des umfassenden Werkes. Die Verhältnisse des Kurfürsten zum Reich, zu den europäischen Mächten, die verschiedenen Seiten seiner inneren Politik werden in gleicher Weise durch die authentischen Zeugen klar gelegt. Auch die Berichte der fremden Gesandten, die mit scharfem Blick und mit sehr verschiedenartiger Theilnahme die Veränderungen am Hofe und im Staate und das sichtliche Gedeihen der neuen Zustände beobachteten, sollen, so weit die auswärtigen Regierungen es gestatten, aus den Archiven derselben mitgetheilt werden. Schon durch diese Ausdehnung des Planes auf die gesammte Thätigkeit des Kurfürsten unterscheidet sich das neue Werk sehr wesentlich von allen früheren Sammlungen zur Geschichte der letzten Jahrhunderte.

---

*) J. G. Droysen, Beiträge zur Kritik Pufendorf's. In den Verhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. 1864. I.

Die mitgetheilten Akten sind nach sachlichen Gesichtspunkten in verschiedene Abschnitte eingetheilt, innerhalb der Abschnitte chronologisch geordnet. Kurze vortrefflich geschriebene Einleitungen fassen das Vorausgegangene zusammen, führen uns bis an die Schwelle der Urkunden, so daß wir schon bei dem ersten Aktenstück uns mitten in die Verhandlung versetzt sehen. Als ein weiterer Fortschritt gegenüber anderen Sammlungen muß der kurze Proceß bezeichnet werden, den man mit den formellen Redensarten, mit den diplomatischen Schnörkeleien gemacht hat. Der Herausgeber hat sie einfach fortgelassen, alles unnütze Nebenwerk bei Seite geschafft und nur mitgetheilt was sich auf die verhandelten Gegenstände bezieht.

Die erste Folge des Werkes ist „Politische Verhandlungen“ betitelt. Es sind darunter zunächst die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten und der Theil der inneren Politik begriffen, der im direkten schriftlichen Verkehr zwischen dem Kurfürsten und seinen höchsten Beamten zur Erscheinung kommt. Die übrigen Zweige der inneren Regierung, namentlich die Landtagsverhandlungen sind späteren Folgen vorbehalten. So kann aus dem bis jetzt erschienenen ersten Band der ersten Folge, der die frühesten Regierungsjahre des Kurfürsten umfaßt, noch kein abschließendes Bild der Ereignisse gewonnen werden, da namentlich in jenen Jahren die ständischen Verhältnisse in der Mark und in Preußen besondere Aufmerksamkeit verdienen. Doch sei es erlaubt schon jetzt in kurzem Ueberblick das Gebotene zu charakterisiren. —

Die schwierige Lage des Kurfürsten beim Antritt seiner Regierung ist oben angedeutet. Der einzige ruhige Besitz den Georg Wilhelm noch zuletzt unter den Wirren des Krieges gehabt hatte, das Herzogthum Preußen, war wenigstens zunächst noch nicht in der Gewalt seines Nachfolgers. Die Krone Polen erhob den Anspruch bis zur neuen Huldigung und Belehnung durch königliche Commissarien die Regierung zu führen, ein Ansinnen dem der Kurfürst in keiner Weise nachgeben konnte. Gleich die ersten Akten führen uns in diesen Streit über die einstweilige Regierung. Der Kurfürst protestirt gegen den Ausdruck „Sedisvacanz,“ er weigert die Anerkennung königlicher Commissarien, ja seine Gesandten verbitten jede irgendwie feierliche Uebertragung der Regierungsgewalt, damit es nicht das Ansehen gewinne: „ob succedirten Seine Churfürstliche Durchlaucht nicht in die Administration, sondern hätten zu warten, bis ihr dieselbe cum solennitate deferirt werde.“ Zugleich aber ist der Kurfürst eifrig bemüht, den Schein zu vermeiden, als ob er die Regierung thatsächlich in die Hand nehme. Er schreibt darüber an seine Gesandten: „Es möchten auch wohl einige mißgönstige Leute bei S. Kön. Maj. Uns angeben und

cavilliren wollen, als wann Wir zwar mit Worten Uns erklåreten, Wir nähmen Uns der Regierung noch nicht an, unter deß so geschehe doch alles und würde expediret von den Regiments Räthen mit Unserm Wissen und Willen, dieselbe communicireten Uns alles, was sie thäten: darauf hättet Ihr zu antworten, daß gar ein anderes wäre, Wissenschaft von allem zu haben, ein anderes selbst regieren, befehlen, verbieten, dekretiren, dessen Wir Uns dann gar noch nicht anmaßen oder Unseren Titull in der Regierung führen lassen."

Doch ist nicht zu zweifeln daß der Kurfürst seinen persönlichen Einfluß auf die Regimentsräthe geltend zu machen suchte, soviel er nur konnte, daß er auch ohne dies thatkräftig in die Regierung eingriff. Eben jetzt waren zwei der wichtigsten Aemter in Preußen erledigt, Friedrich Wilhelm nahm in Anspruch beide neu zu besetzen. Freilich konnte er den bereits vom König ernannten Landhofmeister nur dadurch zum Verzicht auf diese Stelle bewegen, daß er ihm das fast ebenso wichtige Amt des Oberburggrafen verlieh, aber er wahrte doch das Princip, von ihm nicht vom König ging die thatsächliche Ernennung aus. Die energischste Maßregel des Kurfürsten war die Entlassung des Abraham Spiring, der die Aufsicht über die mit Polen gemeinsamen Seezölle führte und sein Amt im Interesse Polens verwaltete. Die Folgen dieser Entlassung waren bedeutender Art, in Polen war man darüber heftig erbittert, aber die preußischen Stände begrüßten sie mit lautestem Beifall und eben hierin lag ein Vortheil der sich in den Verhandlungen mit Polen geltend machte.

Bei der augenblicklichen Schwäche Brandenburgs schien der König in der Lage die Bedingungen der Belehnung vorzeichnen zu können, doch mußte man sich hüten den Bogen nicht zu überspannen. Gelang es dem Kurfürsten sich mit den anfangs so widerspänstigen Ständen zu einigen, wer wollte ihn hindern sich thatsächlich zu nehmen, was man jetzt noch sich konnte abkaufen lassen? Jene Entlassung Spiring's war ein Mittel die Stände zu gewinnen, wenigstens die Oberstände schienen bereit sich billigen Vorschlägen zu fügen. Und dann, wie machtlos Brandenburg auch erscheinen mochte so lange es im Schlepptau der kaiserlichen Politik sich hatte führen lassen, es konnte eben jetzt, wo von schwedischer wie von kaiserlicher Seite neue umfassende Pläne ausgeführt werden sollten, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen, wenn es sich rückhaltlos der schwedischen Politik anschloß. Man mußte alles aufbieten um dies zu verhindern, den Kurfürsten wenn irgend möglich an die katholische Partei zu fesseln. Es war noch ein drittes Moment, das der Kurfürst sehr wohl zu betonen wußte: das fürstliche Interesse gegenüber der ständischen Allgewalt. Der Kurfürst läßt den König erinnern daß der Reichstag das

letzte königliche Vorrecht, das der Belehnung, an sich reiße, wenn er sich anmaße die Bedingungen dafür vorzuschreiben. König Wladislaus war solchen Erwägungen nicht unzugänglich, er ließ es geschehen daß die kurfürstlichen Gesandten in dem Wortlaut der officiellen Antwort an Friedrich Wilhelm überall die Nennung der polnischen Republik verbaten, weil Preußen ein Lehen nicht der Republik sondern des Königs sei.

Diese Momente wirkten erheblich auf die Verhandlungen ein. Freilich mußte der Kurfürst den Ständen weit mehr nachgeben als mit seinen Interessen verträglich war, peinliche Bedingungen wurden von den Polen erzwungen, aber es gelang ihm die Interimsregierung abzuwehren, die Einmischung der Krone in die ständischen Verhältnisse zu vermeiden, zunächst festen Fuß zu fassen, die Möglichkeit weiterer Thätigkeit zu gewinnen.

Die Akten des ersten Bandes über die preußisch-polnischen Verhältnisse reichen bis zum Jahre 1648 und berühren also, außer jenen ersten Kämpfen vor Uebergabe der Regierung und der Belehnung, die mannichfachen weiteren Differenzen mit den Ständen und mit der Krone. Am meisten wird die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch den gemeinsamen Seezoll, dessen Aufhebung der Kurfürst erst 1646 durchsetzen konnte. Diese Verhandlungen sind um so interessanter weil sie einen Einblick in die handelspolitischen Verhältnisse jener Zeit gestatten.

An die Aktenstücke über Preußen und Polen reiht sich eine Auswahl solcher, welche die Ergreifung und Einrichtung des Regiments in den Marken betreffen. Hierüber ist vieles Einzelne durch andere Veröffentlichungen bekannt und schon Gedrucktes ist in unserem Werke nirgends wiederholt. Dem Bekannten tritt als sehr wesentliche Ergänzung der Schriftwechsel zwischen dem Kurfürsten und den Statthaltern sowie einzelnen Räthen und höheren Officieren zur Seite. Das Mitgetheilte ist hinreichend die außerordentlich schwierige Lage des Kurfürsten erkennen zu lassen gegenüber der offenen Meuterei der Truppen, der hinterhaltigen Politik des übermächtigen, zunächst unentbehrlichen Statthalters Grafen Schwartzenberg. Man sieht wie neben dem schwartzenbergischen Anhang eine Anzahl tüchtiger patriotischer Männer sich am Hofe erhalten hat, die mit Eifer und Kraft das Interesse des Kurfürsten vertreten, die dann den neuen Statthalter, den jungen Markgrafen Ernst von Jägerndorf, in seiner dornenvollen Stellung aufrecht halten. Die Berichte des Letzteren zeigen wie trotzig und übermüthig die schwartzenbergische Partei auftrat, wie offen sie ihre Absichten, ihre Unbotmäßigkeit zur Schau trug, wie behutsam aber entschlossen der Statthalter ihren Plänen entgegentrat bis zuletzt an seiner festen Haltung die Intrigue zerschellt war.

Eine werthvolle Beigabe ist der aufgefangene Briefwechsel des jungen Grafen Schwartzenberg. Zwar ergiebt sich aus den hier mitgetheilten Akten mit Wahrscheinlichkeit daß die mehrfach citirte Stelle *) die dem Grafen am meisten zur Last gelegt wurde falsch dechiffrirt und in der That unverfänglich war, aber die Briefe enthalten immerhin genug um die Gefährlichkeit dieses kaiserlichen Dieners zu beweisen und das gegen ihn befolgte Verfahren zu rechtfertigen.

Als eine interessante Zugabe sind die Berichte über die Geistesverwirrung zu betrachten die den jungen Markgrafen mitten in seiner erfolgreichen, aufreibenden Thätigkeit überfiel und nach wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte. Das Gutachten des Dr. Johannes Magirus ist ein pikanter Beitrag zur Culturgeschichte und zur Kenntniß der seltsam verworrenen medicinischen Anschauungen, in denen selbst berühmte ärztliche Autoritäten damals befangen waren. Wir erfahren daß die Krankheit des Markgrafen Melancholie war, entstanden aus den „melancholischen Feuchtigkeiten seiner Säfte und aus der Trockenheit des Herzens,“ daß die heiße Liebe des Markgrafen zu seiner fürstlichen Braut diese Trockenheit und Kälte des Herzens sehr erheblich vermehrt habe: „die große Sorgfältigkeit, das Wachen, die Traurigkeit und andere heftige Affekten, mit welchen die liebhabende Personen geplaget werden, die erkälten und trocknen das Herze aus, vermehren die melancholische Feuchtigkeiten und bringen solche in das Gehirn, obgleich liebhabende Personen sich im Anfang nichts dergleichen befürchten; indem sie aber dasselbe, was sie lieben, allzutief in ihr Gedächtniß eingraben, so greift die Gift Mark und Bein an.“

Den Maßregeln, durch die der Kurfürst zunächst in Preußen und in der Mark die Zügel der Regierung ergriff, unmittelbar zur Seite gehen die Verhandlungen mit Schweden. Vornehmlich um zwei Dinge handelt es sich hierbei in jenen ersten Jahren: um den Waffenstillstand und um die Wiederaufnahme jenes alten Planes der durch die Vermählung des Kurfürsten mit der jungen Königin von Schweden die pommersche Frage erledigen und ein gewaltiges schwedisch-deutsches Reich gründen wollte. Den eingehenden Mittheilungen Pufendorf's über den Waffenstillstand und den darauf bezüglichen Unterhandlungen konnten unsere Akten nur einzelne Ergänzungen und Berichtigungen hinzufügen, über den Heiratsplan begegnen wir hier zuerst sicheren Berichten.

---

*) Schwartzenberg sollte an den kaiserlichen Minister Grafen Leslie geschrieben haben: „ich meinestheils werde allezeit thun, was dem Churfürsten schaden wird, während als richtige Auflösung der Chiffer von Schwartzenberg mit Wahrscheinlichkeit nachgewiesen wurde: „was der Kaiser schaffen wird.“

Wenige politische Fragen haben in den vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit Europas gefesselt als die der brandenburgischen Heirat. Ueberall in unseren Akten begegnen wir dem lebhaften Interesse das sie erregt, den mannichfachen Conjekturen die sich daran knüpfen. Für die kurfürstliche Politik war „diese allgemeine Spannung auf eine Entscheidung, die vielleicht auf die ganze Gestaltung des Kriegs und des künftigen Friedens von dem erheblichsten Einfluß werden konnte“ ein hülfreicher Bundesgenosse, sie war — wie die Einleitung in unserer Sammlung bemerkt — „einer der Hebel, woran das neu emporkommende Ansehen des brandenburgischen Hauses sich zuerst langsam wieder aufrichtete.“

Die Verhandlungen mit Schweden in dieser Sache sind natürlich mit behutsamer Vorsicht geführt, Alles in unseren Akten das sich darauf bezieht ist in Chiffern geschrieben. Ein Zufall — wie es scheint — ließ den Schlüssel dieser Chiffern verloren gehen, so daß Pufendorf nichts Schriftliches über den Heiratsplan finden konnte. Erst dem Herausgeber ist es gelungen die chiffrirten Stellen zu lesen. Unsere Mittheilungen zeigen wie ernstlich der Kurfürst den Plan betrieb, er spricht sogar davon mit wenigem Geleit heimlich nach Schweden zu reisen, seine Werbung selbst zu führen. Bei den ungünstigen Antworten der schwedischen Staatsmänner war eine derartige Brautfahrt natürlich nicht möglich. Die Gründe des Mißlingens lagen zum Theil in der Person der Königin, die schon damals — „ob sie zwar in das sechzehnte Jahr ginge“ — gegen den Gedanken einer Heirat schwierig wurde. Die schwedischen Minister heben dies mehrfach hervor, so der Reichsschatzmeister: „annektiret, daß es auch ungewiß wäre, ob sie ganz heirathen würde, denn wie er ihr einmal per occasionem eines Hauses, das an einen gewissen Ort sollte gebaut werden, gesagt, sie müsse auch Zimmer verordnen vor ihren künftigen Herren, hätte sie davon nit wissen wollen, besondern sich umwendend gesagt: Non sit alterius qui suus esse potest.“ Ueber die politischen Gründe der schwedischen Staatsmänner ist wesentlich Neues in unseren Akten nicht enthalten, da sie die Sache selbst nicht diskutiren, sondern jede Entscheidung auf zwei Jahre, bis zur Mündigkeit der Königin, verschieben.

Ganz anderen Charakters sind die Unterhandlungen mit Frankreich. Zwar üben die Heiratspläne auch hier ihren Einfluß, die Prinzessinnen von Orleans und Longueville werden dem Kurfürsten angeboten aber wesentlich handelt es sich um politische Fragen bedeutungsvoller Art. Neben den Friedensverhandlungen in Münster können wir in den hier mitgetheilten Akten drei Stadien einer Unterhandlung erkennen die fast ganz zwischen Berlin und Paris geführt wurde.

Der erste Theil derselben spielt in den beiden Sendungen eines diplomatischen Agenten Namens Winand Rodt. Im Jahre 1643 nach Paris geschickt um nähere Beziehungen anzubahnen, wird er auf das Freundlichste empfangen und zu specielleren Besprechungen mit dem Grafen d'Avaux, dem französischen Gesandten in Münster, aufgefordert. Diese Unterhandlungen finden in den letzten Monaten des Jahres 1644 statt. Die Mittheilungen unseres Agenten darüber widersprechen den französischen Nachrichten, doch läßt sich der Widerspruch durch Unterscheidung verschiedener Zeitpunkte vermitteln. Nach Rodt's Berichten kommt das Gespräch auf die dem Kurfürsten zugeschiebenen kriegerischen Pläne gegen Pfalz-Neuburg und, fast ohne daß Rodt es provocirt, bietet d'Avaux französische Geldhilfe an indem er zugleich die Bedingungen formulirt die Frankreich dabei stellen müsse. Die wesentlichen derselben sind, daß der Kurfürst keine dritte Partei bilden dürfe, daß er in den Ländern die er etwa erobern würde Religionsfreiheit gestatte. Man erkennt was das Erste bezweckt. Die ganze Thätigkeit des Kurfürsten war darauf gerichtet sich eine selbständige Stellung zu schaffen, zwischem dem Kaiser und Spanien auf der einen, den Schweden und Franzosen auf der anderen Seite eine dritte, eine deutsche Partei zu bilden. Was d'Avaux forderte war daß der Kurfürst auf diese Politik verzichte, daß er der kaiserlichen Partei den Handschuh hinwerfe und dadurch gezwungen werde sich der französischen Politik rückhaltlos anzuschließen.

Der Kurfürst erlangte durch diese Verhandlungen die sehr wirksame diplomatische Unterstützung Frankreichs bei Hessen-Kassel, zu seiner vorsichtigen Annäherung an die französische Politik wurde er neben diesem Zweck durch folgende Gedanken bestimmt: So wenig er gesonnen war die Stellung aufzugeben die er zwischen den kriegführenden Staaten eingenommen hatte, es konnten Umstände eintreten die sie unhaltbar machten. Er mußte wissen worauf er bei den auswärtigen Mächten rechnen konnte, er mußte nach allen Seiten Beziehungen anknüpfen, um im gegebenen Fall sich entscheiden zu können. Diese Absicht läßt sich aus dem Wenigen erkennen was von den Berichten Rodt's erhalten ist, noch deutlicher tritt sie in dem zweiten Stadium der Unterhandlungen, in der Sendung des Grafen Dohna (März bis Juli 1646) hervor.

Den officiellen Inhalt dieser Verhandlung bildet die Frage der sich gegenseitig zu gebenden Titel. Der Kurfürst kommt dem König entgegen indem er ihm den bis dahin verweigerten Titel Majestät bewilligt. Seinerseits verlangt er dafür mit „frère“ statt wie bisher mit „cousin“ angeredet zu werden, ein Wunsch der ihm übrigens nicht erfüllt wird. Nach den Mittheilungen des französischen Ministers an den Gesandten in Mün-

ster hat die Unterhandlung sich ausschließlich um diese Frage gedreht. Aus dem Berichte Dohna's erfahren wir daß die pommersche und neuburgische Frage sehr lebhaft in die Diskussion gezogen wurden. Die französischen Minister gaben zu erkennen daß sie energische Anträge vom Kurfürsten erwarteten, der Wunsch einer Heirat Friedrich Wilhelm's mit einer der französischen Prinzessinnen wurde zu verstehen gegeben und Graf Brienne erklärte, falls der Kurfürst Willens wäre „die Spanier aus Jülich und die Kaiserlichen aus Düsseldorf zu jagen, würde die Kön. Maj. aus Frankreich deroselben gerne mit dero Völkern beistehen." Unter der Hand wurde der Gesandte gefragt „ob man sich mit einem Secours von 10,000 Mann wohl contentiren könnte." Auf diese Anerbietungen konnte Dohna nicht eingehen, weil seine Instruktion nichts Derartiges enthielt. Man ist auch in Folge seiner Berichte nicht darauf zurückgekommen, weil der Kurfürst durchaus nicht die Absicht hatte von seiner bisherigen Politik abzuweichen.

Weitere, bestimmte Resultate hatte diese Gesandtschaft nicht, aber sie führte zur Einsetzung eines ständigen diplomatischen Agenten in Paris. Für diesen Posten wurde der bekannte Publicist Abraham Wiquefort gewonnen, dessen Unterhandlungen in den Jahren 1647 und 1648 das dritte Stadium dieser Annäherung an Frankreich bilden.

Hier handelt es sich um den Plan eines festen Bündnisses zwischen Frankreich und Brandenburg. Aus einer dunklen Andeutung des Kurfürsten, die von den französischen Ministern eifrig ergriffen wird, entwickeln sich Unterhandlungen weitgehender Art. Der Kurfürst scheint im Begriff aus seiner zuwartenden Stellung herauszutreten, um hohen Preis sich der französischen Politik in die Arme zu werfen. Die wesentlichen Bestimmungen des Allianzentwurfs (vom 6. November 1647) sind daß der Kurfürst mit einem Heere von noch zu vereinbarender Stärke den Kaiser und seine Anhänger angreifen soll, daß er sich verpflichtet keinen Frieden zu schließen „sans la France et sans qu'elle ait esté entierement satisfaite tant pour les pretentions qu'elle a apresent, que de celles qu'elle pourra avoir cy apres contre l'Empereur ou ses adherans en Allemaigne." Frankreich verpflichtet sich dagegen zur Zahlung von Subsidien und garantirt dem Kurfürsten, außer den Entschädigungen die in dem Friedensvertrag ihm zugesichert sind, den Gewinn Schlesiens.

Was Friedrich Wilhelm bewegen konnte in diesem Moment auf so weitgehende Entwürfe sich einzulassen, ist in der Wendung zu suchen die den westphälischen Friedensverhandlungen zu drohen schien. Noch einmal, nachdem fast alle wichtigen Streitpunkte durch besondere Verträge erledigt

waren, schien das ganze Werk an dem Widerstand der kaiserlichen Partei scheitern zu sollen. Während der Kaiser von Neuem für eine Offensiv-Allianz gegen Schweden warb, suchte der Kurfürst nach zwei Seiten hin Deckung gegen die drohende Gefahr. Durch Burgsdorf unterhandelte er in Dresden über die Bildung einer bewaffneten Mittelpartei, er beauftragte Wiquefort den französischen Wünschen entgegen zu kommen. Konnte der Friede erhalten werden, so war er weit entfernt seine bisherige Politik zu verlassen. Ein französisches Bündniß konnte nur unvollkommen dem Bedürfniß seiner Situation entsprechen, nicht in einer einseitigen Richtung gegen den Kaiser, vielmehr gegen Schweden lagen die Interessen Brandenburgs, vor Allem aber war die Herstellung des allgemeinen Friedens die Bedingung seiner Wohlfahrt.

Die Instruction für Wiquefort verwirft den Allianzentwurf nicht unbedingt, sie bittet um zwei Monat Aufschub, weil inzwischen die Frage des Friedens zur Entscheidung kommen müsse und — können wir hinzusetzen — weil man währenddeß über die beabsichtigte Bildung der Mittelpartei im Klaren sein konnte. In diesen zwei Monaten soll Frankreich durchsetzen daß Schweden seine Truppen aus allen kurfürstlichen Gebieten zurückzieht und die Contributionen einstellt. Der Kurfürst erklärt daß er die Unterhandlung nicht fortsetzen könne, bevor er darüber Sicherheit erlangt habe. Zugleich soll Wiquefort einstweilen eine kleine Anleihe von 100,000 Thalern bei Frankreich zu machen suchen. Man ist versucht zu glauben, daß es diese guten Dienste sind, auf die es dem Kurfürsten wesentlich ankommt, daß er seinen Beitritt zum Bündniß nur hoffen läßt um seine anderen Wünsche zu erreichen. Das ist ihm denn freilich nicht gelungen. Die Instruction Wiquefort's, die Versuche Burgsdorf's in Dresden hatten zur Folge daß Mazarin die Verhandlungen in Paris abbrach und den Unterhändler zur Fortsetzung derselben an den Gesandten in Münster verwies.

Sie sind nicht wieder aufgenommen. Die bewaffnete Mittelpartei war nicht zu Stande gekommen, aber auch die Pläne des Kaisers waren gescheitert, der Abschluß des Friedens war bald außer Zweifel. Damit fielen denn auch die Gründe fort die den Kurfürsten für den äußersten Nothfall auf ein derartiges Bündniß gewiesen hatten.

Man wird in unseren Akten neben den Schriftstücken über die dem Entwurf vorausgegangenen Verhandlungen mit Interesse die Gutachten des Kanzlers Götze und des geheimen Rathes Striepe lesen, in denen sie so recht vom alten märkischen Standpunkt aus den Abschluß des Bündnisses widerrathen. Die Art wie sie von den Bestimmungen desselben reden läßt schließen, daß sie den Wortlaut des Entwurfes nicht gekannt

haben, von dem versprochenen Gewinn Schlesiens scheinen sie nichts zu wissen. Mit Recht folgert Erdmannsdörffer daraus daß der Kurfürst sie nicht ganz in das Geheimniß gezogen, einen Plan von so weitgehender Bedeutung nur zum Theil im geheimen Rath, ganz nur mit seinen Vertrauten wie Burgsdorf und Schwerin berathen habe.

Die letzten drei Abschnitte betreffen die Beziehungen zu Kaiser und Reich, zunächst die Verhandlungen des Reichstages zu Regensburg (1640 und 1641) und der Reichsdeputation zu Frankfurt (1643—1645). Von beiden war bisher die allgemeine Ansicht daß ihre Berathungen sehr unfruchtbarer Natur gewesen seien und dem deutschen Wesen eher geschadet als genützt hätten. Das angeführte Werk von Koch tritt dieser Auffassung mit großem Eifer entgegen indem es den Beschwerden der Reichsstände und den weitschweifigen Discussionen darüber eine außerordentliche Bedeutung beimißt. Für den Reichstag läßt sich allerdings aus den Protokollen des Fürstenrathes erkennen wie viel und wie lange über diese Dinge verhandelt wurde, aber die Beschlüsse sind völlig wirkungslos gewesen. Koch legt den meisten Werth auf ein umfassendes Gutachten in dem die schlechte Kriegszucht der kaiserlichen Heere getadelt und scharfe Gesetze dagegen beantragt werden, in dem unter Anderem „weil wahrgenommen wurde, daß die Befehlshaber bloß aus wechselseitiger Eifersucht und Mißgunst die Gelegenheit den Feind zu schlagen, absichtlich entwischen lassen" die Reichsstände bitten „ihnen Eintracht und redliches Zusammenwirken ernstlich zu befehlen." Das Gutachten deckt allerdings vorhandene Schäden schonungslos auf, aber mit der Kriegszucht der Truppen ist es dadurch nicht besser geworden und nirgend ist zu erkennen daß die Bitte der Reichsstände Einfluß auf die kaiserlichen Generale geübt habe.

In gleicher Weise legt Koch großen Werth auf die Verhandlungen des Deputationstages über die Reform des Justizwesens. In der Correspondenz der brandenburgischen Gesandten ist darüber nicht viel zu finden, die Gesandten wie der Kurfürst betrachten diese Reformversuche als vollkommen nebensächlich. Nicht anders die übrigen zeitgenössischen Berichte, selbst der weitschweifige Londorp fertigt sie mit den kurzen Worten ab: „Demnach es mit den puncto Justitiae auff diesem Deputationstag zu keinem völligen Schluß gelanget, sondern derselbe erst auf dem Reichstag zu Regensburg A. 1654 seine Richtigkeit bekommen: als ist für gut erachtet worden, sich dieses Orts damit nicht aufzuhalten."

Die Zeitgenossen fühlten sehr wohl daß die Bemühungen um Reichsreformen, daß selbst die Abstellung einzelner Beschwerden völlig fruchtlos war so lange die feindlichen Heere mitten in Deutschland standen, so lange ein Theil der Reichsstände die Waffen gegen den Kaiser führte. Nur

zugleich mit der Herstellung des Friedens war eine ernstliche Reform möglich, die Bedeutung des Reichs- und des Deputationstags lag deshalb allein in dem was sie zur Anbahnung des Friedens thun konnten. Eben diese Anschauung zieht sich durch die ganze Correspondenz der brandenburgischen Gesandten, bestimmt ihre Thätigkeit. In dieser Beziehung waren die Arbeiten des Reichstags von sehr trauriger Wirkung. Sie machten den Frieden so lange unmöglich, bis der Kaiser, durch Frankreich und Schweden gezwungen, die Beschlüsse des Reichstags fallen ließ.

Außerhalb der officiellen Sitzungen wurde während des Reichstages auch die Frage der schwedischen Entschädigung mehrfach erörtert. Die Berichte der brandenburgischen Gesandten zeigen wie bereit die kaiserlichen Minister waren vom Kurfürsten das Aufgeben Pommerns zu fordern, während sie ablehnten über die Entschädigung Brandenburgs zu diskutiren, während sie den Wünschen des Kurfürsten in Betreff Jägerndorfs und der rheinischen Lande schroff entgegentraten. Und doch war die Frage der schwedischen Entschädigung die wichtigste unter den Vorfragen ohne deren Erledigung ein gedeihlicher Fortgang der Friedensverhandlungen nicht möglich war.

Die Akten des entsetzlich steifen und zopfmäßigen Deputationstags haben nur einen Werth. Eben die Resultatlosigkeit seiner Berathungen und die Gründe aus denen sie entstand werfen helle Streiflichter auf die Politik des Kaisers und der in Frankfurt vertretenen Stände.

Das Gleiche gilt von dem letzten Abschnitt des ersten Bandes. Hier handelt es sich um eine Gesandtschaft des Kurfürsten an den Kaiser, deren eigentlicher Zweck durch die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz bereits überholt war als der Gesandte am kaiserlichen Hofe eintraf. Bestimmte Erfolge wurden durch diese Gesandtschaft nicht erreicht, aber es fanden Besprechungen statt über fast alle Beziehungen zwischen der kaiserlichen und brandenburgischen Politik. Die Berichte darüber, die Beobachtungen die der Gesandte in sein Tagebuch verzeichnet hat sind in hohem Grade lehrreich für unsere Kenntniß der Zustände und der Personen.

Wir haben angedeutet wie viel des Neuen und Wichtigen für das allseitige Verständniß der kurfürstlichen Politik schon in dem ersten Bande unseres Aktenwerkes geboten wird. Freilich die kunstvolle Darstellung vergangener Zeiten soll durch die Urkunden nicht entbehrlich gemacht werden; die Fülle des Materials enthält nur die Anregung zu der Arbeit, die den Stoff zu durchbringen und zu einem lebendigen Bild zu gestalten sucht.

Paul Goldschmidt.

Entstehung und Entwickelung der Leibeigenschaft in Rußland.

Die Reformen in Rußland unter der Regierung des jetzigen Kaisers Alexander II. gaben der russischen Literatur zum ersten Male Gelegenheit, sich gründlich mit den eigenen Staatsverhältnissen zu befassen. Besonders die Bauernfrage rief die Thätigkeit der jungen Presse in hohem Grade hervor. Unter den zahlreichen diesen Gegenstand behandelnden Schriften finden wir manche schätzbare Bereicherung der Wissenschaft, sowohl in ökonomischer wie in historischer Beziehung. In letzterer mußte besonders die Frage der Entstehung der Leibeigenschaft und ihrer Entwickelung in Rußland das Interesse der Nation fesseln, und es erschienen über dieses Thema manche nicht unbedeutende Arbeiten, von denen wir die schon früher in diesen Blättern erwähnten „Materialien zur Geschichte der Aufhebung des Leibeigenstandes" von unbekannten Verfassern, und die „Bauern in Rußland" von Belajeff, für das Folgende benutzt haben.

Der eigentliche Bauernstand im alten Rußland war frei und hatte in einigen Gegenden das Recht des Grundbesitzes, in anderen, und zwar in den meisten, erhielten die Bauern vom gutsbesitzenden Adel Land zugewiesen, wogegen sie sich zu persönlichen Dienstleistungen bei Bebauung des Herrenlandes verpflichten mußten. Sie waren ein besonderer Stand im Staate, hatten ihre eigenen ständischen Rechte und bildeten unter einander Bauerschaften und Gemeinden, gleichviel welchem Magnaten das Land zugehörte das sie bewohnten. Sie hatten ihre selbstgewählten Ortsbehörden und ihre eigene Gerichtsbarkeit, durch welche sogar die Todesstrafe verhängt und ohne höhere Genehmigung vollzogen werden konnte. In Betreff der Staatsabgaben standen sie in directer Beziehung zur Landesregierung ohne jede Vermittelung ihrer Grundherren.

Es gab außer diesen freien Bauern noch einen anderen, dienenden Stand, der in zwei Klassen zerfiel, in die sogenannten Cholopui oder Rabui, meistens Kriegsgefangene, die sich mit ihrer Person und der in ihnen concentrirten Nachkommenschaft im erblichen Besitze ihrer Herren befanden, und in die Cabalnui, welche sich aus Armuth oder um in jenen bewegten Zeiten den Schutz Mächtigerer zu genießen freiwillig in die Gewalt eines Herrn begeben hatten, welches Verhältniß aber nach dem Tode des Herrn erlosch und ebenso keinen Einfluß auf die Nachkommenschaft des Cabalnui ausübte.

Die einzige Beschränkung, welcher der freie Bauer bei Verfügung über seine Person unterlag, war die dem Herkommen entsprungene Verpflichtung, das einmal in Bebauung übernommene Land nicht vor dem „Jurieff-Tage" (im Herbste nach der Erntezeit) zu verlassen. Diese allein das Interesse der Landwirthschaft in's Auge fassende Beschränkung stellte den Gutsherrn sicher in der jährlichen Vollendung der Feldarbeiten, die der Bauer gegen Ueberlassung einiger Aecker zur eigenen Benutzung übernommen hatte, ohne aber der persönlichen Freiheit des Bauern einen weiteren Zwang aufzuerlegen.

Als später eine festere Staatenbildung und eine größere Concentration der Macht bei den Fürsten im Slavenreiche Fuß faßte, stellte sich für diese das

Bedürfniß heraus, einen zur Kriegsfolge bereiten Wehrstand zur Verfügung zu haben, und es lag in der Natur der Dinge, diesem Stande als Lohn eine gesicherte Existenz zu gewährleisten. Da aber der Begriff der stehenden Heere, wie im Occident so auch in den Slavenlanden, jener Zeit noch fern lag, so mußten die Fürsten dem Grundadel, auf dessen Schultern die Pflicht der Kriegsfolge lastete und der deshalb oft seine Güter zu verlassen genöthigt war, die Bebauung seiner Ländereien garantiren.

Insbesondere für den kleinen Grundbesitzer war es damals schwierig hinreichende Kräfte zur Bebauung seines Landes zu bekommen und zusammenzuhalten, da einestheils die größeren Bojaren den Bauern eine bessere Stellung und einen sichereren Schutz zu gewähren vermochten, und anderentheils Kirche und Geistlichkeit, die ihren Gütercomplex durch fromme Vermächtnisse fort und fort vermehrten, dem auf diesen Gütern lebenden Bauernstande vollständige Freiheit von allen Staatsabgaben verschafften.

Staat und kleinere Grundbesitzer mußten also diesem Zustande der Dinge in Betreff der Kirchengüter ebenmäßig entgegen sein, da der eine dadurch seine Abgaben verlor, die anderen ihre Arbeitskräfte einbüßten. Unter dem Czaaren Fedor Iwanowitsch kam es denn auch auf einem Reichstage (1584) zu einem Verbote an die Kirche, fernerhin Vermächtnisse (Tarchane) anzunehmen, doch die Geistlichkeit arbeitete mit all ihrem Einflusse an dem Widerrufe des Beschlusses und es war bald nachher wieder beim Alten.

Gründlich wurde diesem Uebelstande, allerdings mit Herbeiführung eines noch viel größeren, erst durch den Czaaren Boris Godunoff abgeholfen. Er erließ einen Ukas, nach welchem die Bauern das Recht verloren, den einmal eingenommenen Grund und Boden zu verlassen. Zu diesem Ukase, der die spätere vollständige Leibeigenschaft anbahnte, wurde der Czaar noch durch den Umstand geführt, daß er mit der höheren Aristokratie, den Bojaren, zerfallen war und sich auf diese Weise den kleineren Adel geneigt machen wollte.

Die rechtliche Lage des Bauernstandes gegen den Staat war übrigens durch seine Befestigung an Grund und Boden nicht im geringsten alterirt. Die Bauern fuhren fort, sich selbst verwaltende Gemeinden zu bilden und ihre Ortsvorsteher (Starosten) aus ihrer Mitte zu wählen. Auch die Gerichtsbarkeit verblieb der Gemeinde und erst im siebzehnten Jahrhundert finden sich einzelne Fälle, daß dieselbe als besonderes Privilegium hie und da einem Gutsherrn verliehen wurde.

Die Befestigung an Grund und Boden hatte überhaupt anfangs ihre zwei Seiten; denn durfte der Bauer seine Scholle nicht verlassen, so konnte ihm, nach der damaligen Auffassung, dieselbe auch nicht genommen werden. Es war, wie die Forschungen des Herrn Belajeff ergeben haben, sogar in vielen Gegenden ein gewisses Landquantum, größer oder kleiner je nach der Güte des Bodens, für jede Bauernfamilie bestimmt. Außerdem waren in den Grundsteuerbüchern des Staates alle Bauerländereien verzeichnet, da von ihnen allein, bei der Steuerfreiheit des Adels, Abgaben erhoben wurden.

In seinen Consequenzen jedoch mußte der Befestigungsukas immer weiter führen; denn da die Bauern, obschon sich ihre Lage nicht besonders verschlim-

mert hatte, über den Verlust ihrer Freiheit unzufrieden waren und sich dem Zwange vielfach durch die Flucht zu entziehen suchten, so wurde eine Reihe von Polizeimaaßregeln nöthig, die, später dem Gutsherrn selbst übertragen, seine Gewalt über die Bauern immer mehr verstärkten. Auch das russische Staatsgesetz nahm sich bei vorkommenden Differenzen zwischen Gutsherren und Bauern immer mit besonderer Vorliebe der ersteren an und verhängte über die Bauern, zumal wegen Ausreißens, die schärfsten Strafen.

Bis zur Regierung des Czaaren Alexei Michailowitsch bestand immer noch ein bedeutender Unterschied zwischen den an den Grundbesitz befestigten Bauern und den oben erwähnten „Cholopui oder Rabui," die im Verhältnisse der Hörigkeit zur Person des Gutsherrn standen. Dieser Unterschied fing zuerst durch einen Ukas des Czaaren Alexei Michailowitsch vom 13. October 1675 an verwischt zu werden, durch welchen er seinem Lieblinge Matwäjeff erlaubte, die Bauern nicht mehr seinen Gütern, sondern seiner Person zuschreiben zu lassen. Diese dem Einen ertheilte Erlaubniß wurde bald von Anderen usurpirt, und der sich so einschleichende Mißbrauch ging, wie das in dergleichen Fällen so häufig geschieht, zuerst in die Gewohnheit, nachher in einen vom Gesetze bekräftigten Zustand über.

Daß die Regierung begriff, wie sehr sie durch ihre den Bauernstand immer mehr einschränkenden Gesetze auf einen unrichtigen Weg gerathen war, sehen wir aus einer Reihe von Verordnungen, die, neben jenen Gesetzen hergehend, gerade das Gegentheil, nämlich eine Verbesserung der Lage des Bauernstandes erstrebten. Da aber die gegen denselben gekehrten Waffen schärfer waren, als die ihn vertheidigenden, so wurde er immer weiter der völligen Leibeigenschaft entgegengeführt.

Ein fernerer Schritt zur Verschmelzung des Bauernstandes mit den Cholopui wurde dadurch eingeleitet, daß die Gutsherren viele dieser letzteren, welche bis dahin keinen selbständigen Ackerbau getrieben hatten, zwischen ihren Bauern ansiedelten, weil sie von den zu keinen Staatsabgaben verpflichteten Cholopui größeren Vortheil ziehen konnten. Als die Regierung dies wahrnahm, suchte sie dem Fiscus eine neue Quelle zu eröffnen, indem sie auch die angesiedelten Cholopui mit Staatssteuern belegte. Es fand also von Seiten der Gutsherren wie des Staates eine Gleichstellung dieser beiden Stände statt, welche noch vollkommener wurde, als später auch die nicht angesiedelten Cholopui d. h. die eigentliche Hausdienerschaft zu den Staatsabgaben herangezogen wurden. Entzog nun der Staat durch diese neue Belastung dem Adel bis dahin genossene Vortheile, so glaubte sich dieser dafür auf Kosten der Bauern schadlos halten zu dürfen, indem er die Zügel der Gewalt über denselben noch strammer anzog.

Trotz des beständigen Wachsthums der gutsherrlichen Gewalt waren die rechtlichen Verhältnisse der Bauern dem Staate und der Gesellschaft gegenüber doch noch fast die freier Leute geblieben. Der Bauer durfte Grundbesitz erwerben, Handel treiben, Verträge schließen, Lieferungen an die Krone übernehmen u. s. w., und das Alles nicht auf den Namen seines Herrn, sondern auf seinen eigenen. Auch die alte Gemeindeverfassung mit den selbstgewählten Vorstehern bestand noch, nur konnte der Gutsherr oder auch sein Verwalter

jetzt schon die Beschlüsse derselben umstoßen und außerdem war die Gerichtsbarkeit mit dem Rechte der körperlichen Züchtigung vollständig in seine Hände übergegangen.

Die durchgreifende Umgestaltung der russischen Verhältnisse zur Zeit Peter I. sollte, bei dem vielen Guten das sie für das Ganze erzielte, auf die Lage des Bauernstandes doch einen sehr traurigen Einfluß ausüben. Die Absicht, Rußland in das europäische Staatensystem einzuführen, machte ein großes stehendes Heer und zum Unterhalte desselben eine bedeutende Vermehrung der Staatseinkünfte nöthig. Im Jahre 1719 erschien ein kaiserlicher Ukas, kraft dessen die bisherige Grundsteuer durch eine Kopfsteuer ersetzt wurde. Diese Kopfsteuer sollte von allen Landbewohnern mit Ausnahme des Adels erhoben werden, die Gutsherren aber für das regelmäßige Einkommen derselben haftbar sein. Nun gab es in Rußland noch eine Menge von Landbewohnern, die nicht ansässig und deshalb bis dahin vom Befestigungsukas auch nicht betroffen waren; denselben wurde jetzt anheimgestellt, entweder in die Armee einzutreten, oder sich irgend einem Gutsherrn als befestigte Bauern zuschreiben zu lassen. Da nun in den Steuerlisten gar kein Unterschied zwischen Cholopui und Bauern, zwischen Angesiedelten und nicht Angesiedelten gemacht wurde, so verschwand dieser von nun an in der Praxis fast gänzlich. Seine staatliche Stellung hatte der Bauernstand durch die Bestimmung, daß der Gutsherr in der Folge für die Steuern haftbar sei, jetzt ebenfalls verloren, und die Beziehungen des Staates zu ihm fanden fortan nur noch durch die Mittelsperson des Gutsherrn statt.

Außer diesen die bäuerlichen Interessen so hart treffenden Gesetzen verdanken auch einige jener erwähnten Maaßregeln der Milde dem großen Reformator Rußlands und seiner Epoche ihren Ursprung. Es wurde z. B. untersagt, Bauern ohne Land zu verkaufen, was sich der Adel seit dem Ukase des Czaaren Alexei Michailowitsch vielfach erlaubt hatte; es erschien ferner ein Verbot, beim Verkaufe von Bauern die Familien von einander zu trennen. Auch wurden Bestimmungen getroffen, nach welchen die bäuerlichen Leistungen an den Gutsherrn ein gewisses Maaß nicht überschreiten sollten.

Durch den kaiserlichen Ukas vom 25. October 1730 erfolgte indessen wieder eins von jenen Attentaten gegen den Bauernstand, wie sie denselben seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts so wiederholt betroffen hatten. Darin wurde das Recht des Grundbesitzes ausschließlich dem Adel zugesprochen und nach einer bald darauf erfolgenden Bestimmung alle im Besitze von Grund und Boden befindlichen Bauern gezwungen, denselben ihren Gutsherren käuflich zu überlassen.

Mit dem Sinken der bäuerlichen Rechte stieg natürlich die gutsherrliche Gewalt. Bald durfte der Gutsherr Bauern zur Einstellung unter die Rekruten verkaufen und zur Strafe nach Sibirien schicken. Auch wurde ihm gestattet, durch Alter arbeitsunfähig gewordene Leibeigene, die sich selbst nicht mehr ernähren konnten und ihm zur Last fielen, zu entlassen. Zudem verlor noch der Bauernstand zur Zeit Peter I. die Befugniß, ohne Genehmigung des Gutsherrn Gewerbe zu treiben, Wechsel zu unterschreiben und Bürgschaft zu leisten.

Durch Allerhöchstes Manifest vom 25. November 1741 wurden die Bauern

sogar vom Unterthaneneide ausgeschlossen, wodurch sie vollständig außerhalb des Staates und der Gesellschaft zu stehen kamen.

Nicht jeder Grundbesitz hatte in früheren Zeiten die Edelleute zur Kriegsfolge verpflichtet, sondern nur der der Lehnsgüter. Lehnsgüter waren aber gerade diejenigen, an welche der Staat den Bauernstand befestigt hatte. Der Besitz der Erbgüter, zu welchen in früheren Zeiten nur die Cholopui gehört, war von der Kriegspflicht befreit. Dieser Unterschied verschwand seit Peter dem Großen, der das Recht des Grundbesitzes unbedingt an den Staatsdienst knüpfte, und durch einen Ukas der Kaiserin Anna Iwanowna vom Jahre 1731 wurden diese beiden Arten des Besitzes auch gesetzlich vollständig gleichgestellt. Der Besitz von Leibeigenen war also immer noch an eine staatliche Bedingung geknüpft und konnte demzufolge nicht als ganz reiner Besitz aufgefaßt werden. Die Bauern hatten ihrem Gutsherrn zu dienen, damit dieser im Stande war seine Dienste dem Staate zu widmen. Indessen auch dieser Schatten einer günstigeren Auffassung des Leibeigenenverhältnisses sollte bald verschwinden. Durch einen Ukas des Kaisers Peter III. vom Jahre 1762 wurde es dem Adel anheimgestellt zu dienen oder nicht, und der Bauernstand gerieth also auch de jure in die vollständige persönliche Leibeigenschaft, in welcher er de facto schon längst gewesen war.

Wie wenig indeß das Andenken an seine früheren Freiheiten und Rechte im Bauernstande verschwunden war, und wie sehr sich sein Rechtsgefühl und seine Hoffnung an Alles anklammerte, was möglicherweise eine Verbesserung seiner Lage herbeiführen konnte, sehen wir aus dem gleich nach dem Ukase Peter III. durch das ganze Reich sich verbreitenden Gerüchte, daß nun, da der Adel von seinen Verpflichtungen gegen den Staat befreit sei, auch die Verpflichtungen der Bauern den Edelleuten gegenüber aufgehoben werden sollten. Man sprach überall von einem darauf bezüglichen kaiserlichen Ukas, und an vielen Stellen kündigten die Bauern ihren Gutsherren schon den Gehorsam auf. Ein eigenes Manifest, unterstützt durch die Wirksamkeit der bewaffneten Macht, war nöthig, den Bauern ihre unveränderte Stellung klar zu machen und die hie und da ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Die Gährung dauerte aber trotzdem fort und die bald nachher den Thron besteigende Kaiserin Katharina II. mußte wieder ihre Zuflucht zu strengen Manifesten und Senatsbeschlüssen und zum energischen Einschreiten der Truppen nehmen, um die Bewegung endlich zur Ruhe zu bringen. Es war vielleicht der Wunsch, ähnlichen Bewegungen für die Zukunft vorzubeugen, welcher die Kaiserin veranlaßte den Ukas ihres Gemals und Vorgängers „über die Befreiung des Adels von der Dienstpflicht" zurückzunehmen, — eine Maaßregel, die jedoch nur bis zum Jahre 1785 in Wirksamkeit blieb, wo denn Katharina II. durch ein Allerhöchstes Patent den Adel wiederum von der Dienstpflicht entband.

Es erfolgte nun eine Periode, in welcher die Bauern, von der immer größer werdenden Willkür ihrer Gutsherren gedrückt, ihre Zuflucht nicht mehr zu Gewalt und Aufständen nahmen, sondern den friedlicheren Weg von Petitionen an die Kaiserin einschlugen. Die Petitionen kamen ihnen aber ebenso theuer zu stehen, wie vorher die Unruhen; denn an den Petenten wurden mei-

stens grausame Exempel statuirt. Nach einem Ukase vom 22. August 1767 wurde für die Bauern das Verbrechen, eine Petition mit Klagen gegen ihre Gutsherren in die Hände der Kaiserin zu übergeben, mit der Strafe der Knute und lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien belegt. Trotzdem der Ukas wiederholt an den Sonn- und Feiertagen in allen Dorfkirchen des Reichs verlesen wurde, fanden doch noch eine Menge von Ueberschreitungen statt. Der Druck der Gutsherren muß also in dieser Epoche ein besonders fühlbarer gewesen sein.

Der Pugatscheff'sche Aufstand ließ später manchen Gutsherrn, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, grausam büßen für das, was Staat und Gesellschaft überhaupt am Bauernstande gesündigt hatten. Die Folgen dieser blutigen Episode in der russischen Geschichte sollten aber wieder mit verdoppeltem Gewicht auf den Bauernstand selbst zurückfallen. Auch in Kleinrußland, wo vorher die Leibeigenschaft nicht bestanden hatte, weil es zur Zeit der Entwickelung derselben größtentheils nicht zum russischen Reiche gehörte, wurde sie nach dem Pugatscheff'schen Aufstande im Jahre 1783 eingeführt.

Wenn Katharina II. auch andererseits einige Verordnungen erließ, die das Loos des Bauernstandes in etwas erträglicher machen sollten, z. B. das Verbot des Menschenhandels für die Rekrutenaushebungen, das Verbot der Entlassung von alten zur Arbeit unfähigen Leibeigenen, das Verbot des Verkaufs von Leibeigenen auf öffentlichen Auctionen; wenn sie es ferner auch den Bauern erleichterte, mit Erlaubniß ihrer Gutsherren städtische Gewerbe zu treiben und einzelne besonders grausame Gutsherren zur Rechenschaft zog, so war das Endresultat ihrer Wirksamkeit doch die fast vollständige Einführung der Sklaverei. Der Bauer war nicht mehr in Benutzung seiner Aecker sichergestellt, da der Gutsherr ihn übersiedeln, ihn als Diener in seinen eigenen Hausstand nehmen oder ihn ohne Land verkaufen konnte. Das von Peter I. erlassene Gesetz, die Familien durch Verkauf einzelner Glieder nicht auseinanderzureißen, wurde nicht mehr beobachtet; das Klagerecht der Bauern war aufgehoben; in dem bis dahin davon befreiten Kleinrußland war die Leibeigenschaft eingeführt; endlich das Verschenken der Bauern zu Tausenden an die kaiserlichen Günstlinge stellte sie fast vollständig in die Kategorie einer leblosen Waare.

Die Kaiserin hatte durch ihre schroffen Maaßregeln auch wirklich jedes Gefühl von Selbständigkeit im Bauernstande derart darniedergedrückt, daß während der letzten Jahrzehnte ihrer Regierung keine einzige der früher so häufigen Bauernunruhen ausbrach. Sobald ihr Tod aber ihrem Sohne und Nachfolger den Thron einräumte, ging wieder eine stellenweise zum Ausbruch kommende Gährung durch den ganzen Bauernstand, die Paul I. anfangs ebenfalls zu Maaßregeln der Strenge veranlaßte. Bald aber trat unter diesem Monarchen eine Reaction zu Gunsten des Bauernstandes ein, die, von seinen Nachfolgern festgehalten, zu einer Reihe von theils Früchte tragenden, theils früh scheiternden Reformen führte. Diese Reformen fanden ihren Abschluß erst in unserer Zeit in der ruhmreichen Aufhebung des Leibeigenschaftsrechts unter Kaiser Alexander II.

Außer dem gutsherrlichen Bauernstande, in welchem sich die Leibeigenschaft bis zum Tode Katharina II. immer mehr entwickelt hatte, gab es in Rußland

noch einen anderen, bei welchem das Gegentheil der Fall war, die sogenannten Kronbauern. Kamen die gutsherrlichen Bauern durch ihre Verschmelzung mit den Cholopui endlich ganz in die Lage dieser letzteren, so ging bei den Kronbauern der Stand der weniger berechtigten Cholopui nach und nach ganz in den der mehr berechtigten Bauern über. Den früheren russischen Großfürsten angehörig waren die Kronbauern anfangs ungefähr ebenso gestellt wie die gutsherrlichen Bauern; je mehr sich aber die Macht dieser Fürsten erweiterte, und je mehr sie sich als die Alleinherrscher eines großen Reichs zu betrachten anfingen, löste sich der Begriff der privaten Hörigkeit der Kronbauern in den des Angehörens an den Staat auf. Auch ist die durch Kaiser Alexander II. ausgeführte Aufhebung des Leibeigenschaftsrechtes im Wesentlichen als eine Gleichstellung des gutsherrlichen Bauernstandes mit dem der Kronbauern aufzufassen.

E. Henoumont.

Preußische Probleme für 1865.

Die preußische Aufgabe des Jahres 1864 war die Zerstörung der dänischen Usurpation in den Elbherzogthümern. Sie ist mit überraschendem Erfolg gelöst worden. Die endgültige Entscheidung über das staatliche Verhältniß der Herzogthümer ist die Aufgabe des Jahres 1865. Und wie der vorjährige Erfolg von bleibender Nachwirkung für die äußere und innere Lage Preußens sein wird, so ist die diesjährige Aufgabe im ausgezeichneten Sinn ein inneres preußisches Problem. Seine glückliche Lösung wird den Staat auf eine höhere Machtstufe heben oder seine Unfähigkeit, eine solche zu erreichen, in bedenklichster Weise darthun.

Die Lösung der Elbherzogthümerfrage bietet, außer dem preußischen, einen europäischen Gesichtspunkt, einen specifisch österreichischen und einen mittelstaatlichen. Außerdem giebt es einen besonderen Gesichtspunkt für die Bevölkerung der Elbherzogthümer, einen solchen für die nationale Partei in den außerpreußischen Bundesländern, und einen letzten für die liberale Partei in Preußen.

Den europäischen, den österreichischen und mittelstaatlichen und den besonderen schleswig-holstein'schen Gesichtspunkt hat Ein und derselbe ungenannte Verfasser in drei Broschüren behandelt, die, während des Januar geschrieben, im Laufe des Februar in Berlin erschienen sind. Die Titel lauten: 1) „Zur schleswig-holstein'schen Besitzfrage;“ 2) „Ein Wort an Oesterreich;“ 3) „Die Selbstinteressen der Herzogthümer.“ Der Eifer, mit welchem der von Deutschland abwesende Verfasser für eine glückliche vaterländische Lösung der großen Aufgabe, welche uns für dieses Jahr geschenkt ist, alle Waffen eines reichen Geistes aufbietet, ist rührend und erhebend.

Er kennt nur Eine vaterländische Lösung: die Annexion. Unter dem europäischen Gesichtspunkt übernimmt er nicht blos den Beweis, daß die Annexion bei der Constellation dieses Jahres durchführbar ist — was vollständig genügen

würde — er sucht auch zu zeigen, daß jede Großmacht an der Annexion ein Interesse hat, weil sie jeder gegenüber Preußen vorläufig schwächt. Denn mit der Annexion bekommt Preußen in jedem Kampf mit einer Großmacht ein Terrain zu vertheidigen, das nicht in seinen Händen, wahrscheinlich ohne Einfluß auf den Gang des Krieges bleiben würde. Ein Terrain, das dem Besitzer kein Angriffsmittel zuführt, wohl aber wegen der kostbaren Anstalten, die es umfassen wird, unvertheidigt, jedem Feind ein dankbares Angriffsobject darböte. Die Elbherzogthümer werden also nach unserem Verfasser die Kraft Preußens theilen, indem sie unmöglich machen, daß auf dem Kriegstheater, wo die Entscheidung gegeben werden muß, die ganze preußische Macht erscheint.

Diese Behauptung, die vortrefflich ausgeführt wird, beweist doch etwas zu viel. Man könnte darauf entgegnen: „vom preußischen Standpunkt ist also die Besitznahme der Herzogthümer ein bloßes Opfer. Wem kommt sie eigentlich zu Gute?" Der Verfasser führt aber sehr treffend aus, daß allein die Position der Herzogthümer uns actionsfähig macht auf dem Meere. Diese Actionsfähigkeit bedingt nun in ihren Folgen eine bedeutende Krafterhöhung. Die vorübergehenden Nachtheile der Kraftttheilung werden also durch eine dauernde und hoffentlich wachsende Kraftsteigerung aufgewogen. Diese Rechnung gilt für die mit uns rivalisirenden Großmächte so gut, wie für uns. Dieselben haben also an der Annexion ihrerseits kein Interesse, wenn sie nicht etwa in Folge der Belehrung unseres Verfassers den Zeitraum gegen uns benutzen wollen, wo die Erweiterung unseres Besitzes uns vorwiegend belastet. Aber selbst mit einem solchen Plane hätte es nicht viel auf sich. Haben wir erst die beabsichtigten Anlagen in den Herzogthümern, so sind wir stärker als jetzt. Haben wir sie nicht, so lohnt es nicht der Mühe, die Herzogthümer anzugreifen, etwa um halbvollendete Anlagen zu stören. Eine Entscheidung würde mit solcher Barbarei nicht gegeben. Wohl aber würde auch der Feind seine Kräfte theilen. Mehr, als wir es nöthig hätten zu thun. Selbst im Kampfe mit Frankreich oder Rußland wird eine mäßige Streitkraft unsererseits zur Vertheidigung der Herzogthümer gegen mögliche Angriffe genügen.

Der Verfasser sucht aber das europäische Interesse an der Annexion noch entschlossener zu deduciren. Er führt einen Satz aus, der, irren wir nicht, zuerst in dem 1858 erschienenen „Sendschreiben an den Politiker der Zukunft" sich findet. Dort lautete er: „es ist ein Bedürfniß für Europa, eine starke Mitte zu besitzen, welche den Kräften dieses Welttheils gleichsam die excentrische Richtung, die weltausdehnende Kraft zur Nothwendigkeit macht, indem sie den Extremen nicht erlaubt, sich nach Innen zu wenden und im feindlichen Zusammenstoß zu verzehren. So ist ein gefestetes, der willkürlichen Trennung seiner Glieder entledigtes Deutschland die Abwehr der europäischen Universalherrschaftspläne, welche erstrebt oder gelingend die Kraft des Welttheils nach Außen schwächen. Ein vergrößertes Preußen ist der Hort für die gesicherte Individualität der Glieder des europäischen Staatensystems." Setzen wir hinzu, der zum selbständigen Leben berechtigten Glieder. Das „Sendschreiben" fährt fort: „es liegt in der Natur der Sache, daß die Mitte als der bedrohteste Theil am wenigsten auf Uebergriffe gegen die Extreme denken kann. Weit mehr kann

dies, wenn die Extreme ungleich sind, die stärkere Seite unter diesen. Die Mitte könnte es nur bei allseitiger Schwäche der Extreme."

So richtig dieser Gedanke sein mag, und so bedeutend unser Verfasser, der ihn sich aneignet, denselben ausführt, so wird er doch nie die beständige Triebfeder für das Handeln jeder einzelnen Großmacht sein. Darum nicht, weil bei jeder Großmacht der egoistische Gesichtspunkt den europäischen überwiegt, weil überhaupt die augenblicklichen Interessen und Leidenschaften viel mehr als die dauernden Vortheile, wir könnten sagen: viel mehr, als die großen politischen Vernunftideen, auf die tägliche Haltung der Politik einwirken. Nur weil jene Interessen in sich selbst ohne Dauer und Alles in Bewegung setzende Kraft sind, bestimmen sie nicht im Großen die Schicksale der Völker.

Man wird uns die Annexion zulassen, nicht weil sie ein europäisches Interesse ist, sondern weil kein egoistisches Interesse gebietet, sie durch einen großen Kampf zu verhindern. Von dem Ernst unseres Willens, von der Kraft, die wir dafür einzusetzen entschlossen sind, wird es abhängen, ob wir die Annexion vollziehen.

In der That, es giebt keine Aufgabe, für die wir mehr Ernst und Entschlossenheit aufzubieten Grund hätten, als diese. Keine Ausführung gelingt unserem Verfasser besser.

Alle europäischen Großmächte besitzen durch ihre Lage eine europäisch-peripherische Actions- und bezüglich Ausdehnungssphäre. Preußen allein ist bis jetzt nur auf eine vom Centrum ausgehende, an den unseren Staat umgebenden Großmächten bald sich brechende Action beschränkt. Es ist die höchste Zeit, daß wir die einzige offene oder Weltfront, die uns überhaupt erreichbar ist, bald und definitiv erreichen, oder wir werden, aller Ausdehnungsmittel so wie jedes unmittelbaren Einflusses auf die Peripherie beraubt, unrettbar in Abhängigkeit und Unbedeutenheit versinken. Die einzige Weltfront, die uns erreichbar ist, sind die deutschen Meeresküsten. Die deutsche Ostseeküste haben wir großen Theils. Aber die Ostsee bleibt für uns ein Binnenmeer, wenn wir nicht durch die Herzogthümer hindurch uns den Schlüssel zum Weltmeer legen.

Nur der Besitz der Herzogthümer erlaubt uns eine Flotte zu gründen. Und wir müssen eine Flotte haben, weil wir ohne solche fürder nicht einmal unseren alten Küstenbesitz, d. h. die Stamm- und Kernlande unseres Staats zu vertheidigen im Stande sind. Denn gegen Panzerflotten hört die Ueberlegenheit der Strandbatterien auf.

Wir müssen aber auch eine Flotte haben, weil die Erfindung des Panzerschiffs den Einfluß des quantitativen Uebergewichts der Seestreitkräfte verringert hat. Fürder werden also auch Seemächte zweiten Ranges, wenn sie Panzerflotten gebaut haben, auf entfernten Welttheatern eine für ihren Ruhm und Wohlstand ersprießliche Rolle spielen können. Ohne Flotte wird Preußen bald selbst hinter den Mächten zweiten Ranges zurückstehen.

Werden wir, indem wir durch die Besitznahme der Herzogthümer die Grundlage zum Welt- und Flottenstaat zu erwerben suchen, den mächtigen Widerstand eines egoistischen Interesses zu überwinden haben?

Den Widerstand Frankreichs? Der weitsichtige Lenker der französischen

Politik wartet, ob die Aneignung der Herzogthümer uns einen thätigen Gegner erweckt. Eine ernstliche Verwickelung Deutschlands mit einer dritten Macht mag für Frankreich auszubeuten sein. Die Erwerbung der Herzogthümer aber berührt unmittelbar so wenig ein französisches Interesse, daß es Thorheit wäre, um sie zu hindern, den anhaltenden Groll Preußens zu säen. Zum Glück für die deutsche und französische Nation regiert in Frankreich nicht mehr das bornirte Geschlecht der orleanistischen Staatsmänner. Sie würden natürlich — und sie bemühen sich es aller Welt zu erzählen — lediglich aus dem trivialen Gesichtspunkt des abstrakten Neides sich zu allen Mächten gesellt haben, denen an unserer maritimen Schwäche gelegen sein kann, die Befreiung und vollends die Erwerbung der Herzogthümer uns zu verbieten.

Wird England uns die Annexion erschweren? Es möchte sie wohl gern verhindern. Deutsche Seemacht, deutscher Welthandel ist ihm ein Dorn im Auge. Aber nachdem England die Erfahrung gemacht hat, daß Drohen und Schimpfen selbst bei den Deutschen nicht mehr verfängt, wird es uns knurrend gewähren lassen. Englands auswärtige Politiker leben unter dem Bann eines alle anderen Gedanken zurückdrängenden Zukunftsbildes: des Kampfes mit den Vereinigten Staaten um die Meeresherrschaft. Sie haben nicht den Muth gehabt dem Kampf zuvorzukommen, indem sie mit Frankreich zusammen die Unabhängigkeit der Südstaaten erzwangen. Sie waren unsicher, ob sie nicht an Frankreich sich einen noch bedenklicheren Rivalen erzögen. Sie erwarten ihr Schicksal und hüten sich durch Thaten neue Feinde zu wecken. Das Schimpfen, meinen sie, wird man ihnen nicht nachtragen.

Wird Rußland an der Annexion uns hindern? Es ist der einzige Staat, der, wie nicht geleugnet werden kann, Grund hat, das Heranwachsen Preußens zu einer Seemacht mit einiger Ungunst anzusehen. Das diplomatische Verhalten der verschiedenen Großmächte spiegelt dieses Sachverhältniß genau ab. Es ist ein offenes Geheimniß, daß keine Diplomatie über die Möglichkeit der Annexion sich so unwirsch zeigt, als die russische. Als Seemacht nämlich ist Preußen für Rußland zwar ein noch weit kostbarerer Bundesgenosse, als es bisher schon war, aber auch ein weit gefährlicherer Gegner, wenn es den Gegner spielen muß. Die Constituirung Preußens als Seemacht enthält doch unerläßlich die Einrichtung der preußischen Ostseeküste zur maritimen Operationsbasis. Gegen wen kann dieses Kriegstheater wirksamer spielen, als gegen Rußland? Freilich auch gegen einen Gegner, der sich in die Ostsee gewagt hätte, um Rußland anzugreifen. So erhöht die Gründung einer eigenen Seemacht den Werth Preußens für Rußland positiv wie negativ. Aber Rußland, wenn es auch ein wenig grollt und intriguirt, wird mit keiner von den anderen Großmächten sich ernstlich gegen uns verbinden. Der Undank, wenn auch keine Politik ihn immer vermeiden kann, steht doch nicht in Rußlands politischem ABC, und die mächtige Vorhut seiner polnischen Grenze darf es noch während eines langen Zeitraums sich nicht entfremden.

Unser Verfasser behandelt das Verhältniß zu den letztgenannten drei Großmächten etwas anders, als wir es eben gethan. Er meint: Frankreich müsse den Gewinn der Elbherzogthümer uns gönnen, weil er uns vom Rhein ablenke.



England gegenüber reitet er das alte ideologische Steckenpferd, daß englische Interessen mit den unsern identisch seien, und Rußland beruhigt er mit dem Trost, daß unsere Flotte der russischen spät oder niemals ebenbürtig sein werde und daß seine Ostseeküsten ja so vortrefflich vertheidigt wären. In seinem liebenswürdigen Eifer alle Welt für die Annexion zu bekehren, vergißt unser Schriftsteller freilich, daß er uns eben belehrt hat, die Erfindung des Panzerschiffs habe den quantitativen Unterschied der Flotten in seiner Bedeutung vermindert und zugleich die Ueberlegenheit der Strandbatterien aufgehoben.

Destomehr können wir mit ihm wieder übereinstimmen, wenn er das Verhältniß Oesterreichs zur Annexion behandelt. Er sagt: Oesterreich kann die Annexion nicht hindern, denn das wirkliche Kräfteverhältniß steht heute zwischen Oesterreich und Preußen so, daß von dem Willen Preußens die Sprengung Oesterreichs abhängt. Diese Behauptung ist gewiß nicht übertrieben und der Verfasser weiß sie wohl zu begründen. Auch unsere Hoffnung für die glückliche Lösung der Herzogthümerfrage beruht letztiglich darauf, daß Oesterreich heut nicht mehr in der Lage ist, Preußen eine tödtliche Herausforderung zuzuschleudern.

Unser Verfasser begnügt sich indeß nicht, in der zuzulassenden Annexion ein damnum cessans für Oesterreich zu sehen, er zeigt den österreichischen Staatsmännern auch ein ganz erkleckliches lucrum emergens. Er sieht in der Annexion die Bedingung, unter welcher Preußen auf die Theilung Deutschlands mit Oesterreich eingehen kann. Er ist flink dabei den Oesterreichern zu zeigen, daß diese Theilung ihnen nothwendig sei, wie das liebe Brod. „Denn auf seine eigentliche Bedeutung zurückgeführt ist der innere politische Mechanismus der österreichischen Monarchie einem Hebelwerk zu vergleichen, unter dessen Funktionen dem von den deutschen Elementen formirten kürzeren Arm die schwierige und kaum lösbare Aufgabe zugefallen ist, den langen aus slavischen-magyarischen Elementen gefügten Arm zu balanciren. Jede österreichische Annexionspolitik im Osten, wie groß ihre sonstigen Vortheile sein möchten, würde den Nachtheil haben, jenes Mißverhältniß zu erhöhen. So weisen die Umstände Oesterreich unter der Voraussetzung, daß diesem Staate im Osten eine wichtige und für seine Zukunft unabweisbare Mission beschieden ist, wesentlich auf die ihm westwärts gelegenen deutschen Lande als den werthvollsten Stützpunkt für die Sicherung seiner eigenen Balance im Centrum an.“

Solche mathematisch-strategische Beweise haben beim ersten Anblick etwas Bestechendes, das sie indeß schon beim zweiten Hinsehen verlieren. Wie nun, wenn der aus deutschen Elementen zu verlängernde Hebelarm sich nicht zusammenfügen will? Da müßte wohl erst der Druck des slavisch-magyarischen Hebels wirken, derselbe, auf dessen Balance es abgesehen ist? — Die Hebung seines deutschen Elements kann Oesterreich nicht durch Hinzufügen deutscher Landschaften zu seinem staatlichen Besitz erreichen. Es kann diese Hebung nur erreichen durch die Oeffnung seiner Zollgrenze, durch den Uebergang zum Freihandel, durch die Conformirung seiner materiellen Interessen mit denen des Zollvereins — wohlgemerkt, nicht indem es den Zollverein sich, sondern indem es sich dem Zollverein accommodirt — durch das Einströmenlassen des deutschen Geisteslebens. So kann es sich germanisiren. Die Einverleibung deutscher

Landschaften unter Fortsetzung des bisherigen Systems hieße nur einer größeren Anzahl Deutscher, als bisher, die deutschen Lebensadern unterbinden.

Unser unermüdlicher Verfasser aber zeigt den österreichischen Staatsmännern noch ein anderes lucrum emergens, unbekümmert in seinem Eifer, wie das zweite sich mit dem ersten verträgt.

Die Besitzergreifung der Herzogthümer bedeutet für Preußen einen energischen Frontwechsel. Während es eine opfervolle maritime Aufgabe antritt, wird auf eine unabsehbare Zeit die deutsche Frage ruhen.

Erst sollte die Annexion die Lösung der deutschen Frage beschleunigen, nun soll sie dieselbe vertagen. Das kommt von dem allzuheißen Bekehrungseifer!

Oder meint der Verfasser, durch die Annexion werde Beschleunigung oder Aufschub der deutschen Frage von Oesterreich abhängig? Dies wäre eine gewagte Behauptung. Die Annexion an sich wird die deutsche Frage weder beeilen noch verzögern, wohl aber wird sie eine zweckdienliche Lösung derselben auf jedem Wege erleichtern, der überhaupt annehmbar ist. Davon nachher.

Unser Verfasser ist so durchdrungen von der Bedeutung des Frontwechsels, welchen die Besitznahme der Herzogthümer für die preußische Politik mit sich führen muß, daß er folgende Vermuthung wagt: „von der Wichtigkeit dieses Umstandes für Oesterreich waren wir persönlich in dem Maße überzeugt, daß wir auf die Nachricht hin, jene Macht werde sich der preußischen Action gegen Dänemark anschließen, sofort solchem Entschluß das Motiv unterlegten, im österreichischen Interesse ein Sicherheitsventil in Betreff der preußischen Politik durch Ermöglichung einer Annexion der Herzogthümer zu öffnen."

Wie wenig kennt doch der Verfasser in seinem Glauben an die Macht der Theorie die thatsächlichen Triebfedern der Politik! Am 28. August 1850 ließ die österreichische Regierung offiziell schreiben: „Oesterreich hat guten Grund, die Auflösung der dänischen Gesammtmonarchie nicht zu wünschen. Denn die Trümmer derselben würden nicht Deutschland, sondern den Sondergelüsten im Norden von Deutschland zufallen, und deren Gewicht in dem Maße verstärken, als der Einfluß Oesterreichs, des erhaltenden Princips im Bunde, damit geschwächt würde." Freilich hat Oesterreich die Auflösung der dänischen Gesammmonarchie nicht verhindern können, es hat sogar, seinen lebhaftesten Wünschen entgegen, dazu mitwirken müssen. Dies aber ist das Verdienst der preußischen Politik.

Wie dem auch sei, darin hat unser Verfasser Recht, daß Erwerb und Verwerthung der Herzogthümerposition bis zu einem gewissen Grad einen Frontwechsel für die preußische Politik einschließt. Mit diesem Gedanken kann und wird man auch in Wien sich trösten, wenn — man muß.

Unser Verfasser kommt nun auf den Gesichtspunkt der Mittelstaaten bei der Annexion zu sprechen. Da er den österreichischen Staatsmännern als Folge der Annexion eventuell die Theilung Deutschlands in Aussicht gestellt hat, so ist er den Mittelstaaten gegenüber eigentlich in einer üblen Lage. Indeß hält er für die Mittelstaaten, als ob von jenem Gedanken nicht die Rede gewesen wäre, lediglich an den günstigen Folgen des preußischen Frontwechsels fest. Er fügt noch hinzu, daß in der etwaigen Herstellung eines Bundesstaatsverhält-

nisses zwischen Preußen und den Herzogthümern für die deutschen Kleinstaaten ein Präcedenz liegen würde, in der Annexion nicht. Denn die Annexion könne nur stattfinden auf Grund einer offenen Besitzfrage.

Es ist ein Trost, aber kein allzu kräftiger. Dennoch hat unser Verfasser auch darin Recht, daß die Zulassung der Annexion, soweit die Mittelstaaten darauf Einfluß nehmen können, auch für diese richtig ist. Die Annexion schafft jedenfalls dem preußischen Staat durch die ihr folgende maritime Aufgabe Beides: eine große Arbeit und ein großes Genüge. Bis beide ihre Wirksamkeit erschöpft haben, kann sich die Zeit finden, weiteren Annexionen durch gute oder schlechte Mittel vorzubeugen.

Unser Verfasser bespricht in einer eigenen Abhandlung die Selbstinteressen der Herzogthümer an der Annexion. Er betont zuerst nochmals den Gesichtspunkt: wenn Preußen nicht wächst, so versinkt es den andern Großstaaten gegenüber in zunehmende relative Schwäche. Damit verliert es auch die Fähigkeit, die Herzogthümer auf die Dauer gegen fremde Eroberung zu schützen. Hieran schließt sich unmittelbar der andere Gesichtspunkt, daß aus den Herzogthümern die wichtige, Deutschlands Macht erhöhende Position, die sie an sich sind, actuell nur werden kann in der Hand Preußens. Die Annexion ist die unumgängliche Bedingung, unter der überhaupt eine deutsche Seemacht entstehen kann. Von einer deutschen d. h. preußischen Kriegsflotte hängt aber die Zukunft des deutschen Welthandels ab, des Welthandels, der seinen Sitz in Zukunft wesentlich mit in den Herzogthümern aufschlagen wird. Der Nord- und Ostsee-Canal ist als rein industrielles Unternehmen undenkbar, weil er, um die Herstellungskosten zu verzinsen, eine Durchfahrtsabgabe erfordern würde, welche die Schifffahrt vertreiben müßte. Als Anlage für militärisch-politische Zwecke betrachtet, die nur ein großer Staat sich vorsetzen und bezahlen kann, darf von den Handelsschiffen, welche den Canal passiren, eine mäßige Abgabe erhoben werden. Und so vermag er dem Land, das er durchschneidet, einen ungeheuern Aufschwung zu geben. Von diesem Aufschwung, bedingt durch einen Kapitalzins den wir entbehren, müssen wir aber wenigstens den Steuersatz erheben, den wir unsern Bürgern auferlegen, aus deren Abgaben jener Aufwand bestritten worden. Der Verfasser führt dann noch aus, welche Geldsummen die großartigen maritimen Anlagen den Herzogthümern zuführen müssen, sowie daß diese Anlagen nur unter der Bedingung möglich sind, daß sie auf einem Gebiet unternommen werden, das einen in keiner Beziehung getrennten Bestandtheil des preußischen Staates bildet. Er schließt: „die so einsichtigen Nordalbingier müßten keinen Gran praktischen Verständnisses haben, wenn ihnen die ungemessenen Vortheile entgehen könnten, die mit solchen Aussichten geboten werden. — — Indem wir hiermit schließen, grüßen wir aus weiter Ferne, den Blick auf andere Wasser gewendet die den Welttheil im Süden umfluthen, voll Hochachtung und zugleich voll freudiger Zuversicht auf die Erfüllung des Annexionsgedankens, das biedere und hochsinnige, aber auch einsichtige und praktische Volk von Schleswig-Holstein."

Auch wir reichen dem edlen Patrioten die Hand — mit einigem Kopfschütteln über seinen Glauben an die Ruhe des Urtheils und die freie Unter-

werfung der Menschen unter ihre wahren Interessen. Gebt einer kleinen deutschen Menschenzahl die Aussicht, einen Staat, zwar nicht zu bilden, aber doch vorzustellen, die Hoffnung auf ein idyllisches Phäakenleben und die Einbildung, das formelle Recht für sich zu haben, und ihr werdet die ganze Last der Vernunft vergeblich in die Wagschaale werfen. So sehen wir denn auch heute die augenblickliche Stimmung in Schleswig-Holstein der Annexion feindlich entgegengerichtet. Es fragt sich nur, wie dieser Thatsache gegenüber diejenigen zu urtheilen und zu handeln haben, denen die Pflicht gegen das Vaterland die höchste ist.

Der Standpunkt der nationalen Partei zu der Annexion hat im Februarheft dieser Jahrbücher durch Heinrich von Treitschke eine scharfe Beleuchtung empfangen. Hatten wir doch, bevor diese edle Stimme ertönte, die verwundersame Aeußerung vernehmen müssen: wir, die nationale Partei, seien liberal aus Bedürfniß vom Menschen groß zu denken, darum müßten wir die Zukunft der Elbherzogthümer in den Willen ihrer Bewohner legen.

Wenn es sich um weiter Niemand handelte, als um die nordalbingische Bevölkerung, so möchte dieselbe in aller Freiheit sich das Loos ziehen, welches sie wollte. Aber es handelt sich um das Schicksal Deutschlands, um die endliche Gründung oder den Verlust der sicheren Wohnstätte für den deutschen Geist vielleicht bis an's Ende der Tage. Und dieses ungeheure Loos sollen wir von dem Eigensinn, von dem schlecht geleiteten Urtheil, von der nichtigen Befangenheit einiger Tausende abhängig machen, die erst beweisen müssen, daß sie der Scholle werth sind, welche den Schlüssel der deutschen Zukunft bildet? Könnten wir doch glauben, daß solche Reden nur im Traum vernommen wurden. Das formelle Prinzip des Liberalismus ist nirgends schlechter angewandt, als bei den höchsten materiellen Entscheidungen über den Lebensgang der Nationen. Erst wenn der Grund eines Volksdaseins und seine Bahnen sicher gelegt sind, mag jenes Prinzip seine Geltung versuchen. Ueber das Schicksal der Herzogthümer hat zu entscheiden, wer sie für Deutschland gewonnen, wer die Fremdherrschaft gestürzt hat.

Aber steht, außer dem angeblichen Naturrecht des Liberalismus, der Annexion nicht auch das positive Recht entgegen?

Zwar, das Recht das mit Allen geboren, und das Recht das mit Einem geboren ist, vertragen sich schlecht. Aber hier, wo, wie man sagt, Alle den Einen wollen, scheinen diese beiden Rechte sich einander zu befestigen.

Man vergißt allzu häufig, daß die Bestimmung des Rechts ist, den vernünftigen Willen vernünftiger Wesen zu schützen, daß den großen Bedürfnissen der Völker gegenüber auch der im Recht befindliche Wille seine Vernünftigkeit darthun muß. Es ist die Ehre des positiven Rechts vor diesen Bedürfnissen zurückzuweichen. Wo seine Träger dieser Ehre sich nicht würdig zeigen, da widerfährt dem positiven Recht sein eigenstes Recht, durch sich selbst aufgelöst zu werden. Es ist die Natur dieses Rechts, daß seine Anwendungen nur mit relativer Gewißheit festgestellt werden können, daß seine Ermittelung auf einen unendlichen Progreß führt. Dies sollte Niemand vergessen und nicht geringschätzig darüber urtheilen, daß gegen den Eigensinn positiver Ansprüche andere, gleichen

Ursprungs, mobil gemacht werden. Dies ist eine milde und zugleich ironische Art, das positive Recht loszuwerden, wenn es die geschichtliche Entwickelung hemmt.

Wie aber stehen die materiellen Ziele des nationalen Liberalismus zu der Annexion?

Wir getrauen uns zu behaupten, daß für jede mögliche Form der deutschen Einheit die Annexion der Herzogthümer an Preußen die nothwendige Vorbedingung ist. Soll die Einheit erstrebt werden unter der Form des Bundesstaats, so sind doch alle Anhänger des letzteren darin einig, daß dieser Bundesorganismus in dem Staate Preußen einen permanenten Vorort haben muß. Nun wohl, der hegemonische Staat kann seine Rolle nur dann ohne kraftzerstörende Friction durchführen, wenn er im Besitz aller entscheidenden Positionen sich befindet. Der preußische Besitz der Herzogthümer ist die Vorbedingung der hegemonischen Stellung Preußens in einem möglichen Bundesstaat.

Aber selbst die einzig denkbare Form der großdeutschen Triasidee hat zu ihrer Vorbedingung den preußischen Besitz der Herzogthümer. Der Triasgedanke kann ernsthafte Köpfe nur beschäftigen in der Form, wie ihn die Flugschrift „Ein preußisches Wort" gefaßt hat. So nämlich: daß 1) Oesterreich, 2) eine süddeutsche Staatengruppe und 3) Preußen-Norddeutschland, d. h. Preußen im Besitz aller wichtigen norddeutschen Positionen, die norddeutschen Kleinstaaten unter sich vereinigend, die Glieder der Trias bilden.

Giebt es nicht eine Ausgleichung des Rechts und der nationalen Forderung? Können die Herzogthümer nicht zu Preußen in ein bundesstaatliches Verhältniß treten?

Auch dieses Verhältnisses Unzuträglichkeiten hat Treitschke siegreich dargethan. Indeß, wenn der nationalen Forderung ihr volles Recht wird, kann Preußen den Nordalbingiern die Wahl zwischen Annexion und Union freistellen. Preußen muß fordern: den Anschluß an die Zollvereinsverträge, dann aber die volle Militärhoheit zu Lande und zur See, über Festungen und Häfen und alle Orte, die es zu solchen für geeignet hält, über alle Communicationen, über Soldaten und Matrosen, die das Land im Verhältniß der preußischen Bevölkerung stellen kann. Dazu gehört der verhältnißmäßige Antheil an dem preußischen Militär- und Marinebudget. Was übrig bleibt, ist eine eigene Staatsschuld, eine eigene Civilliste, ein eigenes Modell für Verwaltung und Recht im Umfang einiger Quadratmeilen und das auf denselben Umfang beschränkte Bürgerrecht der Landesbewohner, nicht zu vergessen ein eigenes Brustbild auf dem Geld und ein eigener Stempel auf den Postmarken; endlich, nach unserem Dafürhalten wenigstens, eigene Gesandte an den europäischen und deutschen Höfen, die weder einen guten noch schädlichen Einfluß ausüben werden, aber das Ihrige zu dem geselligen Vergnügen der höheren Zirkel beitragen können. Wenn die Nordalbingier nach diesen Herrlichkeiten ein unüberwindliches Verlangen tragen, so sind sie ihnen zuzugestehen, dafern für das ganze Land Ein und derselbe berechtigte Erbfolgeträger nachzuweisen ist. Man kann hoffen, daß dies ungefähr der Standpunkt ist, welchen die preußische Regierung einnimmt.

Wir haben, indem wir diese Betrachtung schließen, die jetzigen Träger des

preußischen Liberalismus im Abgeordnetenhaus zu beglückwünschen, daß sie, wenn auch die Annexion nicht ausdrücklich unterstützend, doch vermieden haben ihr entgegenzutreten. In der That, es wäre für immer vorbei mit der Geltung eines Liberalismus im preußischen Staatsleben, welchem die von seiner Seite einst der Kreuzzeitungspartei ertheilte Devise: „ihr ist Preußen viel zu groß" eines Tages, auf Thatsachen gestützt, in der Kreuzzeitung zurückgegeben werden könnte.

C. Rößler.

Bundesstaat und Einheitsstaat.

(Historische und politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte von Heinrich von Treitschke. Leipzig, Hirzel, 1865.)

Wenn die Stellung eines Volks sich nach der Größe der Aufgaben mäße, die noch vor ihm liegen, so könnten wir ohne Ruhmredigkeit behaupten: das deutsche Volk ist das erste in Europa. Denn einmal haben wir das Gut noch zu gewinnen, welches die übrigen Nationen seit Jahrhunderten und die Italiener wenigstens seit 1860 genießen, und dann ringen wir gemeinsam mit den Hauptvölkern unsres Continents danach, das constitutionelle Problem zu lösen. Wir mögen in der Lösung weiter sein als die Franzosen, die Spanier, die Oesterreicher; unser germanischer, auf Selbstverwaltung der Gemeinde gerichteter Sinn mag uns in Zukunft fördern — aber vorläufig sind wir auch hier noch fern vom Ziel und sehr möglich, daß wir es niemals erreichen außer mit jenem anderen Gut zusammen. Manche unsrer kleineren Staaten freilich feiern bald den fünfzigjährigen Bestand ihrer Verfassungen; aber Deutschland wurde absolut regiert trotz ihrer Verfassungen. Denn hinter den constitutionellen Regierungen stand als höhere Macht die Bundesgewalt, deren Beschlüsse über Presse und Vereinsrecht, über die Beaufsichtigung der Universitäten, deren Verdammung des oppositionellen Geistes in den Kammern jene Regierungen in willigem Gehorsam mitvollzogen. Die Debatten der Stände waren oratorische Uebungen ohne wirksame Macht. Die Grenzen dieser Länder waren zu eng als daß sich kräftige Parteien in ihnen hätten bilden, ihre staatliche Natur war zu unvollkommen als daß ernste Conflicte — Conflicte zwischen den Macht- und den Freiheitsbedürfnissen — hätten entstehen können. Der einzige Staat, welcher zu einem großen parlamentarischen Kampf das Terrain bot, Preußen, trat erst seit anderthalb Jahrzehnten in das constitutionelle System ein, und hier bewegt sich der Kampf noch heute um die Fundamente der Verfassung. Wie könnte es auch anders sein! Wer kann erwarten, daß ein Staatsorganismus, an dem Jahrhunderte gebaut haben, über Nacht die weite Kluft überwinde, die den Absolutismus von dem Parlamentarismus trennt. An solcher Umwandlung fehlt noch Vieles auf Seiten der Regierung nicht allein, sondern auch auf Seiten des Volks.

Unsre Verwaltung hat Traditionen, aber unser parlamentarisches Leben hat sie noch nicht. Flüssig und unbeständig, mehr durch momentane Stimmungen als durch dauernde Interessen verknüpft, sind noch die Parteien; keine bewährten Regeln der Taktik, keine sicheren und bildenden Erfahrungen gehen ihnen zur Seite. Fast alle standen sie bisher außerhalb des Staats; erst im constitutionellen Kampfe selbst lernen sie sein Wesen, seine Geschichte, seine Bedürfnisse kennen und den Dilettantismus abstreifen. Und sehr gering ist bis jetzt im Volk die Zahl der Männer, die neben ihrem bürgerlichen Geschäft mehr als eine Mußestunde für politische Dinge übrig haben.

Unsere constitutionelle Entwickelung liegt also noch in den Anfängen, aber immerhin ist sie weniger abstract, dilettantisch, idealistisch als unsere deutsche Politik. Im Ringen nach verfassungsmäßiger Freiheit stehen wir auf festem Boden, es ist der gegebene Staat mit seinen constituirten Gewalten, zwischen denen sich der Kampf vollzieht. In der deutschen Frage soll der Boden erst geschaffen werden, von dem aus wir überhaupt mit Aussicht auf Erfolg handeln können. Dort fassen wir Reformen in's Auge, die sich den bestehenden Institutionen anschließen, hier wird die ungeheuerste Veränderung erstrebt, die sich in der Geschichte Europa's jemals vollzogen hat. Für jene Reformen haben wir reelle Mittel, z. B. das Bedürfniß der Regierungen nach neuen Steuern und Anleihen in der Hand, für die nationale Umwandlung haben wir nichts in der Hand als unsere Ideen und Wünsche. Eine fremde Revolution, deren Stoß auch die heimischen Gewalten umwarf, hat uns für ein Jahr ein Organ unserer Wünsche geschaffen. Es war eben Zeit genug eine Reichsverfassung zu entwerfen, die dann ein Stück Papier blieb. Seitdem hoffen wir auf eine große Krise — eine Revolution, einen europäischen Krieg — die uns Raum schaffen soll, unseren Ideen Gestalt zu geben. Wenn außerordentliche Ereignisse drohen, wie 1859, so regt sich die nationale Agitation. Aber die Geschichte wiederholt sich nicht leicht. Es ist nicht so gewiß, daß ein neuer Ausbruch des französischen Vulkans noch einmal den Bundestag verzehre; es ist nicht so wahrscheinlich, daß ein großer Krieg erst die deutschen Bataillone und dann die deutschen Staaten zusammenschweiße. Wir thun also gut, nicht bloß die Zwecke hinzustellen und wegen der Mittel uns auf die Vorsehung zu verlassen. Vielmehr diese Mittel zu erwägen, das ist die reale Politik, so weit eine solche bei einem weltumwälzenden Plan überhaupt möglich ist. Jene Erwägung aber, wenn wir sie mit Nüchternheit vollziehen, wird uns zu der Einsicht führen, daß alle unsere nationalen Hoffnungen lediglich auf der Existenz eines schon vorhandenen starken, und doch auf die Ergänzung durch das übrige Deutschland hingewiesenen Staates beruhen. Nur weil dieser Staat als Kern schon existirt, dürfen wir hoffen daß das Uebrige anschließt, nur wenn er den ausführenden Arm uns bietet, können wir daran denken unsere Zwecke durchzusetzen. Von diesem Abhängigkeitsverhältniß muß unser Programm ausgehen; nach ihm und nicht nach einer vorausgefaßten Idee müssen wir die Wege bestimmen, auf denen die Nation eins werden kann. So lange wir an diesem Punkte nicht einsetzen, verfallen wir der Phantasie und der Phrase. Wir begnügen uns, wie es die Volkspolitik zu thun pflegt, mit der Verkündigung großer Ideale und helfen uns über die Schwierigkeit ihrer

Verwirklichung mit einem Appell an die Begeisterung unserer Zuhörer und an eine nach Willkühr erträumte Zukunft hinweg.

Der Schatz von nationalen Ideen, an dem wir heute noch zehren, ist größtentheils in den Jahren 1848—49 gesammelt. Die Bewegung war vor den Thronen stehen geblieben, und so ergab sich für das Parlament die Aufgabe die deutsche Einheit mit der Existenz von dreißig Dynastien zu vermitteln. Aber der Sturm war zugleich stark genug gewesen, um für einen Augenblick die Großen wie die Kleinen nieder zu werfen, und so rang sich das Parlament nur allmählich und niemals vollständig zu dem Bewußtsein durch, daß es nur im engsten Anschluß an Einen dieser Großen die Macht zu seinem Werk gewinnen könne. Ein Bundesgebiet mit zwei Großmächten als Gliedern lag zur Umgestaltung vor ihm, und so mühte es sich ab an dem unmöglichen Probleme, sie beide unter eine Reichsgewalt zu bringen. In der Arbeit selbst klärte sich ihm erst der Begriff des Bundesstaats; es schied einen Kreis gemeinsamer Angelegenheiten aus, die den Einzelstaaten genommen und der Centralgewalt übertragen werden sollten; aber weder gelang es ihm diesen Kreis in feste Grenzen zu schließen, noch innerhalb desselben die Consequenz des Begriffes zu ziehen und die Bürger des Reichs hier in ein unmittelbares und ausschließliches Verhältniß zu der Reichsgewalt zu setzen. So scheiterte der Bundesstaat, und wenn ein großer Theil der Schuld auf die damalige Schwäche Preußens fällt, so fällt doch auch ein anderer auf die Widersprüche und die Unklarheit des ganzen Entwurfs. Wir sind vorläufig mit dem Versuche durchgefallen, die Einheit auf parlamentarisch-revolutionärem Wege zu schaffen. Wir sind vorläufig auch durchgefallen mit dem Project des Bundesstaats, denn bis auf die Kleinsten nahmen die deutschen Fürsten das Compromiß nicht an, welches ihnen die halbe Souveränetät lassen sollte. Das sind folgenreiche Erfahrungen. Sollen wir sie nicht verwerthen, um unsere Ideen zu revidiren, unsere Anschauungen über das nationale Ziel und damit auch über die Mittel zum Ziel zu berichtigen und zu erweitern? Haben wir nicht vielleicht unser Programm so formulirt, daß es in sich selbst unmöglich war? Haben wir nicht etwa Wege einschlagen wollen, die dem Geist und dem Zug unserer Geschichte widersprachen?

Die Geschichte, in der That, die Geschichte nicht von Jahren sondern von Jahrhunderten kann in so großen Dingen unsere einzige Lehrmeisterin sein. Wie wir bisher gewachsen und geworden sind, so wird auch unser Wachsthum fortgehen; nicht absolut sind durch die Kräfte und Elemente der neuen Zeit die alten Gesetze unseres Werdens ausgetilgt. Und aus der Geschichte haben wir ja auch das Vorbild des Bundesstaats entlehnt. Wir fanden Völker, die in ähnlicher Lage wie wir eine Vielheit staatlicher Gemeinwesen zu einer Einheit verbanden, und wir glaubten nach ihrem Muster verfahren zu können. Aber haben wir die Analogien richtig gezogen, haben wir uns nicht mit einer oberflächlichen, das Wesen der Sache nicht treffenden Aehnlichkeit begnügt? Besitzen wir wirklich die geographischen und historischen Bedingungen, die Individualität, die Verfassungs- und Culturformen, welche jenen das Werk gelingen ließen? Das alles sind Fragen, Vergleichungen — tiefer und fruchtbarer als die bloß schulgerechte Behandlung des Begriffes vom Bundesstaat. Die Politik ist die wer-

dende Geschichte und nur in dem Maße, als wir die Seele füllen mit klaren und scharfen Anschauungen von dem bis jetzt Gewordenen, können wir hoffen über das Werdende ein Bild zu gewinnen, das uns als praktische Regel zu dienen vermag.

Wir werden zu diesen Betrachtungen durch eine literarische Erscheinung geführt, die in diesen Blättern schon gewürdigt ist, auf die wir aber von rein politischem Interesse aus noch einmal zurückgreifen möchten. Wir meinen die Untersuchung H. v. Treitschke's über „Bundesstaat und Einheitsstaat“, die eingestreut in seine Essays an Inhalt und Umfang als ein selbständiges Werk auftreten könnte. Wenn man bei der Lectüre einer Arbeit von der Verwunderung ergriffen wird, daß eine so einfache Methode der Untersuchung nicht schon längst eingeschlagen sei, so ist dies das beste Zeugniß für ihre Nothwendigkeit und Bedeutung. So ging es uns hier. Was ist, um über die Bedingungen eines Bundesstaats und seiner Durchführbarkeit bei uns in's Klare zu kommen, einfacher und natürlicher, als die lebendigen Erscheinungen der geschichtlich verwirklichten Conföderationen zu betrachten und dem Prozeß, durch welchen sie entstanden, die wesentlichen Züge unserer deutschen Geschichte gegenüber zu halten? Und doch war ein solcher Gang noch niemals eingeschlagen. In dieser Originalität, mit der das Problem neu angefaßt wird, in der männlichen Energie, welche rücksichtslos die Folgerungen der Grundidee zieht, liegt ganz abgesehen von dem Zauber und der patriotischen Leidenschaft der Darstellung die überwältigende Macht der Treitschke'schen Arbeit.

Wir folgen in leichtem Umriß ihren Gedanken, einzig in dem Wunsch, unsere Leser für das Studium des Werkes selbst zu gewinnen. Es stellt uns nicht sofort an den Punkt, wo die Untersuchung über den Bundesstaat anheben kann; es bahnt sich erst den Weg, indem es die Fabelwelt beleuchtet durch welche die Vielstaaterei ihre Existenz zu rechtfertigen sucht, indem es die verhängnißvollen Wirkungen schildert, welche unsere politische Zersplitterung auf den Charakter der Nation ausgeübt hat. Wir bedürfen der nationalen Reform, um sittlich zu genesen — das ist ihre höchste Nothwendigkeit. Als Heilmittel gilt bei der Mehrzahl der Gebildeten der Bundesstaat. Sehen wir zu, ob derselbe mit den gegebenen Zuständen, den Macht- und Verfassungsverhältnissen unserer deutschen Staatenwelt verträglich ist.

Da stoßen wir zunächst auf einen Punkt, der jedenfalls beseitigt sein muß, ehe von irgend einer Organisation die Rede sein kann. Ein Bundesstaat fordert klare und bestimmte Grenzen, er kann nicht Mitglieder zählen, die mit einem Fuße in dem Bunde stehen und mit dem anderen draußen. Das alte römische Reich deutscher Nation zerfloß nach Ost und West in unbestimmten Linien; unklare Dependenzverhältnisse banden ganze Völker und Königreiche an seine Oberhoheit, denn es war eine feudale Gliederung und kein Staat. Auch das Gebiet des deutschen Bundes wird von Grenzen umzogen, die sich auf den geographischen Karten zwar scharf markiren, aber in der politischen Welt in's Ungewisse verschwimmen. Fürst Schwarzenberg wollte nicht einmal eine ideelle Linie zwischen den bündischen und nicht bündischen Theilen des Kaiserstaats zugestehen; es war dies die Antwort auf den phantastischen Versuch des Frankfurter Parla-

ments, Deutsch-Oesterreich durch das Mittel der Personalunion aus der alten Verbindung loszulösen und dem deutschen Reich zu erhalten. Ohne vollständige Auseinandersetzung mit Oesterreich ist jede deutsche Reform eine Phrase; so lange jene nicht vollzogen ist, wird die politische Form in welcher Deutschland fortexistirt die formlose Zweiherrschaft sein mit schwankendem Uebergewicht, bald der österreichischen, bald der preußischen Politik. Aber die Erfahrung hat zugleich bewiesen, daß Oesterreich von dieser Mitherrschaft keinen dauernden Vortheil genießt, daß es zwar bisher stark genug war unsere Neugestaltung zu verhindern, jedoch nicht stark genug über die Kräfte des nicht organisirten Deutschlands zu verfügen. Sobald es in Verlegenheiten gerieth und unserer Hülfe bedurfte, war es an den guten Willen Preußens verwiesen, und diesen guten Willen stieß es zurück, weil es, verleitet durch seine Stellung als Präsidialmacht des deutschen Bundes, auf den Schleichwegen von Bundesabstimmungen ihn zu erzwingen suchte. Leichter als bisher werden sich die beiden Staaten zusammenfinden, wenn sie frei und selbständig einander gegenüberstehen. Unbefangener wird die wirkliche Gemeinsamkeit ihrer Interessen, vor Allem in der orientalischen Frage, gewürdigt werden, wenn der Wiener Hof nicht mehr durch vieldeutige Bundesartikel und leichtsinnige Voten der Mittelstaaten verführt werden kann, für seine europäischen Händel unser Blut als pflichtmäßigen Tribut zu fordern. Oesterreich, es ist wahr, kann die Verbindung mit Deutschland nicht entbehren; sein vielzüngiges Reich, das unter 35 Millionen nur 8 Millionen unserer Stammesgenossen zählt, wird doch nur zusammengehalten durch dieses deutsche Element, das also der Stärkung und des Rückhaltes bedarf. Aber das Verweilen eines Bundestagsgesandten in Frankfurt und einiger Regimenter Italiener, Ungarn und Kroaten in Mainz oder Rastadt giebt noch keine solche Stärkung, sondern nur das freie Zuströmen deutscher Cultur, die lebendigen Verkehrsbeziehungen mit dem deutschen Norden, die durch die Spannung, welche die Bundesverhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich erhalten, nicht gefördert sondern gehemmt werden.

Denken wir uns die Scheidung von Oesterreich vollzogen, so bieten die übrigen deutschen Einzelstaaten ein zusammenhängendes Terrain mit gemeinsamen materiellen und geistigen Interessen, mit ungefähr gleicher Culturstufe und im Ganzen auch mit gleichen Staatsordnungen. Aber diese Ordnungen sind m o n a r ch i s ch. Wird ein Complex von Monarchien eine Verfassung ertragen, die bisher nur unter Republiken und vielleicht nur w e g e n dieser republikanischen Staatsform gegründet werden konnte? Eine Föderation setzt voraus, daß die Minderheit sich der Mehrheit füge. Die Verbindung der Eidgenossen, die Union der Vereinigten Staaten ist durch Mehrheitsbeschlüsse zu Stande gekommen. Solche Fügsamkeit ist in Demokratien natürlich, denn hier ist Niemand, der ein Opfer zu bringen hätte ohne Ersatz. Der einzelne Canton erhält als Glied des Ganzen in dem er vertreten ist, was er opferte, zurück. Anderes in Monarchien. Souveräne sind nicht gewohnt sich der Majorität zu unterwerfen; ein jeder fühlt sich dem anderen gleich und absolut. Auf diesen Grundsatz des unantastbaren fürstlichen Rechts kam man hinaus, als 1815 eine Zusammenfassung der deutschen Staaten versucht wurde. Diesem Grundsatz huldigte Friedrich Wilhelm IV., als er für

die deutsche Reform die freiwillige Zustimmung aller seiner Mitfürsten forderte. Und die zu Gunsten des Bundesstaats abzutretenden Rechte — die Kriegsherrlichkeit, die diplomatische Verbindung mit fremden Höfen — sind gerade diejenigen, in welchen der Fürst das Wesen seiner Würde und Selbständigkeit erblickt und ohne welche er thatsächlich aus der Familie der Souveräne Europa's ausscheidet. Soll er sich mit dem Bewußtsein trösten, daß er zum Heil der Nation seinen Verzicht geleistet habe? Aber bis auf zwei oder drei sind unsere fürstlichen Häuser solchen modernen Empfindungen fremd; ihre Auffassung ist eine rein dynastische; ihr Pflichtgefühl beschränkt sich auf ihren Territorialbesitz. Eine vielhundertjährige Tradition hat sie gewöhnt, den Vortheil ihres Hauses obenan zu stellen, zwischen ihnen und den Ideen, den sittlichen Forderungen des deutschen Volkes liegt die dichte Atmosphäre ihrer Höfe; ausländische Verschwägerungen ziehen sie ab von den Interessen der Nation und verstärken die kosmopolitische Denkweise. Nur so lange die Schrecken der Revolution nachwirkten, unterwarfen sich 1848—50 die Kleineren dem Gedanken einer Reichsgewalt. So ist kaum zu hoffen daß der Bundesstaat friedlich zu Stande kommt, und mit Gewalt gegründet wird er den Keim des Verderbens in sich tragen.

Aber selbst wenn der neue Bau errichtet wäre, würden seine Theile die innere Zusammenstimmung und Tragfähigkeit besitzen? Die Glieder der Union und der Eidgenossenschaft sind Staaten mit einfachen Formen demokratischer Selbstregierung; unsere deutschen Staaten sind künstlich complicirte Gebilde. Da sind in jedem ein Fürst, eine büreaukratische Regierung und eine oder gar zwei Kammern. Ueber diesen Einzelmechanismen mit ihren beständigen Reibungen würde ein Ueberbau errichtet werden müssen, bestehend aus dem Träger der Centralgewalt und seiner Regierung, aus dem Staatenhaus und dem Volkshaus, aus den Repräsentanten der Souveräne, einem Fürstencollegium oder Reichsrath. Sind wir nicht in Gefahr mit diesem ungeheuerlichen Räderwerk in die Unbehülflichkeit unseres alten Reichswesens wieder einzulenken? Natürlich ständen die Faktoren der Particularstaaten in permanenter Verschwörung gegen die Reichsgewalt, und diese würde immer tiefer in das Einzelleben einzugreifen suchen. Und sie müßte es. Denn je entwickelter die Cultur, desto mannigfaltiger und umfassender sind auch die Gebiete, wo der Staat zum Nutzen Aller einwirken muß. Man schlage die Artikel der Verfassung vom 28. März 1849 auf, die von der Reichsgewalt handeln. Es sind 62 Paragraphen und sie enthalten weit mehr als die Uebertragung des Oberbefehls über die Land- und Seemacht. Sie vindiciren der Reichsgewalt die Gesetzgebung über Flüsse und Eisenbahnen, über Canäle und Landstraßen, über Handel und Schifffahrt, über Productions- und Verbrauchssteuern, über das gesammte Verkehrs-, Post und Telegraphengebiet, über Maaß und Gewicht, Münz- und Bankwesen. Durch die Reichsgewalt soll das allgemeine Staatsbürgerrecht, das Heimaths-, das Vereins- und Associationsrecht, sollen selbst sanitätspolizeiliche Maßregeln festgestellt werden. Sie soll allgemeine Gesetzbücher über Civil- und Strafrecht und gerichtliches Verfahren erlassen. Und offenbar griff in dem wichtigsten Punkt, in der Organisation des Heerwesens, diese Verfassung noch nicht in dem Maße durch, wie es die Idee des Bundesstaates und unsere Lage zwischen großen Militärmächten verlangt; denn sie

gewährte hier den Einzelstaaten eine nicht ungefährliche concurrirende Befugniß. Wahrlich diese Reichsgewalt müßte bald alle Staatsfunktionen so in sich absorbiren, daß die Regenten der einzelnen Länder zu überflüssigen Wesen würden.

Und endlich die größte Schwierigkeit einer bundesstaatlichen Ordnung. In der Schweiz und in Nordamerika war ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Gliedern des Bundes; bei uns aber überragt Preußen an Macht die Gesammtheit der übrigen Staaten. Weit rascher als die kleineren Länder ist Preußen an Bevölkerung und Wohlstand gewachsen und unsere moderne Kriegführung, welche die Aristokratie der Großstaaten in Europa entschieden hat, nimmt jenen vollends die Fähigkeit sich selbständig zu behaupten. Dieser Abstand der Macht in Verbindung mit der monarchischen Staatsform zwingt uns nun, für den deutschen Bundesstaat einen Weg zu betreten, der allen geschichtlichen Erscheinungen des Föderalismus, ja dem Prinzip desselben entgegengesetzt ist. Die Staaten der nordamerikanischen Union wachten ängstlich über die rechtliche Gleichheit aller Glieder. Sie schufen für die Bundeshauptstadt ein eigenes Territorium, um keinem Einzelstaat im Verhältniß zur Centralregierung einen Vorzug zu geben. Die Wahl Berns als Bundesstadt gewährt dem Canton Bern keinerlei Vorrechte. Die Centralregierung war in beiden Föderationen die Schöpfung einer neuen, von allen Einzelländern gleichmäßig geschiedenen und ihnen gleichmäßig übergeordneten Gewalt. Anders in Deutschland. Hier muß, wenn man nicht leeren Utopien nachhängen will, die Reichsgewalt dem Souverän des größten Einzelstaats übertragen werden; und mit diesem Schritt ergeben sich all' die unheilvollen Gegensätze zwischen Hausmacht und Reich, zwischen unmittelbaren und mittelbaren Unterthanen. Statt einer Ordnung, welche alle Volksstämme gleichstellt und eben deshalb alle befriedigt, begründen wir die Hegemonie eines Staats, die nothwendig auch zur Hegemonie der diesem Staate angehörigen Beamten, Militärs und Bürger wird. Um gegen die Fürsten eine Schonung zu üben, die sie nie als Schonung empfinden, müssen wir ihren Bevölkerungen die härteste Unterordnung zumuthen. Weit mehr noch als die Italiener über das Piemontesenthum, würden die Deutschen über das Preußenthum klagen, wenn der Widerstand der einzelnen Volksstämme gegen die Centralregierung sich in den unter ihnen residirenden Fürsten concentrirte und die Reichsgewalt dadurch gezwungen wäre, die Civil- und Militär-Aemter mit Preußen zu besetzen, sich vorzugsweise auf ihre Hausmacht zu stützen. Drängen die Massen dagegen auf die Einheit, befördert das Volkshaus Maßregeln der Unificirung, so wird freilich das Vasallenthum der außerpreußischen Länder schwinden, aber es werden auch die Halbsouveräne wahrscheinlich auf die Linie der Mediatisirten herabsinken.

Die Zweifel an dem Bundesstaat, die sich bisher ergeben haben, begründet Hr. v. Treitschke nun tiefer, indem er in die Geschichte der drei modernen Conföderationen — der Eidgenossenschaft, der Schweiz, der Generalstaaten — zurückgeht und die Grundzüge unserer deutschen Entwicklung danebenstellt. Wir können nur wenige Kernpunkte aus dieser Darstellung herausheben. — Die wesentliche Voraussetzung einer Föderation, der eidgenössische Rechtssinn, die Achtung vor der Individualität der mitverbündeten Gemeinwesen ist das herrschende

Prinzip der schweizerischen Geschichte. Durchschnitten von den stärksten Naturgrenzen, von vier verschiedenen Nationalitäten bewohnt, bot dieses Land nicht die Bedingungen für die engste staatliche Verschmelzung. Benachbarte Gemeinwesen treten zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zusammen, zwischen ihnen wird die Parität durchgeführt; neue Genossen schließen an die alten acht Orte sich an. Die größten Cantone, Zürich und Bern, streben nach der Hegemonie, aber die Rechtsgleichheit siegt und auch in den blutigen Bürgerkriegen geht das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht verloren. Auch die zugewandten Orte constituiren sich endlich zu selbständigen Cantonen und mit dem Siege der Demokratie über die aristokratischen Parteien erreicht die Einheitsbewegung ihr Ziel in dem Bundesstaat. — In Amerika ist es die ungeheure Expansivkraft der neuen Colonien, welche zur loseren Form des Bundesstaats führt. Ein ganzer Welttheil läßt sich nur als Despotie oder als Föderation organisiren. Die einzelnen Staaten achten das Gebiet des Nachbaren, denn der Eroberungslust steht ein ungemessener Raum im Westen offen. Als der sociale Gegensatz zwischen dem Süden und Norden zur Spaltung geführt hat, constituirt sich der erstere wieder als Bundesstaat. Und doch hat das Eintreten der jüngsten Verwicklungen der Decentralisation Abbruch gethan und den Centralgewalten eine Macht gegeben, welche dem Charakter eines Einheitsstaates nahekommt. — Relativ die meiste Verwandtschaft mit unseren deutschen Verhältnissen zeigen die Niederlande in ihrem Uebergang aus einer Föderation in den Einheitsstaat. Aus Unabhängigkeitskriegen hervorgegangen gleich der Union und der Eidgenossenschaft, werden sie allmählich ein dauernder Staatenbund, in dem jedes einzelne Glied mit zähem Conservatismus sein Sonderleben festhält. Dann aber treten drei Momente hervor, durch welche das bündische Prinzip unterhöhlt wird: Das Uebergewicht des Staates Holland, die dadurch geförderte Bildung einer einheitlichen niederländischen Nationalität, und die auf die Massen und auf das Bedürfniß eines festen militärischen Schutzes gegründete Tyrannis des Hauses Oranien. In das Centrum der europäischen Bewegung gestellt, reifen die Niederlande so während der Stürme der französischen Revolution zum monarchischen Einheitsstaate heran.

Weit verwickelter ist der Gang der Dinge in Deutschland. Seit dem Fall des mittelalterlichen Kaiserthums ringen hier auf der einen Seite die Habsburger nach der Monarchie und scheinen im Kampfe gegen die protestantische Gewissensfreiheit unter Karl V. und Ferdinand II. ihrem Ziel ganz nahe zu kommen; auf den anderen Seiten zeigen sich föderale Bestrebungen: Bündnisse des Adels, der Städte die aber ständisch beschränkt und ohne geographischen Zusammenhang bleiben, Versuche zur Gründung eines Reichsregiments die an dem Widerstand von oben und unten scheitern, confessionelle Liguen welche trennen statt zu verbinden. Auch die Fürstenbündnisse unter Friedrich dem Großen hält nur der negative Zweck zusammen, die josephinische Politik abzuwehren. Die Strömung, die in diesem wirren Durcheinander den Sieg davon trägt, ist das Streben der einzelnen Territorien nach völliger Selbständigkeit, — der Particularismus der in der Bundesacte von 1815 seine fast unverkürzte Anerkennung empfängt.

Aber ein entscheidender Fortschritt zieht sich durch diese Entwicklung hindurch — die Zahl der Territorien vermindert sich, die einzelnen Stücke ballen sich zusammen, die deutsche Geschichte wird eine lange Folge von Annexionen. Mit dem Zeitalter der Reformation beginnt das „Heimramschen;" die protestantischen Fürsten, und bald um die Wette mit ihnen die katholischen, säcularisiren die geistlichen Besitzungen. Der zweite große Schlag folgt mit dem westphälischen Frieden. Die meisten norddeutschen Bisthümer und reichsfreien Städte werden „heimgeramscht." Es kommen die Erschütterungen der Revolutionszeit. Durch die Annexion von 1803 werden 2000 Quadratmeilen, durch die von 1806 550 Quadratmeilen den deutschen Monarchien einverleibt. So schmelzen die vielen hundert deutsche Länder auf einige dreißig zusammen; und während die Schweizer nach dem Sturz der Franzosenherrschaft die vernichtete Selbständigkeit der Cantone wiederherstellen, hütet man sich in Deutschland wohl, was zusammengestürzt ist, wieder aufzubauen. Das Bedürfniß nach größeren Staatsgebieten, die eine einfachere und vernünftigere Verwaltung gestatten, siegt über das historische Recht. Um so weniger können diese neuen, durch die Gunst der Fremden emporgewachsenen Staaten sich mit dem Schilde der Legitimität decken. Länder, die wie z. B. das Herzogthum Nassau aus den Fetzen von 37 selbständigen Territorien zusammengeflickt wurden, sind ersichtlich nur Zwischenstufen in dem Prozeß der Unificirung; und wenn sie dem Bedürfniß der Nation nach Einheit und Vereinfachung ihrer Verfassung zum Opfer fallen, so ereilt sie nur das Schicksal, welches sie früher so viel anderen bereitet haben.

Es ist ein Glück für uns, daß die Grenzen dieser Staaten mit den Grenzen der Volksstämme so wenig zusammenfallen, daß in den größeren von ihnen die Bruchstücke mehrerer Stämme wohnen, die sich mit der gleichartigen Bevölkerung der Nachbarländer vollkommen eins fühlen. Es ist noch ein größeres Glück, daß die deutschen Staaten unter einander nicht Schritt gehalten haben, daß Einer von ihnen alle anderen überflügelt hat. Die öffentliche Meinung beurtheilt einen Staat nicht nach den vorwiegenden Zügen seiner Geschichte, sondern nach den Eindrücken des Augenblicks, und so wundert es uns nicht, wenn die Schilderung, welche H. v. Treitschke von Preußen entwirft, gegen ihn den Vorwurf der Borussomanie erweckt. Aber es ist doch wahr, daß jede Scholle Landes, die dem deutschen Volk seit dem westphälischen Frieden zuwuchs, durch diesen Staat erworben ist. Es ist doch wahr, daß er groß geworden ist, indem er im Osten und Norden uns Ersatz schaffte für unsere Verluste im Westen. Er entriß Pommern und die Odermündung den Händen der Schweden, er rettete die Ordensländer, Ost- und Westpreußen, aus der polnischen Ueberfluthung, er verband diese vorgeschobenen Posten deutscher Cultur fester mit sich durch die täglich fortschreitende Germanisirung Posens, und durch seine Eroberung wurde Schlesien dem nationalen Leben und der religiösen Freiheit wiedergewonnen. Während Baiern dem römischen Stuhl und den Jesuiten diente, Sachsen nach der Krone Polen, Hannover nach dem englischen Thron ausschaute, wuchs Brandenburg seit dem großen Kurfürsten immer tiefer in Deutschland und die deutschen Interessen hinein, und bewies jene staatsbildende Kraft, die das Erworbene zu assimiliren, zu einem festen Ganzen zu verschmelzen versteht. Nicht in fremder

Vasallenschaft hat Preußen sein Gebiet vermehrt, vielmehr im verzweifelten Kampf mit halb Europa gab es die Probe seiner Unabhängigkeit und im glänzenden Siegeszug von Schlesien bis nach Paris schlug es den Eroberer, aus dessen Hand so viel andere deutsche Fürstenhäuser ihre Kronen zum Geschenk nahmen. Jetzt zählt seine Bevölkerung 19¼ Millionen, und es kann sich keiner Bundesgewalt mehr unterordnen. Es muß die fridericianische Politik fortsetzen — den Nachbarstaaten ein Vorbild sein durch ausgebildete, dem entwickelteren Volksbewußtsein entsprechende Institutionen, schlechthin selbständig verfahren in seiner auswärtigen Politik und seine Macht in Deutschland fortschreitend erweitern. Es kann sich nicht mit moralischen Eroberungen begnügen, aber freilich in einem Zeitalter, wo die Völker ihre Herren nicht willenlos wechseln, muß es um wachsen zu können den Kern der Bevölkerungen gewinnen. Die Befestigung verfassungsmäßiger Freiheit ist für Preußen zugleich eine Machtfrage. Niemals wird ihm mit einer anticonstitutionellen Politik sein großer Beruf in Deutschland gelingen.

Scharf und klar würdigt Treitschke die Selbständigkeit des preußischen Staats. Er setzt an die Stelle der Vereinigung gleicher Glieder unter einem neuen Mittelpunkt den Anschluß an den einzig wirklichen deutschen Staat mit seinem gegebenen Mittelpunkt. Und doch weiß er wohl, daß die Annexionspolitik Piemonts, auch wenn die Vorbedingungen derselben in Preußen erfüllt wären, nicht ohne Weiteres auf die deutschen Zustände paßt. Wie verwandt auch die Schicksale Italiens und Deutschlands sind, wie analog das Aufstreben der beiden Militärstaaten, Piemont und Preußen, — Italien war doch mehr als wir für den Einheitsstaat vorgebildet, weil seine politischen und wirthschaftlichen Zustände verzweifelter standen, weil sein nationales Ringen zugleich der Befreiung von der Herrschaft des Auslandes und von dem Druck fremdländischer Dynastien galt. Leichter als ein preußischer Monarch konnten die kleinen bedrängten Könige Piemonts ihre Krone an die nationale Krone setzen, und sie durften, — was uns nicht geziemt — sich einer fremden Macht in die Arme werfen und deren Hülfe unter demüthigenden Bedingungen erkaufen. —

So schließt denn unsere Untersuchung nicht mit einem zweifellosen Resultate ab. Nicht so klar und unbedingt auf Einen Weg, wie in Italien, drängen unsere Verhältnisse. Nicht von vorn herein steht die Nation ihren Dynastien als Feinden gegenüber. Zwar die Unterordnung der kleinen Kronen unter die Krone Preußen ist nicht wahrscheinlich, der Geist unserer Geschichte widerspricht in vielen Stücken den Voraussetzungen eines Bundesstaats; aber noch gewisser ist der Kampf des Particularismus gegen den Einheitsstaat, und noch weniger als für die andere Lösung sind die Bevölkerungen bisher für diese vorbereitet. So wird der Bundesstaat immer das nächste Ziel bleiben müssen, wenigstens dann, wenn noch einmal eine Situation wiederkehrt, in der wir die deutsche Frage im Großen und Ganzen anfassen können. Aber die nationale Partei muß dieses Ziel sofort mit dem Entschluß hinstellen, bei hartnäckigem Widerstand der Dynastien zum Einheitsstaate fortzuschreiten, sie muß mit dem klaren Bewußtsein handeln, daß der widerspruchsvolle bundesstaatliche Bau wohl nur als Uebergangszustand Dauer haben wird. Und mehr noch als dies ergiebt sich aus un-

serer Betrachtung für die Haltung der Partei. Sie muß sich weit entschiedener auf den Staat stützen, der bereits das halbe Deutschland in sich vereinigt, sie muß weit preußischer werden, als bisher. Die Utopien der Patrioten aus älterer und aus neuester Zeit, — die Verlegung des Schwerpunkts des Reichs aus Preußen heraus, die romantische Schwäche die sich scheut zwischen Oesterreich und Deutschland den trennenden Schnitt zu machen, die thörichte Forderung daß sich Preußen gleich anderen „Stämmen" den Geboten eines über ihm stehenden Parlaments zu fügen habe, der heimliche Schrecken vor einem deutschen Parlament in Berlin, die haarspaltende Scheidung zwischen Großpreußen und Deutschland, — alle diese Widersprüche durch welche die nationale Partei ihr Programm an unmögliche Bedingungen knüpft, ihren Zweck will und zugleich nicht will, müssen abgethan werden. Die Kritik des bundesstaatlichen Dogmas bewirkt eine Läuterung unseres Ideenkreises und sie hat eine unmittelbar praktische Bedeutung. Sie zeigt uns den Unterschied zwischen der nationalen Idee und der einzelnen Form derselben, sie löst uns von dem Bann, als ob wir die Verpflichtung hätten — nicht die Einigung, sondern einen bestimmten Weg der Einigung zu wollen. Wenn die deutsche Frage uns nicht in ihrem ganzen Umfang, sondern wie jetzt in Schleswig-Holstein in einem einzelnen Ausschnitt entgegentritt, so sind wir nicht verbunden, die schlichte und für jeden Theil glücklichste Lösung durch das Dogma des Bundesstaats uns zu versperren. Warum soll es nicht gestattet sein, auf verschiedenen Pfaden zum Ziel zu dringen? Warum ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß der Kern unserer deutschen Organisation sich zunächst im Norden durch Annexionen verstärkt und so die Kräfte gewinnt, um dem selbständigeren Süden einen breiten Halt und eine Anlehnung in bundesstaatlicher Form zu gewähren? Wir werden dem erfinderischen Geiste der Geschichte Form und Methode unserer Einigung nicht vorschreiben dürfen. Nur Eins haben wir als heiligen Grundsatz hinzustellen, weil er mit der nationalen Idee zusammenfällt: daß wir keinen Theil des Ganzen preisgeben, daß der Norden nicht den Süden verläßt, daß wir zusammenhalten was wir sind und haben. Das ist die Treue, die wir einander schulden und mit der wir den Gegensatz zwischen dem Großpreußenthum und dem Deutschthum aufheben. Ueber sie hinaus bindet uns keine Formel und ist uns kein Weg zur Zerstörung der Kleinstaaterei verschlossen, — denn wir wollen „die Einheit und Nichts weiter."

Notizen.

Es liegen uns die „Briefe von L. Tieck" vor (ausgewählt und herausgegeben von K. v. Holtei. 4 Bde. Breslau, Trewendt). Auf die Mängel dieser Sammlung ist bereits von mehreren Seiten aufmerksam gemacht worden; wir begnügen uns hervorzuheben, was die Literaturgeschichte durch sie gewinnt.

Das bisher bekannte Material für Tieck's Leben war in dem bekannten Buch von Köpke zusammengefaßt. Bei manchen Vorzügen ließ dasselbe bedauern, daß der Verfasser nicht überall angegeben, woher er seine Notizen habe. Wer Tieck's gesammelte Schriften genauer kannte, sah wohl, daß meist die Einleitungen zu denselben die Quelle waren; doch mußte man vieles auf mündliche Ueberlieferung zurückführen. In beiden Fällen durfte man mißtrauisch sein, denn es war bekannt, daß der hochbegabte Mann ein sehr energisches Phantasieleben führte und daß es ihm schwer wurde, in seinen Erinnerungen Wahrheit von Dichtung zu sondern.

Wir freuen uns, aus den vorliegenden Briefen zu entnehmen, daß Tieck bei seinen Berichten hauptsächlich diese handschriftlichen Zeugnisse zu Grunde gelegt, die er mit einer bei seinem unruhigen Wanderleben sehr anerkennenswerthen Pietät sorgfältig aufgehoben hat.

Tieck's Leben, soweit es die Literatur angeht, zerfällt in vier Perioden.

Die erste, bis 1797, enthält seine selbständige Entwickelung: die Zeit des Abdallah, Lovell, der Straußfedern und der Volksmährchen, bis zum Sternbald. In dieser Periode haben die Schriftsteller, welche man später mit ihm unter dem gemeinsamen Namen „romantische Schule" begriffen hat, nicht den mindesten Einfluß auf ihn; während sie unter der Leitung von Kant, Schiller und Fichte absolute Kunst, transcendentalen Idealismus, Literaturgeschichte, hellenistische Studien treiben, überläßt er sich harmlos seinem unbegrenzten Productionstrieb, schreibt Berliner Schwänke, Schauergeschichten und psychologische Romane in Klinger's Manier, und schwankt in beständigen Sprüngen von Enthusiasmus in schneidende Ironie. Die Männer, die in dieser Zeit auf ihn Einfluß üben, sind Moritz und Reichardt; bedeutender Wackenroder und Bernhardi. Bernhardi, älter und feiner gebildet, schärft den mephistophelischen Zug seiner Natur; Wackenroder, jünger und weniger reif, bietet ihm in seiner Seele willkommenen Stoff für Kunstschwärmerei, Mystik und Religiosität. Von dem Letzteren enthält die Sammlung eine reiche Zahl von Briefen, die das Bild des sanften, bescheidenen, in seinem Eifer für alles Schöne durchaus ehrlichen, sinnigen — aber an Bildung und Charakter damals noch nicht sehr bedeutenden Jünglings, wie man es etwa schon aus dem „Klosterbruder" entnehmen konnte, völlig abrunden. — Leider ist von dem sicher viel bedeutenderen Briefwechsel mit Bernhardi nichts aufbewahrt: wahrscheinlich haben die späteren Familienverhältnisse den Dichter veranlaßt, diese Briefe zu vernichten.

Die zweite Periode, die wichtigste, die Gährungszeit der romantischen Schule, geht bis zur italienischen Reise 1804. Eine zufällige Recension des Blaubart durch A. W. Schlegel — zufällig, weil der Kritiker nicht durch die Gemeinsamkeit des Princips, sondern durch das individuelle Talent angezogen wurde — veranlaßt jene seltsame Verknüpfung abweichender, ja entgegengesetzter Richtungen zu einem scheinbaren Ganzen: erst das Zusammensein mit Fr. Schlegel und Schleiermacher in Berlin, dann der Jenenser Sturm und Drang mit den beiden Schlegel, Novalis, Fichte, Schelling, Steffens, Ritter, Brentano u. s. w. Wie oft in den Verbündeten das stille Gefühl auftauchte, daß sie eigentlich nicht zusammengehörten, hat man bereits aus Schleiermacher's Nachlaß gesehen; es wird hier durch die Briefe der Brüder Schlegel bestätigt. A. W. Schlegel's Briefe sind fast durchweg geschäftlich; der Ton wird mitunter kalt, selbst grob; der jüngere Bruder geht mehr in das Innere ein, aber auch bei ihm empfindet man, daß die geistige Verwandtschaft mit Tieck nicht bedeutend war. Die Correspondenz mit Schleiermacher ist viel bezeichnender, weil sie die Doppelnatur des hochbegabten wunderlichen Mannes schärfer hervortreten läßt. Beide Brüder, damals als Kritiker verrufen, waren im Grunde sehr gutherzig; der ältere sogar durchweg maßvoll und besonnen: nur hatte Friedrich die unglückliche Neigung, eine gut klingende Paradoxie oder einen maliciösen Einfall, der ihm selbst gegen die verehrtesten Männer in den Sinn kam, nicht unterdrücken zu können, und August Wilhelm war dann als angeblicher Chef der neuen Schule in der unbequemen Lage, auch das, was er bei seinen Freunden nicht billigte, nach Außen hin vertreten zu müssen. Sehr seltsam sind einige Aeußerungen der beiden Brüder über den Tod von Auguste Böhmer. — Novalis' Tod, Fr. Schlegel's Abreise nach Paris, A. W. Schlegel's Verbindung mit der Staël sprengten den Bund; manche von den Verbündeten empfanden später, daß er überhaupt auf Sand gebaut war. Steffens schreibt 1814 an Tieck: „So gewiß die Zeit, in der wir uns alle vereinigt träumten, reich an Keimen mancherlei Art war, so lag dennoch etwas Ruchloses im Ganzen. Ein geistiger Babelthurm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dies Werk des Hochmuths unter seine eigne Trümmer. Bist Du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den andern; ich kenne Deine Gesichtszüge nicht mehr, Deine Worte sind mir unverständlich. Und ein jeder trennte sich in die entgegengesetzten Weltgegenden, die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelthurm dennoch auf eigne Weise zu bauen."

Die dritte Periode umfaßt die Zeit, wo die Romantik Mode war, wo die Fabrikarbeiter, die früher von zechenden biderben Rittern und tugendhaften Räubern, von Hannchen und Gurli gesungen, die Morgenröthe, die Sterne, die Religion, die Ahnung, die Jungfrau Maria und dergleichen verherrlichten. Tieck, dem die Wirthschaft wunderlich genug vorkam, wurde wider Willen als Meister vom Stuhl verehrt. Was von diesen Mittelmäßigkeiten hier gegeben wird, war kaum der Mittheilung werth: der Briefwechsel mit Solger und die dramaturgischen Blätter enthalten bereits das Nöthige. — Von den Männern, die durch

die Romantik angeregt, ihren eigenen Weg in's deutsche Leben suchten — Grimm, Arnim, Kleist — erfahren wir wenig.

Der vierte Zeitraum beginnt mit den Novellen 1823; Tieck sucht die Romantik mit dem modernen Leben in Beziehung zu setzen. Er ist der berühmte Mann, dem junge angehende Dichter gern ihre Erstlingsversuche zu Füßen legen. Diese ganz äußerlichen Berührungen hätte der Herausgeber übergehen können, da ohnehin das Recht, Briefe lebender Personen ohne ihr Wissen zu veröffentlichen, sehr fraglich ist.

Auf den Gegenstand selbst näher einzugehen, behalten wir uns vor.

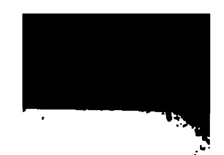
Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der französische Protestantismus der Gegenwart.

Erster Artikel.

1.

Südfrankreich ist das Land der Contraste. Ich meine nicht jene Gegensätze der Farbe, die allen südlichen Gegenden eigen sind: den tiefblauen Grund des Himmels, von dem sich die weißen Wände der Felsen, die hellen Dächer der Städte und die Goldfarbe der römischen Ruinen so scharf abheben, oder die dunklen Striche der Pinien und Cypressen, die das monotone Grau der ölbaumtragenden Hügel unterbrechen. Aber wo sonst ist ein so rascher Wechsel der Scenerie? hart neben dem Lieblichen das Sterile, neben dem Dürftigen das Großartige, neben dem Heiteren das Melancholische? In einer Stunde trägt jetzt die Locomotive von den fruchtbaren mit Kanälen durchschnittenen Ebenen des Comtats in die steinige nach Africa hinüberdeutende Wüste der Crau-Coussol. In den kahlen Kalkfelsen der Provence birgt sich das reizende Thal der Durance, durch die einförmigen Höhenzüge des Languedoc zieht sich der Garten mit seinen immergrünen Eichen, seinen Granathecken und dem unaufhörlichen Gesang der Nachtigallen, und die herrliche Bai von Marseille umzieht ein Kranz nackter verbrannter Felsenberge, die selbst wieder in einsamen Schluchten das frischeste Waldesgrün umschließen. Und welches Durcheinanderwogen von Erinnerungen einer zweitausendjährigen Vergangenheit, die an diesem Boden haften und aus seinen Trümmern, seinen Burgen und Städten zu uns reden! Hier eine römische Wasserleitung, dort ein päpstlicher Palast, hier eine Arena von Saracenenthürmen überbaut, dort das Schloß eines provencalischen Herzogs, oder eine Klosterkirche, in deren kunstreichem Portal altrömische Säulen — auch dem Kenner kaum unterscheidbar — abwechselnd mit mittelalterlichen in eine Reihe gestellt sind. Wo ist eine Stadt, in welcher die Herrschaft der Römer oder die Einfälle der Mauren, die Kämpfe zwischen dem Städtewesen und den Baronen oder zwischen den Baronen und dem Königthum, die päpstliche Herrschaft in Avignon oder die Bürgerkriege der späteren Zeit nicht ihre Spuren zurückgelassen haben! Jener Tempel des Augustus



und der Livia kann etwas erzählen, den im Mittelalter Mönche zur Kirche weihten, der dann in den Revolutionsstürmen Klubhaus, Stall und Kaserne, später ein Handelsgericht wurde und heute ein Museum ist.

Aber wie bunt auch die Eindrücke sind, die sich von allen Seiten heranbrängen, Eine Erinnerung ist es doch vor Allem, die uns auf Schritt und Tritt verfolgt: die Erinnerung an die Religionsverfolgungen, welche mit dem zwölften Jahrhundert beginnen, und zu welchen selbst das neunzehnte noch sein Contingent gestellt hat. Der von alter Bildung getränkte Boden, wo früher als anderswo der Geist bürgerlicher Freiheit lebendig wurde, war schon vom zehnten Jahrhundert an der Ketzerei besonders günstig. Hier, von Lyon das Rhonethal hinab, verbreitete sich dann im zwölften Jahrhundert die reinigende Lehre des Petrus Waldus; hier, im Languedoc und in den Cevennen wütheten die wilden Schaaren Arnold's von Citeaux und Simon's von Montfort und später die Tribunale der Inquisition gegen die Hunderttausende, welche der Macht der Hierarchie ihre evangelische Ueberzeugung entgegensetzten. Aber die unzähligen Scheiterhaufen vermochten den protestirenden Geist der Wahrheit nicht zu dämpfen. Hier fand die Reformation einen besonders empfänglichen Boden, und hier behaupteten sich die reformirten Gemeinden am hartnäckigsten während der Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts. Als das Edikt von Nantes erschien, gab es achthalbhundert Gemeinden, fast alle im Süden. La Rochelle, Bearn und die Cevennen waren die Bollwerke des französischen Protestantismus. Aber hier bestand dann auch das reformirte Bekenntniß die Feuerprobe der Verfolgungen, welche der große König über sie verhängte. Man weiß, wie die Jesuiten, von den Dragonern Louvois' unterstützt, das Bekehrungsgeschäft übten, wie in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes die Kirchen zerstört, die Prediger verbannt, selbst Versammlungen in Privathäusern verboten wurden. Frankreich sah Hunderttausende seiner arbeitsamsten Bürger in die Länder protestantischer Herren ziehen und feierte Freudenfeste über die völlige Ausrottung der Ketzerei, die so wohl gelungen schien, wie 40 Jahre früher die blutige Vertilgung der Waldenser in der Provence gelungen war. Dennoch mit unglaublicher Beharrlichkeit hatte sich in den Bergen der Cevennen der evangelische Glaube erhalten; Propheten standen auf und Wunderthäter, fürchterlich ergoß sich die verzweifelte Wuth der Camisarden über die katholischen Niederungen, und die Umgegend von Nimes röthete sich von den verbrannten Kirchen der Katholiken. Jahrelang hielten die Reste der Reformirten gegen die königlichen Truppen den Krieg aus; sie waren fast zum Tode erschöpft als es ihnen gelang, mit dem Marschall Ludwig's XIV. einen Vergleich durchzusetzen.

Aber auch im Jahrhundert der Aufklärung sollten die Verfolgungen so grausam als je sich wiederholen. Im Jahr 1724 erneuerte Ludwig XV. alle aus der Uebung gekommenen Edikte gegen die Ketzer. Ihre religiösen Zusammenkünfte wurden bei Galeerenstrafe und Konfiscation des Vermögens verboten, Prediger, welche dabei fungirten, als Unruhestifter mit dem Tode bestraft. Alle Kinder von Protestanten sollten weggenommen, in Klöster gesteckt oder katholischen Geistlichen zur Erziehung übergeben werden. Alle protestantischen Ehen wurden für Konkubinat, die Kinder für unehelich und der Erbschaftsrechte verlustig erklärt. Abermals wurden die Dragoner ausgesandt, um die Versammlungen „in der Wüste" auseinanderzujagen, abermals wurden Häuser durchsucht, Kinder geraubt, die Gefängnisse gefüllt, Hunderte zum Tode oder zu entehrenden Strafen verurtheilt, bis endlich an dem zum Himmel schreienden Justizmord des Johann Calas, der Voltaire's einflußreiche Stimme herausrief, die Uebermacht der Ketzerverfolgung sich brach und zwar nicht die grausamen Gesetze zurückgenommen, aber allmählich unter dem Einfluß der Ideen des Zeitalters eine menschlichere Praxis geübt wurde. Erst die Revolution brachte der „Märtyrerkirche" die gesetzliche Freiheit des Kultus.

Noch heute ist die Bevölkerung des Languedoc voll von den Erinnerungen an diese Zeiten der Prüfung. Vom Vater auf den Sohn vererbt sich in den Familien das Gedächtniß an die Erlebnisse, welche der Schmerz und der Stolz des Hauses sind. Noch zeigt man die Stätten, wo die verurtheilten Hugenotten gerichtet wurden, die Höhlen von Anduze, in welchen die Camisarden wochenlang von Kastanien sich nährend vor den Verfolgern sich bargen, oder bei der unheimlich öden Todtenstadt Aiges-mortes die Tour de constance, in deren hohen Sälen zu Zeiten Hunderte von gefangenen Hugenottenweibern schmachteten; und nicht ohne Bewegung wird man durch die Lecque, das enge felsige Thal bei Nimes, von einem Enkel der damals Verfolgten sich führen lassen, der uns erzählt daß hier auf den vom Felsen gebildeten Stufen die Wüstengemeinde saß, daß hier Paul Rabaut predigte und das Abendmahl ertheilte und die Ehen einsegnete. Noch ist, in eine Mauer eingebaut, die kleine Kabane erhalten, die ihm als Sacristei diente, und in ihr seine tragbare Kanzel; und dort von der Höhe mit den Lorbeerhecken sieht die alte Tourmagne herab, auf welcher inzwischen Wächter die Gegend rings durchspähten, damit nicht unversehens ein feindlicher Ueberfall die fromme Handlung störe. Noch werden in den Häusern der Protestanten Abbildungen mit der Wüstenpredigt als theures Vermächtniß aufbewahrt. Und der Katholicism selbst hat dafür gesorgt, daß das Gefühl der erlittenen Wunden bei | Reformirten stets frisch und lebendig blieb. Denn so hartnäckig sich |

der Protestantismus befestigt hat, so bigott und unversöhnlich ist der Katholicismus in denselben Gegenden. In den Städten des Südens, in Marseille, Nimes, Montpellier entfaltet er all den festlichen weltlichen Pomp wie er dem Süden eigen ist, und wenn man bemerkt hat, daß in der Provence sich noch am allermeisten Ueberreste altheidnischer Sitten und Gebräuche erhalten haben, so sind es dieselben Züge des Volkscharakters, welche eben hier den katholischen Kirchenfesten ein besonderes volksmäßiges Gepräge geben. Der Aberglaube blüht so üppig als irgendwo. Im März vorigen Jahres wurde die katholische Bevölkerung von Nimes plötzlich in große Bewegung versetzt durch die Entdeckung eines neuen wunderthätigen Quells, welcher aus den Blutspuren des Märtyrers Baudile, des Schutzheiligen der Stadt, entsprang. Tag für Tag sah man von Priestern angeführt die Schulen und ganze Schaaren von Gläubigen zu der Wunderquelle hinausziehen, Alles mit Flaschen bewaffnet, in welche das mirakulöse Wasser gefaßt wurde. Es wurde natürlich nicht umsonst abgegeben, der Heilige brauchte Geld, es sollte ihm eine neue Kirche errichtet werden.

So stößt in diesem Land der Contraste die altererbte protestantische Ueberzeugung und der bigotteste Katholicismus hart auf einander. Wohl nirgends wie in Nimes stehen sich die beiden Religionsparteien noch so schroff und bitter gegenüber, und noch manchmal in diesem Jahrhundert haben sich hier Scenen wiederholt, welche an die Auftritte vergangener Jahrhunderte erinnerten. So oft eine politische Veränderung eintrat, regte sich in der katholischen Bevölkerung der alte Ketzerhaß.*) Im Jahre 1814 nach der ersten Restauration zogen auf eine neue Bartholomäusnacht denkend die Katholiken durch die Straßen mit dem Rufe: Laßt uns aus Calvin's Blut Würste machen! Im folgenden Jahr, nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen wiederholten sich die Gewaltthätigkeiten in blutigerer Weise. Wiederum wurden die Reformirten vertrieben, erschossen, erdolcht, eingekerkert, gebrandschatzt, ihre Häuser verbrannt, Weiber auf der Straße gepeitscht, Gräber entweiht. Die Protestanten konnten ihre Gewerbe nicht betreiben, ihre Kirchen mußten mehrere Monate geschlossen bleiben, ihre religiösen Zusammenkünfte, mit den größten Gefahren verbunden, konnten nur in der Stille gehalten werden. Die Behörden waren unthätig und schwach, und es bedurfte der Einmischung des protestantischen Englands, um den Gewaltthätigkeiten ein Ziel zu setzen. Noch im Jahre 1830 nach dem Bekanntwerden der Juliordonnanzen, im Jahre 1848 mit dem Ausbruch der Revolution, im Jahre 1852 nach dem Staats-

*) Baur, Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. S. 132 ff.

streich machte sich der Ketzerhaß wieder in brutalen Scenen Luft und die Protestanten in Nimes wissen, daß, wenn heute wieder ein politischer Umschwung erfolgt, ihre Existenz auf's Neue bedroht ist. Als vor einigen Jahren die Eisenbahn nach Alais, am Eingang der Cevennen gebaut wurde, war es, bezeichnend genug, ihr erster Gedanke, daß künftig, wenn wieder eine Ketzerverfolgung ausbräche, die Reformirten auf raschen Zuzug aus den Cevennendörfern rechnen könnten.

So schroff und unversöhnlich, sagten wir, stehen sich noch heute die Parteien gegenüber. Und doch sind damit die Contraste, die hier in engem Raum aufeinanderstoßen, noch nicht erschöpft. Der Protestantismus hat selbst seine Gegensätze, und nirgends treten sie reiner und schärfer einander gegenüber als im Süden, dem eigentlichen Stammlande des französischen Protestantismus. Der Gegensatz zwischen dem Katholicismus und dem orthodoxen Hugenottenthum ist nicht größer, als der zwischen dem letzteren und der freien evangelischen Predigt, welche heute die Kanzeln von Nimes, Montpellier und Bordeaux einnimmt. Als zwei große Parteien stehen sich in der Gegenwart die Orthodoxen und die Liberalen gegenüber, und die letztere Richtung hat eben im Süden die tiefsten Wurzeln geschlagen. Nimes, die Geburtsstadt Guizot's, dieses Vorkämpfers des alten Hugenottenthums, ist zugleich die Hauptstätte des freien Geistes, der mit kräftigem Flügelschlage durch die protestantische Kirche Frankreichs zieht. Dürfen wir es Abfall nennen von den Lehren für welche die Väter gelitten und geblutet haben? Ist es nicht vielmehr derselbe Geist der schon im dreizehnten Jahrhundert die Bewohner dieser Gegenden antrieb, aus der Kirche des Mittelalters in die Reihen der Albingenser zu treten, derselbe Geist der sie stark machte, den Dragonaden und den Bluturtheilen der Inquisition zu trotzen, derselbe Geist von welchem getrieben sie heute dem Buchstaben der Orthodoxie gegenüber sich zum Evangelium der Freiheit bekennen?

Als ich in den ersten Tagen des Juni vorigen Jahres die Rhone hinabfuhr, gerieth ich in einen Wallfahrtsstrom, der, je weiter südlich wir kamen, um so dichter anschwoll: es galt einem großen katholischen Kirchenfeste, der Einweihung des Neubaus der Kirche Notre dame de la Garde, des berühmten Heiligthums, das die Bucht von Marseille und das Meer weithin beherrscht. Bischöfe, Aebte, Pfarrer, Laienbrüderschaften aller Art, jeder sein Brevier in der Hand, aus welchem nur verstohlen die Blicke nach den Reizen des Ufers schweiften, bildeten diesen bunten Pilgerstrom. Als ich nicht willens, den feierlichen Umzug der bonne mère durch die Straßen der Kolonie der Phokäer mitzumachen, seitwärts nach Nimes abbog, begegnete ich einem Zuge anderer Art. Es waren gleich-

falls Geistliche, die Heimkehrenden von den reformirten Pastoralconferenzen, welche eben in Nimes gehalten worden waren, und auf welchen die liberale Meinung einen entschiedenen Sieg über die orthodoxe davongetragen hatte. In dieser doppelten Begegnung lag ein Stück Zeit- und Weltgeschichte. Es war, als ob zwei verschiedene Zeitalter an einander vorbeizögen, jedes eine Sprache redend, die dem anderen unverständlich. Und doch war es noch fesselnder einem anderen Gegensatze nachzudenken: wenige Wochen zuvor hatte in Paris gleichfalls eine reformirte Pastoralconferenz stattgefunden, auf welcher Guizot mit den Seinigen die liberalen Protestanten in die Acht erklärt hatte.

2.

In kurzer Zeit sind nacheinander die protestantischen Kirchen Englands, Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz der Schauplatz verwandter Vorgänge gewesen. England ging voran mit dem Ketzergericht gegen die Essays und Reviews und gegen den Bischof Colenso: es war billig daß das alte Testament den Vortritt hatte. Dann folgte Frankreich mit der Absetzung des Predigers Coquerel in Paris und mit dem Widerstand gegen die Ernennung Colanis zum Professer an der straßburger Facultät. Gleichzeitig brach im Badischen der Sturm gegen Schenkel los und neuerdings ließen es sich die Orthodoxen im Kanton Zürich nicht nehmen, in dem Ketzergeschrei gegen den kecken Pfarrer von Uster die Agitation ihrer badischen Amtsbrüder zu copiren. Für sich allein genommen hätte keiner dieser Vorgänge mehr als tagesgeschichtliche Bedeutung. Aehnliches haben wir zu allen Zeiten erlebt, und in Deutschland besonders ist, was gegen Schenkel geschah, schon öfter dagewesen. Aber in ihrer Gleichzeitigkeit weisen sie auf eine allgemeine Bewegung im Protestantismus zurück. Sie wollen nicht nach den Personen, nicht nach dem augenblicklichen Erfolg beurtheilt sein; es sind Symptome eines Kampfs der Richtungen, welcher das Princip des Protestantismus selbst berührt.

Dieser Kampf ist eine durchaus erfreuliche Erscheinung. Wo Kampf ist, da ist Leben und Bewegung. Jedesmal war es eine Verirrung, wenn der Protestantismus nach einer künstlichen Einheit strebte, die ihm schon durch seinen Ursprung für immer versagt ist. Es war bedeutungsvoll, daß der Protestantismus schon in seiner Geburtsstunde in eine Mannigfaltigkeit von Richtungen auseinanderging. Damit war ihm für immer sein Weg vorgezeichnet. Romantische Gemüther mögen diese Mannigfaltigkeit und den davon unzertrennlichen Streit beklagen: sie sind damit auf dem besten Weg zu der Kirche zurück, welche ihr Ideal verwirklicht. Nicht

die Einheit, sondern die Freiheit ist die Stärke des Protestantismus. Durch ihn hat das Christenthum Recht und Pflicht erworben, mit der fortschreitenden Bildung gleichen Schritt zu halten, und alle Widersprüche, welche im Lauf der Zeit zwischen ihm und der unaufhaltsamen Entwickelung des menschlichen Geistes sich erheben können, auf seinem eigenen Boden auszugleichen. Auf diese Fähigkeit kann das Christenthum allein den Anspruch gründen, die höchste und letzte Religion zu sein.

Der Protestantismus ist somit die beständige Arbeit, das Vergängliche im Christenthum vom Bleibenden zu scheiden. Diese Arbeit ist nie am Ziel. Die feste Schranke, welche eine Zeit für alle Zukunft gezogen zu haben glaubt — ein nachfolgendes Geschlecht wird sie weiter hinausrücken, an einem neuen Ort die festen Grenzpfähle stecken, die wiederum für alle Ewigkeit gesetzt scheinen, und wiederum nur einen Durchgangspunkt bedeuten, bei welchem der menschliche Geist nur eine Zeitlang sich beruhigt. So ging es mit den Symbolen des sechszehnten Jahrhunderts, so geht es mit jeder Fixirung christlicher Lehre, von wem oder zu welcher Zeit sie ausgesprochen sein mag. Man weiß es jetzt, daß jede lehrhafte Darstellung des Christenthums nur ihren relativen Werth hat, sofern sie nämlich ein Ausdruck des jeweiligen christlichen Bewußtseins ist. Dieses für alle Zeit in feste Schranken einschließen zu wollen, hat sich stets als eine Täuschung erwiesen, über welche die Geschichte keinen Zweifel ließ. Daß dem so ist, ist nicht ein Gegenstand der Klage, sondern die herrlichste Errungenschaft des Protestantismus. Rückkehr zum Princip der Autorität oder unablässige Fortsetzung der Reformation, er hat keine andere Wahl.

Und es ist nicht etwa so, als ob sich haarscharf zwischen wechselnden Formen und dem ewig sich gleichbleibenden Gehalt unterscheiden ließe; als ob man jene als die Außenwerke preisgeben könnte, um den Kern um so unverlierbarer festzuhalten. Im Gegentheil, die Formen sind zäher als die Ideen, sie haben längeren Bestand als diese, sie lassen sich nicht wechseln wie ein abgetragenes Kleid. So lange die Formen in Geltung sind, ändert sich ihr Sinn und Bedeutung. Noch hält die Kirche an den Dogmen des Reformzeitalters fest, aber Niemand wird mehr mit ihnen denselben Sinn verbinden, wie vor 300 Jahren. Nicht jede Zeit ist befähigt in neuen Formeln ihr religiöses Bewußtsein auszuprägen, aber jede nimmt Theil an dem Fortschritt der Ideen. Wenn man unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen hat, so darf man ihr mit größerem Recht den Beruf zur Dogmenbildung absprechen, und doch hat niemals größere Einstimmigkeit darüber geherrscht daß die überlieferten Formen dem modernen Geist nicht mehr genügen. Aber nur ein Pius IX. hat ein neues Dogma, nur die Lichtfreunde neue Glaubensbekenntnisse

aufstellen können. Den Lauf der Strömung zu verstehen und ihr die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, ist wichtiger als die einzelne Welle festhalten zu wollen, die morgen zerfließt.

Diese Perfectibilität — um einen theologischen Ausdruck zu gebrauchen — ist ein Gesetz, ein Recht des Protestantismus. Aber er wird dieses Recht zu Zeiten mehr, zu anderen weniger in Anspruch nehmen, und die geschichtliche Gestaltung, die er in den einzelnen Ländern erhalten, wie das Naturell der Völker wird die Aufgabe, die jeder Landeskirche zufällt, modificiren. Unleugbar ist es eine gemeinsame Bewegung, die gegenwärtig durch die protestantische Welt geht. Ueberall liegt Altes und Neues im Kampfe, das Bedürfniß einer Erneuerung ist, auch wenn Streit ist über die Ziele, überall lebendig. Aber die Rolle, welche den einzelnen Ländern zugefallen, ist eine verschiedene. Die deutsche Theologie darf noch immer den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die geistige Führerin des Kampfes zu sein. Hier sind zuerst die Probleme aufgeworfen und formulirt worden, welche die Gegenwart in immer weiteren Kreisen beschäftigen. Hier hat zuerst die moderne Weltanschauung, wie sie bei uns die Frucht unserer großen Literaturperiode ist, auch das religiöse Gebiet in ihre Kreise gezogen. Die Philosophie drang tiefer in das uralte Problem des Verhältnisses von Glauben und Wissen. Die vergleichende Geschichte der Religionen des Alterthums wandte ihre Resultate auch auf die Entwicklung der christlichen Religion an, die Kritik, welche an den homerischen Gesängen und an der Urgeschichte Roms ihre Waffen gestählt hatte, trat mit denselben Waffen an die Komposition des alten, bald auch an die des neuen Testaments. Hatte man nur erst den Muth, die Gesetze der Wissenschaft, wie sie auf allen anderen Gebieten in Geltung sind, auch auf die Geschichte unserer Religion anzuwenden, so ergab sich bald eine Reihe von überraschenden Resultaten, welche die bisherigen Vorstellungen auf allen Punkten zerstörten, aber erst eine geschichtliche Kenntniß ermöglichten. Die Anfänge des Christenthums wurden aus der Sphäre des Wunders, an welcher die profane Historie scheu vorübergegangen war, herausgehoben und nach ihren natürlichen Ursachen und Wirkungen erforscht. Der Religion und der Geschichte wurde zurückgegeben was beiden gehört. Die Befreiung des religiösen Geistes aus der beengenden Fessel des Dogmas, der Ursprung des Christenthums, seine erste Entwicklung im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter, die literarische Kritik des neuen Testaments, das Leben Jesu, — dies war die eigentliche Domäne der deutschen Forschung.

Aber die wissenschaftliche That war erst die Hälfte der Arbeit. So unangreifbar die Resultate der deutschen Kritik — als Ganzes genommen

— waren, so unangreifbar schien die Kirche in ihrer Position zu verharren. Die nächste Folge war nicht eine Aussöhnung zwischen Wissenschaft und Kirche, sondern die Constatirung des schneidenden Zwiespalts zwischen beiden. Auch dies war ein Gewinn. Es mußte einmal der ganze Gegensatz, der sich im Laufe der Zeit ausgebildet hatte, an einem Werke, wie Strauß' erstes Leben Jesu war, der Gegenwart zum vollen Bewußtsein gebracht werden. Allein das Bedürfniß, die Forderungen der Wissenschaft und die Ansprüche der Kirche auszugleichen, wurde ein brennendes, ohne daß ernstliche Versuche gemacht wurden es zu befriedigen. Die Wortführer der Orthodoxie stiegen zwar herab in die Arena des wissenschaftlichen Kampfes, sie suchten einzelne Resultate der Kritik zu bekämpfen, ohne doch ihre Berechtigung leugnen zu können; es begann jenes Mäkeln um größere oder kleinere Zugeständnisse, jener Streit um Jahreszahlen, jenes zweideutige Spiel mit dem Wunderbegriff, alle jene kleinlichen Künste der Apologetik, welche mit der einen Hand nahm, was sie mit der anderen zugestanden hatte. Aber, was die Hauptsache ist, eine Rückwirkung der wissenschaftlichen Bewegung auf die kirchliche Praxis wurde ängstlich vermieden. Konnte man auch nothgedrungen mancher Zugeständnisse sich nicht entschlagen, so wurde doch keine Anwendung auf das religiöse Leben der Gemeinde gemacht. Wissenschaft und Kirche wurden als zwei getrennte Gebiete behandelt. Predigt und Unterricht blieben im herkömmlichen Geleise. Die Folgen liegen vor Jedermann zu Tage. Die Wissenschaft ging ruhig ihren Gang weiter, wenig bekümmert darum ob es ihre Pflicht sei, ihre Ergebnisse dem größeren vorurtheilslosen Publicum vorzulegen und so für die Befreiung der Geister zu arbeiten. Sie blieb etwas Esoterisches. Die Gebildeten nahmen wenig Notiz von Studien, welche sich innerhalb der Grenzen strenger Fachgelehrsamkeit hielten und es verschmähten, sich in gemeinverständliche, übersichtliche, anziehende Form zu kleiden. Aber andererseits hatten die Gelehrten doch nicht gerade lateinisch geschrieben, wie es der Hauptpastor Götze einem Lessing, wie es die Hauptpastoren unseres Jahrhunderts noch einem Strauß zugemuthet hatten. Vieles von ihren Forschungen sickerte doch in das größere Publicum, wo es vereinzelt und ohne die nöthige Begründung nur negativ wirken konnte. Ueberdies war die allgemeine Bildung schon von Seite der Naturwissenschaften und der Geschichte in so offenbaren Conflict mit dem kirchlichen Christenthum gekommen, daß man sich nach dieser Seite noch weit mehr abgestoßen fühlte. Die kirchlichen Behörden mußten die Dinge gehen lassen wie sie gingen; so kam es nirgends zu ernstlichen Conflicten, aber was schlimmer ist, das Laienthum befand sich wohl bei diesem Zustand: es kümmerte sich überhaupt nicht mehr um religiöse und kirchliche Dinge.

Die Kirche hörte auf eine Macht in der modernen Gesellschaft zu sein. Ich behaupte nicht zu viel wenn ich sage, daß die Entfremdung gegen das kirchliche Christenthum unter den Protestanten keines Landes so weit gediehen ist, als in Deutschland, dem Mutterland des Protestantismus.

Erst in der neuesten Zeit ist dieser abnorme Zustand, für welchen die Wissenschaft kaum minder verantwortlich ist als die Kirche, als ein unerträglicher empfunden worden. Die Wissenschaft begann sich dem allgemeinen Zug der Zeit nach Popularisirung der gelehrten Resultate zu bequemen und damit wieder das Interesse der Gebildeten an religiösen und religionsgeschichtlichen Fragen zu beleben. Andererseits konnte eine freisinnigere Richtung innerhalb der Theologie sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Protestantismus sich in ein ganz anderes Verhältniß zur freien Forschung zu setzen habe, als bisher geschehen, und daß es insbesondere darauf ankomme, die Früchte einer auf dem Standpunkt der freien Forschung stehenden Wissenschaft auch für die Gestaltung und Reformirung des religiösen Lebens der Gemeinde nutzbar zu machen. In der That war eben dies der Punkt, worauf Alles ankam, um die Theologie aus ihrer Isolirung zu befreien und auch diejenigen für die Religion wiederzugewinnen, welche das Vertrauen auf den bloßen Autoritätsglauben verloren haben. Damit hingen denn auch die Bestrebungen nach einer Reform der kirchlichen Verfassung zusammen, ein Punkt, der allerdings von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Denn die bureaukratischen Formen des Kirchenregiments traf keine geringe Schuld. Die römische Behandlung der Gemeinde als einer mit dem Hirtenstab zu lenkenden Heerde trug nicht wenig dazu bei, auch innerhalb des Protestantismus jene Kluft zwischen Laienthum und Priesterthum und damit zwischen Gesellschaft und Kirche zu befestigen. Wurden den Laien kirchliche Rechte zuerkannt, so mußte auch ihr Interesse für die kirchlichen Dinge wieder angeregt werden. Alles dies sind Elemente, deren Weiterbildung dazu dienen muß, vermittelnd zwischen jenen unnatürlichen Gegensatz zu treten. Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß sich bis jetzt noch nicht von großen Erfolgen reden läßt. Es sind Versuche, Bestrebungen einer Minderheit. In allen diesen Beziehungen sind uns heute die protestantischen Kirchen der Schweiz und Frankreichs ebenso überlegen, als in der Wissenschaft unsere Nation noch immer den Primat beanspruchen darf.

In der Schweiz ist es vor Allem die altbefestigte Freiheit der kirchlichen Verfassung in Verbindung mit der ungehinderten Bewegung des öffentlichen Lebens, welche auch den theologischen Gegensätzen und Kämpfen den freiesten Spielraum gewährt, allen Meinungen gleichmäßig das Wort verstattet. In Frankreich kam zu den demokratischen Grundlagen der re-

formirten Verfassung noch das Naturell unserer überrheinischen Nachbarn. Die neue deutsche Theologie kam zu ihnen verhältnißmäßig spät, aber um so rascher zogen sie die praktischen Consequenzen. Ihnen war es undenkbar, daß in der theologischen Wissenschaft ein großartiger Umschwung sich vollzog, und doch das kirchliche Leben davon unberührt bleiben sollte. Mit Staunen sahen sie, daß Deutschland in den kühnsten Forschungen voranging, aber Mittel und Wege, sie praktisch zu verwerthen, weder fand noch suchte. Die Kühnheit des Gelehrteneifers stand im umgekehrten Verhältniß zu der reformirenden Thatkraft, und das beruhigende Gefühl, daß Geschriebenes ja nur Geschriebenes sei, schien eben der Wissenschaft Indemnität für alle Ketzereien zuzusichern. So bewährten sich auch auf diesem Gebiet die Schranken unseres Nationalcharakters, und wurden noch auffälliger beleuchtet durch den Gegensatz der Franzosen, welche rasch lernten und noch rascher das Gelernte hinaustrugen in's Leben. Die Probleme, welche bei uns fast noch in die Gelehrtenstuben verschlossen waren, wurden bei ihnen alsbald Gemeinheit der Gebildeten; in geistreichen populären Essais behandelt, erweckten sie in der Laienwelt das höchste Interesse. Die religiösen Fragen standen im Vordergrund, noch bevor von katholischer Seite das Buch von Renan allerdings mächtig fördernd in diese Bewegung hereintrat. Ein großer Theil der Geistlichkeit, anstatt sich gegen sie zu verschließen, erkannte im Gegentheil, daß mit der Abwerfung des dogmatischen Ballasts, welche die Gegenwart verlangte, zugleich ein Hinderniß für die Wirksamkeit der Religion in der modernen Gesellschaft, ein Hinderniß für die Versöhnung von Kirche und Bildung beseitigt werde. Nicht selten kam es vor, daß die Geistlichen im Sinn der neuen Ideen wirkten, während sie dabei die Vorurtheile der Gemeinde, den Widerstand der weltlichen Mitglieder ihrer Consistorien zu überwinden hatten. So errang sich der Geistliche wieder seine alte Mission, an der Spitze seiner Gemeinde zu stehen und sie zu sich zu erheben, während anderwärts die Theologie ihren Ruhm darin sucht, entweder feindlich der modernen Kultur sich entgegenzustellen oder widerwillig ihr nachzuhinken. Allerdings ein ernster Kampf entspann sich nun zwischen den Anhängern des Alten und denen des Neuen. Aber bei dem Mangel einer obersten Autorität war diesem Kampf die volle Freiheit vergönnt, es waren ihm nicht polizeiliche und bureaukratische Schranken gesetzt, und die widerliche Vermengung von politischer und geistlicher Autorität, an der unsere deutschen Kirchen und Universitäten kranken, fehlte durchaus. Die Laien aber, die Gemeinden wurden schon durch die Verfassung mitten in diese Bewegung hineingezogen. Und während es bei uns fast zum guten Ton gehört, an den Streitigkeiten der Theologen mit Achselzucken vorbeizugehen, sahen wir

wurde jetzt mit größtem Eifer in der Presse, in den Consistorien, in den Predigerconferenzen discutirt, ohne daß jedoch irgend etwas geschah. Die Regierung mochte um so weniger die Hand zu einer Reform bieten, als die Discussionen sehr verschiedene Meinungen zu Tage förderten. Wir werden die Parteien noch näher kennen lernen, die hier um so heftiger aufeinanderstießen, je mehr sich damals die ganze innere Bewegung der Kirche auf die kirchenrechtlichen Fragen beschränkte. Auch die constituirende Versammlung, welche im September 1848 in Paris zusammentrat, verlief ohne ein praktisches Resultat.

Die gegenwärtige Verfassung der reformirten Kirche beruht auf dem kaiserlichen Decret vom 26. März 1852, und da die neueren Vorgänge schwer verständlich sind ohne eine genauere Kenntniß der Verfassung, wird es nicht überflüssig sein, sie in ihren Hauptzügen hier wiederzugeben.

Die Grundlage der Verfassung bildet die kirchliche Gemeinde, das kirchliche Wahlrecht. Jeder französische Protestant hat das Recht in das Gemeinderegister eingetragen zu werden, der dreißig Jahre alt ist, zwei Jahre in der Gemeinde wohnt und durch ein Zeugniß über die Theilnahme am heiligen Abendmahl den Nachweis liefert, daß er zur reformirten Kirche gehört. Verheirathete haben nachzuweisen, daß sie die kirchliche Einsegnung in einer protestantischen Kirche erhalten. Ausländer werden nach dreijährigem Aufenthalt in der Gemeinde unter denselben Bedingungen wie Inländer in das Gemeinderegister aufgenommen. Die Aufnahme in diese Liste begründet das active und passive Wahlrecht für die Wahl des Presbyterialraths. Die Bedingung, welche die Wahl an einen Census knüpfte, ist aufgehoben.

Der Presbyterialrath jeder Gemeinde besteht aus vier bis sieben dem Laienstande angehörigen Mitgliedern, unter dem Vorsitz des Geistlichen, oder wo mehrere Geistliche sind, des Aeltesten unter ihnen. In Paris besteht er aus zwölf Mitgliedern. Der Presbyterialrath verwaltet die Gemeinde unter der Autorität des Consistoriums. Sein Wirkungskreis ist die Aufrechthaltung der Zucht und Ordnung in der Gemeinde, Unterhaltung der kirchlichen Gebäude, Verwaltung des Kirchenvermögens und der Almosen. Ferner präsentirt er dem Consistorium die Kandidaten für die vacanten Pfarrstellen und zwar legt er eine Liste von drei nach dem Alphabet geordneten Kandidaten vor. Er ernennt unter Vorbehalt der Genehmigung des Consistoriums die Hülfsgeistlichen und genehmigt unter demselben Vorbehalt die von den Geistlichen vorgeschlagenen Suffragane. Die Presbyterialräthe werden alle drei Jahre zur Hälfte erneuert, die Austretenden sind stets wieder wählbar.

An den Hauptorten der Consistorialbezirke — gegenwärtig 107 an

der Zahl — erhält der Presbyterialrath den Titel Consistorium und tritt in dessen Befugnisse ein. In diesem Fall wird die Mitgliederzahl verdoppelt. Alle Geistlichen des Bezirks sind Mitglieder des Consistoriums und jeder Presbyterialrath ernennt dazu einen Laienabgeordneten. Das Consistorium übermittelt der Regierung die Beschlüsse der Presbyterialräthe, es überwacht die regelmäßige Feier des Gottesdienstes, die Einhaltung der Liturgie und der Disciplin, so wie die Budgets der Presbyterialräthe. Ferner ernennt das Consistorium die Geistlichen in seinem Bezirk; die Wahl ist gültig, wenn die Regierung sie bestätigt hat. Alle drei Jahre wählt das Consistorium seinen Vorsitzenden unter den Geistlichen, Secretär und Schatzmeister unter den Laienmitgliedern.

Zum Geistlichen kann nur ernannt werden, wer auf einer der theologischen Facultäten sich Studienzeugnisse und das Baccalaureat der Theologie erworben hat. Abgesetzt können die Geistlichen nur werden auf den motivirten Antrag der Consistorien, der von der Regierung zu bestätigen ist. Die Geistlichen stehen einander vollkommen gleich, also keine hierarchische Stufenleiter von Pfarrern, Superintendenten, Obersuperintendenten u. s. w. Auch der Vorsitzende des Consistoriums hat eben nur die Autorität eines Vorsitzenden der Versammlung. Der Staat besoldet den Geistlichen, für keine seiner Functionen darf er eine Entschädigung beanspruchen.

Am meisten Einfluß hat sich die Regierung auf die theologischen Facultäten bewahrt. Die Statuten derselben, Zahl und Eigenschaft der Professoren, Art und Gegenstand des Unterrichts, Form der Zeugnisse und Diplome unterliegt der Genehmigung der Regierung. Ist ein Lehrstuhl an einer Facultät erledigt, so sammelt der Centralrath die Voten der Consistorien und übermittelt sie mit einem Gutachten an das Ministerium. Die Regierung ernennt also auf den Vorschlag der Kirche.

Das Gesetz vom 18. Germinal hatte von der alten Synodalverfassung wenigstens noch ein Stück beibehalten. Allein die Provinzialsynoden standen blos auf dem Papier. In der ganzen Zeit von 1802 bis 1852 ist nur ein einziges Mal die Erlaubniß zu einer solchen Synode nachgesucht und gewährt worden (von der Synode von Drôme 1850). Das Decret vom 26. März 1852 erwähnt die Synoden gar nicht mehr. Dagegen setzt es einen Centralrath der reformirten Kirchen in Paris ein, der übrigens bloße Administrativbehörde ist und die Kirchen bei der Regierung und dem Staatsoberhaupte vertritt. Die Kirchen sind bis jetzt noch nicht berufen worden die Mitglieder dieses Centralraths zu wählen, er wurde zum ersten Mal aus protestantischen Notablen zusammengesetzt, welche von der Regierung und den beiden ältesten Geistlichen von Paris gewählt



wurden. Er besteht aus sechszehn Mitgliedern unter dem Vorsitz des Generals Dautheville, und zählt in seiner Mitte zwei Geistliche, A. Coquerel und Juillerat.

Die Veränderungen, welche das Decret von 1852 in die reformirte Kirchenordnung einführte, sind nicht unbedeutend, aber im Wesentlichen entsprechen sie dem Entwicklungsgang, welchen dieselbe überhaupt genommen. Es vollendete nämlich die individualistische Richtung, welche zu dem geschlossenen Gebäude der altcalvinischen Verfassung in schroffem Gegensatze steht und doch in demselben ihren Ausgangspunkt hatte. Auf demokratischer Basis hatte sich diese Verfassung zu einem großartigen System abgeschlossen, das bis in seine höchsten Spitzen die straffe Anspannung der Disciplin wiederholte, welche schon auf den unteren Stufen das Auszeichnende der calvinischen Kirche war. Durch die Verfolgungen, welche die ganze Existenz der Kirche in Frage stellten, mußten vor Allem die centralisirenden Elemente aufgelöst werden, während die niederen Verbände sich erhielten. Der Zusammenhang des Ganzen wurde locker, aber die Cohäsivkraft des Systems concentrirte sich in den einzelnen Gliedern. Die Lokalkirchen gewannen, was die Gesammtkirche verlor. Während das staatliche Leben immer größerer Centralisation zustrebte, und eine Organisation, wie die altcalvinische Verfassung war, weder unter Ludwig XIV., noch unter Napoleon in seinem Schoße dulden konnte, bildete sich die reformirte Kirche immermehr in decentralistischer Richtung aus. Der Schwerpunkt ruhte in den Consistorien, auch als das Gesetz noch von Synoden wußte. Es ist bezeichnend, daß es im offiziellen Sprachgebrauch keine reformirte Kirche, sondern nur reformirte Kirchen giebt. Dies drückt die wirkliche Lage ganz genau aus. Das Decret von 1852 stellte die demokratische Basis wieder her, indem es den Census aufhob, an welchen die Wählbarkeit der Aeltesten gebunden war, und die Pfarrer einander wieder gleichstellte; aber es beseitigte vollends die Reste der Synodalverfassung, indem es über den Consistorien blos eine Administrativbehörde als Mittelglied zwischen den Kirchen und der Regierung einsetzte, die aber keine kirchenrechtliche Gewalt innerhalb der Kirche selbst besitzt. Die Consistorien stehen einander völlig gleich, sie haben keine kirchliche Behörde über sich. Auch die Predigerconferenzen, welche alljährlich im Norden und Süden stattfinden, und gewissermaßen die Stelle der früheren Colloquien oder Synoden vertreten, haben keine Autorität. Es sind durchaus freie Versammlungen, die nur dem Austausch der Meinungen dienen und so einen moralischen Zusammenhalt der Kirche repräsentiren.

Eine solche Verfassung, deren active Organe durch freie Wahl aus der Gemeinde selbst hervorgehen, während eine centralisirende Gesammt-

behörde durchaus fehlt, mußte der Entwicklung aller kirchlichen und religiösen Richtungen, welche in der Kirche selbst entstanden oder in sie hereindrangen, den freiesten Spielraum gewähren. Sie brauchte sich nie zu fürchten vor der modernen Bildung. Der Zwiespalt zwischen der Kirche und dem gebildeten Gemeindebewußtsein konnte nie gefährlich werden, weil das letztere immer Einfluß auf die kirchlichen Organe selbst hatte, und sofern ein Kampf der Richtungen stattfand, standen diese sich gleichberechtigt in der Kirche selbst gegenüber, da keine halb weltliche, halb kirchliche Autorität mit ihren Machtsprüchen sich einmengen konnte. Es bestand so immer ein gesundes Wechselverhältniß zwischen der Gemeinde und der Kirche. Das Bewußtsein der einen konnte sich nie weit von dem der anderen entfernen. Die Freiheit für die Entfaltung des religiösen Geistes war aber um so größer, als von Anfang an die dogmatische Begrenzung des christlichen Lehrinhalts weit genug war. Bis zum Widerruf des Edikts von Nantes galt als Norm der reformirten Kirche: 1) die Bibel, 2) das Glaubensbekenntniß von Rochelle, 3) die Liturgie. Seit dem Gesetz vom 18. Germinal des Jahres X ist das Glaubensbekenntniß von Rochelle beseitigt. Die Lehre der reformirten Kirche ist enthalten in der Bibel und in der Liturgie. Der Geistliche verpflichtet sich bei seiner Ordination, die reine christliche Lehre, wie sie in den heiligen Büchern alten und neuen Testaments enthalten ist, zu lehren, ohne die Autorität irgend eines Formulars anzuerkennen. Bei der Taufe verpflichten sich Eltern und Pathen, das Kind in der christlichen Lehre, wie sie in den Büchern des alten und neuen Testaments enthalten ist, zu unterweisen. Bei der Zulassung zum heiligen Abendmahl erklären die Katechumenen, daß sie an die „Wahrheiten des Evangeliums“ glauben.

Durch die Geschichte die er erlebt, durch die Schicksale die über ihn ergangen sind, ist der französische Protestantismus in — man darf sagen — providentieller Weise zu einem besonders geeigneten Organ geworden, auf seinem Boden das historische Christenthum mit der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes auszugleichen. Die Schläge, welche ihn zu vernichten drohten, machten ihn fähig, die vielleicht gefährlichere Krisis, welche die moderne Bildung der christlichen Kirche bereitet, verhältnißmäßig leicht zu bestehen. Die Auflösung seines geschlossenen Verfassungssystems diente dazu den Geist zu befreien und lebendig zu erhalten. Nicht so bald wurde man freilich inne, welcher Gewinn gerade in dieser scheinbaren Auflösung der zusammenhaltenden Bande lag. Die Kirche verzichtete ungern auf die Krone ihrer Verfassung, mit welcher sie erst ihr volles Recht wieder zu erlangen glaubte. Bei der sporadischen Verbreitung des Protestantismus über das ganze Land hielt man einen

solchen lebendigen Ausdruck der Einheit für doppelt unerläßlich, und je fühlbarer durch die Verfassung von 1802 die Abhängigkeit von der Staatsgewalt war, um so erklärlicher das Bestreben, wenigstens innerhalb der zugestandenen Freiheit das Gebäude ganz auszuführen. Die Verfassung schien ein Rumpf, und wenn natürlich auch Niemand die demokratische Grundlage angriff, so wünschten doch Alle eine kräftigere Darstellung der kirchlichen Einheit. Die Wiedereinführung der Synoden blieb darum, seitdem der Protestantismus wieder zu Kräften kam, ein stehender Wunsch, ein Hauptgegenstand der Discussion, besonders auf den Pastoralconferenzen. Indessen zeigte sich bald, wie widerspruchsvoll das Verlangen nach einer Synode war. Zu den Motiven für dieses Verlangen gehörten auch die Abweichungen in den Lehrmeinungen. Denn über die Lehre war Niemand competent als die Generalsynode. Allein eben weil die Meinungsverschiedenheiten bereits bestanden, mußte man sich zugleich vor einer Einrichtung scheuen, welche unter den obwaltenden Verhältnissen zur Unterdrückung einer Minorität durch eine herrschende Majorität führen mußte. Konnte dies ein wünschenswerther Zustand sein? Konnte nicht, was heute Minorität ist, morgen die Majorität sein? Hieß das nicht wieder eine menschliche Autorität aufrichten? In der That hing das Verlangen nach einer Synode meist mit dem Hintergedanken zusammen, daran eine Autorität zur Niederhaltung der gegnerischen Meinung zu gewinnen. Nur war keine Partei ihres numerischen Uebergewichts ganz sicher. Später glaubten die Orthodoxen sich ihrer Sache gewiß, der Ruf nach einer Synode wurde vorzugsweise das Losungswort dieser Partei, während die Liberalen vorsichtig eine zunächst nur administrative Einheit begehrten. So sprach sich z. B. im Jahre 1835 die Pastoralconferenz zu Paris sowohl gegen Provinzialsynoden als gegen eine Centralbehörde aus, weil diese leicht Glaubensnormen aufstellen könnten, wodurch die Gewissensfreiheit beeinträchtigt würde. Daß die Synoden sich in jedem Falle nicht mit der Lehre beschäftigen dürften, daß sie jedoch, wenn sie einmal vorhanden wären, sich ohne Zweifel bald dieses Gebiet aneignen würden, dies blieb von nun an ein Hauptsatz der Polemik auf der liberalen Seite. Eine Synode, sagte man in demselben Jahr auf der Pastoralconferenz im Garddepartement, lasse sich nicht darauf beschränken blos administrativ und disciplinarisch zu wirken; sie würde nothwendig mit einer verpflichtenden Formel, der Liturgie, der Disciplin sich befassen und dabei von bestimmten dogmatischen Ansichten ausgehen; eine Synode aber, welche herrschende Majoritäten und beherrschte Minoritäten zur Folge habe, würde den religiösen Despotismus zurückführen. Auch unionistische Gründe tauchten bei dieser Gelegenheit auf. Die Wiedervereinigung der reformirten und

lutherischen Kirche werde von einer Menge Protestanten als wünschenswerth, möglich und wahrscheinlich erkannt. Aus diesem Grund aber müsse das Organisationswerk nothwendig als unzeitig vertagt werden. Von der Staatsgewalt war es weise, daß sie auf die mannichfach vor sie gebrachten Wünsche doch sich hütete, den Protestanten das zweideutige Geschenk der Synoden zu machen und dem 19. Jahrhundert das Schauspiel eines über Orthodoxie und Ketzerei zu Gericht sitzenden Concils ersparte. Auch in der neuesten Zeit war es nur die retrograde Partei, Guizot voran, welche den Ruf nach Synoden immer wieder erneuerte.

Weit verschämter wagte sich der Wunsch nach Wiederherstellung der Autorität der Glaubensbekenntnisse hervor. Doch fehlte es vor und nach der Julirevolution nicht an Versuchen, auch unter dieses Joch die reformirte Kirche zurückzuführen, die ohne dieselbe, wie Stapfer behauptete, gar keine legale Existenz habe. Einzelne Consistorien beschlossen geradezu ihre Autorität wieder einzuführen und keinen Pfarrer anzustellen, der sich nicht auf das Glaubensbekenntniß von La Rochelle verpflichte. Allein solche Vorgänge fanden doch auch auf orthodoxer Seite Widerspruch. In der That ist es zwar begreiflich wie da, wo Glaubensbekenntnisse noch formell in Geltung sind, man sich scheut sie ausdrücklich zu beseitigen. Aber schwer begreiflich ist wie man sie da, wo sie außer Uebung gekommen sind, wieder einführen mag, da doch ihre stricte Autorität heutzutag von Niemand im Ernst anerkannt wird, Jeder mit ihnen doch nur einen individuellen Sinn verbindet und gerade die Orthodoxie doch nur ein Durcheinander subjectiver Nuancen ist.

Uebrigens darf man jetzt auch die Gefahr wegen der Synoden als beseitigt ansehen. Die Liberalen sind, wenn doch einmal abgezählt werden soll, ohne Zweifel noch in der Minderheit, allein sie bilden einen solchen Bruchtheil, daß ihnen wenigstens das Recht der Existenz innerhalb der Kirche höchstens von Guizot bestritten werden kann. Auch eine orthodoxe Mehrheit müßte sich jetzt besinnen, durch ein Symbol, das für sie selbst doch nur relative Giltigkeit hat, eine solche Minorität auszuschließen. Hat aber die Synode nicht dieses dogmatische Schiedsrichteramt — und vage Formeln, die allen Richtungen genehm wären, hätten vollends keinen Werth — so ist sie überhaupt überflüssig. Von allen Vortheilen, welche die Vertheidiger der Synoden von ihrer Einführung hoffen: Einheit des Glaubens, der Disciplin, der Action, größere Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat, hat die liberale Partei längst nachgewiesen, daß sie rein illusorisch sind. Es ist nicht die Aufrichtung eines Systems der Autorität, durch welche die wahren Zwecke der Kirche gefördert werden. Die Synode ist eine Form, welcher die protestantische Kirche Frankreichs

längst entwachsen ist und auf welche zurückzugreifen sie gerade unter den jetzigen Verhältnissen nicht die mindeste Ursache hat. Es ist ein glaubenseifriger Geistlicher, der kürzlich geäußert hat:*) „In einer Zeit, da man allgemein die Uebel der Centralisation zu empfinden beginnt und das schwere Gewicht, mit dem sie auf den Völkern lastet, sollten wir, die wir an der Spitze der Civilisation schreiten sollen, die Freiheit der Kirche einer sklavischen Nachahmung der Vergangenheit opfern?" Es war historisch ganz verdienstlich, daß der orthodoxe Professor Felice zu Montauban eine Geschichte der Nationalsynoden**) schrieb und ihre Verdienste um die Kirche aufzählte. Aber der praktische Zweck, ihre Wiedereinführung der Gegenwart zu empfehlen, ist auch damit schwerlich gefördert worden. Die Kirche des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht die Kirche des sechszehnten Jahrhunderts.

4.

Uns Deutschen wird bei den theologischen Kämpfen in Frankreich vor Allem Eines auffallen. Liberale und Orthodoxe stehen sich einander als zwei große Parteien gegenüber, Alles hat nach rechts oder links seine bestimmte Stellung genommen, eine vermittelnde Richtung kommt kaum in Betracht. Die Nuancen verschwinden in dem großen Grundgegensatz, der Theologie und Kirche in zwei Heerlager theilt.

Auch dies hängt unzweifelhaft mit dem praktischen Naturell der Franzosen zusammen. Sie lieben es die Dinge auf einen bündigen Ausdruck zu bringen, rasch zu formuliren. In Zeiten der Krisis muß Jeder Farbe bekennen: die Scheidung ist schon die halbe Entscheidung. Wo es in Frankreich zwei Parteien giebt, wird es in Deutschland stets zum mindesten drei geben, wodurch unzweifelhaft eine Sache gründlicher und allseitiger erörtert, aber auch das Stadium resultatloser Discussion endlos verlängert wird. In theologischen Dingen handelt es sich vollends bei uns nicht um zwei oder drei, sondern um unzählige Richtungen, welche, obwohl unmerklich in einander übergehend, doch alle ihr besonderes Recht für sich in Anspruch nehmen. Von Hengstenberg bis zu Strauß gelangen wir auf einer bequemen Leiter, auf der nirgends eine Sprosse fehlt. Der Uebergang ist von Stufe zu Stufe sanft vermittelt und mit Ausnahme der äußersten Spitzen wäre ohne Zweifel das ganze Lager in der größten Verlegenheit, wenn es sich plötzlich in eine Rechte und in eine Linke theilen sollte.

*) La crise du protestantisme ou examen du principe de l'autorité synodale, 1865, von Privat, einem Geistlichen des Garddepartements.

**) Histoire des synodes nationaux des églises protestantes de France von G. de Félice. Paris 1864.

Dieser Zustand rührt daher, daß wirklich in Deutschland die Dinge gründlicher und vielseitiger behandelt werden, nicht unter dem Vorherrschen praktischer Zwecke, sondern aus reiner Lust und Liebe an der wissenschaftlichen Discussion. So viele Katheder, so viele Meinungen. Daher jener wissenschaftliche Eigensinn, der im Einzelnen oft ebenso kleinlich ist, als er ursprünglich auf einer edlen ethischen Basis beruht: der selbstbewußten Autonomie des Subjekts im Verhältniß zu seinem Gegenstand. Der Franzose ist stolz einer großen Partei anzugehören und durch diese zu wirken, der Deutsche ist glücklich eine Partei für sich zu bilden auch wenn er nichts wirkt. In Deutschland kann es z. B. vorkommen, daß von liberaler Seite — wir bleiben auf theologischem Gebiet — ein liberales Buch auf's Unbarmherzigste recensirt wird. In Frankreich wäre Aehnliches schon aus Gründen der Taktik rein unmöglich. Die gemeinsame große Strömung, welche beide verbände, wäre stärker als Abweichungen in Dingen, die für den praktischen Standpunkt nur untergeordnet sind.

So hängt denn die Einfachheit der Parteibildung in Frankreich allerdings mit einer minder tiefen Auffassung der Streitobjekte zusammen. Sie erleichtert in kritischen Zeiten den Kampf, aber sie weist zugleich auf einen Mangel an wissenschaftlichem Interesse und an wissenschaftlicher Durchbildung zurück, und dieser Mangel ist wirklich in den Erzeugnissen der theologischen Literatur bis auf die neueste Zeit unverkennbar. Er macht sich insbesondere geltend in dem völligen Mangel an epochemachenden Erscheinungen. Deutschland hat in kurzer Zeit nach einander den Rationalismus, das Schleiermacher'sche System, die Hegel'sche Religionsphilosophie, die historisch-kritische Schule erzeugt. Die französische Theologie hat nichts dem Aehnliches aufzuweisen. Sie ist wohl nach einander berührt worden von allen diesen Erscheinungen, aber sie hat keine derselben wissenschaftlich durchdacht. Während in Deutschland jedes neue System einen ernstlichen Bruch mit der Vergangenheit bedeutete, ordneten sich für sie die Resultate des deutschen Denkens der Reihe nach ganz natürlich und unmittelbar in eine gemäßigt-rationalistische Denkweise ein. Unleugbar hat sich die französische Theologie, angeregt durch die deutsche, im Laufe unseres Jahrhunders wesentlich verändert, aber es fehlt an den charakteristischen Marksteinen, welche die Stadien des Fortschritts bezeichnen, eben weil der Uebergang als ein fließender sich vollzog. Eklekticismus ist das vorherrschende Merkmal der französischen Theologie wie Philosophie, und nur die zwei großen Grundgegensätze einer altgläubigen rückwärts gekehrten und einer freien vorwärts gekehrten Richtung bleiben unverändert und stellen sich vielmehr immer reiner und schärfer heraus. Auch von

dieser Seite kommen wir darauf zurück, daß der französische Protestantismus das Feld ist, auf welchem zuerst in großer Weise die Früchte des deutschen Denkprozesses reifen.

Aus den Verfolgungen ging die reformirte Gemeinde natürlich streng orthodox hervor. Das Andenken an die Opfer, welche das Festhalten am Bekenntniß gekostet, verlieh dem letzteren zu seiner alten Autorität noch den Werth der Pietät. Allein es konnte nicht ohne Einfluß bleiben was die Protestanten der Fürsprache Voltaire's, den Ideen des Zeitalters, den Grundsätzen der Revolution verdankten. Im Allgemeinen galten daher die Protestanten als der neuen Ordnung der Dinge zugethan und die religiösen Ideen blieben davon nicht unberührt. So war zugleich mit dem Erwerb der Selbständigkeit auch der Grund für jenen Gegensatz gelegt; nur daß er insofern noch ganz ohne Bedeutung war, als das wissenschaftliche Leben völlig darniederlag. Genf, wo die meisten Geistlichen ihre Ausbildung erhielten, galt als liberale Facultät, das abgelegene Montauban hatte schon damals eine orthodoxe Färbung, war aber zugleich um seiner Unwissenschaftlichkeit willen verschrien. Im Durchschnitt herrschte unter den Geistlichen in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts ein milder gläubiger Rationalismus vor, dessen Elemente erst später auseinandertraten. Eine theologische Bewegung war noch nicht vorhanden. Die Verfassung der Kirche war ausschließlich der Tummelplatz der Geister.

Der Erste, welcher die seit Jahrhunderten abgerissene wissenschaftliche Tradition wieder erneuerte, die Arbeit des deutschen und englischen Gedankens in die französische Theologie einzuführen suchte und allgemein als der Vater der neueren französischen Theologie betrachtet wird, war Samuel Vincent, geb. 1787 zu Nimes, wo er nach Vollendung seiner Studien zu Genf vom Jahre 1809 bis zu seinem Tode 1837 ununterbrochen als Prediger wirkte. Sein Andenken ist in neuerer Zeit mehrfach wieder erneuert worden, durch Fontanès, Prevost-Paradol und Ath. Coquerel (Sohn), was um so verdienstlicher war, als er zu seinen Lebzeiten noch wenig gewürdigt wurde. Wie viel ihm auch die Gemeinde verdankte, welche er in einer ziemlich traurigen Verfassung angetroffen hatte, so war er doch zugleich in wissenschaftlicher Thätigkeit seiner Zeit weit vorangeeilt. Ein Mann von vielseitigster Bildung, die alten und neuen Literaturen beherrschend, faßte er seinen Beruf als eine humanitarische Mission auf, welcher er sich in einer Weise unterzog, daß er gleichmäßig für die ersten Bedürfnisse der Jugend wie für die höchsten Ansprüche der Gebildeten Sorge trug. Derselbe Mann, welcher der Nimer Gemeinde ihren Katechismus gab, vereinigte noch in späteren Jahren die auserwählte Gesellschaft in seinen öffentlichen Vorlesungen über die aus-

wärtigen Literaturen und ihre Geschichte. So war auch seine theologische Schriftstellerei eine ausgebreitete und vielseitige. Von 1820—25 veröffentlichte er die Mélanges de religion, de morale et de critique sacrée, eine periodische Zeitschrift, welche er fast allein schrieb. Hier legte er seine Studien in der englischen und namentlich in der deutschen Theologie nieder, gab eine Uebersicht über die gleichzeitigen Erscheinungen in der deutschen Wissenschaft und suchte seine Landsleute insbesondere mit Schleiermacher und den ihm verwandten Theologen Lücke, de Wette u. s. w. bekannt zu machen. Es war eine völlig neue Welt, die er damit seinen Landsleuten eröffnete. Die religionsphilosophischen, die biblisch-kritischen Probleme führte er zuerst in Frankreich ein, und zwar in jener freien mehr anregenden als systematischen Weise, wie sie damals in Deutschland behandelt wurden. Auch seine Méditations, ausgewählte Predigten, mit welchen er sich an ein größeres Publikum wandte, verrathen ganz besonders das Studium Schleiermacher's. Die Religion war ihm wesentlich Sache des Gefühls. Nicht in Dogmen und Ceremonien, zeigte er, besteht ihr Wesen, vielmehr hat sie ihre Quelle in den Tiefen der Seele; ihre natürliche unerschütterliche Grundlage ist das Gewissen und der Werth des Christenthums besteht eben darin, daß es den wahren Bedürfnissen unserer sittlichen und religiösen Anlage wesentlich entspricht. Es giebt — auf diesen Satz kam Vincent öfters zurück — im Evangelium nichts, das nicht ein Echo im Gewissen des Menschen erwecken müßte. Der Grund des Protestantismus ist das Evangelium, seine Form ist die Freiheit der Forschung; Evangelium und Freiheit, dies ist seitdem der Wahlspruch der liberalen Protestanten in Frankreich gewesen. Als Polemiker gegen den Katholicismus trat Vincent auf in den „Bemerkungen über die religiöse Einheit," einer Antwort auf Lamennais' Schrift über die Indifferenz in Sachen der Religion, und in den „Bemerkungen über die Autorität in Religionssachen," 1821. Der Einheit des Zwangs unter einer sogenannten Infallibilität setzte hier der protestantische Prediger die Mannichfaltigkeit auf dem Grunde des frei ausgelegten Evangeliums entgegen. Endlich in seinem berühmten Buch „Ansichten über den Protestantismus" (1829) untersuchte er die doppelte Frage, welches die Bedingungen für die Existenz und den Fortschritt der reformirten Kirche seien sowohl in ihrer inneren Verfassung, als in ihren Beziehungen zum Staat. Anknüpfend an eine Kritik der bestehenden Kirchenverfassung suchte er nachzuweisen, daß die Verbindung von Kirche und Staat für beide Theile gleicherweise gefährlich sei, und verlangte, der erste, völlige Trennung von Kirche und Staat. Die Einmischung der Staatsgewalt in die kirchlichen Angelegenheiten, wie sie durch das Gesetz von 1802 sanctionirt war, schien ihm in

ihrer unausbleiblichen Consequenz zum englischen Episkopat zu führen. Das mechanische System der Centralisation werde immer weiter greifen. Schon sei durch die Beschränkung des passiven Wahlrechts zu den Presbyterialräthen die Souveränetät der Gemeinden, durch die Einsetzung eines Präsidenten des Consistoriums die Gleichheit der Pfarrer gefährdet. Nur völlige Selbstregierung der Kirche, Ausbau der Synodalverfassung, Aufhebung der Staatsbesoldungen werde die wahre lebendige Ordnung wiederherstellen. Man sieht, seine kirchenrechtlichen wie seine dogmatischen Ansichten kamen aus einer und derselben Quelle. Er ging aus von der Autonomie des religiösen Lebens, welche gleichmäßig durch den dogmatischen Formalismus wie durch die Administrativgewalt des Staats gefährdet schien.

Am wenigsten wurde die wissenschaftliche Seite in Vincent's Thätigkeit verstanden, hier blieb er zunächst ohne Nachfolger. Dagegen wurden seine kirchenrechtlichen Ansichten sofort von zwei Seiten aufgenommen und weitergebildet, welche unter sich und mit Samuel Vincent wenig gemein zu haben schienen, von Seiten der katholischen Partei des Avenir und von Seiten des Methodismus. Vincent nimmt auch dadurch eine hervorragende Stellung ein, daß er der Ausgangspunkt für sehr verschiedene Richtungen wurde. Mit demselben Recht, mit dem er als Anhänger der neuen liberalen Theologie betrachtet wird, konnte sich auf ihn der Methodismus berufen, welcher gleichfalls darauf gestützt, daß die Religion als in den innersten Tiefen des menschlichen Geistes lebend schlechthin nicht geboten oder verboten werden könne, gänzliche Trennung von Kirche und Staat verlangte. Vincent selbst hatte u. A. ein Werk von Chalmers, dem Stifter der free church, in's Französische übersetzt, und Alexandre Vinet, diese bedeutendste Kraft des Methodismus, wiederholte in seinen ebenso beredten als logisch einschneidenden Angriffen auf die Verbindung von Staat und Kirche als eine „Lüge," einen „Tempelraub," eine „namenlose Monstrosität" nur dieselben Gründe, die schon Vincent aufgestellt hatte.

Der Methodismus der seit dem Jahr 1832 seinen Mittelpunkt an der evangelischen Gesellschaft zu Paris hatte, griff sehr bedeutend in die inneren Verhältnisse des französischen Protestantismus ein. *) Er hatte von Anfang an ein doppeltes Gesicht. Auf der einen Seite fehlte es ihm durchaus nicht an freisinnigen Elementen und er machte sie nicht blos der Staatsgewalt gegenüber geltend, die er in der Weise einer erbitterten

*) Näheres bei Reuchlin, das Christenthum in Frankreich. Hamburg 1837, und Th. Pressel, Zustände des Protestantismus in Frankreich. Tübingen 1848.

politischen Opposition bekämpfte. Die dogmatische Gebundenheit lag keineswegs in seinem Princip, und es ist bezeichnend daß der Freund und Mitstreiter Vinet's, Professor Monnard in Lausanne, ein Buch wie Zschokke's Stunden der Andacht in's Französische übersetzen konnte. Als die evangelische Gesellschaft zu Genf neben der nationalkirchlichen Facultät eine eigene theologische Schule gründete, war als Motiv neben der Aufrechthaltung der Schriftlehre ausdrücklich das Interesse der kirchlichen Lehrfreiheit vorangestellt. Die Gründung der Schule war, wie der Austritt aus der Nationalkirche, ein Werk religiöser Unabhängigkeit, was freilich in dem Bericht Merle d'Aubigné's in folgender naiver Weise ausgedrückt war: weil es nun drei Schulen gebe (die alte Genfer Facultät, Montauban und Straßburg), wo die jungen Leute nach menschlichen Lehrweisen unterrichtet werden, sollte es nicht auch eine geben, wo sie nach Gottes Worte unterrichtet werden können? Der Individualismus Vinet's war im Grunde nur eine Uebertreibung Schleiermacher'scher Principien, und noch heute berufen sich die Liberalen nicht ungern auf den Verfasser des „Versuchs über die religiösen Ueberzeugungen oder über die Trennung von Staat und Kirche." In der That war Vinet weit davon entfernt unter dem Glauben die förmliche Abdankung des menschlichen Geistes zu verstehen; er predigte vielmehr die Freiheit der Kinder Gottes, indem er sich auf die unmittelbaren Beziehungen des Menschen mit Gott berief. Bezeichnend ist für ihn das Wort: die Wahrheit außer uns muß sich stets messen und vergleichen mit der Wahrheit in uns. Man glaubt, sagt er in einer seiner Predigten, an das Evangelium, wenn es für uns vom Rang einer äußeren Wahrheit zum Rang einer inneren Wahrheit, und wenn ich so sagen darf, des Instinkts erhoben ist, wenn es uns fast unmöglich ist seine Offenbarung von der Offenbarung des Gewissens zu unterscheiden, wenn es in uns eine Thatsache des Bewußtseins geworden ist.

Solche Grundsätze, welche die Bannerträger der Methodisten vorantrugen, und die Gestalt, welche das methodistische Wesen in der Wirklichkeit annahm, waren nun freilich zweierlei. Man behauptete seinen Subjektivismus nur dazu um sich sofort wieder an die reine Schriftlehre, so wie man sie verstand, gefangen zu geben. Nur auf einem Umweg kam der Methodismus von neuem auf das Dogma zurück, wenn er auch eine Auswahl traf und seinerseits die Dogmen von der Sünde und Verdammniß, Rechtfertigung und Erlösung für das Wesentliche des Christenthums erklärte. Aber die Consequenz trieb weiter. Es war ein methodistisches Organ, die „Archive des Christenthums des neunzehnten Jahrhunderts," welches im Jahr 1839 das Glaubensbekenntniß von La Rochelle wieder

abdruckte und damit die Fahne für die neugläubige Richtung aufpflanzte. Die freiere Richtung konnte sich nur zurückgestoßen fühlen durch diese unverholene Rückkehr zur alten Orthodoxie, durch die hochmüthige Exklusivität welche überall dem Methodismus eigen ist, durch seine kindische Phraseologie, durch die eigenthümliche Vielgeschäftigkeit welche er namentlich in Paris entwickelte und an welcher sich besonders die vornehme Damenwelt betheiligte, durch den Eifer der Evangelisten, durch das Conventikel-, Traktaten- und Colportagewesen.

An die Bewegung des Methodismus knüpfte sich zuerst innerhalb der reformirten Kirche eine bestimmtere Parteibildung. Zwar stand der Methodismus zur Nationalkirche fortwährend in einem schwankenden unklaren Verhältniß, wie sich dies schon in dem verschiedenen Verhalten der Brüder Monod ausprägte, von welchen Friedrich aus der Kirche ausschied, Adolf ihr treu blieb. Die methodistische Partei hatte mit der orthodoxkirchlichen das Dogma gemein, die letztere stand mit der liberalen auf demselben Boden der Verfassung. Indessen hatte jede Partei ihre eigenen Organe, deren Polemik die lebhafte Bewegung unterhielt, welche seit der Julireglerung im Schoß des Protestantismus vorhanden war. Die Organe des Methodismus waren der geistvoll und mit leidenschaftlichem Feuer geschriebene „Semeur" (von 1830 bis 1848) und die früher schon gegründeten „Archive des Christenthums," eine Erbauungsschrift, welche Fr. Monod redigirte. Das orthodoxe Nationalkirchenthum vertrat die „Esperance," welche anfangs liberaler gehalten später die auf dem Boden der Orthodoxie hergestellte Versöhnung von Kirche und Methodismus darstellte und heute noch von Grandpierre, dem aus der Sekte in die Nationalkirche zurückgetretenen Geistlichen, geleitet wird. Die liberalen Blätter waren die protestantische Revue und die „freie Forschung" (libre examen) das Organ A. Coquerel's, welcher dann im Jahr 1841 das „Band" (le Lien) gründete, unter der Redaction seiner Söhne heute noch das bedeutendste liberale Organ. Später schlossen sich die beiden strenggläubigen Parteien eng aneinander an, viele Geistliche von der Nationalkirche sagten sich von der evangelischen Gesellschaft los, der von der Kirche losgelöste Methodismus verfiel dem Sektenwesen und hatte wenig Bedeutung mehr. Es lag im ganzen Gang der religiösen Bewegung, daß sich die strengeren Richtungen gegen das Andrängen des Rationalismus fester zusammenschlossen; zumal die Hilfe, die man sich aus Deutschland verschrieb indem man Werke von Neander und von verwandter Richtung übersetzte, ihre bedenklichen Seiten zeigte. Es war dabei auf eine Befestigung der eigenen Orthodoxie abgesehen. Aber je näher man die deutsche Literatur, auch die gläubige, kennen lernte, um so verdächtiger wurde die transrhe-

nane Orthodoxie. Ein Glück daß die Kreise, in welchen man sich für deutsche Theologie interessirte, noch immer sehr beschränkt waren. Ueberhaupt handelte es sich noch gar nicht um principielle wissenschaftliche Kämpfe. Der Streitplatz war noch immer das Gebiet der Verfassung. Auch wo z. B. die alten Glaubensbekenntnisse zur Sprache kamen, bewegte sich der Streit vielmehr auf kirchenrechtlichem als auf dogmatischem Boden. Es war die Zeit, da der französische Protestantismus seine erneuerte Lebenskraft vornämlich im Associationswesen, auf den Gebieten des praktischen Christenthums bewährte. Hier entfaltete sich eine höchst ausgebreitete und erfolgreiche Thätigkeit. Der Methodismus hatte das Signal gegeben, aber die Liberalen zu Nimes und zu Straßburg wollten sich von den Orthodoxen zu Paris nicht überflügeln lassen. In der Stiftung von Gesellschaften zur Evangelisirung der in der Zerstreuung lebenden Protestanten, von Vereinen zur Hebung der Volksschulen, von Bibel- und Missionsgesellschaften, Erbauung von Krankenhäusern u. s. w. — auf diesem ganzen Felde des praktischen Christenthums wetteiferten die Liberalen mit den Orthodoxen und lange Zeit blieb hier ein neutraler Boden für das Zusammenwirken von sonst auseinandergehenden Richtungen. Erst in der neuesten Zeit sind auch hier die Parteigegensätze störend dazwischengetreten, und die Vorgänge in der Bibelgesellschaft im vorigen Jahr, als es sich um eine neue Uebersetzung der Schrift handelte, waren der nächste Anlaß zum Bruch der Parteien.

Damals also lagen die eigentlich theologischen Gegensätze noch ziemlich verborgen. Die liberale Seite zeigte zwar schon jetzt ein größeres wissenschaftliches Interesse, aber auch ihr Standpunkt war ein wesentlich praktischer. Predigtbücher, Erbauungsschriften, kirchenrechtliche Gutachten hat der französische Protestantismus zu dieser Zeit in Menge aufzuweisen, wissenschaftliche Werke noch keine. Man darf nur die überaus reiche und vielseitige schriftstellerische Thätigkeit von A. Coquerel, diesem langjährigen Haupte der Liberalen, überblicken, um sich zu überzeugen, worauf auch der Liberalismus das Hauptgewicht legte. Eine Schrift, welche er im Jahr 1841 gegen Strauß' Leben Jesu schrieb, und seine Christologie sind die einzigen wissenschaftlichen Arbeiten, und auch die letztere verfolgte mehr einen praktischen Zweck, indem der Verfasser damit ausdrücklich eine Versöhnung der christlichen Kirchen im Auge hatte. Im Uebrigen veröffentlichte er eine Sammlung von Predigten welche im vorigen Jahre bis zur Hundertsten anwuchsen, Unterrichtsbücher, eine Sammlung biblischer Biographien welche ohne Namen des Verfassers in's Deutsche übersetzt wurde, ein Buch über das Erfahrungschristenthum (le christianisme expérimental 1847), endlich eine ganze Reihe von po-

lemischen und Gelegenheitsschriften, welche meist die Verfassung und die Disciplin betrafen und in welchen er mit Geist und großem polemischen Talent den Anmaßungen der Orthodoxie entgegentrat. Coquerel wollte übrigens seinen Gegnern keineswegs das Monopol der Orthodoxie zugestehen. In dem Programm, mit welchem er 1841 den Lien eröffnete, unterschied er drei Arten von Orthodoxie: die alte symbolgläubige, die mittlere, welche die Consequenz der älteren aufgiebt aber doch den Muth nicht hat sich von ihr zu trennen und so am liebsten in Schweigen sich hüllt, endlich die moderne Orthodoxie, welche das Werk der Reformatoren in deren Geiste fortsetzen will und auf den Grund der Schrift sich beruft im Gegensatz zu deren wechselnder Auslegung. Die Kirche habe ihre Einheit im Evangelium, nicht in einem besonderen Glaubensbekenntniß. Darauf werden nun die Glaubenspunkte aufgeführt zu welchen sich der Lien als Organ der modernen Orthodoxie bekennt und welche er vertheidigen will: Inspiration der Bibel als Codex der Offenbarung aber keine Eingebung des Buchstabens, die Wunder des alten und neuen Testaments aber vorläufige Untersuchung, welche Thatsachen in diese Categorie gehören, Nothwendigkeit der göttlichen Gnade aber keine Verletzung der menschlichen Freiheit, Erlösung durch das Opfer Christi aber ohne die dogmatische Formulirung u. s. w. Man sieht, diese Richtung ringt wohl aus dem alten Rationalismus herauszukommen, insbesondere durch Aufnahme der Kritik. Schon im Jahre 1835 hatte Coquerel in einem Artikel im libre examen den bisherigen theologischen Unterricht als einen unzulänglichen und unwissenschaftlichen scharf angegriffen. Er hatte für den Geistlichen eine gründliche allgemeine Bildung verlangt, das Studium der Philosophie, der biblischen Kritik, der Einleitung in die Schrift und die einzelnen Bücher, endlich der kirchlichen Archäologie als nothwendige Gegenstände der theologischen Ausbildung hervorgehoben. Aber dieser Liberalismus wollte doch nur dem Dogma die schärfsten Spitzen abbiegen, die stärksten Anstöße wider das vernunftmäßige Denken beseitigen. Das Uebernatürliche sollte keineswegs geleugnet werden. Seht Ihr Jemand, so vertheidigte sich einmal das libre examen, die Lehren des Evangeliums wie wir sie von unsern Vätern erhalten haben und wie wir sie in den heiligen Büchern finden, angreifen? Predigt Jemand gegen das Dasein Gottes, gegen die Vorsehung, gegen die Unsterblichkeit der Seele, gegen die Erlösung, gegen die Einwirkung des heiligen Geistes auf unsere Herzen, gegen die Göttlichkeit Jesu, gegen das künftige Gericht? Die Vertheidigung war in ihrem Rechte. Nur wurden die Dogmen überall zurückgestellt und das moralische Element in pelagianischer Weise betont. Das eigentliche Feld dieser Richtung war nicht die Wissenschaft, sondern

die Predigt. Hier trat ganz besonders dieser das Christenthum in die Moralwahrheiten auflösende Standpunkt zu Tage. Hier war er auch, kann man sagen, am meisten am Platze. Neben A. Coquerel (Vater) verdient hier noch sein College J. Martin-Paschoud genannt zu werden, aus dessen Predigten wir noch einige charakteristische Stellen anführen wollen, zumal da er selbst ausdrücklich zur Rechtfertigung seines Bekenntnisses kürzlich ältere und neuere Kanzelvorträge gesammelt hat.*)

„... Freiheit der Prüfung, Freiheit des Glaubens, Freiheit des Cultus, dies sind die constitutiven Principien des Protestantismus. Ob die ersten Protestanten diese Grundsätze in ihrer ganzen Tragweite oder nur in gewissen Grenzen verstanden und angewandt haben, gilt gleichviel; diese Principien waren der Grund ihres Werkes und jeder Protestant muß sich zu ihnen bekennen.... Es giebt nur Eine, ursprüngliche, allgemeine, dem ersten Menschen wie allen Menschen geoffenbarte Religion. Die Culte sind nur ihre mehr oder weniger reinen, mehr oder weniger guten, mehr oder weniger dauerhaften Formen. Die wahrhaft Frommen, zu welchem Bekenntniß sie gehören, müssen anstatt an die Verschiedenheiten sich zu halten und auf diesem Gebiet einander zu bekämpfen, vielmehr das den Formen im Grund Gemeinsame erkennen und zusammenwirken es als das allein Wesentliche auszubreiten. Der Katholik, der Grieche, der Lutheraner, der Calvinist, der Anglikaner und alle anderen Fractionen der großen christlichen Gemeinschaft, sie alle haben nur Eine Religion, diejenige welche Jesus Christus gelehrt und geübt hat und welche darin besteht: Gott zu erkennen, Gott zu lieben, und den Willen Gottes zu thun.... Gott ist der Vater aller Menschen, alle Menschen sollen ihn lieben als seine Kinder und sich unter sich lieben als Brüder, dies ist die Lehre, dies die Religion Jesu Christi; dies ist das Fundamentaldogma, Moral und Cultus, dies ist das A und das O.... Wie ist die heilige Schrift inspirirt, im Buchstaben oder im Geist? Wie ist der Mensch sündhaft, durch die Geburt oder durch den Willen? Wie verzeiht Gott den Menschen, aus Gnade oder um Opfers willen? Wie ist die Gottheit in Jesus Christus mit der Menschheit vereinigt, auf absolute oder relative Weise? — Dies sind die Punkte, in welchen wir auseinandergehen, über die man seit achtzehn Jahrhunderten auseinandergeht, und über die man wohl noch Jahrhunderte lang auseinandergehen wird. Aber, ich frage, ist dies das Wesentlichste und Förderlichste der Religion? Das Wie einer Sache, ist dies wesentlicher und förderlicher als die Sache selbst?... Was nützt es Euch, was Eurer Wiedergeburt, Eurer Heili-

*) J. Martin-Paschoud, Liberté, Verité, Charité, prédication chrétienne protestante. Paris 1864.

gung, Eurem Frieden, der Heiterkeit, dem Glück, der Freude Eures Lebens, zu wissen daß diese oder jene Begebenheit an diesem oder jenem Ort, in dieser oder jener Zeit, auf diese oder jene Weise sich zugetragen hat, und daß sie diesen oder jenen Erzähler in dieser oder jener Sprache, in diesem oder jenem Jahrhundert, von diesem oder jenem Land, mit diesem oder jenem Namen gehabt hat? Was Euch von Werth ist, wann Ihr die belebende und reine Luft athmet die Euch erquickt, wann Ihr das strahlende Gestirn betrachtet das Euch Licht und Wärme bringt, wann Ihr das tägliche Brod esset das Euch stark und munter zur Arbeit macht, wann Ihr in Eure Arme ein geliebtes Wesen schließt das Euch mit Zärtlichkeit umfaßt, wann Ihr mit dem Bewußtsein Eurer Freiheit einen Schritt auf dem Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit macht, — was Euch von Werth ist: zu wissen, daß dies Alles von Eurem Gott, Eurem Vater kommt, und daß Ihr ihn dafür anzubeten und zu preisen habt mit jedem Seufzer Eurer Brust, mit jedem Blick Eures Auges, mit jedem Wort Eurer Lippen.... Oeffnet das Evangelium und suchet aufrichtig darin, nicht die Religion die man über Jesus gemacht hat, sondern die Religion Jesu selbst. Ich rufe Gott zum Zeugen an, Ihr findet darin nichts anderes als was ich Euch predige und ohne Unterlaß gepredigt habe: Jesus vereinigt mit Gott! Jesus hingegeben der Menschheit! seine Nahrung: den Willen Gottes zu thun, sein Leben: von Ort zu Ort zu gehen und Gutes zu thun — dies ist der ganze Zweck seiner Mission, dies das ganze Geheimniß seines Sieges. Der Mensch lebend in Gott, der Mensch lebend für den Menschen, dies ist Jesus, dies seine Religion. Sie hat vor Zeiten das Judenthum und das Heidenthum überwunden, sie wird in unseren Tagen den sektirerischen Dogmatismus, den exklusiven Ueberlieferungsglauben überwinden. Das Evangelium und die Freiheit der Prüfung und des Glaubens, dies ist unsere Fahne, dies wird das Banner der Welt sein...." Wir fügen noch folgende kühne Stelle hinzu: „Um ein Jünger Jesu Christi zu sein, ist es nicht nothwendig von Menschen die Handauflegung erhalten zu haben. Nicht dem Klerus allein gehört Recht und Pflicht hinauszugehen und die Völker zu lehren. Priester oder Laie, gleichviel, jeder Jünger ist geweiht. Ja, in unseren Tagen, wenn ich für den religiösen Unterricht wählen sollte, so taugt der Laie mehr denn der Priester! In diesem Augenblick, auf dieser Kanzel, an meiner Stelle, würde der Geringste unter euch die Herzen besser rühren, gerade weil Menschen ihm kein Mandat ertheilt hätten, weil er es nur aus seinen Ueberzeugungen, aus seinem Gewissen schöpfte, und vor Allem weil er keinen anderen Lohn dafür hätte, als den Wiederhall der göttlichen Billigung in seiner Brust!"

Diese Proben werden genügen, um den älteren Rationalismus zu kennzeichnen, der jetzt noch in den Veteranen des Liberalismus vertreten ist. Es ist nicht mehr die Sprache der jüngeren Generation. Sie steht auf den Schultern einer tieferen wissenschaftlichen Bildung, und es ist Zeit daß wir uns zu einer Epoche wenden, von welcher an erst wieder von wissenschaftlicher Theologie gesprochen werden kann.

Zwei Momente standen an der Wiege dieser Wiedergeburt der französischen Theologie. Das eine ist der Aufschwung, welchen die profane Wissenschaft in Frankreich im vierten und fünften Decennium unseres Jahrhunderts nahm, und durch welchen auch die Religion von verschiedenen Seiten her in die Kreise der wissenschaftlichen Untersuchung gezogen wurde. Unbekümmert um die zünftige Theologie, welche noch ganz in ihren praktischen Aufgaben Genüge fand, und von ihr unberührt, baute die Philosophie und insbesondere die vergleichende Philosophie bisher ganz unbekannte Felder des religiösen Gebiets an. Mehr noch die Kritik, die Sprachwissenschaft, die vergleichende Mythologie erhoben die Religion auf eine ganz andere Stufe im Gesammtgebiete des Geistes. Ein umfassender Ueberblick über Wesen, Entstehung und die Entwicklungsgesetze der Religion wurde gewonnen, die Grundlagen für eine Wissenschaft der Religion hergestellt. Wurde man auf philosophischem wie auf empirischem Wege inne, daß die Religion eine dem menschlichen Geschlecht wesentlich innewohnende, nach ihren eigenen Gesetzen sich entwickelnde Kraft ist, daß der Mensch Religion besitzt wie er Vernunft und Sprache besitzt, daß er ein religiöses Wesen ist wie er ein sittliches, ein geselliges Wesen ist, so war man mit einemmal über den polemischen wie über den apologetischen Standpunkt hinausgehoben, von welchem bisher einseitig die Religion angesehen worden war. Es konnte Niemand mehr einfallen die Religion aus Priesterbetrug ableiten zu wollen, aber es war auch überflüssig geworden die Vertheidigung einer Sache zu führen, die im Wesen des menschlischen Geistes selbst ihre Begründung hat. Wurde die Religion in der Wissenschaft rehabilitirt, so war zugleich eine freiere Stellung gegenüber den einzelnen Religionsformen die unmittelbare Folge. An die Stelle der confessionellen Behandlung trat die historisch-kritische. Eine Wissenschaft der Religion war so lange unmöglich als man sich, wie das achtzehnte Jahrhundert, in ein negatives Verhältniß zu ihr setzte; sie war ebenso unmöglich so lange man exklusiv auf dem Boden Eines Bekenntnisses stand und außerhalb desselben nur Irrthum und Lüge sah. Die Geschichte führte darauf, nicht das Recht einer Religionsform, sondern das Recht aller zu begreifen und damit die zusammenhängende Entwicklung des religiösen Geistes überhaupt zu verstehen. Die religiöse

Aesthetik trat an die Stelle des religiösen Parteigeistes. Auch dazu ging der Anstoß von Deutschland aus. Aber Frankreich griff, sobald nur erst das religiöse Gebiet durch Werke, wie die Edgar Quinet's, wieder Bürgerrecht gewonnen hatte, bald mit selbständigen Leistungen ein. Durch die linguistische Grundlage des Studiums war die Religion gewissermaßen zu einer exacten Wissenschaft geworden, und auf diesem Feld haben es die Franzosen uns immer gleich gethan. Namen wie Guignaut, Maury, Burnouf, Munk, Renan bedeuten ebenso die Aufnahme der deutschen Forschungen als deren selbständige Weiterführung. In der Darstellung der gelehrten Resultate für ein Publikum, das die Specialstudien nicht gemacht hat, ist uns der französische Geist ohnedies überlegen. Bald fanden Essays über religionswissenschaftliche Materien Eingang in die populären periodischen Zeitschriften: die Religion war wieder ein Gegenstand von allgemeinem Interesse geworden.

Nicht der Theologie hatte sie es zu verdanken. Jene ganze Bewegung hatte sich außerhalb der Theologie vollzogen. Aber eine bedeutende Rückwirkung auf diese konnte nicht ausbleiben. Hatte die Wissenschaft die Religion rehabilitirt, so war es nun an der Religion die Wissenschaft zu rehabilitiren. Die Theologie sah sich auf ihrer eigenen Domäne überholt, fast bei Seite geschoben. Es galt, wenn sie sich gleichfalls als Wissenschaft legitimiren, wenn sie im Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Nation bleiben wollte, einen kühnen Schritt vorwärts zu thun und die außerhalb ihrer gewonnenen Resultate nicht vornehm zu ignoriren oder engherzig zu bekämpfen, sondern sie im Bewußtsein der protestantischen Freiheit sich anzueignen und durch sie sich wiederum aufzufrischen. Ein willkommener Bundesgenosse stellte sich gerade zur rechten Zeit ein. Eben jetzt begann die kritische Theologie der Tübinger Schule in ihrem friedlichen Eroberungszug den Rhein zu überschreiten. An diese Bundesgenossenschaft knüpft sich der Aufschwung der französischen Theologie in den letzten funfzehn Jahren.

Wilhelm Lang.

Lord Byron.

Lord Byron's Werke, übersetzt von Otto Gildemeister. In sechs Bänden. Berlin. Georg Reimer. — Band 1. 2. 1864.

Es sind jetzt mehr als dreißig Jahre vergangen, seit Mac Aulay's berühmter Essay über Lord Byron, anknüpfend an die damals (1831) so eben von Thomas Moore herausgegebenen Briefe und Tagebücher des Dichters, der Beurtheilung des Letztern den Weg vorzeichneten, welchen sie im Ganzen und Großen seither gewandelt ist. Es war eigentlich das erste „unparteiische," oder doch nach Unparteilichkeit strebende Urtheil, welches aus competentem Munde, den Chorus der erbitterten Feinde und den der blinden Vergötterer übertönend, über diese glänzendste und räthselhafteste Erscheinung der gesammten modernen Literatur sich vernehmen ließ. Daß auch hier die Theilnahme für den Menschen der Schätzung und dem Verständniß des Dichters noch hinderlich war, hat Mac Aulay selbst wohl gefühlt und unumwunden eingestanden. „Für uns ist er noch ein Mensch," sagt er am Schlusse seiner Betrachtung, „der jung, edel und unglücklich war. Unsern Kindern wird er bloß ein Dichter sein, (?) und ihr unparteiisches Urtheil wird ihm seinen Platz in der Literatur ohne Rücksicht auf seinen Rang und seine Lebensgeschichte anweisen." Wir können diesen Schlußworten Mac Aulay's nur hinzufügen, daß die von dem beredten Geschichtschreiber mit sicherer Hand für die Beurtheilung Byron's, des Menschen, gezogenen Umrisse auch heute noch, nicht nur als Kunstwerk, ihre volle Bedeutung behaupten, wenngleich die Färbung des Bildes aus guten Gründen hie und da etwas dunkel gerathen ist. Und auch nach einer zweiten Seite hin hat der britische Literator seine Aufgabe, — wie seine Zeit, seine Landsleute und auch wohl seine eigene, innerste Natur sie ihm stellte, glänzend gelöst. Es ist ihm gelungen, die Schwächen und Einseitigkeiten der Byron'schen Dichtung nicht nur zu erkennen (das war nicht schwer, denn sie liegen offen genug zu Tage), sondern sie auch in der wirksamsten Form, in der der „wohlwollenden," um nicht zu sagen nachsichtigen „Anerkennung," in so interessanter als für den Leser überzeugender Gruppirung zusammen zu stellen. Die Einförmigkeit der Byron'schen Charaktere, des Dichters Unfähigkeit, aus sich selbst heraus zu gehen, um den Dingen gerecht zu werden, das daraus entspringende Halbdunkel seiner ebenso planlosen als wunderbar reich ausgestatteten Erzählungen und Schilderungen, und die blasse Unwirklichkeit

seiner declamirenden dramatischen Helden sind in Mac Aulay's Schilderung fein beobachtet und mit scharfem Lichte beleuchtet. Endlich ist von den gewaltigen Wirkungen der Poesie Byron's sorgfältig und unerbittlich Alles in Abzug gebracht, was darin der Person, der vergänglichen Erscheinung des Dichters, und zwar mehr ihren Schwächen, als ihren Vorzügen gehört; und wenn dabei die Schwächen eines Theiles der Zeitgenossen, die diese Bewunderung zollten, keineswegs geschont werden, wenn das Heer der jungen Byronianer mit der lose geknüpften Genie-Cravatte und den kunstsinnig frisirten Verzweiflungslocken eine strenge Musterung vor dem Auge des staatsmännischen Kritikers aushalten muß, wenn Mac Aulay so kühl und so gelassen als möglich den ganzen Weltschmerz, den „Gram über das Dasein an sich" unter die unschädlichen Luxusartikel einer von den wirklichen Sorgen und Schmerzen des Lebens noch unberührten Jugend verweist, so wären wir die Letzten, dieses männliche, einst so rechtzeitig gesprochene Wort um den ihm gebührenden Dank verkürzen zu wollen. Mac Aulay sprach eben zu einem Geschlecht, dessen moralische, politische und ästhetische Gegenfüßler wir jetzt um uns aufwachsen sehen, nachdem wir, die wir heute Männer sind, die Wogen, von denen einst unsere Jugend getragen wurde, unter den letzten Strahlen seiner dahin schwindenden Sonne aufblitzen sahen. Die Weltgeschichte schien damals (gleich nach der Julirevolution) die glühenden Klagen der Dichter mit einem Schlage widerlegen zu wollen, indem sie einen Augenblick sich den Anschein gab als schicke sie sich an, die Ideale derselben wirklich zu machen. Auf jenen „Fluch der Minerva," in welchem Byron einst die volle Schaale seines männlichen Zorns über sein von engherzigen Oligarchen ausgebeutetes Vaterland ausgoß, hatte Alt-Englands Genius mit der Emancipation der Katholiken, mit der Erleichterung der Korngesetze und der Anbahnung der Wahlreform geantwortet. Die Tricolore des französischen Bürgerkönigthums, noch von dem Glanze der Julisonne vergoldet, wehete „in herzlichem Einverständniß" neben dem Georgs-Kreuz, als Sinnbild gesetzlicher und gemäßigter Freiheit. Der Kanonendonner von Navarin, Schumla und Warna hatte schon früher den glühendsten Ausbrüchen der Byron'schen Muse gegen die Staatsmänner des alten Europa die Spitze abgebrochen, und widerlegt schienen zu gutem Theile die düsteren Bilder, welche die Dichtung gerade seiner reifsten Jahre den Zeitgenossen so gerne im Spiegel der Zukunft zeigte. Wenigstens war es einem freisinnigen englischen Publicisten, einem Wortführer der nach langer Ohnmacht glänzend aufstrebenden Whigs nicht zu verdenken, wenn er die Dinge augenblicklich ein wenig in rosigem Schimmer erblickte. Aber ebenso natürlich konnte diese selbstbewußte Stimmung den englischen, freisinnigen Kritiker

nicht eben vorzugsweise befähigen, den Vorurtheilen seiner Landsleute gegen den Dichter des Don Juan, des Manfred und Cain mit einer wirklich allseitigen und gerechten Würdigung des „unglücklichen Mannes" entgegen zu treten, selbst wenn er es gewollt hätte. Und ob er es wollte? Nun, was uns angeht, so haben wir jeden möglichen und billigen Respect vor Mac Aulay's Darstellertalent; wir wissen die wahrhaft großartige Sicherheit wohl zu würdigen, mit welcher er jeden seiner Stoffe dem Gesetze seiner eigenen Geistesatmosphäre zu unterwerfen versteht, einem vollendeten Weltmanne vergleichbar, der ohne seinen Gästen Zwang anzuthun dennoch den Ton seiner Salons mit Unfehlbarkeit angiebt: und daß endlich Mac Aulay auf dem Gebiete des durch die Kunst verklärten Gedankens ebenso zu Hause ist, wie in der ernsten Sphäre der die Völkerschicksale bestimmenden Mächte, bedarf vollends nicht unserer Anerkennung. Und dennoch, gestehen wir es offen, haben wir schon ehe Mac Aulay's Karrikaturschilderung Friedrich's des Großen erschien, den Urtheilen des berühmten Historikers gegenüber die besonnenste Vorsicht für eine unerläßliche Tugend des Lesers gehalten. Nicht die polternden Fanatiker der Parteien sind die gefährlichsten — — wir waren eben im Begriffe ein grobes deutsches Wort niederzuschreiben, aber sagen wir lieber: „Appreteure," „Zurichter" der Wahrheit, und — um in dem höflichen Tone zu bleiben — die „Erdichtung" ist keineswegs die wirksamste Form, eine unseren Wünschen entsprechende Ansicht der Dinge unter die Leute zu bringen. Es ist uns diese Wahrheit unter anderen auch Angesichts dieses berühmten Nachrufes an Byron recht eindringlich geworden, der mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung beginnt und mit einem herzlichen Händedruck schließt, und dazwischen ein so vollständiges poetisches Sündenregister giebt, wie „wahrheitsliebende Freundschaft" und eine geläufige, sachkundige Feder es nur immer auf ein Paar Druckbogen zusammendrängen können. So ist es uns denn mit nichten um eine Paradoxie zu thun, wenn wir es geradezu als unsere Meinung aussprechen, daß Byron's **dichterisches** Ansehen durch Mac Aulay's wohlmeinenden Nachruf mehr gefährdet worden ist, als durch jene ganze unsinnige Verleumdungsliteratur, welche der Selbstverbannung des Dichters aus England voranging und folgte. Was sich nur vorbringen läßt, um die Aussprüche des Dichters auf die persönlichsten Gefühle und Verstimmungen des leidenschaftlichen, schwachen, bedürftigen Menschen zurück zu führen, das hat Mac Aulay mit der ihm eigenen einschneidenden Meisterschaft zum Besten gegeben. Mit welcher Genugthuung mögen die „Respectabeln" jenes Verdict über den „Weltschmerz" des Dichters gelesen haben: „Er war von Natur ein sehr empfindlicher Mann; man hatte ihn schlecht erzogen; seine

Gefühle waren starken Prüfungen ausgesetzt gewesen; er hatte eine unglückliche Jugendliebe gehabt; seine ersten literarischen Versuche waren fehlgeschlagen; er befand sich in Geldverlegenheit; er fühlte sich in seinem häuslichen Verhältnisse nicht wohl; das Publicum behandelte ihn mit grausamer Ungerechtigkeit; seine Gesundheit und sein Geist litten durch sein unordentliches Leben: er war im Ganzen ein unglücklicher Mann. Er entdeckte bald, daß er ein unermeßliches Aufsehen erregte, wenn er vor der Menge mit seinen Schmerzen prunkte, die Welt ermunterte ihn in jeder Weise, von seinen Seelenqualen zu reden. Das Interesse, welches seine ersten Bekanntmachungen erregten, verleitete ihn zu affectiren was er nicht empfand, und die Verstellung wirkte wahrscheinlich auf seine Gefühle zurück." — Da wäre der Geck, um nicht zu sagen der Heuchler, denn fertig. An einige thatsächlich richtige Prämissen anknüpfend ist ein System von Folgerungen nicht sowohl entwickelt worden als vielmehr in der Seele des wohlmeinenden Lesers zur Selbstentwicklung veranlaßt, welches dem poetischen Charakter Byron's am Ende doch „mit vierzig Pfarrer-Kraft" zu Leibe rückt. Und wenn wir dann an einer anderen Stelle hören müssen, daß Byron seine wirklichen poetischen Erfolge im Grunde seiner Unterwerfung unter den Modegeschmack seiner Zeitgenossen verdanke, daß sein „Herrschen" nur durch sein „Dienen" möglich geworden sei, so möge man es uns nicht verdenken, daß das Lob der Schlußworte der ganzen Schilderung uns so vorkommt, als übernehme es im Grunde doch nur die Einführung und die Beglaubigung des Tadels. Mit einem Worte: Wir halten Mac Aulay's Beurtheilung des großen Dichters — nicht etwa für eine Verunglimpfung — aber für ein diplomatisches Kunststück ersten Ranges und glauben die Zeit gekommen, in welcher die deutsche, weder durch Vorurtheile befangene noch durch Rücksichten gebundene Auffassung des Gegenstandes sich ihr gegenüber mit Nutzen und Erfolg wird geltend machen können. Die zahlreichen in Deutschland verbreiteten Ausgaben Byron's, wie die unablässigen ihm zugewendeten Bemühungen unserer Uebersetzer scheinen uns dafür zu bürgen, daß der für solche Fragen nicht unzugängliche Theil unserer Lesewelt, wenngleich seit langem von dem Byron-Fieber der zwanziger Jahre geheilt, nicht aufgehört hat, sich ernstlich mit dem Dichter des Childe Harold und des Don Juan zu beschäftigen und auf eine gründlichere, für die endliche Hebung seiner poetischen Schätze denn doch unumgängliche Verständigung über die Natur und den Werth derselben sich vorzubereiten. Adolph Böttcher's Uebersetzung hat im vorigen Jahre die sechste Auflage erlebt. Sie ist freilich weitaus kein deutscher Byron im Sinne des deutschen Schlegel'schen Shakspeare und erinnert noch oft genug an den

„seines Flügelstaubes beraubten, gefangenen Schmetterling." Doch ist sie sonst durchgängig verständlich und richtig, und wer sie etwa einmal nach der Lectüre, z. B. des Kottenkamp'schen Don Juan in die Hand genommen hat, wird diese Vorzüge zu würdigen wissen. Ein weiteres Verdienst um die Einbürgerung Byron's hat sich neuerdings die fleißige und verständige Arbeit Ebertys erworben, indem sie das von Moore, Dallas u. A. gesammelte biographische Material den weitesten Leserkreisen zugänglich machte. Für die Herstellung einer den Dichter immer vollständiger bei uns einbürgernden Uebersetzung haben sich dann durch die so eben erschienenen ersten beiden Bände der Gildemeister'schen Arbeit, auf deren nähere Würdigung wir noch zurückkommen, recht erfreuliche Aussichten eröffnet. Die Beurtheilung des Dichters endlich hat durch den trefflichen Aufsatz v. Treitschke's „über Byron und den Radicalismus" vom politischen und nationalen Standpuncte aus eine wesentliche Förderung erfahren. An diese verdienstlichen Arbeiten anknüpfend hofft die hier vorliegende Studie nicht ganz überflüssig zu erscheinen, wenn sie die Aufgabe sich stellt, über die nachgerade oft und scharf genug bei uns verurtheilten Wunderlichkeiten des Mannes und seiner Schöpfungen hinweg zu dem Kern seines schriftstellerischen Wesens, zu dem eigentlichen Geheimniß seiner Wirkungen vorzubringen, und dem, was wir als Bleibendes und Gesundes in ihm erkannt zu haben glauben, zu einer gesteigerten Wirkung auf deutsche Gemüther den Weg zu bahnen. Wir gedenken somit, hier wesentlich positive Kritik zu treiben (die selbstverständlich mit lobhudelndem Götzendienst eben so wenig als mit moralisch-ästhetischer Diplomatie zu thun hat). Daß wir dabei die Rücksicht auf des Dichters Lebensgeschichte nicht so unbedingt bei Seite setzen wollen noch können, wie Mac Aulay es vor 34 Jahren von der unparteiischen Nachwelt voraussagte, bedarf, dem subjectivsten der Dichter gegenüber, für deutsche Leser wohl nicht der Rechtfertigung. Doch wird es gestattet sein, bei Anordnung dieses nicht ganz zu entbehrenden biographischen Rahmens auf die Grenzen des hier gebotenen Raumes ernstlichst Rücksicht zu nehmen.

So sei denn in aller Kürze zunächst an jene Reihe außergewöhnlicher Umstände erinnert, welche dieses gepeinigte und geplagte Schooßkind des Glückes leicht und plötzlich auf eine schwindelnde Höhe des Ruhmes erhoben, es trunken machten von den Genüssen der Selbstliebe und von denen der Sinne, während sie ihm den höchsten Preis menschlichen Seins, ein gesundes und stetiges Fortschreiten in harmonischer Kraftentwickelung, unerbittlich versagten und es ihm mehr als anderen Sterblichen auferlegten, für jeden Erfolg durch eine Kette zäher und schmerzlicher Enttäuschungen zu zahlen. Byron ist von der Natur und der Gesellschaft

Gefühle waren starken Prüfungen ausgesetzt gewesen; er hatte eine unglückliche Jugendliebe gehabt; seine ersten literarischen Versuche waren fehlgeschlagen; er befand sich in Geldverlegenheit; er fühlte sich in seinem häuslichen Verhältnisse nicht wohl; das Publicum behandelte ihn mit grausamer Ungerechtigkeit; seine Gesundheit und sein Geist litten durch sein unordentliches Leben: er war im Ganzen ein unglücklicher Mann. Er entdeckte bald, daß er ein unermeßliches Aufsehen erregte, wenn er vor der Menge mit seinen Schmerzen prunkte, die Welt ermunterte ihn in jeder Weise, von seinen Seelenqualen zu reden. Das Interesse, welches seine ersten Bekanntmachungen erregten, verleitete ihn zu affectiren was er nicht empfand, und die Verstellung wirkte wahrscheinlich auf seine Gefühle zurück." — Da wäre der Geck, um nicht zu sagen der Heuchler, denn fertig. An einige thatsächlich richtige Prämissen anknüpfend ist ein System von Folgerungen nicht sowohl entwickelt worden als vielmehr in der Seele des wohlmeinenden Lesers zur Selbstentwicklung veranlaßt, welches dem poetischen Charakter Byron's am Ende doch „mit vierzig Pfarrer-Kraft" zu Leibe rückt. Und wenn wir dann an einer anderen Stelle hören müssen, daß Byron seine wirklichen poetischen Erfolge im Grunde seiner Unterwerfung unter den Modegeschmack seiner Zeitgenossen verdanke, daß sein „Herrschen" nur durch sein „Dienen" möglich geworden sei, so möge man es uns nicht verdenken, daß das Lob der Schlußworte der ganzen Schilderung uns so vorkommt, als übernehme es im Grunde doch nur die Einführung und die Beglaubigung des Tadels. Mit einem Worte: Wir halten Mac Aulay's Beurtheilung des großen Dichters — nicht etwa für eine Verunglimpfung — aber für ein diplomatisches Kunststück ersten Ranges und glauben die Zeit gekommen, in welcher die deutsche, weder durch Vorurtheile befangene noch durch Rücksichten gebundene Auffassung des Gegenstandes sich ihr gegenüber mit Nutzen und Erfolg wird geltend machen können. Die zahlreichen in Deutschland verbreiteten Ausgaben Byron's, wie die unablässigen ihm zugewendeten Bemühungen unserer Uebersetzer scheinen uns dafür zu bürgen, daß der für solche Fragen nicht unzugängliche Theil unserer Lesewelt, wenngleich seit langem von dem Byron-Fieber der zwanziger Jahre geheilt, nicht aufgehört hat, sich ernstlich mit dem Dichter des Childe Harold und des Don Juan zu beschäftigen und auf eine gründlichere, für die endliche Hebung seiner poetischen Schätze denn doch unumgängliche Verständigung über die Natur und den Werth derselben sich vorzubereiten. Adolph Böttcher's Uebersetzung hat im vorigen Jahre die sechste Auflage erlebt. Sie ist freilich weitaus kein deutscher Byron im Sinne des deutschen Schlegel'schen Shakspeare und erinnert noch oft genug an den

„seines Flügelstaubes beraubten, gefangenen Schmetterling." Doch ist sie sonst durchgängig verständlich und richtig, und wer sie etwa einmal nach der Lectüre, z. B. des Kottenkamp'schen Don Juan in die Hand genommen hat, wird diese Vorzüge zu würdigen wissen. Ein weiteres Verdienst um die Einbürgerung Byron's hat sich neuerdings die fleißige und verständige Arbeit Ebertys erworben, indem sie das von Moore, Dallas u. A. gesammelte biographische Material den weitesten Leserkreisen zugänglich machte. Für die Herstellung einer den Dichter immer vollständiger bei uns einbürgernden Uebersetzung haben sich dann durch die so eben erschienenen ersten beiden Bände der Gildemeister'schen Arbeit, auf deren nähere Würdigung wir noch zurückkommen, recht erfreuliche Aussichten eröffnet. Die Beurtheilung des Dichters endlich hat durch den trefflichen Aufsatz v. Treitschke's „über Byron und den Radicalismus" vom politischen und nationalen Standpuncte aus eine wesentliche Förderung erfahren. An diese verdienstlichen Arbeiten anknüpfend hofft die hier vorliegende Studie nicht ganz überflüssig zu erscheinen, wenn sie die Aufgabe sich stellt, über die nachgerade oft und scharf genug bei uns verurtheilten Wunderlichkeiten des Mannes und seiner Schöpfungen hinweg zu dem Kern seines schriftstellerischen Wesens, zu dem eigentlichen Geheimniß seiner Wirkungen vorzubringen, und dem, was wir als Bleibendes und Gesundes in ihm erkannt zu haben glauben, zu einer gesteigerten Wirkung auf deutsche Gemüther den Weg zu bahnen. Wir gedenken somit, hier wesentlich positive Kritik zu treiben (die selbstverständlich mit lobhudelndem Götzendienst eben so wenig als mit moralisch-ästhetischer Diplomatie zu thun hat). Daß wir dabei die Rücksicht auf des Dichters Lebensgeschichte nicht so unbedingt bei Seite setzen wollen noch können, wie Mac Aulay es vor 34 Jahren von der unparteiischen Nachwelt voraussagte, bedarf, dem subjectivsten der Dichter gegenüber, für deutsche Leser wohl nicht der Rechtfertigung. Doch wird es gestattet sein, bei Anordnung dieses nicht ganz zu entbehrenden biographischen Rahmens auf die Grenzen des hier gebotenen Raumes ernstlichst Rücksicht zu nehmen.

So sei denn in aller Kürze zunächst an jene Reihe außergewöhnlicher Umstände erinnert, welche dieses gepeinigte und geplagte Schooßkind des Glückes leicht und plötzlich auf eine schwindelnde Höhe des Ruhmes erhoben, es trunken machten von den Genüssen der Selbstliebe und von denen der Sinne, während sie ihm den höchsten Preis menschlichen Seins, ein gesundes und stetiges Fortschreiten in harmonischer Kraftentwickelung, unerbittlich versagten und es ihm mehr als anderen Sterblichen auferlegten, für jeden Erfolg durch eine Kette jäher und schmerzlicher Enttäuschungen zu zahlen. Byron ist von der Natur und der Gesellschaft

sein ganzes Leben hindurch ungefähr so behandelt worden, wie von seiner eigenen Mutter, die ihren einzigen Sohn abwechselnd anzubeten und, bis zu öffentlicher Verhöhnung seines, durch ihre eigene unzeitige Prüderie bei der Geburt des Knaben verkrüppelten Fußes, zu mißhandeln pflegte. Es ist etwas Unheimliches und Beängstigendes um diese zwischen Dürftigkeit und glänzenden Aussichten und Ansprüchen, zwischen häuslichem, nüchternstem Elend und verfrühten Genüssen der Eitelkeit und eines überreifen Gefühls hin- und hergeworfene Jugend, wie sie die vollständig und spruchreif vor uns liegenden Acten des Byron'schen Privatlebens uns schildern. Der stolze, bekanntlich bis auf Wilhelm des Eroberers Zeit hinaufsteigende Stammbaum des Dichters hatte in den letzten Geschlechtern nur noch ungesunde Sprossen getrieben. Entführungs- und Duell-Geschichten, Ehescheidungen, skandalöse Processe waren seit mehr als einem Menschenalter in der alten und berühmten Familie der Byrons an die Stelle der ritterlichen Thaten und der glänzenden königlichen Gunstbeweise getreten. Des Dichters Großoheim, von dem er die Pairie und die Familiengüter erbte, verlebte als düsterer Sonderling in dem öden Newstead-Abbey ein freudloses Alter, nachdem er in jähzorniger Aufwallung seinen Verwandten und Nachbar, Sir Chaworth, in einem Wirthshausstreite getödtet hatte, und nur durch das Mitleid der Pairs vor dem Galgen bewahrt war. Seine unfreiwillige ländliche Muße verwandte er darauf, die Güter zu verwüsten, die Waldungen niederzuschlagen, um — seinen einzigen, mit ihm verfeindeten Sohn und Erben zu kränken, den er nachher überlebte. Byron's Vater seinerseits entführte die Gemahlin des Marquis von Carmarthen, die frühzeitig starb, nachdem sie ihm eine Tochter, Augusta, Byron's von dem Dichter mehrfach gefeierte Halbschwester, geschenkt. In zweiter Ehe ruinirte er binnen wenigen Jahren die reiche Lady Gordon, Erbtochter dieses alten, schottischen Hauses, und starb dann 1791 zu Valenciennes in Verbannung und Dürftigkeit. Als Georg Gordon Byron, der Dichter, einziges Kind dieser Ehe, am 22. Januar 1788 zu London geboren wurde, waren seine Eltern bereits getrennt. Der Knabe wuchs in sehr bescheidenen Verhältnissen zu Aberdeen in Schottland unter der Obhut seiner gutherzigen aber oft bis zur Narrheit launischen und leidenschaftlichen Mutter heran, und als dann 1798 die Erbschaft seines Großoheims mit dem Lordtitel ihm zufiel, thaten seine Umgebungen vollends das Mögliche, um ihm den Kopf zu verdrehen und die Bemühungen seiner Lehrer zu hindern. So nahmen und behielten seine Studien einen unregelmäßigen, dilettantischen Charakter. Sein glühendes Temperament, durch eine früh entwickelte männliche Schönheit zu hohem Selbstgefühl gesteigert, ließ ihn die Mißbildung des einen Fußes

wie einen grausamen und ungerechten Hohn des Schicksals empfinden und wurde darüber noch reizbarer und heftiger. Er ist in diesem Punct nie zu wirklicher männlicher Resignation gekommen, und ein ausnehmender Eifer in allerlei ritterlicher Gymnastik, wie Schwimmen, Fechten, Boxen, Pistolenschießen, Reiten, die Natur die ihn zum Krüppel machte gleichsam Lügen zu strafen, ist ihm sein ganzes Leben hindurch geblieben: wie er denn bekanntlich keines Werkes und keines Erfolges sich jemals so wiederholt und mit solchem Behagen gerühmt hat, als seiner bekannten Schwimmfahrt über den Hellespont. So wuchs der junge Pair, halb Apollo, halb Satyr, durch seinen Rang den Stufen des Thrones genähert und dabei vieler Güter beraubt, die jedes wohlhäbige Bürgerhaus seinen Kindern gewährt, mit stolzen Ansprüchen und verhältnißmäßig geringen Mitteln (Byron's Rein-Einkommen zur Zeit seiner Volljährigkeit betrug etwa 1500 Pfund jährlich, später nach dem Tode seiner Schwiegermutter stieg es auf 4000 Pfund) früh vereinsamt unter Genossen und Verwandten, seinem dunkeln leidenschaftlichen Drange führerlos überlassen, heran. Seine Mutter hatte früh allen Einfluß auf ihn durch ihre närrischen Launen verscherzt. Sie wird in den Briefen des 15 bis 16jährigen Knaben oft genug mit einem an Hohn grenzenden Humor als unzurechnungsfähig behandelt. Byron's Oheim und Vormund, Graf Carlisle, benahm sich stets mit ausgesucht liebloser Kälte, so zwar, daß er seinem Neffen selbst bei dessen Eintritt in das Oberhaus (13. März 1809) den herkömmlichen Beistand versagte und den jungen Pair freundlos und allein, wie einen der düstern Helden der Byron'schen Jugendgedichte unter seinen Standesgenossen erscheinen ließ. Und es war dies nicht die erste harte Probe, in welcher die Gesellschaft dem jungen, hochsinnigen und leidenschaftlichen Manne bittere, aber verschmähte Lectionen der Entsagung ertheilte. Die dämonische Gewalt, welche Byron fast von seinen Knabenjahren an über die Frauen ausgeübt hat, hatte ihn gerade in seiner ernstesten, vielleicht einzigen ernsten Jugendliebe verlassen, als, es war in seinem siebzehnten Jahre, ein grausames Ungefähr ihn zum Zeugen des gleichgültigen Spottes machte, mit welchem seine von ihm angebetete Base, Miß Mary Chaworth, jeden Gedanken an Liebe „für den lahmen Jungen" von sich wies. Und nicht besser als seiner Liebe war es seinem Ehrgeiz ergangen, als das angesehenste kritische Blatt der vereinigten Königreiche, die Edinburgh Review, zum Theil unter dem Einflusse feindseliger Verwandten und Standesgenossen des Dichters, mit schneidendem Hohn sein erstes schriftstellerisches Auftreten zurückwies. Wir meinen die berüchtigte Recension im Januarheft 1808 über die 1807 erschienenen „Stunden der Muße," Byron's Erstlingsgedichte, eine nicht



sonderlich hervorragende aber harmlose und auch an gelungenen Stücken nicht arme Sammlung lyrischer Versuche. Die gemeinen Persönlichkeiten, mit welchen dieser Angriff gewürzt war (es ist weit mehr von dem sich auf dem Parnaß eindrängenden „Lord“ als von der Sache die Rede) und die philisterhafte Plattheit des Räsonnements konnten auf die kühne, heißblütige Natur des Angegriffenen ihre Wirkung nicht verfehlen. Byron hatte nach der Lectüre des Artikels nur einen Augenblick zwischen Zorn und Zweifel an der eigenen Kraft geschwankt. Dann hatte er sich mit dem Ingrimm des gereizten Löwen erhoben, um in der famosen Satire „Schottische Kritiker und englische Barden“ der gesammten gleichzeitigen Schriftstellerwelt seines Vaterlandes den Handschuh vor die Füße zu werfen. Es kann dem heutigen Beurtheiler dieser Vorgänge nicht in den Sinn kommen, für jenen Ausbruch subjectivster und unreifster Anschauungen und Gefühle ein mehr als biographisches Interesse in Anspruch zu nehmen. Noch weniger möchten wir hier oder irgendwo sonst Byron's bekanntlich höchst einseitige, aus dilettantischer Bildung und Jugendeindrücken erwachsene ästhetische Theorie in Schutz nehmen. Wie aber, so muß der aufmerksame Leser und billig denkende Beurtheiler Byron's sich fragen, wie mußte es auf des jungen Autors ohnehin leidenschaftliches Selbstgefühl einwirken, wenn er nun diese selbige Gesellschaft, die so eben zu der kritischen Mißhandlung des vermeintlich Wehrlosen Beifall geklatscht hatte, die maßlosen und oft schlecht genug motivirten Persönlichkeiten seiner Erwiderung mit derselben Schadenfreude bejubeln sah, weniger den guten Versen und dem kecken, frischen Tone zu Liebe, als des Skandals um des Skandals willen sich freuend! Es steht doch auf einem anderen Blatte als die Weltschmerz-Koketterien der französischen und auch wohl eines Theiles der deutschen Romantiker, wenn Byron damals, in tragikomischem Aufschäumen seines gereizten und verletzten Jugendmuthes, seinem Neufoundländer Boatswain die famose Denkschrift setzte: „An dieser Stätte ruhen die Gebeine von Einem, der da schön war ohne Eitelkeit, stark ohne Uebermuth, muthig ohne Wildheit, der alle Tugenden des Menschen besaß ohne seine Laster. Dies Lob wäre sinnlose Schmeichelei, gälte es von menschlicher Asche. Aber es ist nur ein gerechter Zoll der Anerkennung für Boatswain. Ein Hund, geboren Neufoundland, Mai 1803, gestorben zu Newstead-Abbey, 18. Nov. 1808.“ — In dieser Stimmung wurden dann die nicht zu lobenden, aber nur zu begreiflichen Jugendthorheiten des Junggesellenlebens in Newstead-Abbey begangen, deren Byron im Eingange seines Childe Harold in ehrlicher Selbstanklage gedenkt:

Es lebt' ein Knab' in Albions Inselland, *)
Dem nicht der Pfad der Ehrbarkeit behagte,
Der seinen Tag verlor in wüstem Tand,
Der Nächte schläfrig Ohr mit Jubel plagte.
Er war ein Wicht, der aller Schaam entsagte,
Ein Freund unheil'ger Lust nnd Schwärmerei,
Der nichts nach andern Erdendingen fragte,
Als lockern Frauen, üppiger Companei,
Und flotter Brüderschaft, wie niedrig sie auch sei.

Das altehrwürdige Newstead-Abbey, einst von Heinrich VIII. aus der Beute der Kirche den Vorfahren Byron's geschenkt, wurde der Schauplatz jenes seltsam-phantastischen Treibens, welches zu dem großartigen englischen Klatsch über Byron's „Verworfenheit" eigentlich den Grund gelegt hat. Eine Umgebung aus wilden Thieren, z. B. Wölfen, Bären, Adlern, grimmigen Hunden ꝛc., aus einigen übermüthigen Zechbrüdern und wenigen Dienstleuten zusammengesetzt, gelegentlich wohl durch ein Contingent vou „Paphos' Infanterie," um mit Byron zu reden, verstärkt; durchzechte Nächte, verschlafene Vormittage, tolle Ritte und Schwimmfahrten, Pistolenschießen im Zimmer, Boxen, Mummereien mit unehrerbietigen Anspielungen auf die ehemalige kirchliche Bestimmung des Schlosses (man erschien oft in Mönchskutten bei Tafel), gänzliche Absonderung von der „respectabeln Gesellschaft" der Standesgenossen: das war allerdings nicht das richtige Verfahren „um einen Vorrath von gutem Namen einzukaufen," und, was noch schlimmer, die zerrüttende und abspannende Wirkung selbst auf eine so überreiche Natur wie die Byron's konnte nicht ausbleiben. Das Ende vom Liede war eine Stimmung, wie die sechste Strophe des Childe Harold sie schildert:

Und nun war Harolds Seele Grames voll,
Die Zecher mied er und die Buhlerinnen:
Man sagt, daß manchmal seine Thräne quoll,
Stolz aber ließ den Thau zu Eis gerinnen.
Er schlich abseits, in freudlos düsterm Sinnen.
Und endlich war zu flüchten seine Wahl
Auf's Meer, zu glüh'nden Zonen — nur von hinnen!
Von Lust vergiftet, lechzt' er fast nach Qual;
Veränd'rung sucht' er, wär' es auch im Schattenthal.

Soweit hat das Publicum sichtlich Recht gehabt, wenn es des Dichters Person für die seines Helden nahm. Dagegen fällt Byron, unserer Ueberzeugung nach, schon hier in den ihm eigenthümlichen und für ihn so verhängnißvoll gewordenen Fehler der Selbstverleumdung, diesen He-

*) Wir citiren nach Gildemeister's so eben erschienener Uebersetzung, von der wir im Laufe der Abhandlung noch weitere Proben zu geben gedenken.

renfehler vor dem die wohlgezogenen Dutzendmenschen freilich sicher sind, wenn er hinzufügt: daß Harold's Herz der Freundschaft verschlossen war, wie reiner und wahrer Liebe, daß der vereinsamende Hochmuth und die entnervende Lust sich ausschließlich in den Raub seiner Jugend theilten. Sein Stolz, den er offen zeigte und der ihm schon auf der Schule den Spottnamen „der alte Baron" zuzog, war doch sehr verschieden von jenem vereinsamenden, das Herz verödenden Hochmuthe, wie er thatlosem Grübeln und Träumen, wollüstigem Versenken in die Mysterien des eigenen Ich zu erwachsen pflegt. Byron hat unter dieser eigentlichen und schlimmsten Pest der romantischen Jahrzehnte viel weniger gelitten, als so mancher von Gott, Liebe, Demuth überfließende, vergißmeinnichtblaue Liebling der „schönen Seelen," der sich berufen geglaubt hat oder glaubt, ihn in die Schule zu nehmen.*) Wenn und wo er seine Persönlichkeit scharf, selbst schroff hervorhebt, geschieht es in dem doppelten Gefühl harter Bedrängniß und eigener, trotz aller Fehler und Mängel im Grunde unerschöpflicher Kraft. Und wie er durchaus gegen wirkliche Gegner sich wehrt, über wirkliche Schmerzen die Faust ballt, und in seinen Anklagen gegen das Leben nirgends den Versuch macht, sich als ein tugendhaftes Opfer eines tückischen Schicksals oder gar als ein an der Schaalheit aller Dinge untergehendes höheres Wesen darzustellen, wie die René, die Raphaël und ihre ganze französisch-romantische Familie, so hat er auch von Jugend auf die wahre Gemüthsprobe des Mannes rühmlich bestanden. Wir meinen die Probe jener männlichen Freundschaft, welcher der gesunde Instinct der Alten den Ehrenplatz unter den Gütern des Lebens einräumt, und die, wenn auch mit nichten frei von dem alles concrete Leben durchdringenden Gifte der Selbstsucht, dessen Wirkungen doch ohne Frage besser widersteht, als die idealisirte Geschlechtsliebe der modernen Gefühlsmenschen. Es ist wiederholt die Bemerkung gemacht worden, daß die Erziehung und Lebensstellung der wahren englischen Gentry der Begründung ächter, tapferer Männerfreundschaft günstiger ist, als die entsprechenden Gesellschaftszustände irgend eines anderen Culturvolkes: ein kaum zu hoch anzuschlagender Vorzug und wohl geeignet, manche Schroffheit des britischen Selbstgefühls auszugleichen. Wie sehr Byron, recht im Gegensatz gegen seine hypochondrischen Selbstanklagen, ihn getheilt hat, dafür giebt jede Seite seines Briefwechsels, geben die Zeugnisse der ihm näher Getretenen vollgültigen Beweis. Leidenschaftliche Freundschaften, und zwar meist solche, in welchen er den Beschützer spielte, bilden das

*) Man lese z. B. die superkluge Lection, welche Lamartine seinem „Frère en Apollon" in dem Gedichte „L'Homme, à Lord Byron," ertheilt.

fast ausschließliche Pathos seiner Schul und Jugend-Erinnerungen. Byron hat nicht zu jenen sinnigen Dichternaturen gehört, die schon im frühen Knabenalter durch einen Hang zu träumerisch-einsamem Gefühls- und Gedankenleben sich auszeichneten. Er war gesellig, kühn, streitfertig wie unser Schiller, und, wenn die Sage wahr spricht, wie Shakspeare. Dabei gab er jeder hochromantischen Aufwallung des Edelmuthes von jeher mit Entzücken sich hin: ein ächter „Heißsporn," wie in manchen schlimmen, so auch in allen schönsten und edelsten Bedeutungen des Wortes. Eines Tages traf er in Harrow, dem von ihm nie mit Gleichgültigkeit erwähnten Schauplatze seiner „Studien," einen der stärksten und gefürchtetsten Knaben beschäftigt, den jungen Robert Peel für einen Versuch der Widersetzlichkeit gegen das Recht des Stärkern durch eine kunstgerechte Mißhandlung zu züchtigen. Byron wußte sich viel zu schwach, um an Aufnahme eines Kampfes hier auch nur denken zu dürfen. Aber, wie Moore erzählt, „mit Thränen in den Augen und mit vor Entsetzen zitternder Stimme" bat er demüthig den Peiniger um Angabe der Schläge, die er noch zu ertheilen gedenke. „Was, kleiner Schlingel," antwortete der Prügelknecht, „was geht dich das an?" „Weil ich," erwiderte Byron, „mir die Hälfte davon an Stelle Peel's ausbitten wollte." — Als Mann, in der schlimmsten Periode seines „Menschenhasses," findet Byron später jedesmal ein aus dem Herzen kommendes und zum Herzen gehendes Wort, so oft er seiner alten Kameraden von Harrow und Cambridge gedenkt. Seine Begegnung mit Lord Clare in Italien, 1821, ist eine wahre Idylle der Freundschaft. Aehnlich hing er an Long und Mathews, seinen Studiengenossen von der Universität. Nicht weniger hatten die Bevorzugten seiner reiferen Jahre Ursache sich seines zuverlässigen, wahrhaft männlichen und ritterlichen Edelsinnes zu erfreuen, und die gelegentliche Aeußerung: er habe eigentlich keinen Freund als Lord Clare und vielleicht Thomas Moore, in einem Augenblicke der Verstimmung über den widerwärtigen Leigh Hunt, den Plagegeist seiner letzten Jahre, niedergeschrieben, wird durch tausend Thatsachen widerlegt. Charakteristisch für ihn ist die Aeußerung seines Tagebuchs: Er halte es für unbedingt schimpflich und für das Zeichen eines schlechten Charakters, mit einem versöhnten Gegner je wieder Streit anzufangen oder ihn das Vergangene unter irgend einem Vorwande oder Verhältnisse fühlen zu lassen. Sein langjähriges Verhältniß zu dem ihm an Ansichten und Charakter so ungleichen Thomas Moore, welches durch eine solche Versöhnung eingeleitet wurde (Byron hatte Moore in seiner Satire aus Mißverständniß beleidigt), zeigt neben Anderem, daß es ihm damit Ernst war. Daß Byron für seine Diener stets mit wahrhaft herzlicher Theilnahme und einer oft über seine Ver-

hältnisse gehenden Freigebigkeit sorgte (man denke an seine Fürsorge für den alten Murray, für seinen Pagen Rushton, selbst für den schwerfälligen, ächt englischen Fletcher, der ihn im Orient mit seinem Seufzen nach Comfort und Thee weiblich quälte), gehört zu den ächt aristokratischen Zügen seiner Natur und mag unter seinen Standesgenossen nicht eben auffallen. Wahrhaft bezeichnend aber für das Gemüthsleben dieses berüchtigten „Menschenfeindes" sind ein Paar, sein Verhältniß zu den Führern seiner Jugend betreffende Züge. Bekanntlich gehört Byron ebensowenig wie Moore, Campbell, Milton, Dryden, Locke, Cowper, Addison 2c. zu den Verehrern der englisch-classischen Zunftgelehrsamkeit. Er dachte äußerst despectirlich über die humanisirende Magie des Verfertigens lateinischer Verse. Als Childe Harold die classische Höhe von Soracte aus der Campagna aufsteigen sieht, bricht er unmuthig in die Klage aus (Ch. H. IV. Str. 75, nach Gildemeister's Uebersetzung):

Stöbre, wenn's behagt,
In den Erinnerungen alter Welt;
Schwelg' in Citaten, weck' auf ödem Fels
Das Echo Latiums — mir hat den Genuß
Die dumpfe Frohn der Schule früh vergällt,
Die Wort um Wort dem jungen Ueberdruß
Einzwängt' — ich liebe Nichts, was daran mahnen muß.
Ein Schlaftrunk täglich, der mein Hirn verheerte!
Und weckte später auch die Zeit den Trieb,
Das zu erwägen, was die Schule lehrte,
Doch allzu tief verwachsen war und blieb
Der Abscheu, der im Knaben Wurzel trieb;
Des Geistes Frische war vernutzt, bevor
Er schätzen konnte, was er sonst wohl lieb
Gewonnen hätt', und der gesunde Flor
Ist nun verscherzt, und nur der alte Groll hält vor.

Und so harte Anklagen wiederholen sich, bis zum bittersten Unmuth gesteigert, in zahlreichen Stellen des Briefwechsels und werden von seinen Freunden, speciell von Thomas Moore, im Ton der Ueberzeugung secundirt. Selbstverständlich hat sich denn auch Byron in der Schule nicht etwa sonderlich ausgezeichnet, abgesehen von seiner glänzenden Beredtsamkeit, die nicht nur in der Klasse Triumphe errang, sondern auch einmal sich praktisch bewährte: da es nämlich dem ebenso nobeln als wilden Knaben gelang, die in offener Rebellion befindlichen Mitschüler von dem Anzünden ihres Klassenzimmers zurück zu halten, und zwar durch eine beredte Erinnerung an die die Wände des Zimmers bedeckenden Namen ihrer Väter und Großväter. Daß er übrigens gelegentlich selbst sich an die Spitze solcher Unordnungen stellte, versteht sich von selbst, so wie

daß er gelegentlich der Schwäche unterliegt, sich dieser Heldenthaten zu rühmen. Um so freudiger überrascht (und wir möchten diesen Umstand gerade bei der Beurtheilung dieses „herzlosen Selbstlings“ par excellence nicht übersehen wissen) die ungeheuchelte, freie und männliche Pietät, welche Byron seinen Lehrern trotz alledem zeitlebens bewahrt hat. Von Dr. Drury, dem Vorsteher von Harrow, spricht er stets mit einer Ehrfurcht, wie wir sie in seinem Verkehr mit seinen nächsten Verwandten vermissen. Und als er, von Ausschweifungen ermüdet, mit der Gesellschaft schon in früher Jugend zerfallen, sich anschickt unter fremdem Himmel Genesung zu suchen, nimmt er von der eigenen Mutter nicht persönlichen Abschied, aber es treibt ihn nach Harrow, um sich mit einem Lehrer, Dr. Butler, zu versöhnen, den er, wie er sich später überzeugte, einst grundlos beleidigt hatte. Als Byron zum erstenmale das Oberhaus betrat, erwiderte er, freundlos und verlassen wie er sich fühlen mußte, die zuvorkommende Begrüßung des Lord-Kanzlers Eldon mit dem frostigen Stolze seiner Harold, Lara, Konrad; und seine Don-Juan-Launen hatten schon in dieser frühen Periode seines Lebens der englischen Damenwelt mehr Veranlassung zu tugendhaftem Abscheu gegeben, als die Betheiligten ihm damals zu zeigen gelaunt waren. Da mag denn, neben diesen weltbekannten dunkeln und grellen Zügen seines Bildes, auch jener unscheinbare Vorgang in Harrow hier seinen Platz finden. Der junge, überstolze Sproß eines uralten Geschlechts, schroff gegen Höhere und gegen Lieblinge der Fortuna, keck und übermüthig gegen die seinen Launen entgegen kommende Gesellschaft, dem Angriffe gegenüber zu leidenschaftlicher maßloser Gegenwehr bereit und gerüstet, aber eine kleine Zahl von Freunden im treuen Herzen bewahrend, mit ergebenen Dienern und Anhängern den letzten Bissen theilend, und — vor seinem Abschiede vom Vaterlande um seine Versöhnung mit einem unbedeutenden, macht- und anspruchslosen Lehrer seiner Jugend sorglichst bemüht, während er der gesammten Respectability von Alt-England dreister als billig in's Gesicht lacht: das ist Childe Harold, als er, erst 21 Jahre alt, aber in der Treibhaushitze der Leidenschaft früh zum Manne gereift, sein Schiff besteigt. Eine goldene Feder gab ihm Dr. Butler als Zeichen der Versöhnung mit auf den Weg. Das schöne Symbol ist ihm in mehr als einer Beziehung zum Wahrzeichen geworden, auch was die „Versöhnung“ angeht, wenn auch Byron's Denkmal in Westminster immer noch fehlt.

Es kamen nun die Jahre der geistigen Blüthe, der berauschenden Triumphe, des Genußtaumels, des Uebermuthes und des ihm auf dem Fuße folgenden jähen, empfindlichsten Rückschlages: die spannende Peripetie dieses so reichen als kurzen Lebensdrama's. — Childe-Harold-Byron

begrüßt in den Hesperidengärten von Cintra die Naturherrlichkeit, in Cadix die leichtlebige Gesellschaft des sonnigen Südens. Er läßt dann den schon ziemlich zusammengeschwundenen Rest seines Weltschmerzes in den Schluchten Albaniens und an den Küsten von Attika zurück, macht poetische Heldenstudien an den wilden Sulioten, läßt sich von Ali-Pascha seine kleinen, aristokratischen Hände und Ohren attestiren und vergißt nicht sich dessen in Prosa und Versen zu rühmen, schreibt Gedichte an den Ufern des Meles und des Skamander, während sein Freund und Begleiter Hobhouse Ruinen mißt und Tagebücher führt, schwimmt in einer Stunde und zehn Minuten über den Hellespont, befestigt in Constantinopel seinen dahin bereits mitgebrachten Abscheu gegen den Despotismus der „Tartaren," rettet auf der Rückreise in Athen eine liebenswürdige „Leila" mit genauer Noth vor dem Schicksal des Säckens, giebt sein Reisegeld schneller aus als er erwartet hatte, und kehrt nach zwei Jahren (Frühling 1811) in's Vaterland zurück, mit dem Vorsatze die Weiber und die Verse zu meiden, „den Sekt abzuschwören und säuberlich zu leben," z. B. als Staatsmann oder in sonstigem angemessenen Handwerk. „Ich fange an zu bemerken, daß in diesem verdammten Leben Nichts als die Tugend ausreicht. Ich bin des Lasters, das ich in seinen angenehmen Abwechselungen kennen gelernt habe, ziemlich müde und denke bei meiner Rückkehr alle ausschweifenden Bekanntschaften abzuschaffen, Wein und fleischliche Liebe aufzugeben und mich mit Politik und Decorum zu befassen." (Brief an seine Mutter, bei Moore II. p. 65, 11. Januar 1811.) In England angekommen, rückte er gegen die nach seiner Reise-Ausbeute fragenden Freunde mit einer ziemlich frostigen Bearbeitung der Horazischen Poetik heraus. Erst, da man sich von diesem seinem Lieblings-Opus wenig erbaut zeigte, ließ er sich widerstrebend eine Anzahl leicht hingeworfener Strophen, eine Perlenschnur ziemlich planlos zusammengestellter Reiseerinnerungen entwinden, die beiden ersten Gesänge von „Childe Harold's Pilgrimage," und — ein Paar Tage nach der Vollendung des Druckes traut er kaum seinen Augen, als aus seinem Spiegel der gefeiertste Dichter Englands, der Abgott der Frauen, der Liebling der Mode ihn ansieht. Walter Scott senkt vor den Stanzen des Childe Harold seine dichterische Feder und wendet sich zum Prosa-Roman. Die Schaaren der in Byron's „Barden und Kritiker" vor kaum drei Jahren gemißhandelten oder doch geneckten Schriftsteller ergeben sich auf Gnade und Ungnade und huldigen, zum Theil freilich in einem nicht unbedenklichen knirschenden Edelmuthe wenn der Ausdruck erlaubt ist, dem Sieger, auf dessen Haupt sich nun eine Zeitlang jenes Füllhorn entleert, bei dessen zu reichlichen Gaben die Alten besorglich der „neidischen Gottheit" ge-

dachten. Und Byron wäre der Letzte gewesen, bei Zeiten an das Opfer eines Polykrates-Ringes zu denken. Die Berichte seiner besten und redlichsten Freunde über seine Haltung während der drei Jahre seiner socialen Triumphe (1812—1814) zeigen uns ein beängstigendes Durcheinander tollsten Uebermuthes, unschöner Eitelkeit bei herrlichen Zügen einer grundedeln Mannesnatur, und ein fieberisches Verausgaben der besten Manneskraft in jähem Wechsel von Ausschweifungen, unsinnigen Kasteiungen (Byron verfolgte zu Zeiten die Marotte, sich durch eine Art Hungerkur schlank zu erhalten) und genialem, durch all' den Tumult nicht unterbrochenem Schaffen. Es war die Geburtszeit der meisten jener eigentlich Byron'schen Helden, wie die Jugend jener, durch eine aller Poesie spottende Geschichte an starke Reizungen gewöhnten Jahre sie in ihr Herz schloß: der tapfern, edelmüthigen, düstern und stolzen, von einem finstern Verhängnisse gepeinigten, aber von ihren Mädchen und ihren Kriegsgefährten vergötterten Seeräuber und sonstigen Abenteurer, eines Giaour (Mai 1813), Selim (in der Braut von Abydos), Konrad (im Corsar, beide December 1813), eines Lara, des ärgsten von Allen (März 1814), zu denen später noch Alp (in der Belagerung von Korinth, Januar 1816) und, wenn man will, Manfred kommt. Den eigentlichen Lichtblick in diesen Jahren der Versuchungen und des Strauchelns bildet Byron's mit Walter Scott, Thomas Moore, Rogers und Campbell für Lebensdauer geschlossene Freundschaft. Byron ahnte schwerlich, wie bald und wie sehr er der Tröstungen derselben bedürfen würde. In der für eine Natur wie die seine empfindlichsten und demüthigendsten Gestalt einer leichtsinnig eingegangenen, leichtsinnig, wenn auch durchaus nicht böswillig oder gar verbrecherisch fortgeführten und durch den traurigsten Drang der Verhältnisse verbitterten Ehe traf ihn der „Neid des Schicksals." Wir haben hier weder Raum noch Beruf zur Wiederholung gleichgültigen, von Liebhabern des Genre in den reichlich fließenden Quellen leicht nachzulesenden Klatsches. Nur so viel zur Sache: Für uns ist es nicht zweifelhaft, daß Byron's Ehe mit der tugendreichen, kaltblütigen, bis in's „Blau-Schimmernde" (um mit Byron zu reden) gebildeten und zu allem Unglück zu reicher dereinstiger Erbschaft glänzend erzogenen, aber einstweilen nur mäßig ausgestatteten Miß Milbankes (die „fehlerfreie" Donna Ines im Don Juan) ganz einfach an der Natur der Verhältnisse, ohne irgend welchen Luxus romanhafter Tragik, zu Grunde gehen mußte. Die Entscheidung, bezeichnend für den Charakter der Dame, traf gleichwohl wie ein Blitz aus heiterem Himmel, da Lady Byron, des Lebens mit dem wunderlichen, von Gläubigern verfolgten und ihrer Ansicht nach gegen die Künstlerinnen von Drury-Lane (Byron war Comité-Mitglied des Theaters) nicht hinlänglich gleichgültigen Poeten

herzlich müde, mit freundlich-scherzhaftem Abschiede eine kleine Reise zu ihren Eltern unternahm und dann sofort ihren unwiderruflichen Absagebrief einschickte (15. Januar 1816, nach einjähriger Ehe). Der nun ausbrechende Paroxysmus des intermittirenden englischen Tugendfiebers ist von Mac Aulay mit der Sicherheit und dem Humor des bisher bei solchen Executionen nur als Zuschauer betheiligten Kenners geschildert worden. Man hatte Byron „zu sehr und unverständig bewundert, und bestrafte ihn nun für die eigene Thorheit." Und natürlich fiel die Strafe würdelos und gemein aus, wie das Vergehen. Byron „wurde zuerst hingerichtet, dann verurtheilt und auf eine ehrliche Anklage wartet sein Andenken noch heute." Am 25. April 1816 verließ der einst vergötterte Dichter des Childe Harold, der Pair von England, unter der Acht des plötzlich zum Bewußtsein seiner Tugend gekommenen englischen Philisterthums wiederum (und nun für immer) sein Heimathland, um abermals in der Ferne Vergessen oder doch Linderung zu suchen. — Und wie hatte die Welt, die er da draußen antraf, sich seit der Zeit seines ersten Pilgerzuges geändert! Die ersten Betrachtungen Childe Harold's knüpften sich nun an das noch mit Spuren des Kampfes besäete Schlachtfeld von Waterloo! Noch war kein volles Jahr vergangen, seit die Epopöe unseres Jahrhunderts hier in einem letzten Zusammentreffen romanischer und germanischer Kraft ihren Abschluß fand. Aber wenn diese wenigen Monate hingereicht hatten, bei uns in vielen Köpfen die bittere Ernüchterung an die Stelle der Begeisterung treten zu lassen, wie sollte da ein freisinniger, mit den Tories verfeindeter Engländer der nationalen und weltgeschichtlichen Bedeutung des Ereignisses gerecht werden? Byron hatte sich von jeher, wie unser Göthe, zu dem bekannten Heldencultus der Künstler bekannt, und daß er in den Besiegern Napoleon's von seinem Standpuncte aus wenig Heldenhaftes erblickte, weder in dem langweiligen, von National- und Kastenvorurtheilen gründlichst beherrschten Wellington, noch in dem „alten, betrunkenen preußischen Korporal" (bei uns sonst Fürst Blücher von Wahlstatt genannt), dem „Steine über welchen Napoleon im entscheidenden Augenblicke gestolpert," werden wir ihm unbeschadet unseres Patriotismus verzeihen dürfen. Das Schauspiel der in die Beute des niedergeworfenen Riesen sich theilenden Sieger, die Schadenfreude und Prahlerei gerade der Schlechtesten und Feigsten, das Verleugnen der so eben erst angerufenen Ideen des Völkerkampfes, die nur zu natürliche Abspannung der nach Ruhe um jeden Preis sich sehnenden Massen und diese ganze historisch sehr berechtigte und darum nothwendige, aber deshalb nicht weniger unerquickliche Nüchternheit der beginnenden Epigonenzeit war wenig geeignet, den persönlich aus den frischen

Wunden seiner eigenen socialen Niederlage noch blutenden Dichter zu freier, gelassener Umschau, zu gerechten Urtheilen und sittlichem Zusammenraffen seiner bisher nur zu sehr zersplitterten Kraft zu stimmen. Es kam dazu, daß die neue Heimath, welche er bald jenseits der Alpen wählte, ihm neben allen schlimmsten Miseren dieser Zeit der Erschlaffung auch die gefährlichsten Trost- und Betäubungsmittel solcher Epochen in Fülle entgegentrug. Bekanntlich ging seine Reise den Rhein hinauf (für Jahrzehnte hinaus die große Heerstraße der englichen Touristen bezeichnend und weihend), durch die Westschweiz nach dem Genfersee und im Herbst 1816, nach der Wanderung durch die Berner Alpenwelt, von da über den Simplon und Mailand nach Venedig, zu vierjährigem, nur durch eine Reise nach Rom unterbrochenem Aufenthalt: die productivste aber für die Person des Dichters verhängnißvollste Zeit seines Lebens. Von der übelwollenden Neugier des Publicums, namentlich des englischen, umlauert, sicher der mißgünstigsten Deutung jedes Schrittes und jedes Wortes, schien diese überstolze Mannesnatur von nun ab eine Art schmerzlicher Genugthuung an den Extravaganzen der von ihr geflissentlich herausgeforderten Schmähung und Verleumdung zu empfinden. Byron sorgte redlich dafür, daß den Lästermäulern der Stoff nicht fehlte, und diese machten ihre Sache so gut, daß selbst ein Göthe ganz tollen Schauergeschichten, z. B. dem Mährchen von der in Florenz um Byron's willen ermordeten und dann durch den Dichter grausam gerächten Dame, oder der Novelle von der jungen, edeln Venetianerin welche Byron, nachdem er ihrer überdrüssig geworden, von seinem Balcon herab in den Kanal gestürzt haben sollte, halb und halb glaubte. Das Wahre ist, daß Byron in Venedig wahnsinnig auf seine Gesundheit losstürmte, seine Nächte abwechselnd durchjubelte oder durch anstrengende Geistesarbeit der Ruhe beraubte, seine Vormittage verschlief, abwechselnd sich kasteite und schwelgte und den reichlichsten Gebrauch und Mißbrauch von der verführerischen Bereitwilligkeit machte, mit welcher Sitte und Volksart des herabgekommenen italienischen Babel seinem heißblütigen Temperament entgegen kam. Dagegen bleibt heute, da die Zeugnisse über dies ganze zum europäischen Klatsch gewordene Treiben ziemlich vollständig vor uns liegen, auch nicht ein Schatten von dem Verdacht unedler oder gar grausam-selbstsüchtiger Handlungsweise auf dem Andenken des Dichters haften, dessen „Menschenfeindlichkeit" auch damals auf die Herzensergießungen seiner epischen und dramatischen Helden und auf gelegentliche Anfälle übler Laune in seinen Briefen beschränkt blieb. Und bald genug für des Dichters Ruhm, wenn auch leider zu spät für die Erhaltung seiner, wie ein zu früh abgebranntes Feuerwerk sich erschöpfenden Lebenskraft gewannen von zwei Seiten her



die edleren Lebensgewalten auch über jenes maßlose Treiben die Oberhand. Dem wüsten Taumel der Sinnlichkeit setzte die Liebe einer schönen und edeln Italienerin ein Ziel, und die aristokratische Blasirtheit, mit welcher Byron eine Zeitlang dem trostlosen Weltlauf den Rücken gekehrt hatte, machte der würdigsten und männlichsten Hingebung an den modernen, nationalen Freiheitsgedanken Platz, sobald dieser in seinem Bereiche mit seinen ersten, wenn auch noch krankhaften und unreifen Kundgebungen hervortrat. Beide Veränderungen in Byron's Leben sind in Deutschland von Anfang an richtig gewürdigt worden, und selbst die Landsleute des Dichters scheinen sich nachträglich bequemt zu haben, an das was in ihnen unenglisch blieb einen anderen Maßstab als den des „respectabeln" Klatsches zu legen. Gräfin Guiccioli war verheirathet, als sie Byron's Geliebte wurde; aber wir wissen, wie die öffentliche Meinung ihres Vaterlandes über Convenienzehen zwischen sechszehnjährigen Schönheiten und sechszigjährigen Millionären denkt, und wenn wir lesen wie die nächsten Verwandten der Dame, ihr Vater und ihr Bruder, ja theilweise selbst der Gemahl die Sache ansahen, so begreifen wir, daß die vollkommen unbefangenen und von ächt weiblichem Idealismus gefärbten Auslassungen in dem Briefwechsel der Dame nicht nach englischem oder deutschem Maßstabe zu messen sind. Byron's thätige Theilnahme an den nationalen Bestrebungen Italiens war in erster Linie ihr Werk. Halb ihr zu Liebe und halb aus ästhetischem Widerwillen gegen das österreichische und päpstliche Regierungssystem machte Byron im Jahre 1820 sein Haus in Ravenna (er war der Gräfin dorthin, in ihre Heimath, gefolgt) zum Arsenal der liberalen Verschwörer, stellte er später seine Person und einen Theil seiner Geldmittel der neapolitanischen Nationalregierung zur Verfügung. Ihr folgte er denn auch nach dem Fehlschlagen des Aufstandes in die Verbannung nach Pisa und Genua. Und als dann nach langen Irrsalen der sittliche Kern des Manneslebens ihm verständlich wurde, als Er, so lange der dämonische Vertreter der „freien," den plebejen Pflichtgedanken abschüttelnden und von der Hochfluth des „unfehlbaren" Gefühls selbstherrlich dahin getragenen Persönlichkeit, aus all dem schimmernden Wust nach dem Segen des Opfers, des hingebenden Eintretens für das Wohl der Gesammtheit sich zu sehnen begann, da war der Bruder des hochherzigen Weibes unter den Gefährten seines letzten Ganges und keine schwache und selbstsüchtige Klage der gleichwohl Unglück ahnenden Geliebten hat es versucht, sich zwischen den Mann und seinen Beruf zu drängen. Alle Welt kennt den glänzenden Anfang und die schnelle, traurige Katastrophe von des zum Manne gereiften „Childe Harold" letzter und rühmlichster Fahrt. Byron als bewaffneter Bundesgenosse der

für ihre Freiheit fechtenden Griechen hat von Byron, dem Dichter, nur noch den hochherzigen Muth und die Vorliebe für das Volk, in dessen Bilde sich seine Jugend zuerst das politische Ideal des Jahrhunderts, die Aufgabe der Herstellung des nationalen Rechtsstaates, in farbenglühenden und unverlöschlichen Zügen enthüllte. Uebrigens ist er von nun an ganz klare und scharfe Beobachtung, fester Entschluß und umsichtiges Walten. Er macht sich keine Illusionen weder über die eigene Kraft, noch über die Natur seiner Bundesgenossen, noch über die zunächst erreichbaren Erfolge. Sein Auftreten in Missolunghi unter seinen halbwilden suliotischen Söldnern ist das des zum Befehlen geborenen, festen und mäßigen Führers. Seine Verse bezeichnete er damals „als dummes Zeug," für den Ernst der Zeit nicht geeignet. Und wenn es wahr sein sollte, was Thomas Moore allerdings mit Bestimmtheit versichert, daß nämlich Byron ohne alle und jede Hoffnung des Gelingens und ohne recht festen Plan nach Griechenland gegangen sei, und daß es seine Absicht gewesen bald wieder nach Italien vielleicht sogar nach England zurückzukehren: so verliert der letzte Act seines Lebens damit höchstens einen Theil seiner, ohnehin nie überschätzten, objectiven politischen Bedeutung. Für den innersten Kern des Mannes, der sich ohne Hoffnung und von düstern Vorahnungen beängstigt den Genüssen des Reichthums, der Liebe, des Dichterruhms entzieht, um auf dem damals einzigen geöffneten Wahlplatze der Völkerfreiheit, immerhin um Erlangung noch höheren Ruhmes, sein Leben einzusetzen, bleibt diese That ein Zeugniß, das wir bei der Beurtheilung auch seines dichterischen Werthes um Vieles nicht missen möchten. Wir theilen nicht Mac Aulay's Ansicht, daß einst und vielleicht bald eine Zeit kommen möchte, welche Byron's Gedichte lediglich als Kunstwerke ohne Rücksicht auf Person und Charakter des Verfassers betrachten wird. Es ist diese Dichtung in wunderlichem Gegensatz gegen die in ihr fast ausschließlich vorherrschende epische, resp. dramatische Form in allen ihren bedeutenden und gelungenen Werken so ganz von dem selbsteigenen Seelenleben ihres Schöpfers erfüllt, daß unseres Erachtens jede sachgemäße Auffassung derselben auch in alle Zukunft von der Pflicht eines liebevollen und sorgfältigen Eingehens auf Byron's persönlichen Charakter sich nicht wird lossprechen können. Man mag Shakspeare studiren und genießen, ohne sich um die Erzählungen und Conjecturen seiner Biographen zu bekümmern, und man wird kaum etwas Wesentliches dabei verlieren. Aber nur wer Byron selbst versteht, Byron, den fühlenden, leidenden, genießenden, kämpfenden Menschen, scheint uns darauf hoffen zu dürfen, der Byron'schen Dichtung über das Wohlgefallen an dem Klange der schönen Verse und an der Pracht einzelner Schilderungen und Bilder hinaus das

abzugewinnen, was sie auch heute noch, nachdem der Dichter und seine Zeit mit ihren Illusionen dahin gegangen sind, zu bieten vermag. Ueber den Umfang und Werth dieses für uns bleibenden lebendigen Kerns sei es gestattet noch ein Wort zu sagen. *)

F. Kreyßig.

(Schluß folgt.)

Die preußische Bankfrage,

vom allgemein wirthschaftlichen und politischen Standpunkte.

Die Behandlung, welche die Regierungsvorlage, betreffend die Errichtung von Filialen der preußischen Bank in anderen deutschen Staaten, in der Bankcommission des Abgeordnetenhauses erfahren hat, war unstreitig geeignet, Befremden zu erregen. Der unglückselige Zwiespalt zwischen der preußischen Regierung und dem Abgeordnetenhause hätte, wenn für irgend eine, so für diese Bankfrage bedeutungslos erscheinen können. Leider ward diese Erwartung getäuscht, abermals liegt ein Conflict zwischen zwei Factoren der Staatsgewalt vor, in welchem jedoch die öffentliche Meinung schwerlich auf Seiten der Abgeordneten steht.

Die Vorlage der Regierung hat eine doppelte Bedeutung, eine allgemein wirthschaftliche und politische und eine speciell wirthschaftlich-technische. Soweit die Commissionsverhandlungen bekannt geworden sind, ist das eminente politische Moment der Frage theils unbeachtet geblieben, theils, insofern es zur Sprache kam, von der Hand gewiesen; ja der etwaige politische Hintergedanke, welchen die Organe der Regierung offen zugestehen sollten, dem Ministerium sogar zum Vorwurf gemacht worden. Die technische Seite der Frage aber hat doch keine consequent principielle Würdigung gefunden, sondern ward einseitig nach der Schablone behandelt.

Gleich manchen anderen wichtigen Fragen der praktischen Volkswirthschaftspolitik birgt auch die Bankfrage in Deutschlands jetziger politischer und wirthschaftlicher Lage ein wichtiges politisches Moment in sich. Auch diese Frage kann gegenwärtig wenigstens noch nicht, so wenig wie z. B. die Zollfrage, bloß nach den theoretischen Principien der Volkswirthschafts-

*) Wir sind des Raumes wegen leider genöthigt, hier abzubrechen und den Schluß des Essays später zu bringen. A. d. Red.

lehre in Preußen entschieden werden. Im Interesse der wirthschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands hat Preußen vielmehr durch eine richtig berechnete Benutzung seines wirthschaftlichen Uebergewichts, durchaus legitim, seine Macht und seinen Einfluß auszudehnen. Nach formellem Recht durch die papierne Gleichberechtigung der großen und kleinen deutschen Souveränetäten in vielen wichtigen Beziehungen zur Ohnmacht verdammt, weil an die freiwillige Zustimmung anderer Staaten gebunden, muß Preußen im eigenen wie im Interesse der Zukunft Deutschlands alle Hebel ansetzen, um sein natürliches Uebergewicht zur Geltung zu bringen und die traurigen Folgen des liberum veto in allgemeinen deutschen Angelegenheiten zu beseitigen. Auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete ist einmal über die Thatsache, daß in der preußischen Monarchie bereits 19 Millionen Deutsche zu Einem großen Staate organisirt sind, nicht hinweg zu kommen. Diese Thatsache wiegt schwerer, wie die Paragraphen der Bundesacte oder der Zollvereinsverträge. Der preußische Einfluß und in ihm der Einfluß der Majorität des deutschen Volks gelangt allmählich zur Herrschaft und wohl oder übel müssen sich die particularistischen Minoritäten fügen. Aber noch ist diese Herrschaft keineswegs allgemein errungen, noch gilt es grade vornämlich auf dem wirthschaftlichen Gebiete keine Gelegenheit zur Erweiterung der preußischen Machtsphäre unbenutzt vorübergehen zu lassen, noch muß in jeder wichtigeren volkswirthschaftlichen Frage zugleich etwas von einer Machtfrage erkannt und danach mit Bewußtsein die günstige Stellung Preußens zur weiteren Stärkung der wirthschaftlichen und politischen Macht verwerthet werden.

Dieser Gesichtspunkt sollte von den Preußen aller Parteien und von der großen preußischen Partei außerhalb Preußens niemals aus den Augen gesetzt werden. In der wichtigsten volkswirthschaftlichen Frage, in der Handels- und Zollfrage ist dieser Gesichtspunkt zum Glück seit jener größten politischen That in der neueren Geschichte Preußens, seit der Gründung des Zollvereins bis zum Abschluß des Handelsvertrags mit Frankreich und den Zollverhandlungen mit Oesterreich immer gewahrt worden. Daß der Handelsvertrag in einer der Gleichberechtigung spottenden Weise den Mittelstaaten aufgezwungen und die Zollverbündeten von Preußen in dieser Sache nicht grade immer rücksichtsvoll behandelt worden sind, darüber kann man sich unseres Erachtens keiner Täuschung hingeben. Aber die stattgefundene Procedur bildet keinen Vorwurf für Preußen, weil sie mit unbedingter Nothwendigkeit aus der Organisation des Zollvereins, mithin aus den politischen Zuständen Deutschlands — denn Beides fällt zusammen — hervorging. Auch in den Zollverhandlungen mit Oesterreich hat mit Recht das politische Moment der Frage statt des rein wirthschaftlichen

zur leitenden Richtschnur gedient. Die österreichischen Propositionen vom 10. Juli 1862, mit welchen Graf Rechberg jenen scheinbar so geschickten, aber später so gänzlich mißglückten Schachzug that, haben allerdings auch rein wirthschaftlich und rein finanziell betrachtet eine verschiedene Beurtheilung erfahren. Uns schienen sie im Ganzen von Anfang an für die Volkswirthschaft, den Handel und die Finanzen der Zollvereinsstaaten höchst werthvolle Zugeständnisse Oesterreichs zu enthalten: die wirthschaftlichen und finanziellen Opfer brachte der Kaiserstaat, seinen Traditionen getreu für den politischen Zweck mit dem Lohne nicht knickernd. Selbst die Befürchtung, daß Preußen und der Zollverein durch die Annahme der österreichischen Vorschläge in die Fesseln des Schutzzollsystems fest gebannt geblieben wäre, ist schwerlich begründet. Auch das mit Deutschland zollvereinte Oesterreich würde sich so wenig wie das jetzt handelspolitisch isolirte aus wirthschaftlichen und politischen Gründen einer liberalen Tarifreform entschlagen haben. Aber mit rühmenswerther Beharrlichkeit hat Preußen seine maßgebende Stellung im Zollverein aller Lockungen und Drohungen Oesterreichs und der Mittelstaaten ungeachtet nicht aufgegeben noch mit Oesterreich getheilt. Die glücklich bewahrte Präponderanz Preußens im Zollverein ist eine positive Bürgschaft für die Zukunft Deutschlands, wie der verweigerte Besuch des Fürstentags und die Ablehnung von Bundesreformprojecten, welche bei der Eifersucht der Dynastien und dem Particularismus der Stämme doch nichts Wesentliches bessern können, eine Bürgschaft dafür ist, daß Preußen sein Erstgeburtsrecht in Deutschland nicht um ein Linsengericht verkaufen wird.

Schwerlich ist es zuviel gesagt, daß gegenwärtig, wo die Geldwirthschaft Deutschlands jährlich mehr in die Creditwirthschaft übergeht, die Bankfrage an politischer Bedeutung von allen allgemeineren volkswirthschaftlichen Fragen nur der handelspolitischen und Zollfrage nachsteht. Deshalb ist auch diese Frage jetzt noch nicht bloß nach volkswirthschaftlichen Principien zu entscheiden.

In Deutschland bereitet sich eine sehr bedeutsame wirthschaftliche Umgestaltung vor, deren politischer Einfluß schon gegenwärtig im Stillen bemerkbar ist und immer offener hervortreten wird. Wie das ganze staatliche Leben Deutschlands auf Umbildung in der Richtung einer größeren Einheit mit unverkennbarer Macht hindrängt, so sucht sich jetzt auch unsere Volkswirthschaft aus der Verkrüppelung und Verbildung, in welche sie unter dem mitwirkenden Einfluß der staatlichen Zersplitterung und deren Folge, der Zerreißung durch Zollschranken, gerathen war, nach den einem großen Wirthschaftskörper innewohnenden Strebungen und Gesetzen umzugestalten. Länder und Orte erhalten dadurch nothwendig eine andere

wirthschaftliche Function. Die in der modernen Wirthschaft wirkenden Potenzen können erst jetzt auch in Deutschland zu voller Thätigkeit gelangen. Unsere heutige Volkswirthschaft bedarf in viel stärkerem Maaße wie die Volkswirthschaft früherer Perioden wegen der Entwicklung des Creditwesens eines Concentrationspunktes für das Geld- und Creditgeschäft. In anderen Ländern ist dieser Concentrationspunkt in der Hauptstadt des Staates geschichtlich überkommen. Wenn sich auch die wirthschaftliche Stellung der Hauptstädte zu dem Inlande mit der Umbildung der Wirthschaftsverhältnisse mannigfach verändern mußte, so war doch die Weiterentwicklung eine organische, überall konnte an Bestehendes angeknüpft werden, ganz von selbst bildete sich auch der wirthschaftliche Charakter der Hauptstadt den veränderten Bedürfnissen des Landes gemäß um.

Anders in Deutschland. Hier fehlte auch nach der Neugestaltung der politischen Verhältnisse im Jahre 1815 trotz der erfreulichen Verminderung der Staatenziffer mit dem politischen der wirthschaftliche Mittelpunkt. Selbst das Geld-, Credit- und Bankgeschäft, welches seiner Natur nach, um in größtem Umfange mit kleinster Baarreserve betrieben werden zu können, am Meisten von allen Geschäftszweigen nach der Concentration an einem einzigen Platze strebt, zersplitterte sich in Deutschland unter mehrere concurrirende Orte. Neben dem mächtigen Einfluß der Zertheilung des Landes in verschiedene selbständige Staaten hemmten namentlich die Zollschranken die Herausbildung der vollständigen Wirthschaftseinheit und äußerten die verschiedenen Währungen ihre nachtheilige Einwirkung. Das Geld-, Fonds-, Wechsel- und Bankgeschäft vertheilte sich auf Wien, Hamburg und Frankfurt. Leipzig, Augsburg, Cöln, Breslau nahmen mehr oder weniger selbständig daran Theil. Berlin war vor fünfzig Jahren noch als Geldmarkt und Fondsbörse so gut wie als Handels- und Industrieplatz von ziemlich untergeordneter Bedeutung und speciell als Geld- und Wechselplatz mit Hamburg und Frankfurt nicht zu vergleichen. Selbst zwanzig Jahre später, zur Zeit der Gründung des Zollvereins, hatte sich das Verhältniß noch nicht wesentlich geändert, wenn auch Berlins wirthschaftliche Bedeutung schon in erfreulichem Aufschwung begriffen war.

Von der Mitte der dreißiger Jahre an datirt jedoch eine neue Epoche der deutschen Wirthschaftsgeschichte in jeder Beziehung. Die Vereinigung des größten und wichtigsten Theils von Deutschland zu Einem Zollgebiete, die sich Bahn brechende Gemeinschaft der wirthschaftlichen Interessen dieser Ländergruppe, die scharfe Abtrennung Oesterreichs vom übrigen Deutschland, welche auf wirthschaftlichem Gebiete durch die Zollschranken und das schroffe österreichische Prohibitionssystem, auf politischem und geistigem Ge-

biete durch das Metternich'sche System der inneren Verwaltung herbeigeführt wurde, der Ausbau des Eisenbahnnetzes und die dadurch ermöglichte engere Verbindung der Angehörigen verschiedener deutscher Staaten und die Anknüpfung zahlloser Fäden materieller, geistiger und gemüthlicher Beziehungen zwischen den Gliedern der Nation, diese und andere Momente mehr bildeten allmählich das zersplitterte außerösterreichische Deutschland, zunächst die Länder des Zollvereins zu einem einzigen großen Wirthschaftsgebiete zusammen. Die Ausscheidung Oesterreichs war grade auch in wirthschaftlicher Beziehung von principieller Wichtigkeit, weil nun eine homogene Ausbildung der deutschen Volkswirthschaft ermöglicht war und das lebendige Bedürfniß der modernen Wirthschaft nach einem gemeinsamen wirthschaftlichen Mittelpunkte Befriedigung finden konnte. So lange Oesterreich und Preußen, Wien und Berlin in Einer Volkswirthschaft vereinigt gewesen wären, hätten zumal bei der damaligen noch geringen Bedeutung Berlins die wirthschaftlichen Interessen immer nach verschiedenen Schwerpunkten gravitirt, wodurch eine ersprießliche Weiterbildung unserer Volkswirthschaft sehr erschwert worden wäre. Im Zollverein lag der wirthschaftliche Schwerpunkt naturgemäß in Preußen und hier, wie überall, in der Hauptstadt.

Als Centrum einer großartigen Finanzverwaltung, als Sitz der obersten Behörden eines bedeutenden Staates, um welchen sich eine Schaar von kleinen Staaten zu einem Zollgebiete vereinigt hatten, mußte Berlin allmählich größere Capitalien an sich ziehen, welche hier auf die beste Verwerthung rechneten. Politische und wirthschaftliche Factoren wirkten dann zur Weiterentwicklung einer solchen Stadt zusammen. Ein Platz, welcher ursprünglich vielleicht nicht sehr große Chancen gehabt hätte, hervorragende wirthschaftliche Bedeutung zu erlangen, bildete sich zu einem immer wichtigeren Knotenpunkt wirthschaftlicher Interessen aus. Berlin ist im Laufe der letzten dreißig Jahre zur ersten deutschen Fabrikstadt, zum ersten Agriculturproductenplatz, fast schon zum beherrschenden deutschen Geldmarkt und — die Wirkung dieser großartigen wirthschaftlichen Entwicklung — zur größten und bevölkertsten deutschen Stadt, selbst Wien nicht mehr ausgenommen, geworden. Das Berlin, welches 1816 197,000 Einwohner zählte, hat heute eine Bevölkerung von 630,000 Köpfen. Seine Volkszahl vermehrte sich in den letzten drei Jahren um einige 80,000 Einwohner, das heißt um etwas mehr noch als die Wiener Bevölkerung in den letzten sieben Jahren. Wien, vor fünfzig Jahren um 25 Procent bevölkerter als Berlin, hat jetzt etwa 80,000 Einwohner weniger. Die nächst größte Stadt Deutschlands, Hamburg, hat ihre Bevölkerung in derselben Zeit von etwa 120,000 auf hoch gerechnet 200,000 Einwohner wachsen sehen. Die be-

deutendsten sonstigen deutschen Hauptstädte, München, Dresden, Hannover, Stuttgart und auch die Handelsstädte wie Breslau, Cöln, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt, Nürnberg, Bremen u. a. m., ferner die reinen Fabrikstädte sind trotz des großen Aufschwungs, welchen sie ausnahmslos genommen haben, doch relativ und absolut hinter Berlin immer weiter zurückgeblieben.*) Darin tritt die Tendenz und Richtung der wirthschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands klar zu Tage. Der großartige Aufschwung Berlins ist nur der concentrirte Ausdruck für die Entwicklung Preußens und des Zollvereins und für die Emporhebung von Preußens Hauptstadt zum Centralgeschäftsplatz, zum London oder Paris von Deutschland. Das heutige Berlin ist keine bloß preußische Stadt mehr, welche rein aus preußischen Kräften, wenn ich so sagen darf, gebildet wäre, sondern es ist schon jetzt und wird immer mehr der Mittelpunkt der deutschen Volkswirthschaft, eine durch die deutsche Wirthschaftsentwicklung getragene Stadt. Auch in Deutschland begegnen wir also jetzt einer ähnlichen Erscheinung wie in Frankreich und England. Wenn hier das colossale Anwachsen der Hauptstädte zu wahren „Stadtländern" und die immer höher über die anderen Plätze emporragende wirthschaftliche Bedeutung von Paris und London manches Bedenkliche bieten mag, das aber trotzdem selbst in diesen Fällen schwerlich die Vortheile aufwiegt, so ist in Deutschland, dem nach Einheit strebenden, des großen staatlichen und wirthschaftlichen Mittelpunktes noch entbehrenden, sicherlich der Gewinn bei der Ausbildung einer wahrhaften Großstadt, nach welcher die materiellen und mit ihnen immer mehr die geistigen und politischen Interessen der Nation gravitiren, von außerordentlicher Wichtigkeit. Die etwaigen Nachtheile einer solchen Entwicklung sind hiergegen sehr untergeordnet.

Dies ist eine durchaus naturgemäße, namentlich auch in politischer Hinsicht sehr erfreuliche Gestaltung der Dinge, ein nothwendiges Ergebniß der gegenwärtig in der deutschen Volkswirthschaft wirkenden mächtigen Factoren. Man fühlt diese Entwicklung mehr oder weniger deutlich in ganz Deutschland, ohne sich ihrer Bedeutung schon immer klar bewußt zu sein. In den Mittelstaaten wird *dieses* wachsende Uebergewicht Preußens noch

*) Allerdings ist das Stadtgebiet von Berlin durch Incorporation von Landgemeinden etwas erweitert worden, aber auch mit Berücksichtigung dieses Umstands bleibt eine Bevölkerungszunahme auf das Dreifache bestehen. Hamburg bildet mit Altona und einigen kleinen Nachbargemeinden eigentlich Einen Ort und Ein Wirthschaftsganzes. Man kann die Bevölkerung dieser Orte auf 140—150,000 vor 50 Jahren und 250—260,000 Einwohner in der Gegenwart anschlagen. Zu Wien gehören allerdings eigentlich auch die Gemeinden vor den Linien, durch deren Hinzurechnung die Volkszahl stärker wie im Falle einer ähnlichen Berechnung bei Berlin stiege, aber immerhin bleibt „Berlin im weitesten Sinne" bevölkerter wie „Wien im weitesten Sinn."

nicht so aufmerksam beachtet, weil der unmittelbare politische Einfluß der Umgestaltung nicht sofort bemerkbar wird. In Orten wie Hamburg, deren ganze politische Stellung mit der wirthschaftlichen Selbständigkeit steht und fällt, verfolgt man das wachsende Erstarken Berlins und Preußens mit argwöhnischeren Augen.

Eine solche Umgestaltung, wie diese, in welcher wir jetzt mitten inne stehen, ist jedenfalls auch in volkswirthschaftlicher Beziehung nur erwünscht, weil sie uns zu natürlicheren Zuständen hinüberführt. Die Menge kleiner mehr oder weniger selbständiger wirthschaftlicher Mittelpunkte, um welche sich kleinere Kreise von Interessen gruppiren, war Deutschland bisher im Gegensatz zu den europäischen Einheitsstaaten charakteristisch. Ohne Zweifel brachte diese Gestaltung des Wirthschaftslebens so gut manche Vortheile mit sich, wie die ähnliche Gestaltung unseres staatlichen und Bildungslebens, woraus die oft gerühmte Decentralisation der geistigen Entwicklung Deutschlands hervorgegangen ist. Aber wie auf dem geistigen und politischen, so haben auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete die Vortheile der Zersplitterung und Decentralisation allgemach an Bedeutung verloren oder sind wenigstens bereits eingeerntet, während die Nachtheile immer schärfer hervorgetreten sind. Der auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sich kundgebende Einheitstrieb, welcher in der deutschen Nation mächtig ist, geht doch nur aus dem tiefen Gefühl der Unbefriedigtheit an den überkommenen Zuständen hervor. Unter allen Umständen ist es daher auch ganz unvermeidlich, daß in unserer Volkswirthschaft eine centralistische Richtung sich Bahn bricht und die Vertheilung der wirthschaftlichen Arbeiten und Aufgaben, damit aber auch die Vertheilung der ganzen wirthschaftlichen Bedeutung, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich verändert. Schließlich wird das Wohl des ganzen Wirthschaftsorganismus jedenfalls durch diese Umgestaltung, eben weil die letztere ein Ergebniß der veränderten wirthschaftlichen Bedürfnisse ist, nur gefördert und jedes einzelne Glied der Volkswirthschaft, jedes Land, jeder Ort erhält seine neue, mehr oder weniger verschiedene Stellung, welche nothwendig auch für dieses selbst schließlich von Vortheil ist, weil sie den neuen Verhältnissen am Besten entspricht. Aber wie jede Uebergangszeit, so führt auch diese für viele einzelne Theile Beschwerden mit sich. Es gilt liebgewordene Stellungen aufgeben oder verändern, man leidet unter der Störung der wirthschaftlichen Gewohnheiten. Ohne Kampf und Widerstand bricht sich daher auch eine neue wirthschaftliche Richtung niemals Bahn. Man sucht zu halten, was am Ende doch verloren gegeben werden muß, hält die störenden Ursachen, welche tief liegen und bleibende sind, für vorübergehende, sträubt und stemmt sich mit richtigen und unrichtigen Mitteln gegen den

Umschwung der Dinge, statt sich ihm bald möglichst anzubequemen und die Vortheile daraus zu ziehen, man tappt auch vielfach im Dunklen umher und müht sich vergebens, die Richtung der Entwicklung zu finden. Kurz, man weiß die richtige Position nicht zu nehmen. Die Entwicklung der Dinge wird dadurch freilich nicht gehindert, aber sie kann doch verzögert werden, und jedenfalls werden die Uebel des Uebergangszustands zum Schaden Aller verlängert.

Von den Verschiebungen, welche in der relativen und absoluten wirthschaftlichen Bedeutung der Länder und Orte erfolgen, sind nun diejenigen, welche in Deutschland einen großen Centralplatz für das Geld- und Creditgeschäft schaffen, in wirthschaftlicher und politischer Beziehung die wichtigsten. Daß Berlin allmählich tonangebender deutscher Geldplatz wird, ist eine Thatsache, deren politische Tragweite man sofort würdigen kann, wenn man sich die Bedeutung des Creditwesens für die heutige Volkswirthschaft vergegenwärtigt. Der Schwerpunkt der Volkswirthschaft ruht bei der jetzigen Gestaltung der Dinge im Hauptgeldmarkt, in jenem großen Creditreservoir, in welches sich die Creditquellen und Bäche ergießen, und von welchem aus die Verkehrscanäle mit dem belebenden Elemente des Credits gespeist werden. Diese Concentration des deutschen Geldgeschäfts in Berlin ist eine völlig natürliche Entwicklung, sie läßt sich deshalb auch nicht mehr künstlich hemmen. Preußen ist gerade hier im wesentlichsten Vortheile gegen Oesterreich, gegen die Mittelstaaten und gegen die bisherigen großen Geld- und Wechselplätze Frankfurt und Hamburg.

Neben allen anderen Factoren, welche Oesterreich nach geschichtlich überkommenen Zuständen und nach den gegenwärtigen Bedürfnissen Deutschlands und nicht minder des Kaiserstaats selbst seine selbständige wirthschaftliche und politische Entwicklung getrennt vom übrigen Deutschland zuweisen, macht in den Geldverhältnissen schon die unglückliche österreichische Papiergeldwirthschaft eine erfolgreiche Concurrenz Wiens als eigentlich deutscher Geld- und Wechselplatz mit Berlin unmöglich. Wien vermag sich als Productionsstätte der Massen von österreichischen Fonds und Effecten, deren Vertrieb an deutsche und fremde Börsen die Wiener Börse besorgt, doch nicht weiter selbständig am deutschen Geld-, Fonds- und Wechselgeschäft zu betheiligen. Als Mittelpunkt des großen österreichischen Geld- und Fondsmarkts hat Wien sicherlich eine außerordentliche Bedeutung, nur liegt diese so gut wie die Bedeutung der Pariser Börse außerhalb der deutschen Volkswirthschaft. Wer Wien und Berlin und ihre Bevölkerungen etwas genauer kennt, der weiß überdem, wo die tieferen Gründe liegen, welche auch sonst fast in allen Stücken die wirthschaftliche Inferiorität Wiens, trotz so vieler natürlicher Vorzüge der Donaustadt vor

der Spreestadt und trotz alten Ruhms und Reichthums des Platzes, gegen den jüngeren Nebenbuhler bedingen.

Die Mittelstaaten haben keinen eigenen Geldplatz von allgemeiner Wichtigkeit bei sich auszubilden vermocht, ihre Börsen besitzen nur eine locale Bedeutung für den Verkehr in einheimischen Staatspapieren und industriellen Effecten. Selbst Leipzig erhebt sich doch nicht zu sehr viel höherem Rang im deutschen Geldgeschäft. Augsburg nimmt unter den Wechselplätzen nicht mehr die frühere Stellung ein. Auch der größte der Mittelstaaten bietet für die Selbständigkeit eines Geldplatzes kein hinreichendes Terrain.

Ungleich schwieriger wie mit Wien, Leipzig oder Augsburg ist für Berlin die Concurrenz mit Frankfurt und Hamburg. Ersteres kommt vornehmlich als Fondsplatz, letzteres als Wechselplatz in Betracht. Beiden Städten steht ihr alter Ruf, ihr großer Reichthum, ihre ausgedehnten Verbindungen, auch in Etwas wohl ihre politische Selbständigkeit, Hamburg speciell sein ungeheurer Waarenhandel bei der Concurrenz „mit dem Binnenplatz an der Spree" fördernd zur Seite. Aber bemerkenswerth genug, auch diese berühmten Geldplätze und bisherigen Centralpunkte des deutschen Geschäfts fühlen mehr und mehr den Druck, welchen Berlin als neu sich bildender wirthschaftlicher Gravitationspunkt Deutschlands auf sie direct und indirect ausübt. Könnte man die Fondsbörsen von Berlin und Frankfurt wägen, noch würde wohl das Zünglein der Waage nicht definitiv zu Gunsten Berlins sich stellen. Jeder von diesen Plätzen behauptet noch von sich, der erste deutsche Fondsmarkt zu sein. Einen ganz genauen Vergleich vermögen selbst specielle Kenner der Verhältnisse schwerlich anzustellen. Darüber kann jedoch gar kein Zweifel obwalten, daß Berlin in den letzten Jahrzehnten relativ rascher als Geldmarkt gewachsen ist, als Frankfurt. Ein immer größerer Theil Deutschlands benutzt die Berliner Börse zur Besorgung seiner Geld-, Fonds- und Wechselgeschäfte. Berlin hat hier auch direct Frankfurt Boden abgewonnen, wie dies im Wechselgeschäft gegenüber Hamburg der Fall ist. Die einstige Distanz zwischen der preußischen Hauptstadt und dem Sitze des deutschen Bundestags ist auch auf diesem Gebiet alljährlich geringer geworden. Es unterliegt kaum mehr einem Zweifel, daß Berlin den älteren Concurrenten in nicht ferner Zeit ansehnlich überholt haben wird. Man wird später bei einem Rückblick auf diese Entwicklung vielleicht ein charakteristisches Analogon der letzteren in der Ausdehnung des Thalergebiets und in der Einschränkung des Gebiets des rheinischen Guldens sehen.

Noch bedeutungsvoller ist das Verhältniß Berlins zu Hamburg. Vor ein bis zwei Decennien konnte man Hamburg noch zugleich unser deutsches

London und Liverpool, unseren ersten Wechselplatz und ersten Waarenmarkt nennen. Hierin ist eine bemerkliche Veränderung bereits vor sich gegangen, eine größere bereitet sich in der Stille allmählich, aber unaufhaltsam vor. Hamburg hat nach übereinstimmendem Urtheil von Hamburgern selbst im deutschen Wechselgeschäft schon viel Boden an Berlin verloren. Schon hört man nicht selten die Prophezeiung, daß in nicht zu langer Zeit das ganze selbständige Geld- und Wechselgeschäft sich von Hamburg nach Berlin ziehen, Hamburg reiner Waarenmarkt, ein bloßes Liverpool, Berlin das deutsche London werden wird. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Entwicklung ganz so weit führen wird. Liverpool hängt in allen Geld- und Credittransactionen vollständig von London ab. Eine solche extreme Umgestaltung ist nicht wünschenswerth, sie liegt aber auch nicht im Charakter der deutschen Volkswirthschaft und wenigstens zunächst für die einigermaßen berechenbare Zukunft ist sie nicht wahrscheinlich. Nur die entschiedene Tendenz, Berlin zum Mittelpunkt des deutschen Geld- und Wechselgeschäfts werden zu lassen und daher Hamburgs relative Bedeutung in diesem Punkte zu schmälern, ist unverkennbar vorhanden. Etwas hat Hamburg in neuerer Zeit diese Einbuße selbst mit verschuldet, nämlich durch sein zähes Festhalten an seiner Banco-Währung, wodurch Berlin, zumal seit der allgemeinen Annahme des Thalers als gesetzliches Zahlungsmittel fast durch ganz Deutschland, die Concurrenz noch erleichtert wurde. Aber solche Währungsverschiedenheiten sind doch immer nur ein nebensächliches Moment, der eigentliche Grund der siegreichen Concurrenz Berlins liegt tiefer, nämlich in dem Umstande, daß Berlin immer mehr die wirthschaftliche Hauptstadt des Zollvereins geworden ist. Einsichtige Hamburger Geschäftsleute mißbilligen jetzt auch immer allgemeiner die nach dem Ausdrucke eines bekannten Hamburger Fachmanns wie ein Transitzoll durch die Nothwendigkeit der Umrechnung das deutsche Geschäft belastende aparte Währung, weil sie Berlin nur indirect nütze. Aber andere Praktiker befürworten grade die Beibehaltung dieser Währung wegen des Wechselgeschäfts mit überseeischen Plätzen, wo die Bancowechsel guten Credit hätten. Man hört selbst die Befürchtung äußern, daß auch diese Transactionen nach der Einführung des Thalers sich leichter nach Berlin hinüber ziehen könnten. Solche Ansichten beweisen deutlicher, wie alles Andere, welche Bedeutung der Berliner Platz bereits errungen hat und welche Weiterentwicklung offenbar als in der Richtung der Zeit liegend gilt. Bedürfte es in Hamburg wirklich des an sich, aus einem allgemeineren Gesichtspunkte betrachtet, jedenfalls sehr unwirthschaftlichen Festhaltens an der alten Währung, um sich gewisse Wechselgeschäfte zu erhalten, so würde sicherlich auch dieses Hülfsmittel nur sehr kurze Zeit eine durch mächtigere Factoren einmal

angebahnte Entwicklung und Umgestaltung aufzuhalten vermögen. Uebrigens ist notorisch grade für das große überseeische, das eigentliche Geld- und Wechselgeschäft des Welthandels in den letzten Jahren London immer mehr der Mittelpunkt geworden, Hamburg und andere festländische Plätze haben, mit Ausnahme des auch hier ebenfalls wichtiger gewordenen Paris, wenigstens relativ in diesem Zweige Manches von ihrer früheren Bedeutung eingebüßt. Die Währung scheint uns von ziemlich untergeordnetem Einflusse darauf zu sein. Hamburger Wechsel sind beliebt, nicht weil sie auf Mark Banco lauten, sondern weil Hamburger Firmen darauf verpflichtet sind. Die Einführung des Thalers wird daran nichts ändern. Das überseeische Wechselgeschäft bleibt für Hamburg vermuthlich in einem gewissen Umfange gesichert, auch wenn Berlin ein noch wichtigerer Platz geworden sein wird. Die immer größere Concentration des deutschen Geldgeschäfts in Berlin ist aber auch hier, selbst wenn sie auf Kosten anderer deutscher Plätze vor sich geht, in nationaler Beziehung ein Vortheil, weil Ein gemeinsamer großer deutscher Geldplatz sicher im Welthandel eine bedeutendere Stelle einnimmt und z. B. auch mit London und Paris in der großen Weltwirthschaft, zu welcher sich die einzelnen Volkswirthschaften der civilisirten Staaten immer mehr zusammenbilden, eher concurriren kann wie eine Reihe einzelner Orte, auf welche sich das Geschäft vertheilt.

In der Stellung und Aufgabe der Binnen- und Seehandelsplätze haben sich überall und besonders auch in Deutschland bereits wichtige Veränderungen vollzogen, noch bedeutsamere bereiten sich vor. Sie wirken in Deutschland alle in der bereits dargelegten Richtung und tragen dadurch mächtig dazu bei, auch aus der deutschen Volkswirthschaft einen den anderen großen europäischen Volkswirthschaften ähnlichen Wirthschaftsorganismus zu bilden, in welchem Haupt und Glieder deutlich zu unterscheiden sind. Die Revolution im Communicationswesen, die radicale Umgestaltung des Nachrichtenverkehrs, der daraus mit hervorgehende Wechsel in den Handelseinrichtungen und in der Art des Handelbetriebs giebt den großen Zwischenhandelsplätzen des Binnenlandes eine veränderte, im Allgemeinen eine, relativ wenigstens, geringere Bedeutung. Das Moment der geographischen Lage, welches bei unentwickelten Communicationsverhältnissen einen so entscheidenden Einfluß auf die Stellung und die Rangordnung der See- und Flußplätze ausübt, verliert relativ und absolut viel von seiner Wichtigkeit. In Deutschland wirken die gewaltigen Umgestaltungen in der wirthschaftlichen Technik nur um so eingreifender, weil sie sich mit in derselben Richtung wirkenden Umgestaltungen der handels- und verkehrspolitischen Verhältnisse verbinden. Auch alte berühmte Orte werden in einzelnen

Zweigen von jüngeren Rivalen geschlagen. Manche große und wichtige Geschäfte heben sich dafür vielleicht um so mehr, ohne demungeachtet dem Kaufmannsstande volle Befriedigung und Trost wegen des verlorenen Terrains zu geben, weil jene Zweige nach der geschäftlichen Rangordnung etwa nicht den alten Geschäften ebenbürtig erscheinen. Denn auch auf diesem Gebiete giebt es eine nach Sitte und Herkommen und nach dem Vorurtheil des Handelspatriciats bestimmte, dem unbefangenen Beobachter oft sehr willkürlich erscheinende Rangordnung. Schon jetzt läßt sich die Richtung, welche die Veränderung im Handel nehmen wird, nach mancher Seite übersehen. Unsere Seeplätze z. B. werden sich mehr und mehr auf das reine Waarengeschäft concentriren, das Geldgeschäft wird sich auch in Deutschland zum Centralplatz hinziehen. In den Zweigen und in der Betriebsart des Waarengeschäfts, im Verhältniß des Propre- zum Commissionshandel und in der Art des letzteren selbst, im Ein- und Ausfuhrhandel bereiten sich charakteristische Veränderungen vor. Die veränderten Communicationen zu Land und See, der allmähliche Aufschwung des Importgeschäfts nach den preußischen Ostseehäfen seit der Aufhebung des Sundzolls begünstigen u. A. auch eine gewisse Emancipation eines Theils des mitteleuropäischen Hinterlandes von der großen Handelsmetropole an der Elbe. Der Centralplatz für das Geld- und Wechselgeschäft dieses sich neugestaltenden Verkehrs ist schon großentheils und wird immer mehr Berlin.

Wie schon bemerkt, ohne zeitweilige Unbequemlichkeiten, Leiden und Störungen kann ein solcher bedeutender Umschwung nicht zum Durchbruch kommen. Aber er wird ebenso sehr durch das wirthschaftliche und politische Bedürfniß der Nation gefordert, wie durch die in unserer Gegenwart wirkenden Factoren trotz alles bewußten und instinctiven Widerstands unaufhaltsam herbeigeführt. Die Entwicklung ist eben eine durchaus naturgemäße. Es handelt sich dabei wahrlich nicht um die Förderung kleinlicher particularistischer Zwecke und Kirchthurmsinteressen und um die künstliche Hebung des einen Landestheils und Orts auf Kosten eines anderen, etwa im Sinne und Geiste jener ehemaligen Begünstigung von Elbing gegen Danzig oder jener neueren hannoverischen Politik, welche Hamburg und Bremen durch Harburg und Geestemünde todt machen möchte. Wenn z. B. die Bedeutung von Plätzen wie Hamburg und Frankfurt durch das Emporkommen von Berlin in einigen Punkten geschmälert wird, so wäre dabei wahrlich preußische Schadenfreude nicht in der Ordnung. Wir begrüßen die neue Entwicklung mit Freuden, nur weil sie in wirthschaftlicher und politischer Hinsicht für die Gesammtheit ersprießlich ist und durch das Lebensgesetz eines großen Wirthschaftskörpers unbedingt verlangt wird.

Wir sehen in ihr deshalb auch eine Bürgschaft für eine gesunde Weiterentwicklung. Wenn auch ein und der andere Landestheil und Ort vorübergehend leidet und definitiv nach gewissen Seiten Einbußen erfährt, so bietet die Neugestaltung der Dinge um so höhere Garantie für eine steigende Bedeutung auf anderen Seiten. Hamburg z. B. wird immer unser erster Waarenmarkt und damit ein Juwel der deutschen Volkswirthschaft bleiben, dessen Werth wir am Wenigsten unterschätzen. Uebrigens muß man auch bedenken, daß nothwendig diejenigen Glieder der deutschen Volkswirthschaft, welche ihre bevorzugte Stellung wenigstens theilweise den Abnormitäten des bisherigen deutschen staatlichen Lebens verdanken, soweit dies der Fall ist, nothwendig und mit Recht bei einer gesunden und natürlichen politischen und wirthschaftlichen Organisation Deutschlands von ihrer Bedeutung etwas verlieren werden. Mit dem Wegfall der Ursache verschwindet auch die Wirkung. Dies gilt zum Theil wohl in Betreff der freien Städte. Die Periode ist vielleicht nicht mehr fern, wo das für seine Zeit höchst berechtigte, in seiner eigenthümlichen deutschen Ausbildung öfters gerühmte Freihafensystem, soweit es gewissen Orten eine privilegirte Stellung giebt, in Deutschland so gut wie in anderen Culturstaaten verschwindet, weil es seine Aufgabe erfüllt hat.

Grade zu diesem Umgestaltungsproceß der deutschen Volkswirthschaft muß man nun in Preußen bei jeder wirthschaftlichen Frage und vor Allem bei der Bankfrage wohl bewußt Stellung nehmen. Es gilt, nicht künstliche Entwicklungen schaffen, sondern natürliche Entwicklungen beschleunigen, den Druck der einmal in der Richtung der Zeit liegenden Veränderungen noch empfindlicher machen und dadurch jeden Einzelnen, jeden Platz und jeden Landestheil zwingen, sich den eintretenden Umgestaltungen rascher anzubequemen. Eine solche Wirthschaftspolitik, eine solche Bankpolitik wird den großen wirthschaftlichen und politischen Umbildungsproceß Deutschlands höchst erfolgreich fördern können. Hier dehnt sich der preußische Einfluß vollkommen legitim und trotz des Widerstands Seitens des wirthschaftlichen und politischen Particularismus unaufhaltsam aus. Die Ansicht, daß die Bankfrage im jetzigen Zustande Preußens und Deutschlands nicht bloß nach wirthschaftlichen, bloß nach technischen, sondern zugleich nach politischen Gesichtspunkten zu entscheiden ist, erlangt hier ihre praktische Bedeutung. Ja, innerhalb freilich von nicht zu überschreitenden Grenzen darf das politische Erforderniß dem rein wirthschaftlichen Erforderniß selbst vorangehen.

Vom wirthschaftlichen Standpunkte muß ein unbedingtes Veto eingelegt werden, wenn die Verfolgung eines politischen Nebenzwecks bei einer wirthschaftlichen Maßregel nur um den Preis großer wirthschaftlicher

Uebel oder selbst nur auf das Risico großer wirthschaftlicher Gefahren hin möglich wäre. Sicherlich könnte grade eine rein nach den momentanen politischen Interessen geregelte Bankpolitik unter Umständen sehr gefährlich und verwerflich werden. Niemand hätte es beschönigen dürfen, falls sich die im Beginn des vorigen Jahres einmal auftauchenden Gerüchte bestätigt hätten, die preußische Regierung beabsichtige die Kriegskosten durch eine Finanzoperation mit der Seehandlung, zu welcher die preußische Bank effectiv die Fonds hergeben müsse, zu decken. Preußen wäre dadurch in die Fußtapfen der unglückseligen österreichischen Finanz- und Bankpolitik getreten, was um jeden Preis zu vermeiden ist. Aber die von Preußen seit dem Jahre 1846 eingeschlagene Bankpolitik scheint uns in ihren hauptsächlichen Momenten und Entwicklungsphasen aus politischen Gründen gerechtfertigt werden zu können. Weder der Schaffung und Beibehaltung des Quasizettelmonopols der preußischen Bank, noch der bedeutungsvollen Stellung, welche durch das Gesetz vom 7. Mai 1856 dieser Bank verliehen worden ist, noch der negativen Haltung der preußischen Regierung gegen eine allgemeine deutsche Bankgesetzgebung, noch endlich der gegenwärtig beabsichtigten Ausdehnung der Thätigkeit der preußischen Bank durch die Errichtung von Filialen auf das übrige Deutschland stehen wirthschaftliche Gründe von absolut entscheidender Bedeutung entgegen. Manche wirthschaftliche Gründe sprechen dafür. Namentlich aber sind aus den oben erörterten Gesichtspunkten in der gegenwärtigen Lage der deutschen Volkswirthschaft und dem gegenwärtigen politischen Zustande Deutschlands uns entscheidend scheinende Argumente zu Gunsten der eingeschlagenen preußischen Bankpolitik zu entnehmen. Denn diese Bankpolitik bildet einen der mächtigsten Hebel zur Beschleunigung des geschilderten Umbildungsprocesses, zur Emporhebung des Berliner Platzes zum Range des beherrschenden deutschen Geldmarkts und zur Stärkung der wirthschaftlichen und politischen Präponderanz, damit zur Erweiterung der Machtsphäre Preußens.

Die fast monopolistische Stellung der preußischen Bank hat ohne Zweifel aus dem wirthschaftlichen Gesichtspunkte allein betrachtet Manches gegen sich. Die beiden Hauptgründe, mit welchen man bisher das Monopolbanksystem, insbesondere die Monopolisirung der Banknotenausgabe zu rechtfertigen suchte, werden gegenwärtig nicht mehr als triftig anerkannt. Man bemühte sich bisher einmal die Nachtheile und Gefahren der Decentralisation des Bankwesens und des Zettelgeschäfts, vollends die Unhaltbarkeit der Forderung nach Bankfreiheit zu zeigen, hierdurch negativ den Beweis zu Gunsten der Centralisation und des Monopols führend, und suchte sodann den positiven Nutzen der Centralbanken darzulegen.

In ersterer Hinsicht hat jedoch die neuere Wissenschaft in England, Deutschland, Holland, Frankreich nachgewiesen, daß die Gefahren des decentralisirten Bankwesens und der Bankfreiheit sehr überschätzt worden sind, daß die den Zettelbanken zugeschriebene Macht, beliebig den Notenumlauf ausdehnen und zusammenziehen, Ueberspeculationen anfachen und Creditkrisen heraufbeschwören zu können, in dieser Weise gar nicht vorhanden ist und die scheinbar untrüglichen Belege für die frühere Auffassung keine unparteiische Prüfung bestehen. Daher wird die noch vor wenig Jahren entschieden verworfene Forderung der Bankfreiheit jetzt immer allgemeiner von der Wissenschaft als berechtigt anerkannt. Auf der anderen Seite vermochte man mit Erfolg darzuthun, daß die Bedeutung der Centralbanken zum Theil wenigstens nur auf Kosten der unterbundenen Entwicklung eines freien Bankwesens erzielt wird. Die jetzt in Einem Status erscheinenden imposanten Ziffern des Bankbetriebs würden, vielleicht ersprießlicher, aus der Summirung verschiedener Bankausweise hervortreten. Manche wirthschaftliche Nachtheile hängen auch untrennbar mit dem System der großen Monopolbanken zusammen. Auch in der Praxis beginnt daher, im Augenblicke sogar in Frankreich, eine Reaction gegen diese Form des Bankwesens.

Die Unparteilichkeit verlangt jedoch das offene Geständniß, daß auch von den Freunden der Bankfreiheit einige Nachtheile der Central- und Monopolbanken gelegentlich überschätzt, einige wichtige Vorzüge dagegen, insbesondere die Stellung dieser Banken in den Höhepunkten der Creditkrisen und ihre Hilfe gegen den vollständigen Zusammenbruch des Credits, unterschätzt worden sind. Es ist dabei nur die Frage, ob das in gewissem Umfang bestehende Bedürfniß der Volkswirthschaft nach einer großen Zettelbank nicht auch ohne Monopol durch die freie Entwicklung des Verkehrs wenn auch nur allmählich befriedigt werden könnte, — eine Frage, welche ich bejahen möchte. Jedenfalls wird man gegenwärtig die Ansicht aufstellen dürfen, daß „der Staat sich der Notenausgabe gegenüber aus volkswirthschaftlichen Gründen im Wesentlichen nicht anders zu verhalten habe, wie gegenüber den anderen Bankgeschäften. Die Rechtfertigung eines Notenmonopols oder besonderer Privilegien einer Centralzettelbank kann daher nur in politischen Erwägungen liegen." Solche Erwägungen fallen in Einheitsstaaten wie England, Frankreich oder Rußland fort, in welchen die Centripetalkraft ohnehin stark ist. Aber sie sind durchaus am Platze in Staaten wie Oesterreich, wo die centrifugalen Tendenzen der verschiedenen Bevölkerungen einen kräftigen Gegendruck verlangen, und ebenso in Preußen, welches den Krystallisationspunkt für die wirthschaftliche und politische Neubildung Deutschlands bildet.

Folgerichtig muß man dann auch die preußische Bankpolitik gegenüber den anderen deutschen, namentlich den kleinstaatlichen Banken, welche mit ihrem Geschäftsbetrieb und ihrem Notenumlauf notorisch auf die Thätigkeit innerhalb Preußens berechnet waren, als eine politische Nothwendigkeit in Schutz nehmen. Wenn Preußen in seinen eigenen großen Handelsplätzen die Bildung selbständiger größerer Zettelbanken hemmte, um eine große machtvolle Centralbank zu schaffen, so konnte es seinen Plan auch nicht durch jene Zettelbanken der kleinen Staaten durchkreuzen lassen. Auch auf den oftmals angeregten Plan einer allgemeinen deutschen Bankgesetzgebung einzugehen, war für Preußen aus politischen Gründen nicht rathsam. Es hätte hier ohne entsprechende Gegenvortheile für sich die beherrschende Stellung seiner Hauptbank auf dem deutschen Geldmarkte wenn nicht preisgegeben, so doch erheblich beschränkt und damit unnöthig seine eigene natürliche Machtsphäre eingeengt. Freilich folgen aus der negativen Haltung Uebelstände, welche gegenwärtig in den Kauf genommen werden müssen. Mit dem Princip der Gleichberechtigung der kleinen Staaten kann einmal Preußen auf keinem Gebiete einen Compromiß schließen, ohne seine Mission zu gefährden. Selbst das gewaltsame Mittel des Verbots der Zahlungsleistung mit fremden Banknoten, zu welchem Preußen im Jahre 1856 griff, hatte seinen Grund in der Nothwendigkeit, sich die Herrschaft auf dem Geldmarkte zu wahren.

Was von der preußischen Zettelbankpolitik, das gilt aber keineswegs auch von der Depositenbankpolitik. Die Normativbedingungen mit ihren spärlichen späteren Erweiterungen unterbinden jede gedeihliche Entwicklung des volkswirthschaftlich ersprießlichsten Geschäftszweigs, des Depositengeschäfts. Die Privilegien der Hauptbank und die Beschränkungen der Privatbanken haben hier in wirthschaftlicher Beziehung Alles gegen sich, ohne irgend durch politische Gründe gerechtfertigt zu werden. In der Verurtheilung der bisherigen preußischen Depositenbankpolitik und der geltenden Gesetzgebung muß man der Commission des Abgeordnetenhauses vollkommen beistimmen. Durch die möglichst freie Entwicklung des Depositenbankwesens sollten die aus der Centralisation des Zettelgeschäfts etwa hervorgehenden wirthschaftlichen Nachtheile aufgewogen werden.

Die gegenwärtige außerordentlich bedeutende Stellung der preußischen Bank, welche dieses Institut neben der englischen und französischen Bank zur dritten Hauptbank Europas macht, beruht auf dem Gesetze vom 7. Mai 1856. Dieses Gesetz ermächtigte die Bank bekanntlich ihren bis dahin auf 21 Millionen Thaler beschränkten Notenumlauf unter Innehaltung eines statutenmäßigen Deckungsverhältnisses von mindestens einem Dritttheil der Noten durch Edelmetall und vom Reste der Noten durch dis-

contirte Wechsel unbegrenzt auszudehnen. Die Erhöhung des Actienkapitals von 10 auf 15 Millionen Thaler (abgesehen von dem Staatseinschuß-kapital), die Verstärkung des Reservefonds, die Uebernahme von entwertheten, in der Bilanz al Pari stehenden Effecten Seitens des Staats kräftigten die Bank und verbesserten die Garantien der Gläubiger. Die gleichzeitige Verminderung des Staatspapiergelds (der Kassenanweisungen) auf die Hälfte (von 30.84 auf 15.84 Millionen Thaler), die Festsetzung des niedrigsten Notenappoints auf 10 Thaler und die Beschränkung des Betrags der 10-Thaler-Noten auf 10 Millionen Thaler erhielten passend für den größten Theil der gewöhnlichen kleinen Umsätze das Silbergeld in Verwendung. Die Bankstatuten und das Gesetz vom 7. Mai 1856 enthalten jedenfalls manche anfechtbare Bestimmungen, die alte oftmals getadelte Drittelvorschrift kehrt wieder u. A. m. Aber vom Standpunkte des Central- und Monopolbankwesens sind die für die preußische Bank geltenden gesetzlichen Anordnungen im Ganzen sehr lobenswerth, besser wie die englischen. Auch die Praxis der preußischen Bank verdient volle Anerkennung. Nach einem ersten starken Fehlgriff im Jahre 1856 selbst, welcher sich aus dem leider recht unglücklich gewählten Zeitpunkte erklärt, in welchem die Erweiterung der Bank erfolgte — die Bank dehnte damals ihren Notenumlauf ungebührlich rasch aus und hielt einen niedrigen Disconto viel zu lange fest, wodurch sie die nach dem Pariser Friedensschluß wild auflodernde Speculationsflamme sehr unzeitgemäß noch anfachte —, seit jenem Fehlgriff ist die Leitung der preußischen Bank eine sehr geschickte, ja eine musterhafte gewesen. Ein Beleg mehr, daß es auch für große Centralbanken nicht des starren Mechanismus der Peel'schen Acte bedarf, um richtig zu operiren. Unter den schwierigen Geldverhältnissen des vorigen Jahres hat die preußische Bank ebenso geschickt operirt, wie die Bank von England. Die dem Monopol- und Centralbankwesen inhärenten wirthschaftlichen Mängel sind durch die Thätigkeit der preußischen Bank bis zu einem ziemlich hohen Grade beseitigt worden. Die Ueberspannung der ganzen Monarchie mit einem ausgedehnten Netze von Comptoirs und Agenturen ist für die Entwicklung des Creditverkehrs sehr heilsam gewesen.

Bei einem Ueberblick über die politische und die Wirthschaftsgeschichte Deutschlands in den letzten neun Jahren wird man aber auch die allgemein wirthschaftlichen und die politischen Vortheile der im Jahre 1856 eingeschlagenen preußischen Bankpolitik offen anerkennen müssen. Die Stellung des Berliner Platzes und seine Emporhebung zum Centralgeldmarkt Deutschlands ist dadurch wesentlich gefördert worden. Auch ohne diese ihm direct zu Gute kommende Unterstützung und bei einem ganz

decentralisirten Freibankwesen würde Berlin allmählich gewiß seine jetzige Stellung sich erobert und größere Banken würden sich an diesem Centralpunkte ebenfalls gebildet haben, welche dann ihrerseits dessen weiteren Aufschwung beförderten. Aber diese Entwicklung wäre ohne die factische Stellung der preußischen Bank weder so rasch noch nach so großartigem Maßstabe vor sich gegangen. Gerade in der schwierigsten aber wichtigsten Concurrenz mit Hamburg wird Berlin direct und indirect durch die preußische Bank sehr wirksam unterstützt. Die preußische Herrschaft über den deutschen Geldmarkt ist durch diese Bank auch den anderen deutschen Banken gegenüber gefördert worden. Wie gesagt, ohne diese Hilfe wäre die Entwicklung im Princip dieselbe, aber gradweise eine verschiedene gewesen: die nothwendige und heilsame Entwicklung ist beschleunigt worden. Das wirthschaftliche Uebergewicht Preußens wäre schwerlich ohne die preußische Bank schon gegenwärtig eine so einflußreiche Thatsache. Vielleicht ist es nicht zuviel gesagt: die preußische Handels- und Zollpolitik hätte ohne die preußische Bankpolitik nicht einen so eclatanten Triumph davon getragen. Gerade ein noch unfertiger Staat wie der preußische, „mit zu schmalem Leibe für die große Rüstung," ein Staat, auf welchem demungeachtet schon jetzt die Sorge für die Unabhängigkeit und Sicherheit Deutschlands lastet und mit dessen Stärkung und Schwächung Deutschlands Zukunft steht und fällt, ein solcher Staat muß sich auch in seiner Wirthschaftspolitik von politischen Erwägungen vielfach mit bestimmen lassen.

Der jetzige Plan, durch die Errichtung von Filialen die Thätigkeit der preußischen Bank auch auf andere deutsche Staaten auszudehnen, ist nur eine richtige Consequenz der bisherigen preußischen Bankpolitik. Auch ohne Uebereinkommen mit anderen deutschen Regierungen kann diese Bank durch dieses Vorgehen die ihr eigentlich ohnehin schon jetzt zukommende Stellung einer großen deutschen Centralbank erringen und zu immer größerer Bedeutung bringen. Diese Entwicklung ist aus allen den zur Sprache gekommenen Gesichtspunkten betrachtet nur erwünscht. Hier ist ein Feld, auf welchem weder der Bundestag, noch Oesterreich, noch die anderen Staaten das Recht und ebensowenig die Macht besitzen, dem legitimen Einfluß Preußens entgegen zu treten.

In dieser berechtigten Auffassung der Sache konnten alle Parteien im Abgeordnetenhause auf neutralem Boden sich einigen, denn die Erweiterung der wirthschaftlichen und politischen Machtsphäre Preußens muß allen gleichmäßig am Herzen liegen. Aber dieser Gesichtspunkt einer gesunden Realpolitik ist fast gänzlich vernachlässigt worden. Hat man es denn völlig vergessen, daß Ein materielles Einigungsband, wie ein mäch-

tiges beherrschendes Creditinstitut mit seinem Geschäftsbetrieb und besonders mit seinem Notenumlauf es bildet, für Deutschland wichtiger ist, wie hunderterlei öffentliche Verbrüderungsfeste mit ihrer Schönrednerei und ihren Toasten auf die deutsche Einheit, welcher der zähe Particularismus unserer Stämme trotzdem doch nicht das kleinste reelle Opfer freiwillig bringt? Zeigt nicht der Verlauf der schleswig-holstein'schen Angelegenheit, daß einer Nation, deren Unterabtheilungen ihr Staatsideal in einer deutschen mittelstaatlichen „Hintermacht" verwirklicht sehen, mächtigere Einigungsbande noththun, um endlich aus dem Gesichtskreis der Kleinstaaterei herauszukommen? Gilt es nicht um jeden Preis bei uns die materiell und wirthschaftlich einigenden Factoren und Potenzen zu vermehren und zu stärken und die Interessen der Bevölkerung in den kleineren Staaten dadurch an den mächtigen preußischen Staat, den Krystallisationskern für den wirthschaftlichen und politischen Einigungsproceß der Nation, zu ketten? Wenn in solchen Fragen statt staatsmännischer Auffassung nur kleinliche Parteitaktik und theoretische Principienreiterei entscheiden, dann leiden die großen Interessen der Nation Schiffbruch.

Gegenüber der preußischen Bankpolitik hat der Standpunkt der Bankfreiheit Sinn und Berechtigung, wenn er uns auch gegenwärtig nicht der entscheidende sein zu dürfen scheint. Aber principiell ist dieser Standpunkt gegen die Regierungsvorlage gar nicht vertreten worden. Es mußte ja auch im Augenblick als unmöglich erscheinen, bei der Verhandlung über diese Vorlage das Quasi-Monopol der preußischen Bank ernstlich angreifen zu können. Die Unfruchtbarkeit einer solchen Taktik war im Voraus leicht einzusehen. Für den Moment konnte daher die gegenwärtige Stellung der Bank nur als eine unabänderliche Thatsache angenommen werden, von welcher man bei der Beurtheilung der Vorlage auszugehen hatte.

Waren alsdann ernstliche Einwände gegen den Plan, Filialen der preußischen Bank in anderen deutschen Staaten zu errichten, wirklich zu erheben? Uns scheint: nein. Alle im Bisherigen zur Sprache gebrachten Gründe waren für das Projekt geltend zu machen. Die erfolgten Einwürfe sind nicht stichhaltig oder von nicht entscheidender Bedeutung.

Man hat das geltende Bankstatut und die Bestimmungen des Gesetzes vom 7. Mai 1856 als nicht streng und verläßlich genug zur Sicherung des Banknotenumlaufs bezeichnet. Der Lieblingsplan, die preußische Bank nach den Grundsätzen der englischen Peel'schen Acte einzurichten, ist wieder aufgetaucht aber glücklicher Weise verworfen worden. Das jetzt in Kraft stehende Notendeckungssystem der preußischen Bank scheint uns den Vorzug zu verdienen. Die Verwaltung der preußischen Bank hat in

den letzten acht Jahren den Beweis geliefert, daß sie auch ohne starr mechanische Vorschriften richtig und solide zu operiren versteht. Thatsächlich überstieg der Baarbestand stets erheblich das statutenmäßige Drittel des Notenumlaufs. Faßt man, wie billig, die sämmtlichen sofort oder nach kurzen Kündigungsterminen zurückzahlbaren Schulden der preußischen Bank in's Auge, so war die metallische Bedeckung dieser Verbindlichkeiten seit Jahren wesentlich höher, wie bei den anderen deutschen Banken und im Durchschnitt mit seltenen Ausnahmen auch wie bei der englischen und französischen Bank, welche gleich der preußischen Bank die Edelmetallreservoirs ihrer Volkswirthschaften sind. In Betreff der Liquidität und leichten Realisirbarkeit ihrer Activa übertrifft daher die preußische Bank fast alle anderen, namentlich die größeren Banken. Dieser Punkt kommt aber entschieden in erster Linie in Betracht, denn davon hängt die stete Einlösbarkeit der Noten und die Rückzahlbarkeit der Depositen ab. Die preußische Bank unter eine Art Peel'sche Acte zu stellen, erscheint nach den bisherigen Erfahrungen weder räthlich, noch bei rationellem Vorgehen überhaupt jetzt schon möglich. Das Peel'sche Gesetz beruht auf einem theoretisch falschen Principe, das sich in der Praxis gar nicht als durchführbar erwiesen hat — der Notenumlauf solle sich genau nach der Ab- und Zunahme des Baarbestands auf und ab bewegen. — Es führt im günstigsten Falle zu einer Bankpraxis, welche, wie gerade das Beispiel der preußischen (neuerdings auch der französischen) Bank lehrt, auch ohne den Mechanismus jenes Gesetzes und daher ohne die aus diesem Mechanismus hervorgehenden störenden Folgen befolgt werden kann. In den großen Kreditkrisen, wo die Glanzseiten der großen Centralbank zum Vorschein kommen könnten, versagt die Bank unter der Zwangsjacke jenes Gesetzes den Dienst, weshalb letzteres suspendirt werden muß (in England 1847 und 1857), nicht ohne zuvor die nachtheiligsten Einwirkungen auf den Geldmarkt ausgeübt zu haben. Zwar wird uns entgegengehalten, daß die Peel'sche Acte eine große Anzahl von Autoritäten in England für sich habe. Soweit damit etwas zu beweisen ist, braucht man diesen Autoritäten nur die Namen von Th. Tooke und von J. Stuart Mill als Gegner des Gesetzes gegenüber zu stellen. Selbst wenn die Acte aber ebenso viel Gründe für sich hätte, wie sie gegen sich hat, so ist nicht wohl einzusehen, wie man bei der jetzigen Sachlage in Preußen ohne die vollständigste Willkür das Peel'sche Princip auf die preußische Bank anwenden will. Man müßte dazu doch eine durch halbwegs genügende Beobachtungen gewonnene Ziffer besitzen, unter welche erfahrungsgemäß der Notenumlauf nicht herabgehen kann. Aber eine solche Ziffer läßt sich bei der eigenthümlichen Entwicklung der preußischen Bank seit dem Jahre 1856 gar nicht feststellen. Die in der Commission zum Vorschlag ge-

kommene Ziffer von 60 Millionen Thalern, über welche hinaus jede Note zum vollen Betrag durch baares Geld gedeckt sein solle, ist durchaus willkürlich gewählt worden.

Man macht gegen die beabsichtigte Errichtung von Filialen in anderen deutschen Staaten geltend, daß diese Maßregel ohne gleichzeitige Vermehrung des eigenen Kapitals der Bank nur mit Hilfe einer abermaligen Ausdehnung des Notenumlaufs durchzuführen sei und erblickt darin gerade eine Gefahr für das deutsche Geldwesen. Eine Erhöhung des Actienkapitals der Bank, um dadurch den Garantiefonds für das mit den fremden Geldern, den Banknoten und Depositen getriebene Bankgeschäft zu verstärken, scheint auch uns Manches für sich zu haben. Mit Inbegriff des Staatseinschußkapitals und des Reservefonds verhält sich das Kapital der Bank zu der Banknotenschuld der letzten Zeit etwa wie 1 : 5 bis 6, und zu allen Passiven wie 1 : 7. Das ist ein wesentlich ungünstigeres Verhältniß wie das der englischen (etwa 1 : noch nicht 3) und selbst noch wie das der französischen Bank (etwa 1 : über 5). Demungeachtet scheint uns die Errichtung neuer Filialen nicht nothwendig an die Bedingung einer gleichzeitigen Erhöhung des Actienkapitals geknüpft werden zu müssen. Abgesehen davon, daß auch das Depositengeschäft der Bank bei etwas größerer Bemühung um dessen Ausdehnung sich in den Filialen erweitern kann, wird die weitere Verbreitung preußischer Banknoten in anderen deutschen Staaten der Bank auch wieder neue Silberfonds zuführen. Gerade als Silberbank ist die preußische Bank in etwas anderer, vortheilhafterer Lage wie die Goldbanken. Das Bedürfniß nach Banknoten anstatt der bei ihrem geringen specifischen Werthe schwerfälligen Silbermünze zur Vermittlung der etwas größeren Umsätze führt einer großen Silberbank bedeutende Münzmassen zu. Die rasche und starke Ausdehnung des Notenumlaufs der preußischen Bank von 21 Millionen Thalern zu Anfang 1856 auf 116½ Millionen Thaler im Durchschnitt von 1864, vorübergehend schon auf 120 Millionen Thaler — augenblicklich beträgt er 108 Millionen Thaler — findet in jenem Umstande mit ihre Erklärung: die regelmäßige Rückströmung der Noten zur Bank zum Zweck der Abzahlung der von der Bank gewährten Kredite war in der Regel schwächer, indem statt der Noten Silbergeld in die Bank floß. Die Errichtung von Filialen z. B. in den Herzogthümern, wo für eine Notencirculation noch fast ganz unbenutzter Boden zu finden ist, wird abermals der Bank für einen Theil der Noten baares Geld zuführen. Insofern entspricht die preußische Bank theilweise einer reinen Depositenbank im alten Sinn des Worts: sie giebt gegen Hinterlegung von Silber Banknoten aus, ihre Noten sind eine Art Depositenscheine. Ihr hoher Baarbestand, welcher vorübergehend vor einigen Jahren schon 90 Millionen

Thaler, d. h. etwa 90 Procent der Banknoten und 70 Procent der gesammten Verbindlichkeiten erreichte, und selbst auf seinem jetzigen niedrigeren Stand (augenblicklich 69 Millionen Thaler) einer der relativ höchsten Baarvorräthe aller Banken der Welt ist, erklärt sich also zum Theil mit aus natürlichen Verhältnissen. Er sichert die Bank sowohl gegen ein aus weitverbreitetem Mißtrauen, etwa in Folge politischer Unruhen, Kriege u. s. w. entstehendes Ueberlaufen (run upon the bank) als auch gegen einen aus mercantilen Ursachen und ungünstiger Handelsbilanz entspringenden länger währenden Abzug des Metalls (drain upon the bank). Da die preußische Bank außerdem ihre Fonds in lauter leicht realisirbaren Werthen sehr zweckmäßiger Weise angelegt hat, so vermag sie durch eine richtige Discontopolitik, wie sie sie im Jahre 1864 befolgt hat, auch sonst ihre Stellung ohne einen stärkeren als den einmal unter allen Umständen unvermeidlichen Druck auf den Geldmarkt wirksam zu sichern. Die Liquidität und leichte Realisirbarkeit ihrer Activa gestatten es also, auch mit geringeren Garantiefonds auszukommen.

Gewöhnlich bereiten zweierlei wirthschaftliche Störungen den Banken die meiste Verlegenheit, nämlich eine starke Mißernte der heimischen Landwirthschaft und ein massenhafter Rückfluß von heimischen Börsenpapieren aus dem Auslande. Die Mißernte verursacht einen starken Import theueren Getreides innerhalb eines kurzen Zeitraums, der Export von Waaren läßt sich nicht sofort entsprechend steigern, die ungünstige Zahlungsbilanz muß einstweilen mit baarem Gelde beglichen werden und letzteres wird aus den Edelmetallreservoirs, den Banken, genommen. Notorisch ist die Bank von England am Häufigsten durch diese Störung des gewöhnlichen Verlaufs der Handelsbewegung in eine schwierige Lage gerathen, neuerdings auch wohl die Bank von Frankreich. Unter dem plötzlichen massenhaften Rückfluß von Effekten leiden die österreichische Nationalbank und die nordamerikanischen Banken am Leichtesten. Die große Verschuldung an das Ausland bildet für Oesterreich eine der wesentlichsten Schwierigkeiten, seine Banknoten einlösbar zu erhalten. Aber in Preußen und Deutschland sind diese beiden wichtigsten Störungen des Gleichgewichts der internationalen Zahlungen bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Volkswirthschaft wenig oder gar nicht zu fürchten. Auch in Mißjahren pflegt kein großes Erntedeficit stattzufinden, meistens kann der Bedarf innerhalb der heimischen Volkswirthschaft gedeckt werden. Vom Auslande (Oesterreich, Nordamerika, Rußland) hat Deutschland ferner zu fordern, also gerade in kritischen Zeiten eher baare Zahlungen zu erwarten, als deren dahin zu leisten. Gegen die aus anderen Ursachen entspringenden Störungen der internationalen Zahlungsbilanz, gegen den viel berufenen „Abfluß des Silbers nach Asien“ kann sich eine Bank durch eine richtige

Discontopolitik vollkommen sichern, da es sich hier nur um die Bekämpfung eines langsamen Abflusses des Edelmetalls oder um das Entgegenwirken gegen Ursachen handelt, welche keinen plötzlichen, auf einen kleinen Zeitraum zusammengedrängten Andrang an die Einlösungskassen der Bank bewirken.

Und wenn man schließlich an die Gefahren erinnert, welche der Notenumlauf der preußischen Bank im Falle eines großen Krieges mit sich bringen kann, so frägt es sich jedenfalls, ob diese Gefahren nicht bei einem vermuthlich ebenso großen Notenumlauf zahlreicher kleiner Banken noch bedenklicher wären. Gewiß aber kann man auch in diesem Punkte nur die Ausdehnung der Thätigkeit der preußischen Bank auf das übrige Deutschland gut heißen, denn die heilsame Interessengemeinschaft, in guten wie in schlimmen Zeiten, wird dadurch zwischen den deutschen Völkern nur gefördert. Auch das ist ein politisches Moment von Wichtigkeit. Auf der anderen Seite sollte auch ein idealer Factor nicht ganz unbeachtet bleiben: man wird im Volksbewußtsein Werth darauf legen, in der preußischen Bank eine der englischen und französischen ebenbürtige Bank zu besitzen. Ein solches Institut würde nach der Empfindungsweise des Volks ein wichtiges gemeinsames Besitzthum und ein Gegenstand des nationalen Stolzes werden. Auch ein solches Moment verdient gerade in Deutschland Berücksichtigung. Imponirt nicht auch dem Freunde der Bankfreiheit in Deutschland eine Bank wie die Bank von England oder die Bank von Frankreich, eben weil wir darin ein Symbol britischer und französischer nationaler Macht erblicken? Es scheint uns auch nichts Unrechtes darin zu liegen, daß das theoretische Urtheil sich mitunter solchen Eindrücken beugt.

Kurz, die Annahme der Regierungsvorlage auch trotz der abweichenden Beschlüsse der Bankcommission darf warm empfohlen werden. Die wichtigeren Amendements haben glücklicher Weise in der Commission selbst nicht die Majorität erlangt. Aber auch der von der Heidt'sche Antrag, die Beschränkung des Rechts der preußischen Bank, Filialen zu errichten, auf Hamburg und Schleswig-Holstein, sollte keine Billigung erfahren. In diesen Ländern muß die preußische Bank aus wirthschaftlichen und politischen Gründen allerdings zunächst sich Boden erobern. Auch politisch betrachtet, hat die Beschränkung der Bank auf dieses Gebiet jedoch einen unschönen Charakter, wie jede Maßregel, von welcher das Wort gilt, „man merkt die Absicht und man wird verstimmt.“ Ungleich staatsmännischer ist die Fassung der Regierungsvorlage. Möchte sie die Zustimmung des Abgeordnetenhauses finden!

18. März 1865. Adolph Wagner.



Die Parteien in Schleswig-Holstein.

Aus Holstein.

Wenn man von politischen Parteien in den Herzogthümern spricht, so ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß es ein Irrthum sein würde, wollte man dabei an die große Masse des Volkes denken. Das platte Land in Deutschland und die kleinen Städte betheiligen sich an politischen Bestrebungen in der Regel noch immer nur in geringem Maaß und fast immer nur soweit sich's um Fragen des materiellen Wohlbefindens handelt, und Schleswig-Holstein macht, wie gern man sich auch von denen überzeugen lassen möchte, welche des Glaubens sind, daß hier die Elite der Deutschen wohnt, in dieser Beziehung durchaus keine Ausnahme — wenigstens jetzt nicht mehr. Ja als ein Land, dessen Bewohner in weit überwiegender Masse Kleinstädter und Bauern, wenn auch theilweise sehr wohlhabende und bis zu einem gewissen Grade an dem, was gebildete Kreise bewegt, participirende Bauern sind, würde es mehr als viele andere Theile Deutschlands unter die Regel fallen, wenn nicht der letzte Kampf Deutschlands mit den Dänen auch in den ländlichen Schichten manche Gemüther aufgerüttelt und an die politische Arbeit geführt hätte.

Vor diesem letzten Entscheidungskampf war es in den Massen stiller, als man im inneren Deutschland anzunehmen pflegte, vor Allem still in Holstein, wo Dänemark das Behagen des kleinen Mannes kaum beeinträchtigte, aber auch vielfach in Schleswig, soweit es nicht durch den Sprachzwang und andere Danisirungsmaaßregeln berührt wurde. Die Frage: ob dänisch oder deutsch ging, als sie nach dem Ableben Friedrich's des Siebenten zur brennenden geworden, wirklich in vielen Gegenden tief in die Seelen auch des niederen Volkes, und der Ruf: los von Dänemark wurde in weiten Kreisen ein fast allgemeiner. Die Elmshorner Versammlung, später die große Volksgemeinde zu Rendsburg waren Zeugnisse dafür. Beide waren in der That Kundgebungen einer Massenbewegung, wie sie anderwärts in Deutschland unseres Wissens selten oder nie beobachtet wurde.

Jetzt, wo jene Frage durch Preußens Schwert und Wort günstig entschieden, jener Ruf zur Thatsache geworden ist, würde es in der großen Mehrzahl des Volkes der Herzogthümer wieder still sein, wenn nicht mit künstlichen Mitteln, mit einer Maschinerie, die in der gedachten Zeit der nationalen Bewegung geschaffen wurde und da ihre guten Dienste that, noch eine gewisse Aufregung wach gehalten würde. Es ist wahr, durch die Schleswig-Holsteiner geht ein starker Zug von Particularismus, sie thun es in dieser Hinsicht ungefähr den Schwaben gleich, mit denen sie überhaupt manche Aehnlichkeit haben. Allein es ist ebenso wahr, dieser Particularismus würde bei den Meisten bloße Stimmung bleiben, sich mit einigem stummen Grollen gegen drohende Verletzung begnügen und sich am wenigsten zu dem Grade von blindem Fanatismus steigern, der über die mit jener Verletzung unleugbar verbundenen materiellen Vortheile hinwegsieht, wenn die angedeutete Maschinerie nicht wirkte.

Man hört im inneren Deutschland große Worte von dem Volkswillen reden, der sich in der Zahl der Unterschriften unter der Kieler Umschlags-Erklärung und in den Beschlüssen der letzten Rendsburger Delegirtenversammlung kundgegeben habe, und den man achten müsse. Man hört dergleichen auch in Berlin hier und da, wie man uns schreibt, — leider vornehmlich in Abgeordnetenkreisen. Es muß aber endlich einmal gesagt werden: die meisten der Adressen, Resolutionen, Erklärungen und Proteste, welche sich im spezifisch schleswig-holsteinischen Sinne äußern, das Getöse der Majorität in den schleswig-holsteinischen Vereinen, das Toben der Kampfgenossenvereine, das Lärmen anderer particularistischer Gesellschaften gegen die Ansprüche Preußens ist zum guten Theile nicht Naturwuchs, sondern Fabrikarbeit. Auf dem Boden der norddeutschen kühlen Denkungsart gedeiht ein solcher Fanatismus nur bei sehr sorgfältiger Pflege. Giebt es auch auf dem Lande und unter den Pfahlbürgern der Kleinstädte Leute, die einigermaaßen wissen, was sie thun, wenn sie sich bei thörichten Demonstrationen der gedachten Art betheiligen, so giebt es doch deren noch weit mehr, die das nicht wissen, und bei Weitem die Mehrzahl verhält sich bei der Discussion über die Fragen, die jetzt die Tagesordnung bilden und auf den Fahnen der Parteien beantwortet zu lesen sind, beinahe vollkommen gleichgültig. Wenn auch aus diesem letzteren Kreise ein Beitrag zu den drei Nullen geliefert wurde, die hinter den vierzig oder fünfzig halben oder ganzen Particularisten der Kieler Umschlags-Erklärung prunken, so weiß hier zu Lande jeder, der einige Bekanntschaft in den Dörfern und Flecken hat, wie man dem Phlegma der Massen die Feder in die Hand log, schmeichelte oder drohte, und es ist daher eine arge Illusion, wenn Zeitungsleser südlich der Elbe in solchen Zahlen die Stimme des Volkes finden, eine noch ärgere, wenn an gewisser Stelle in Kiel, von welcher diese Spektakelstücke in Scene gesetzt werden, der Glaube herrscht, damit Großes geleistet oder gewonnen zu haben.

Zahlen beweisen — wir antworten: ja, hier aber nur, wie rührig man agitirt hat. Und überdies, Unterschreiben war wohlfeil; erst wenn es einmal gelten sollte, die Unterschrift durch ein Wagniß oder Opfer zu vertreten, den Beutel oder gar das Schwert dafür zu ziehen, würde sich zeigen, wie viel sie wirklich werth ist. Wir meinen, die Unterschriftsbogen würden dann ebenso wie der papierne Sonderpatriotismus der letzten in Rendsburg abgehaltenen Versammlung der Delegirten der schleswig-holsteinischen Vereine schwerlich viel mehr werth sein als anderes Material zu Fidibussen für die Pfeifen der Herren, die jene Bogen jetzt dem demokratischen Gewissen der Preußen entgegenhalten. Das schleswig-holsteinische Landvolk hat sehr achtbare Eigenschaften, aber eins seiner Lieblingssprichwörter ist „Knopp up'n Büdel," und ohne Nöthigung strenger Art Soldatenwerk zu verrichten, ist nicht seine Liebhaberei.

Die mehr oder minder Gebildeten also sind es, welche hier, wie allerwärts, im eigentlichen Sinne politische Interessen hegen und sich zu Parteien gruppiren. Was sich ihnen aus anderen Schichten anschließt, ist Material, mit dem sie so ziemlich nach Belieben agiren können, soweit nicht materielle Dinge in's Spiel kommen, wo die Benutzung der Massen freilich schwieriger wird. Mit den gebildeten Schleswig-Holsteinern haben wir es daher im Folgenden vorzüglich zu thun.

Vor dem Tode Friedrich's des Siebenten gab es im Herzogthum Holstein, abgesehen von den eingewanderten Dänen, eigentlich nur zwei Parteien: die deutsch-nationale und eine andere, die in drei verschiedenen Fractionen, die altschleswig-holsteinische, die der Gesammtstaatsmänner und die der sogenannten Neuholsteiner zerfiel, Fractionen, welche nur in dem Gegensatz gegen die Nationalen Eins waren, sonst in ihren Wünschen und Zwecken erheblich von einander abwichen.

In den ersten Jahren der neuen Aera in Preußen entstanden, wenigstens klarer geworden, nahm die nationale Partei in der letzten Zeit vor dem Aussterben des oldenburgischen Mannsstammes in Dänemark unter den genannten Gruppen von Politikern unzweifelhaft die erste Stelle ein, obwohl sie thatsächlich nicht sehr stark auf den Gang der Ereignisse einzuwirken vermochte. Ihre Parole war: Wiedervereinigung Schleswigs mit Holstein, Trennung von Dänemark bei erster Erfolg verheißender Gelegenheit, Eintritt in das politische Leben der deutschen Nation und Verschmelzung mit demselben. Auch über die Stellung zu Preußen war wenigstens ein Theil der Partei nicht im Ungewissen. Vor Allem wußten Theodor Lehmann, ihr hochbegabter Führer, und seine näheren Freunde in dieser Beziehung sehr wohl oder doch so gut wie die Gesinnungsgenossen im inneren Deutschland, was sie wollten. Als Lehmann im Januar des Jahres 1861 in der Kieler Harmonie den Mitgliedern des damals dort gegründeten Klubs des Nationalvereins den Entwurf zu einem Programm vorlegte, welches denselben als politisches Glaubensbekenntniß dienen sollte, nahm ihn die Versammlung, etwa hundert Köpfe stark, einstimmig an. Der Hauptsatz dieses Credo aber lautete wie folgt:

„Indem die Mitglieder des deutschen Nationalvereins im Herzogthum Holstein dem von der Generalversammlung des Vereins am 4. September 1860 aufgestellten Programme der staatlichen Einigung Deutschlands unter Preußens Führung rückhaltslos beitreten, erkennen sie es in Ausführung dieses Beschlusses für ihre besondere Aufgabe, auf die Wiederherstellung und weitere Ausbildung der alten Verbindung Schleswigs mit Holstein und auf den engsten Anschluß an das unter Preußens Führung centralisirte Deutschland mit allen gesetzlichen Mitteln hinzuwirken."

Die nationale Partei in Holstein fiel also damals mit dem deutschen Nationalverein zusammen. Dieser aber war in jener ersten Periode seiner Existenz nicht der Nebel, der er jetzt ist. Noch war nicht die Reichsverfassung unter seine Ziele aufgenommen, noch nicht der unselige Pakt mit der süddeutschen Demokratie geschlossen, noch nicht die Klarheit des Programms dem Streben geopfert, möglichst viele Mitglieder und Freunde jenseits des Mains zu behalten. Der Verein war damals noch da, um zu wirken, nicht, wie jetzt, blos um eben da zu sein; er wollte wirken für Schaffung einer Centralgewalt durch Uebertragung der den Einzelstaaten zustehenden militärischen und diplomatischen Hoheitsrechte an die Krone Preußen. Er war kurz als die preußische Partei in Deutschland zu bezeichnen.

Der Zweig des Nationalvereins in Holstein war in den inneren Fragen des Staatslebens selbstverständlich liberal, doch vertagte man seine Forderungen

in dieser Hinsicht, da man der dänischen Regierung keine Reformen danken wollte. Verdienst der nationalen Partei allein war es, wenn von Holstein bisweilen noch über die Elbe hinüber ein Zeichen gegeben wurde, daß man sich des Zusammenhangs mit dem Gesammtvaterlande erinnerte. Zu ihr zählte ein beträchtlicher Theil des intelligenteren Bürger- und Bauernstandes. Nur Mangel an fester Organisation ließ sie nicht größeren Einfluß erreichen. Auch ein vollkommen klares Programm für den Fall einer endlichen Trennung der Herzogthümer von Dänemark fehlte, und als Theodor Lehmann eines frühzeitigen Todes starb, verlor sie auch das allgemein in Liebe und Verehrung anerkannte Haupt. Graf Ludwig zu Reventlow und der Advocat Römer, obwohl ebenfalls Männer von eminenter Begabung und tüchtigstem Wollen, vermochten den Dahingeschiedenen nicht völlig zu ersetzen.

Der alte Herzog von Augustenburg hatte sich, abgesehen von seiner nicht unbegreiflichen Unbeliebtheit von früher her, das Vertrauen der Patrioten durch den Verzicht von 1853 völlig verscherzt. Der Erbprinz Friedrich lebte gezwungen außer Landes und machte keinen Versuch, den Vortheil seiner Geburt zum Nutzen der guten Sache zur Geltung zu bringen. Er würde der natürliche Führer der nationalen Partei und der Opposition gegen das Dänenthum geworden sein, er hätte derselben einen kräftigen Impuls geben können, aber er schwieg vor den Schwierigkeiten, welche ihm zu verbieten schienen, für das Recht des Landes thatsächlich Interesse an den Tag zu legen. Eine Zusammenkunft, welche derselbe während der großen Hamburger landwirthschaftlichen Ausstellung im Sommer 1863 im Hause des Malers Magnussen mit angesehenen Männern der nationalen Partei hatte, erweckte Erwartungen eines künftigen besseren Verhaltens des Prinzen gegenüber seiner Aufgabe.*) Man hoffte mit Sehnsucht auf das endliche Eintreten der Bundesexekution, die ihm das Land öffnen sollte, mußte aber bald mit Befremden erfahren, daß diese Sehnsucht in Dolzig und Gotha nicht getheilt werde.

Manche von der Partei dachten in Folge dessen schon damals an ein Aufgehen in Preußen wieder so lebhaft, wie sie in der Zeit gedacht hatten, als das Haus Augustenburg für Schleswig-Holstein todt und vergessen war.

Die altschleswig-holsteinische Partei, die das exclusive Schleswig-Holsteinerthum auf ihre Fahne schrieb, und der außer einem Theil der Ritterschaft und einigen ältern Professoren, Geistlichen und Beamten der große Haufen der Gedankenlosen, soweit er nicht vollkommen apathisch war, und die bauernhaft am Herkömmlichen Festhaltenden angehörten, verhielt sich gegen Deutschland particularistischer wie gegen Dänemark. Sie war gegen die Abmachungen von 1851 und 1852 vorzüglich deshalb, weil sie Schleswig von Holstein trennten;

*) In Betreff seiner Stellung zu Preußen befragt, äußerte sich der Prinz ungefähr dahin, daß er der Ueberzeugung sei, der König werde sein Erbrecht achten; sollte indeß die Vereinigung der Herzogthümer mit Preußen von Berlin her gewünscht und erstrebt werden, so werde er ihr nicht in den Weg treten. Wie weit die nationale Partei darnach ihm, wie weit er ihr verpflichtet ist, möge der Leser beurtheilen. Jene Aeußerung ist Thatsache, die nur mit Lügen in Abrede gestellt werden könnte.

hätte man ihr in Kopenhagen die alte Verbindung der Herzogthümer wieder gewährt und vielleicht noch etwas der Art, wie den alten Schein einer Personalunion, so hätte sie sich mit dem Londoner Protokoll zufrieden gegeben. Sie besaß in den letzten Jahren vor dem Kriege eigentlich nur noch wenig Bedeutung, da sie sich fast durchgehends vorsichtigster Zahmheit befleißigte und sich beinahe immer der Partei anschloß, welche in dieser Zeit unter den Fractionen der Nichtnationalen entschieden die herrschende war.

Diese, die Partei der Gesammtstaatspolitiker, stand durchaus auf dem Boden jener Abmachungen mit Einschluß des Londoner Protokolls und vertheidigte nur gewisse Rechte, Interessen und Einrichtungen der Herzogthümer gegen die Uebergriffe des Dänenthums. Die öffentliche Meinung hatte sie nur sehr getheilt und nur sofern sie Opposition war, für sich. Ihre erklärten Anhänger ließen sich zählen, und wenn sie trotzdem starken Einfluß auf die Geschicke des Landes ausübte, die Ständeversammlung zu Itzehoe bis auf wenige Ausnahmen dirigirte, so erklärt sich diese auffallende Erscheinung zunächst daraus, daß ihr die Constellation der europäischen Politik günstig war, dann daraus, daß sie in dem Baron von Scheel-Plessen einen klugen und energischen Führer besaß.

Baron Karl Plessen nahm an der Erhebung Schleswig-Holsteins keinen Antheil. Er hielt sich in den Jahren 1848 bis 1850 auf Seeland auf, wo er große Güter hat, während er in den Herzogthümern bis jetzt nur mit einem kleinen Hause zu Altona angesessen ist. Nach der Pacification begab er sich nach Holstein zurück, um hier fortan und namentlich seit 1855, wo er als Abgeordneter der Ritterschaft in die Ständeversammlung gelangte, eine sehr wichtige Rolle zu spielen. Binnen Kurzem hatte er es durch sein in der That höchst bedeutendes Talent, seine Rührigkeit und sein entschiedenes Auftreten dahin gebracht, daß ihn die letztgenannte Körperschaft, so sehr ihre Majorität, meist aus Alt-Schleswig-Holsteinern bestehend, von seinen politischen Meinungen abwich, zu ihrem Präsidenten wählte, eine Stellung, die ihm auch später nicht mit Erfolg streitig gemacht wurde, da unter den Abgeordneten niemand ihm an Begabung gleich kam, die meisten derselben vielmehr — man darf davon eigentlich nur Lehmann, den Baron Adolf Blome und den Propst Versmann, letztere beide Gesinnungsgenossen Plessen's, ausnehmen — ziemlich unbedeutende Leute waren. Niemand mochte ihn recht, Viele beneideten ihn, aber fast Alle fügten sich ihm, wenn auch widerwillig. Sein Ideal war der Gesammtstaat, und für diesen arbeitete er mit ebenso viel Geschick als Unverdrossenheit, obschon er dabei nur in seinen Freunden von der Diplomatie Verbündete hatte und sowohl beim dänischen Hofe, Ministerium und Volke, als bei der Majorität der Holsteiner auf mehr oder minder harten Widerstand stieß. So gelang es ihm, jedes offne Auftreten der Stände gegen den Gesammtstaat zu hintertreiben. Ihm vor Allem ist es zuzuschreiben, wenn dieselben sich 1859 beinahe zu einer Anerkennung der neuen Schöpfung verirrt hätten. Sein Einspruch endlich hinderte 1863 ein bereits vorbereitetes Vorgehen der Ständeversammlung gegen dieselbe.

Und nicht weniger mächtig als im Ständesaal war Scheel-Plessen unter der Ritterschaft, die durch das Ansehen, welches sie damals noch in Holstein genoß,

einen sehr beachtenswerthen Factor in seiner Rechnung bildete. Die Ritterschaft war nicht eigentlich antideutsch gesonnen, aber sie hielt an der Union mit Dänemark fest, weil sie auf die Wiederkehr der guten alten Zeit hoffte, wo nicht die dänische Demokratie in Kiel und Plön, sondern die schleswig-holsteinische Aristokratie in Kopenhagen herrschte. An diese phantastische Hoffnung machten sich Plessen und seine Anhänger, und indem sie die Durchführung der Vereinbarungen von 1851 und 1852 sowie des Thronfolgegesetzes von 1853 als den besten Weg zur Wiederherstellung der Zustände vor Beginn des demokratischen Regiments in Kopenhagen bezeichneten, gelang es ihnen, sich die Kräfte eines großen Theils der Ritterschaft dienstbar zu machen.

Die nationale Partei stand zu diesem Treiben Plessen's selbstverständlich in schroffem Gegensatz. Doch gebot die Taktik, ihn zu schonen, indem er immerhin in Kopenhagen als Oppositionsmann galt und man dem Dänenthum gegenüber die Einigkeit der Parteien im Lande betonen zu müssen glaubte. Doch war man in Folge seiner Haltung in der Adreßfrage während der letzten Ständeversammlung schon dabei, offen den Feldzug gegen ihn zu beginnen und ihn namentlich in der deutschen Presse des Nimbus zu entkleiden, den er sich bei nur oberflächlichen Kennern der Verhältnisse erworben, als der Tod Friedrich's des Siebenten die Dinge völlig änderte und an Wichtigeres denken ließ.

Ueber die sogenannten Neuholsteiner können wir kurz sein. Sie waren weniger eine Partei, als eine Klasse von Menschen, die fast ausschließlich aus jüngern Beamten zusammengesetzt war, welche um jeden Preis nach guten Stellen strebten und ihre etwaige Gesinnung darnach einzurichten bereit waren. Wir nennen sie hier nur, weil ihr die Mitglieder der holsteinischen Regierung angehörten, die 1863 in Plön Handlangerdienst für die Kopenhagner Politik that. Daß diese Gesinnungslosen im Lande keinerlei Achtung genossen, braucht kaum hinzugefügt zu werden.

Vielfach anders als in Holstein stand es in den letzten Jahren vor dem Befreiungskriege im Herzogthum Schleswig. Die äußere Erscheinung des Lebens war hier durch die Bemühungen der dänischen Regierung seit 1850 wesentlich verändert, namentlich im Norden, und zwar bis in die Gegend der Schlei. Die Beamten, Geistlichen und Lehrer fast alle dänisch, Schule und Kirche halb oder ganz danisirt, die Presse lediglich im Interesse der Kopenhagner Politik gehandhabt, beinahe jeder einigermaßen Gebildete im Stande, die Sprache Fühnens und Seelands zu verstehen. Ferner mancher früher deutsch Gesonnene durch Verheißungen oder Drohungen auf die Seite der Gewalthaber gebracht. Viele endlich eingeschüchtert, muthlos und hoffnungslos. Das Ganze ein erlöschendes Feuer, dem nur noch besonders brutale Willkürlichkeiten, Rechtsverletzungen und Mißhandlungen der dänischen Tyrannei von Zeit zu Zeit Nahrung gaben.

Nur diese Brutalitäten haben Schleswig für Deutschland erhalten. Tiefer und immer tiefer drang durch sie der Gegensatz gegen das Dänenthum, dessen sich früher höchstens Einzelne klar bewußt gewesen, in das Gefühl des größten Theils der deutschen Bevölkerung. Der Sprachzwang in den sogenannten gemischten Districten steigerte die Empfindung dieses Gegensatzes zu grimmigem

Haß. Der widerliche Egoismus vieler dänischer Beamten, der selbst in Geldsachen nicht reinlich war, die Unkenntniß derselben in Betreff des Rechts und der Sitte des Landes ließ sie als „Snavs" d. h. Auskehricht verachten. An eine Versöhnung mit dem System, welches die deutschen Schleswiger auf diese Weise drückte, peinigte und reizte, war nicht wohl zu denken. Eben so wenig freilich an eine Abschüttelung desselben. Man trug es mit stummem Groll, wagte bisweilen passiven Widerstand und begnügte sich im Uebrigen damit, antidänisch Gesinnte in die Ständeversammlung zu wählen, die dann den Klagen des Landes Ausdruck gaben.

Besonders lebhaft war der Dänenhaß und die ihm entsprechende deutsche Gesinnung in Angeln und hier und da in Eiderstedt, ferner in den Städten Schleswig und Eckernförde sowie in Tönning und in den südlichen Theilen Flensburgs. Aber auch in Hadersleben und Apenrade hatten sich stille Gemeinden deutsch Gesonnener erhalten, und selbst unter dem Landvolk der Umgebung dieser nördlichsten Städte fanden sich Einzelne, die wenn sie auch nicht gerade lebhaft für Deutschland empfanden, doch die Dänen haßten.

Eigentliche Parteien erwuchsen aus dem Boden dieser Stimmung nicht. Man hatte vorläufig kein anderes Ziel, als so gut sich's thun ließ, sich der Dänenwillkür zu erwehren. Positive Zwecke gab die Lage nicht in die Hand. Ueber die Zukunft war ein Schleier gebreitet. Männer von Intelligenz, die ihn zu lüften verstanden hätten, fanden sich nach der großen Patriotenaustreibung von 1850 nur wenige. Eine Parteiorganisation war bei der strengen Ueberwachung des Landes durch die dänische Polizei, der mangelnden Preßfreiheit, dem fehlenden Vereinsrecht ein Ding der Unmöglichkeit. Dennoch ließen sich gewisse Gruppen unterscheiden, zu welchen die Einzelnen nach ihrem politischen Denken geordnet werden konnten, und zwar waren dies drei Gruppen oder Schattirungen: die deutsch-nationale, die alt-schleswig-holsteinische und die derjenigen wunderlichen Politiker, welche an ein selbständiges Schleswig dachten.

Die nationale Schattirung, aus denselben Elementen zusammengesetzt wie in Holstein, hatte auch wesentlich dieselben Anschauungen und Ziele, aber auch dieselben Mängel, und zwar in höherem Grade wie dort. Sie wollte entschieden Trennung von Dänemark und Verbindung mit Deutschland. Aber sie hatte weder eine Organisation noch ein klares Programm für den Augenblick der Befreiung von Dänemark; auch war sie schwach an Zahl und bei Weitem weniger von der öffentlichen Meinung getragen als die Parteigenossen im südlichen Nachbarherzogthum.

Die Gruppe der Alt-Schleswig-Holsteiner mit ähnlichen Ansichten und Absichten, ähnlicher Zusammensetzung und ähnlicher Haltung wie die ihr entsprechende Partei in Holstein war lange Zeit diejenige, welche die meisten deutschen Schleswiger, soweit sie überhaupt politische Interessen kannten, und selbst einen Theil der dänisch redenden zu sich zählte. In den letzten Jahren indeß begann sie theils an die dänische Partei, von der wir hier nicht weiter reden, theils und noch mehr an die deutsch-national Gesinnten merklich an Terrain zu verlieren.



Eine Gesammtstaatspartei wie in Holstein gab es unter den deutschen Schleswigern nicht und unter den dänischen nur unter den Beamten. Von der Parteischattirung aber, welche ein selbständiges Schleswig träumte oder, was häufiger, von einem solchen nur sprach, um ihre Lauheit und Halbheit zu bemänteln, ist kaum mehr zu berichten, als daß sie besonders unter der Flensburger Kaufmannschaft verbreitet war.

Von einer Bethätigung der respectiven Gesinnung dieser Gruppen nach bestimmten Zielen hin konnte nach dem Obigen nicht viel die Rede sein. Nur die dänische Partei hatte freies Spiel. Kundgebungen, welche an die politische Vergangenheit Schleswig-Holsteins erinnerten, wurden rücksichtslos bestraft, auch wenn sie sich maaßvoll hielten. Man befand sich zudem — die Stadt Schleswig ausgenommen — materiell ziemlich wohl, man hatte kaum Aussicht auf baldigen Umschwung der Dinge, die Regsameren begegneten vielfach in den Massen entmuthigender Mattheit. Ferner war das Verhältniß zum Hause Augustenburg in Schleswig, wo man dasselbe genauer kannte, wo möglich ein noch weniger freundliches als in Holstein. Schließlich fehlte es nach Rumohr-Rundhof's Tode (derselbe, ein begabter Mann und eifriger Patriot, starb fast zu gleicher Zeit mit Lehmann) fast ganz an Führern. Thomsen-Oldensworth, damals in Deutschland ein viel genannter Name, jetzt selbst in Schleswig-Holstein kaum noch erwähnt, und der Bauer und Autodidakt Hansen von Grumby (in Angeln) hatten sich zwar durch ziemlich offenes Herausgehen mit der Sprache im Flensburger Ständesaal wie im Kopenhagener Reichsrath die Achtung und das Vertrauen des Landes erworben, mit ihrer intellectuellen Begabung jedoch reichten sie nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus, und so waren sie nicht die Leute, denen sich jedermann ohne Weiteres unterzuordnen geneigt ist. Die übrigen deutschen Mitglieder der Ständeversammlung aber waren theils Edelleute mit wenig Kenntniß und engem Gesichtskreis, theils fast ganz ungebildete Kaufleute und Bauern, deren einziger politischer Werth in ihrer allerdings jede Anerkennung verdienenden Gesinnungstüchtigkeit bestand.

So war die Lage der Dinge in Schleswig-Holstein, und so hatten sich diesseits und jenseits der Eider die Parteiverhältnisse gestaltet, als mit dem Ableben Friedrich's des Siebenten die neue Aera des Landes begann, welche die im Vorigen skizzirten Gruppen von Politikern theils mit einander vereinigte, theils weiter von einander trennte — ein Proceß, der in verschiedene Perioden zerfällt.

Die Proclamation des Erbprinzen erfolgte und etliche Wochen darauf der Einmarsch der Executionstruppen des deutschen Bundes in das Herzogthum Holstein. Noch einige Tage, und der Prinz oder, wie wir ihn jetzt nennen wollen, der Herzog erschien selbst im Lande. Vorher hatte er sich in Gotha mit Männern der nationalen und der alt-schleswig-holsteinischen Partei verständigt, die ihm von Holstein zugereist waren und ihm auf Grund seines Wortes „mein Recht ist eure Rettung" in gleicher Weise ihren guten Willen entgegentrugen. Bedenken, die sich bei Scharfsichtigeren schon dort in Betreff seiner Umgebung regten, unterdrückte man vorläufig in der bei Preußens damaliger Haltung nicht unbegreiflichen Meinung, daß nur mit dem Augustenburger und der ihn stützenden Begeisterung der deutschen Nation ganz und für immer von Dänemark los-

zukommen, und in dem richtigen Gefühl, daß diese Trennung allen anderen Rücksichten und Wünschen unbedingt überzuordnen sei. So huldigten dem Herzog in Gemeinschaft mit dem größeren Theile der übrigen Holsteiner auch die, welche von Anfang an schon gezweifelt, ob er wohlberathen und ob er von Natur befähigt sei, mit dem großen Sinne, den die Lage zu erfordern schien, Politik zu treiben. Sie hielten zu ihm und waren energisch für ihn thätig auch dann noch, als jene Zweifel sich mehr und mehr bestätigten, als er den Muth nicht fand, die Gelegenheit zur Ergreifung der Regierung, die allerdings nur einige Tage gegeben war, zu benutzen, als die Persönlichkeit, die fortan die Seele seiner Politik bildete, statt mit kühnen Entschlüssen mit diplomatischer Kleinmeisterei sein Recht zur Geltung bringen und die Befreiung des Landes zu vollenden suchte, und als es immer klarer wurde, man gedenke sich diese Geltung nicht zu erobern, sondern zu erwarten.

Der Marsch der Preußen und ihrer Verbündeten über die Eider und Levensau mäßigte die Mißstimmung, die gegen sie im Lande geherrscht, beträchtlich. Die ersten blutigen Zusammenstöße mit den Dänen zeigten, daß man es in Berlin wenigstens nicht auf ein bloßes Scheinmanöver abgesehen hatte. Die Gefechte zwischen Schleswig und Flensburg und vor Düppel, der Einmarsch der Alliirten in Jütland bewiesen weiter, daß es bitterer Ernst war, den Schleswig-Holsteinern und Deutschland mindestens einen Theil des verlorenen Rechts wieder zu verschaffen. Das Auftreten der Civilcommissare in Schleswig, alle nicht geradezu maaßlosen Erwartungen befriedigend, bestätigte jene Annahme von Tage zu Tage mehr und ließ im Verein mit manchen Andeutungen von Berlin her noch Besseres hoffen. Doch hatte man in der nationalen Partei noch so wenig Sicherheit in Betreff einer vollkommen zufriedenstellenden Lösung der Frage wie anderwärts, und so fuhr man fort, vor Allem das Erbrecht des Herzogs zu betonen. Noch drohte einerseits die Personalunion, und man wollte mit Dänemark gar keine Union, wie immer gestaltet; noch war andererseits die Theilung Schleswigs zu fürchten, und man wollte das ganze Schleswig-Holstein für das deutsche Leben gewonnen sehen.

Indeß gab sich das Mißbehagen der Nationalgesinnten an der in Kiel betriebenen Politik doch schon jetzt bisweilen kund, und schon hörte man dieselbe in den schleswig-holsteinischen Vereinen, die sich mittlerweile gebildet hatten und, alle Parteien mit Ausnahme der Gesammtstaatsmänner umfassend, die öffentliche Meinung beherrschten, unverhohlen als „Emigrantenpolitik" tadeln. Im Stillen sagte man sich noch mehr. Man wußte, daß der Umgebung des Herzogs dessen persönliches Interesse in erster Linie, das Land erst in zweiter, Deutschland kaum in dritter stand, daß die Rathgeber desselben erst augustenburgisch, dann schleswig-holsteinisch und zuletzt erst ein wenig deutsch dachten. Man erzählte sich, daß zu gleicher Zeit mit allen Mächten und Parteien, mit Demokraten und deren Gegnern, mit den Herren vom Sechsunddreißiger-Ausschuß, mit Groß- und Kleindeutschen, mit Oesterreich, Preußen und dem Bunde gerechnet und verhandelt wurde, und man hatte das Gefühl, als ob ein derartiges Verhalten sich mehr für einen Gastwirth als für einen Staatsmann schicke. Man meinte zu wissen und hatte darin nicht Unrecht, daß diese Politik selbst Frankreichs Hülfe

nicht verschmähen werde und zwar auch dann nicht, wenn sich der Zwang dieser Hülfe gegen die norddeutsche Großmacht kehrte. Man glaubte Gewißheit zu haben, daß der Gedanke eines Bittgangs nach Paris, mit dessen Colportirung ein Kieler Herr sich in Schleswig — bei dem Widerstand der Nationalen erfolglos — bemühte, nicht in dem Kopfe seines Herumträgers gewachsen sei. Man hatte bei den mit dem Herzog aus Gotha gekommenen Politikern über Unkenntniß der Landesart zu klagen, über Kleinlichkeit der angewandten Mittel, Zurücksetzung begabter, Bevorzugung unbedeutender, aber blind ergebener Persönlichkeiten, vor Allem aber und wieder und immer wieder über Mangel an Entschlossenheit und Männlichkeit.

Schon damals erwartete Mancher von der Regierung, der man im Fall der Constituirung eines selbständigen Staates unter dem Herzog entgegen sah, sehr wenig Erfreuliches. Schon damals richtete Mancher seine Blicke auf Preußen, wenn auch noch schüchtern und zweifelnd, da man noch immer nicht sicher war, daß von dort Erfüllung des ersten Postulats des Landes, völlige Trennung von Dänemark, zu hoffen sei. Andererseits aber begann auch das Alt-Schleswig-Holsteinerthum im Verein mit der Demokratie, welche allerdings nur in Altona und Kiel einige Bedeutung beanspruchte, gelegentlich particularistisch zu demonstriren, und bald war zu sehen, daß die im Streben nach Lösung der dänischen Fesseln vereinigten, in den schleswig-holsteinischen Vereinen zusammenwirkenden alten Parteien sich über kurz oder lang wieder trennen und dann als geschärfte Gegensätze einander bekämpfen würden.

So kam der April heran und mit ihm der schöne Sieg von Düppel, der Preußens Achtung im Lande merklich steigerte und die Stimmen, welche sich bis dahin für engern Anschluß des letzteren an die norddeutsche Großmacht geäußert, erheblich vermehrte und lauter werden ließ. Die Londoner Conferenzen folgten, der Streit über die Theilung Schleswigs, die Erledigung der mit ihm erweckten Befürchtungen und der Abbruch des ganzen Handels. Ein zweiter Feldzug — kühner als der erste; denn er konnte einen Krieg mit England hervorrufen — befreite durch die Eroberung Alsens und der Westsee-Inseln ganz Schleswig. Friedenspräliminarien stellten in sichere Aussicht, was noch beim Einrücken der deutschen Großmächte in Schleswig nur Sanguiniker zu träumen gewagt hatten und was der deutsche Bund ohne Preußen niemals durchzusetzen im Stande gewesen, was Schleswig-Holstein allein oder mit Hülfe der öffentlichen Meinung Deutschlands noch weniger zu erringen befähigt gewesen wäre.

Das Land war voll Jubel, nur einigen ungenügsamen Thoren waren einzelne Sätze der Friedenspräliminarien nicht recht. Man war los von Dänemark ganz und für immer, die negative Seite des Programms der Nationalen war verwirklicht und damit die Zeit gekommen, energisch für die positive aufzutreten und zwar sofort, unverzüglich, in erster Linie, nicht erst, wie man im augustenburgischen Hoflager wünschte und mit dem Apparat der Vereine, Städtetage, Bauerntage u. d. m. poussirte, nach der Forderung, daß der Herzog als Souverän anerkannt werde. Diese positive Seite bestand nach dem modificirten Glaubensbekenntniß vom Januar 1861 (modificirt, da ein „unter Preußens Führung centralisirtes Deutschland" noch frommer Wunsch war) in dem Ver-

langen nach engstem Anschluß der [illegible] hatte, ßischen Staat, was später, bei größerer [illegible] steini- der militärischen und diplomatischen Hoheitsrechte [illegible] andere cisirt wurde.

Diese Forderung wurde von den Nationalen [illegible] ung. einen gestellt, und damit begann die zweite Periode [illegible] ung der bisher im Wesentlichen zusammengegangenen Parteien, [illegible] wo in dem Organismus der schleswig-holsteinischen Vereine [illegible] sich doch schon mit großer Schroffheit und Erbitterung [illegible] Reise des Herzogs nach Berlin und die Gerüchte, die sich über dieselbe verbrei- teten, der offenkundige sehr starke Einfluß Herrn v. [illegible], des früheren Präsidenten der großdeutschen Reformvereine und jetzigen herzoglich schleswig- holsteinischen Gesandten in Wien, auf seinen Vollmachtgeber, das [illegible] liche Balanciren der Kieler Hofpolitik zwischen Preußen und Oesterreich, die dar- aufhin vermuthete Abneigung derselben, der Krone Preußen wirklich werthvolle Concessionen zu machen, das aus der Natur des Hauptträgers jener Politik mindestens erklärliche tiefe Mißtrauen in dessen Versicherungen vom Gegentheil beschleunigten diesen Proceß. Ein Aufsatz in dem Organ der nationalen Par- tei, der in Flensburg erscheinenden „Norddeutschen Zeitung,“ in welchem für das damals in Aussicht stehende Interim plaidirt wurde, gab der Gegenpartei Anlaß, ihre Loyalität in geräuschvollen Entrüstungsmeetings und fulminanten Leitartikeln leuchten zu lassen. „Der Verrath rüstet sich zum Sprunge,“ schrieb damals (im Juli v. J.), wie die Einen behaupten, Peter Jessen, wie die Andern, wir glauben mit mehr Recht, sagen, das Kieler Preßbureau der „Schleswig- Holsteinischen Zeitung.“ Damit war der Bruch zwischen den bis dahin noch müh- sam zusammengehaltenen politischen Gruppen im Lande vollzogen. Nicht blos die Particularisten und die Anschlußpartei trennten sich, sondern auch die letztere be- gann sich in eine entschiedenere und eine sanfter und vorsichtiger auftretende und damit den Höfischen angenehmere Fraction aufzulösen.

Die dritte und letzte Periode in der Bildung der heutigen Parteien unter den Schleswig-Holsteinern wurde durch einen Schritt der alten Gesammtstaats- männer eingeleitet.

Der Baron Scheel-Plessen hatte, so lange der Krieg wäh[illegible] reißung der Herzogthümer von Dänemark noch ungewiß [illegible] bisheriges Ideal, dann für eine Personalunion [illegible] einigen andern Mitgliedern der Ritterschaft [illegible] unterstützt worden. Ein paar andere [illegible] Erbrecht des Großherzogs von Old[illegible] datur im Uebrigen nirgends [illegible] müßte denn die „Angler [illegible] für gelten lassen.

Jetzt, na[illegible] und seine [illegible] Zwisch[illegible] Adre[illegible]ungen, zu [illegible]

sich reden zu machen anfing, und in welcher in einer — wohl absichtlich — nicht recht klar gehaltenen Sprache der „engste Anschluß" Schleswig-Holsteins an Preußen als Wunsch der Unterzeichner hingestellt wurde. Nur gewisse berechtigte Eigenthümlichkeiten des Landes sollten dabei gewahrt bleiben. Die öffentliche Meinung faßte den „engsten Anschluß" als Personalunion, die „Eigenthümlichkeiten" als die Rechte der Ritterschaft auf. Wenn sie darin irrte, so war das nicht ihre Schuld. Die Sprache der Adresse war in der That nicht besonders deutlich, und wenn man sonach zwischen den Zeilen lesen mußte, so konnte man Erinnerungen an die Vergangenheit des Barons und Gedanken an die Interessen der übrigen Unterzeichner nicht gut abweisen. Personalunion mit Preußen aber begehrte außer einem Theil der Siebzehn in ganz Schleswig-Holstein ebensowenig jemand als Erhaltung der ritterschaftlichen Privilegien.

Die Adresse fand in Folge dessen wenig Unterschriften. Selbst die entschieden nationale Partei, die wir von jetzt an als die der strengen Anschlußmänner bezeichnen werden, erklärte sich von Scheel-Plessen und Genossen in ihrem Blatte „um die Weite eines Horizonts getrennt," obschon sie mehrere der Unterzeichneten als durchaus achtbare und reine Charaktere zu ehren nicht umhin konnte und mit den Gründen, aus denen man die Siebzehn von Kiel her in der Presse mit allen und zwar oft recht unwürdigen Mitteln befehden ließ, keineswegs völlig einverstanden war.

Trotz der geringen Zahl ihrer Unterschriften machte die Plessen'sche Adresse der Umgebung des Herzogs doch schwere Sorge; denn es ließ sich nicht leugnen, die Namen unter derselben, deren Träger sich in der Folgezeit theilweise in der Zeitung als Annexionisten sans phrase decouvrirten, waren mindestens insofern gewichtig, als sie einen sehr beträchtlichen Theil des holsteinischen Grundbesitzes und mehrere große Firmen repräsentirten. Auch hatte die Ritterschaft, der die meisten derselben angehörten, immerhin noch einen Theil ihres alten Ansehns behalten. Schließlich aber waren die Unterzeichner, welche, wie Graf Holstein-Waterneversdorf, früher für den Herzog aufgetreten waren, mit ihrer Bekehrung zu Preußen äußerst fatale Präcedenzfälle.

Es galt, durch einen Protest mit möglichst vielen Unterschriften der gefährlichen Demonstration die Spitze abzubrechen und der öffentlichen Meinung in Deutschland zu zeigen, was sie als den wahren Willen der Schleswig-Holsteiner anzusehen habe, und jetzt ließ man die zu Anfang dieses Berichts wiederholt erwähnte Maschinerie mit vollem Dampf wirken. Gewisse Herren, die in einem gewissen Hause auf dem Sophienblatt in Kiel als Vertraute aus und eingehen, sich da ihre politische Meinung nach den Umständen reguliren lassen, die Parole des Tages holen und sie den Vereinen zutragen, Politiker, meist von der altschleswig-holsteinischen Schattirung, theils auch der gelinden Anschlußfraction, oder, wie man's vielleicht richtiger ausdrückt, den verschämten und vorsichtigen Particularisten angehörig, setzten sich zusammen, entwarfen eine Gegenerklärung, ließen sie, wie mit Bestimmtheit anzunehmen ist, an der rechten Stelle approbiren und brachten sie dann unter die Leute. In einer Versammlung von Großgrundbesitzern, zu welcher der Kieler Umschlag Gelegenheit bot, wurden vierzig stattliche Köpfe für den Anfang gewonnen. In einer andern Versammlung, die

am selben Abend stattfand und zu der auch der kleine Mann Zutritt hatte, wurde weiter geworben. Dann ging die Erklärung an die schleswig-holsteinischen Vereine und durch diese, soweit sie sich brauchen ließen, sowie durch andere Räder und Rädchen des Agitationsapparates weiter ins Land.

Dies die Entstehungsgeschichte der sogenannten Vierziger-Erklärung. Sie sollte ein recht kräftiger Protest gegen die preußenfreundliche Kundgebung der Siebzehn sein, und sie war es. Aber die Leidenschaft an der Stelle, wo die Maschinerie dirigirt wurde, hatte diesmal das sonst hier übliche Lavirsystem, mit dem man sich alle Kräfte im Lande mehr oder minder nutzbar zu machen wußte, bei Seite setzen lassen. Der Protest war nicht blos kräftig, sondern zu kräftig gerathen. Die Erklärung, der erste aufrichtige Ausdruck dessen, was man auf dem Sophienblatt wollen würde, wenn man die Wahl hätte, wußte gar nichts von der Existenz Preußens, sie sprach nur von dem Rechte des Herzogs, dem Verlangen, dasselbe anerkannt zu sehen und dann von Anschluß an — Deutschland, ein damals längst zum Stichwort der Preußenfeinde gewordener Ausdruck, unter dem man sich, wenn überhaupt etwas Reelles, kaum etwas Anderes vorstellen konnte, als Eintritt in den deutschen Bund und zu Preußen kein anderes Verhältniß als das, in welchem die übrigen Glieder dieses Bundes bisher zu ihm standen.

Die Verfasser dieses beinahe komisch zu nennenden Schriftstücks waren gewiß überzeugt, damit Tüchtiges geleistet zu haben. Auch die Maschine that ihre Schuldigkeit: sie arbeitete unverdrossen etliche Wochen und lieferte ihre vollen funfzigtausend Namen auf das Papier, Namen, die man sich freilich nicht alle genau ansehen, die man nicht wägen und die man noch weniger alle fragen durfte, aus welchen Gründen und auf welchem Wege sie hierher gekommen. Indeß andererseits machten die Absender doch auch Erfahrungen, die sie zweifeln lassen konnten, ob ihre Leistung wirklich ein vernünftiger und nützlicher politischer Act, ob sie nicht vielmehr ein Mißgriff, ja ein offenbarer Unfug gewesen. Die Presse der entschiedenen Anschlußmänner erhob sich, um die Redensart vom „Anschluß an Deutschland" als einen Skandal zu verurtheilen. Die großen Blätter der nationalen Partei in Norddeutschland, bisher dem Herzog und seiner Umgebung nicht ungünstig, sprachen drohend in gleicher Weise. Mehrere Vereine, denen die Erklärung zugegangen, schickten sie, als nicht mit ihren Ansichten im Einklang, einfach zurück, andere unterschrieben mit Vorbehalt, erklärend, daß sie damit nicht die Ansprüche Preußens zu leugnen gemeint haben wollten. Mit Einem Wort: alle Verständigen im Lande wandten sich mit Widerwillen von denen ab, welche als die directen oder indirecten Urheber dieser Thorheit angesehen werden mußten.

Vergebens donnerte die „Schleswig-Holsteinische Zeitung" mit dem üblichen vollen Brustton des reinen unverfälschten Particularismus, umsonst flötete die sanftere „Kieler Zeitung" von Mißverständnissen: Preußen gehöre ja zu Deutschland, folglich sei Anschluß an dieses doch wohl auch Anschluß an jenes und was dergleichen Kindersophistik mehr war. Die Gegner wollten sich nicht weisen lassen, und so brach endlich bei den Herren in Kiel etwas wie Erkenntniß und Reue durch. Man hielt Berathungen, zu welchen gelinde und strenge Particularisten gezo-

gen wurden, debattirte lange und eifrig und suchte sich über eine Art authentische Interpretation der Vierziger-Erklärung zu verständigen. Es gelang, eine solche zu Stande zu bringen, aber sie selbst als gelungen zu bezeichnen konnte unter wirklich national Gesonnenen diesseits und jenseits der Elbe nur dem in den Sinn kommen, welcher das Wort ironisch zu brauchen gedachte. Die ganzen Particularisten hatten die Hauptsache dabei gethan, die halben im Bund mit den Höfischen hatten gemeint zu benutzen und waren benutzt worden. Aeußerst ergötzlich war überdies zu lesen, wie das Actenstück die neue Resolution naiv mit der Furcht vor der öffentlichen Meinung im Süden motivirte. Nicht bessere Ueberlegung, nicht Verständniß des wahren Vortheils der Herzogthümer, sondern die bleiche Aengstlichkeit hatte das hinterthürenreiche neue Gedankengebäude gezimmert.

Natürlich wies die Partei der Anschlußmänner auch diese Schöpfung der für den Augenblick zusammengetretenen Compromißpartei als völlig ungenügend zurück, und jetzt empfand sie die Nothwendigkeit, sich mit einem bestimmten Programm und einer eigenen Organisation von den schleswig-holsteinischen Vereinen, in denen sie bis dahin verblieben, die aber allmählich bis auf die Majorität ihres Ausschusses in die Hand eines von Kiel her bald erhitzten, bald nach Bedarf temperirten Particularismus gerathen waren, zu trennen und als vollkommen selbständiger Organismus neben dieselben zu treten. Bisher hatte man den Herzog und sein Recht immer noch stärker oder schwächer betont. Von jetzt an hielten die Führer es für gerathener, ihn, wie man hier zu Lande sagt, „außen vor zu lassen," wenigstens nur indirect und nebenbei, wie die Vierzig von Kiel und ihr Schweif mit Preußen gethan, seiner Existenz und seinen Ansprüchen Rechnung zu tragen oder, wie ein Redner es einmal ausdrückte, zwar nicht antiherzoglich, wohl aber nicht mehr herzoglich aufzutreten.

Die Vierziger-Erklärung war um die Mitte des Januar d. J. versandt worden und zwar, wie man in Kiel bald allgemein wußte, vom Sophienblatt aus. Die Führer der Anschlußmänner trafen sich um die Mitte des Februar in Rendsburg zur Constituirung der Partei und vereinigten sich nach kurzer Debatte über ein Programm, welches von Kieler Mitgliedern der Partei entworfen worden war, und gegen dessen Annahme sich von den 24 Versammelten nur drei erklärten, zwei davon lediglich aus Gründen der Opportunität, der dritte aus solchen, die es als einen Mißgriff erscheinen ließen, daß er überhaupt eingeladen worden war. Die Uebrigen — es waren ohne Ausnahme Männer von Intelligenz, Leute, die sich seit Jahren mit politischen Dingen beschäftigt, fast nur solche, die früher den Kampf gegen die Dänen geführt, die etwas gethan und gewagt hatten, als man in Dolzig und Gotha noch kaum an das Land dachte — unterzeichneten ohne Besinnen. Einige andere, welche zu erscheinen verhindert gewesen, stimmten nachträglich zu, wieder andere Parteigenossen, die fern geblieben, hegten, wie jene zwei, aus Rücksichten der Nützlichkeit (sie dachten an Gründung einer zahlreichen Partei, etwa wie der Nationalverein an Erhaltung einer solchen, durch ein unklares Programm) Bedenken, ein Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, welches des Herzogs nur mittelbar gedachte. Da diese letzteren werthe Freunde waren und bekehrbar schienen, so vertagten die Leiter der Partei die be-

finitive Constituirung derselben, die indeß von dem Tage an, wo die preußischen Forderungen ihrem Wortlaut nach bekannt sein werden, nicht lange mehr auf sich warten lassen wird. Das Feldgeschrei der Partei wird dann, wie wir zuversichtlich erwarten, kurz und bündig lauten: Entweder volle Gewährung dieser Forderungen oder die Annexion — tertium non datur!

Kurz nach der eben erwähnten Besprechung der entschiedenen Anschlußmänner fand die Versammlung der Delegirten der schleswig-holsteinischen Vereine, ebenfalls in Rendsburg statt. Die Kieler kamen dahin mit dem halbschlächtigen Ergebniß ihres Compromisses mit den zahmeren demokratischen Particularisten. Von Altona, Segeberg und der Mehrzahl der übrigen Orte, wo Vereine bestanden, erschien der wilde und nackte Particularismus. Die Anschlußpartei der strengen Observanz blieb fast ganz weg, sie hatte die Vereine längst als unverbesserlich der Phrase verfallen aufgegeben. Das Resultat war kein erfreuliches für die, welche, nachdem sie erst das Land durch die Vierziger-Erklärung gegen Preußen in's Feld gerufen, jetzt gern ein Rückzugsmanöver in eine leidlich gesicherte Position ausgeführt hätten. Man muß nicht mit Feuer spielen, wo Stroh liegt, und — „die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Die vorsichtige Halbheit erlag dem Eifer der Ganzen, die diplomatische Intrigue mit ihren zwei Gesichtern dem Bauernverstand, der in derber, aber ehrlicher Bornirtheit ein Gesicht für genug hielt, die Verblümtheit trotz der guten Worte, die sie gab, der beinahe ganz unverblümten, um nicht zu sagen unverschämten, particularistischen Gesinnung. Altona siegte im Wesentlichen mit seinen Resolutionen, und die Neuwahl des Ausschusses setzte denselben fast aus lauter offenen Gegnern Preußens zusammen.

Es war ein trauriger Tag für die innere Politik des Kieler Sophienblatts und deren Anhänger und Postenträger unter den „blauen" Anschlußmännern oder, wie wir sie bisher bezeichneten, den verschämten Particularisten. So viel berathen, so höflich geworben, so fleißig geschrieben und jetzt so wenig erreicht trotz der Klugheit des Meisters. Es war in der That betrübend, und man hatte alle Ursache, sich zu entrüsten: weder die „rothen" Anschlußmänner, die alten entschiedenen Gegner, noch die „rothen" Particularisten, die neuen halben Freunde, wollten in Betreff der Vortrefflichkeit jener Politik Raison annehmen und ihr ferner Handreichung thun.

Indeß verlor man den Muth nicht gänzlich. Nachdem man sich ein wenig von der Rendsburger Niederlage erholt, arrangirte man zunächst in Kiel Parteiversammlungen, zu denen für den Zweck eines weiteren Compromisses Männer aller nicht rein annexionistischen Fractionen eingeladen wurden. Man sah da Particularisten von der demokratischen Spielart, wie Herr v. Neergaard, altschleswig-holsteinische Particularisten, wie Prof. Forchhammer, das Legitimistenthum, wie es Pastor Schrader predigt, den Anschluß mit Maaßen und sogar einige von den nur aus Nützlichkeitsrücksichten noch direct für den Herzog Sprechenden. Der eifrig großdeutsche Prof. Hänel, die rechte Hand des Geheimrath Samwer, — als die linke ist wohl der fanatisch-antipreußische „Minister des Innern," Otto Jensen anzusehen — führte den Vorsitz. Ostensibler Zweck dieser Einrichtung war Herstellung der Einigkeit unter den Parteien, doch war es selbstver-

gen wurden, debattirte lange und eifrig und suchte sich über eine Art authentische Interpretation der Vierziger-Erklärung zu verständigen. Es gelang, eine solche zu Stande zu bringen, aber sie selbst als gelungen zu bezeichnen konnte unter wirklich national Gesonnenen diesseits und jenseits der Elbe nur dem in den Sinn kommen, welcher das Wort ironisch zu brauchen gedachte. Die ganzen Particularisten hatten die Hauptsache dabei gethan, die halben im Bund mit den Höfischen hatten gemeint zu benutzen und waren benutzt worden. Aeußerst ergötzlich war überdies zu lesen, wie das Actenstück die neue Resolution naiv mit der Furcht vor der öffentlichen Meinung im Süden motivirte. Nicht bessere Ueberlegung, nicht Verständniß des wahren Vortheils der Herzogthümer, sondern die bleiche Aengstlichkeit hatte das hinterthürenreiche neue Gedankengebäude gezimmert.

Natürlich wies die Partei der Anschlußmänner auch diese Schöpfung der für den Augenblick zusammengetretenen Compromißpartei als völlig ungenügend zurück, und jetzt empfand sie die Nothwendigkeit, sich mit einem bestimmten Programm und einer eigenen Organisation von den schleswig-holsteinischen Vereinen, in denen sie bis dahin verblieben, die aber allmählich bis auf die Majorität ihres Ausschusses in die Hand eines von Kiel her bald erhitzten, bald nach Bedarf temperirten Particularismus gerathen waren, zu trennen und als vollkommen selbständiger Organismus neben dieselben zu treten. Bisher hatte man den Herzog und sein Recht immer noch stärker oder schwächer betont. Von jetzt an hielten die Führer es für gerathener, ihn, wie man hier zu Lande sagt, „außen vor zu lassen," wenigstens nur indirect und nebenbei, wie die Vierzig von Kiel und ihr Schweif mit Preußen gethan, seiner Existenz und seinen Ansprüchen Rechnung zu tragen oder, wie ein Redner es einmal ausdrückte, zwar nicht antiherzoglich, wohl aber nicht mehr herzoglich aufzutreten.

Die Vierziger-Erklärung war um die Mitte des Januar d. J. versandt worden und zwar, wie man in Kiel bald allgemein wußte, vom Sophienblatt aus. Die Führer der Anschlußmänner trafen sich um die Mitte des Februar in Rendsburg zur Constituirung der Partei und vereinigten sich nach kurzer Debatte über ein Programm, welches von Kieler Mitgliedern der Partei entworfen worden war, und gegen dessen Annahme sich von den 24 Versammelten nur drei erklärten, zwei davon lediglich aus Gründen der Opportunität, der dritte aus solchen, die es als einen Mißgriff erscheinen ließen, daß er überhaupt eingeladen worden war. Die Uebrigen — es waren ohne Ausnahme Männer von Intelligenz, Leute, die sich seit Jahren mit politischen Dingen beschäftigt, fast nur solche, die früher den Kampf gegen die Dänen geführt, die etwas gethan und gewagt hatten, als man in Dolzig und Gotha noch kaum an das Land dachte — unterzeichneten ohne Besinnen. Einige andere, welche zu erscheinen verhindert gewesen, stimmten nachträglich zu, wieder andere Parteigenossen, die fern geblieben, hegten, wie jene zwei, aus Rücksichten der Nützlichkeit (sie dachten an Gründung einer zahlreichen Partei, etwa wie der Nationalverein an Erhaltung einer solchen, durch ein unklares Programm) Bedenken, ein Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, welches des Herzogs nur mittelbar gedachte. Da diese letzteren werthe Freunde waren und bekehrbar schienen, so vertagten die Leiter der Partei die be-

finitive Constituirung derselben, die indeß von dem Tage an, wo die preußischen Forderungen ihrem Wortlaut nach bekannt sein werden, nicht lange mehr auf sich warten lassen wird. Das Feldgeschrei der Partei wird dann, wie wir zuversichtlich erwarten, kurz und bündig lauten: Entweder volle Gewährung dieser Forderungen oder die Annexion — tertium non datur!

Kurz nach der eben erwähnten Besprechung der entschiedenen Anschlußmänner fand die Versammlung der Delegirten der schleswig-holsteinischen Vereine, ebenfalls in Rendsburg statt. Die Kieler kamen dahin mit dem halbschlächtigen Ergebniß ihres Compromisses mit den zahmeren demokratischen Particularisten. Von Altona, Segeberg und der Mehrzahl der übrigen Orte, wo Vereine bestanden, erschien der wilde und nackte Particularismus. Die Anschlußpartei der strengen Observanz blieb fast ganz weg, sie hatte die Vereine längst als unverbesserlich der Phrase verfallen aufgegeben. Das Resultat war kein erfreuliches für die, welche, nachdem sie erst das Land durch die Vierziger-Erklärung gegen Preußen in's Feld gerufen, jetzt gern ein Rückzugsmanöver in eine leidlich gesicherte Position ausgeführt hätten. Man muß nicht mit Feuer spielen, wo Stroh liegt, und — „die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Die vorsichtige Halbheit erlag dem Eifer der Ganzen, die diplomatische Intrigue mit ihren zwei Gesichtern dem Bauernverstand, der in derber, aber ehrlicher Bornirtheit ein Gesicht für genug hielt, die Verblümtheit trotz der guten Worte, die sie gab, der beinahe ganz unverblümten, um nicht zu sagen unverschämten, particularistischen Gesinnung. Altona siegte im Wesentlichen mit seinen Resolutionen, und die Neuwahl des Ausschusses setzte denselben fast aus lauter offenen Gegnern Preußens zusammen.

Es war ein trauriger Tag für die innere Politik des Kieler Sophienblatts und deren Anhänger und Postenträger unter den „blauen" Anschlußmännern oder, wie wir sie bisher bezeichneten, den verschämten Particularisten. So viel berathen, so höflich geworben, so fleißig geschrieben und jetzt so wenig erreicht trotz der Klugheit des Meisters. Es war in der That betrübend, und man hatte alle Ursache, sich zu entrüsten: weder die „rothen" Anschlußmänner, die alten entschiedenen Gegner, noch die „rothen" Particularisten, die neuen halben Freunde, wollten in Betreff der Vortrefflichkeit jener Politik Raison annehmen und ihr ferner Handreichung thun.

Indeß verlor man den Muth nicht gänzlich. Nachdem man sich ein wenig von der Rendsburger Niederlage erholt, arrangirte man zunächst in Kiel Parteiversammlungen, zu denen für den Zweck eines weiteren Compromisses Männer aller nicht rein annexionistischen Fractionen eingeladen wurden. Man sah da Particularisten von der demokratischen Spielart, wie Herr v. Neergaard, altschleswig-holsteinische Particularisten, wie Prof. Forchhammer, das Legitimistenthum, wie es Pastor Schrader predigt, den Anschluß mit Maaßen und sogar einige von den nur aus Nützlichkeitsrücksichten noch direct für den Herzog Sprechenden. Der eifrig großdeutsche Prof. Hänel, die rechte Hand des Geheimrath Samwer, — als die linke ist wohl der fanatisch-antipreußische „Minister des Innern," Otto Jensen anzusehen — führte den Vorsitz. Ostensibler Zweck dieser Einrichtung war Herstellung der Einigkeit unter den Parteien, doch war es selbstver-

ständlich so gefügt, daß die Particularisten jeder Zeit die Majorität hatten, und die eigentliche Absicht konnte nur sein, Alle zu Werkzeugen der maaßgebenden Stelle zu machen. Als Hauptfrage wurde — wir sind mit unserem Referat bis zur dritten Woche des März gelangt — der Austritt aus dem schleswig-holsteinischen Vereine behandelt. Herr Hänel, von dessen neuem Ausschuß einstimmig cooptirt, befürwortete im Verein zu verbleiben, wie er sagte, „um die Organisation zu retten," wie wir sagen dürfen, um die nicht recht mehr gehorchende Maschine nicht ganz vom Dampfkessel zu isoliren. Andere, wie Dr. Bockendahl und Professor Bartels, auf dem Wege zur entschiedenen Anschlußpartei, waren für Austreten, doch ist's möglich, daß sie sich von den Höfischen noch zum Warten bestimmen lassen. Auch in anderen Punkten haben letztere noch nicht viel erreicht; das Einzige, worüber alle einig geworden sind, ist die gemeinschaftliche Zahlung der Miethe des Lokals, welches ihnen (in Wichmann's Bierhaus) zu ihren Sitzungen dient, und man darf annehmen, daß alle ihre Bemühungen für die Wünsche des Sophienblatts auch ferner wie bisher Sisyphusarbeit bleiben werden.

Damit ist die Geschichte unserer Parteien bis auf die jüngste Zeit skizzirt, und wir schildern nun diese Parteien etwas genauer nach Charakter, Zusammensetzung, Führern und Organen, nach welcher Schilderung der Leser sich eine Vorstellung bilden möge, wie etwa eine schleswig-holsteinische Landesvertretung aussehen würde, wenn sie jetzt, zu Anfang des Provisoriums und in einer Zeit, wo die beschriebene Maschine noch wirkt und, in der Ausbesserung begriffen, wieder ganz wirksam gemacht werden kann, zusammenberufen werden sollte.

Wir unterscheiden fünf Parteien: 1) die Annexionisten der Siebzehner-Adresse, 2) die Nationalen, welche vollen und engen Anschluß an Preußen unbedingt und um jeden Preis fordern, 3) die Halbparticularisten, welche theilweisen Anschluß unter Wahrung des Rechts der Schleswig-Holsteiner, das Maaß desselben zu bestimmen oder, wie die letzte Version ihres Programms es haben wollte, mitzubestimmen, empfehlen möchten, 4) die reinen Particularisten, die am liebsten gar keinen Anschluß an Preußen hätten und nur, wenn Oesterreich und der deutsche Bund versagen sollten, für die sie als für Hemmschuhe der preußischen Macht lebhafte Neigung empfinden, Concessionen machen würden, endlich 5) die Höfischen, die für alle Parteien ein freundliches Lächeln haben, wofern sie sich der Direction der maaßgebenden Stelle gefügig zeigen, und die kein anderes Ziel kennen, als die Erhebung des Herzogs auf den Thron.

Die Annexionisten der Siebzehner-Adresse sind oben schon ziemlich genügend charakterisirt. Ihr Führer ist Scheel-Plessen, ein nur ihnen dienendes Organ haben sie nicht, doch öffnet ihnen der farblose „Altonaer Mercur," das Blatt der holsteinischen Pastoren, wie es scheint, gern seine Spalten. Sie sind nicht zahlreich, dagegen sind unter ihnen die alten ritterschaftlichen Geschlechter des Landes mit Ausnahme der Rantzau, der Qualen und der Cronstern sämmtlich, wenn auch nicht in allen ihren Mitgliedern vertreten, und von den nicht ritterschaftlichen Besitzern adeliger Güter haben mehrere der reichsten sich ihnen angeschlossen, auch ist mit Zuversicht zu behaupten, daß hinter ihnen

ein sehr beträchtlicher Theil derer im Lande steht, welche sich überhaupt nicht an politischen Kundgebungen betheiligen, sondern nur ihr materielles Wohlbefinden und die Förderung ihrer Geschäfte im Auge haben. Beispiele solcher stiller Annexionisten ließen sich nicht wenige selbst mitten aus Kiel und Altona anführen und zwar namentlich aus den Kreisen der Kaufleute und Rheder. Sogar die Universität zählt jetzt unter ihren Professoren mehr als einen, der öffentlich unverhohlen ausgesprochen hat, daß er die Annexion wünscht, und die Zahl derer, die sie für das Nützlichste halten und dies wenigstens im vertrauten Kreise äußern, ist noch größer. Verhält sich die Hochschule der Herzogthümer officiell ablehnend gegen diese Lösung der Frage, so liegt das hauptsächlich in einem besonderen nicht in jeder Beziehung erfreulichen Umstande. In Kiel sind, wie nicht selten an kleinen und in Kleinstädten bestehenden Universitäten, gewisse Persönlichkeiten, die für die Majorität den Ton angeben, und daneben herrscht unter fast allen ein Corporationsgeist, welcher der Gesinnung der Minderheit nur schwer sich auszuschließen gestattet, wenn die Mehrheit für eine bestimmte Politik oder Demonstration Beschluß gefaßt hat. In Kiel ist Professor Behn (seit einigen Wochen Rector) schon seit geraumer Zeit in der Regel der Tonangeber, und so folgte man ihm wiederholt, obwohl er als Alt-Schleswig-Holsteiner stark particularistisch empfindet und unter den Collegen alle Nuancen politischer Meinung, Gesinnungsgenossen Behn's, Höfische, unabhängige „blaue" Anschlußmänner, ziemlich rothe dergleichen und, wie bemerkt, auch Annexionisten vertreten sind. Die nächste Zukunft dürfte hier Manches ändern.

Noch mag bemerkt werden, daß die Siebzehner meist bejahrte Herren sind, und daß sich unter ihnen nur wenige Schleswiger befinden, woraus jedoch nicht zu schließen ist, daß die Annexion im Norden der Eider stärkerem Widerwillen begegnen würde, als in Holstein. In Südschleswig soll es noch eine beträchtliche Anzahl loyaler Gemüther geben. In Mittel- und Nordschleswig dagegen ist die Begeisterung für den angestammten Herzog, wie ich aus Erfahrung berichte, sehr im Abnehmen, und die Meisten sehen der „Gefahr" einer Einverleibung in Preußen außerst kühl entgegen.

Die **Nationalen** oder die **entschiedenen Anschlußmänner** sind gegenwärtig ebenfalls nicht zahlreich, was vorzüglich darin seine Erklärung findet, daß sie bisher nicht organisirt und daß sie wählerischer als die andern Parteien waren. Sie haben aber nach dem Verlauf der letzten Delegirtenversammlung der schleswig-holsteinischen Vereine, der Vielen die Augen geöffnet haben wird, und bei Fortdauer des Provisoriums unzweifelhaft viele Bekehrungen zu ihrem Glaubensbekenntniß zu erwarten und repräsentiren, wie selbst die Verständigeren unter ihren Gegnern zugestehen, einen guten Theil der Intelligenz nicht blos Schleswigs, sondern auch Holsteins; ja man kann, ohne ehrlichen Widerspruch fürchten zu müssen, dreist behaupten, fast die gesammte vom Hofe unabhängige Intelligenz des Landes. Sie gehören meist den gelehrten Ständen an, doch befinden sich auch Kaufleute und Gutsbesitzer unter ihnen. Ihre Führer sind **Graf Reventlow** und **August Römer**, über die wir, da sie in Zukunft häufiger genannt werden dürften, einige biographische Notizen mittheilen.

Römer, im Jahr 1821 in der Stadt Schleswig geboren, wo sein Vater

Schullehrer ist, studirte in Jena und Kiel, machte im Jahre 1845 das juristische Amtsexamen, practicirte dann bis 1849 als Advocat in Rendsburg und wurde hierauf Expedient im Cultusdepartement der damaligen Landesregierung. Nach der Pacification widmete er sich wieder der Sachwalterlaufbahn und zwar zunächst in Barmstedt, einem Flecken im südlichen Holstein, von wo er indeß bald nach Elmshorn übersiedelte. Hier blieb er bis zum Herbst 1863, und hier entwickelte er, mit Theodor Lehmann in nähere Beziehung tretend, seine hauptsächlichste politische Thätigkeit. Im Frühjahr 1862 übernahm er die Redaction des „Norddeutschen Grenzboten," und als Lehmann im Sommer desselben Jahres starb, war Römer mit Reventlow der anerkannte Führer der nationalen Partei, d. h. anerkannt weniger nach Außen hin, als unter den politischen Freunden. Im Frühling 1863 wurde sein Blatt von den Dänen unterdrückt; mit Scheel-Plessen war es wegen entschiedenster Meinungsdifferenz schon früher zum Bruch gekommen. Als der Herzog im Lande erschien, schloß Römer sich ihm mit der Partei in der Erwartung an, er werde sich sobald als thunlich, offen und eng mit Preußen verbinden, und in dieser Hoffnung wirkte er für ihn, zunächst in Holstein, dann in Schleswig, wo er in Flensburg bald nach Abzug der Dänen mit dem Buchhändler Herzbruch die „Norddeutsche Zeitung" begründete. Er ist ein Mann von reinster patriotischer Gesinnung, vollkommen frei von allen meerumschlungenen Vorurtheilen und von einer Nüchternheit und Klarheit des Verstandes, wie sie unter seinen Widersachern sehr selten ist. „Ich habe noch Niemand gefunden, der so geringe positive Kenntnisse hatte, und dem man gleichwohl einen so guten Charakter (Censur) geben mußte," sagte von ihm ein Examinator. Auch die Kenntnisse sind jetzt reichlich vorhanden, nur ein klein wenig mehr Organisationstalent und etwas rascheren Zug möchte man dem trefflichen Manne als Parteiführer wünschen dürfen.

Graf Ludwig zu Reventlow ist ebenfalls ein Schleswiger und auf dem Gute Sandberg im Sundewitt geboren, welches Majorat jetzt im Besitz eines Vetters von ihm ist. Er ist ein Nachkomme des Großkanzlers Konrad Reventlow, dessen Tochter mit Friedrich dem Dritten als Königin vermählt war. Wenn wir nicht irren, ist er zwei Jahre jünger als Römer. Während der Erhebung Schleswig-Holsteins diente er im dritten Jägercorps, focht in den Haupttreffen mit und war allgemein als sehr tüchtiger Soldat bekannt. Nach dem Kriege examinirt, ließ er sich in Kiel als Advocat nieder, das erste Beispiel eines gräflichen Sachwalters hier zu Lande. Lehmann zog ihn in das politische Leben hinein, in welchem er durch seinen ungewöhnlichen Scharfsinn, seine hohe allgemeine Bildung, sein der Phrase und der sentimentalen Illusion abgewandtes Wesen sich nach Lehmann's Tode bedeutenden Einfluß erwarb. Mitglied des Nationalvereins, wie sein Freund Römer, vertrat er die Holsteiner in dessen Ausschuß, bis der Verein sich im Herbst vorigen Jahres von Preußen abwandte. Seit dem Ableben Friedrich's des Siebenten der thätigste Leiter der antidänischen Bewegung, erst von Hamburg aus, dann in Holstein, zuletzt in Schleswig, war er ein Hauptförderer der Sache des Herzogs, auch in den schleswig-holsteinischen Vereinen, bis er einsehen mußte, daß damit dem nationalen Interesse nicht mehr gedient werde. Nachdem er noch die Rendsburger Versammlung der entschiede-

nen Anschlußpartei berufen und geleitet, ging er nach der Insel Fehmarn, wo er jetzt die Stelle eines Amtmanns bekleidet. Auch sein Patriotismus ist von unanfechtbarer Reinheit. Wir wissen, was wir an ihm haben, und wir hoffen im Interesse des Landes ihn dereinst an einflußreicherer Stelle zu sehen.

Als Organe der Partei dienen die „Norddeutsche Zeitung" mit circa 2000, ferner wenigstens theilweise, durch die Artikel der Redaction, die unter schwierigen Verhältnissen sehr Tüchtiges leistet, die „Itzehoer Nachrichten" mit ungefähr 10,000 Abonnenten, und die nicht sehr verbreiteten, aber wohlgeschriebenen und der Annexion am nächsten stehenden „Schleswiger Nachrichten." Auch die „Hamburger Nachrichten," können wir gern hierher rechnen: sie brachten in den letzten Monaten wiederholt Aufsätze, die mit Geschick und Verstand für das Programm der entschiedenen Anschlußmänner warben. Dieses Programm aber lautet, bis die Forderungen Preußens genau bekannt sein werden, folgendermaßen:

„Die nationale Pflicht und das Interesse Schleswig-Holsteins fordern, daß dem Staate Preußen die seiner Aufgabe als Schutzmacht der Herzogthümer entsprechenden Rechte ganz und für alle Zeit zu Theil werden. — Wir verstehen unter diesen Rechten die volle Militärhoheit zu Wasser und zu Lande, die diplomatische Vertretung und die handelspolitische Führung. — Diese Rechte sind vor der definitiven Ordnung unserer inneren Verhältnisse sicherzustellen."

Kurz, wie man sieht, aber Viel umfassend.

Daß der Herzog als Nebensache behandelt ist, motivirt die Partei damit, daß, wie ein Redner in Rendsburg treffend sagte, „die Verpflichtung, die wir mit der Geburt für das Vaterland übernommen haben, älter ist, als die nach dem 16. November 1863 übernommene."

Engen Anschluß an Preußen empfahl die Redaction der „Itzehoer Nachrichten" Mitte Februar mit folgendem Räsonnement: „Preußen ist der werdende deutsche Staat und zwar nicht mehr im ersten Stadium seiner Entwickelung, da er schon manche Feuerprobe bestanden hat." — „Der deutsche Staat ist Preußen oder er ist nirgends, der deutsche Staat muß durch Anschluß an Preußen vollendet werden, oder er wird es niemals." — „Der Anschluß an Deutschland ist eine Redensart, bei der man sich gar nichts denken kann, oder gar das Feldgeschrei des crassesten Particularismus." — „Daß der augenblicklich noch existirende Bundestag nichts als eine Gesellschaft von Particularisten ist mit gegenseitiger Lebensversicherung, ist männiglich bekannt. Es ist eines der schlimmsten Krankheitssymptome unserer Zeit, daß man angefangen hat, patriotische Gefühle für den Bundestag zu heucheln. Jeder Schulknabe weiß ja, daß derselbe das Haupthinderniß der deutschen Einheit und Machtentfaltung ist, und daß durch einen Anschluß an ihn auch nicht ein Schatten von Selbständigkeit preisgegeben wird; daß die Particularisten also gar keinen besseren Schutzpatron finden können, versteht sich von selbst." — „Es giebt für den deutschen Patrioten nur die Alternative, sich entweder freiwillig Preußen anzuschließen oder sich von ihm erobern zu lassen." — „Jeder echte Patriot sollte sich neidlos freuen, daß es einen solchen Staat in Deutschland giebt, und in der Kräftigung desselben reichlichen Ersatz finden für zu bringende Opfer."

Gegen das (wie wir uns zu erinnern glauben, vom Sechsunddreißiger-Aus-

schuß in Frankfurt entdeckte, wenigstens erst in die Mode gebrachte) Selbstbestimmungsrecht, welches mit dem Schlußsatz des Rendsburger Programms zurückgewiesen wurde, bemerkt die „Norddeutsche Zeitung," die wir hiermit als den nördlichsten Vorposten unserer Partei der Kenntnißnahme und dem thätigen Wohlwollen der Leser der Pr. Jahrb. angelegentlichst empfehlen, in ihrer Nr. vom 25. Febr. d. J.: „Die Geschichte respectirt kein Recht der Selbstbestimmung ohne die entsprechende Selbstthätigkeit zur Verwirklichung desselben, und gerade die letztere ist ihr die Hauptsache. Jedes Volk muß sich selbst seiner Haut wehren nach Außen und nach Innen; kann es dies nicht, dann geht es zu Grunde. Das ist die unerbittliche Logik nicht allein, sondern auch die unerbittliche Moral der Geschichte, die kein sentimentales junges Mädchen mehr ist und auch in ihrer Jugend nie für Schäferidyllen geschwärmt hat." Diese allgemeinen Reflexionen auf das Verlangen der Gegner nach dem Recht der Selbstbestimmung für die Schleswig-Holsteiner anwendend, fährt das Blaat fort: „Es liegt eine gefährliche Begriffsverwirrung in solchen und ähnlichen Redensarten. Man vergißt eben, daß nicht das nackte Recht, sondern die Realisirung des Rechts das Maaßgebende ist in der Geschichte. Freilich waren auch wir, wenigstens ein Theil unseres Volkes, bereit, für unser Recht einzutreten, hätten auch wir gewünscht, am Kampf gegen Dänemark theilnehmen zu können. Es ist aber doch Thatsache — und nur Thatsachen, nicht Wünsche und Velleitäten gelten in dem geschichtlichen Verlauf der Dinge — daß nicht wir selbst unsere Unabhängigkeit gegen Dänemark durchzusetzen vermochten. Unsere Befreiung ist ein Werk der deutschen Nation, wenn man will, vor Allem aber, wenigstens im entscheidenden Augenblicke, eine That des im preußischen Staat organisirten Theils derselben. Die Gegenwart, wie sie ist, haben wir uns nicht selber geschaffen, wir haben deshalb auch kein Recht, einseitig über die Zukunft zu verfügen." Ferner: „Es handelt sich hier in Schleswig-Holstein um nationale Interessen von der höchsten weitgreifendsten Bedeutung, um Fragen, die doch unmöglich allein oder auch nur hauptsächlich der Entscheidung des schleswig-holsteinischen Volks, d. h. der Majorität der jetzt lebenden Schleswig-Holsteiner unterworfen werden können. Die deutsche Nation will eine Flotte, sie will einen Anfang gemacht wissen mit der Zusammenfassung ihrer Wehrkraft und mit einer einheitlichen staatlichen Organisation. Sie will dies, wenn man dieses Wort zu gebrauchen liebt, kraft ihres Selbstbestimmungsrechts, und weit mehr noch, sie hat sich im Lauf der Zeiten im preußischen Staat einen Organismus geschaffen, der die Macht hat, jenen Willen und dieses Recht wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu verwirklichen. Sich diesem mit Macht bekleideten Recht der Nation entgegenstemmen zu wollen unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht des schleswig-holsteinischen Volkes, d. h. höchstens eines dreißigsten Theils dieser Nation, das wäre ein Versuch, der nothwendig scheitern müßte, wenn er überhaupt gemacht werden könnte."

Man hatte von Kiel her gegen die Nationalen von unberechtigtem Mißtrauen geredet. Darauf antwortete Römer's Blatt: „Wir bekennen offen, wenn hier noch von Mißtrauen die Rede sein kann, daß wir solches hegen. Nach den Erfahrungen des letzten Jahres haben wir, wie uns dünkt, nur allzuviel Grund,

zu fürchten, daß Fürst und Landesvertretung, wenn es auf sie ankäme, kaum mehr Opfer bringen würden, als sie nothwendig müßten."

Die Halbparticularisten oder, wie wir sie ihrer bessern Elemente halber einmal nennen wollen, die Anschlußmänner mit Reservation unterscheiden sich von der strengen Partei zunächst dadurch, daß sie jenes Mißtrauen entweder wegen schwacher Augen oder aus sentimentalen Rücksichten nicht theilen können oder aus andern Ursachen nicht theilen wollen. Auch unter ihnen giebt es intelligente Köpfe, ehrliche Patrioten und manchen, der in schwerer Zeit etwas für seine Ueberzeugung gewagt und geopfert hat, aber auch viele, die in dieser Zeit recht still waren, ja sich zur Anbequemung an das dänische System entschlossen zeigten, und denen deshalb die landesübliche Tugend der Zähigkeit (von der übrigens mit Unrecht soviel Aufhebens gemacht worden ist, da sie mehr mit der Trägheit als mit der Tapferkeit verwandt ist) nur dann zugesprochen werden kann, wenn sie sich gefallen lassen, daß wir Zähigkeit für gleichbedeutend mit Elasticität ansehen. Sie wollen, wie sie sagen, das Maaß von Zugeständnissen, welches Preußen zu gewähren, sich nicht „octroyirt" wissen — jedenfalls eine der Phrasen, die ihnen gelegentlich „von guter Hand" als der Menge imponirend zufließen. Sie wollen „pactiren," und sie lieben es, die etwaigen Zugeständnisse als Opfer zu betrachten. Manche von ihnen gehen in ihren Concessionen ziemlich weit, keiner aber will von der Hauptsache, von Abtretung der Militärhoheit etwas wissen; denn das hieße ja, wie einer ihrer gelehrten Thebaner in Rendsburg sich vernehmen ließ, ein Hoheitsrecht des schleswig-holsteinischen Volkes hingeben, und daß ein solches Recht bei einem Volke von Elitemenschen, wofür viele Herren gerade dieser Partei die Schleswig-Holsteiner zu halten scheinen, doppelten Werth hat, liegt auf der Hand. Die Führer der Anschlußmänner mit Reservation befinden sich meist in Kiel; einer der begabtesten darunter ist der Dr. Steindorf, einst Mitglied des Frankfurter Parlaments. Ihr Organ ist die „Kieler Zeitung." Die Grenzen der Partei sind übrigens nicht wohl zu bestimmen; denn einerseits umfaßt sie Politiker, die den strengen Anschlußmännern sehr nahe stehen und nur noch wenig Ueberlegung oder Ueberwindung bedürfen, um in deren Reihen überzugehen, andererseits verläuft sie in die Höfischen, denen die Halbheit und Unentschlossenheit der Mehrzahl und die Neigung derselben, mit den nicht allzubarschen Particularisten sich zu verständigen, äußerst bequem ist, und die durch ihre schillernde Art die ohnehin nicht recht erkennbare Farbe der Partei noch unklarer und unsteter machen. Sie als „Blaue" zu bezeichnen, wie man sich hier nach der Nat. Zeitung gewöhnt hat, ist dem zu Folge nicht recht sachgemäß. Wie zahlreich sie sind, ist wegen dieser Farblosigkeit ebenfalls schwer zu sagen. Durfte man ihnen glauben, so stand vor der letzten Rendsburger Delegirtenversammlung so ziemlich das ganze Land unter der Fahne mit dem Kieler Antrag. Seitdem werden sie etwas vom Gegentheil gemerkt haben.

Die reinen Particularisten sind Dank der Kieler Hofpolitik und dem Wirken der Maschine, die auch nach dem Frieden das Recht des Herzogs stets als erstes Postulat einprägte, während sie bei weniger egoistischer Direction nützlicher hätte für Land und Fürst wirken können, und Dank einer kleinen Zahl rühriger Demokraten, die ganz andere Zwecke im Auge haben, als sie heute auf

ihr Panier schreiben, ohne Zweifel gegenwärtig die stärkste Partei, aber gleichermaßen aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt und deshalb ohne Führer, die bei allen Mitgliedern der Genossenschaft gleicher Autorität sich erfreuten. Sie zerfallen in altschleswig-holsteinische Normalmenschen, die mit angeborner Zähigkeit am liebsten die Zustände conservirten, wie sie eben sind, weil ihnen diese Zustände — weniger Artige würden sagen, dieser alte faule Schlendrian — als die beste Welt erscheinen und Reformen unbehaglich sind. Hierher gehören Beamte, welche bei engem Anschluß an Preußen oder bei einer Annexion mehr Arbeiten und weniger hohen Gehalt, Gewerbtreibende, welche den Zollverein, und die Masse der Bauern, welche den blauen Rock des Königs von Preußen, die stramme Zucht seiner Corporale und die Wegführung ihrer Kinder in entfernte Garnisonen fürchten. Die Particularisten zerfallen ferner in Anhänger der legitimistischen Gottesgnadentheorie, die ihnen in den augustenburgischen Pergamenten und in den verschiedenen Huldigungsacten des letztverflossenen Jahres ihre zehn Gebote entgegenhält, und die ihnen nicht blos die Annexionisten, sondern auch die Anschlußmänner als Hochverräther zu verabscheuen befiehlt, was der Herr Pastor Schrader — so Gott will, künftiger Hofprediger — uns neulich mit schöner Salbung auseinander gesetzt hat. Dann wird die particularistische Partei verstärkt durch Romantiker und Herzenspolitiker des schönen Geschlechts und die in dessen Dienst und Bann lebenden oder seelenverwandten Angehörigen der andern Hälfte der Menschheit. Weiter zählen zu derselben eine Anzahl guter Rechner, die in einem Kleinstaat mit Selbständigkeit leichter eine Rolle zu spielen, rascher zu steigen, eher Geheimrath, General oder Gesandter zu werden hoffen, als in einem Schleswig-Holstein, welches preußische Provinz oder etwas dem Aehnliches wäre. Endlich begegnen wir unter den reinen Particularisten jenen strebsamen Demokraten alten Schlags, welche der sonst ziemlich trägen Partei mit ihrer demagogischen Rührigkeit, ihrer lauten Stimme und ihren besonders zur Weckung der Bauern recht dienlichen Kraftphrasen nächst der Maschine hauptsächlich Leben und Lust zur Aeußerung ihrer Meinung einflößen. Diese fließen und triefen wo möglich noch mehr von legitimistischer Begeisterung als die Gesinnungsgevattern des vorhin genannten Kanzelpolitikers. Im Grunde aber meinen sie nicht so sehr den Herzog, als das Staatsgrundgesetz von 1848, mit dem sie, wenn Herr von Bismarck die Constituirung eines unabhängigen Schleswig-Holstein nicht zu hintertreiben vermag, eine demokratische Musteridylle aufführen wollen, wozu freilich noch gehören würde, daß unsere Bauern sich auch dazu von ihnen brauchen ließen. Preußen haßt man, einmal weil die neueste Aera nicht gefällt, dann weil die Weiterblickenden den preußischen Staat und die ihm in Deutschland zustrebende Partei für das gefährlichste Hinderniß der Verwirklichung ihrer letzten Pläne und höchsten Ideale ansehen, Pläne und Ideale, die nicht bei der Musteridylle stehen bleiben, sondern auf einen Zerfall Deutschlands in ein paar hundert allerliebste kleine Republiken hinauslaufen.

Alle diese zum Theil in einander verfließenden Elemente, Stimmungen, Ziele und Wünsche und vielleicht noch andere haben sich unter dem Hute des Particularismus sans phrase vereinigt, der Preußen kaum anders wie Dänemark anzusehen, ihm ungezwungen gar keine Concessionen zu machen und ihm

nicht einmal für die Befreiung von der Fremdherrschaft Dank zu wissen gestattet. Natürlich nicht; denn erstens hätten wir uns als Ausnahmemenschen edlerer Gattung selbst helfen können, und zweitens haben die Pickelhauben mit Düppel und Alsen nur die schwere Versündigung wieder wett gemacht, die sie 1851 begangen. Dagegen ist es erlaubt, von Oesterreich groß zu denken, und geboten, den deutschen Bund zu verehren.

Man vergleiche mit dem oben aus den „Itzehoer Nachrichten" Mitgetheilten die folgenden Sätze aus der Nummer der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" vom 14. Februar d. J., die noch lange nicht die crudesten Auslassungen dieses Organs der Partei sind, vielmehr von dem hannoverschen Correspondenten des Blattes, dem bekannten großdeutschen Fanatiker Bärens, einer auf dem Kieler Sophienblatt dem Vernehmen nach sehr geschätzten und vielbenutzten Persönlichkeit, wiederholt weit überboten wurden.

„Wir erkennen," heißt es dort, „durchaus nicht an, daß Oesterreich und Preußen von uns irgend etwas zu fordern haben, aber Manche, Viele wollen, um aus dem provisorischen Zustand herauszukommen, lieber einige Opfer bringen als länger in diesen ungewissen Verhältnissen fortleben; sie wollen sich Preußen anschließen, um frei zu werden." — „Jeder Anschluß aber an die Großmacht Preußen ist der Anfang zur Einverleibung; sobald Preußen als solches den geringsten Einfluß auf irgend einen Zweig unserer Gesetzgebung und Verwaltung bekommt, wird es stets weiter greifen." — „Daher müssen alle dahin streben, daß Preußen die Vortheile, die es aus den Herzogthümern beziehen soll, nicht als europäische Großmacht, sondern als deutsche Bundesmacht erhalte." — „Oesterreich beschränkt sich auf moralische Eroberungen, Preußen liebt mehr das Reelle."

Und dann folgt als Vorschatten gleichsam des in Rendsburg von der Partei aufgestellten Programms der Vorschlag: „Wir erkennen keine Verpflichtung für die Herzogthümer an, welche nicht von unserm angestammten Fürsten und der gesammten Landesvertretung übernommen ist. Wir sind bereit jede Beschränkung unserer Selbständigkeit und Unabhängigkeit anzuerkennen, welche uns als zur Erfüllung der Bundespflichten erforderlich vom deutschen Bundestage auferlegt wird."

Führer der gemäßigteren Particularisten demokratischer Herkunft ist in Kiel ein Herr von Neergaard, Hauptsprecher der Altonaer Gemeinde Redacteur May, ein aus Schlesien ins Land gekommener Jude, der, wie man sagt, früher in Berlin dem Herrn von Manteuffel, dann, wie wir bestimmt wissen, dem Baron Scheel-Plessen seine Feder widmete. Andere Größen der Partei findet der Leser in den Ausschußwahlen der letzten Delegirtenversammlung der schleswig-holsteinischen Vereine.

Am lautesten ist dieselbe in Kiel und Altona, am stärksten, wie es scheint, in einigen Theilen Ditmarschens. Doch wird der Leser wohlthun, auch von hier nicht zu erwarten, daß den tapfern Worten tapfere Thaten folgen werden, und daß man hier preußischerseits eine kleine Vendee schaffen würde, wenn man die Annexion versuchen wollte. Die Sache scheint an sich unglaublich, es giebt aber doch in Deutschland gute alte Knaben, die sie für möglich halten. Denen diene

zur Nachricht, daß kein Mensch im ganzen Lande auch nur mit dem Spazierstock gegen die ernsthaft herankommende Annexion drohen wird, kein Mensch sicherlich auch in Ditmarschen. Das Volk um Meldorf und Heide ist ein Geschlecht durchschnittlich sehr respectabler Landwirthe, welches mit der Würde der Väter schwertragende Furchen pflügt und breitwandelnde Rinder hütet. Auf den Heldenmuth der Väter aus der Zeit der Achtundvdeertig und der Mordschlacht von Hemmingstedt aber lassen sie sich nicht mehr ein, und das Dusentdüwelswarf ist längst geebnet und in eine friedliche Koppel für Weizenbau und Fettviehgräsung verwandelt. Die Ditmarscher, jetzt infolge eines Besuchs, mit dem der angestammte Herr sie im vorigen Frühjahr begnadigte, die Rührigsten, waren 1848, als es Opfer zu bringen galt, die Trägsten; jetzt die Lautesten, werden sie, wenn annectirt ist, bald ebenso still sein, wie sie in der Zeit zwischen der Pacification und der Elmshorner Versammlung waren. Wer Anderes hofft, verdient Mitleid, wer Anderes fürchtet, Tadel. Jener sieht einen Engel, dieser ein Gespenst, während der gesunde Menschenverstand nichts zu entdecken vermag als das für einen Augenblick gestörte allgemeine Phlegma der Marschen.

Die Partei, welche die Umgebung des Herzogs bildet, und die wir deshalb die Höfischen nennen, will zwar nicht Partei sein, sondern „über den Parteien stehen,“ d. h. sie alle benutzen, bald mit der einen, bald mit der anderen segeln, je nachdem der Wind weht. Nichts destoweniger wird sie sich gefallen lassen müssen, hier als Partei mit aufgeführt zu werden; denn sie trägt trotz ihres chamäleonartigen Wechselns der Farbe eine ganz bestimmte Grundcouleur, die nämlich der Livree der Diener des augustenburgischen Hauses. Alles wird von ihr darnach bemessen und beurtheilt, wiefern es den Interessen dieses Hauses dient, Alles fallen gelassen, sobald es für diese Interessen ausgenutzt ist. Zusammengesetzt ist die Partei zum größten Theil aus alten Agenten des Herzogs in Primkenau, zu denen ein paar neue gekommen sind. Ihre Anliegen läßt sie gewöhnlich in der „Kieler Zeitung,“ häufig auch in der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ vortragen. Grundcharakterzüge des Geistes, der durch seine sehr bedeutende Begabung diesen Kreis mit Einschluß seines Mittelpunkts vollkommen beherrscht, sind eine mit parlamentarischen Ausdrücken nicht wohl definirbare Art zu handeln, die sich aus Advocatenklugheit und den Anschauungen eines kleinstaatlichen Diplomaten zusammensetzt, eine starke Vorliebe für die ursprünglich dänische Maxime, die Wahrheit mit Modification zu sagen, Hinneigung zu Oesterreich und dem Bunde, doch nur so lange, als sie nützlich zu verwenden sind, dann Furcht vor entschiedenem Vorgehen. Sehr stark und erfindungsreich im Schaffen von allerlei Plänen und Plänchen, nie verlegen, wenn es eine neue Wendung zu machen gilt, kommt man doch nicht vorwärts, da, wenn irgend ein Wagniß dabei ist, sofort der Muth versagt und die Aengstlichkeit auf Vertagung hinarbeitet.

Was endlich das Ziel dieser Politik anbelangt, so ist Folgendes das Ergebniß oft unter uns angestellter Betrachtungen: Ließe sich der Herzog mit möglichst wenig Opfern an seiner Souveränetät durchsetzen, so würde das den Vorzug zu verdienen scheinen. Nützte dazu der crasseste Particularismus, so würde der Betreffende ihn als Freund umarmen. Wäre die rothe Demokratie dazu gut, so

würde man ihre Fahne aufstecken, natürlich, um sie nach erreichtem Zweck wieder zu entfernen. Verspräche Oesterreich dazu ernstlich Gefälligkeit, so würde nichts hindern, für den Augenblick schwarzgelb zu sein. So lange Preußen die Sache fest in der Hand hält, wird man darauf Rücksicht nehmen, wie bisher, d. h. immer man so weit man muß. Vor einer offenen und unzweideutigen Erklärung für die preußischen Forderungen warnt außer der Absicht, mindestens die freie Verfügung über das Militär und eine Gesandtenstelle am Bunde zu retten, hauptsächlich die Furcht vor Oesterreich. Mit offnem Hinübertreten zu Oesterreich kommt man wieder aus Furcht vor Preußen nicht zu Gange. Und so wird es eben beim Alten bleiben, bis das Provisorium seine Schuldigkeit gethan hat. Ob das nach Schloß Gottorf oder, wie wir annehmen möchten, nach Schloß Dolzig führt, wird uns vielleicht noch dieses Jahr beantworten.

Die Ausgabebudgets der mitteleuropäischen Staaten.

Zahlen zeigen, wie die Staaten regiert werden, — sagt Göthe in den Gesprächen mit Eckermann; dies mag uns rechtfertigen, wenn wir es unternehmen, auch die Leser dieser Zeitschrift einmal mit Zahlen und beinahe ausschließlich mit Zahlen zu unterhalten. Aber es giebt wenig Dinge, mit denen so viel Mißbrauch getrieben werden kann als mit Zahlen. Ohne irgend die statistischen Tabellen zu fälschen, ist es doch immer leicht, durch die Art ihrer Anordnung, durch Gegenüberstellung scheinbar gleichnamiger und doch ungleichartiger Größen zu beweisen, was man gern beweisen möchte. Nur durch ein tiefes Eindringen in den Gegenstand läßt sich das Wahre und Falsche in solchen Berechnungen sichten.

Wenn nun schon an und für sich jede statistische Zusammenstellung die größte Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit erfordert, um grobe Täuschungen zu vermeiden, so ist eine Vergleichung der Budgetzahlen noch mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft, weil die Abfassung des Budgets beinahe für jeden Staat eine andere ist. Fast nirgend findet eine systematische, sondern nur eine traditionelle und oft zufällige Eintheilung der Posten statt. Unter denselben Rubriken werden in den verschiedenen Staaten die ungleichartigsten Dinge aufgeführt. Man muß daher alle Details genau prüfen, und alles Ungleichartige ausscheiden, um zu einem wirklich gültigen Vergleich zu gelangen. So ist beispielsweise in manchen Ländern die Gensdarmerie den Etats der Kriegsministerien, in anderen wieder den Ministerien des Innern oder der Justiz zugezählt; man würde also ein falsches Bild gewinnen, wollte man jene Etats ohne vorausgehende Untersuchung zusammenstellen. Ebenso sind die Pensionen bald den einzelnen Verwaltungszweigen zugeschrieben, bald als ein besonderer Posten ausgesetzt. Sehr verschieden wird es ferner mit dem Ansatz der Erhebungskosten der Steuern, und mit dem Roh- oder Reinertrag der Domänen und der Staatsgewerbe gehalten. Endlich verdient eine ganz besondere Rücksicht die sehr un-

gleichmäßige Trennung der Budgets in ordentliche und außerordentliche Ausgaben. Viele Staaten rechnen alle nur einmaligen Ausgaben z. B. für Neubauten von Kasernen und Schulen zu den außerordentlichen, während anderwärts diese Bedürfnisse wegen ihrer gleichmäßigen Wiederkehr von dem ordentlichen Budget befriedigt werden. Wieder andere Staaten setzen dagegen die für die Schuldentilgung erforderlichen Summen in das Extraordinarium, oder nennen nur solche Ausgaben extraordinäre, die von besonderen Geldern etwa von den Ueberschüssen früherer Jahre bestritten werden; in einigen wenigen Ländern ist jene Eintheilung des Budgets überhaupt nicht üblich. Will man daher vergleichbare Zahlen gewinnen, so müssen sämmtliche Ausgaben, ordentliche und außerordentliche, nach den einzelnen Zwecken zusammengruppirt werden.

Diese Andeutungen mögen genügen, um die Schwierigkeiten zu bezeichnen, mit denen wir zu kämpfen hatten, und um die Nachsicht des Lesers in Anspruch zu nehmen, falls uns trotz aller Bemühungen doch Ungenauigkeiten untergelaufen sind. Unseres Wissens ist diese Arbeit der erste Versuch zu einer Budget-Vergleichung im größeren Maaßstabe, die nicht blos auf oberflächlicher Zusammenstellung der in den Einzelbudgets ausgeworfenen Hauptsummen beruht, sondern die auf Grund eines Eingehens in die kleinsten Details und mit strenger Einhaltung derselben Methode vollzogen wird. Sie weicht daher auch in so wesentlichen Punkten von den bisher üblichen Darstellungen ab, daß die gewonnenen Resultate gewiß für weite Kreise von Interesse sein werden, ganz abgesehen von der Bedeutung, welche der Gegenstand schon an sich selbst für Viele haben muß. Die unserer Arbeit zu Grunde liegenden Quellen sind officielle: vereinbarte Finanzgesetze oder von den Regierungen eingereichte Voranschläge. —

Die Gesammtsumme der europäischen Staatsauslagen beläuft sich zur Zeit jährlich auf nicht weniger als 3053 Millionen Thaler. Diese Summe ist so ungeheuer daß es kaum denkbar ist, wie mit ihr nicht Alles geleistet und geschaffen werden könne, was irgend von den Staaten gefordert werden darf. Und doch sehen wir noch in tausend Fällen die Staatsthätigkeit gehemmt, weil die ihr zu Gebote stehenden Mittel nicht ausreichen.

Es lohnt sich also wohl der Mühe nachzuforschen, was aus jenen gewaltigen Summen wird, die alljährlich durch die Staatskassen laufen; zu untersuchen, wie die Ausgaben der verschiedenen Staaten von einander abweichen, und ob und wie weit die Gelder zu Zwecken verwandt werden, von denen die Gesammtheit wenigstens einen entsprechenden Nutzen zieht.

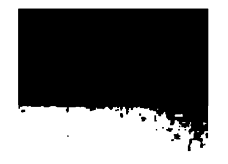
Wir beschränken uns indeß in der folgenden Untersuchung auf die Staaten Mitteleuropas. Denn es lassen sich in finanz-statistischer Beziehung nur die Länder vergleichen, welche ungefähr auf derselben Stufe der Culturentwickelung stehen. Die Türkei z. B. mag verhältnißmäßig mit geringen Summen wirthschaften, aber ihre Leistungen stehen auch weit hinter dem zurück, was wir von einer geordneten Regierung verlangen. Ebenso lebt das halbasiatische Rußland unter ganz anderen Bedingungen als wir. Außer dem Abstand der Cultur hindert auch eine allzu große Verschiedenheit in der territorialen Ausdehnung den Vergleich. In kleinen Staaten steht vieles im Staatsbudget, was bei größeren den Provinzial- und Gemeindebudgets zufällt. Einzelne Posten steigen zu un-

verhältnißmäßiger Höhe; so verschlingt die Hofhaltung in Anhalt-Dessau 22, in Schwarzburg 21, in Mecklenburg-Strelitz 34 und in den Reußischen Fürstenthümern 28 und 35 Procent der gesammten Staatsausgaben. Es wirft dies ein grelles Licht auf die Schäden unserer deutschen Zersplitterung, aber es zeigt zugleich, daß diese Miniaturstaaten nicht mit den größeren europäischen Staaten nach Einem Maaßstab gemessen werden können.

Somit bleiben für unsere Nebeneinanderstellung hauptsächlich Frankreich, England, Italien, Oesterreich, Preußen und die größeren unter den deutschen Bundesstaaten übrig. Von Belgien und Holland konnten wir uns leider die officiellen Actenstücke nicht verschaffen und müssen sie daher übergehen. Freilich darf auch bei jenen Staaten die Verschiedenheit ihrer Größe, Stellung, Lage, Organisation nicht übersehen werden. Alle diese Momente wirken auf die Zahlen ihrer Budgets, die also theilweise als nothwendig gegeben sind und nicht ohne weiteres den Regierungen und Kammern als Verdienst oder Vorwurf angerechnet werden dürfen.

Wir fassen zunächst die Summen der Gesammtausgaben in's Auge. Sie sind es gewöhnlich, die von der oberflächlichen Beurtheilung herbeigezogen und zu weiteren Schlüssen benutzt werden. Und doch sind gerade diese Zahlen gar nicht maaßgebend. Bei dem einen Staat figuriren unter ihnen nur die Reineinnahmen nach Abzug des Elementaraufwandes für die Finanzverwaltung, bei dem anderen sind auch die Betriebsausgaben mit einbegriffen. Stellen wir nun aber diese Betriebskosten mit unter die Staatsausgaben, um deren Totalität zu erhalten, so gewinnen wir auch so wieder keine vergleichbaren Zahlen, da nun die Summen nicht nach der eigentlichen Regierungsthätigkeit größer oder kleiner werden, sondern darnach ob ein Staat eigene Gewerbe treibt oder nicht, ob er noch viele Domänen besitzt, Eisenbahnen verwaltet, Berg- und Hüttenwerke betreibt u. s. w. Besonders in den kleineren Staaten spielen solche gewerbliche Unternehmungen eine bedeutende Rolle, während die größeren sie von sich abzuschütteln suchen. In England und Frankreich ist schon längst mit den Domänen aufgeräumt, in Preußen wird ein Theil jährlich zum Verkauf bestimmt, in den Mittelstaaten dagegen verwendet man die Ueberschüsse nicht wie in England zu Steuernachlässen, sondern zum Ankauf neuer Domänen. Von Staatseisenbahnen will man in jenen größeren Staaten nichts mehr wissen, in Oesterreich hat man sie meist veräußert und in Preußen wenigstens das Princip sie zu erweitern aufgegeben, die kleineren deutschen Regierungen dagegen sehen nur äußerst ungern den Betrieb einer Bahn in Privathände gelangen. Je weniger sie eigentliche Staatsaufgaben zu erfüllen haben, desto lieber beschäftigen sie sich mit Gewerbe- und Handelsunternehmungen. In Nassau z. B. ist sogar das Lumpensammeln Staatsmonopol. Die Regierung widmet sich diesem Geschäft mit vielem Eifer und ein Witzbold behauptete, sie gestatte deshalb so viele Spielbanken, um möglichst viele Lumpen in's Land zu ziehen. Ein Engländer und Franzose, ein Oesterreicher oder Preuße würden die Achseln zucken, wenn man von einem derartigen Geschäft für ihre Regierungen spräche.

Um nun einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen, müssen wir diejenigen Ausgaben, die in allen Staaten gleichförmig vorkommen und die für die



eigentlichen Functionen der Regierung bestimmt sind, besonders ausscheiden. Hierbei bleiben alle diejenigen Ausgaben weg, welche Betriebsauslagen für ein Staatsgewerbe (Eisenbahnen, Verkehrsanstalten, Forsten, Domänen, Berg- und Hüttenwerke, Münze) oder Erhebungskosten für die Steuern sind, welche also nur gemacht werden um ein Staatseinkommen zu erzielen, nicht um eine Staatsthätigkeit an sich zu erfüllen. Wir wollen sehen, wie der Ertrag der Staatswirthschaft verwendet, nicht auf welchen directen oder indirecten Wegen er gewonnen wird.

Die Nothwendigkeit jener Ausscheidung wird aus der folgenden Tabelle besonders klar werden. Sie stellt die Totalausgaben und die eigentlichen Regierungsausgaben neben einander und zeigt uns die sehr wechselnde Differenz, die zwischen beiden stattfindet. In Millionen Thalern betragen:*)

	Totalausgaben.	Ausgaben für eigentliche Regierungszwecke.	Procente der eigentl. Regierungsausg. von den Totalausg.
in Frankreich	617,85	514,24	83,2
Großbritt. u. Irland	469,76	437,72	93,2
Italien	227,68	193,12	84,8
Oesterreich	347,17	249,78	71,9
Preußen	146,40	95,66	65,4
Bayern	44,11	25,99	58,9
Sachsen	21,70	11,02	50,8
Hannover	21,22	9,99	44,9
Württemberg	17,85	8,19	45,9
Baden	14,77	8,18	55,5
Hessen-Darmstadt	5,62	3,88	69,0
Hessen-Cassel	5,51	4,29	77,8
Nassau	4,33	2,57	59,5
Schweiz**)	14,14	9,83	69,6

Hiernach werden in England über 93, in Italien fast 85, in Frankreich über 83 Procent für die eigentliche Staatsthätigkeit verwandt. In Preußen fällt der Antheil auf 65,4 und sinkt in Württemberg und Hannover auf etwa

*) Die Quellen, deren wir uns für diese sowie für die folgenden Tabellen bedienten, sind: Für Frankreich compte général de l'administration des finances pour l'année 1862; für England Rechnungsabschluß von 1862—63, unter den Drucksachen des Hauses der Gemeinen vom 11. Februar 1864; für Italien Voranschlag für 1865; für Oesterreich vereinbartes Finanzgesetz für 1864; für Preußen Voranschlag für 1864; für Bayern vereinbartes Finanzgesetz für die Finanzperiode von 1861—67; für Sachsen vereinbartes Budget für die Finanzperiode von 1864—66; für Hannover Voranschlag für die Finanzperiode von 1864—66; für Württemberg desgleichen für 1864—67; für Baden Voranschlag für 1865; für Hessen-Darmstadt Voranschlag für die Finanzperiode 1863—65; für Hessen-Cassel desgleichen für 1864—66; für Nassau Voranschlag für 1864; für das eidgenössische Bundesbudget der Voranschlag für 1865; für die Cantone Bern und Zürich die Voranschläge für 1865; für die übrigen Schweizercantone endlich benutzten wir die für 1862 gegebene ausführliche Zusammenstellung über die Finanzen der Cantone von Prof. G. Vogt in Berlepsch „Schweizerkunde." Braunschweig 1864 p. 733 u. fg.

**) Bei der Schweiz sind die Cantonalausgaben mit begriffen. Wo wir später die Ausgaben einzelner Cantone anführen, sind stets auch die Procentantheile an den Bundeskosten zugeschlagen.

45 Procent. Der Rest wird für Steuererhebungskosten oder für Staatsgewerbe ausgegeben. Wären nur jene Erhebungskosten in dem Reste begriffen, so hätten die kleineren deutschen Königreiche das schlimmste Steuersystem. Die Differenz kommt indeß weniger hiervon als von dem Domänenbesitz, dem Staatseisenbahnenbetrieb und ähnlichen Unternehmungen her. Aber gerade nach dieser Richtung hin eröffnet sich ein tiefer Blick in das Wesen der Kleinstaaten. In Württemberg und Hannover wird nicht einmal die Hälfte der Ausgaben für wirkliche Regierungszwecke verwendet; was nicht Wunder nehmen kann wenn man weiß, wie diese Regierungen sich um Alles kümmern und wie sie selbst die kleinsten Industriezweige in den Händen behalten möchten. Wenn die beiden Hessen und zum Theil auch Nassau wieder einen größeren Procentsatz für die eigentlichen Staatsaufgaben übrig behalten, so kommt dies nur daher daß hier überhaupt verhältnißmäßig weniger Eisenbahnen — also auch weniger Staatsbahnen — weniger Hütten- und Bergwerke, weniger Domänen existiren und daß die Post sich noch in den Händen von Turn und Taxis befindet.

Auf den Kopf der Bevölkerung kommen nun an eigentlichen Regierungsausgaben:

	bei einer Einwohnerzahl von Millionen:	Thaler.
In Frankreich	37,38	13,8
Großbrittanien	29,32	14,9
Italien	21,92	8,8
Oesterreich	36,00	6,9
Preußen	18,49	5,2
Bayern	4,69	5,5
Sachsen	2,22	4,9
Hannover	1,88	5,3
Württemberg	1,72	4,8
Baden	1,36	5,9
Hessen-Darmstadt	0,85	4,5
Hessen-Cassel	0,73	5,8
Nassau	0,45	5,6
Schweiz	2,51	3,9
Canton Bern	0,46	3,7
„ Zürich	0,26	3,5

Diese Zahlen geben zunächst den allgemeinen Maaßstab über die relative Kostspieligkeit der verschiedenen Staatsregierungen. Auf den ersten Blick schon überraschen die außerordentlich hohen Summen, welche England und Frankreich bedürfen — 14 bis 15 Thaler auf den Kopf, während die Schweizer Cantonalregierungen mit Einschluß der auf ihren Theil fallenden Bundeskosten mit 3½ bis 4 Thaler auskommen, und die deutschen Mittelstaaten, ja selbst Preußen trotz seiner europäischen Stellung, nur 4½—6 Thaler bedürfen. Einiges an diesem Unterschiede mag von dem verschiedenen Geldwerth kommen, der wichtigste Grund aber ist die verschiedene Machtstellung. Die Billigkeit der Mittelstaaten schreibt sich zumeist daher, daß sie ihre staatliche Aufgabe theils gar nicht, theils schlechter erfüllen, und daß sie sich eines funfzigjährigen Friedens erfreut haben. Die-

ser letztere Umstand kommt auch Preußen zu Gute, während die Budgets von Frankreich, Italien, England, Oesterreich noch schwer an den Folgen der letzten Kriege zu tragen haben.

Am klarsten zeigen sich die Ursachen der Verschiedenheit, wenn wir uns zu den Ausgaben wenden, welche die einzelnen Staaten für Staatsschulden, Militär und Flotte zu machen haben. In diesen Posten liegt der Schwerpunkt der neueren Budgets. Wir haben bei den Ausgaben für Verzinsung, Tilgung und Verwaltung der Staatsschulden die für Eisenbahnzwecke aufgenommenen Staatsanleihen ausgeschlossen, da sich diese in der Hauptsache selbst bezahlt machen und daher einen anderen Charakter haben, als die gewöhnlichen Staatsschulden. Die Ausgaben für die Staatsschulden betragen:

	Ausgaben für Tilgung, Verzinsung u. Verwaltung der Staatsschulden. (Millionen Thlr.)	in Procenten der eigentl. Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung Thaler.
in Frankreich	143,34	27,9	3,83
Großbrittanien	175,10	40,0	5,97
Italien	69,56	36,0	3,17
Oesterreich	104,12	41,7	2,89
Preußen	10,92	11,4	0,59
Bayern	4,56	17,6	0,97
Sachsen	2,09	19,0	0,93
Hannover	1,11	11,1	0,59
Württemberg	0,61	7,6	0,36
Baden	0,65	8,0	0,48
Hessen-Darmstadt	0,64	16,5	0,75
Hessen-Cassel	0,48	11,4	0,66
Nassau	0,26	10,3	0,58
Schweiz	0,64	6,6	0,26
Bern	0,019	1,1	0,04
Zürich	0,005	0,5	0,02

Frankreich, Italien, England, Oesterreich sind die Länder der großen schwerdrückenden Staatsschulden. Betrachten wir die Summe die auf den Kopf der Bevölkerung fällt, so ist England allen anderen Staaten um Vieles voraus, ihm folgt Frankreich das auf der Bahn, die es mit dem zweiten Kaiserreich beschritten, England vielleicht bald einholen wird. Berücksichtigen wir dagegen den Antheil, welchen die Erforderniße für die Staatsschuld an der Gesammtsumme des Regierungsaufwandes haben, so rückt Oesterreich in die erste Linie. Fast 42 Proc. werden von den Zinsen u. s. w. der Staatsschuld verschlungen! Besonders glänzend steht die Finanzwirthschaft Preußens da, nicht nur den Großstaaten gegenüber mit denen es doch ein Recht hat in Analogie gestellt zu werden, sondern auch im Verhältniß zu den meisten kleineren deutschen Staaten. Preußen verwendet nur 11 Proc. seiner Regierungsausgaben für die Staatsschuld, während Bayern über 17, Sachsen 19, Hessen-Darmstadt über 16 dafür ausgeben müssen. Die geringsten Posten hat die Schweiz; sie sind ebenso sehr die Folge der guten Wirthschaft und der freien Verfassung, als der glücklichen

durch die Eifersucht der Großstaaten geschützten Lage. Ueberhaupt darf man nicht schon an sich eine geringe Staatsschuld für ein Glück, eine hohe für ein Unglück halten. Grade die moderne Auffassung der Staatsschulden, wie sie in so geistreicher Weise von Dietzel vertreten wird, faßt ja die Staatsschulden als Bezahlung gleichsam immaterieller Capitalien auf, die für richtige Zwecke ausgegeben in dieser Form unendlich mehr nützen, als wenn sie in den Händen der Privatwirthschaften geblieben wären. Dies gilt aber nur bei Verwendungen für berechtigte Zwecke. Die meisten heutigen Staatsschulden stammen aus Kriegen, die man entfernt nicht alle für gerechte und den Nationen förderliche ansehen kann.

Wir gehen zu dem Posten über, der in allen europäischen Budgets neben den Schulderforderniſſen den ersten Rang einnimmt, nämlich zu den Bedürfnissen für das Heer und die Flotte. Den Ausgaben für das Heer fügen wir die für Militärpensionen sogleich hinzu; von Bedeutung sind sie hauptsächlich in Frankreich (12,56 Millionen Thaler), in Oesterreich (3,83 Millionen) und in Preußen (3,78 Millionen). Die Ausgaben für das Heer (ohne Flotte) betragen:

	im Ganzen. (Millionen Thlr.)	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	130,94	25,7	3,5
Großbrittanien	125,68	28,7	4,3
Italien	53,08	27,5	2,4
Oesterreich	75,82	30,4	2,1
Preußen	39,37	41,2	2,1
Bayern	7,35	28,3	1,6
Sachsen	2,53	23,0	1,1
Hannover	2,79	27,9	1,5
Württemberg	2,27	27,7	1,3
Baden	1,83	22,4	1,3
Hessen-Darmstadt	1,07	27,7	1,3
Hessen-Cassel	1,33	31,0	1,8
Nassau	0,60	23,4	1,3
Schweiz	3,01	30,6	1,2
Bern	0,45	25,9	1,0
Zürich	0,23	25,4	0,9

Dazu kommen nun aber in den größeren Staaten noch die sehr beträchtlichen Kosten für die Flotte, die wir daher für sich noch besonders so wie im Gesammtbetrag mit dem Armeeaufwand anzugeben haben:

	Ausgabe für die Flotte. (Mill. Thlr.)	Ausgabe für Flotte u. Heer. (Mill. Thlr.)	Procente der beiden Posten von d. Regierungsausgab.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	57,91	188,85	36,7	5,1
Großbrittanien	65,80	191,48	43,7	6,5
Italien	14,70	67,79	35,1	3,1
Oesterreich	5,50	81,33	32,6	2,3
Preußen	2,33	41,70	43,6	2,3

Nach dem Kopf der Bevölkerung berechnet sind in England die Ausgaben

für Armee und Marine weitaus die höchsten — 6,5 Thlr., beinahe dreimal so viel als in Oesterreich und Preußen, vier bis fünfmal so viel als in der Schweiz, und doch stellt England mit seiner Miliz kaum 300,000 Mann, während die österreichische Armee auf dem Kriegsfuß 565,000, die preußische mit Einschluß der gesammten Landwehr sogar 674,000 Mann beträgt.

In England existirt die Wehrpflicht nicht; kein englischer Bürger ist zum Militärdienst gezwungen. Die britische Regierung muß also für ihre Mannschaft Löhne bewilligen, die dem Verdienst in anderen Berufssphären entsprechen, und der Vergleich des englischen Militärbudgets mit den anderen europäischen ist deshalb nicht maßgebend, weil nur und allein in dem englischen die wahren Ausgaben, welche vom Lande für das Militärwesen gemacht werden, auch wirklich figuriren. Bei uns dagegen wird in den Etats zwar die Verwendung seitens des Staats angegeben, aber die Kosten welche nun noch die Einzelnen zu tragen haben, der Mehrlohn welchen die präsenten Soldaten in ihrer Gewerbthätigkeit verdienen könnten, die Opfer der Unterbrechung der Laufbahn werden nicht mit berechnet. Mit Hinzuziehung dieser Kosten würde das continentale Heerwesen wohl so theuer zu stehen kommen als das englische, ja das französische Budget würde sicher noch höher steigen, da es ohnehin das englische nahezu erreicht — fast 189 Millionen Thaler jährlich und 5,1 Thaler pro Kopf! Mag man immerhin die Erfolge der französischen Fahnen in den verschiedenen Welttheilen und das wohlthuende Bewußtsein, das dadurch in jedem Franzosen hervorgerufen wird, hoch veranschlagen — man wird doch sagen müssen, daß diese gloire zu theuer erkauft sei.

Auch das neue Königreich Italien hat seine Ausgaben für Militär und Marine bereits auf mehr als 3 Thlr. pro Kopf und auf fast 68 Millionen Thaler im Ganzen hinaufgeschraubt. Seine Finanzen empfinden es schwer, zumal es gleich Oesterreich noch etwa 3 Thlr. pro Kopf für die Staatsschuld nöthig hat. Aber da jener junge Staat vielleicht bald noch einmal um seine Existenz zu kämpfen hat und die nationale Unabhängigkeit und Ehre doch das höchste Gut ist, so kann ihn wegen seiner militärischen Anstrengungen gerechter Weise kein Vorwurf treffen.

In Oesterreich und Preußen stellen sich die Kosten pro Kopf auf 2,3 Thlr., also am geringsten unter den Großmächten. Wie schwer gleichwohl Oesterreich an seiner Militärlast von jährlich 81 Millionen trägt, ist bekannt. In Preußen wird die Last deswegen leichter getragen, weil dort die Finanzverwaltung und das Steuersystem von Alters her besser und geregelter waren und die Staatsschuld auf den Kopf nur ½ Thlr., etwa den fünften Theil wie in Oesterreich, ausmacht. In dem Verhältnisse der militärischen zu den anderen Regierungsausgaben stehen England und Preußen mit dem höchsten Procentsatz obenan. Beide verwenden über 43 Procent ihrer Ausgaben auf Heer und Flotte, Frankreich, Italien, Oesterreich nur 33—36 Proc., die deutschen Mittelstaaten und die Schweiz nur 23—30 Proc. Unsere Zahlen ergeben also, daß absolut genommen das Militärbudget in Preußen sehr mäßig, relativ genommen d. h. verglichen mit den Ausgaben die Preußen für andere Zwecke macht — sehr hoch ist. Die weiteren Consequenzen hieraus können wir an dieser Stelle nicht ziehen.

Die deutschen Mittelstaaten gebrauchen etwa 1 1/2 Thlr. pro Kopf für militärische Zwecke. Aber diese relative Wohlfeilheit verliert ihren Werth wenn man bedenkt, daß das mittelstaatliche Heerwesen seinen Zweck — Schutz der Existenz und Selbständigkeit der betreffenden Staaten — überhaupt nicht erfüllt. Das Dasein der kleinen Königreiche hängt nicht von ihren Truppen, sondern von den europäischen Verhältnissen ab. Sie hören auf zu existiren sobald diejenige Großmacht, an die sie sich anlehnen, sie nicht mehr beschützt. Sollen sie, um ihre Sicherheit zu erhöhen, ihre Truppenkörper verdoppeln? — Dann würde die Wohlfeilheit aufhören und der zur vollen Selbständigkeit hinreichende Grad der Stärke doch nicht erreicht werden.

Bei der finanziellen Berechnung des schweizerischen Heerwesens, über dessen militärische Beschaffenheit wir an dieser Stelle nicht urtheilen, wird häufig dreierlei übersehen. Einmal rechnen Statistiker wie Kolb nur die Bundeskosten, nicht auch die viel beträchtlicheren Cantonalkosten; jene betragen 0,4 Thlr. pro Kopf, beide zusammen dagegen 1,2 Thlr. Dann erreichen die militärischen Kosten, welche die einzelnen Wehrmänner haben, nirgends eine solche Höhe als in der Schweiz. In dieser Beziehung waltet zwischen der Schweiz und Preußen ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen den continentalen Staaten und England. Der Einzelne hat großentheils eben so viel Ausgaben mehr als der Staat weniger hat. Und endlich darf man nicht vergessen, daß die Schweiz ebenso wie die deutschen Mittelstaaten nicht durch die eigene Kraft sondern durch den Schutz oder die Eifersucht der Großstaaten aufrecht erhalten wird und daß die Ansprüche, welchen die französischen, österreichischen, preußischen Heere zu genügen haben, an sie niemals von der Geschichte werden gestellt werden.

Daneben bleiben die politischen und finanziellen Vorzüge der schweizerischen Heeresverfassung ungeschmälert, und dringendes Bedürfniß der Cultur und Civilisation ist es, daß auch die Beziehungen der Großstaaten sich in einer Weise umgestalten, welche die Erhaltung großer stehender Heere entbehrlich macht. Ueber 900 Millionen Thaler werden jährlich von den Staaten Europas für ihre Macht- oder Vertheidigungsbedürfnisse ausgegeben, und man fragt sich mit Recht, was aus unseren Finanzen werden soll, wenn die Militärbudgets in der jetzt üblichen Progression von Jahr zu Jahr steigen. Aber freilich ein einzelner Großstaat kann hier nicht andere Bahnen betreten wollen, er kann nicht seine Existenz auf's Spiel setzen, indem er allein ein militärisch weniger zuverlässiges und festes System einführt, — nur von dem Culturfortschritt der Menschheit im Ganzen dürfen wir eine allmähliche Erleichterung der Militärlasten und Verwendung dieser Summen für die Zwecke der Bildung und Humanität erwarten. —

Wir wünschten die beiden bedeutendsten Posten aller Ausgabeetats zuerst zu besprechen und sind deshalb von der Ordnung abgewichen, die in den Budgets eingehalten zu werden pflegt. Bekanntlich stehen hier die Summen voran, welche für Civilliste und Apanagen ausgeworfen sind. Auch hier weichen die verschiedenen Staaten, wie aus der folgenden Vergleichung hervorgeht, in hohem Grade von einander ab. Die Ausgaben für Civilliste und Apanagen betragen:

	im Ganzen. (Millionen Thlr.)	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	7,06	1,4	0,2
Großbrittanien	3,04	0,7	0,1
Italien	4,61	2,4	0,2
Oesterreich	4,97	2,0	0,1
Preußen	3,07	3,2	0,2
Bayern	1,71	6,6	0,4
Sachsen	0,90	8,2	0,4
Hannover	0,80	8,0	0,4
Württemberg	0,65	8,0	0,4
Baden	0,52	6,5	0,4
Hessen-Darmstadt	0,46	12,1	0,5
Hessen-Cassel	0,36	8,4	0,5
Nassau	0,31	12,0	0,7

Wie zu erwarten war, steigen die auf den Kopf der Bevölkerung fallenden Kosten hier in demselben Maaße als die Zahl der Einwohner abnimmt. Jeder Nassauer zahlt 0,7 Thaler, jeder Preuße oder Italiener 0,2, jeder Engländer 0,1 Thlr. für den Hofhalt der regierenden Familie. Während in England nicht ein Procent, in Frankreich, Italien, Oesterreich, Preußen 1—3 Proc. der Ausgaben diesen Zwecken dienen, verschlingen sie in den kleineren Staaten bis zu 12 Proc., in den Duodezländern die wir nicht zur Vergleichung heranzogen, wie oben schon angedeutet, sogar 30—40 Procent. Es liegt darin sicher keine Empfehlung der Kleinstaaterei.

Fassen wir nun die drei bis jetzt berührten Ausgabezweige zusammen, so stellt sich heraus, daß sie den größten Theil der europäischen Budgets ausmachen. Wir vergleichen die Gesammtsumme der eigentlichen Regierungsausgaben mit der Summe welche jene drei Posten ergeben, und sehen zu, welchen Procenttheil sie von der Gesammtheit ausmachen, und wie viel demnach noch für die anderen Aufgaben der Staatsthätigkeit übrig bleibt.

	Gesammt-Regierungsausgaben. (Mill. Thlr.)	Ausgabe für Schulden, Heer u. Hof.	Procente dieser Ausgaben vom Ganzen.	Restprocente für andere Ausgaben.
In Frankreich	514,24	339,26	66,0	34,0
Großbrittanien	437,72	369,64	84,4	15,6
Italien	193,12	141,97	73,5	26,5
Oesterreich	249,78	190,42	76,3	23,7
Preußen	95,66	55,70	58,2	41,8
Bayern	25,99	13,63	52,5	47,5
Sachsen	11,02	5,53	50,3	49,7
Hannover	9,99	4,70	47,0	53,0
Württemberg	8,19	3,54	43,2	56,8
Baden	8,18	3,01	36,9	63,1
Hessen-Darmstadt	3,88	2,18	56,3	43,7
Hessen-Cassel	4,29	2,18	50,8	49,2
Nassau	2,57	1,18	45,8	54,2

Schweiz	9,83	3,66	36,7	63,2
Bern	1,73	0,47	27,0	73,0
Zürich	0,94	0,24	25,9	74,1

Die Leistungen für Hof, Staatsschuld, Militär und Marine nehmen also in den Großstaaten außer Preußen theils nahezu theils über ¾ aller verwendbaren Summen in Anspruch. Nur in Preußen sinkt wegen seiner geringen Schuld und seiner noch wenig entwickelten Marine der Satz auf etwas über die Hälfte. Die deutschen Mittelstaaten verwenden trotz ihrer geringen Vertheidigungsfähigkeit etwa die Hälfte der Regierungsausgaben auf die erwähnten Zwecke, am günstigsten stehen noch Baden und Württemberg mit nur 37 oder 43 Procent. Die glänzendste Position nimmt in Folge der geringen Schulden und Militärkosten so wie der ganz wegfallenden Hofhaltung wieder die Schweiz ein. Demnach ist sie auch befähigt für die übrigen Staatszwecke um so reichlicher zu sorgen, und die anderen Staaten müssen trotz aller Verschiedenheit der Lage auf dieses Beispiel hingewiesen werden. Ist es nicht ein unnatürliches Verhältniß, wenn für die sämmtlichen Kosten der inneren Verwaltung: der obersten Staatsbehörden, der Volksrepräsentation, der auswärtigen Beziehungen, der Polizei und Gensdarmerie, des Gerichts- und Gefängnißwesens, für Land- und Wasserbauten, Unterricht und Cultus, für Förderung von Kunst und Wissenschaft, von Handel, Gewerbe und Landwirthschaft, für das Sanitätswesen, die Heil-, Pflege- und Wohlthätigkeitsanstalten, für Civilpensionen und Unterstützungen — wenn für den ganzen Umfang dieser mannichfaltigen Zwecke nur die Hälfte oder ein Drittheil, oder wie in England gar nur ein Fünftheil der auszugebenden Summen übrig bleibt?

Auf den Kopf der Bevölkerung vertheilt sich der Aufwand für die Schuld, für Heer, Flotte und Hof und der für die übrige Staatsthätigkeit in folgender Weise:

	für Staatsschuld, Heer, Flotte u. Hof auf d. Kopf. (Thlr.)	für alle übrigen Staatszwecke. (Thlr.)
in Frankreich	9,2	4,6
Großbrittanien	12,6	2,3
Italien	6,6	2,2
Oesterreich	5,3	1,6
Preußen	3,1	2,1
Bayern	3,0	2,5
Sachsen	2,4	2,1
Hannover	2,7	2,6
Württemberg	2,1	2,7
Baden	2,2	3,8
Hessen-Darmstadt	2,6	1,9
Hessen-Cassel	3,0	2,9
Nassau	2,6	3,0
Schweiz	1,5	2,4
Bern	1,0	2,7
Zürich	0,9	2,6

Man muß sich jedoch hüten, aus diesen Zahlen voreilige Folgerungen zu ziehen, und ohne weiteres nach ihnen das Maaß zu bestimmen, in welchem die eben aufgezählten mannichfaltigen Bedürfnisse in einem Lande erfüllt oder nicht erfüllt werden. Von den höheren oder niederen Summen unserer zweiten Colonne hängt jenes Maaß allein nicht ab. Diese Zahlen dienen zunächst nur zur Vergleichung mit den parallelen Sätzen der ersten Colonne, mit den Ausgaben für Schulden, Landesvertheidigung und Hof; unter sich sind sie nicht absolut vergleichbar, weil für die angeführten Zwecke nun noch in den einzelnen Ländern ein sehr verschiedener Aufwand von Seiten der Provinzen, Gemeinden und Corporationen gemacht wird. In der obigen Reihenfolge steht Frankreich mit 4,6 Thlr. pro Kopf an der Spitze, aber daraus folgt nicht, daß dort reichlicher als anderswo für die Culturaufgaben des Staats gesorgt werde. Frankreich ist das Land der büreaukratischen Centralisation, seine Verwaltung ist, weil ihr Mechanismus jede Selbstthätigkeit aufsaugt, sehr umfangreich und kostspielig, und tausend Aufgaben müssen hier von der Staatsbehörde und auf Staatskosten gelöst werden, welche in anderen Ländern durch die Rührigkeit der Gemeinden und der freien Vereinigungen erfüllt werden. Dieser Gesichtspunkt ist auch bei den folgenden Vergleichungen nicht außer Acht zu lassen. Man muß hier immer sich erinnern, daß die Resultate der Staatsthätigkeit durch das Mitwirken anderer Factoren corrigirt werden. Nur bei einzelnen Punkten fällt dies weg. So werden die Kosten für die auswärtigen Angelegenheiten, die wir jetzt zusammenstellen wollen, wohl überall ausschließlich vom Staatsbudget bestritten.

Wir rechnen bei den Ansätzen für diese Function in Deutschland die Bundeskosten mit ein. Die Ausgaben betragen:

	im Ganzen. (Millionen Thlr.)	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	3,369	0,7	0,09
Großbrittanien	3,485	0,8	0,12
Italien	0,961	0,5	0,04
Oesterreich	1,519	0,6	0,04
Preußen	0,960	1,0	0,06
Bayern	0,218	0,8	0,05
Sachsen	0,134	1,2	0,06
Hannover	0,164	1,6	0,09
Württemberg	0,163	2,0	0,10
Baden	0,055	0,7	0,04
Hessen-Darmstadt	0,071	1,8	0,08
Hessen-Cassel	0,050	1,2	0,07
Nassau	0,118	4,6	0,26
Schweiz	0,034	0,35	0,01
Bern	0,007	0,4	0,01
Zürich	0,004	0,4	0,01

An keiner Stelle tritt das Elend der deutschen Kleinstaaterei deutlicher hervor, als hier. Wenn wir Mittel- und Süddeutsche überlegen, wie der ganze Werth unserer Vertretung im Auslande sich darauf reducirt, daß der eine oder

andere unserer bevorzugten Landsleute zu einem Ball in den Tuilerien oder zu einer Cour in der Wiener Burg geladen wird, wenn wir dem entgegenhalten, wie sorgsam und kräftig die Interessen eines jeden Engländers und Franzosen selbst in den entferntesten Gegenden jenseits der Meere gewahrt werden, wie die consularische Thätigkeit dieser Staaten dem Einzelnen Schutz und dem Handel der Gesammtheit die wesentlichste Förderung gewährt — so muß uns allerdings, und wären wir die verhärtesten Particularisten, ein Licht über die Kläglichkeit unserer staatlichen Existenz aufgehen. Dabei kostet die dürftige und mangelhafte Vertretung der Mittelstaaten theils so viel, theils viel mehr als die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten in England und Frankreich; ja die Einwohner von Nassau müssen dafür fast dreimal soviel entrichten als die Bevölkerung jener Großstaaten, und pro Kopf grade 26mal so viel als die Schweiz. Preußen und Oesterreich, die in der Geltendmachung ihrer Interessen nach Außen als große Mächte natürlich weit mehr leisten als die Mittelstaaten, kommen mit der Hälfte der Kosten aus; und die Schweiz hat unter allen europäischen Staaten verhältnißmäßig die geringsten Auslagen, weil sie in gerechter Würdigung ihrer Kräfte darauf verzichtet europäische Politik zu treiben, sich auf ein weises Maaß beschränkt, in republicanischer Einfachheit den unnöthigen Glanz vermeidet und ihr Augenmerk hauptsächlich darauf richtet, die Handels- und Verkehrsinteressen zu fördern. Wahrlich deutlich genug zeigt uns der eidgenössische Bundesstaat den Vortheil, der uns zu Theil würde, wenn wir statt durch zweiunddreißig, durch ein einziges gemeinsames Organ unsere Vertretung im Ausland besorgten. Es wäre nicht nur ein finanzieller Gewinn von mehr als einer Million, sondern noch weit mehr ein Gewinn für unser Ansehen und unsere Sicherheit.

Die Kostspieligkeit der auswärtigen Vertretung eines Staats wächst im umgekehrten Verhältniß zu seiner Größe. Ganz ebenso steht es mit der inneren Verwaltung, wie wir sofort sehen werden, wenn wir die Summen der Civilpensionen zusammenstellen. Dieselben betragen:

	Ausgaben für Civilpensionen u. Unterstützungen an Beamte. (Millionen Thlr.)	in Procenten der eigentlichen Regierungsausgab.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	7,804	1,5	0,21
Großbrittanien	1,650	0,4	0,06
Italien	1,908	1,0	0,09
Oesterreich	3,508	1,4	0,10
Preußen	3,317	3,4	0,18
Bayern	1,145	4,0	0,24
Sachsen	0,365	3,3	0,16
Hannover	0,694	6,9	0,37
Württemberg	0,316	3,9	0,18
Baden	0,318	3,9	0,23
Hessen-Darmstadt	0,144	3,7	0,17
Hessen-Cassel	0,229	5,3	0,31
Nassau	0,125	4,9	0,27

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Zahl der Staatsbeamten ver-



hältnißmäßig um so viel größer wird, als Umfang und Bevölkerung des Landes sich verringert. In unseren kleinen Residenzen ist es schwer, einem Manne zu begegnen, der nicht irgend ein Aemtchen hat. In dieser Unmöglichkeit, die Administration der Kleinstaaten so einfach und rationell einzurichten, wie es auf einem größeren Terrain geschehen kann und nach unserem modernen Bedürfniß geschehen muß, liegt neben ihrer Macht- und Schutzlosigkeit der tiefste Grund, weshalb sie im Fortschritt der Verkehrsbewegung und der Cultur nothwendig verschwinden und mit den größeren Organismen der gleichen Nationalität vereinigt werden müssen.

Indeß ist es doch nicht die Größe eines Staates allein, welche über die Zahl der Aemter und damit zugleich über die Zahl der Pensionsberechtigten entscheidet. Es kommt ferner darauf an, wie weit die communale Freiheit und das System der Selbstregierung durch Ehrenämter in einem Lande entwickelt ist. Bekanntlich ist in England dieses einzige Fundament der Freiheit, der Ehrendienst der social unabhängig gestellten Bürger am Staat, am weitesten ausgebildet, und in Folge davon giebt England verhältnißmäßig am wenigsten für die Pensionen der Staatsbeamten aus. Dagegen ist der Verwaltungsorganismus in Frankreich äußerst complicirt und der freien Thätigkeit der Gemeinden oder der größeren Bezirke fast gar nichts überlassen. Es darf uns daher auch nicht wundern, daß Frankreich in diesem Gebiet nicht die Ersparnisse erzielt, die es vermöge seiner Größe sonst würde machen können. Auch Preußen hat im Verhältniß zu seiner Bevölkerung eine übergroße Zahl von Staatsbeamten. Ohne die Gemeindebeamten, ohne Geistliche, Schullehrer und Militär weist das Budget von 1864: 67,703 vom Staat angestellte Personen nach, deren Gehälter zusammen 31,350,000 Thaler betragen. Natürlich, daß für Civilpensionen jährlich dreimal so viel verausgabt wird, als in England. Die Reorganisation des preußischen Staats auf dem Grunde des Selfgovernement, wie sie die Stein'schen Reformen anbahnten, ist bei der städtischen Gemeinde stehen geblieben, aber bis heute noch nicht zu einer Selbstverwaltung der Landbezirke, der Kreise und Provinzen durchgebildet worden.

Die deutschen Mittelstaaten müssen für Civilpensionen etwa 4—6mal so viel ausgeben, als England, und es darf angenommen werden, daß ihre ganze Staatsverwaltung in gleichem Maaßstabe theurer ist. Nur scheinbar machen Sachsen, Württemberg und Hessen-Darmstadt eine Ausnahme. Es würde falsch sein, wenn man aus den geringeren Ansätzen für dieselben auf eine schwächere Zahl von Beamten und einen einfacheren Verwaltungsorganismus schließen wollte. Der wahre Grund der größeren Sparsamkeit ist vielmehr darin zu suchen, daß in diesen Ländern die Pensionen außerordentlich niedrig angesetzt sind. In Württemberg z. B. liegt eben jetzt ein neues Pensionsgesetz der ständischen Berathung vor, in welchem mit einem Schlage eine Steigerung der Pensionen um mehr als 100,000 Thaler verlangt wird.

Wir wenden uns jetzt zu den Kosten, welche die **Volksrepräsentation**, möge sie den Namen von Landständen oder Kammern, Reichsrath, Parlament, Senat oder gesetzgebendem Körper führen, in den verschiedenen Ländern verursacht. Sie berechnen sich:

	Ausgaben für d. Volksrepräsentation. (Millionen Thlr.)	in Procenten der Regierungsausgaben.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	2,045	0,57	0,08
Großbrittanien	0,892	0,20	0,03
Italien	0,333	0,17	0,02
Oesterreich	0,302	0,12	0,01
Preußen	0,249	0,26	0,01
Bayern	0,042	0,16	0,01
Sachsen	0,044	0,40	0,02
Hannover	0,065	0,65	0,03
Württemberg	0,070	0,85	0,04
Baden	0,019	0,23	0,01
Hessen-Darmstadt	0,011	0,28	0,01
Hessen-Cassel	0,015	0,35	0,02
Nassau	0,017	0,66	0,04

Auch für diese Institutionen müssen die Ausgaben verhältnißmäßig um so bedeutender sein, je unbedeutender der Staat ist, schon deshalb weil in den kleineren Ländern auf dieselbe Bevölkerungszahl weit mehr Vertreter kommen als in den größeren. Der Kostenunterschied wäre noch beträchtlicher, wenn unsere Mittelstaaten sich nicht dadurch hülfen, daß sie ihre Kammern statt alljährlich alle zwei oder drei Jahre zusammentreten lassen. Das kommt nun zwar dem Staatssäckel, aber allerdings nicht der constitutionellen Praxis zu Gute.

Von jener Regel macht indeß Frankreich eine Ausnahme. Es wird dies leicht erklärlich, wenn man daran denkt, daß jeder französische Senator 30,000 Francs Gehalt erhält und daß die Geldbezüge aller Personen, die in den gesetzgebenden Versammlungen sitzen, dem entsprechend sind. Auch England hat für seine Repräsentation eine verhältnißmäßig starke Auslage; der Brite setzt seinen Stolz in den äußerlichen Glanz des Parlaments, das Parlamentsgebäude ist der schönste und kostbarste Bau auf seiner Insel, es überragt an Pracht bei weitem den Wohnsitz seiner Könige. Bei alledem kosten die württembergischen und nassauischen Kammern relativ noch um ein Erhebliches mehr als die beiden englischen Häuser, ja sie erfordern pro Kopf der Bevölkerung viermal so viel als der Landtag von Preußen. Das ist ein seltsames Resultat, wenn man die Bedeutung und die Leistungen dieser Körperschaften mit einander vergleicht. Die redseligen Mitglieder unserer kleinen deutschen Kammern sollten sich wirklich recht ernstlich das hier wörtlich zu nehmende Sprichwort einprägen daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist.

Wir kommen jetzt zu den Zweigen der Staatsthätigkeit, die sich auf die innere Rechtssicherheit der Bürger beziehen, und zwar zunächst zu der Justizverwaltung und den Strafanstalten. Die Ausgaben dafür betragen:

	für Justizwesen u. Strafverwaltung in Mill. Thl.	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	13,778	2,7	0,37
Großbrittanien	16,184	3,7	0,55
Italien	12,003	6,5	0,57

	für Justizwesen u. Strafverwaltung in Mill. Thl.	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
Oesterreich	7,086	2,8	0,20
Preußen	13,930	14,5	0,75
Bayern	2,313	8,9	0,49
Sachsen	0,814	7,4	0,37
Hannover	1,060	10,6	0,56
Württemberg	0,673	8,2	0,39
Baden	1,195	14,6	0,87
Hessen-Darmstadt	0,502	12,9	0,59
Hessen-Cassel	0,575	13,4	0,78
Nassau	0,157	6,1	0,34
Schweiz	1,242	12,6	0,50
Bern	0,174	10,0	0,37
Zürich	0,079	8,4	0,30

Die Kosten für die Justiz sind zunächst verschieden je nach dem Verfahren, welches in den einzelnen Ländern waltet. Aber dadurch allein werden die Variationen zwischen nicht ganz 3 und 14½ Procent der Regierungsausgaben oder zwischen 0,2 und 0,8 Thaler pro Kopf der Bevölkerung doch nicht erklärt. Wir würden den uns hier gewährten Raum und den Zweck unserer gedrängten Uebersicht weit überschreiten müssen, wollten wir die wirklichen Ursachen jenes Unterschieds nachzuweisen suchen. Wir theilen statt dessen an diesem Punkte nur die statistischen Ergebnisse mit. Aber unsere Leser werden sich hüten, es Oesterreich zum Lobe zu rechnen, daß es hier zum ersten Mal als das sparsamste Staatswesen erscheint. Der Preis einer Institution ist an und für sich noch nicht maßgebend, sondern es handelt sich darum, was für diesen Preis nun auch wirklich geleistet wird. Wie im Leben, so ist auch in der Staatsverwaltung das Billigste oft das Theuerste.

An die Justiz und die Strafanstalten schließen sich unmittelbar die **Polizei und Gensdarmerie**. Sie sollen ebenfalls die Rechtsordnung aufrecht erhalten, verhüten daß sie verletzt werde, oder als dienende Organe wirksam sein, damit die geschehene Verletzung gesühnt werden könne. Die Ausgaben für diese Functionen stellen sich folgendermaßen:

	Ausg. für Polizei u. Gensdarmerie. (Mill. Thlr.)	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	9,508	1,8	0,26
Großbrittanien	7,750	1,8	0,26
Italien	8,313	4,3	0,38
Oesterreich	4,665	1,9	0,13
Preußen	2,017	2,1	0,11
Bayern	0,761	2,6	0,16
Sachsen	0,356	3,2	0,16
Hannover	0,210	2,1	0,11
Württemberg	0,156	1,9	0,09
Baden	0,137	1,7	0,10

	Ausg. für Polizei u. Gensdarmerie. (Mill. Thlr.)	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
Hessen-Darmstadt	0,079	2,0	0,09
Hessen-Cassel	0,099	2,3	0,13
Nassau	0,037	1,4	0,08
Bern	0,084	4,8	0,18

Aus unserer Tabelle geht hervor, daß dieser Posten in unseren deutschen Staaten verhältnißmäßig nicht sehr variirt. Er schwankt zwischen 0,8 und 0,16 Thaler pro Kopf der Bevölkerung. Preußen hat theils eine billigere theils eine nicht kostspieligere Polizei als die meisten Mittelstaaten. Italien bedarf wegen der Brigandage in Neapel und Sicilien ein sehr starkes Gensdarmeriecorps; es verausgabt dafür allein 5,344,000 Thaler, fast fünfmal so viel als Preußen. Abgesehen von Italien überragen England und Frankreich die übrigen europäischen Länder um etwa das Doppelte. Indeß darf man auch nicht übersehen, daß die Leistungen der französischen und englischen Polizei vielseitiger und besser sind. Auch die geographische Lage übt hier ihren Einfluß. Der Aufwand muß sich steigern, wo große Küstenstrecken und ein reger Hafenverkehr zu überwachen sind.

Die Ausgaben der **Finanzverwaltung**, worunter wir nach unseren früheren Beschränkungen nicht die für den Betrieb von Staatsgewerben oder für die Steuererhebung und Schuldenverwaltung, sondern lediglich die für die Finanzadministration im engeren Sinne, für Kassen- und Controllwesen verstehen, haben wiederum die Tendenz, sich mit der Verengung der Staatswirthschaft relativ zu vergrößern. Sie veranschlagen sich:

	Ausg. für d. Finanzverwalt. in Mill. Thl.	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	6,479	1,3	0,17
Großbrittanien	0,549	0,1	0,02
Italien	1,639	0,8	0,07
Oesterreich	5,850	2,3	0,16
Preußen	0,311	0,3	0,02
Bayern	0,426	1,6	0,09
Sachsen	0,176	1,6	0,08
Hannover	0,138	1,4	0,07
Württemberg	0,172	2,1	0,10
Baden	0,185	1,0	0,06
Hessen-Darmstadt	0,072	1,8	0,08
Hessen-Cassel	0,075	1,7	0,10
Nassau	0,051	2,0	0,11
Bern	0,020	1,2	0,04

Wie unsere Zusammenstellung beweist, wird indeß auch hier der allgemeine Grundsatz von zwei Staaten umgestoßen — von Frankreich und Oesterreich. Die Wirthschaftsführung in Frankreich ist theuer aus den schon öfters erwähnten Gründen. Oesterreich, das in der Justizverwaltung an Wohlfeilheit Alle übertraf, muß auf die Aufsicht seiner Kassen im Verhältniß zu seinen sonstigen



Regierungsausgaben mehr als irgend ein anderer Staat verwenden. Man kann von hier aus einen sehr belehrenden Einblick in den Zustand des österreichischen Beamtenwesens thun. Oesterreich und Frankreich gebrauchen, nach dem Kopf der Bevölkerung berechnet, für ihre Finanzverwaltung etwa acht mal so viel als Preußen oder England. Die übrigen Länder folgen auf einander fast genau nach der abnehmenden Zahl ihrer Einwohner. Nur dem Großherzogthum Baden und dem Canton Bern ist es gelungen, durch Vereinfachung ihrer Administration einen günstigeren Platz sich zu erringen, wogegen Württemberg neben Nassau fast auf der gleichen Stufe mit Oesterreich steht, was bei den gut geordneten Finanzen jenes Landes nur aus einem Uebermaß der Schreiberei sich erklären läßt. Im Verhältniß zu den sonstigen Regierungsausgaben kostet die nassauische Finanzverwaltung sieben mal so viel als die preußische und einundzwanzig mal so viel als die englische!

Bei den Zusammenstellungen, welche uns jetzt noch übrig bleiben, haben wir nochmals an eine frühere Warnung zu erinnern. Ueber die Art und Weise, wie in den einzelnen Ländern für den Cultus, den Volksunterricht, das Armenwesen, die öffentlichen Bauten gesorgt wird, läßt sich aus den Staatsbudgets allein nicht urtheilen. Es muß hier immer in Betracht gezogen werden, in welchem Maß die Gemeinden, die Corporationen und die freie Thätigkeit der Bürger mit herangezogen werden. Diese communale oder freiwillige Thätigkeit ist äußerst verschieden. Frankreich und England stehen hier auf den beiden entgegengesetzten Enden; zwischen ihnen schwanken die übrigen Staaten und so geben die Zahlen nur einen Fingerzeig über die Wichtigkeit, welche dieser oder jenen Function des Staats von den einzelnen Regierungen beigelegt wird.

Am wenigsten eignen sich zu einer isolirten Beurtheilung ohne Rücksicht auf die sonstigen Verhältnisse die pecuniären Leistungen der Staaten für kirchliche Zwecke. Sie betragen:

	Ausgab. für d. Cultus. (Millionen Thlr.)	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	13,519	2,6	0,36
Großbrittanien	0,403	0,09	0,01
Italien	0,580	0,3	0,02
Oesterreich	1,555	0,6	0,04
Preußen	1,584	1,7	0,09
Bayern	1,874	7,2	0,40
Sachsen	0,125	1,1	0,05
Hannover	0,183	1,8	0,10
Württemberg	0,763	9,3	0,44
Baden	0,068	0,8	0,05
Hessen=Darmstadt	0,079	2,0	0,09
Hessen=Cassel	0,103	2,4	0,14
Schweiz	0,534	5,4	0,21
Bern	0,174	10,0	0,38
Zürich	0,104	11,0	0,39

Außer den gewöhnlichen Gemeindebeisteuern müssen auf diesem Gebiet noch die besonderen Stiftungen in Anschlag gebracht werden, durch deren Betrag dem Staat oft ein beträchtlicher Theil der Lasten abgenommen wird. Wo solche Stiftungen, wie in vielen protestantischen Ländern vom Staat und unter landständischer Controlle verwaltet werden, haben wir ihre Einkünfte mit in Rechnung gebracht. Außerdem sind besonders in den katholischen Ländern die Kirchen oft noch so reich mit Gütern dotirt, daß sie mit den daraus fließenden Erträgen ihren Bedürfnissen genügen können. Daraus erklärt es sich, daß z. B. in Oesterreich, dem Staate des Concordats, verhältnißmäßig so wenig für die Kirche verausgabt wird. Italien befindet sich, solange die Güter des Clerus noch nicht verkauft sind, in einer ähnlichen Lage. In England ist die Staatskirche reich begütert, im Uebrigen bleibt es den Gemeinden überlassen für ihren Cultus zu sorgen. Relativ am meisten unter den deutschen Staaten geschieht für kirchliche Zwecke in Württemberg und Bayern; ihnen ziemlich gleich steht die Schweiz.

Die Armenpflege und die Fürsorge für Heil-, Pflege- und Armenanstalten hängt mit der Kirche meist nahe zusammen; vielfach bestehen Stiftungen, deren Erlös für jene humanen Zwecke bestimmt ist, und der Kirche liegt, insbesondere wo sie reich dotirt ist, die Pflicht der Armenversorgung ob. Die Zahlen der Staatsbudgets, die wir hier folgen lassen, bedürfen also auch an diesem Punkt der Ergänzung. Sie berechnen sich:

	Ausg. für Heil-, Pflege- u. Armenanstalten. (Millionen Thlr.)	in Procenten der Regierungsausgaben.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	1,813	0,3	0,05
Großbrittanien	2,426	0,6	0,08
Italien	0,388	0,2	0,02
Oesterreich	0,419	0,2	0,01
Preußen	0,467	0,5	0,03
Bayern	0,149	0,5	0,03
Sachsen	0,245	2,2	0,11
Hannover	0,116	1,1	0,06
Württemberg	0,106	1,2	0,06
Baden	0,063	0,8	0,05
Hessen-Darmstadt	0,070	1,8	0,08
Hessen-Cassel	0,104	2,4	0,14
Nassau	0,018	0,7	0,04
Bern	0,204	11,7	0,44
Zürich	0,059	6,3	0,23

Unsere Tabelle zeigt uns hier außerordentlich kleine Ansätze. Eine löbliche Ausnahme machen die Schweizer Cantone mit mehr als sechs bis zwölf Procent ihrer Regierungsausgaben. Die übrigen Staaten verwenden nicht einmal 1 und im Maximum kam 2½ Procent. Nicht besser fast steht es mit den Leistungen für Handel und Gewerbe und die Landwirthschaft. Die Ausgaben für diese Zwecke betragen:



	Ausg. für Handel, Gewerbe u. Landwirthschaft. (Millionen Thlr.)	in Procenten der Regierungs-ausgaben.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	3,297	0,6	0,09
Großbrittanien	0,820	0,14	0,03
Italien	1,644	0,9	0,07
Oesterreich	0,463	0,2	0,02
Preußen	0,832	0,9	0,05
Bayern	0,082	0,3	0,015
Sachsen	0,161	1,5	0,07
Hannover	0,142	1,4	0,08
Württemberg	0,064	0,8	0,03
Baden	0,104	1,2	0,08
Hessen-Darmstadt	0,035	0,9	0,04
Hessen-Cassel	0,015	0,3	0,02
Nassau	0,016	0,6	0,04
Bern	0,020	1,1	0,05

Man kann freilich sagen, der Staat sorge für jenes Gebiet am besten, wenn er positiv überhaupt nicht eingreife, sondern sich begnüge die Schranken hinwegzuräumen, welche der freien Entwicklung der Kräfte entgegenstehen. Es bedürfe also nur eines weisen Fortschrittes der Gesetzgebung und keiner pecuniären Hülfe. In dieser Weise ist in England und in den besser verwalteten Cantonen der Schweiz vorgegangen, und beide haben sich in der That nicht schlecht dabei befunden. Aber dies ist vorläufig noch nicht die Anschauung, nach welcher die Frage von den meisten übrigen Regierungen betrachtet wird, vielmehr machen dieselben nach verschiedenen Richtungen Anläufe, um Handel und Industrie ihrer Länder direct zu unterstützen. Und von diesem Standpunkt aus überraschen allerdings die verschwindend kleinen Summen, welche für jene Zwecke ausgesetzt sind. Am meisten geschieht noch unter den deutschen Staaten von Baden, Hannover, Sachsen und Preußen; am wenigsten von Kurhessen, Oesterreich und Bayern, was für die Verwaltungs-Zustände in diesen Ländern gewiß charakteristisch ist.

Indirect allerdings kann und soll der Staat das Aufblühen des Handels, der Industrie, der Landwirthschaft fördern, besonders dadurch daß er für ein Netz von guterhaltenen Land- und Wasserstraßen sorgt. Wir betrachten demnach jetzt den wichtigen Zweig der Ausgaben für die öffentlichen Bauten. Sie betragen:

	Ausg. für öffentl. Bauten. (Mill. Thlr.)	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	61,613	11,4	1,65
Großbrittanien	5,468	1,2	0,19
Italien	7,182	3,7	0,33
Oesterreich	9,706	3,9	0,27
Preußen	7,410	7,7	0,40
Bayern	1,829	6,3	0,39
Sachsen	1,066	9,7	0,48
Hannover	1,211	12,1	0,64

	Ausg. für öffentl. Bauten in Mill. Thlr.	in Procenten der Regierungsausg.	pro Kopf der Bevölkerung.
Württemberg	1,216	14,9	0,71
Baden	0,658	8,0	0,50
Hessen-Darmstadt	0,367	9,5	0,43
Hessen-Cassel	0,291	6,8	0,39
Nassau	0,264	10,2	0,58
Schweiz	2,195	22,3	0,88
Bern	0,256	14,8	0,54
Zürich	0,180	19,1	0,68

Zur richtigen Beurtheilung dieser Tabelle ist noch Einiges zu bemerken. Zunächst sind nach unseren im Eingang entwickelten Grundsätzen die Eisenbahnbauten hier weggelassen. Ferner aber entscheiden unsere Zahlen allein noch nicht über die Frage, was von Seiten der Regierungen für Handel und Gewerbe geleistet wird. Denn sie geben nicht an, für welche Art von öffentlichen Bauten denn nun die Summen hauptsächlich verwendet werden. Es ist selbstverständlich ein großer Unterschied, ob man die Gelder für Hafen- und Stromregulirungen, für Kanäle und Chausseen, oder wie in Frankreich gutentheils für Luxusbauten oder für Casernen verausgabt. Der hohe Posten von 61—62 Millionen Thaler oder gegen 12 Procent der Regierungsausgaben, den das französische Budget hier aufweist, ist also für die Nützlichkeit und Fruchtbarkeit der Staatsthätigkeit allein noch nicht maßgebend. Man denke nur an die totale Umwandlung, welche Paris seit den anderhalb Decennien der napoleonischen Regierung erlitten hat. Dagegen sind die Anlagen, für welche die Schweiz die außerordentlich hohe Summe von 22 Procent verwendet, meist productiver Natur. Ganz vortrefflich sind dort die Flußregulirungen, sie verursachen aber auch bei den Schwierigkeiten des Terrains hohe Kosten. Ausgezeichnet vor anderen Ländern sind ferner die Kunststraßen. Bei den deutschen Staaten ist zu beachten, daß wiederum Kurhessen, Bayern und Oesterreich hinter allen anderen zurückstehen. In Württemberg ist man augenblicklich mit dem Bauen sehr splendid, weil aus der Restverwaltung erhebliche Ueberschüsse dafür vorhanden sind. Bei dem geringfügigen Posten des englischen Budgets ist wieder zu erinnern, daß die Regierung dort dieses Gebiet völlig der Thätigkeit der Gemeinden und Gesellschaften überlassen kann, während auf dem Continent zu den Leistungen der Communen der Staat mit herangezogen werden muß, wenn etwas Ersprießliches geleistet werden soll.

Wir haben zum Schluß noch die Ausgaben für den **Unterricht**, für **Wissenschaft** und **Kunst** zusammenzustellen. Sie ergeben:

	Ausg. für Unterricht, Wissenschaft u. Kunst. (Mill. Thlr.)	in Procenten der Regierungsausgaben.	pro Kopf der Bevölkerung.
in Frankreich	9,060	1,7	0,24
Großbrittanien	9,512	2,2	0,32
Italien	3,756	1,9	0,17
Oesterreich	2,522	1,0	0,07
Preußen	2,697	2,8	0,15

	Ausg. für Unterricht, Wissenschaft u. Kunst. (Mill. Thlr.)	in Procenten der Regierungs-ausgaben.	pro Kopf der Bevölkerung.
Bayern	1,051	3,6	0,22
Sachsen	0,406	3,6	0,18
Hannover	0,367	3,7	0,19
Württemberg	0,541	6,6	0,31
Baden	0,427	5,2	0,31
Hessen-Darmstadt	0,135	3,5	0,16
Hessen-Cassel	0,326	7,6	0,44
Nassau	0,159	6,0	0,35
Schweiz	1,138	11,4	0,46
Bern	0,281	16,2	0,60
Zürich	0,203	21,5	0,76

Wir haben jene drei Zwecke zusammengezogen, weil es nicht möglich ist zu bestimmen, wo der Unterricht aufhört und die höhere Sphäre der Wissenschaft beginnt. Nicht nur die gewöhnlichen Volksschulen und die Gymnasien, sondern auch die Universitäten sind ein Element zur Hebung der Volksbildung überhaupt. Und ebenso sollen auch die Kunstschulen und Kunstsammlungen dazu beitragen, den Geschmack und die Empfindungen der Gesammtheit zu verfeinern. In ähnlicher Weise wie für den Cultus existiren nun auch für Gymnasien, Universitäten u. s. w. zahlreiche Stiftungen, deren Erträge wir nur insoweit mit heranziehen konnten, als sie von dem Staate verwaltet werden. Außerdem aber können wir aus unseren Budgetzahlen nicht sehen, ob und in welchem Maße die Gemeinden für den niederen Volksunterricht, für Errichtung und Erhaltung von Staatsschulen und Gymnasien verpflichtet sind, oder auch ohne Verpflichtung freiwillige Leistungen übernehmen. Je nachdem dies geschieht oder nicht geschieht, dürfen die Staatsausgaben in dem einen Falle geringer, müssen sie im anderen größer sein. Gleichwohl behalten unsere Zahlen noch einiges Interesse. Unsere vielgerühmte Civilisation wird immerhin noch weit vorschreiten können, so lange der größte Theil der Staaten nur 1—4 Procent für allgemeine Bildungszwecke übrig hat. Die glückliche Lage der Schweiz als eines von der Rivalität der Großmächte getragenen Mittelstaats und ihre einfache, republicanische Verwaltung macht es ihr möglich, den relativ höchsten Antheil der Regierungsausgaben für die Bildung der Bevölkerung zu verwenden. Wenn die Schweiz gleichwohl niemals ein eigenes selbständiges Culturleben erzeugt hat, wenn sie in Wissenschaft und Kunst von den sie umgebenden großen Nationalitäten, insbesondere von Deutschland abhängig ist, von dorther ihre gelehrten Kräfte bezieht und nur durch ein größeres Maß praktischer Durchschnittsbildung sich auszeichnet, so hat dies darin seinen Grund, daß zur Entwicklung reicher und schöner Geistesblüthen noch tiefere Bedingungen nöthig sind, als ein vom Staat gut eingerichtetes Schulwesen. Unsere Mittelstaaten aber, die keine Machtanstrengungen zu machen haben, sollten sich bestreben dem Muster der Schweiz wenigstens in der Förderung der allgemeinen bürgerlich-praktischen Bildung näher zu kommen. Besondere Beachtung in unserer Tabelle verdient noch der Concordatsstaat Oesterreich. Er

verwendet die weitaus niedrigste Summe, nur ein einziges Procent seiner Gesammtausgaben, nur 0,07 Thaler pro Kopf für die Volksbildung! Ein Verhältniß, das wohl dem herrschsüchtigen ultramontanen Clerus, aber gewiß nicht den Freunden des humanen Fortschrittes gefallen kann.

Hiermit sind wir an den Schluß unserer Aufgabe gelangt. Sie beschränkt sich darauf einen gedrängten vergleichenden Ueberblick zu geben, wobei es mehr auf die nach zuverlässiger und consequenter Methode aufgestellten Zahlentabellen, als auf die Entwickelung all' der Folgerungen ankam, die sich aus der eingehenden Betrachtung dieser statistischen Resultate ziehen lassen. Es ist nur die Skizze zu einem Bild, nicht ein ausgeführtes Bild. Aber durch die Skizze gruppirt sich doch das bisher ziemlich unentwirrbare Chaos der Budgets, gewinnen wir doch eine deutliche Einsicht von der verschiedenen Vertheilung der Ausgaben und damit auch von den Vorzügen und Mängeln der einzelnen Verwaltungen, von den Uebeln an welchen unsere modernen Staatswesen kranken. Das Grundübel ist die unverhältnißmäßige Absorbirung der Kräfte für die Schutz- und Machtinteressen der Staaten. Und wenn dieses Uebel auch keineswegs durch den Gebrauch irgend eines, gleichsam fertig bereit liegenden Heilmittels, sondern nur durch die allmähliche Annäherung der Nationen und die immer dichtere Verflechtung ihrer Interessen gehoben werden kann, so ist es doch heilsam seine ganze Ausdehnung zu kennen. Nicht immer macht das günstigere statistische Resultat in den Verwaltungszweigen des einen Staats dem anderen die Nachahmung möglich, denn häufig tritt die verschiedene politische Lage und Aufgabe als nicht zu überwindende Ursache des ungünstigen Zustandes dazwischen; aber die Vergleichung wird doch immer vielfache Impulse zu Reformbestrebungen geben. Die corporative Finanzstatistik kann, wenn sie mit Umsicht und unparteiischer Gerechtigkeit zu Werke geht, eine der mächtigsten Triebkräfte für den politischen Fortschritt werden.

Eduard Pfeiffer.



Politische Correspondenz.

Berlin, Ende März.

Bei der Ueberfüllung unseres Heftes müssen wir auf den Wunsch verzichten, an dieser Stelle den Verlauf unserer parlamentarischen Session und die diplomatische Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage ausführlich zu recapituliren. Indeß der Verlust unserer Leser ist in beiden Fällen nicht groß. Denn auf dem einen Gebiet ist wenig geschehen und auf dem andern ist von dem Geschehenen wenig bekannt. So mag denn eine nothdürftige Skizze genügen.

Schicken wir die innere Misere voran. Nicht ganz ohne Hoffnung haben wir den Anfang der Session begrüßt. Denn sie begann unter Umständen, welche der jetzigen Regierung die Pflicht des Entgegenkommens ganz besonders leicht, und ganz besonders dringlich machten. Die auswärtige Aufgabe mahnte zur Einigung und die Stimmung im Volk war so leidenschaftslos geworden, daß Niemand mehr mit Grund die Krone vor der „schiefen Ebene der Concessionen" warnen konnte. Um die Mitte Januar kamen nach Berlin ein Paar Hundert Abgeordnete, die unter dem Eindruck des schleswig-holsteinischen Kriegs und der großen Folgen, die sich an ihn knüpfen können, zu einer sachlichen Verständigung geneigt waren. Wäre man in unseren oberen Regionen einig gewesen, wäre der Gedanke, eine Grenze für die Friedensleistung vorzuschlagen, nicht wieder hintertrieben und statt der raschen Initiative das Abwarten beliebt worden, so ließ sich wahrscheinlich ein Compromiß auf Grund eines Friedensstandes schließen, bei dem alle Cadres in der unumgänglichen Stärke — die nicht gerade 518 Mann zu sein braucht — erhalten bleiben konnten. Die constitutionelle Form war dann wiederhergestellt, die Einheit nach Außen gesichert — ein unermeßlicher Gewinn für die Krone und das Land.

Statt dessen siegte der Rathschlag des Abwartens. Die ihn gaben, wußten wohl was er bedeutete. Sie wußten, daß nach dem Zusammentritt der Kammer der seit Jahren aufgehäufte und durch so manche Verwaltungsmaßregeln genährte Groll wieder hervorbrechen, daß das Streben der Einzelnen nach einem neuen Anfang durch den Gesammtgeist der Fractionen wieder unterdrückt werden würde. So geschah es in der That. Da die Regierung kein Angebot that, so verflogen die mitgebrachten Entschlüsse; die Tradition der Parteien, die Consequenz der seit drei Jahren befolgten Politik übten ihre Wirkung. Statt den Punkt der Vereinbarung zu suchen, suchte die Majorität ein Terrain, wo sie das Interesse des Volks neu anfachen, den ungünstig verlaufenden Streit mit glücklicherem Erfolg weiterführen könnte. Bald genug hatte man vergessen, daß der alte Fehler — die reale Zweckmäßigkeit mit dem formellen Recht zu bekämpfen, sich nur durch ein Einlenken, nicht durch eine Ausdehnung des Kampfes wieder gut machen lasse.

Es ist eine alte Erfahrung, daß sich in parlamentarischen Kreisen eine Kammeratmosphäre erzeugt, durch deren dichten Nebel selbst scharfblickende Augen nicht leicht hindurch dringen. Man lebt und webt bald wieder in den alten Streitfragen die einst unter dem Beifall der öffentlichen Meinung hingestellt

wurden, und man vergißt daß inzwischen sehr viel Neues geschehen, daß die Spannung des Volks auf einen anderen Zielpunkt gerichtet ist und daß viele Tausende um dieses Zielpunktes willen die Schlichtung oder — wenn das Verhalten der Minister dies unmöglich machte — doch die abgekürzte Behandlung des innern Conflicts verlangen. Unter den gegebenen Verhältnissen gebot die Klugheit, in der Cardinalfrage der Armeereform der Regierung auf das Weiteste entgegenzukommen. Es handelte sich gar nicht mehr um einige tausend Mann Friedensstand mehr oder weniger, es handelte sich nur noch darum die constitutionellen Budgetprincipien zu retten. Angesichts eines möglichen Gebietserwerbs — halb so groß und doppelt so wichtig als jene Provinz, für welche Friedrich der Große drei blutige Kriege führte, war es von jeder Seite, aber gewiß auch von Seiten der Kammer eine Kurzsichtigkeit, den Hader um die Machtmittel des Staats in der alten Manier fortzuführen. Man mußte die Selbstüberwindung haben, der Regierung — selbst auf ihre keinerlei Annäherung bekundende Kriegsnovelle mit einem großen Angebot zu antworten. Man mußte zum Mindesten eine Resolution fassen, welche unter feierlicher Bekundung der eigenen Bereitwilligkeit die Regierung aufforderte, die Initiative zu einer Vereinbarung zu nehmen. Nur so — mochte das Ministerium annehmen oder ablehnen — konnte die Majorität ihre moralische Stellung im Lande behaupten.

Die Majorität und die von ihr mit sorgsamer Auswahl ernannte Budgetcommission schlug einen anderen Weg ein. Vor positiven Vorschlägen in der Militärfrage scheute man sich, theils weil dies mit der früheren schroffen Verurtheilung der Reorganisation nicht stimmte, theils weil ein Zerfall der großen Fractionen darüber zu befürchten stand. Eine geschäftsmäßige Erledigung des Budgets, ein rascher Abstrich der 6 Millionen Reorganisationskosten war aber ein verbrauchtes und bei der Steigerung der Staatseinnahmen um mehr als 7 Millionen sicher fruchtloses Mittel. Eben diese Steigerung führte auf einen neuen Plan. Das Streichen ließ sich jetzt nicht mehr durch das nominelle Deficit begründen, denn das war verschwunden. Aber es ließ sich rechtfertigen, indem man nachwies 1) daß der Militäretat überhaupt in dem Ganzen der Staatsausgaben einen unmäßigen Raum einnehme und die productiven Ausgaben überwuchere; 2) daß das preußische Volk unter einem Steuerdruck seufze, der theils durch Reductionen, theils durch jährliche Votirung des Maßes einzelner Steuern gemindert werden müsse.

Wir verweilen zunächst bei dem letzteren Gedanken, der sich aus den Erfahrungen der jüngsten Jahre allerdings naturgemäß ergab. Das Recht des Abgeordnetenhauses die Ausgaben zu bewilligen, während die Regierung unabhängig von dem Votum der Kammer die mit der Zunahme der Volkszahl und des Wohlstandes immer reichlicher fließenden Steuern forterhebt, ist ein nahezu illusorisches Recht. Das sahen die Führer der liberalen Opposition 1849—50 voraus. Die Camphausen, Schwerin, Simson, Auerswald forderten deshalb bei den Berathungen über die Verfassung das volle Recht der Steuerbewilligung, oder wenigstens das Recht zur jährlichen Votirung der neuen Steuern. Ein Abgeordnetenhaus mit dem kümmerlichen Recht der Ausgabenbewilligung, sagte Camphausen, wird nicht in dem Bewußtsein der Ver-

antwortlichkeit handeln, welches der Besitz des ganzen und ernsten Rechtes erweckt; eine Regierung mit reichlich durch die Steuern gefüllten Kassen wird in die Versuchung gerathen, die verweigerte Ausgabe zu leisten; — beides ist wörtlich eingetroffen. Aber da das Mehr nicht zu erreichen war, so beschieden sich jene Altliberalen mit dem Wenigen. Ist nun heute der Zeitpunkt, wo die Kammer den schon bei dem Abschluß der Verfassung klar erkannten Schaden heilen kann? Wird sie unter dem Ministerium Bismarck zu der parlamentarischen Vollgewalt gelangen, durch welche — die ausdauernde Parteinahme des steuerzahlenden Volks für seine Vertreter vorausgesetzt — die Regierung allerdings in die reellste Abhängigkeit von der Majorität des Unterhauses versetzt wird? Das Ministerium hat die Gesetze, die Kammer ihre Wünsche für sich. Wird auf diesem allgemeineren Boden der Kampf sich günstiger gestalten, als auf dem speciellen der Militärfrage, wo doch der Buchstabe des Gesetzes für die Kammer sprach? Gestehen wir denn daß wir uns vergeblich bemüht haben, diese ganze Seite des Generalberichts und der Plenardebatten zu begreifen und einen triftigen Einwand gegen die Spottreden der Feudalen aufzutreiben. Die Forderung, daß ein Ministerium, mit dem man auf Tod und Leben sich streitet, des Vortheils der bestehenden Gesetze sich entäußere und die jährliche Zumessung der directen Steuern dem Hause in die Hand gebe, ist das Naivste was jemals ein Parlament seinem Gegner zugemuthet hat.

Doch über diese neue Enthüllung einer Politik, die statt mit reellen Kräften und Verhältnissen, mit Idealen und Träumen rechnet, ist es am Besten zu schweigen. Es kommt noch ein ernsterer Punkt, über den nach unserer gewissenhaften Ueberzeugung kein Preuße schweigen kann, der durchdrungen ist von der großen Zukunft seines Staats. Viele Redner der Majorität — nur eine Minderzahl z. B. Twesten ausgenommen — haben von dem Steuerdruck geredet, der auf unserem Lande laste, haben diesen Druck zum Theil in haarsträubender Weise auszumalen versucht. Der von der Commission erstattete Bericht begeht — wir bedienen uns eines milden Ausdrucks — den Irrthum zu jenem Zweck die Gesammtbruttoeinnahme von 1849 und 1865 zu vergleichen. Er gelangt so zu dem Scheinresultat, daß die Bevölkerung in dieser Periode nur um 17, die Einnahmen dagegen um 59 pCt. gewachsen seien. Solche Deductionen sind in einer Commission, in der so tüchtige nationalökonomische Kräfte sitzen, ohne Parteitendenz gar nicht zu erklären. Die flüchtigste Bekanntschaft mit der Finanzstatistik belehrt uns, daß es eine Thorheit ist aus den Gesammteinnahmen eines Staats, der einträgliche Staatsgewerbe treibt und ungeheure Verkehrsanstalten verwaltet, einen Schluß auf die Steuerlast seiner Unterthanen zu ziehen. Wenn in dem Bruttoetat von 1865 die Eisenbahnen mit 16½, die Telegraphenverwaltung mit 1½ Mill. figuriren, während sie im Etat von 1849 noch gar nicht angesetzt sind; wenn die Bruttoeinnahmen bei den Forsten gegen 4 Mill., bei den Berg-, Hütten- und Salzwerken über 7 Mill., bei der Post etwa 5½ Mill. mehr als 1849 ergeben u. s. w., so hört selbstverständlich jeder Grund auf, sich über die Gesammtzunahme von 56 Millionen in Erstaunen zu setzen. Eine richtige Rechnung gewinnen wir nur, wenn wir die Summe der directen und indirecten Steuern jener Jahre vergleichen und diese ergeben nach dem Ge-

neralbericht für 1849 rund 48½ und für 1865 rund 67½ (die Eisenbahnabgabe ist hier mit Fug in Abzug gebracht). Während also die Bevölkerung von 16½ auf mehr als 19 Millionen, d. h. um 19 Procent gewachsen ist, hat sich die Besteuerung um 39 Procent vermehrt, — eine Steigerung, welche durch den außerordentlichen Aufschwung des Nationalwohlstandes seit jenen anderthalb Jahrzehnten sicher ausgeglichen wird. Wir würden als gute Parteimänner in diese Jeremiade über Steuerdruck von Herzen mit einstimmen, wenn wir unter dem Ministerium Manteuffel und zur Zeit von Olmütz lebten. Aber unser Gegensatz gegen die Budget- und Verwaltungsgrundsätze des Ministerium Bismarck hindert uns nicht die Augen aufzuthun für die auswärtige Action unseres Staates; — hier ist ein großer Preis zu gewinnen, und wir sind so ketzerisch zu glauben, daß die gesammten stenographischen Berichte der jetzigen Session für die Zukunft Preußens nicht so viel wiegen werden als jener Preis. Das ist es, was wir bei so vielen Männern des Abgeordnetenhauses beklagen: sie verstehen nicht mehr, wo das Schwergewicht der Dinge ruht, und sie würdigen nicht die Bedingungen, unter denen ein Großstaat überhaupt existiren kann. Mögen sie doch die Budgets der größeren europäischen Mächte mit dem preußischen vergleichen. Sie werden dann finden, daß wir — Dank unserer tüchtigen, in ihren reformirten Grundformen noch aus der Stein'schen Periode stammenden Verwaltung — verhältnißmäßig noch am billigsten leben. So billig allerdings nicht wie Altenburg oder Mecklenburg, wie Baden oder die Schweiz. Aber von zweien eins: Entweder laßt uns darauf verzichten in der Welt etwas zu gelten und die deutsche Welt mit uns zu verschmelzen; oder wenn wir so viel preußisches Blut haben, um einen großen Ehrgeiz empfinden zu können, so laßt uns in das Philistergeschwätz von dem Druck unserer Steuern nicht einstimmen. Es ist für politische Männer, die einen klaren Verstand für die unvergleichbare Schwere unserer preußisch-deutschen Aufgabe haben, keine würdige Agitation, mit jenem populären Thema die unwissende Menge zu stacheln.

In unseren directen Steuern zusammen mit den wachsenden Einkünften einzelner Staatsgewerbe steckt eine Triebkraft, die es uns bei Fortdauer des europäischen Friedens wohl bald erlauben wird, an die Abschaffung des Salzmonopols, die Aufhebung des Zuschlags zu den Gerichtskosten, die Ueberweisung eines Theils der Gebäudesteuer für Zwecke der Gemeinden, successive zu gehen. Wenn sich die Voraussage bestätigt, daß die Isteinnahme von 1865 den Voranschlag wieder um 5 Millionen übersteigen wird, wenn die Reform unseres Zolltarifs nicht im zweiten Halbjahr einen Ausfall mit sich führt, so werden wir vielleicht schon im nächsten Jahr an die eine oder die andere von jenen Erleichterungen denken können. Aber vorerst ist abzuwarten, zu welchen Anstrengungen uns die schleswig-holsteinische Frage zwingt, und wenn hierfür gesorgt ist, so muß doch zunächst an die vielen productiven Zwecke: die Stromregulirungen, die Vermehrung des Verkehrsnetzes, die Gehaltszulagen der Lehrer und Subalternen u. s. w. gedacht werden, welche der Generalbericht aufzählt.

Und damit gelangen wir zu dem anderen Punkte, zu der Stellung des Militäretats in der Gesammtheit der Regierungsausgaben. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Stellung eine sehr überwiegende ist. Die Frage ist nur: ob

dies im Wesentlichen geändert werden kann, oder ob — vorbehaltlich vieler wünschenswerthen einzelnen Ermäßigungen — dies im Großen und Ganzen aus den politischen Existenzbedingungen Preußens hervorgeht. Wir sind der letzteren Meinung und wir haben für uns die Geschichte Preußens und die Geschichte aller größeren Staaten. Die Commission und die Mehrheit des Hauses der ersteren Ansicht, denn sie fordern eine „wesentliche Umgestaltung" des Militäretats und sie scheinen hierdurch die vielen Millionen flüssig machen zu wollen, welche für die aufgezählten Zwecke der Civilverwaltung noch erforderlich sind. Seien wir ehrlich, wie weit wollen wir denn eigentlich? Wollen wir das schweizerische Milizsystem einführen? Das ist das Ideal auf der linken Seite der Commission und in der That das einzige Mittel, um das Verhältniß zwischen unproductiven und produktiven Ausgaben gründlich bei uns umzukehren; aber unter verständigen Männern kann doch kein Zweifel darüber sein, daß sich unser Wehrsystem an militärischer Tüchtigkeit und Festigkeit in Analogie zu den Mächten halten muß, die uns jeden Augenblick als Feinde gegenüberstehen können. — Oder wollen wir zu dem Zustand von 1859 zurück und die Hälfte oder doch ein Drittheil unserer mobilen Feldarmee aus den sehr immobilen Größen der Landwehr construiren? Wir werden auch dann freilich, wie früher, in dem Gothaischen Taschenkalender mit einer Wehrkraft von 674,000 Mann paradiren, aber in den Cabinetten von Wien und Paris wird man unsere Stärke genau um so viel geringer veranschlagen, als wir Linienregimenter entlassen haben. So viel wir nun wissen, ist auch die Mehrheit der Abgeordneten im Stillen überzeugt, daß, wenigstens vor dem Austrag der nordischen Frage, kein einziges Bataillon unserer Feldarmee aufgelöst werden kann. Wer heute einen Antrag auf Umgestaltung des Militäretats in diesem Sinne durchsetzte, würde die Mitschuld dafür tragen, falls dann die Anläufe unserer Politik in einem neuen Olmütz endigen sollten. Was bleibt uns also für jene Umgestaltung? Wenn wir von den Reformen absehen, deren finanzielle Wirkung nicht sofort fühlbar werden kann, wie die Aenderung der Grundsätze des Militärpensionswesens, die Verminderung der höheren Officierstellen u. s. w. — so bleibt uns nur die Reduction des Friedenspräsenzstandes mittelst der Verkürzung der Dienstzeit, so weit sie mit der Fortexistenz der Cadres verträglich ist. Das ist eine Ermäßigung, welche noch nicht drei, und wenn wir das an Stelle der fortfallenden Unterofficiere des dritten Dienstjahres erforderliche Aequivalent von Capitulanten abziehen, noch nicht zwei Millionen beträgt. Es wird durch eine Soldzulage von nur einem Silbergroschen für die Mannschaften mehr als absorbirt. Wie kann man also von einer völlig anderen „Vertheilung der Staatsausgaben" reden? So lange Preußen einige zwanzig mit ihm im territorialen Gemenge liegende Kleinstaaten ausschließlich aus seinen Mitteln vertheidigen muß, so lange auf die Hälfte der deutschen Bevölkerung das Doppelte an Pflichten fällt, wird unser Ausgabenschema in seinen Grundzügen bleiben, wie es ist; ja unser enormer Kriegsetat wird sich in dem Laufe des nächsten Jahrzehnts noch beträchtlich erhöhen müssen. Der Festungsumbau und die artilleristischen Bedürfnisse, die Soldzulage und vor Allem die Marine mit den Kriegshäfen- und Kanal-Anlagen werden den Etat binnen Kurzem auf 46—50 Millionen gebracht haben. Das ist eine furchtbare

Last, und wir würden gar nicht im Stande sein sie zu tragen, wäre nicht unser Schuldenwesen so vorzüglich geregelt, daß wir dafür pro Kopf nur etwa einen halben Thaler jährlich aufzuwenden haben — den zehnten bis fünften Theil von dem, was ein Engländer, Franzose, Italiener oder Oesterreicher, und beträchtlich weniger, als was ein Bayer, Sachse oder Hesse zu zahlen hat. So vermögen wir uns aufrecht zu erhalten, bis das jetzige Chaos in Deutschland und die daraus entspringende unsinnige Vertheilung von Rechten und Pflichten aufgehoben ist. Hier liegt ein Rechtsanspruch Preußens auf Erweiterung seines Territoriums, den liberale und nationalgesinnte Politiker am wenigsten übersehen sollten.

Man giebt seinen Wünschen nicht immer dadurch Nachdruck, daß man sie gleich Compagnienweise aufmarschiren läßt. Zumal in einem so verwickelten Wesen wie der Haushalt eines großen Staats ist jede Aenderung schwer, und wenn man an hundert Stellen gleichzeitig reformiren will, so läuft man Gefahr auch das Nothwendige nicht zu erreichen. Diese langen Reformrecepte, das Erzeugniß unseres schwer zu heilenden Idealismus, haben wir seit Jahren — Gott sei es geklagt — theuer bezahlen müssen. Ihre Schädlichkeit wird dadurch wenig vermindert, daß man hinterher erklärt, man wolle ja die mit Einem Mal aufgestellten Zielpunkte nur nach und nach zu erreichen suchen. Hätte sich das Haus darauf beschränkt, innerhalb des Kriegsetats selbst auf eine andere Vertheilung zu dringen, die Marine, den Festungsumbau und die Solderhöhung als wichtigere Bedürfnisse der weniger wichtigen Erhaltung des heutigen Friedenspräsenzstandes entgegen zu halten, so würde es die einzige sofort mögliche Reform auf diesem Gebiet weit sachlicher und weit geschützter vor dem Vorwurf der Tendenzschilderei haben hervorheben können.

Mit der Verständigung ist es also jetzt vorbei. Zur Freude der Extreme hat man in der neulichen Generaldebatte auf der Ministerbank die bisherige Zurückhaltung aufgegeben, es sind unbegreifliche Reden gefallen — Reden, in denen die ministerielle Budgettheorie ohne jeden denkbaren praktischen Grund bis in die äußerste absolutistische Spitze getrieben, Reden, die auch von den gemäßigtsten Mitgliedern des Hauses als Ankündigung von Octroyirungen mißverstanden wurden. Die Erbitterung ist im Hause neu angefacht. Die wohlgemeinten Vermittlungsversuche von Stavenhagen und Lette, die in der Commission ohne Anklang blieben, werden im Plenum schwerlich Glück machen. Voraussichtlich wird der Staat in dem leider schon gewohnten Geleise der budgetlosen Verwaltung weitergeführt werden. Diese Verwaltung ist, wenn man etwa 50 Millionen disponibler Gelder und jährliche Ueberschüsse hat, so bequem, daß schon aus diesem Grunde die Staatsstreichgelüste unserer kreuzritterlichen Doctrinäre kein Gehör finden werden. In welchem Maße die zukünftige Geschichte die Schuld für dies neue Mißrathen auf die streitenden Factoren vertheilen wird, das wissen wir nicht; aber wir wissen voraus, daß sie beide nicht freigesprochen werden. Unter dem Druck einer gewaltigen Staatsaufgabe, die den Compromiß „den Sieg des Patriotismus über den Egoismus" dringend erforderte, hatte man hüben und drüben doch nur Versicherungen der Versöhnlichkeit, keine Thaten.

Die Gewißheit, daß wir trotz alledem nicht in eine so entnervende Reaction

gedrängt werden, wie unter dem Ministerium Manteuffel, ruht für uns in dem bisherigen Gang der auswärtigen Dinge. Der preußische Staat ist mit seiner Existenz und Ehre engagirt für den directen oder indirecten Erwerb Schleswig-Holsteins — das ist das bedeutsame Resultat der letzten Monate, und aus diesem, mit festem Willen aufgenommenen und bisher mit Glück und Kraft behaupteten Engagement werden immer neue Antriebe kommen, um die innere Kluft zu überbrücken. Nicht die Macht wird über das Recht, aber die politische Vernunft wird daheim und draußen über die Unvernunft siegen.

Es ist mißlich, von dem jetzigen Stand der Herzogthümerfrage so aphoristisch zu sprechen. Aber da wir sehen, daß der zögernde Fortschritt der Sache bei manchen unserer Freunde Sorge erweckt, so sei es erlaubt, unsere abweichende Ansicht anzudeuten.

Seit dem December v. J. ist die Absicht Oesterreichs, den Herzog von Augustenburg provisorisch einzusetzen, definitiv vereitelt, der Einfluß des Bundes und der Mittelstaaten definitiv zurückgeschoben und die Lösung der Frage, unter fortdauernder Passivität Europas, auf die Verhandlungen zwischen den beiden Besitzern, Preußen und Oesterreich, beschränkt. Diese Beiden befinden sich in der sehr ungleichen Lage, daß der Eine den rechtlichen Mitbesitz, der Andere den thatsächlichen Alleinbesitz hat. Das Problem ist: diese Thatsache zum Recht zu machen. In jenen Verhandlungen ist nun Preußen zwar nur schrittweise, aber doch ohne Schwanken vorwärts gegangen. Es hat unter einstweiliger Beiseitesetzung der Souveränetätsfrage die Forderungen hingestellt, die es aus seiner Schutzpflicht gegen die Herzogthümer ableiten darf. Diese Forderungen — der territoriale Besitz aller strategisch wichtigen und zu befestigenden Punkte und die Verschmelzung von Militär und Marine (Depesche vom 21. Februar) sind als ein Minimum festgehalten, auch nachdem Oesterreich, wie vorauszusehen war, sie abgelehnt hatte (österreichische Depesche vom 5. März).

Jene Tage nach dem Erlaß der preußischen Depesche waren ein entscheidender Wendepunkt. Im December 1863 hätte ein kühnes Wagniß dem Herzog von Augustenburg vielleicht die Regierung von Holstein verschafft, im Februar 1865 schaffte eine rechtzeitige Selbstüberwindung ihm sicher die Halbsouveränetät, die vom nationalen Interesse begrenzte Souveränetät über Schleswig-Holstein. Wenn er sofort in öffentlicher Erklärung die Forderungen annahm, so mochten Oesterreich und die Mittelstaaten ihn fallen lassen, — die preußische Krone konnte ihn nicht mehr fallen lassen. Aber die Advokatenklugheit, die den Herzog beräth und beherrscht, vermochte bei ihrem eingefleischten Particularismus den großen Entschluß nicht zu finden, und wenn sie heute das Versäumte unter Offenhaltung der erforderlichen Hinterpforten nachzuholen sucht, so ist es zu spät. Im Interesse der Schleswig-Holsteiner beklagen wir dies nicht. Wir wünschen, daß sie nicht blos die Pflichten, sondern auch die Vorzüge der preußischen Staatsangehörigen theilen.

Allerdings ist es nun noch weit bis zur Auseinandersetzung zwischen Berlin und Wien. Noch wird in manchen diplomatischen Kreisen die Hoffnung festgehalten: durch die österreichische Zähigkeit könne das preußische, streng bundesstaatliche Programm so verdünnt werden, daß ein leidlich selbständiger, zum

Eintritt in die Frankfurter Gesellschaft würdiger Staat zuletzt herauskomme. Man glaubt, was man wünscht. Damit diese Hoffnung erfüllt werde, müßte Preußen — Krone und Land, Armee und Volk — gezwungen werden, vor den Augen Europas unter das caudinische Joch zu kriechen, und wir sehen bis jetzt nicht die Gewalten, die uns dazu zwingen könnten. Es ist wahr, noch participirt Oesterreich an der Verwaltung der Herzogthümer; aber nicht in diesem Condominium, sondern in der Stimmung der nur allmählich zu gewinnenden Bevölkerung liegt der Grund, daß wir nicht sogleich, sondern nur in vorsichtigem Fortschritt jene Februarforderungen durchführen können. Wir müssen die noch verwirrte öffentliche Meinung und manche noch nicht erloschene Empfindung schonen. Eine so durchgreifende Maßregel wie z. B. die Recrutirung ist heute noch nicht an der Zeit; in wenigen Monaten werden wir sie wagen können. Wir müssen für den Augenblick uns an die Arbeiten machen, durch welche die glänzenden Vortheile und nicht die ungewohnten Pflichten der Verbindung mit einem großen Staate an's Licht treten. Es wäre auf's Dringendste zu wünschen, daß die Vorarbeiten für den Kanalbau, für die Arsenale und Docks in Kiel sofort in Angriff genommen, daß im Verkehrswesen, z. B. der Postverwaltung die alten Schwerfälligkeiten abgethan würden. Wir vertrauen darauf, daß bei schonender und geschickter Führung die Vernunft der Sache mehr und mehr über die blinde Beschränktheit siegen wird. Was aber den österreichischen Mitbesitz betrifft, so hat es sich jetzt bis zur Evidenz herausgestellt, daß Oesterreich denselben nicht im augustenburgischen oder im mittelstaatlichen, sondern eben im österreichischen Sinne verwerthen will. Die Ansprüche der Prätendenten oder die Rechte des Bundes sind nur die Maske, hinter der es *seinen* Preis versteckt. Dieser Preis liegt, da eine territoriale Entschädigung nicht aufzufinden ist, in der Theilnahme an seinen italienischen Sorgen. Wir werden die Herzogthümer haben, sobald wir ihn zahlen.

Aber können wir ihn zahlen, und wenn nicht, behalten wir dann nicht den Mitbesitzer als Hemmschuh zur Seite? — Ja allerdings, wenn er einen Angriff auf uns zur Behauptung seines sich zerbröckelnden Rechts riskiren könnte und wenn es nicht andere Mächte in Europa gäbe, in deren Interesse es liegt, daß die Herzogthümer lieber *ohne* als *durch* jenen Preis uns zufallen.

Unsere Leser errathen, welche Macht wir meinen. Die Forderung, welche Oesterreich stellt, ist eine Drohung für Frankreich. Nun versteht es sich, daß Frankreich unter keinem Regiment eine Vorliebe für eine Vergrößerung Preußens haben wird, bei welcher für die große Nation nichts abfällt. Aber der Erwerb der Herzogthümer verstärkt die preußische Position auf der gegen Frankreich gerichteten Seite zu wenig, als daß ein Herrscher von der Mäßigung und in der Lage Napoleon's III. die Gefahren eines europäischen Krieges dafür auf sich nehmen sollte. Dieser Krieg, wie auch seine ersten Stadien verliefen, würde sich zuletzt zu einem großen Nationalitätenkampfe steigern, in welchem die napoleonische Dynastie zu Grunde gehen müßte. Dazu steht Napoleon III. unter der Consequenz seiner bisherigen Politik, vorzüglich in Italien, und da diese Politik und die Gesinnungen des Hauses Habsburg sich als unversöhnliche Gegensätze ausschließen, so wird er sich auch ferner von Oesterreich abseits und freund-

lich gegen Preußen halten müssen. Man kennt außerdem die persönlichen Zustände, welche dem Kaiser die Sorge für freundnachbarliche Verhältnisse und für eine friedliche Befestigung seiner Dynastie näher legen, als den Gedanken an einen Völkerkampf. So scheint sich sein Interesse darauf zu beschränken, daß gegen die französische Actionsfreiheit im Süden keine mitteleuropäische Barrière errichtet werde, die sich bei den Beziehungen zwischen Preußen und Rußland leicht zu einer östlichen Coalition verstärken könnte. Es kommt hinzu, daß die Activität Frankreichs sich auch jenseits der Oceane erstreckt und durch die amerikanischen Vorgänge immerhin abgezogen wird, wenn auch in weit geringerem Maße als die Englands. Seitdem Oesterreich seinen Preis für die Abtretung des Mitbesitzes fordert, ist man in Paris der Annexion wieder günstig gestimmt. Man hält sich mit dem Wunsch einer Rückgabe des dänischen Nordschleswig nur eine Hinterthür für veränderte Verhältnisse offen. An sich hat Louis Napoleon an dieser Rückgabe wenig Interesse. Er hat das Nationalitätenprincip zwar, wo sich ein Kriegszug für die französische Vorherrschaft dadurch ausschmücken ließ, in großen Dimensionen hingestellt, aber er hat keinen Grund für seine Durchführung en miniature Opfer zu bringen. In Berlin verbietet schon die militärische Ehre auf jenen Wunsch einzugehen; und so wird er ihn fallen lassen, wenn dadurch schlimmere Engagements verhütet werden können.

In Summa — die Karten für die preußische Politik sind nicht übel gemischt und wir glauben, daß das Spiel gewonnen werden kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Oesterreich — durch fortschreitende Thatsachen gezwungen — die auf die Dauer unhaltbare und sein Ansehen mehr und mehr compromittirende Position in den Herzogthümern räumen und sich gleichwohl mit den moralischen Garantien begnügen wird, welche ein mehrjähriges Allianzverhältniß und eine halb willige Rücksicht auf unsere Bedürfnisse ihm immerhin gewährt. Was uns zu dieser Ueberzeugung bringt, ist vor Allem die Wahrnehmung, daß bei uns nach oben hin mehr als früher ein einiger und entschlossener Wille existirt. Das ist die Hauptbedingung des Gelingens. Wir berufen uns ferner auf die Veränderung, die in dem Kraftverhältniß zwischen dem nationalen Preußen und dem völkergemischten, finanziell ruinirten Oesterreich vor sich gegangen ist. Nur durch den vieljährigen Verzicht Preußens auf den Gebrauch seiner Kraft ist es gekommen, daß diese seit Langem vorbereitete Veränderung sich erst jetzt mit grober Deutlichkeit enthüllt hat. —

Durch den bayrisch-sächsischen Antrag vom 27. März ist in dem großen Gang der Dinge selbstverständlich gar keine Veränderung eingetreten. Es ist leider nicht zu hoffen, daß es durch die Abstimmung vom 6. April zu einem Bruch am Bunde und zu der längst nothwendigen Abrechnung zwischen Preußen und den Mittelstaaten kommt. Der Mehrheit des Bundes fehlt es an der Widerstandskraft, die zu einem ernsten Conflict erforderlich ist. Das einzige Ergebniß des jüngsten Manövers am Bunde wird also darin bestehen, daß Preußen sich mit nicht mehr mißzuverstehender Deutlichkeit gegen die augustenburgischen Ansprüche erklärt und daß die mittelstaatlichen Minister eine Deckung gegen die parlamentarische Opposition ihrer Länder gewinnen. —

Wir haben noch ein Wort, welches einen Theil unserer näheren politischen

Freunde betrifft. Denn die Erklärungen, zu welchen einige Mitglieder der Fortschrittspartei und des linken Centrums sich bei der jüngsten Zusammenkunft mit dem Sechsunddreißiger-Ausschuß und den Vertretern der Schleswig-Holstein-Vereine haben verleiten lassen, dürfen wir übergehen. Wenn jene Herren der wahren Absichten der schleswig-holsteinischen Parteien so wenig kundig sind, daß sie sich von Vollblutsparticularisten berücken lassen, wenn sie so außerhalb der Stimmung des preußischen Volks stehen, daß sie als preußische Landesvertreter es wagen einen Abzug an den Februarforderungen zu befürworten, wenn sie mit dem Begriff eines nationalen Bundesstaats sich so wenig vertraut gemacht haben, daß sie grade auf die Hauptbedingungen desselben keinen Werth legen, — so beklagen wir freilich diesen Mangel an politischem Verstand und an preußisch-deutschem Staatsgefühl, aber wir haben keine Hoffnung auf diese Männer einzuwirken. Indeß auch unter den Altliberalen sind die Meinungen über die brennende Frage getheilt. Freunde der Annexion und des engsten Anschlusses stehen dicht neben solchen, die eine sehr weitgehende Ansicht von dem Selbstbestimmungsrecht der Stämme und Stämmchen, und ein sehr harmloses Urtheil über die Gesinnungen des Kieler Hofes haben. So weit nun die Altliberalen der nationalen Idee treu bleiben, sind sie, wie uns deucht, nicht gerade vorzugsweise berufen, das Particularrecht einer neu zu errichtenden Souveränetät oder den Particularegoismus einer dem Nationalleben entfremdeten Bevölkerung zu vertreten. Indessen es mag edel und uneigennützig klingen, dem Herzog von Augustenburg und den holsteinischen Ständen die Entscheidung oder Mitentscheidung über unsere Interessen anheimzugeben; nur bedenke man die Folgen dieser Uneigennützigkeit. Wir berufen uns dafür auf das Urtheil der besten Schleswig-Holsteiner, jener Männer, deren Organ die Flensburger Zeitung ist und die als Partei des engen Anschlusses vor Kurzem das Rendsburger Programm entworfen. Ihnen sind die Verhältnisse und Personen ihrer Heimath genau bekannt, während wir Gefahr laufen von Kiel aus direct düpirt, oder durch die Schaar der ewig vertrauenden und daher ewig düpirten weichen Seelen, die unter uns umherwandern, irre geführt zu werden. Jene Männer fordern in ihrem Programm, daß vor der Einsetzung eines Souveräns, vor der Einrichtung eines Staats und seiner Faktoren das Verhältniß zwischen Preußen und den Herzogthümern festgestellt werde. Warum? Weil sie wissen, daß wenn man diese Feststellung von dem Herzog und von den Ständen, wie sie heute in Holstein sind oder zu erwarten stehen, abhängig macht, dabei für Deutschland und Preußen und für die höheren Interessen der Herzogthümer gar Nichts gewonnen wird. Will man noch schleswig-holsteinischer sein als die einsichtsvollsten Schleswig-Holsteiner selbst? Will man aus der Linie der Römer und Reventlow auf die der Mai und Forchhammer herabsinken? Will man die Großmuth so weit treiben, eine staatliche Schöpfung zu begünstigen, die uns sicher einen dritten dänischen Krieg, neue Opfer an Blut und Geld, eine neue Lähmung unseres Ostseehandels aber keine dies aufwiegende Machterweiterung eintragen würde? Das hieße die heiligsten Rechte unseres eigenen Landes dem lachenden Particularismus vor die Füße werfen, und wir glauben daher nicht, daß irgend einer unserer Freunde so weit gehen wird. Sie werden unzweifelhaft alle in den preußischen Februarforderun-

gen ein, die Schwere unserer Schutzpflichten durchaus nicht überschreitendes Maß von Ansprüchen erkennen.

Also — das Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Stämme ist beschränkt durch die nationale Idee, beschränkt durch die Pflicht des Schwächeren, dem Stärkeren von dem er Leistungen verlangt die Last zu erleichtern. Nur innerhalb dieser Schranke giebt es ein Zustimmungsrecht, und hier wollen auch wir es gern gelten lassen. Aber sind wir verbunden, diese Zustimmung gerade heute, gerade im ungünstigsten Moment, gerade unter der Herrschaft einer höchst einseitigen Parteiorganisation einzuholen? Ist es ein Frevel damit zu warten, bis der beschränkte Particularismus sich ausgetobt hat, bis die von Kiel aus in's Werk gerichtete Maschinerie ihre Dienste versagt? Soll das höchst zweischneidige Princip der Selbstbestimmung jedes Theiles der Nation — (es ist absolut gefaßt das Princip der allgemeinen Zersplitterung und Verlodderung, das Gegentheil des Einheitsgedankens, die Wurzel des Bundestags und der Vielstaaterei, das Motiv für solche Abderitenstreiche, wie sie eben die 16. Commission unseres Abgeordnetenhauses in Sachen der Grenzregulirung mit Altenburg begangen hat) — soll der Cultus jenes Princips bis zu dem Extrem getrieben werden, daß auch der unvernünftigste, die allgemeinen Interessen ignorirende Ausspruch einer Stammesvertretung wie ein göttliches Gesetz verehrt werden muß? Das geht nimmermehr an, wenn nicht über einem formalen Grundsatz das Recht und der reale Lebensinhalt der Nation verloren gehen soll.

Man protestirt gegen die Annectionspolitik als Gewaltthat, aber abgesehen davon daß die officielle Forderung Preußens zunächst nur der bundesstaatliche Anschluß ist, so denkt Niemand an Gewaltthat. Bis jetzt deutet nichts darauf hin, daß Preußen sich mit Soldaten und Polizei die Herzogthümer zu eigen machen will. Es ist bis heute nicht das Mindeste geschehen, wodurch ein Protest gegen ein derartiges Beginnen motivirt würde. Und wir zweifeln nicht, daß in der Bevölkerung der Herzogthümer sich der Blick für die nationalen Gesichtspunkte und für die eigenen Interessen je länger desto mehr öffnen wird.

Die schleswig-holsteinische Frage ist die Frage der Machtverstärkung Preußens, die Frage der Schöpfung einer deutschen Flotte, die Frage der Einlenkung der preußischen Politik in eine neue und fruchtbare Bahn, die entscheidende Frage ob in Deutschland die Kräfte der Vereinigung oder der Zersplitterung für die Zukunft überwiegen werden. Eine solche Sache ist zu groß für moralische Entrüstungsausbrüche und privatrechtliche Analogien. Hüten wir uns vor den Gegnern, die den Vorwurf bereit halten, es fehle uns Liberalen an Sinn für Realitäten, für die Bedingungen einer thatkräftigen Politik und für die großen Traditionen der preußischen Geschichte.

Notizen.

Die Herausgabe der Schleiermacher'schen Vorlesungen über das Leben Jesu hat D. Fr. Strauß zu einer eigenen Schrift veranlaßt: der Christus der Kirche und der Jesus der Geschichte, Berlin 1865, worin er das Urtheil, das er in seinem Leben Jesu für das deutsche Volk über Schleiermacher gefällt, nunmehr eingehend begründet und im Gegensatz zu dem Vermittlungsversuch, welcher auch die Grundidee dieses Schleiermacher'schen Werks ist, die Ausführungen seiner Schlußabhandlung aufrecht hält und noch genauer formulirt. Dabei ist es kein geringes Zeugniß für den Werth eines Buchs von verhältnißmäßig so altem Datum, daß Strauß sich aufgefordert fühlt, sich in einer besonderen Schrift mit ihm auseinanderzusetzen. Noch mehr beweist er ihm die Achtung dadurch, daß die Polemik — unser Gefühl wird uns hierin nicht täuschen — frei ist von jener Bitterkeit und Gereiztheit des Tons, die er in der Bekämpfung lebender Gegner nicht immer überwinden kann. Freilich die schneidende Schärfe seines Urtheils ist unbestochen. Mit dem glänzenden Scharfsinn, der seines Gleichen sucht, dringt er in ein Gebäude ein, das gleichfalls glänzender Scharfsinn geschaffen. Es hat für Strauß einen ganz besonderen Reiz, wo disparate Elemente zu einer künstlichen Einheit zusammengebracht werden sollen, die Unmöglichkeit solchen Beginnens nachzuweisen, die inneren Widersprüche aufzudecken, die Gebiete gegen einander abzugrenzen. Aber auch für den Leser hat es seinen eigenen Reiz, ihm zu folgen, wie er verschlungene Fäden mit sicherer Hand entwirrt, wie er unerbittlich die Alternativen stellt, den Gegner in dessen eigenen Schlingen fängt. So überlegen ist Strauß in dieser Kunst, daß man sagen kann, nur da sei der Eindruck seiner Polemik rein und unvermischt, wo ihm ein großer Gegner gegenübersteht, ähnlich wie nur ein solcher Zweikampf ein ästhetischer Anblick ist, wo ebenbürtig die Gegner mit gleichen Waffen fechten.

Man wird die Strauß'sche Kritik durchaus zutreffend finden müssen. Die Herausgeber des Schleiermacher'schen Lebens Jesu konnten sich kaum darüber täuschen, daß, indem die lange zurückgehaltene Veröffentlichung gerade in unsern Tagen gewagt wurde, von einem unmittelbaren Gewinn für die Arbeiten der Gegenwart nicht die Rede sein konnte. Die Vorlesungen waren eine wichtige Ergänzung zu dem Gesammtbilde der theologischen Persönlichkeit Schleiermacher's, allein Neues und Probehaltiges für die Lösung der Fragen des Urchristenthums konnte man von ihnen nicht erwarten. Sie hatten unzweifelhaft ein wichtiges historisches Interesse, sofern sie auf der Grenzscheide zweier Weltanschauungen stehen und den Uebergang einer älteren Methode in eine neuere bezeichnen, aber es konnte im Ernst nicht daran gedacht werden, die Wissenschaft wieder auf einen Uebergangspunkt zurückzuschrauben, der auf allen Punkten überschritten ist. Der wichtigste und vielleicht einzige Fortschritt der theologischen Wissenschaft seit Schleiermacher liegt eben auf dem Gebiet der das Urchristenthum betreffenden Fragen. Durch Strauß' erstes Leben Jesu war gleich-

sam tabula rasa gemacht, durch die Tübinger Schule sind die neuen Fundamente gelegt worden. Der ganze Fortschritt der Wissenschaft liegt diesseits dieses Wendepunkts, was über ihn zurückliegt, gehört der Geschichte an.

Darüber war so wenig ein Zweifel möglich, daß es fast auffallend scheinen konnte, wenn Strauß nun doch in einer eigenen Schrift sich zu einer Kritik dieser Vorlesungen anschickte. Und doch hatte er dazu einen sehr triftigen Grund. Denn die große Masse der heutigen theologischen Literatur steht allerdings noch auf demselben Standpunkt, auf welchem Schleiermacher die Anforderungen des Glaubens und die Anforderungen des modernen Denkens zu vereinigen versucht hatte. Die Gründe welche sie noch heute der historisch-kritischen Auffassung des Urchristenthums entgegenstellt, sind alle dem reichen Arsenal der Schleiermacher'schen Theologie entlehnt. Und so war es allerdings keine unnütze, sondern eine sehr dankenswerthe Mühe, wenn Strauß die herrschende Theologie in ihrem Haupte bekämpfte, und in einer Analyse von Schleiermacher's Principien, in einer Prüfung seiner Methode und Resultate die Unhaltbarkeit eines Standpunkts nachwies, der für seine Zeit ein gewaltiger Fortschritt war, dessen Permanenz aber in der That einer Stagnation der Wissenschaft gleichkäme.

Mit Feinheit weist Strauß aus der eigenthümlichen Doppelnatur Schleiermacher's, in welcher die wissenschaftliche Begabung und das religiöse Gefühl zwei gleich mächtige Factoren waren, nach, daß der große Gelehrte, obwohl er anscheinend voraussetzungslos an die Lebensbeschreibung Jesu geht, gleichwohl eine dogmatische Voraussetzung mitbringt, durch welche seine Auffassung der evangelischen Geschichte durchaus bestimmt ist. Diese Voraussetzung ist der ideale Christus seiner Glaubenslehre. Es ist nicht mehr der kirchliche Christus, aber noch nicht der historische Jesus. Es ist nicht mehr der menschgewordene Gott im Sinn der Kirchenlehre, aber durch seine urbildliche sündlose Entwicklung ist ihm eine specifische Dignität gewahrt. Anstatt es darauf ankommen zu lassen, ob die Untersuchung der Evangelien wirklich dieses Idealbild ergiebt, ist Schleiermacher zum Voraus entschlossen, dasselbe in ihnen wiederzufinden. Damit verträgt sich nun wohl eine sehr freie Stellung gegenüber vielen Erzählungen, Wundern u. s. w. welche nach ihm keine Beziehung zum Glauben haben, aber um so eifriger wird er dasjenige festhalten, was ihm die Züge jenes Idealbilds wiederzugeben scheint. Damit hängt dann ferner seine Befangenheit in der Werthschätzung der Evangelien als historischer Quellen zusammen, seine Vorliebe für den Johannes, gegen welchen überall die Synoptiker als Aggregate späterer Berichte zurückstehen müssen, damit auch die rationalistische Auslegung, zu welcher er sich im Einzelnen genöthigt sieht, und von welcher namentlich die Behandlung der Auferstehungsgeschichte ein höchst lehrreiches Beispiel giebt. Treffend hat Strauß darauf aufmerksam gemacht, wie Schleiermacher, gerade weil er in der Christologie Supranaturalist bleiben will, in der Kritik und Exegese Rationalist bleiben muß. Denn um den übernatürlichen Christus als geschichtliche Persönlichkeit nicht zu verlieren, darf er die Evangelien als geschichtliche Quellen nicht aufgeben. Um aber nicht einen übernatürlichen Christus in einem Sinne zu bekommen, in welchem ihm das Uebernatürliche unannehmbar ist, muß er mittelst der Auslegung das ihm anstößige Uebernatürliche aus

den Evangelien entfernen. Damit hängen dann endlich auch die Bemühungen zusammen, obwohl das Wunder principiell aufgegeben ist, doch im Einzelnen immer wieder ein Mittelding zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem ausfindig zu machen, damit Jesus, obwohl er ganz in die menschliche Entwicklung eingehen soll, dennoch ein specifischer Vorzug vor der Menschheit gewahrt sei, und er Gegenstand des Glaubens bleiben könne.

Und dies ist ja in der That noch immer das Bemühen der moderngläubigen Theologie. Hat man auch namentlich in der Evangelienforschung sich mehr und mehr mit den Resultaten der kritischen Schule befreunden müssen, ist die Wagschale des Johannesevangeliums als bevorzugter Geschichtsquelle gegenüber den Synoptikern bedeutend in die Höhe gegangen, ist es endlich auch von der theologischen Wissenschaft als eine berechtigte Forderung anerkannt worden, daß, soweit möglich, ein menschliches Lebensbild von Jesus aufgestellt werde, so spielen bei der Ausführung dieser Aufgabe doch immer wieder jene Schleiermacher'schen Voraussetzungen herein: man will Jesus als vollen Menschen begreifen und doch nichts von dem kirchlichen Erlöser missen, man erkennt ungeschichtliche Bestandtheile in den Evangelien an und sucht doch die Consequenzen ängstlich abzuwehren, man will innerhalb der Grenzen historischer Betrachtung bleiben und sucht doch immer wieder nach Formeln, durch welche wenigstens ein Recht des Wunderbaren unsrer modernen Weltanschauung noch mundgerecht gemacht werden soll. Gegen diese vergeblichen Versuche sind recht eigentlich die Ausführungen von Strauß gerichtet. Es handelt sich, sagt er, mit Einem Wort für die christliche Welt jetzt darum, sich mit dem Kirchenglauben und seiner Grundlage, der evangelischen Geschichte, auseinanderzusetzen. Die Schleiermacher'sche Theologie, insbesondere auch sein Leben Jesu war ein letzter Versuch, uns umgekehrt mit derselben ineinszusetzen. Auch dieser letzte Versuch, wie alle früheren, ist mißlungen, und daraus ergiebt sich für die Theologie, daß sie aufhören muß, Jesus als ein irgendwie übernatürliches Wesen und die Evangelien als im strengen Sinn geschichtliche Urkunden anzusehen. Mit jenem fällt dieses, mit diesem jenes von selbst hinweg. „Das Positive zu den beiden Negationen ist dann, daß Jesus als Mensch, als eine in der Reihe der religiösen Genien hoch-, meinetwegen höchst-stehende Persönlichkeit, aber doch nur als Mensch wie andere betrachtet, und daß die Evangelien als die ältesten Sammlungen der um den Kern dieser Persönlichkeit angeschossenen Mythen gefaßt werden sollen . . . Sobald wir uns nicht mehr zumuthen, die Schrift anders als wie ein menschliches Buch zu behandeln, werden wir sie in allen Ehren halten können; sobald wir uns das Herz fassen, Jesus wirklich in die Reihen der Menschheit zu stellen, wird ihm unmöglich unsere Verehrung, unmöglich unsere Liebe fehlen können."

Ist diese Auseinandersetzung wirklich die Aufgabe der modernen Theologie, so ist sie durch Niemand so wesentlich gefördert worden als eben durch Schleiermacher selbst. Sein Verdienst ist, daß er die Brücke schlug zwischen dem kirchlichen Glauben und der modernen Wissenschaft. Unvermerkt, ohne es recht bewußt zu werden, hat sich mittelst dieser Brücke die Theologie immer mehr vom Boden des kirchlichen Dogma entfernt. Weit mehr als sie es Wort haben

will, weht in ihr schon die Luft vom anderen Ufer. Sie glaubt noch immer die alten Probleme zu behandeln, aber ihre Bedeutung hat sich verändert, sie redet noch in den alten Formeln, aber sie haben keinen Sinn mehr, sie discutirt noch das Wunder und sieht nicht daß eben die Diskussion den alten Wunderglauben vollends gründlich zerstört. Aber freilich eine Brücke ist nicht dazu gemacht, sich häuslich darauf niederzulassen; der Frühlingssturm rüttelt an ihren künstlichen Widerlagern, und, die träge auf ihr stehen bleiben wollten, sind genöthigt, entweder scheu wieder zurückzuweichen oder muthig das andere Ufer zu gewinnen.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Friedrich Karl von Moser.

IV.

Die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt zählte auf ihrem damaligen Territorium etwa 2—300,000 Einwohner; die Staatseinkünfte berechnete man auf 1 Million Gulden. Zu dem alten Besitzstand war durch Erbschaft des nunmehrigen Landgrafen Ludwig IX. noch die linksrheinische und größtentheils im französischen Elsaß gelegene Grafschaft Hanau-Lichtenberg hinzugekommen, die der ehemalige Erbprinz bereits seit seiner Mündigkeit selbständig verwaltet hatte. Das ganze Land befand sich um diese Zeit durch die Schuld der beiden letzten Regenten in einer besonders kritischen Lage. Die Landgrafen Ernst Ludwig (1678—1739) und Ludwig VIII. (1739—1768) hatten durch kostspielige Liebhabereien eine sehr bedeutende Schuldenmasse angehäuft. Jener war durch eine Bande von Goldmachern, für die er ungeheure Summen verausgabte, auf das Vollständigste geplündert worden. Der Sohn war ebenfalls ein äußerst freigiebiger Herr und hatte sich seine Hauptleidenschaft, die Jagd, recht viel kosten lassen. Ueber die Bezahlung der väterlichen Schulden setzte er sich durch die einfache Erklärung hinweg, daß er für dieselben, so weit sie heimlich für die Goldmacherkünste contrahirt wären, nicht einstehen würde. Ein dienstfertiger Publicist wußte in ausführlicher Deduction diese gänzlich neue Ansicht von der Verbindlichkeit der sogenannten „Cabinetsschulden" nachzuweisen. Die Gläubiger, von denen eine große Anzahl hierdurch ruinirt wurden, wandten sich nach Wien und riefen die Reichsjustiz an. Hier aber wußte Ludwig durch erlauchte Protection den natürlichen Lauf der Dinge, d. h. die Erklärung des Staatsbanquerots und die Einsetzung einer kaiserlichen Debitcommission, zu hintertreiben. Der Landgraf war zu allen Zeiten ein begeisterter Anhänger des österreichischen Kaiserhauses gewesen und ein naher Freund der Kaiserin Maria Theresia, der er durch seine Parteinahme in den Kriegen über die Erbfolge und mit Preußen nicht unbedeutende Dienste geleistet hatte. Maria Theresia nahm sich dafür der Sache ihres Freundes dankbarlichst an und



setzte es in Wien durch, daß die Herren vom Reichshofrath wenig Lust bezeugten, den Gläubigern des Landgrafen zu ihrem Recht zu verhelfen. „Laßt mir den alten Mann in Ruhe, so lange er noch lebt," war ihre stete Erwiderung, sobald ein noch etwas gewissenhafter Reichshofrath die darmstädtische Schuldensache zur Sprache brachte. Und noch ungeschminkter äußerte einst der Reichsvicekanzler Fürst Colloredo in Moser's Gegenwart: „Um ein paar Frankfurter Kaufleute willen können wir einen so wohlgesinnten Reichsstand nicht ruiniren. Wenn der Preuße (damit war Landgraf Ludwig IX., ein Anhänger Friedrich's, gemeint) zur Regierung kommt, den wollen wir schon festhalten." Und genau diesen Worten entsprechend ward auch von den Reichsbehörden gehandelt. Kaum hatte der preußisch gesinnte Ludwig IX. den Thron bestiegen, so meldete sich auch bereits die kaiserliche Schuldencommission.

Landgraf Ludwig war nicht besser als die meisten anderen deutschen Fürsten und Herrn in jener Zeit, aber doch keineswegs einer der schlimmsten. Er hatte die übliche soldatische Erziehung erhalten und war zeitlebens nicht viel mehr als ein leidenschaftlicher Verehrer und Pfleger gut einexercirter und möglichst lang gewachsener Krieger. Kurze Zeit stand er in französischen Diensten, dann trat er in preußische über, zum großen Kummer seines österreichisch gesinnten Vaters. Den siebenjährigen Krieg durfte er indeß nicht mitmachen, weil er auf seine unter französischer Oberhoheit stehende Grafschaft Hanau-Lichtenberg Rücksicht zu nehmen hatte. Deshalb zog er sich bei Ausbruch des Krieges nach Pirmasens zurück, einem kleinen Ort in jener Grafschaft, hart an der französischen Grenze in einsamer, wüster Gebirgsgegend. Hier gründete er eine förmliche Militärcolonie und großartige Exercirschule. Zwischen 2—3000 Mann trefflich eingeübter und auserlesener Truppen aus allen möglichen Ländern Europas wurden in der kleinen Stadt ängstlich gehütet, ausgezeichnet verpflegt und zu Automaten abgerichtet. Der Landgraf beschäftigte sich mit ihnen bis in die kleinsten Details des Exercitiums, sein Tambourcorps hatte er zu dem berühmtesten im ganzen Reich gemacht; er selbst war ein Meister auf der Trommel. Aus reiner Zärtlichkeit für seine Soldaten konnte er es auch nicht über sich gewinnen, sie den Engländern für den amerikanischen Krieg in Sold zu geben, obwohl ihm ein bedeutendes Stück Geld dafür geboten ward. Auch als Ludwig den Thron bestiegen hatte, vermochte er sich von seinem geliebten Pirmasens nicht zu trennen. Er residirte zeitlebens dort und war nur alljährlich kurze Zeit auf Reisen. Die Regierungsgeschäfte wurden alle Woche durch die Ausfertigung zahlreicher Unterschriften versehen. Uebrigens war Ludwig ein schlichter bürgerfreundlicher Mann, ein entschiedener Feind der französischen

Nachäffungsmanier, die an den deutschen Höfen herrschte, und überhaupt jedem Prunk für seine Person abgeneigt; auch kann man ihm nicht gerade nachsagen, daß er durch Gewaltthaten oder Launen seine Umgebung gequält habe. Natürlich verstand er bei Allem, was seine Soldatenliebhaberei anging, nicht den geringsten Spaß, und so wenig eingehend er sich auch mit den Regierungsgeschäften befaßte, so liebte er doch keineswegs, daß die Eigenmächtigkeit der Beamten ihn bei Seite schob und irgend etwas hinter seinem Rücken geschah. Er war dabei im Ganzen nicht schwer zu nehmen, und ein Minister, der ihn verständig auffaßte, kam gut mit ihm aus.

An der Seite dieses Mannes lebte eine der ausgezeichnetsten Frauen jener Zeit, die Landgräfin Henriette Christiane Caroline, eine geborene Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld. Es ist dieselbe, welche Göthe die große Landgräfin nennt. Sie war eine ernst und gewissenhaft strebende Natur, von lauterem und edlem Charakter, voll der lebendigsten und hingebendsten Theilnahme für Alles, was des Landes und ihrer Kinder Wohl anging. Wie sie lange Jahre mit Moser in fortwährendem Briefwechsel stand, um den Rath des bewährten und erfahrenen Mannes nicht zu entbehren, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen wo sie ihn wieder ganz gewinnen könnte, so war sie im Stande bei den dürftigen Verhältnissen des darmstädter Hofes ihren Schmuck zu verkaufen, um die Ausbildung ihres ältesten Sohnes durch Reisen und auswärtige Studien vollenden zu können. Dem neu erwachenden geistigen Leben wandte sie sich freudig zu und lieh ihm ihre eifrige Unterstützung, obwohl ihre eigene Erziehung durchaus französisch gewesen war und sie den Gebrauch dieser Sprache dem der deutschen vorzog. Sie veranstaltete im Jahre 1771 die erste Ausgabe der Oden und Elegien ihres Lieblingsdichters Klopstock, die bis dahin theils in Zeitschriften zerstreut, theils noch ungedruckt waren. Von den hervorragendsten Männern der Zeit wurde ihr gehuldigt. Mit Friedrich war sie während ihres Aufenthaltes in Prenzlau, wo ihr Gemahl 6 Jahre als Chef eines preußischen Regimentes in Garnison stand, nahe bekannt geworden. Der König, der seitdem unausgesetzt mit ihr correspondirte und ihr bei jeder Gelegenheit Zeichen seiner warmen Theilnahme gab, rechnet sie zu den vorzüglichsten fürstlichen Frauen. Er nennt sie die Zierde und den Stolz des Jahrhunderts, eine Frau von männlichem Geist. Neben ihr ließ er nur noch Maria Theresia und Katharina gelten. — Als ihr Gemahl nach seiner Thronbesteigung Pirmasens nicht verlassen wollte, da versuchte sie, die schon vorher allein nach Darmstadt übergesiedelt war, nach besten Kräften sich an der Leitung der Geschäfte zu betheiligen. Indessen ihre

Kräfte reichten nicht aus, um in so verwickelte Verhältnisse Ordnung zu schaffen.

Die Lage des Landes war in der That eine höchst bedenkliche. Der Landgraf durch seine kindische Liebhaberei von der Regierung fern gehalten, die Finanzen auf das Tiefste zerrüttet und mit den drückendsten Schulden überhäuft, Verwaltung und Justiz in den Händen unfähiger, gewissenloser und jeder Disciplin entwöhnter Beamter, das Volk in jener charakteristischen stumpfen Theilnahmlosigkeit, wie sie die unvermeidliche Folge eines andauernden Despotismus zu sein pflegt. Zu allem diesen kam noch, daß die Einsetzung einer kaiserlichen Debitcommission unmittelbar bevorstand, und zwar in einer Zeit wo Kaiser Josef noch die allerbesten Absichten in Bezug auf eine strenge und nachsichtslose Durchführung der Reichsjustiz hegte; der Landgraf wäre nicht der einzige gewesen, an dem der Kaiser ein Exempel statuirt hätte. Einige der hessischen Beamten scheinen nicht übel Lust gehabt zu haben, das, was sie für unvermeidlich hielten, auch über sich ergehen zu lassen. Sie riethen dem Landgrafen, sich zur Regelung des Schuldenwesens einen kaiserlichen Commissar zu erbitten. Die Wahl fiel auf den Grafen Neipperg, einen notorischen Verschwender, der eben deshalb bereits von seinem Vater enterbt war. Eine solche Schuldenregelung war ein äußerst einträgliches Geschäft, und von dieser Seite scheint auch der Graf die Sache aufgefaßt zu haben. Die darmstädtischen Beamten, war es Schwäche oder geradezu Verrath, liehen ihm ihre Unterstützung. Man verstand es, den Landgrafen durch die Eröffnung neuen Credites zu beruhigen; daneben ward ein Schuldentilgungsplan entworfen, bei dem für die schon seit langer Zeit benachtheiligten Cabinetsgläubiger des verstorbenen Landgrafen so gut wie nichts herauskam. Mittlerweile setzte sich die kaiserliche Administration im Lande immer fester, ohne daß die darmstädtischen Räthe besonderen Widerstand leisteten. So standen die Dinge, als es der Landgräfin endlich gelang, die Berufung Moser's bei ihrem Gemahl durchzusetzen. Und in der That war er der Mann, der hier Noth that und helfen konnte. Seine freundlichen Beziehungen zum Kaiser, seine außerordentliche Geschäftstüchtigkeit, das hohe Ansehen, das er als Staatsmann genoß, alles dieses vereinigte sich, um seinen Bemühungen einen guten Erfolg zu sichern. Auch war er mit der Lage der Dinge genau bekannt, theils aus früherer Dienstzeit, theils durch die Benachrichtigungen, die er bis in die letzte Zeit durch die Landgräfin und wie es scheint auch durch den Fürsten selbst erhalten hatte. Es ist wenigstens nachzuw[illegible] daß Moser a[illegible] Falckenstein aus, noch ehe er in den Dienst[illegible] sich in [illegible] den Landgrafen energisch über die ganz[illegible] Dinge a[illegible]tte. Im

Jahre 1772 kamen die Verhandlungen mit Moser zum Abschluß: er ward als erster Staatsminister, Präsident des geheimen Raths und Kanzler an die Spitze der Regierung gestellt.

Es war kein geringer Entschluß und steht im Gegensatz zu Moser's früheren Erfahrungen, daß er sich wiederum in das kleinstaatliche Elend hineinbegab. Die Bitten der von ihm hochverehrten Landgräfin und sein eigener Ehrgeiz trugen den Sieg davon. Auch war Darmstadt damals kein übler Ort. Ein Tourist jener Zeit weiß von der Stadt freilich nichts Besonderes zu erzählen, als daß alle zwei Stunden getrommelt werde. Aber es hatte sich doch ein Kreis bedeutender und angenehmer Menschen zusammengefunden, wodurch das Leben in der kleinen Stadt wesentlich angeregt wurde. Da waren Männer wie Johann Heinrich Merck, der Historiker Wenck, der Jurist Höpfner, Peter Sturz, ein namhafter politischer und staatswirthschaftlicher Schriftsteller, Baron Schrautenbach, ein naher Freund der Landgräfin und nachmals des Herzogs Karl August, Professor Petersen u. A. Herder war zeitweilig in jenem Kreise einheimisch und auch Göthe sprach von dem nahen Frankfurt öfters ein und liebte es, den Freunden seine Arbeiten schon in ihren ersten Entwürfen vorzulegen. Er gedenkt dankbarlichst der mannichfachen Förderung und Anregung, die er hier erhalten. Die Landgräfin und neben ihr Merck waren der Mittelpunkt dieses Kreises. Mit der Lage des Landes scheint man sich nicht gerade befaßt zu haben, oder wenn es geschah, so that man es in der kurzsichtigen und kühlen Weise, die das Verhältniß bezeichnet, in dem die Vertreter des guten Geschmacks in der Literatur zum Organismus des Staates standen. Es konnten dann, wie das Beispiel Merck's zeigen wird, neben aller hohen Erregung für das Vernünftige und Schöne, neben der scharfsinnigsten Würdigung literarischer Productionen, Anschauungen und Motive viel niederen und schwächeren Ursprungs zum Vorschein kommen.

Moser traute sich die Fähigkeit zu, dem vernachlässigten Lande die rettende Hand zu bieten, dafern ihm allein die Zügel der Regierung mit möglichster Machtvollkommenheit gegeben würden. Der Landgraf, der sich in seiner Abgeschiedenheit zu Pirmasens bei seinen langen Grenadieren nicht gern stören ließ und auch von Moser das Beste hoffte, machte keine erheblichen Schwierigkeiten. So erwirkte Moser zwei Verordnungen, die ihm einen ziemlich uneingeschränkten Gebrauch der Regierungsgewalt sicherten. In der ersten war der persönliche Zutritt zum Fürsten verboten und damit nach Kräften den Einmischungen desselben in den ordnungsmäßigen Gang der Geschäfte vorgebeugt. Es war eine Liebhaberei vieler Fürsten den Bittstellern, die sich zu ihnen wagten, durch das rettende Wort, mit

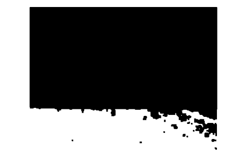


dem sie jene aus ihren Bedrängnissen erlösten, als ein Stück Gottheit zu erscheinen. Es hatte das bald zu Mißbräuchen geführt, und mit Umgehung der eigentlichen Behörden wandten sich jetzt Viele direct an den Landesherrn. Und selbst da, wo der ordnungsmäßige Gang eingehalten war, empfand mancher Herr ein ganz besonderes Vergnügen daran, seinem Minister einen Querstrich zu machen und im Gegensatz zu dessen Ansicht zu verfügen. So lag eine derartige Verordnung in der Natur der Verhältnisse; Moser hatte schwerlich daran gedacht, sich dadurch, wie späterhin seine Feinde deuteten, vor allen Anklagen sicherzustellen. Die zweite Verfügung besagte, daß der Präsident die Macht habe jeden Beamten ohne Unterschied des Ranges zu cassiren, sobald er sich Nachlässigkeit oder Untreue zu Schulden kommen lasse, und daß er erst nachher darüber an den Landgrafen berichten könne. — Moser führte sich durch die Publication der beiden Decrete in seine neue Stellung ein. Sie mußten alle drei Monate von den Kanzeln verlesen werden; er selbst ließ sie bei der ersten Session des Geheimenrath-Collegiums „wie zwei lictorische Fasces" sich vorantragen und machte die Herren mit dem Inhalt bekannt. Dann besprach er in ausführlichem Vortrage den bisherigen Gang der Geschäfte, tadelte die nachlässige Justizpflege und Verwaltung, vor Allem aber die schlechte Behandlung des Schuldenwesens und beklagte mit großem Nachdruck die Einmischung, die man dem Grafen Neipperg in die Verwaltung des Landes gestattet habe. Schweigend und „mit heilsamer Erschütterung" hörte man ihn an. Nicht Einer war unter dem ganzen Collegium, der sich rein genug fühlte, um Protest gegen die Beschuldigungen zu erheben. Alle gestanden, daß der Präsident Recht habe und verhießen einmüthig, es in Zukunft besser zu machen. Diese schmiegsame Zerknirschung bezeichnet am schärfsten den Zustand des Beamtenthums, an dessen Spitze Moser nunmehr trat. Sie waren insgesammt, um mit Moser's Worten zu reden, „Priester und Leviten des Absolutismus," ein Geschlecht von „Pudeln." Der neue Minister glaubte solchen Menschen gegenüber keine besondere Rücksicht nöthig zu haben; er griff scharf und unnachsichtig durch.

Moser's erste und angelegentlichste Sorge war die Regelung des Schuldenwesens. Er hatte es durchzusetzen gewußt, daß Graf Neipperg entfernt und dem Landgrafen, der sich zur Befriedigung der Cabinetsgläubiger verpflichtete, die Selbstadministration der ganzen Angelegenheit unter kaiserlicher Oberaufsicht gestattet wurde. Moser übernahm die Leitung der Verhandlungen und ward Vorsitzender der vom Kaiser in Eid und Pflicht genommenen Schuldendeputation. Beinahe acht volle Jahre hat er auf dieses mühevolle Geschäft verwenden müssen. Etwa 6—700

Gläubiger waren da, deren Forderungen erst jetzt, 32 Jahre nach dem Tode des Landgrafen Ernst Ludwig, näher geprüft wurden und sich Alles in Allem auf 5 Millionen Gulden beliefen. Am 19. August 1779 kam ein nach Möglichkeit billiger Vergleich zu Stande, der auch von den Reichsbehörden bestätigt ward. Was Moser's Feinde gegen diesen Vergleich sagten, namentlich daß er dem fürstlichen Hause zu viel Ausgaben verursacht habe, ist ungereimt. Die Abwicklung dieser Schuldenangelegenheit war eine glänzende Leistung, die ihm unter ähnlichen Verhältnissen nicht leicht einer nachthat. Dabei war doch auch der laufende Etat immer noch zu bestreiten, so wie die Kosten für zwei Vermählungen, für große Bauten rc. Auch sprach der Erfolg laut genug für ihn. Der Credit des Landes war wesentlich gehoben, die Kassenscheine, die unter dem vorigen Landgrafen Niemand hatte nehmen wollen, galten jetzt „wie Obligationen." Der Landgraf selbst war durch diesen Erfolg, wie durch Moser's ganze Finanzwirthschaft in hohem Grade zufriedengestellt und erkannte die Verdienste seines Ministers auf das Bereitwilligste an.

Neben solcher Heilung alter Schäden richtete sich Moser's Hauptbestreben auf die Hebung der Productionskraft des Landes. Er begründete eine „Landcommission zur Berathung und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes." Aehnliche Institute, die sich mit der Verbesserung der Landwirthschaft beschäftigten, waren damals vieler Orten in Deutschland erstanden. Sie hatten unleugbar ihr Gutes, indem wenigstens von oben ein Anstoß gegeben wurde, um die Menschen aus der beharrlichen Trägheit zu erwecken, mit der sie Jahr aus Jahr ein die Dinge gehen ließen. Und der Bürger oder Bauer jener Zeit that nicht leicht etwas, wozu er nicht geprügelt oder bezahlt wurde. Aber auch die Regierungen faßten die Sache nur selten auf die richtige Weise an. Sie liebten es bei solchen Gelegenheiten etwas Vorsehung zu spielen und gingen, allerdings mit dem besten Willen, aber auch in dem Bewußtsein unfehlbarer Weisheit zu Werke. Die Reformen des achtzehnten Jahrhunderts haben vielfach einen Beisatz gewaltsamer Beglückung. Den Unterthanen sollte nicht nur der rechte Weg gezeigt werden; sie wurden auch zwangsweise angehalten bis in das Kleinste den gegebenen Vorschriften zu folgen. Dabei konnte es nicht fehlen, daß man unerprobte Theorien aufnöthigte, dadurch statt zu bessern nur verdarb und namentlich die Landleute, die ohnedies zähe genug am Alten hingen, ganz einschüchterte oder erbitterte. Was sollten die Bauern machen, wenn in Gegenden, wo es nur sparsam Getreide gab, die Anlage von Maulbeerplantagen zur Seidenzucht oder gar Tabacksanpflanzungen von oben befohlen wurden? So kam es, daß die Reformbestrebungen hin und wieder förmliche Landplagen



wurden. Moser's Schöpfung, so gut gemeint und verständig sie im Ganzen auch war, ist nicht frei von diesen Schattenseiten.

Die Bemühungen der Commission waren nach dem Wortlaut der Publication dahin gerichtet: „dem guten, fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeiten fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen." Es ist das der officielle Stil, in dem die stürmische Menschenbeglückung dieses Zeitalters sich auszudrücken liebte. Im Einzelnen handelte es sich darum, in den Haushaltungen bessere Einrichtungen, namentlich eine geordnete Berechnung einzuführen; man wollte eine allmähliche Tilgung der die meisten Communen bedrückenden Schulden durchsetzen; die Besserung des gesammten Vormundschaftswesens war ein weiterer Zweck; die nachdrücklichste Fürsorge ward verheißen der Hebung des Ackerbaus und der Viehzucht, der Beschaffung wohlfeilerer Lebensmittel, der Erleichterung des Handels, der Unterstützung der Manufacturen und Fabriken, endlich sollte auch dem Erziehungswesen eine „zärtliche und gewissenhafte Sorgfalt" zugewendet werden. Wir sehen, das Unternehmen war kein kleines; es handelte sich so ziemlich um Alles, was das Leben des Volkes außerhalb des Staates anging. Auch versprach die Commission aller Welt Rath und Hülfe und forderte die Einzelnen auf, sich mit Vertrauen an sie zu wenden. Die Geistlichen und Beamten wurden angewiesen, die Bestrebungen der Commission bei dem Volke zu unterstützen. Moser gründete selbst eine Zeitung, um die Absichten, Fortschritte und Erfolge des Unternehmens dem Publicum zu verdeutlichen. Zum Redacteur dieser Zeitung ward auf Herder's Rath Mathias Claudius, der „Wandsbecker Bote," berufen. Es war eine glückliche Wahl, denn Claudius verstand es besser als irgend einer in volksthümlicher und anmuthender Weise zu schreiben. Leider gefiel er sich in Darmstadt nicht, er verlor die Lust zum Arbeiten, ward durch den Einfluß des Climas schwer krank und ging schon nach wenigen Monaten in seine nordische Heimath zurück.

An die Spitze des ganzen Unternehmens trat Moser selbst; unter ihm war ein überzahlreiches Personal von Beamten angestellt — eine Hauptveranlassung, um die Commission beim Volke beschwerlich und unleidlich zu machen. Man begann verständiger Weise mit ökonomisch-statistischen Erhebungen über den Bestand an Feldern, Waldungen, Wiesen und Vieh. Dann wurde das ganze Land in eine Anzahl ökonomischer Cantons getheilt, die unter specieller Aufsicht eines Commissars standen. Ein solcher Beamter hatte darauf zu sehen, daß die Leute möglichst rationell wirthschafteten. Bis in das Kleinste ward vorgeschrieben, wie ge-

füttert und gedüngt, welche Futterkräuter und Gemüse, welche Manufacturgewächse angepflanzt werden sollten, welche Landstrecken umgebrochen, wie lange die Wiesen beweidet werden dürften. Auch sollte der Commissar sich genau um das Haushaltungs- und Nahrungswesen der Gemeinden, um die Besetzung der Vorsteherstellen bekümmern; es ward ihm aufgegeben, ein scharfes Auge auf Lebensart und Nahrungsstand, auf Fleiß und Trägheit der Cantonalbewohner zu haben. In seinen Berichten ertheilte er hierüber förmliche Censuren. Daß Waldcultur, Entwässerung, Straßenbau ganz in seinen Händen lag, versteht sich von selbst. Die Bewohner der Cantons hatten bei allen diesen Dingen möglichst wenig mitzureden und sollten nur durch ein gefügiges Eingehen auf alle Vorschriften dulden, daß sie zu wohlhabenden und zufriedenen Menschen gemacht würden. Uebrigens waren die Resultate, welche die Commission erzielte, für die kurze Zeit ihres Bestehens durchaus nicht unerheblich. In den Jahren 1778 und 1779 waren über 90,000 fl. Gemeindeschulden abgetragen, fast 6000 Morgen hatte man umgerodet und urbar gemacht, der Viehstand war beträchtlich verbessert. Dennoch wurden mancherlei Stimmen gegen das ganze Unternehmen laut und wie es scheint nicht mit Unrecht. Zunächst fand man den ganzen Kostenaufwand zu beträchtlich, es waren über 51,000 fl. verausgabt. Ferner war Alles zu weitläufig und complicirt. Die Commissare kümmerten sich um eine Menge von Dingen, die recht gut den Einzelnen überlassen bleiben konnten. Die allmächtige Stellung der Beamten gab zu vielen Willkürlichkeiten Anlaß; eine so umfassende und oft gewaltsame Bevormundung brachte Viele gegen die ganze Einrichtung auf. Hierzu kommt, daß Moser in der Auswahl seiner Beamten schwere Mißgriffe gemacht und nicht allein unfähige, sondern auch geradezu verdorbene Subjecte bei der Landcommission angestellt hatte. Es wird wenigstens in der gegen ihn späterhin verfaßten Klageschrift berichtet, daß der Director der Commission ein im Examen durchgefallener Candidat der Rechte gewesen sei; auch ein ehemaliger Laufer und ein verkommener Kammerdiener werden als Oekonomiebeamte genannt. So konnte es nicht fehlen, daß Moser's Feinde alsbald die ganze Commission als cameralistisches Blendwerk und Windbeutelei verschrieen und es auch durchsetzten, daß sie wenige Monate nach dem Rücktritt des Ministers ganz aufgehoben wurde.

Es ist uns im Uebrigen aus Moser's amtlicher Wirksamkeit in Darmstadt nur Weniges im Einzelnen überliefert. Wir wissen, daß unter seiner Verwaltung die erste Brandassecuranz, die ersten Chausseen und mehrere bedeutende Bauanlagen entstanden. Auch existiren von ihm noch einige Verordnungen, so über die Beschränkung des Studiums wegen übermäßigen



wurden. Moser's Schöpfung, so gut gemeint und verständig sie im Ganzen auch war, ist nicht frei von diesen Schattenseiten.

Die Bemühungen der Commission waren nach dem Wortlaut der Publication dahin gerichtet: „dem guten, fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeiten fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen." Es ist das der officielle Stil, in dem die stürmische Menschenbeglückung dieses Zeitalters sich auszudrücken liebte. Im Einzelnen handelte es sich darum, in den Haushaltungen bessere Einrichtungen, namentlich eine geordnete Berechnung einzuführen; man wollte eine allmähliche Tilgung der die meisten Communen bedrückenden Schulden durchsetzen; die Besserung des gesammten Vormundschaftswesens war ein weiterer Zweck; die nachdrücklichste Fürsorge ward verheißen der Hebung des Ackerbaus und der Viehzucht, der Beschaffung wohlfeilerer Lebensmittel, der Erleichterung des Handels, der Unterstützung der Manufacturen und Fabriken, endlich sollte auch dem Erziehungswesen eine „zärtliche und gewissenhafte Sorgfalt" zugewendet werden. Wir sehen, das Unternehmen war kein kleines; es handelte sich so ziemlich um Alles, was das Leben des Volkes außerhalb des Staates anging. Auch versprach die Commission aller Welt Rath und Hülfe und forderte die Einzelnen auf, sich mit Vertrauen an sie zu wenden. Die Geistlichen und Beamten wurden angewiesen, die Bestrebungen der Commission bei dem Volke zu unterstützen. Moser gründete selbst eine Zeitung, um die Absichten, Fortschritte und Erfolge des Unternehmens dem Publicum zu verdeutlichen. Zum Redacteur dieser Zeitung ward auf Herder's Rath Mathias Claudius, der „Wandsbecker Bote," berufen. Es war eine glückliche Wahl, denn Claudius verstand es besser als irgend einer in volksthümlicher und anmuthender Weise zu schreiben. Leider gefiel er sich in Darmstadt nicht, er verlor die Lust zum Arbeiten, ward durch den Einfluß des Climas schwer krank und ging schon nach wenigen Monaten in seine nordische Heimath zurück.

An die Spitze des ganzen Unternehmens trat Moser selbst; unter ihm war ein überzahlreiches Personal von Beamten angestellt — eine Hauptveranlassung, um die Commission beim Volke beschwerlich und unleidlich zu machen. Man begann verständiger Weise mit ökonomisch-statistischen Erhebungen über den Bestand an Feldern, Waldungen, Wiesen und Vieh. Dann wurde das ganze Land in eine Anzahl ökonomischer Cantons getheilt, die unter specieller Aufsicht eines Commissars standen. Ein solcher Beamter hatte darauf zu sehen, daß die Leute möglichst rationell wirthschafteten. Bis in das Kleinste ward vorgeschrieben, wie ge-



füttert und gedüngt, welche Futterkräuter und Gemüse, welche Manufacturgewächse angepflanzt werden sollten, welche Landstrecken umgebrochen, wie lange die Wiesen beweidet werden dürften. Auch sollte der Commissar sich genau um das Haushaltungs- und Nahrungswesen der Gemeinden, um die Besetzung der Vorsteherstellen bekümmern; es ward ihm aufgegeben, ein scharfes Auge auf Lebensart und Nahrungsstand, auf Fleiß und Trägheit der Cantonalbewohner zu haben. In seinen Berichten ertheilte er hierüber förmliche Censuren. Daß Waldcultur, Entwässerung, Straßenbau ganz in seinen Händen lag, versteht sich von selbst. Die Bewohner der Cantons hatten bei allen diesen Dingen möglichst wenig mitzureden und sollten nur durch ein gefügiges Eingehen auf alle Vorschriften dulden, daß sie zu wohlhabenden und zufriedenen Menschen gemacht würden. Uebrigens waren die Resultate, welche die Commission erzielte, für die kurze Zeit ihres Bestehens durchaus nicht unerheblich. In den Jahren 1778 und 1779 waren über 90,000 fl. Gemeindeschulden abgetragen, fast 6000 Morgen hatte man umgerodet und urbar gemacht, der Viehstand war beträchtlich verbessert. Dennoch wurden mancherlei Stimmen gegen das ganze Unternehmen laut und wie es scheint nicht mit Unrecht. Zunächst fand man den ganzen Kostenaufwand zu beträchtlich, es waren über 51,000 fl. verausgabt. Ferner war Alles zu weitläufig und complicirt. Die Commissare kümmerten sich um eine Menge von Dingen, die recht gut den Einzelnen überlassen bleiben konnten. Die allmächtige Stellung der Beamten gab zu vielen Willkürlichkeiten Anlaß; eine so umfassende und oft gewaltsame Bevormundung brachte Viele gegen die ganze Einrichtung auf. Hierzu kommt, daß Moser in der Auswahl seiner Beamten schwere Mißgriffe gemacht und nicht allein unfähige, sondern auch geradezu verdorbene Subjecte bei der Landcommission angestellt hatte. Es wird wenigstens in der gegen ihn späterhin verfaßten Klageschrift berichtet, daß der Director der Commission ein im Examen durchgefallener Candidat der Rechte gewesen sei; auch ein ehemaliger Laufer und ein verkommener Kammerdiener werden als Oekonomiebeamte genannt. So konnte es nicht fehlen, daß Moser's Feinde alsbald die ganze Commission als cameralistisches Blendwerk und Windbeutelei verschrieen und es auch durchsetzten, daß sie wenige Monate nach dem Rücktritt des Ministers ganz aufgehoben wurde.

Es ist uns im Uebrigen aus Moser's amtlicher Wirksamkeit in Darmstadt nur Weniges im Einzelnen überliefert. Wir wissen, daß unter seiner Verwaltung die erste Brandassecuranz, die ersten Chausseen und mehrere bedeutende Bauanlagen entstanden. Auch existiren von ihm noch einige Verordnungen, so über die Beschränkung des Studiums wegen übermäßigen

Andrangs zu den Aemtern; eine andere über die Umgestaltung der Gießener Universitätsverhältnisse; beide sind ohne besondere Bedeutung. Daß er daneben über die Beamten des Landes eine äußerst scharfe, vielleicht zu scharfe Disciplin führte, läßt sich aus dem Charakter des Mannes schließen. Mit eiserner Hand räumte er unter den zahlreichen Mißbräuchen auf, die sich durch die Nachlässigkeit der Beamten in allen Zweigen des Justiz- und Verwaltungsdienstes eingeschlichen hatten. Ueberall wurden die Zustände gesunder und würdiger. Hätte er es nur verstanden, seine Reformen in einer versöhnlicheren und schonenderen Weise einzuführen!

V.

Als Moser nach Darmstadt kam, ward von dem Verfasser des „Herr und Diener" alles mögliche Gute erwartet. Aber wie groß war die Täuschung, als man statt eines Reformators, der in einer Alle befriedigenden und sanften Weise verfuhr, einen „Enthusiasten und hitzigen Kopf" kennen lernte, der Vielen das Leben gründlich sauer machte und von Augenzudrücken nichts wissen wollte. Ganz unverzeihlich war er zu Werke gegangen. Eine Schrift aus jenen Tagen beleuchtet in satirischer Weise das Entsetzen und die Empörung, welche die so unangenehm in Bewegung gesetzten hessischen Beamten über Moser's Verfahren empfanden. Er war auf den unglückseligen Gedanken gerathen die Kassen der Beamten zu stürzen, er hatte sein Ohr den Klagen der einzelnen Unterthanen geöffnet — selbst gegen landesherrliche Collegien — blos aus dem armseligen Grunde, weil jene Recht und diese Unrecht gehabt hatten. Man warf ihm vor, daß er das goldene Sprüchlein: „Man lasse uns beim Alten" nicht bedacht habe, daß er Landesverbesserungspläne gemacht, Commissionen und ökonomische Facultäten errichtet, daß er Landwirthschaft und Jurisprudenz für zwei verschiedene Wissenschaften gehalten und den guten Juristen nicht gleich für einen guten Landwirth angesehen habe. Er war unklug genug gewesen, die Genies von Ministersöhnen nicht jederzeit in einträgliche Stellen zu bringen, und selbst den geistlichen Stand hatte er angegriffen, hatte Inventuren über die zu den Pfarreien gehörigen Gegenstände gefordert und nie abgelassen, bis ihm strenge Folge geleistet war.

Es war den hessischen Beamten nicht zu verargen, wenn sie allmählich an Opposition dachten. Für die Würdigung dieser Stimmung sind einzelne Aufzeichnungen von der Hand Johann Heinrich Merck's nicht ohne Wichtigkeit. Diese Mittheilungen sind mit einer vernichtenden Bitterkeit geschrieben und erniedrigen Moser nach allen Seiten hin auf das Tiefste. Leider sind wir bei der Dürftigkeit der sonstigen Ueberlieferung nicht im Stande sie genau zu kritisiren, zumal das ganze urkundliche



Material noch bis auf diesen Tag im Archiv zu Darmstadt ängstlich gehütet wird. Aber auch ohne diese Controle trägt der Bericht Merck's an vielen Punkten das Zeichen der augenscheinlichsten Ungerechtigkeit an sich. Die ganze Denkungsweise des Mannes und seine Beziehungen zu Moser lassen Motive ahnen, auf welche hin sich gegründete Zweifel gegen die Wahrheit aller einzelnen Mittheilungen erheben.

Merck hat den besten Männern der Nation nahe gestanden, Göthe, Wieland, Herder waren ihm befreundet und haben über ihn geurtheilt. Die meisten Aufschlüsse giebt Göthe, der bekanntlich Merck den größten Einfluß auf sein Leben zugesteht. Er hat in feinen und lebensvollen Zügen die Eigenthümlichkeit des Freundes gezeichnet. Merck war von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, aber er hatte sich gegen die Welt verbittert. Deshalb liebte er es die Menschen gelegentlich schlecht zu behandeln, ihnen wehe zu thun und war von einer „verwünschten Scharfsichtigkeit" für ihre Fehler und Gebrechen, die er in einer treffenden und schonungslosen Beurtheilung an's Tageslicht zog. Es war seine Freude zu verneinen; von „Leben und Lebenlassen" wollte er nichts wissen; er war nach Göthe's Wort ein vollendeter „Mephistopheles." Merck hat auch Göthe gegenüber seine herbe und schroffe Art nicht immer bei Seite lassen können. Wir wissen, wie er durch sein kühles „Nun ja, es ist ganz hübsch" Göthe beinah dahin brachte, daß er den „Werther" in's Feuer warf. Noch schärfer sagte er ihm einst bei längerem Aufenthalt in Weimar: „Siehst Du, im Vergleich zu dem, was Du in der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dreck." — Indessen aus solchen Ausdrücken läßt sich immer noch ein gewisses, herbes Wohlwollen herausdeuten; auch war ihm Göthe vielleicht der Liebste unter allen Menschen. Anders aber, wenn ihm ein Mensch nicht zusagte. Dann war Merck sicherlich nicht der Mann sich zu beschränken und in gerechter Erwägung abzumessen, in wie weit sonst die gute Seite als Gegengewicht noch in Betracht komme. Statt dessen war er, wie Göthe eingesteht, voll hämischen Wesens, voll Tücke; die krasse Bitterkeit seiner Natur trat dann rückhaltslos zu Tage, nicht stürmisch und übermäßig erregt, vielmehr mit einer scheinbar gemessenen aber schlimm gemeinten und gehässigen Ruhe. Von äußerst respectabler Seite wird versichert, daß er „ein Lügner in omni sensu" gewesen, und jedenfalls war er im Stande die Wahrheit zu übersehen und zu färben. Dann mochte ein schlimmes Gerücht ihm eher der Aufzeichnung werth erscheinen, als irgend eine dem Feinde günstige Wahrheit, die er mit eigenen Augen gesehen hatte. Seit dem Jahre 1767 lebte Merck als Kriegsrath in Darmstadt, seiner Heimath. Sein Vermögen war nicht unbedeutend,

er konnte ein großes Haus machen. Die Berufsgeschäfte ließen ihm eine beträchtliche Muße für seine eigenen Studien, die sich über naturwissenschaftliche Gegenstände erstreckten. Erst war es Botanik und Mineralogie, dann die Osteologie vorweltlicher Thiere, der er sich mit großem Eifer und auch erfolgreich hingab. Daneben hatte er noch den für ihn unglückseligen Hang größere industrielle Unternehmen in's Werk zu setzen. Bedeutende Summen verwandte er auf die Anlage von Kattundruckereien, Baumwollenspinnereien u. A. Alles das schlug ihm fehl, er kam in die äußerste Bedrängniß und war zeitweilig rath- und hülflos. Nur der Beistand des Herzogs Karl August schützte ihn vor völligem Ruin. Dazu gesellte sich schweres häusliches Leid, von sieben Kindern verlor er vier. Eine düstere Zerrüttung des Gemüthes schärfte noch die natürliche Bitterkeit seines Wesens und ließ ihn das Gefühl des Ekels am Leben über den Kopf zusammenschlagen, ein Gemüthszustand, der ihn schließlich dem Selbstmord in die Arme führte.

Seine Beziehungen zu Moser hatten sich jedenfalls schon früh getrübt. Manches lag in den Verhältnissen. Merck war gerade kein übermäßig pflichteifriger Beamter, die Geschäfte waren seine schwache Seite; es kam wohl vor, daß er in seiner Eigenschaft als Kriegszahlmeister dieselben Rechnungen zwei- oder gar dreimal bezahlte. Moser als oberster Vorgesetzter mochte ihm dergleichen nicht hingehen lassen und erhielt ihn sicher nicht weniger in Athem als die anderen hessischen Beamten. Beide standen in hohem Ansehen bei der Landgräfin, und auch darin lag ein Grund gegenseitiger Eifersucht. Dann aber konnte man es Moser nie vergessen, daß er ein Ausländer war, um so weniger da er einen unklugen Hohn gegen seine nunmehrigen Landsleute zur Schau trug und jede Gelegenheit zu beißenden Bemerkungen über die boeotischen Gesinnungen der Darmstädter benutzte. Darmstadt war ihm ein Land der Dämmerung und des Schlendrians, die Bevölkerung insgesammt „ein Eselsgeschlecht für das er zuviel arbeite, Menschen von einer petrificirten Denkungsart und eisernem Hartsinn, schadenfroh, faul, eigennützig." Als der Fürst einst darauf bestand, nur Landeskinder in seinen Dienst zu ziehen, rescribirte Moser: „Fiat voluntas Domini, ich werde künftig keine Fremde, nur Landeskinder vorschlagen, ut a bove majore discat arare minor." Und selbst die beiläufigsten Veranlassungen durften nicht vorübergehen, ohne daß er einen Fußtritt austheilte. Einen prächtigen Beitrag zu seiner Charakteristik nach dieser Seite hin entnehmen wir einem Decret, dessen Gegenstand recht gut in zwei Zeilen erledigt werden konnte. Merck hatte ihm einst einen jungen, talentvollen Kupferstecher für eine Staatsunterstützung empfohlen, darauf erfolgte nachstehender Bescheid:



„Anliegender Antrag des fürstlichen Kriegsrath Merck wegen des vater- mutter- und hülflosen jungen Zentner verdient wie Alles, was ein Virtuose schreibt, ganz gelesen zu werden. Ich habe den jungen Menschen nicht gesehen, überrede mich aber, daß Herr Merck einem Bier- und Kartoffelgesicht nicht das Wort reden wird, von welchen, ohne Pension an sie zu wenden, das Land ohnehin fruchtbar genug ist, und die auch ohne landesherrliche Unterstützung in dem väterlichen Boden herrlich wachsen und gedeihen. Man wirft des Jahres buchstäblich so viel Geld weg, daß ich bei der Sache keinen Anstand hätte, so daß diese 12 Louis'dor auf den Baufond mit assignirt würden, wo es auf 30,000 fl. keine große Differenz machen würde. Loco instructionis aber müßte dem jungen Menschen auf den Weg gegeben werden: Geh! Komm Dein Lebtag nicht wieder! Denn um Visitenbillets in Kupfer zu stechen, verdiente freilich keiner Versendung nach Paris, und was mehr als dieses wird ein Künstler in dem nächsten halben Saeculo hier zu thun haben?" Da haben wir den Mann, wie er den Darmstädtern tagtäglich sich geben mochte und wie er sie reizte und herausforderte. Er war im Stande, Rechtsanwalte, die sich zu Beschwerden gegen seine Maßregeln gebrauchen ließen, oder Deputationen, die unliebsame Anliegen hatten, ohne Weiteres mit Soldaten auf die Wache oder aus der Stadt führen zu lassen. Vor Allem hatte er es mit den Beamten verdorben; er sagt es selbst, „daß die geheimen Räthe ihn tausendmal lieber in den Melibocus eingemauert als in ihrer Mitte sähen, daß, wenn sie in tausend Sachen, wo ihnen vorgearbeitet war, einer Meinung mit ihm waren, sie allemal in geschlossenen Reihen und Gliedern zusammenhielten, sobald es Familieninteressen betraf oder einem bösen Beamten oder liederlichen Advocaten im Mindesten Ernst gezeigt werden sollte." Merck, als geborener Darmstädter, als höherer Beamter, als Mann von Ruf und Einfluß, war ganz besonders dazu geeignet den gegen Moser gerichteten oppositionellen Bestrebungen einen Mittelpunkt zu geben. Seine Aufzeichnungen über den Minister sind allerdings erst nach dem Rücktritt desselben entstanden, aber schon frühere Briefe beweisen hinlänglich, wie sehr er bereits in den ersten Jahren gegen Moser eingenommen war. Neben Merck stand als erbitterter Feind des Ministers der Geheimrath Andreas Peter Hesse, der erste nach Moser im Lande und späterhin sein Nachfolger, ein Mann, dessen der Herzog Karl August und Göthe öfters freundlich gedenken. Er hat nachmals, da Moser bereits gestürzt war, mit allen Kräften darauf hingearbeitet ihn völlig zu verderben. Er, wie die Andern aus dem Merck'schen Kreise waren an und für sich gewiß keine schlechten Männer; einzelne darunter mochten Moser sogar persönlich nahe stehen, so Wenck,

der von ihm als Historiograph des hessischen Hauses angestellt war. Daß sie aber zu der Opposition schwiegen und auch nachmals kein Wort für Moser hatten, als in der ungerechtesten Weise gegen ihn verfahren wurde, hat seinen Grund darin, daß sie wie die meisten denkenden Menschen dieser Zeit sich spröde und abweisend gegen das Leben im Staate verhielten, daß sie nichts begehrten als ungestörte Ruhe für ihre literarischen Freuden, daß sie endlich, nachdem Moser einmal von der allerhöchsten Ungnade betroffen war, doch nicht den Muth hatten und in ihrer Denkungsweise auch keinen Grund fanden sich jetzt noch für ihn zu erklären. Durch Merck's Mittheilungen wurden schon die Urtheile der Zeitgenossen über Moser mannichfach entstellt. Hervorragende Männer, die in manchen Bestrebungen ihm geistesverwandt waren, aber mit Merck in näherer Verbindung standen, ließen durch diesen sich einnehmen, urtheilten geringschätzig über Moser und freuten sich seines Sturzes. Dahin gehört vor Allem der Herzog Karl August von Weimar, der sich in einzelnen Briefen an Merck fast noch verächtlicher als dieser selbst über Moser ausspricht. Er hatte ihn bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Louise von Darmstadt kennen gelernt. Das etwas suffisante und hochfahrende Benehmen des Ministers mochte dem Herzog mißfallen haben. Denn sein Urtheil, so schroff es lautet, deutet doch mehr darauf hin, daß Moser ihm persönlich unangenehm war, und daß er durch ein solches Gefühl und namentlich durch den Einfluß Merck's erst nachträglich dazu kam den ganzen Mann für sittlich unzuverlässig zu halten. Uebrigens liebte auch Moser den Herzog nicht; er äußerte einst, Karl August sei der letzte Fürst, dem er dienen möchte. Eine ähnliche Abneigung gegen Moser finden wir bei dem wackeren Johann Georg Schlosser und auch Claudius scheint nicht frei davon zu sein. Anders war es mit Göthe, der sich nie dahin bringen ließ sein günstiges Urtheil über einen Mann, dessen Schriften und Handlungen schon in seiner Jugend bedeutend auf ihn gewirkt hatten, jetzt nach der erbitterten Auffassung seines Freundes Merck umzugestalten. Auch nach dem Sturze des Ministers, als namentlich der Herzog unbarmherzig den Stab über den „Lumpen" brach, blieb er vorsichtig und zurückhaltend und hat Moser stets eine auszeichnende Erinnerung bewahrt. Gleichwohl giebt das Merck'sche Elaborat doch manches Thatsächliche, das sich für eine Schilderung der Moser'schen Wirksamkeit in Darmstadt sehr wohl verwenden läßt. Und als ein Ausdruck der Stimmung des hessischen Beamtenthums ist es nicht ohne Wichtigkeit. Daß wir die Mittheilungen nicht überall widerlegen können, verpflichtet uns nicht sie schlechtweg zu glauben. Wir dürfen nicht vergessen, daß Merck seine Skizze nie veröffentlicht, sie also der Kritik Moser's oder

seiner Freunde niemals dargeboten hat. Erst in unseren Tagen ist die Veröffentlichung erfolgt. In Wagner's Briefen aus dem Freundeskreise Göthe's (1847) finden sich auch Auszüge der gegen Moser gerichteten Klagschrift, die Wagner in einer handschriftlichen Copie eingesehen hat.

Insbesondere bei dem, was Merck über das Verhältniß Moser's zur Landgräfin mittheilt, fehlt jeder Aufschluß von anderer Seite. Moser hatte bei der Regulirung der Schulden auch die Privatschulden der Landgräfin bezahlt. Für diese Dienstleistung dachte er auf das unbegrenzte Vertrauen der Fürstin rechnen zu dürfen. Nun fügte es sich, daß im Jahre 1772 der kleine darmstädter Hof durch einen Antrag der Kaiserin Katharina II. in gewaltige Aufregung versetzt wurde. Die Kaiserin wünschte den Großfürsten Thronfolger Paul, den nachherigen Kaiser, mit einer Tochter der Landgräfin zu vermählen. Auch König Friedrich interessirte sich für ein Project, das dem Hause seiner Freundin neuen Glanz verleihen konnte. Katharina stellte an die kleine deutsche Fürstin das unzarte Verlangen ihre drei Töchter am Hofe zu St. Petersburg vorzustellen, ohne daß der Großfürst und die Kaiserin dadurch zu einer bestimmten Wahl verpflichtet werden sollten. Es kam der Landgräfin hart an auf diese, wenn auch mit äußerster Delicatesse eingekleidete Forderung einzugehen; auch war sie zu arm, um eine so weite Reise in standesgemäßer Art unternehmen zu können. Indeß siegte die Erwägung, daß es sich um das Glück einer Tochter handele; dem anderen Bedenken half die Kaiserin durch einen Wechsel von 80,000 fl. ab. So trat sie in der Begleitung Merck's und Schrautenbach's die Reise an. Moser war zu den Verhandlungen nicht hinzugezogen und fühlte sich durch eine solche Zurücksetzung bitter gekränkt. Eben deshalb soll er dem ganzen Vorhaben entgegengearbeitet und besonders die bevorstehende Religionsveränderung der Prinzessin benutzt haben, um die sehr devote Mutter der Landgräfin, die Herzogin von Zweibrücken, in ihrem Gewissen zu ängstigen. Ist diese Thatsache richtig, so läßt sie sich sehr gut aus seiner strengen Auffassung der religiösen Dinge erklären. Auch galt bei den damaligen deutschen Höfen der Uebertritt zur griechischen Kirche keineswegs als eine leichte Sache. Eine Prinzessin von Gotha, die ebenfalls in Vorschlag gewesen war, hatte aus jenem Grunde erklärt lieber sterben zu wollen, als dem Großfürsten ihre Hand zu geben. Moser — berichtet Merck nun weiter — wußte es dennoch durchzusetzen, daß er von dem Landgrafen als bevollmächtigter Minister nach Petersburg gesandt wurde, er habe dem Fürsten allerhand Vorspiegelungen gemacht von Vortheilen, die der Krone Darmstadt durch Anknüpfungen mit dem Petersburger Cabinet erwachsen könnten; ihm wäre besonders daran gelegen gewesen, einmal an einem großen Hofe zu figuriren.

Hiergegen ist zu bemerken, daß es sich um die Ausfertigung einer Urkunde handelte, in der das junge großfürstliche Paar auf die Succession in den hessischen Landen feierlichst verzichtete. Es war das ohne Frage eine nichtssagende Formalität, aber wenn sie einmal in großem Stil in Scene gesetzt werden sollte, so war der hessische Minister dazu eben so nöthig als von Seiten des russischen Hofes der Graf Panin. Moser's Auftreten in Petersburg giebt dem boshaften Merck Veranlassung zu bitterem Spott. Er macht sich lustig über seine übertriebene Devotion, die jeden russischen Großen votre altesse titulirte, über sein kümmerliches Französisch, über die Pedanterie, mit der er den russischen Hofleuten interessante Aufschlüsse über deutsche Reichsangelegenheiten gab, die Niemand zu wissen begehrte. Mit unverkennbarer Liebhaberei hat Merck das steife, ungelenke Wesen seines Gegners auf dem Parquet des Petersburger Hofes ausgemalt. Und nicht minder hämisch lautet es, daß Moser bei dieser Gelegenheit einem Grafen Wittgenstein zu seiner Apanage verholfen und sich dabei eine stattliche Provision abgezogen habe. Seine eigentlichen Negociationen für den Landgrafen sollen ohne Erfolg geblieben sein. Worin sie bestanden, weiß Merck nicht zu sagen und sonstige Nachrichten über diesen Punkt fehlen durchaus. Aber Merck berichtet noch weiter, wie Moser über diesen üblen Ausgang die Landgräfin bei ihrem Gemahl verantwortlich gemacht und wie dieser deshalb Moser habe cassiren wollen. Das sei von der Fürstin indeß hintertrieben und auch der Brief sei von ihr unterdrückt, in welchem sie Moser über ein solches Benehmen zur Rede stellen wollte. Sie starb kurze Zeit nach der russischen Reise im Jahre 1774. In ihrem Testamente habe sie Moser's gedacht als eines Verräthers, als des einzigen Menschen, den sie als ihren Feind erprobt hätte. Selbst nach ihrem Tode soll Moser hämische Angriffe auf ihren Charakter gehäuft, ihr Andenken herabgezogen und ihre Freunde nach Möglichkeit geplagt haben. — So weit Merck über diese Dinge. Obwohl wir seinen Bericht nicht geradezu für erfunden halten können, so ist es doch sicher, daß er starke Entstellungen der Wahrheit enthält. Was zunächst das Testament der Landgräfin betrifft, so lesen wir in einem Auszuge, den Bopp, der Biograph der großen Landgräfin (Raumer's historisches Taschenbuch 1853), giebt: „Ich verzeihe meinen Feinden, wenn ich solche haben sollte und meinen Verräthern.“ Moser ist also hier nicht namentlich aufgeführt, und daß er unter die Verräther zu rechnen sei, erscheint — wenn nicht eine andere bestimmtere Stelle vorhanden ist — als eine Combination, die Merck oder der Verfasser der Klageschrift willkürlich gemacht hat. Dann aber ist es ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß unter den letztwilligen Schriftstücken der Landgräfin eines, der Abschiedsbrief an ihren Gemahl, eine



nachgewiesene Fälschung gewesen ist. Und endlich, derselbe Mann, den der Fürst wegen eines Angriffs auf seine Gemahlin cassiren wollte, den diese als Verräther brandmarkte, ist noch volle sechs Jahre im Dienst geblieben, geehrt durch das Vertrauen des Landgrafen, überhäuft mit Orden und Geschenken, beinah unumschränkter Herr des Landes, und nachmals von dem Sohn jener Fürstin gerettet und entschädigt für die ungerechten Angriffe, die er erlitten. Und Moser selbst bewahrte noch mehr als zweihundert eigenhändige Briefe und Billets „als köstliche Denkmale der großen Frau und wahren Mutter ihres Hauses." Er bringt im ersten Bande seines „patriotischen Archivs" den Brief und ein Bild der Urne, wodurch König Friedrich das Andenken seiner Freundin ehrte. Da darf man wohl Merck's Beschuldigungen für starke Entstellungen der Wahrheit halten. Welcher wirkliche Thatbestand zu Grunde lag, wird sich ohne Hinzunahme der im Archiv begrabenen Briefe der Landgräfin nicht enträthseln lassen. Mag Moser sich zeitweilig mit seiner Fürstin überworfen haben, wie das bei seinem leidenschaftlichen und eigenwilligen Charakter recht gut möglich ist — verrathen hat er sie nicht. Zu Merck's Ehre aber wollen wir annehmen, daß der unvollendete und nicht veröffentlichte Bericht nicht der endgültige Ausdruck seiner Ansichten über Moser war.

Es ist gegen Moser noch, wenn auch nur verhüllt, der Vorwurf ausgesprochen, er habe sich auf Kosten des Landes bereichert. Allerdings liebte er es, in seinen Lebensgewohnheiten den vornehmen hochgestellten Mann herauszukehren. Ein gewisses „Schönleben" hielt er seiner Stellung für angemessen. Sein Hauswesen in Darmstadt war auf großem Fuße eingerichtet: kostbare Gemälde, eine umfangreiche Bibliothek, prächtige Gärten und Landsitze gehörten zu seinen Liebhabereien. Die guten Darmstädter schüttelten bedenklich den Kopf über solche Verschwendung, bei der es nimmermehr mit Rechten zugehen könne. Merck findet zwar, daß an den Gemälden die Rahmen das Kostbarste seien, aber die Gartenanlagen läßt auch er gelten und gedenkt ihrer mit Bewunderung. Ein guter Haushalter war Moser nicht; er wirthschaftete mit dem Gelde ziemlich leichtsinnig, und als er Haus und Garten eingerichtet, mochte an baarem Bestande nicht viel mehr übrig bleiben. So lange er Minister war, konnte es freilich nicht fehlen; er erhielt 7000 fl. Gehalt und ward mitunter von Seiten fremder Höfe reich beschenkt. Karl August nannte ihn einen „goldenen Dosen- und Geldfresser." Seine Familie, namentlich der alte Vater, sahen mit Erstaunen auf solche Lebensweise. Sie waren erschreckt, als der Minister für ein väterliches Geschenk von einigen Tausend Gulden, das ihm einst gleich jedem anderen Kinde gemacht war, nur einen flüchtigen Dank hatte, und daß er ganz unbefangen meinte, das

Geld sei gerade recht gekommen, um die Ausschmückung eines Gartenhäuschens zu vollenden. Sein geselliger Verkehr in Darmstadt kann nicht besonders ausgedehnt und angenehm gewesen sein, denn gerade dem bedeutendsten Kreise der Stadt, der sich um Merck versammelte, mußte er fern bleiben. Einen Rückhalt unter den höheren Beamten hatte er durch seinen Bruder Gottfried, der durch ihn als Kammerpräsident angestellt war, nachdem er früher den Posten eines Oberjägermeisters bekleidet. Außerdem kam Moser durch seine zweite Vermählung in nähere Verbindung mit dem hessischen Hofadel; doch hatte derselbe unter dem damaligen Landgrafen wenig zu bedeuten.

Die näheren Veranlassungen, welche den Rücktritt Moser's herbeiführten, sind uns nicht bekannt. Jedenfalls war in den letzten Jahren das Vertrauen des Landgrafen durch unaufhörliche Einflüsterungen erschüttert. Es kam vor, daß ohne Moser's Mitwirkung und selbst gegen seinen Rath Beschlüsse gefaßt wurden. Es waren vornehmlich drei Cabinetsbefehle, gegen deren Ausführung er sich energisch sträubte, während der Landgraf alle Vorstellungen dagegen verboten hatte. Die Angelegenheiten der damals noch bestehenden Landcommission scheinen ebenfalls in die Katastrophe hineingespielt zu haben. Ferner handelte es sich um die Aufhebung des Lottospiels, das damals dem kleineren deutschen Bürger und Bauer unsäglichen Schaden that, zumal die Regierungen, welche durch die Concession stattliche Einkünfte erzielten, hie und da die Unterthanen selbst zum Spielen aufmunterten. Moser hatte unter mannichfachem Widerstande beim Landgrafen ein Aufhebungsdecret erwirkt, und schon war die Publication desselben beschlossen, da gelang es einem seiner Feinde dem Fürsten begreiflich zu machen, daß sich für den jährlichen Ertrag des Lotto sehr gut noch ein neues Regiment errichten lasse. Einer solchen Vorstellung konnte der Soldatenfreund nicht widerstehen; das Aufhebungsdecret wurde unterdrückt. Das wiederholte Andringen des Ministers, sein leidenschaftliches und vielleicht auch schroffes Auftreten reizte endlich den Fürsten; ein Prinz des Hauses und einige „Cabinetsteufel" schürten die Erbitterung. Moser fand, daß es Zeit sei seinen Abschied zu nehmen, den er am 9. Juni 1780 nach einigem Zögern erhielt. „Ich habe den Herrn zu meinem Minister ernannt," schrieb ihm der Landgraf, „aber noch niemalen die geringste Versuchung gehabt, mir in meinen alten Tagen in seiner Person einen Hofmeister zu setzen. So lange ich lebe, will ich Herr bleiben und meinen Willen und Entschließungen nicht in das Wollen oder Nichtwollen meiner Diener gefangen nehmen, und wenn der Herr nicht Fähigkeit genug in sich verspürt, Befehle von seinem Herrn anzunehmen und zu gehorchen, so finde ich, daß wir beide uns nicht



zusammen schicken, sondern daß eine Trennung ohnumgänglich nothwendig ist."

Daß es so kam, war nicht ohne Moser's Schuld. Allerdings beseelte ihn ein durchaus ehrenwerthes und auf hohe Ziele gerichtetes Streben, er setzte eine tüchtige und rastlose Kraft dafür ein, er besaß einen genialen Scharfblick und glänzende Gewandtheit. Aber seine gewaltige Leidenschaftlichkeit riß ihn zu manchem übereilten Entschluß hin und sie ward durch die Gewöhnung an eine fast ungemessene Gewalt nicht gemildert. Sein Charakter war nicht genug in sich abgeschlossen und gefestigt, um seine Handlungsweise stets innerhalb sicherer und durch gerechte Erwägung der Verhältnisse begrenzter Bahnen zu halten. Er kam zu einer Ueberschätzung seiner selbst. Wohl durfte er mit Recht sich über die große Menge der Zeitgenossen erhaben glauben. Er, als einer der Ersten, hatte den Blick der Mitwelt auf die zahllosen Gebrechen, auf die tiefe Fäulniß des deutschen Staatslebens gelenkt; er hatte kühner als irgend ein Anderer zu den Machthabern geredet und ihnen Respect vor der Menschenwürde abgetrotzt. Seine scharfe Beobachtung des Treibens der Cabinette und Regierungen, sein Ekel über diese unsauberen, windigen und jammervollen Menschen und Dinge konnte ihn leicht zu einer übertriebenen Würdigung seiner eigenen Anschauungen, Gaben und Pläne führen. So fühlte er sich als großer Mann und wünschte, daß er Fürst geworden wäre. „In dem Leben eines großen Mannes," schreibt er, „kommen Augenblicke vor, wo er sich selbst als König und Fürst fühlt, wo sich die erweiterte Seele in dem Schwung von Begeisterung all das Gute, Schöne, Große, Vortreffliche selbst vorsagt, was er thun würde, wenn er Fürst oder König wäre. Wollen Sie da einem Manne, der in dem Gefühl seiner Würde handelt, verdenken, wenn der Gedanke an ihm vorbei streicht: Ja ich bin's! O, wenn ich es ganz wäre" (Necker S. 332). Es ist tiefe und wahre Erregung für das Glück und die Würde der Menschen, so ehrlich und innig empfunden wie es nur in jener Zeit der wiedergeborenen Humanität geschehen konnte, es ist die heiße Aufwallung gegen alle an der Menschheit begangenen Frevel und die verzehrende Sehnsucht hier zu helfen, die ihn so sprechen läßt. Aber dieses leidenschaftliche Empfinden nahm ihm die Geduld und jene unzerstörbare, hohe Ruhe, durch welche allein die geistige Ueberlegenheit zur begründenden und umgestaltenden That werden kann. Manche Aeußerlichkeiten, Uebereilungen und Mißgriffe boten seinen Feinden die willkommensten Handhaben, ihn zu verdächtigen. Und nicht blos sein Charakter, auch seine Theorie machte sein Wirken in hohem Grade einseitig. An die Persönlichkeiten der einzelnen Menschen glaubte er Alles gebunden, sie allein machte er verant-

wortlich. Die zähe Kraft der Ueberlieferung hat er schmerzlich genug empfunden, aber er hat sie bei seinen Plänen nie gehörig in Rechnung gesetzt. Er wollte sich stets mit den Einzelnen benehmen; er erfaßte Alles als persönliche Frage. So konnte er seinen Beamten freundlich und gütig entgegentreten, aber noch viel öfter mit der bittersten Derbheit, schroff, hart bis zur Ungerechtigkeit. Er vergaß, daß sich aus der geschäftlichen und sittlichen Tüchtigkeit der Beamten allein kein Staatswesen erbauen läßt. Nie hat er dabei ohne das Bewußtsein redlichen Wollens gehandelt, aber die Menschen mußte er sich oft genug entfremden. Das wahrste Wort über Moser hat sein guter Freund Hamann, der Magus im Norden, geredet: „Man käme vielleicht weiter, die Wahrheit zu thun, ohne sie zu sagen; denn es hat mich immer gedünkt, daß unser redlicher Freund im Letzteren zu weit gegangen und im Ersteren zu kurz geschossen." Schwerlich aber wird man ihm „kalte, berechnende Bosheit, systematischen Betrug," wie ihm Merck andichtet, vorwerfen dürfen. Möglich daß auch der kleinstaatliche Zuschnitt des Darmstädter Lebens für seine Bestrebungen nicht geeignet war. Die geschlossene Phalanx eines durch verwandtschaftliche und andere Beziehungen unter sich fest verbundenen Beamtenthums bot ihm Schritt für Schritt einen Widerstand, der sich wohl beugen ließ, aber sich immer zäh wieder aufrichtete. Moser selbst war nicht ohne Bewußtsein der von ihm begangenen Fehler. In einem Briefe, den er kurz nach seinem Rücktritt an einen Freund richtet, heißt es: „Ich wandte einen namhaften Theil dieser Zeit dazu an, mein ganzes Leben die Musterung passiren zu lassen, jeden wichtigen Absatz desselben vor mir vorübergehen zu machen und mit richterlicher Redlich- und Unparteilichkeit mich selbst zu prüfen. O! was sieht und findt man da an sich, was man nie zu sehen und zu finden geglaubt. Bei allem Bewußtsein der redlichsten Absichten, der wohlthätigsten Bemüh- und reinsten uneigennützigsten Bestrebungen, wie unvollkommen und befleckt stellen sich manche der schönsten und gezeichnetsten Handlungen im Lichte dessen dar, der Herzen und Nieren prüft? Wie viel muß man von dem Capital eigener Verdienste rabattiren? Welche Wahrheiten, bitter und grob, aber Wahrheiten muß man sich von Feinden, Neidern, Tadlern sagen lassen, die man sich aus Gefälligkeit und Eigenliebe selbst verschwiegen? und wie bilancirts sich in diesem Gericht selbstadministrirter Gerechtigkeit zuletzt so, daß man gern wieder als Musketier zu dienen sich entschließen könnte, nachdem man vorhin Feldherr sein zu können vermeint hat. Welche Beichten und Bekenntnisse hätte ich hierinnen aus diesen meinen neuesten Erfahrungen abzulegen? aber nur Wenige würden sie richtig beurtheilen, die Meisten sie mißdeuten und mißbrauchen." Und zum Schluß sagt er dann in stolzer

Bescheidenheit: „Bei stillerer Ueberdenkung finde ich Gottes Weisheit und Erbarmung über seine Menschen darin, daß sich immer noch gute Menschen, starke edle Seelen finden, die, nicht aus bloßem Ehrgeiz und Tagelöhnersnoth, aus warmem Herzen sich hingeben, Zeit, Kräfte, Leben dran wenden, um einen Staat, König, Fürsten, Land, Stadt, aus dem Elende und Verwirrung herauszureißen, gegen den Strom zu schwimmen, zu ringen, bis sie es andern abgewonnen und durchgesetzt haben, mit der täglichen Erwartung, daß eben die, welche sie gerettet, ihnen nach gelöschtem Brand den Feuereimer auf den Kopf entzweischlagen, der König oder Fürst aber auf das neu geschenkte Leben wieder losstürmt und sie selbst alle die Menschengesichter schon um sich sehen, die nur ihren Fall oder Tod erwarten, um es wieder so arg machen zu können, als es vorhin war — und dann finde ich Heldengeduld größer, herrlicher und siegender als Heldenmuth, der nur immer thun und nie dulden und warten will und schäme mich, daß ich in jener Tugend so weit zurückgeblieben bin." -- Das ist ein offenes, wackeres Bekenntniß, eingehüllt freilich in das ebenso leicht herauszufühlende Bewußsein seiner nicht geringen Verdienste.

VI.

Moser's Rücktritt kam doch den Meisten unerwartet, man wußte nicht recht, was davon zu halten sei. Herzog Karl August schrieb damals an Merck: „Nicht ein Fünkchen, nicht ein Laut kam aus Darmstadt, und heute auf einmal der entsetzliche Donnerknall von Moser's — nun wie soll man es eigentlich nennen? War's Heroismus, über Alles gehende Rechtschaffenheit und Ehrliebe, Verachtung des eitlen Weltenruhms, Devotion und Frömmigkeit, Neigung, unwiderstehlicher Trieb zum einfachen Leben oder eine bloße Uebertölpelung und ein salva venia dummer Streich. Sehr, muß ich sagen, hat's mich gewundert, und ein ganz unverzeihbar Versehen kommt's mir vor von Meister Moser." Auch Göthe fand es äußerst verwunderlich, daß Moser eine so vortheilhafte Stellung aufgebe. Die gelegentlichen Collisionen mit dem Landgrafen galten nach damaligen Anschauungen nicht entfernt als ein Grund zum Rücktritt. In der That kam auch wohl hinzu, daß Moser nach acht Jahren einer unerfreulichen Wirksamkeit, als ein dem Greisenalter nicht mehr fern stehender Mann, sich nach Ruhe, nach wissenschaftlicher Muße sehnte. Die Zeit in Darmstadt war hingegangen, ohne daß er zu einer bedeutenderen Arbeit gekommen wäre, und Arbeit war doch sein „Element und Erbstück." Aber Ruhe sollte ihm nicht werden; es hebt jetzt die unglücklichste Zeit seines Lebens an. Wohl darf man sagen, wenn Moser als Minister nach manchen Seiten hin gesündigt hatte — in dem Jahrzehnt, an dessen

Anfang er nun stand, hat er schwerere Buße leisten müssen, als er verdiente.

Nachdem er seinen Abschied genommen, zog er sich nach Zwingenberg, seinem kleinen Gut an der Bergstraße zurück. Ruhigen Muthes blieb er im Lande des Landgrafen; er ahnte nicht im Entferntesten die Möglichkeit, daß man ihm aus seiner amtlichen Thätigkeit ein Verbrechen machen könnte. Und ebenso wenig dachte der Landgraf daran. Unmittelbar nach dem Rücktritt seines Ministers hatte er eine genaue Untersuchung der ganzen Finanzlage des Landes angeordnet, vornehmlich um das Geheimrathscollegium mit diesen Dingen, die bisher von Moser allein versehen waren, bekannt zu machen. Er fühlte sich ihm noch immer zu lebhaftestem Dank verpflichtet und hatte ausdrücklich in seinem Decret hervorgehoben, jene Untersuchung solle durchaus nicht den Schein einer Inquisition gegen Moser haben, „dem der unsterbliche Ruhm gebühre, ihn aus Labyrinthen gezogen zu haben, aus denen die anderen Herren ihn nicht hatten ziehen können;" man solle bei der ganzen Untersuchung mit Liebe und Freundschaft zu Werke gehen und nöthigenfalls in höflichster und rücksichtsvollster Form Moser zu Erläuterungen auffordern. Man sieht aus den nachdrücklichen Worten des Erlasses, was der Landgraf seinen Geheimräthen Moser gegenüber zutraute. Er empfand auch bald, was ihm Moser gerade in der Finanzverwaltung werth gewesen war. Die Herren wußten mit dem Etat nicht fertig zu werden; es ertönte bald der Nothruf: „in fürstlicher Finanzkasse fehlt es an allen Ecken." Nicht einen einfachen Steuererlaß, den der Landgraf bei einer adligen Familie verfügt, konnte man ertragen. Da schrieb ihnen der Fürst: „Ich kann nicht bergen, daß zu Zeiten des gewesenen Präsidenten von Moser niemalen in dergleichen Fällen so heißhungrig geschrieen, er hat immer Mittel und Wege zur Aufrechterhaltung des Kammeretats zu finden gewußt, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mich nicht nur aus dem Kothe gezogen, sondern auch während seiner ganzen Dienstzeit mit ängstlichen Klagen wegen der Unzulänglichkeit des Kammeretats mich nie beunruhigt hat, und eben dieses war die Ursache, warum ich den dermaligen Generalkassendirectoren so sehr und oft recommandirt, die Sachen auf dem vom Präsidenten eingeschlagenen Wege fortzuführen." So dachte der Landgraf noch damals, und Moser selbst konnte sich auf eine große Zahl der anerkennendsten Handschreiben aus früherer Zeit berufen. Er war unvorsichtig und stolz genug gewesen, sie dem Landgrafen nach seiner Entlassung zurückzustellen. Bei jener Untersuchung der Kassenbestände war nicht das Mindeste zu Tage getreten, um Moser verantwortlich zu machen. Da erfolgte plötzlich, sechs volle Monate nach seinem Rücktritt, ein völliger

Umschlag in der Ansicht des Landgrafen Ludwig. Er war mit einem Male Moser's unversöhnlichster Gegner geworden; er gab ihn schutzlos den erbitterten Angriffen seiner Feinde Preis und verblieb ohne die geringste Milderung in solchen Gesinnungen bis zu seinem zehn Jahre später erfolgenden Tode. Durch die schärfsten Reizmittel wurde das Gefühl in ihm erweckt, durch Moser in seiner fürstlichen Ehre gekränkt, eine Reihe von Jahren hintergangen zu sein. Dieses Gefühl, keineswegs die Ueberzeugung daß Moser durch seine Regierungsmaßregeln das Land geschädigt habe, riß den Fürsten zu einer so unversöhnlichen und kleinlichen Verfolgung fort. Man wird in der Vermuthung nicht fehl gehen, daß Moser's Feinde dem Landgrafen Wort für Wort und mit dem gehässigsten Commentar jede unvorsichtige Aeußerung über die Person des Fürsten und sein Haus, jede herbe Beurtheilung einer fürstlichen Liebhaberei, jede eigenmächtige Entscheidung vorgetragen haben.

Im October des Jahres 1780 hatte sich Moser mit dem Ersuchen an den Landgrafen gewendet, ihm sein Haus abzukaufen. Auf die harmlose Bitte erfolgte eine Resolution des Geheimenraths, in welcher die schwersten Beschuldigungen auf ihn gehäuft wurden. Er habe während der Zeit seiner durch den eisernen Tritt der Bosheit und Ungerechtigkeit bezeichneten Ministerschaft eine theils durch Willkür, Despotismus, Mißbrauch der ihm vom Fürsten anvertrauten Gewalt und durch Mißhandlung der fürstlichen Dienerschaft und Unterthanen, anderntheils durch die seinem Fürsten in der von ihm bereicherten Sprache eines Heuchlers angebrachten Unwahrheiten und Verleumdungen das Land in rathlose Verwirrung gesetzt. Es war das ein seltsamer Epilog zu den anerkennenden Aeußerungen des Landgrafen wenige Monate vorher. Und alles dieses war verhandelt und ausgefertigt, ohne daß Moser auch nur die leiseste Ahnung davon hatte. Um ihn völlig zu verderben, wurde das Rescript auch den benachbarten Höfen notificirt; er sollte für die deutschen Landesherren unschädlich gemacht werden. Es kam noch schlimmer. Er hatte in zwei Schreiben den Landgrafen um Sicherstellung seiner Ruhe und Ehre gebeten und dabei erklärt, daß er anderfalls die Gerechtigkeit des Kaisers anrufen werde. Darauf wurde ihm, wieder ohne alle Untersuchung, von einer eigenen Commission die allerhöchste Ungnade und Landesverweisung angekündigt, den hessischen Beamten aber aller Umgang, selbst der schriftliche Verkehr mit den beiden Moser — auch der Bruder hatte den Dienst verlassen — auf das Strengste verboten. Moser kam durch die Verbannung in schwere Bedrängniß; baares Vermögen scheint er nicht viel besessen zu haben; seine unbewegliche Habe, Häuser und Landsitze, ließ sich nicht so schnell zu Geld machen. Schon war er ge-

nöthigt, seine Kostbarkeiten, fürstliche Geschenke, Bibliothek, Gemälde ꝛc. zu verkaufen. Wir wissen aus einer Notiz von Göthe, daß Moser ihn um seine Vermittlung bei dem Verkauf der Gemälde gebeten hatte. Mit aufrichtiger Rührung gedenkt er der hülflosen Lage des einst so mächtigen und nun im Mangel alternden Mannes; es war ihm schmerzlich damals nichts für ihn thun zu können. Moser war jetzt genöthigt, sein Gut in Zwingenberg weit unter dem Werthe hinzugeben, um Geld für die Klage und den Proceß bei dem Reichshofrath zu gewinnen. Er ging nach Wien und belangte den Landgrafen wegen verletzter Ehre und um Ersetzung des ihm durch ein so unerhörtes Verfahren zugefügten Schadens. Noch in demselben Jahre ward der Landgraf durch ein rechtskräftiges Urtheil hierzu aufgefordert, seine Einwendungen wegen ungehöriger Gerichtsbarkeit verworfen und ihm aufgegeben, binnen wenigen Monaten dem Gerichte die Paritionsanzeige einzureichen. Zugleich ward ihm freigestellt, Moser's ganze Verwaltung gerichtlich prüfen zu lassen. Der Landgraf verhieß dem Spruch des Gerichts zu gehorchen, statt dessen ernannte er sofort eine Untersuchungscommission gegen Moser, die Alles, was dieser in Darmstadt noch besaß, mit Beschlag belegte. Wiederum beschwerte sich Moser, wiederum gab ihm der Reichshofrath Recht, begehrte kategorisch die Paritionsanzeige auf sein erstes Rescript und befahl bis dahin die Einziehung der Commission und des Vermögensarrestes. So lagen die Dinge im August 1784. Moser, bis in das Innerste getroffen durch die Angriffe auf seinen guten Namen, schwer gebeugt durch eine so gänzliche Umwandlung seiner Lebensgewohnheiten, hatte schon vor dem letzten Erkenntniß des Reichshofraths einen Versuch gemacht, die ganze Angelegenheit niederzuschlagen. Er bot dem Landgrafen die Hand zu einer gütlichen Ausgleichung und leistete Verzicht auf die gerichtliche Beitreibung seiner Entschädigungsansprüche. Hiervon machte er auch dem Reichshofrath Anzeige, indem er u. A. darauf hinwies, daß die dem Landgrafen drohende Execution durch allerhand Rechtsmittel noch lange hingezogen werden könne, und dann doch schließlich eben nur den Unterthanen zur Last falle. Der Landgraf aber blieb unbeweglich. Moser versuchte es mit einem zweiten rührenden Gesuch. „Drei Jahre sind nun vorbei," schrieb er dem Landgrafen, „daß Ew. Hochfürstliche Durchlaucht mich aus meiner stillen Hütte und aus einem Lande in's andere fliehen machen; seit mehr denn Jahr und Tag ist mir sogar mein einziger noch übriger Lebensunterhalt mit gewaltigem Arrest bestrickt, und ich muß von erborgtem Gelde leben; mein Haus, womit ich in meinem geglaubten zweiten Vaterlande mich angekauft, fällt zusammen; meine Gesundheit ist durch die nun in's sechste Jahr dauernden Qualen, Schrecken, Kummer und



unaufhörliche Verleumdungen meines guten Namens ganz und gar zerrüttet, mein Leben ist nur noch steter Wechsel von Gram, Schmerz und Leiden." Dieser Brief kam uneröffnet zurück; Moser's Bruder, der um den Landgrafen persönlich zu sprechen eine weite Reise gemacht hatte, ward wie ein Bettler abgewiesen; der einzige Bescheid des Landgrafen lautete: wo er Moser träfe, würde er ihn niederschießen. Inzwischen hatte die Untersuchungscommission, die in Gießen zusammengetreten war, ihre Arbeiten fortgesetzt. Moser, in Hinweis auf die von dem Reichsgericht verfügte Cassation dieses Verfahrens, verweigerte jede Auskunft. Unbeirrt dadurch verfuhr man in contumaciam gegen ihn, erhob den Thatbestand, ohne daß der Angeklagte auch nur ein Wort dazu gesagt hatte, und sandte die Acten an die Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder. Moser's Renunciation auf die Klage in Wien, seine Weigerung sich der Commission zu stellen, gab den Gegnern willkommenen Anlaß zu den niedrigsten Verdächtigungen. Man faßte jenen Verzicht so auf, als habe er sich vor dem späteren richterlichen Verfahren retten wollen; auch wurden lügenhafte Gerüchte über Veruntreuungen ausgesprengt. Der Fiscus forderte von ihm nicht weniger als 98,920 fl., um die er das Land betrogen haben sollte, und doch hatte in jener ersten Untersuchung, zu welcher der Landgraf seine Räthe auf Ehre und Gewissen verpflichtet, die Rechnung auf das Beste gestimmt. Inzwischen dauerte die Beschlagnahme seines Vermögens fort; auch der Kaufschilling für sein Haus in Darmstadt, das er mit Schaden losgeschlagen, blieb ihm jetzt vorenthalten. So blieb ihm nichts übrig als abermals die Reichsgerichte anzurufen. Auch jetzt waren seine Bemühungen in Wien von gutem Erfolge. Der Reichshofrath cassirte das ganze Contumacialverfahren, verlangte die Aufhebung des Vermögensarrestes und stellte dem Landgrafen anheim, eine neue unparteiische Commission zusammenzuberufen, vor welcher Moser sich stellen solle, nachdem ihm von Seiten Darmstadts alle aus seiner Amtszeit herrührenden Beweisstücke nebst den zurückgestellten fürstlichen Handschreiben wiedergegeben wären. Der Landgraf, bei dem Moser von Neuem einen erfolglosen Versöhnungsversuch gemacht hatte, reichte nunmehr eine Paritionsanzeige auf das letzte kaiserliche Rescript ein. Aber er leistete nur scheinbaren Gehorsam. Eine neue Commission trat zusammen, ohne die kaiserliche Bestätigung abzuwarten, und machte sich sofort wieder an die Arbeit, indem sie den momentan aufgehobenen Vermögensarrest erneuerte. So weit war man zu Beginn des Jahres 1788 gediehen. Moser, der im Wege Rechtens nicht einen Schritt weiter gekommen war, entschloß sich nochmals zur Fügsamkeit. Er erklärte sich bereit, den Spruch der Frankfurter Facultät anzuerkennen. Dieses Urtheil, das Moser erst

jetzt erfuhr, lautete auf sechs Jahre Festungsarrest und Wiedererstattung von etwa 23,000 fl., über die er eigenmächtig verfügt haben sollte. Am 20. Februar 1788 erklärte Moser, daß er diesen Spruch über sich ergehen lassen wolle, „falls der Landgraf es auf sein Gewissen und dereinstige Verantwortung vor Gott nehmen wollte.“ „Die einzige Wohlthat,“ so schloß sein Brief, „die ich mir als eine Gnade von des Herrn Landgrafen Hochfürstlicher Durchlaucht unterthänigst erbitte, ist die Erlaubniß, daß mich meine rechtschaffene Gattin und unsere zwo treuen Domestiquen in den Arrest begleiten und uns bei unserer durch die bisherigen Qualen ganz zerrütteten Gesundheit bedienen und pflegen dürfen, ingleichen daß mir unter Auf- und Einsicht des Commandanten gestattet werde, mich mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen, um Ihro Durchlaucht nicht mit meiner Verköstigung zur Last zu fallen und diesen letzten Bissen Thränenbrod noch selbst verdienen zu können, ohne vor meine Wittwe neue fiscalische Rechnungen nach meinem Tode befürchten zu müssen.“ In der That schickte der nunmehr fünfundsechszigjährige und schwer leidende Mann sich an, den Gang auf die Festung zu thun. Da trat wieder ein Ereigniß ein, das ihn veranlaßte sich seiner selbst gewählten Buße zu entheben. Sein Anerbieten blieb ohne Erwiderung; statt dessen erschien in der Darmstädtischen Landeszeitung der Wortlaut des längst durch den Kaiser cassirten Frankfurter Urtheils, sammt einigen Erläuterungen, in denen Moser offen als überwiesener Missethäter dargestellt wurde. Der betreffende Artikel wurde noch besonders abgedruckt, und selbst in Regensburg an die Comitialgesandten vertheilt. Auch ließ man es sich etwas kosten, um andere Zeitungen zu Angriffen auf Moser zu veranlassen. Das Rechtsgutachten der Frankfurter Facultät, das auf einem durchaus einseitig erhobenen Thatbestand beruhte, giebt den besten Beitrag zu einer Würdigung von Moser's Missethaten. Zunächst ward er beschuldigt, daß er sich zu nachtheiligen und verleumderischen Aeußerungen gegen den damaligen Geheimenrath habe hinreißen lassen. Er hatte den Räthen vorgeworfen, daß sie das Land unter kaiserliche Administration zu bringen strebten, dabei war auch die unverzeihliche Aeußerung eingeflossen: „diese Geheimrathsköpfe könnten etwas mehr Fenster in ihren zum Theil sehr massiven Mauern haben, daß sie daran Schuld wären, wenn sich Graf Neipperg mehr herausnehme“ 2c. Auch waren derbe Aeußerungen über Kaiser Josef und den Reichshofrath benutzt. „Noch andere Wehr und Waffen,“ hatte Moser z. B. gesagt, „wären da, um sich gegen den allzu hitzigen Despotismus eines jungen Mannes zu schützen, der nur darauf hinausgehe alle Reichsfürsten unter eine Bank zu stecken.“ „Der Kaiser habe den Plan bei sich gefaßt, die Reichsfürsten mit lauter Justiz zu-

sammenzupeitschen und zu demüthigen" — „er," Moser, „wolle eine Falle machen, in die ein paar Dutzend Reichshofräthe hineingingen." Professor Madihn, der Decan der Frankfurter Facultät, meint mit Bezug auf jene Aeußerungen: „Wer so spricht, sich so rühmt, Andere so heruntersetzt, so vergiebt ein paar Dutzend Reichshofräthe zu übersehen — der inclinirt zum falso und crimini ambitus." Alle jene herben Ausdrücke standen in Briefen, die Moser vor langer Zeit an den Landgrafen geschrieben — jedenfalls zur Zeit des ersten Stadiums der Schuldenregulirung, wo allerdings der kaiserliche Commissar mit den hessischen Räthen ehrlich bestrebt war, das Land allmählich unter kaiserliche Verwaltung zu bringen, wo also Moser, der noch nicht persönlich eingegriffen hatte, Kaiser und Reichshofrath als nächste Behörden des Commissariats für dieses selbst verantwortlich machen durfte. Damals konnte er nicht wissen, daß der Kaiser nachher zu dem von ihm beliebten Auswege die Hand bieten würde, so bald nur erst der Vorschlag gemacht war und die eigenen Beamten des Landes nicht mehr gegen ihren Fürsten arbeiteten. So ward aus dem werthvollsten Dienste, den Moser dem Landgrafen geleistet, ein Fallstrick, um ihn zu verderben. Briefschaften mit etwas leidenschaftlichen aber wohlgemeinten und begründeten Urtheilen über die Lage der Dinge, die zehn Jahre geruht hatten, wurden hervorgesucht. Dazu kamen Majestätsverbrechen d. h. rasch hingeworfene lebhafte Aeußerungen über den Landgrafen und die fürstliche Familie. Da hatte Moser einst in ehrlichem Grimm geklagt, „seinem Herrn wäre nicht eher recht, als bis er wieder in Jammer, Elend und Confusion stecke." Die verweigerte Anerkennung der Wechselschulden des verstorbenen Landgrafen war von ihm als das bezeichnet, was sie war, als eine Schmach und Schande, die das fürstliche Haus mit gerechten Vorwürfen bedecke. Auch der harte Vorwurf falscher Referate und des malum consilium war ihm gemacht worden. Unter ersterem verstand man seine Empfehlung von Männern, die sich nachher nicht als tüchtig erwiesen hatten; daneben waren auch einige Uebereilungen und Mißgriffe angeführt, die er selbst schon vor langer Zeit wieder gut zu machen bemüht gewesen war. Als malum consilium aber rechnete man ihm an, daß er einst behufs der Beschleunigung einer Negociation mit dem kaiserlichen Hof zur Grobheit gerathen hatte. Es fand sich endlich noch eine lange Reihe unüberlegter und starker Ausdrücke, die man mit vieler Mühe aus Briefen, aus den Verhören seiner Secretäre und Diener zusammengelesen hatte. Den Schluß bildeten die Entschädigungen, die der Fiscus in Anspruch nahm. Es waren meist besondere Remunerationen, Gehaltsaufbesserungen, Deputate 2c., die Moser ohne Ermächtigung ertheilt haben sollte. In einem Falle lag auch der Verdacht der Bestech-

lichkeit nahe, aber man hatte mit dem besten Willen nichts nachweisen können, und selbst die Richter beschieden sich, von einem bloßen Verdacht zu reden. Und für alle diese „Missethaten“ war ihm jetzt, viele Jahre nachdem er sie begangen, ein sechsjähriger Festungsarrest zuerkannt. So sollte einer boshaften und kleinlichen Rache Genüge geschehen. In diesem Sinne faßte es auch die öffentliche Meinung in Deutschland auf. Die Frankfurter Facultät mochte immerhin nach den Acten gesprochen haben; eine andere Frage ist, ob die landgräfliche Commission nach Pflicht und Gewissen, mit einer unparteiischen Gerechtigkeitsliebe zu Werke gegangen war. Und das ist schwerlich von jener kleinstaatlichen Büreaukratie anzunehmen, mit der Moser acht Jahre in hellem Kriege gewesen, als deren Opfer er schließlich fallen mußte.

Wie die Dinge jetzt standen, war das Frankfurter Urtheil auch für die Darmstädter ohne Bedeutung, und Moser selbst hatte in Folge jener Veröffentlichung sein Anerbieten, das Urtheil zu dulden, wieder zurückgenommen. Statt dessen erbot er sich der neuen Commission Rede zu stehen, aber nur unter gewissen Bedingungen. Die Untersuchung sollte sich auf seine ganze Ministerialwirksamkeit beziehen und nur in Darmstadt mit Zuziehung aller die Angelegenheit betreffenden Actenstücke, unter Vernehmung auch der fürstlichen Personen geführt werden. Endlich verlangte Moser noch einen vom Landgrafen selbst ausgefertigten Geleitsbrief. Auch jetzt noch machte man in Darmstadt Weitläufigkeiten, und erst nach verschiedenem Hin- und Herschreiben ward beschlossen, die Zulässigkeit jener Bedingungen wieder durch eine Facultät prüfen zu lassen. Dies Mal wurde Kiel gewählt, und am 19. November 1789 kam von dort der Bescheid, daß Moser's Forderungen völlig begründet seien und man ihn aus seinem mit Beschlag belegten Vermögen erhalten müsse. Weiter aber ist der Proceß nicht gediehen. Der im April 1790 erfolgte Tod Ludwig's IX. und der Regierungsantritt seines Nachfolgers brachte wohlwollendere Ansichten zur Geltung. Zwar suchten auch jetzt noch Moser's Feinde den jungen Fürsten, den Sohn der großen Landgräfin, bei den Gesinnungen seines Vaters zu erhalten, aber ihre Bemühungen hatten nur vorübergehenden Erfolg. Moser trat direct mit Ludwig X. — nachmals der erste Großherzog (gest. 1830) — in Verbindung. Indeß trotz der beruhigendsten Zusicherungen zog fast das ganze Jahr 1790 ohne einen Abschluß sich hin. Der Landgraf war durch die fortgesetzten Verdächtigungen wieder mißtrauisch geworden; er wollte das Vermögen Moser's nur unter Bedingungen zurückgeben, die dieser als Mann von Ehre nicht annehmen durfte. Er war in der traurigsten Lage; fast alles Entbehrliche hatte er verkaufen müssen, und dabei lebte er von dem Gelde, das



ihm seine Freunde darliehen. Dennoch wollte er wieder, nun zum dritten Male, von vorn anfangen und die machtlose Reichsjustiz in Anspruch nehmen. Der Rest seiner Habseligkeiten ward geopfert, um das Geld zu einer Reise nach Wien aufzubringen. Noch eine letzte Vorstellung versuchte er beim Landgrafen, nicht mehr mit entgegenkommender Nachgiebigkeit, sondern fest und rauh, wie ein Mann, dem nichts Schlimmeres mehr begegnen konnte. Der junge Landgraf war beschämt und erschüttert, den Freund seiner Mutter, den Retter des Landes als einen armen, abgehetzten und schmerzgebeugten Greis vor sich zu sehen. Am 9. November 1790 erhielt Moser die Nachricht, daß ihm nicht nur sein Vermögen zurückgegeben werden solle, sondern auch eine jährliche Pension von 3000 Fl. für ihn ausgeworfen sei.

VII.

So war er nach zehn stürmischen und leidensvollen Jahren endlich zu einem freundlichen Lebensabend gelangt. Er verließ sofort Mannheim, wohin er sich aus Darmstadt zurückgezogen hatte, und siedelte, einem lang gehegten Wunsche seines Herzens folgend, nach Ludwigsburg in das Würtemberger Vaterland über. Hier lebte er noch 8 Jahre lang ein einsames arbeitsreiches Leben. Es kam noch immer vor, daß man von auswärtigen Höfen seinen Rath begehrte. Mit dem Darmstädter Fürsten blieb er noch jetzt in Verbindung. Sein Haus war kinderlos geblieben; doch stand er mit den Familien seiner Brüder und deren Söhnen in lebendigem und anregendem Verkehr. Moser war der Alte. Beschauliche Ruhe wollte bei ihm nicht einkehren, unermüdlich strebte er auf dem einmal betretenen Wege weiter. Auch die Zeit seines Unglücks ist durch eine nicht geringe Anzahl schriftstellerischer Arbeiten bezeichnet. Sein Sturz hatte ihn nicht ungerecht und verbissen gemacht. Nur beschäftigte er sich jetzt gern mit der Schilderung dessen, was redliche Minister in früherer und späterer Zeit erdulden mußten; und es ist nicht zu verwundern, wenn sich da seine eigenen Erfahrungen hineinmischen. So in seinem „Necker" (1782) und in der Schrift: „Ueber Regenten, Regierung und Minister" (1784). Da heißt es mit leicht erkennbarer Beziehung: „An einem kleinen Hof geht's gleich auf ehrlichen Namen, auf Leben und Tod, sobald man einer Kette von Schurken mißfällt." „Zu dem besten, überlegtesten, wohlthätigsten Plan und Vorschlag eines Ministers ist nicht allemal genug, daß ihn sein Herr fasse und billige; das Nacht-Ministerium muß auch nichts dagegen einzuwenden haben: die Gemahlin, die Mätressen, die Kammerdiener, die Beichtväter." — Für seine Anschauungen über Religion und Staat erfahren wir nichts Neues, weder aus

diesen noch aus den späteren Schriften, unter denen besonders zwölf Bände patriotisches Archiv (1784—1794) sowie „die politischen Wahrheiten“ (1796) hervorzuheben sind. So grimmig Moser auch den Despotismus haßte, in dem Ideal, das er vom Staate hatte, kommt er nicht hinaus über den Absolutismus, der an weise Gesetze sich bindet, von verständigen, edeldenkenden Fürsten ausgeübt wird und vor Allem auf eine wohlwollende, intelligente Bureaukratie sich stützt. Die politische Moral, jene Hineinflechtung des Christenthum in den Staat als Grundlage für die persönliche Tüchtigkeit der Einzelnen, bleibt der Ausgangspunkt aller seiner Ansichten. Sie ist sein „Steckenpferd.“ Auch die französische Revolution, deren volle, blutige Höhe er noch erlebte, änderte nichts in seinen Anschauungen. In voller Schärfe polemisirt er noch 1791 gegen die Rousseau'sche Ansicht von der Volkssouveränetät, von der Entstehung des Staates durch einen Vertrag. Er kennt keine andere Grundlage des Staatsrechts als die bekannte Paulinische Bibelstelle: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott.“ Hiermit kämpfte er namentlich gegen Schlözer, der die Frage von dem göttlichen Ursprung der Majestät für eine nicht mehr in's achtzehnte Jahrhundert gehörige scholastische Grille erklärt hatte. Nach ihm war der Staat eine Erfindung der Menschen, die sie gemacht hätten, wie man andere gemeinnützige Anstalten, z. B. Brandkassen, einrichte. Sie setzten ihre Staatsmaschine bedächtig zusammen und stellten einen Maschinendirector, d. h. einen Souverän an ihre Spitze, dem sie dann gehorsam folgten. Moser dagegen will alle die schweren Leiden, die der Despotismus auf ihn gehäuft, noch einmal ertragen, ehe er sich an dem Glauben von dem göttlichen Recht der Fürsten versündigt. Fast wurde ihm bange bei dem ungeheuren Umsturz, den er jetzt noch erlebte. Er konnte nicht dazu kommen Partei zu ergreifen und fand, daß beide Theile in dem großen Kampf Unrecht hätten. Das Ende sah er nicht ab und er tröstete sich damit, daß er es nicht erleben würde. Aber sein Axiom verfocht er auch jetzt noch beim Zusammensturz des alten Europa. Wohl sah er, daß es aller Orten anders geworden war: Was man vor funfzig Jahren sich kaum in's Ohr sagen durfte, das ward jetzt von den Kanzeln gepredigt; dieselbe Behauptung, die noch vor zehn Jahren als ein Majestätsverbrechen galt, wurde nun auf den Lehrstühlen Deutschlands vertheidigt und selbst von Fürsten anerkannt. Die heiligsten Meinungen der Menschen werden zu überwundenen Vorurtheilen gestempelt. Wie soll das enden? Mögen auch Verirrungen auf den richtigen Weg führen, mag aus dem sich klärenden geistigen Leben der Völker die Macht sich bilden, die den Despotismus in seinen Grundfesten erschüttert und zu



Boden wirft, — diese riesenhafte Bewegung droht nicht nur den Herrn des Hauses, sondern das Haus selbst zu vernichten. Nur dann wird die geistige Strömung in dem rechten Bette bleiben, wenn sie der Abhängigkeit des Geschöpfs vom Schöpfer gedenkt, wenn sie gleichen Schritt hält mit der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit der Menschen. Wie lautet diese ärmliche Forderung neben den lodernden Worten, die um dieselbe Zeit jenseits des Rheins gesprochen wurden! Moser hatte Recht, sich seiner 70 Jahre zu freuen, die ihn schützen sollten den ganzen Zusammenbruch zu sehen. Am 10. September 1798 ist er zu Ludwigsburg gestorben. —

Ein Zeitgenosse rühmt, daß Moser es gewesen, der den Deutschen die Hundedemuth abgewöhnt habe. Wohl mochte das funfzig Jahre tapferen und rastlosen Kampfes lohnen. Es waren nicht Viele die seinen Bestrebungen sich anschlossen, und doch hat er Manchen bedeutenden und wirksamen Anstoß gegeben. Er wurde der Wegweiser für die politische Presse Deutschlands, die durch ihn zum ersten Mal eine von den Regierungen gefürchtete Macht wurde; der Ton, den er anschlug, ward maßgebend für die ganze Tagesliteratur. Freilich war es nicht möglich, den politischen Indifferentismus jener Generation zu beseitigen, zumal unter dem Einfluß einer so dürftigen und unzureichenden Deduction, wie sie die Publicisten von dem Wesen und der Nothwendigkeit des Staates gaben. Und doch fingen die Menschen an mit anderen Augen auf den Staat zu sehen. Als Moser zu schreiben begann wagten nur Wenige das zu denken, was er aussprach und mit Leidenschaft verfocht. Ein ängstlich gefügiges Geschlecht beugte sich dem Machtspruch von oben wie einem unabänderlichen Verhängniß. Jetzt war der Despotismus nach seinen schlimmsten Seiten gebändigt, auch er war aufgeklärt; die Herren bekamen zu thun mit Menschen von erhöhtem Selbstbewußtsein, von lebendigerem Gefühl für unwürdige Anmuthungen. Damit war eine unumgängliche Uebergangsstufe für jede principielle Umgestaltung des Staatslebens gewonnen. Und Niemand unter den Deutschen jener Zeit, wenn wir von dem Einfluß des großen Königs absehen, hat hingebender und redlicher dafür gearbeitet als Friedrich Karl von Moser!

J. Rosenstein.

Lord Byron.

(Schluß.)

Alle Welt ist darüber einig, daß Byron kein größeres, ja vielleicht überhaupt kein Gedicht geschaffen hat, welches im vollen, strengen Sinne des Wortes den Namen eines Kunstwerkes verdiente. Ein gewisser Zug des Dilettantismus, der Laune, des Zufälligen geht durch Alles, was er gemacht hat. Man vermißt die Klarheit des ordnenden Gedankens, die Gewalt des das Einzelne unter das Gesetz eines harmonischen Ganzen zwingenden Willens. Der Dichter gewinnt es selten oder nie über sich, einen guten Einfall, ein Bild, eine Betrachtung, eine Anekdote, die ihm gerade in den Sinn kommen, dem Plane des Gedichtes zu opfern. Seine Helden gleichen zumeist mehr Visionen und Traumbildern, von denen wir nicht wissen, von wannen sie kommen und wohin sie gehen, als leibhaftigen, unser Mitgefühl erzwingenden Menschen. Der Giaour taucht vor uns auf und verschwindet wieder wie ein Blitz in der Nacht, Selim ist ein flüchtiger Schatten, Lara nicht viel mehr als ein unheimliches und — uninteressantes Räthsel ohne Lösung. Konrad (der „Seeräuber") kommt über das bloße Situationsinteresse auch nicht hinaus, ebensowenig wie Don Juan und alle neben demselben auftauchenden Gestalten. Childe Harold enthält im Grunde weder Handlung noch Charakteristik, und was die Kritik endlich über den Mangel an lebendiger und mannichfaltiger Charakterentwicklung in Byron's Dramen gesagt hat, wird bei Freund und Feind seine Geltung behalten müssen. Selbst Manfred, das bedeutendste dieser Gedichte, erhebt sich nicht über das phantastische Ausmalen einer Stimmung, des Ueberdrusses am Leben, wobei es noch überdies ungewiß bleibt, ob eine wirkliche unsühnbare Schuld, ein vereinzelter Herzenswunsch oder die bloße Abstumpfung durch Uebersättigung die Katastrophe herbeiführt. Den Geisterspuk dieses Gedichtes mit der mächtigen und reichen Entwickelung von Göthe's Mephisto oder auch nur mit der tiefsinnigen und durchsichtigen Symbolik des Erdgeistes zu vergleichen, vermag wohl nur eine über das alleräußerlichste Behagen an der Form nicht hinauskommende Kritik, wie z. B. die, welche G. Sand in ihren neuesten literarischen Herzensergießungen sich gestattet hat. Es wird bei dem Verdict sein Bewenden haben müssen, daß Byron, obwohl er fast nur poetische Erzählungen, darunter eine von sechszehn Gesängen, und Dramen geschrieben hat, doch im Grunde so wenig Epiker als Drama-



tiker war. Es fehlte ihm durchaus die Fähigkeit, mit seiner Persönlichkeit in seiner Schöpfung aufzugehen, in welcher der eigentliche Zauber dieser Dichtungsformen verborgen ist. Wenn sein Drama noch überdies durch seine wunderlichen classischen Schultheorien, die Wirkung seiner frühesten, von Pope beherrschten ästhetischen Bildung und Anregung, und vielleicht kaum weniger das Ergebniß seiner geheimen Widersetzlichkeit gegen Shakspeare's erdrückende Größe, in seiner Bewegung gehindert wurde, so vermögen wir darin ein schwer in's Gewicht fallendes Moment nicht zu finden. Byron würde im Drama die Palme nicht errungen haben, auch wenn er Shakspeare's Freiheiten sich in ausgedehntem Maaße zu Nutzen gemacht hätte. Alles, was er auf diesem Gebiet geschaffen vom Manfred bis zum Sardanapal, erreicht unsers Erachtens nicht einmal die Wirkung der glänzenden Antithesen Victor Hugo's und ist nicht geeignet zu seinen Gunsten jenes seltsame Bekenntniß zu widerlegen, welches er im vierzehnten Gesange des Don Juan über seine Dichtkunst ablegt: der Art nämlich, daß sie einem zwischen Leben und Tod fliegenden Papierdrachen, einem von der vordringenden Seele hinter sich geworfenen Schatten, einer lediglich dem Zeitvertreibe dienenden Seifenblase gleiche. Und wenn wir hinzufügen, daß auch Byron's Erzählertalent, seine Geschicklichkeit eine Intrigue zu schürzen, eine Katastrophe vorzubereiten und durchzuführen (Byron wird darin mindestens von einem halben Dutzend Romanschreiber dieses Jahrhunderts übertroffen), uns nicht eben ersten Ranges erscheint, so ist die Frage nach dem Grunde der zauberähnlichen Wirkung, welche er auf die Zeitgenossen hervorbrachte und die vielleicht noch schwierigere nach unserer Berechtigung, ihm eine Wirkung von tiefgreifender Bedeutung auch für unsere Gegenwart und für alle Zukunft zuzutrauen, nicht zu umgehen.

Was den ersten Punct angeht, so ist für Byron's Einfluß auf seine Zeitgenossen speciell auf die jüngeren derselben, die Jugend der zwanziger Jahre, ohne Frage die von ihm ausgehende, resp. ihm entgegenkommende politische Anregung und Stimmung in Anschlag zu bringen. Wir können hierüber kurz sein, da v. Treitschke unlängst dieser Seite des Gegenstandes mit der ihm eigenthümlichen Beredtsamkeit und in der Hauptsache im Sinne dessen, was auch wir hier zu sagen hätten, gerecht geworden ist. Byron's kühnes und durchschlagendes Auftreten gegen das kalte Fieber der als Errungenschaft der „Freiheitskriege" übrig gebliebenen Russenanbetung darf ihm in der Geschichte unserer modernen Culturwandlungen nicht vergessen werden. Seine scharfen Ausfälle gegen britische Ausschließlichkeit und hochmüthige Beschränktheit kamen doppelt gelegen zu einer Zeit, in welcher diese Untugenden eines mächtigen und trotz

alledem und alledem mit der Sache des humanen Fortschrittes unlöslich verbundenen Volkes für einen Augenblick von dem liberalen Europa wie ein öffentliches Unglück empfunden wurden:

Alas, could she but fully, truly know
How her great name is now throughout abhorr'd,
How eager all the earth is for the blow
Which shall lay bare her bosom to the sword,
How all the nations deem her their worst foe,
That worse than worst of foes, the once adored
False friend, who held out freedom to mankind
And now would chain them, to the very mind (Don Juan X. 67).

Wie mußten diese unter dem vollen Eindruck von Castlereagh's die heilige Allianz überbietender Politik niedergeschriebenen Worte widerhallen unter der ideal gestimmten Jugend aller Länder, Angesichts des preisgegebenen Italiens und Spaniens und der vergeblich nach dem meerbeherrschenden Albion ihre Arme ausstreckenden Griechen? Welchen Eindruck mußten in der ersten, bitteren Enttäuschung so vieler Hoffnungen, Angesichts der fast noch dampfenden Schlachtfelder des von den Dynastien ausgebeuteten Völkerkampfes, jene grimmig-höhnischen Schilderungen des „Kriegsruhms“ machen, jener officiellen „Großthaten,“ welche die Blätter der Geschichte bedecken:

Let there be light! said God, and there was light.
Let there be blood! says man and there's a sea.
Es werde Licht! sprach Gott — und es ward Licht.
Blut fließe! spricht der Mensch — und Ströme rinnen.

Selten ist das alte unerschöpfliche Thema kräftiger durchgeführt worden, als im siebenten Gesange des Don Juan und im dritten des Childe Harold. Die europäische Jugend blieb nicht taub, wenn Childe Harold ihr zurief (III. 64):

Mit Cannä preist das Blutbad Waterloo's,*)
Murten mit Marathon! — ein Zwillingspaar,
Zwei Siege ächten Ruhms, ganz fleckenlos,
Erkämpft von einer brüderlichen Schaar,
Vom Bürgerschwert, das rein von Herrschsucht war,
Nicht feil für Fürstenkrieg' um Sold und Lohn.
Das war ein Ruhm, der keinen Fluch gebar.
Kein Volk wehklagte, kein verruchter Hohn
Erhob ein „göttlich Recht“ auf einen Herrscherthron.

Es ist schon von den Zeitgenossen betont worden, daß Byron's politische Ansichten im Grunde der rechten Klarheit und des rechten Ernstes entbehrten. So weit es dabei um den Ernst sich handelt, welcher der zu-

*) Nach Gildemeister's Uebersetzung.



sammenhängenden, gründlichen, von der Theilnahme des Herzens zwar erwärmten aber nicht beherrschten Arbeit des Gedankens entspringt, so hat das seine vollkommene Richtigkeit. Ganz abgesehen von dem ziemlich frivolen Debut Byron's im Oberhause, das auf Rechnung seiner Jugend kommen mag, finden sich bei ihm in allen Zeiten seines Lebens genug blasirt-aristokratische Anwandlungen in Versen und Prosa. Sein scharfer Verstand verkannte keinen Augenblick die Unreife der ihn in seinen späteren Jahren umgebenden Liberalen. Er machte sich im Grunde weder über die Italiener Illusionen, noch über die Griechen, noch über den Liberalismus im Allgemeinen:

> It is not that I adulate the people:
> Without me, there are demagogues enough.

Und dennoch war er gerade mit seiner Art der Mann, den die Zeit brauchte, denn, wie er sehr richtig sagte: Nicht auf das sofortige Gelingen dieses oder jenes bestimmten Unternehmens kam es zunächst an, sondern darauf „daß der Geist der Freiheit in der schwülen Atmosphäre nicht ersticke, hinüber gerettet werde in reifere Tage.“ „Er sei von keiner Partei,“ fährt er in der angezogenen Stelle fort (Don Juan IX. 25), „aber er wolle sich nicht dazu hergeben, den Schakalruf der Tyrannei zu verstärken. Noch schlimmer als der Schakal sei die europäische Reaction, die Schmarotzer, nicht des Löwen, sondern der Spinne.“ Welche Weihe der hier und in zahlreichen ähnlichen Stellen seiner Gedichte athmende Geist von der letzten That und dem letzten Schicksale des Dichters entlehnte, ist an sich klar und noch in frischer Erinnerung trotz des darüber hingegangenen Menschenalters. Selbst Byron's schwer zu befriedigendes Herz hätte von stolzer und seliger Genugthuung schwellen müssen, wäre es ihm vergönnt gewesen, jene rührende und erhabene Klage voraus zu vernehmen, mit welcher die geistige Blüthe, die hochherzige Jugend des gesammten Europa die Kunde von seinem Märtyrertode vernahm. Dieselbe übertönte für einen Augenblick vollständig die Stimme des Neides und die der Erbitterung schwer verletzter Feinde, welche auf den Tod des Feindes gewartet hatten, um aus ihrem Hinterhalte hervorzubrechen. Vor ihr fiel des elenden Leigh Hunt giftiger Angriff gegen seinen dahin gegangenen Wohlthäter zu Boden, und auf Jahre hinaus erhielt Byron's, des Dichters, Bedeutung und Wirkung durch diese Verklärung Byron's, des Menschen und des Partei-Symbols (wir sagen absichtlich nicht des Parteiführers oder Parteigängers), einen neuen, starken Impuls.

Damit glauben wir aber auch hinlänglich die nur vorübergehenden und der Zeitstimmung angehörenden Ursachen bezeichnet zu haben, deren dereinstige Bedeutung der heutige Bearbeiter oder Uebersetzer Byron's bei

uns in Abzug zu bringen hat, wenn er Byron's bleibende, für jetzt und alle Zeiten zu hoffende Wirkung berechnet. Denn was sonst wohl in diese Wagschale gelegt wird: Byron's Rang, der Roman seines Lebens rc. ist für Deutschland nie von sonderlicher Bedeutung gewesen, und auch die Sympathien, welche Byron's vermeintlicher religiöser Radicalismus seiner Dichtung etwa bei uns erweckt haben könnte, sind wir sonderlich hoch anzuschlagen nicht eben geneigt. Es mag in England großen Skandal erregt haben (oder vielmehr es hat ihn erregt), als Byron gelegentlich einen bescheidenen Zweifel an der unbedingten Gewißheit des Wiedersehens nach dem Tode aussprach, oder wenn er in einem derben Ausbruch, ohne alles Ansehen der Person, über die Wirkungen des Aberglaubens seine Meinung sagte (Ch. Har. I. 49):

> Fluchwürdiger Aberglaub' in jedem Kleid,
> Was für Symbole man dir auch gesellt,
> Kreuz, Halbmond, Jungfrau, Götze, alle Zeit
> Gewinn der Priester und Verlust der Welt,
> Wie hat dein taubes Erz der Andacht Gold entstellt?

oder wenn er den Mörder Abel's mit Milton'scher Freiheit durch Himmel und Hölle führt, ihm rationalistische Zweifel in den Mund legt und Cuvier's damals noch neue, antimosaische Theorie über die Epochen der Erdbildung durch Lucifer bestätigen läßt. Für die „German Infidelity" unserer Väter haben Auslassungen der Art einen sonderlichen Reiz des Kühnen und Auffallenden schwerlich gehabt, um von den gelegentlichen, oft recht müßigen Ergüssen spleeniger Freigeisterei im Don Juan gar nicht zu reden. Kein Freidenker diesseits des Wassers hat sich wohl jemals dem Dichter des Cain sonderlich verpflichtet dafür gefühlt, daß er das selbständige, männliche Nachdenken über die geheimnißvolle Gerechtigkeit Gottes als den geraden Weg zum Verbrechen darstellt, und die englischen Zionswächter, Lord Eldon, der den „Cain" für vogelfrei gegen Nachdrucker erklärte, an ihrer Spitze hätten eigentlich Ursache gehabt, sich der Bescheidenheit des Dichters zu freuen, der ihnen den Gefallen that einen guten Theil seiner eigenen Skrupel und weltschmerzlichen Launen nebst seinem ganzen Männerstolz dem Urtypus der Mörder anzudichten. Es geht zweifellos ein Zug der Unklarheit, der innern Unsicherheit, über den man damals trotz aller Romantik in den für Byron schwärmenden Kreisen Deutschlands doch wohl hinaus war, durch diese ganze Seite der Byron'schen Dichtung. Man glaubt hin und wieder die „zerbrochene Kette des Sklaven" klirren zu hören, und vielleicht hatte Walter Scott doch nicht so ganz Unrecht, der diesem „Gottesleugner," welcher seine Lieblingstochter Allegra streng katholisch erziehen ließ, eine dereinstige Be-



kehrung zur Mystik, den Eintritt in das bataillon sacré der romantischen Convertiten zu weissagen wagte. Für uns, die wir Byron heute lesen, sind das eben vergangene Dinge, die Rückstände einer überwundenen Gährung, und es stände schlimm um Byron's Geltung unter uns, wenn nicht eine lebendige, ihm eigenthümliche Kraft in ihm wirkte, stark genug, alle diese mehr oder weniger romantischen Sinkstoffe zu überwinden und ihm fort und fort unsere Herzen zu öffnen, auch nachdem der seine Person einst umwebende Klatsch-Mythus zum schaalen Märchen geworden; nachdem die Freiheitshelden seiner schönsten Lieder, alle diese Sulioten, Hydrioten, Mainotten &c. sich für uns so ziemlich zu einem Gemisch von „klugen" Kaufleuten, See- und Landräubern und Bettlern entpuppt haben; nachdem es uns gleichgültig geworden ist, ob Castlereagh und Wellington von einem Dichter große Männer oder resp. Schufte und lederne Glückspilze genannt werden, und nachdem es im Laufe unserer trübseligen politischen Lehrjahre mit uns dahin gekommen ist, daß Cain's Widerspruch gegen die 39 Artikel oder Manfred's Geister citirender Spleen uns völlig so kalt lassen, als die erste beste Hallucination von Zacharias Werner oder Müllner.

Daß aber eine solche, über alles Zufällige und Vergängliche hinweg hebende Kraft hier allerdings in vollem, gewaltigem Strome fluthet, und zwar unerreichbar allen Wechseln des Zeitenlaufs, daß sie dem des Zaubers der Mode und der Parteisympathien beraubten, von einer strengen Kritik in bescheidene Grenzen der rein künstlerischen Bedeutung zurückgewiesenen Dichter des Childe Harold seinen unverlierbaren Platz sichert unter den Penaten der für die Offenbarungen des Geistes empfänglichen Menschheit, das sprechen wir heute, Angesichts der neuen, vor uns liegenden deutschen Uebertragung Byron's, mit derselben Zuversicht aus, mit der wir dem Dichter einst den ersten Tribut begeisterter Zustimmung zollten. — Es ist nämlich zuvörderst, um mit dem Handgreiflichen zu beginnen, eine Thatsache, daß dieser launische und verworrene Erzähler, dieser in der Charakteristik so schwache Dramatiker, durch die Pracht, das Leben und die Wahrheit seiner Schilderungen Alles weit übertrifft, was die Literatur aller Völker seit Shakspeare in dieser modernsten der modernen Kunstformen geschaffen. Die weltberühmten, jede Kritik in Bewunderung auflösenden Beispiele bringt uns hier jeder flüchtige Byron-Leser mit vollen Händen entgegen: prägen sie doch dem Gedächtnisse sich ein und beherrschen so die Einbildungskraft, wie die erhabensten und lieblichsten Scenen der Natur selbst, welche in ihnen sich spiegelt oder vielmehr in ihnen waltet und webt. Nicht zufällig haben Childe Harold's Wanderungen seit einem halben Jahrhunderte die großen Heerstraßen der

Touristen auf der Karte Europa's vorgezeichnet, während alle Hauptstellen des Gedichtes eben so vielen Wallfahrtsstätten entsprechen, an welchen die Naturschwärmer aus allerlei Volk unweigerlich ihre Andacht verrichten. Wie lockend und fröhlich klingt es dem Rheinwanderer seitdem aus dem Rauschen des Stromes entgegen:

The castled cray of Drachenfels
Frowns over the wide and winding Rhine,
Whose breast of waters broadly swells,
Between the banks which bear the vine etc.

oder, wie Gildemeister übersetzt:

Weiht droht in's offne Rheingefild
Der thurmbekränzte Drachenstein,
Die breite Brust der Wasser schwillt
Am Ufer hin, bekränzt von Wein,
Und Hügeln, reich an Blüth' und Frucht,
Und Au'n, wo Traub' und Korn gedeihn,
Und Städten, die an jeder Bucht
Schwimmen im hellen Sonnenschein.
Ein Zauberbild — doch brächt' es mir
Zwiefache Lust, wär'st du bei mir!

Der Genfersee verdankt einen guten Theil des Zaubers, mit welchem sein Name unsere Einbildungskraft wach ruft, jenen unerreichten Versen, welche Childe Harold ihm widmet, sei es, daß er die Ufer von Clarens, als den von der Natur selbst geweihten und geschmückten Thron der Liebe feiert, oder in südlicher Frühlingsnacht das geheimnißvolle Zwiegespräch zwischen Himmel und Erde belauscht, oder daß sein Gedicht mit der Majestät des Hochgebirgs-Wetters den verwegenen Wettstreit rühmlich besteht. Wir erinnern (und zwar citiren wir immer nach Gildemeister, um dem Urtheile des Lesers über dessen treffliche Arbeit einen Halt zu geben) an die Stelle Ch. H. III. 104:

'T was not for fiction chose Rousseau this spot etc.
Nicht Rousseau's Laune hat die Flur erlesen
Und sie beseelt mit Gluth: er fand in ihr
Die Busen für die Lieb' erhabner Wesen.
Der jugendliche Eros löste hier
Den Gürtel seiner Psyche, und die Zier
Der Anmuth blieb dem Thal zum ewigen Lohne.
Still, wunderbar und tief ist das Revier
Und klingt und athmet Schönheit, und die Rhone
Hat hier ihr Ruhebett, die Alpen ihre Throne.

Oder an Ch. H. III. 85, wo der Dichter, auf den Fluthen des See's sich schaukelnd, die seligen Harmonien der vor ihm ausgebreiteten Landschaft in die Worte ausströmen läßt:



> It is the hnce of night, and all between
> The margin and the mountains dusk yet cleer etc.

> Die Nacht ist still, und zwischen deinem Rand
> Und den Gebirgen liegt in Dämmerflor
> Verschleiert, aber deutlich, alles Land.
> Fern ragt des Jura finstrer Kamm hervor,
> Und aus den nahen Thälern quillt empor
> Lebend'ger Duft von Blumen, welche all
> In frischer Kindheit blüh'n; bald trifft das Ohr
> Des trägen Ruders leiser Tropfenfall,
> Bald zirpt ihr „gute Nacht" der Grille süßer Schall.
>
> Sie ist ein Abendschwärmer und verbringt
> Ihr kindlich Leben fröhlich mit Gesang.
> Manchmal, aus dunklem Busch verloren bringt
> Ein Vogelschrei mit träumerischem Klang.
> Ein Flüstern, dünkt mich, schweb' im Felsenhang –
> Doch das ist Phantasie — der Sternenthau
> Weint leise, wie in stummem Liebesdrang,
> Und stirbt in Thränen, bis er Flur und Au
> Getränkt hat mit dem Geist, der droben thront im Blau.

Und dann das Gewitter (V. 92):

> Der Himmel ist verwandelt — Sturm und Nacht
> Und Dunkel, furchtbar seid ihr von Gewalt,
> Doch schön in eurer Stärke, wie die Pracht
> Des dunkeln Weiberaug's. Von Spalt zu Spalt
> Springt über krachendes Gefels und hallt
> Der Donner — nicht aus einer Wolke bloß,
> Nein, das Gebirg von tausend Stimmen schallt.
> Die Alpen jauchzen, und auf ihr Getos
> Antwortend bricht von fern des Jura Donner los ꝛc.

Wem unter uns eine gütige Laune des Schicksals es einmal gewährte, frischen genußfähigen Sinnes aus den Regengüssen und Stürmen eines normalen deutschen, salzburgischen oder bairischen Alpen-Hochsommers unmittelbar in die Pracht eines ächten Sommertages, etwa am Comer- oder Garda-See hinüber zu treten, oder von der Höhe des Campanile von San Marco den Blick in die Farbengluthen eines italischen Sonnenunterganges zu tauchen, der hat es an sich erfahren, daß es mit nichten conventionelle Redensarten sind, was die Dichter und Erzähler des Nordlandes seit einem Jahrtausend von der Wunderwelt jenseits der Alpen zu singen und zu sagen nicht müde werden. Es ist ein Gemeinplatz, daß solche Dinge sich nur sehen und fühlen, nicht aber beschreiben lassen, ein Gemeinplatz, den unseres Erachtens schon die einfachen Worte des Mignon-Liedes glänzend widerlegen, und dem gegenüber der vierte Gesang des

Childe Harold nicht weniger siegreich das schrankenlose Recht der die Welt in den Zauberkreis des Worts fassenden dichterischen Rede gewahrt hat. So in den der venetianischen Abendlandschaft gewidmeten Versen (IV. 27 sqq.):

The moon is up, and yet is it not night —
Sunset divides the sky with her — a sea
Of glory streams along the Alpine bright
Of blue Friuli's mountains etc.

Bei Gildemeister:

Der Mond geht auf — und doch ist es nicht Nacht:
Das Spätroth theilt das Blau mit ihr — ein Meer
Von Glorie überströmt die Alpenwacht
Der blauen Höhn Friaul's, von Wolken leer.
In allen Farben glüht der Himmel, der
Wie eine einz'ge mächt'ge Iris glimmt,
Indeß der Tag hinsinkt in's Grab, und hehr
Dianens Silberhorn den Ost erklimmt
Und durch azurne Luft, ein selig Eiland, schwimmt.

Ein einz'ger Stern ist neben ihr, und beide
Beherrschen halb die holde Himmelsflur;
Noch aber wogt um Rhätiens Alpenscheide
Das Sonnenmeer und weichet zögernd nur,
Als kämpften Tag und Nacht, — bis die Natur
Ihr Recht erzwingt. Tiefblau und leise fließt
Die dunkle Brenta, — schau, wie ihr Azur
Das duft'ge Roth der jungen Ros' umschließt,
Die, fluthend in der Fluth, du zweimal glühen siehst.

Des Himmels Antlitz aber neigt von fern
Sich auf die Wasser: all sein Farbenschein,
Vom tiefsten Purpur bis zum bleichsten Stern,
Spielt zauberhaft — — — nun tritt ein Wandel ein!
Ein fahler Schatten hüllt Gebirg und Hain
In seinen Mantel; scheidend stirbt im Thau
Der Tag, wie der Delphin, den Todespein
Mit muntern Farben schmückt und prächt'ger Schau,
Am herrlichsten zuletzt — — 2c.

Und wer könnte hier vorübergehen, ohne jener wunderbar gewaltigen Anrede an den Ocean zu gedenken (Ch. H. IV. 178 sqq.)? Der Dichter, gesättigt von den Wundern Roms, ist hinaus geflüchtet in die Einsamkeit der Sabiner-Berge. Sein ächt germanisches, aus der Tiefe des nordischen Herzens quellendes Naturgefühl macht in den Worten sich Luft (There is a pleasure in the pathless woods etc.):

Es wohnt Genuß im dunkeln Waldesgrün,
Gesellschaft ist, wo Alles menschenleer,



Entzücken weilt auf unbetret'ner Düne,
Musik im Wellenschlag am ew'gen Meer.
Die Menschen lieb' ich, doch Natur noch mehr;
Denn Allem, was ich war und bin, entrann
Ich oft in solchem heimlichen Verkehr,
Um aufzugehn im All, und fühlte dann
Mehr als ich sagen, mehr als ich verschweigen kann.

Ja, brause, tiefe, dunkelblaue See!
Zehntausend Flotten ziehn umsonst hinaus!
Der Mensch brandmarkt die Erdenflur mit Weh, —
Am Strand erlischt sein Reich, im Wogenbraus
Brichst du sein Schiff, von all dem Menschengraus
Bleibt keine Spur, als seine eigne bloß,
Wenn, nur Secunden, wie ein Tropfen Thau's
Er gurgelnd sinkt in deiner Wasser Schooß,
Ohn' Ehr' und Grabgeläut, sarglos und namenlos ꝛc.

Wie leicht ist es jedem Kenner Byron's, diese aus einem einzigen seiner Gedichte, freilich dem vollendetsten, entnommenen Proben seiner Herrschaft über die Elementargeister der Höhe und Tiefe um ganze Reihen von Schilderungen zu vermehren, deren geringste den Stolz manches geistreichen „Dichters" ausmachen würde! Wir erinnern nur, da der Raum hier weitere Anführungen nicht gestattet und die mitgetheilten Stellen für die Charakterisirung der hier vorliegenden neuen Uebersetzung allenfalls hinreichen mögen, an das köstliche Gemälde der griechischen Nacht, in der „Belagerung von Korinth" ('T is midnight, on the mountains brown The cold round moon shines deeply down etc.), an die Abendscene in Parisina (It is the hour when from the boughs The nightingales high note is heard etc.), an die Schilderung des Schiffbruchs im Don Juan, an das unübertreffliche Bild des Regenbogens in demselben Gedicht (II. Str. 92 sq. Now overhead a rainbow, bursting through The scattering clouds etc.) u. s. w. u. s. w. Und daß Byron's schildernde Muse (in Bezug auf Handlung und Charakteristik seiner Gedichte haben wir die von der Wahrheit gebotenen Zugeständnisse in vollem Umfange gemacht), daß seine wunderbare Gabe, das Ruhende in dem Zauberquell des dichterischen Wortes gleichsam aufzulösen und es vor unserem Auge zu voller, lebenskräftiger Wirkung sich neu zusammensetzen zu lassen, daß diese ganze einzige, den deutschen Leser überall an Schiller's beste Leistungen erinnernde Begabung nicht etwa durch die poetische Landschaftsmalerei umgrenzt wird, bedarf für die Kenner Byron's nicht der Erinnerung. Sie feiert eine Reihe ihrer schönsten und reinsten Triumphe in jenen Schilderungen aller Affecte, in jenen gedrängten, gedankenreichen und farbenstrahlenden Aperçus über menschliches Wesen in Einzelnen und in

Völkern, in jenen unübertroffenen sich unauslöschlich der Vorstellung einprägenden Vergleichen, mit welchen die erzählenden Gedichte Byron's übersät sind. Die Schilderung (um nur Einzelnes zu erwähnen) der leidenschaftlichen, sich und ihr Ziel zerstörenden Begierde im Giaur (As rising on its purple wing The insect-queen of eastern spring etc.), der Vergleich des heutigen Griechenlands mit der eben zum Tode entschlummerten Schönheit, der des Schuldbewußtseins, in demselben Gedicht, mit dem von Flammen umringten Skorpion, das Bild der einsam und kalt die Menschheit überragenden selbstsüchtigen Größe (im Childe Harold c. 3), „Wer sich empor zu Bergesfirnen wagt" &c.), das begeisterte Lob unvergänglicher Geisteswerke im Gegensatz gegen die Denkmäler materieller Macht (in der Schilderung Venedigs im vierten Gesange desselben Gedichts), die Schilderung Haydée's im Don Juan, die der weinenden und verzweifelnden Parisina, das wundersüße Gemälde der Stunde des Ave Maria, der Abendstunde, die dem Müden Erquickung, dem Lechzenden Labung bringt (im dritten Gesange des Don Juan) — doch, wir finden kein Ende in diesem Reichthum! Und zu dem Allen kommt noch ein Größeres. Es ist schon richtig, daß Byron nicht über jene Harmonien der schlichten Schönheit gebietet, die uns in den Gesängen Homer's beruhigend erquicken. Es muß zugegeben werden, daß es ihm noch viel weniger gegeben ist, gleich Shakspeare die Kämpfe der Leidenschaften und die „grausen Wunder des Zufalls" mit der souveränen Ueberlegenheit des vollendeten Künstlers zu Offenbarungen der ewigen Vernunft zu gestalten. Und doch, wenn wir bei alledem diese verworrenen Erzählungen, diese zwang- und regellosen Ausbrüche der subjectiven Stimmung, diese an keinen Plan sich bindenden und die Handlung so oft überfluthenden und durchbrechenden Betrachtungen nicht missen möchten unter den geistigen Vorräthen der Menschheit, wenn wir ihnen über National- und Zeitstimmungen hinaus eine gedeihliche Wirksamkeit zutrauen, so haben wir denn doch noch etwas ganz Anderes im Sinne als die Farbenpracht der Schilderungen, als die mächtige Gestaltungskraft, welche alle diese Scenen beherrscht und belebt, das Starre der materiellen Erscheinungswelt auflösend in den Strom des Gedankens und der Empfindung, die Natur abspiegelnd in ihrer Wirkung auf die denkende und fühlende Menschenseele und mit einer wunderbaren Beherrschung der für den Gebrauch des Dichters allerdings reichsten und bequemsten der modernen Sprachen jede zarteste Schattirung der Wahrnehmung und des Gedankens verkörpernd. Der eigentliche Zauber und das Unvergängliche in Byron liegt für uns tiefer. Es ist — und damit sprechen wir unser letztes Wort — es ist die Wahrhaftigkeit, die hochgemuthe Selbständigkeit und Unbefangen-



heit, mit welcher diese oft überstolze, aber warme, edle, oder sagen wir das Wort im besten Sinne des Ausdrucks, hochadlige Mannesnatur an die Dinge herantritt. Wir fühlen es jedem Worte an, daß wenn auch die Leidenschaft und Verworrenheit uns hier oft genug begegnen, wir dafür unbedingt sicher sind vor dem widerwärtigsten Fluch einer alternden Cultur, einer künstlich erzogenen und gegliederten Gesellschaft: vor der Phrase, dem Gespenst des Wortes, vor der mehr oder weniger geschminkten, durch die Gewohnheit „geheiligten" Lüge, vor der Knechtschaft des Gedankens und des Gefühls und vor dem Götzendienst der Gewohnheit. Byron's gesammtes Leben, wie wir sahen, war ein oft unglücklicher aber in seinen Grundzügen ehrlicher und rühmlicher Kampf gegen die Wirkungen dieses versteinernden Medusenhauptes — und seine Dichtung giebt diesem Kampfe seine Weihe. Weshalb treffen Byron's Naturschilderungen (um mit dem hier scheinbar am Fernsten liegenden zu beginnen) denn eigentlich das Herz, entzünden sie die Sehnsucht des Selbstschauens wie kaum irgend andere? Weil sie keine Redensarten sind, weil sie nicht Effect machen wollen, weil der Dichter schlicht und ohne sich um Jemandes Belieben und Geschmack zu kümmern ausspricht, was er sieht und empfindet. (Mac Aulay bildet sich ein, Byron sei dabei nur widerwillig der romantischen Mode gefolgt!!!)

Die beste Mutter ist und bleibt Natur,
Ihr Lächeln immer neu und immer lind.
O tränk' ich stets an ihrem Busen nur,
Ihr nie entwöhntes, nie verzognes Kind! (Childe Harold II. 27.)

Nun, verzogen war das Kind freilich hinlänglich, aber seine Mutter hat es wenigstens niemals verleugnet. Es ist wahrhaft wunderbar erquicklich für uns, wie dieser Sohn einer alten Welt und einer überfeinerten tyrannischen Gesellschaft schon in früher Jugend unbefangen den Dingen in's Auge sieht, in der höchsten Begeisterung gegen die Nebel der Illusion sich wehrt und mit Männerstolz und Kindes-Unbefangenheit die Sachen bei ihrem Namen nennt. Wie erquickend berührt, zusammengehalten mit dem affectirten Kunstgefasel des großen alljährlich nach Italien pilgernden nordischen Philistertrosses, sein unumwundenes Geständniß über die Museen und Gallerien des gepriesenen Schönheits-Landes:

Viel Wunder, doch für mich nicht. Die Natur
Lockt meine Seele mehr in Wald und Flur,
Als Kunst in Gallerien. Auch mich bewegt
Ein Meisterwerk von göttlicher Natur
Zur Huldigung, doch mehr zu fühlen pflegt
Mein Geist, als was es giebt. Die Waffe, die er trägt,
Ist andern Stoffs.

Und diese Unmittelbarkeit der Auffassung, diese Wahrhaftigkeit des Bekenntnisses kommt Byron's Urtheilen über die Menschenwelt noch mehr zu statten als seinen Naturgemälden. Jeder Leser des Childe Harold erinnert sich der gerechten Urtheile, welche der jugendliche Bewunderer des Südens, der warme Vertreter des nationalen Unabhängigkeitssinnes dort gleichwohl über den Charakter der Spanier und der Griechen ausspricht. Es ist typisch für ihn, daß er (im Don Juan) den herrlichsten Preis des classischen Freiheitslandes (the Isles of Greece etc.) einem feilen, gaunerhaften, nur für die Ehre seines Vaterlandes noch warm fühlenden griechischen Bänkelsänger in den Mund legt. Byron's Heroencultus, den er von je Napoleon I. weihte, hindert ihn nicht, über den Mann von Waterloo das in's Herz treffende Wort zu sprechen:

> O mehr, o weniger als Mensch! Ein Mann,
> Der Völker schlug und um sein Leben bat;
> Der über Königsstirnen schritt und dann
> Mehr nachgab, als sein niedrigster Soldat;
> Der Reiche schuf und Reiche niedertrat,
> Und fand in jeder Laune seinen Herrn;
> Der tiefste Blick' in's Herz der Menschen that,
> Nur nicht in seins, und blieb der Einsicht fern:
> Mißbrauchtes Glück verläßt den kaiserlichen Herrn.

Von der kühnen Aufrichtigkeit, mit welcher er zuerst seine stolze männliche Ueberzeugung dem Siegesjubel der russisch-europäischen Reaction entgegenwarf, war schon bei Würdigung seiner politischen Stellung die Rede. — Byron's religiöse Ansichten leiden ihrerseits, wie schon angedeutet wurde, ohne Zweifel an Unklarheit. Wir wollen die zum Theil recht flachen Kundgebungen seines Skepticismus im Don Juan gewiß nicht in Schutz nehmen und sehen, unter uns gesagt, auch in den Phantastereien des Manfred weit mehr Spleen als tiefe Philosophie. Byron ist eben Alles eher, als ein Reformator. Er ist im Grunde viel zu vornehm, um sich in irgend einen Dienst, und wäre es der eines Gedankens, zu geben. Und doch! Wird man es uns verdenken, wenn bei alledem der Mann unserm Herzen nahe steht, welcher nie durch irgend eine Berechnung sich abhalten ließ, das Grundrecht seiner freien, empfindenden und denkenden (wenn auch nicht consequente Gedankenarbeit verrichtenden) Persönlichkeit gegenüber der gewerbsmäßigen Heuchelei zu wahren? Der seine Freunde niemals nach Vortheil und Rücksichten wählte und sie niemals verleugnete, dessen ganze Existenz ein Kampf gegen die widerlichste der Tyranneien, gegen die Tyrannei der Mode, dieser Tochter der selbstsüchtigen trägen Mittelmäßigkeit, war? — Treitschke hat in der Einleitung seines Aufsatzes über Byron ein feines wahres Wort über einen specifischen Unterschied der heutigen Engländer

und Deutschen gesprochen. Der Engländer, meint er, entschlossen, wie er im Grunde ist, in jedem Falle rücksichtslos nach rein praktischen Motiven (will sagen nach seinem Vortheil) zu handeln, fühlt gerade darum die Nothwendigkeit, durch Unterwerfung seiner Gedankenwelt unter das Dogma das Gleichgewicht herzustellen. Wir sehen nur nicht, wie man durch diese geschickte Paraphrase den Vorwurf der Heuchelei, welchen wir mit Byron der „öffentlichen Meinung" unserer „an der Spitze der Civilisation einherschreitenden" Vettern zu machen nicht abgeneigt sind, entkräften kann.

„In time of old men made the manners — now make manners men."

Hat dieses wahre Motto der Byron'schen Polemik, dieses Feldgeschrei der freien Persönlichkeit, dieses Eintreten für die Ehrlichkeit des Wortes, für die Aufrichtigkeit der Gebehrde, für den Inhalt des Lebens gegen die starre hohle Form, für die Habeas-Corpus-Acte des Herzens und der Ueberzeugung, wirklich nur für England Gültigkeit, und ist es in dem Lande der Denker seit der geistigen Schilderhebung der Sturm- und Drangperiode sinnlos und überflüssig geworden? Regt sich in uns Nichts mehr bei den berühmten, resp. berüchtigten Versen des Don Juan (II. 34):

Oh, for a forty-parson power — to chant
Thy praise, hypocrisy!

Mit Vierzig-Pfarrer-Kraft laß jetzt mich singen,
Dein Lob, o Heuchelei, in lauten Tönen,
Womit du läßt der Tugend Ruhm erklingen,
Die du nicht übst. Cherubdrommeten dröhnen!
Könnt' ich doch selbst die Ohrtrompete schwingen
Der alten Tante, die daraus viel schönen
Trost wol empfing, da trotz der alten Brille
Sie Nichts erkennt mehr in der Hauspostille. (Nach Böttcher)

Und gesetzt, unsere Entwickelung ginge schneller vor sich, als wir mit Erlaubniß seiner Majestät des Zeitgeistes es vermuthen, gesetzt, die amerikanische „Freiheit" d. h. die Herrschaft der jedesmaligen Majorität, stände auch auf dieser Seite des Oceans im Begriffe die der Ueberlieferung zu vernichten und die Parteien ohne Gegengewicht an die Stelle der bevorzugten Stände zu setzen — würde der Kampf des Herzens gegen die Welt, der Ueberzeugung gegen die Formel, des Gefühls gegen die Grimasse (in den ihm durch die Natur der Dinge gesetzten Grenzen, versteht sich), dann für uns seinen Gegenstand und seine Berechtigung verlieren? Würde der ungetrübte Blick, die selbsteigene Anschauung, der Muth des den Dingen unverzagt den Spiegel vorhaltenden Wortes, würde die stolze, freie, auf sich selbst ruhende Männlichkeit die es ernst nimmt mit dem: nec civium ardor

prava jubentium, nec vultus instantis tyranni, bei uns dann nicht mehr der Aufmunterung und Stärkung bedürfen? Und was Byron angeht: nun, ein Dichter als solcher und speciell dieser Dichter, ist weder Religionslehrer, noch Philosoph, noch Parteihaupt. Er macht keinen Anspruch darauf, unsere Ueberzeugungen zu bestimmen und uns die Räthsel des Lebens zu lösen. Aber so gewiß, als ächtes Gefühl Anderer auch unserm Herzen ein Labsal ist, und so gewiß, als „das wahr gesprochene Wort" das Herz des Hörers wie das des Sprechers befreit, auch wenn es den Weltlauf nicht ändert; so gewiß wird Byron, nicht als der Prophet des Weltschmerzes, sondern als der Vertraute der Natur und der für Lüge und Phrase viel zu stolze Dolmetscher des Herzens unter uns Freunde finden und Gutes stiften, so lange noch ein Tropfen ächten Blutes in den Adern germanischer Männer diesseits und jenseits des Kanals der Schablonenbildung einer nivellirenden Cultur Widerstand leistet. Und damit glauben wir dem Dichter des Childe Harold und des Don Juan und seinen deutschen Uebersetzern, die beiläufig trotz Böttcher's anerkannter und Gildemeister's neuester von uns mit Freude begrüßter Leistung noch ein gutes Stück Arbeit vor sich haben, für jetzt und künftig einen nicht zu verachtenden Wirkungskreis in Aussicht stellen zu dürfen.

F. Kreyßig.

Dante.

Mit gerechtem Stolze feiert in diesem Monat Italien das Fest seines großen Dichters. Was im Alterthum dem hellenischen Volk beschieden war, daß an der Wiege seiner Geschichte sein größtes Dichterwerk steht, als ob damit der Glanz der Poesie über alle folgenden Jahrhunderte ausgegossen werden sollte, das ist von allen modernen Kulturvölkern allein dem italienischen zu Theil geworden: am Anfang seiner Geschichte steht sein größter Dichter, die Geburtsstunde der Nationalität war zugleich die Geburtsstunde ihres größten künstlerischen Genius: die göttliche Komödie goß die priesterliche Weihe über die werdende Nation aus.

Dieser Umstand allein müßte Dante zum nationalen Dichter Italiens machen, auch wenn kein stoffliches Interesse aus dem Inhalt des Gedichts dazukäme. Der eine Name Dante bedeutet eine eigene Nation, eine eigene Kultur, das Recht einer eigenen Geschichte. Von Anfang an



stand darum auch die italienische Nation in einem besonderen Verhältniß zu ihrem Dichter. Inniger war nie ein poetisches Kunstwerk verflochten mit dem eigensten Leben des Volks: in dem Verhalten zu seinem Dichter spiegelten sich die Geschicke Italiens wieder. An der Sprache, welche Dante's Gedicht mit einem Mal zur Nationalsprache erhob, wurden die Landschaften Italiens zuerst eines gemeinsamen Besitzes sich bewußt, es war der erste Gegenstand eines aufkeimenden Nationalstolzes; in den Städten des Südens und des Nordens wandte sich ein begeisterter Eifer der Auslegung dem vieldeutigen Werke zu, und diese Beeiferung um das vaterländische Epos trug nicht wenig dazu bei zu einer Zeit, da die gelehrte alte Sprache ihren verlorenen Rang wiederzuerobern trachtete, das Recht des modernen Idioms zu behaupten. Als es dann mit den Geschicken der Nation abwärts ging, fremde Einmischung ihren Entwicklungsgang unterbrach und die Geister spanische Knechtschaft entnervte, war auch Dante vergessen, nur in den Akademien wurde er gepflegt, und die Art, wie es geschah, bewies am besten daß sein Geist von der Nation gewichen war. Während den italienischen Parnaß die flötenden Arkadier anfüllten und ein weibisches Geschlecht der ungezählten Schaar der Sonettisten lauschte, war Dante in den Händen einer unfruchtbaren Gelehrtenzunft, die nur für die Spitzfindigkeiten der Allegorie oder mystischen Ueberschwall Sinn besaß und durch ihre Deutungen und Zergliederungen das dunkle Gedicht noch dunkler machte. So lange die Nation todt war, lag auch ihr Dichter begraben. Mit ihr feierte auch Dante das Wiederauferstehungsfest. Als am Ende des vorigen Jahrhunderts den Besten anfingen die Augen aufzugehen über das vollgerüttelte Maß des Elends, welches die Fremdherrschaft über Italien gebracht, wandten sich die Geister wieder dem florentinischen Sänger zu. Klangen seine apokalyptischen Terzinen nicht wie Posaunenschall, der die Todten aus den Gräbern ruft? Man sah in Dante nun nicht mehr blos den Sänger heiliger Mystik und tief verborgener Weisheit, man sah in ihm den Patrioten, den Politiker, den Sänger von der weltlichen Monarchie. Die gleichzeitig neu erwachten historischen Studien ließen den Dichter inmitten der Kämpfe seiner Zeit stehend, seine göttliche Komödie als ein Spiegelbild seines Jahrhunderts erkennen. Von nun an galt Dante als der zürnende Prophet des nationalen Gedankens, als das Symbol der Wiedergeburt. In ihm fand die Nation sich selbst wieder. An ihm lernte ein seiner Verweichlichung sich schämendes Geschlecht, was starke Gesinnung, was patriotische Leidenschaft sei, sein Gedicht bot unschätzbare geistige Waffen für einen Kampf, der zunächst mit geistigen Mitteln zu führen war. Das Studium seines Lebens und seiner Werke ist untrennbar verflochten in die politischen Bestrebungen der

letzten fünfzig Jahre. Er war der inspirirte Apokalyptiker, aus welchem man die Geschicke der Gegenwart und der Zukunft herauslas. Alle Parteien stützten sich auf ihn. Guelfen und Ghibellinen, Katholiken und Mazzinisten riefen seine infallible Autorität an. Und mitten unter Dantestudien entwarf Daniel Manin im Exil, welches die erfolgreichste Phase seiner politischen Thätigkeit war, jenes nationale Programm, das ein Jahr vor dem Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs die Patrioten unter das Banner der constitutionellen Monarchie Piemonts schaarte.

Und nun fällt dieses Fest, welches die Heimath dem Dichter bereitet, in eine Zeit, da ihr Stern im Aufsteigen ist. Eben ist eine wunderbar glückliche Revolution durchgeführt, welche trotz der momentanen Ermüdung Spannkraft genug übrig gelassen hat, um unausgesetzt an der Erreichung des letzten Ziels zu arbeiten. Es ist ein freies und geeinigtes Volk, in dessen Mitte in diesen Tagen das Standbild des Dichters vor Santa Croce, der florentinischen Ruhmeshalle, enthüllt wird — wir dürfen Italien um dieses Fest beneiden.

Aber wir haben ein Recht gleichfalls an dem Feste Theil zu nehmen, und wir kommen nicht mit leeren Händen. Noch vor funfzig Jahren konnte Ugo Foscolo von der göttlichen Komödie sagen, trotz der unzähligen Wanderer, welche seit fünfhundert Jahren auf der Bahn dieser Dichtung gewandelt, gleiche sie noch immer einem Labyrinth in einem undurchdringlichen Wald, trotz der seit einem halben Jahrtausend fortgesetzten Arbeit sei der größte Theil dieses Waldes noch ungelichtet und ein wirklich ausreichender Commentar des Dante sei noch zu schreiben. Was damals Wahrheit war, ist es heute nicht mehr. Man darf sagen daß die sieben Siegel gelöst sind, die letzten funfzig Jahre haben mehr für das Verständniß Dante's gethan als das halbe Jahrtausend zuvor. Aber wenn in erster Linie dieses Ergebniß dem Wiedererwachen des politischen Geistes und des historischen Studiums in Italien zu danken ist, so ist doch kaum geringer anzuschlagen, was in den letzten Decennien deutscher Fleiß und Scharfsinn, deutsche Gründlichkeit für die Erklärung des italienischen Dichters gethan haben. Wie einem der Unsern hat sich ihm das begeistertste und ausdauerndste Studium unserer Gelehrten zugewandt, unsere Uebersetzungen und Commentare haben eine bleibende Stelle in der Danteliteratur und ein Deutscher ist es, der vor drei Jahren zum ersten Mal einen kritischen Text der divina commedia herausgab: wir haben ein Anrecht an sie erworben, wie wir es auf Shakespeare besitzen. Die Werke des Genius gehören nicht diesem oder jenem Volke, sie gehören der Menschheit. Aber unbestritten ist unserem Volke der Ruhm, vor den anderen neidlos die unvergänglichen Schätze aller Literaturen zu heben und heim-



zuführen. Und wenn Shakespeare als Sohn einer neueren Zeit und als Dichter eines verwandten Volksstamms uns ungleich näher steht, so ist uns doch auch Dante kein Fremdling, denn er ist der Repräsentant einer Zeit, in welcher deutsche und italienische Geschichte noch innig verflochten sind. Und noch mehr, er steht im Werdepunkt einer neuen eigenthümlichen Kultur, welche südlich von den Alpen am frühesten zeitigte, aber die Grundlage unserer eigenen Kultur geworden ist.

Man pflegt Dante den Vater der neueren Poesie zu nennen. Er ist es nicht blos insofern, als er das erste große Kunstwerk in einer der neueren Sprachen schuf. Er ist es noch mehr dadurch, daß in seinem Gedicht das Ringen des Geistes zu spüren ist, der Schranken einer geheiligten alterthümlichen Weltanschauung sich zu entledigen. Noch ist das Neue immer an dem Alten, noch scheint dieses in seiner geschlossenen Autorität unantastbar, und doch ist das Neue schon überall da, durch tausend Poren ist es hindurchgedrungen. Wir pflegen bei einem Denkmal der Vergangenheit, wie Dante's göttliche Komödie, auszuscheiden, was für seine Zeit von Werth gewesen sein mag und heute werthlos geworden ist: dies und jenes ist veraltet, gehört nicht zu den ewig jungen, alle Geschlechter erfreuenden Schönheiten. Wir vergessen dabei daß gerade das, was uns veraltet ist, der natürliche Boden, die Bedingung des Kunstwerks ist. Was uns als nie alternde Schönheit anmuthet, sind prophetische Lichtblicke, kühne Neuerungen: das kecke Durchblitzen des modernen Geistes.

Werden und Vergehen ist immer in Einem. Wo alternde Bildungen von neuen abgelöst werden sollen, schieben sich mitten im Zerfall der einen die Elemente der Neubildung hervor; jene würden gar nicht zerfallen, wenn nicht eben diese Elemente bereits wirksam wären und an jener Zerstörung arbeiteten. So war das Jahrhundert, welches Dante gebar, eine Zeit unsäglicher Zerrüttung und sprudelnder Werdelust zugleich. Mit dem Zusammensturz der staufischen Macht schienen vollends alle Bande der Ordnung in Italien aufgelöst. Ueberall Empörung, Gewaltthat, Hinterlist, Kriege zwischen den kleinen Herrschaften, in den Städten grausame Fehde der Parteien; Herrschsucht, Rache, Nothwehr scheinen die einzigen Motive des Handelns. Aber das Bild hat seine Kehrseite. In solchen Zeiten bilden sich die Charaktere. Indem Jeder allein steht, wird er genöthigt seine ganze Kraft einzusetzen, und was ihm an materieller Macht abgeht aus den Hilfsquellen des Geistes zu ergänzen. Eine solche Zeit macht erfinderisch, berechnend, bewußt. Der Herrscher, den nicht Titel und Rechte in seiner Macht schützen, wird auf andere Mittel zu seiner Sicherung bedacht sein, das Regieren wird eine Kunst, der Staat ein durchdachtes Institut zur Ausgleichung gegenseitiger Ansprüche und Inter-

essen, an seiner Verbesserung wird rastlos gearbeitet, und zu der modernen Ausbildung der inneren Politik gesellt sich nach außen das feine Spiel der Diplomatie. Aus dem Einsturz des zu Recht Bestehenden erwächst ein mächtiges Freiheitsgefühl, Jeder ist sich selbst Gesetz, und wenn er seine Freiheit zunächst an der äußeren Ordnung geltend macht, wird er nicht stehen bleiben vor der geheiligten Macht der Ueberlieferung. Auch hier wird er sich selbst Gesetz sein, auch im geistigen Gebiet des Rechts seiner Individualität bewußt werden wollen. Unwiderstehlich erwacht der Trieb Kenntnisse zu besitzen, sie durch eigene Beobachtung zu erweitern, und dem Wissensdurst strömen aus der Natur, aus der Geschichte, aus dem Alterthum neuentdeckte Quellen zu. Gestaltlos häuft sich eine Masse von Wissensstoff an und verschmilzt sich mit dem überlieferten System, um dieses bald auf allen Seiten zu durchbrechen. Sind die alten Verbände und Autoritäten zertrümmert, so entsteht gleichzeitig das Bedürfniß in kleineren Kreisen sich wieder eng zusammenzuschließen. Hinter den Mauern der Städte erwacht ein neues Heimathsgefühl, eine neue Sitte. Das ausgebildete Gemeinwesen ist im Stande auch die unaufhörlichen politischen Veränderungen leicht zu überdauern; Handel und Gewerbfleiß bringen Wohlstand und Luxus, der Kunsttrieb ringt sich aus dem gemeinen Bedürfniß los, und wenn die höchste der Künste erwacht, die Poesie, so erscheint in der gemeinsamen Sprache ein neues Band, an welchem die in Atome zersplitterte Nation anfängt ihrer geistigen Einheit sich bewußt zu werden. So erbaut sich von unten herauf aus der Tiefe des abendländischen Volksgeistes eine neue Kultur, die den modernen Völkern gemeinsam doch in jedem eine nationale Bestimmtheit hat. In Italien, auf welchem die Ordnungen des Mittelalters nie so schwer gelastet hatten, brachen die neuen Kulturelemente am frühsten hervor, vielleicht allzufrüh; spät erst drangen sie über die Alpen herein, aber sie wirkten hier tiefer, erschütternder.

Wer nun freilich in jenen Zeiten lebte, sah sich überall von den Bildern der Zerrüttung umgeben; dies war der Eindruck der Gegenwart. Erst die künftige Zeit vermag im Verfall die Keime der neuen Bildung zu entdecken. Man kann sagen, Dante stand den neuen Kulturelementen zu nahe, als daß er ein klares Bewußtsein von ihnen haben konnte. Für ihn war überall nur Auflösung, Verfall. Gesetze sind da, so klagt er, aber Niemand nimmt sie in die Hand, das allgemeine Verderben läßt keine guten Früchte mehr aufkommen, die ganze Welt ist aus dem rechten Weg, und das arme Italien, den einzelnen Herrschaften überlassen und jedes öffentlichen Regiments entblößt, wird vom Wirbel des Sturms und der Wogen zerschlagen und geraubt. Insbesondere kann er nicht Worte genug

finden, seiner von Parteien zerrissenen, der kaiserlichen Gewalt widerstrebenden Vaterstadt ihre Sünden vorzuhalten. Die Anfänge der Kultur sind ihm nur Abfall von den alten einfachen Sitten der Florentiner, deren Preis er im Paradies seinem Urahn Cacciaguida in den Mund legt. Mit dem Reichthum kehrte Wucher, Habsucht und Ueppigkeit, Stolz und Parteisucht in die Stadt ein. Fortwährend ändert sie Gesetz, Münze, Obrigkeit und Sitte; so fein ist das Gewebe ihrer Verfassungen, daß es im Oktober gesponnen nicht bis zur Mitte Novembers dauert; einem Kranken gleicht sie, der im Bett nicht Ruhe findet und immer von der einen Seite auf die andere sich wälzt. Mittelpunkt der welfischen Partei, gilt ihm Florenz als Haupt der ganzen Empörung in Italien, als Anstifterin aller Unruhen. Der Satzung Gottes widerstrebend, den Götzen ihres Eigenwillens anbetend, bereit zu jeglichem Frevel, gelockt von thierischer Bosheit — lauter Prädikate, mit welchen er in unzähligen Variationen seine Vaterstadt überschüttet.

Die Welt ist aus den Fugen — dies ist der stets wiederkehrende Refrain. Aber Dante fühlte sich berufen zu ihrer Wiedereinrichtung Hand anzulegen. In jeder Zeile seines Gedichts schlägt die ethische, praktische Tendenz durch. Er selbst giebt in der Widmung an Can grande della Scala, seinen großmüthigen Beschützer zu Verona, den Zweck des Ganzen und der Theile dahin an: die Mitwelt aus dem Zustand des Elends herauszuführen und zu dem der Glückseligkeit zu geleiten; nicht zur Forschung, sondern zur Ausübung ist das Ganze erfunden. Auch die Spekulation, sagt er ein andermal, muß der Praxis dienen, und in der Absicht, Beispiele aufzustellen, wollte er nur hochstehende Personen in seinem Gedicht aufführen. In den Portraits der hervorragenden Persönlichkeiten seines Jahrhunderts entrollt er den ganzen Zustand der Gesetzlosigkeit der Zeit, will er die Ursachen des Uebels aufdecken und auf die Mittel zur Rettung hinweisen. Dante ist Reformator mit vollem Bewußtsein, er ist der erste Tendenzdichter.

Mitten unter den Zornesworten, mit welchen er seine Zeit überhäuft, bricht bei Dante immer wieder der Ausblick auf ein glänzendes Ideal durch, und es ist fast rührend, mit welcher Inbrunst er inmitten einer Welt, die ihm nur Verwirrung und Zusammensturz schien, dieses Ideal umfaßt hält: es ist der Traum vom allgemeinen Frieden. Mit herrlichen Worten verkündigt er im Buch von der Monarchie, daß wie der Einzelne so auch die Menschheit ihre Zwecke am Besten erfülle in der Ruhe und Stille des Friedens, daß ein allgemeiner Friede am zuträglichsten sei für das, was zu unserem Wohlergehen angeordnet ist, also, wie es den Hirten aus der Höhe erscholl, nicht Reichthümer, nicht Wollüste, nicht Ehren,

nicht langes Leben, nicht Gesundheit, nicht Stärke, nicht Schönheit, sondern Friede. Denn die himmlische Heerschaar singt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen die das Gute wollen.“ Daher war auch des Heilands Gruß: Friede sei mit Euch! Dieser Friede ist Dante gleichbedeutend mit der Herrschaft des Gesetzes, dessen Zweck das Wohl des Staates ist. Das Recht ist ewig und keiner Rechnung der Verjährung unterworfen, das Gesetz ist der göttliche Wille selbst, und darum ist auch die wahre Freiheit nichts anderes als der freiwillige Gehorsam gegen das Gesetz. Hart tadelt er seine Landsleute in dem Sendschreiben vom März 1311, daß sie die Liebe zur Freiheit vorschützend gegen jegliches Gesetz wider den Fürsten der Gesetze sich verschwören, denn kein Zustand des Verbrechers ist entsetzlicher als wenn er schamlos und ohne Furcht vor Gott ganz nach Willkür handelt.

Der Traum des ewigen Friedens ist dem menschlichen Geschlecht angeboren und hat zu den verschiedensten Zeitaltern seine Propheten gefunden. Aber niemals hat er einen Seher begeistert, in welchem der Glaube an das Ideal zugleich so ganz Leben und Energie gewesen wäre, wie bei Dante. Im Vorhof der Hölle weist der Dichter den Thatlosen ihre Stelle an, wo sie in nichtigem Wirbel einer Fahne nachjagen, denn die Hölle selbst verschmäht die Jammervollen, die ohne Schuld und ohne Ruhm gelebt — diese Verachtung der Thatlosigkeit bezeichnet den ganzen Mann. Von der Vaterstadt vertrieben, wo er in der letzten Zeit mit klarem Bewußtsein der Einseitigkeit des Parteitreibens hatte steuern wollen, sehen wir ihn zu einem rastlosen Wanderleben verurtheilt, wo er zu kosten hat, wie salzig das Brod der Fremde schmeckt und wie hart es ist fremde Treppen zu steigen. Aber auch diese Unstätigkeit des Lebens dient ihm nur dazu immer mit neuen Mitteln, bald diesen, bald jenen zum Bundesgenossen werbend, für die Verwirklichung seiner Ideale zu wirken. So finden wir ihn bald im Lager der Parteien, bald im Rath und in der Begleitung der Fürsten, bald aber sehen wir ihn — den ersten Publicisten — seine offenen Sendschreiben an den Kaiser, an die Kardinäle, an die Florentiner, an die Fürsten und Völker Italiens richten, jene frühlingverkündenden und wieder zornglühenden, durch den Nachdruck alttestamentlicher Prophetensprache unterstützten Pamphlete, in welchen sein heroischer Patriotismus den energischsten Ausdruck gefunden hat. Dieser Drang an die Oeffentlichkeit sich zu wenden lag tief in seiner Natur. Es war ein vorzeitiger, fast traumhafter Ausbruch dieses Drangs, als er in der Verwirrung seines Schmerzes über den Hingang der Geliebten an alle Fürsten der Erde schrieb, um ihnen den Verlust als Vorboten, der die Zukunft der Welt bedroht, zu verkünden.

Dante glaubte nicht blos an das Ideal, er wollte es in's Leben rufen. Ebendamit wandte er sich an die Machtmittel seiner Zeit und das Ideal selbst erhielt von daher seine nähere Bestimmtheit. Er dachte es verwirklicht durch die Ordnungen des Mittelalters, nicht wie sie in der Wirklichkeit waren, aber wie sie der Idee nach sein sollten. Hier vor Allem erscheint er als der Sohn seiner Zeit, aber keiner hat die großen Ideen welche das Mittelalter erzeugt hat, die Idee des allgemeinen Kaiserthums und die Idee der allgemeinen Kirche, so großartig und rein aufgefaßt wie er. Alle Erfahrungen eines bewegten politischen Lebens, alle Weisheit die er sich bei den Dichtern und Philosophen des Alterthums wie bei den Scholastikern seines Jahrhunderts geholt, selbst die Erinnerung an die frühverstorbene Jugendgeliebte setzt er daran, um der Mitwelt einleuchtend zu machen, welches der normale Zustand der Welt sei, und welches die Mittel, um an die Stelle der gestörten Ordnung den Zustand wahrer Glückseligkeit treten zu lassen. Nicht in chimärischer Ferne winkt jenes goldene Ziel, nicht einer Neugestaltung der Gesellschaft bedarf es, vielmehr sind die Mittel zur Glückseligkeit bereits gegeben, es gilt nur sie anzuerkennen und der bestehenden von Gott gesetzten legitimen Ordnung sich zu unterwerfen. Alle Zerrüttung in der Welt hat nur darin ihren Grund, daß dem Kaiserthum, dessen Legitimität Dante nicht blos bis zu Augustus sondern bis zu Aeneas hinauf verfolgt, der Gehorsam verweigert wird, daß die Städte in egoistischer Verblendung das eigene Kaiserthum verlassen und ein neues Reich versuchen, daß die Kirche, anstatt ihrer Bestimmung gemäß die Leiterin der geistlichen Angelegenheiten zu sein, aus Herrschsucht in die weltliche Regierung sich eingemischt und die Empörung gegen den Kaiser aufgestiftet und unterstützt hat. Und nicht blos die Empörer trifft bitterer Tadel, sondern auch diejenigen Kaiser, welche Italiens Wunden zu heilen vermochten aber sie nicht heilten, einen Rudolf welcher nur die deutschen Gaue pflegend des Reiches Garten versäumte, und zürnend ruft er des Himmels Strafgericht auf Albrecht's Blut herab, der das wilde Thier Italien, statt mit kräftiger Hand zu zügeln, verließ, so daß es nun keinen Zügel mehr spürend in ungezähmter Wuth tobt. Das Schlimmste freilich was je die Kaiser gethan ist die Schenkung weltlichen Besitzes an den Papst, denn daher rührt — Hölle und Fegfeuer und Paradies sind voll des Beweises — alle Entartung der Kirche, das Unglück Italiens, ja die Zerrüttung der Welt. Es ist der Kirche des Mittelalters, den „raubgierigen Wölfen in Hirtenkleidern," den Orden, den Päpsten nie Stärkeres gesagt worden, als in den ehernen Terzinen, welche Dante dem Petrus, dem Dominicus, der Beatrice in den Mund legt. Kein Papst hat seine Stelle im Paradies gefunden.

Wiederherstellung der kaiserlichen Autorität und Rückkehr der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit, als sie noch nicht durch irdischen Besitz ihrer Mission entfrembet war, sind die Heilmittel der kranken Welt. Die Doppelherrschaft des Kaiserthums und Papstthums, beide zusammenwirkend zur Herstellung der menschlichen Glückseligkeit, aber jedes unabhängig vom anderen, jedes auf sein eigenes Gebiet beschränkt, beide von Gott unmittelbar eingesetzt, zur weltlichen Lenkung das eine, zur geistigen Führung das andere — dies ist der Schlußstein des politischen Systems, wie es aus philosophischen Spekulationen, aus der Betrachtung des Weltenlaufs, aus den Erfahrungen der politischen Praxis in Dante allmählich gereift war. Zur Zeit als Kaiser Heinrich VII. herannaht, um die gesunkene Kaisermacht wiederaufzurichten, ist dieses System vollendet. Und jetzt hat es die Probe zu bestehen, der ersehnte Moment der Rettung ist gekommen. Mit begeisterten Worten begrüßt Dante den Gesandten des Himmels, den Bringer des Friedens und der Gerechtigkeit, den neuen Moses, welcher sein Volk von den Unterdrückungen der Aegypter befreien und in ein Land voll Milch und Honig führen wird. Denn siehe, erschienen ist die hochwillkommene Zeit, in welcher die Zeichen des Trostes und Friedens sich erheben. Der neue Tag erglänzt, seinen Schimmer zeigend, der schon die Finsterniß des langwierigen Elends verscheucht. Schon verstärken sich die Lüfte des Morgens, der Himmel röthet sich an seinen Rändern und kräftigt mit milder Klarheit die Wahrzeichen der Völker. Bald werden wir die ersehnte Freude sehen, die wir lange in der Wüste umnachtet waren. Freue dich jetzo, Italien, selbst den Saracenen bisher mitleidwürdig, die du hinfort beneidenswerth sein wirst der ganzen Welt. Dein Bräutigam, welcher ist die Freude des Weltalls und der Stolz deines Volks, der gnadenreiche Heinrich eilt zur Hochzeit. Trockne die Thränen und tilge die Spuren des Kummers, du Schönste, denn der dich befreien wird aus dem Kerker der Gottlosen ist nahe. — Der eine Gedanke erfüllt jetzt die Brust des Dichters und Patrioten. Er verdoppelt seine Thätigkeit; alle seine Studien, seine Bestrebungen haben jetzt einen festen Mittelpunkt. Schon spielen die neuen Ideen herein in die Fortsetzung des Gastmahls, dieses gelehrten, encyklopädischen Werkes, in welchem er der jugendlichen Begeisterung für die Philosophie als den Inbegriff des Wissens ein Denkmal zu setzen im Begriff war. Aber er hat keine Muße das Werk zu vollenden, dessen Entwurf einer anderen Stimmung angehörte. Die Zeit drängt. Es gilt die Zeitgenossen zu überzeugen, zu begeistern, fortzureißen, zu strafen. Er schreibt den Tractat von der Monarchie, um mit allem Aufwand gelehrten Scharfsinns die Rechtmäßigkeit des Kaiserthums und seine Unabhängigkeit von

der Kirche nachzuweisen. Er fordert die Völker Italiens auf freudig den kommenden Herrn aufzunehmen, vor dessen Anblick sie freilich mit Recht zittern, der aber jede Strenge verabscheut, und strafend diesseits der Mitte bleibt, vergeltend weit jenseits der Mitte hinausgeht. Er hält den Florentinern den Frevel ihres Ungehorsams vor und ruft Gottes Gericht über sie herab, die das Joch der Freiheit verschmähen und zu des Aufruhrs Raserei sich versteigen. Er beschwört Heinrich selbst, sofort auf das Ziel loszugehen; er treibt ihn zur Eile, damit er Florenz, den Hauptsitz der Rebellion, das Füchslein des Gestanks einnehme, und schilt sein Zögern, durch welches, wie Dante richtig bemerkt, auch die bisherigen Erfolge gefährdet sind.

Es war vergebens. Schon aus dem letzten Sendschreiben spricht mehr Jammer und Zorn als freudige Zuversicht. Dante mußte auch die glänzende Erscheinung des Luxemburgers zusammensinken sehen. Noch baut er auf den Erfolg der kaiserlichen Partei in Italien. Er klammert sich an Heinrich's Testamentsvollstrecker, Can grande della Scala, das mächtige Haupt der Ghibellinen. Als auch diese Erwartung sich nicht erfüllen will, hofft er wenigstens vom Lauf der Jahrhunderte, daß ein Retter erscheinen und das gestörte Gleichgewicht wiederherstellen werde. Die Hoffnung selbst verließ ihn nicht, er gab ihr eben jetzt den großartigsten und umfassendsten Ausdruck in seinem Gedichte, dessen Vollendung die Arbeit seiner letzten Jahre war. Er hatte es früh begonnen, im Exil war es sein treuer Begleiter. Hölle und Fegfeuer waren schon vor dem Römerzug Heinrich's vollendet. Jetzt arbeitete er sie um vom Standpunkt seines politischen Systems und machte seine Wanderung durch die drei Reiche zu einer großartigen Allegorie auf den idealen Zustand, zu welchem die Menschheit durch die doppelte Führung der beiden römischen Sonnen, der weltlichen Monarchie und der Kirche, bestimmt ist. Seine praktischen Plane waren gescheitert. Aber den künftigen Geschlechtern zum Vermächtniß sollte in verklärtem Bilde das Ringen des Jahrhunderts vor Augen gestellt werden. Unsterblichem Gesange übergab er, was er gedacht, geschaut und geliebt hatte.

Dante hatte das Unmögliche gewollt. Seine politische Idee war eine Chimäre. Sie ist es nicht blos heute, sie war es schon damals. Vom Kaiser die Wiederaufrichtung der Universalmonarchie und die Zurückdrängung der kirchlichen Gewalt in ihre Grenzen erwarten, hieß den ganzen Zug der Geschichte verkennen. Wie viel schärfer blickend als Dante mit seinem römischen Enthusiasmus und florentinischen Pessimismus ist sein Zeitgenosse und Landsmann Giovanni Villani, wenn er sagt: Rom ist im Sinken, meine Vaterstadt aber im Aufsteigen und zur Ausführung

großer Dinge bereit! Aber wo der Politiker seine Schranke fand, entfaltete der dichterische Genius seine glänzenden Schwingen. Dante schloß sein Ideal in eine Form, die einer bereits überschrittenen Bildung angehörte. Aber nur auf dem Grund einer fertigen, abgeschlossenen Weltanschauung konnte er sein riesiges Gedicht aufbauen. Es kehrt hier ein Gesetz wieder dem wir auch sonst begegnen. Die religiöse Kunst erstieg mit Raffael erst dann den Gipfel, als Niemand mehr an die Madonnen glaubte. So war auch die poetische Verklärung des mittelalterlichen Staatsideals nur möglich als seine Zeit vorüber war. Eben als es unwiederbringlich entschwand, faßte es der Dichter auf in seinem Zauberspiegel und errichtete ihm ein unsterbliches Denkmal. Die göttliche Komödie ist das gewaltige Mausoleum der Ideen des Mittelalters, errichtet von dessen größtem Sohne, ein Mausoleum in drei Stockwerken, ausgeführt mit jenem mathematischen Scharfsinn wie die Dome jener Zeit; wie sie in breiter Masse festgegründet auf der Erde aber in allen Theilen aufwärtsstrebend, mit tausend Armen nach dem Ewigen verlangend, in tausend schmachtenden Kreuzesblumen ausklingend in den Himmel.

Die Dante'sche Welt ist nicht unsere Welt, sein politisches System so wenig als sein theologisches und astronomisches. Auch darin war er der Sohn seiner Zeit. Er glaubte noch an die objektiven Mächte, welche ihm sein Jahrhundert entgegenbrachte. Ohne Kritik nimmt er die Sagen des Alterthums hin und gebraucht sie als historische Beweismittel. Fest steht ihm die Autorität des Stagiriten, wie der Glaube der Kirche. Wie mit dreifachem Erz gepanzert, ist seine Weltanschauung eingeschlossen in die dreifache Orthodoxie des Ptolomäus, des Aristoteles, und des Thomas von Aquino. Und dennoch, trotz alledem weht moderne Luft in seinen Terzinen, dennoch ist er der erste Dichter der Neuzeit.

Wie donnert er in seinen Episteln gegen den egoistischen Individualismus, der die alten Ordnungen zerschlägt und sich sein eigenes Gesetz giebt, und wie ist doch seine Hölle eine Verherrlichung desselben Individualismus! Wider Willen beugt er sich vor der neuen Macht welcher die Welt gehört, er ist selbst ihr kühnster Prophet. Trotzig stehen seine Gestalten da, losgerissen von dem System welches das Ganze umspannt, in der Fülle eigener Lebenskraft heben sie sich ab von dem mystischen Grunde, ihre Charakteristik hat in den meisten Fällen nichts zu schaffen mit der Stelle, welche ihnen im Gedicht angewiesen ist. Auch unter den Verdammten, nicht blos im Vorraume der edlen Heiden, findet Dante nicht Wenige, die er als groß und verehrungswürdig preist; es sind ganze Menschen, groß in ihren Lastern, liebenswürdig in ihren Verirrungen. Mit erhobener Brust und Stirne spottet Farinata, das Ghibellinenhaupt,



der Hölle und das Schicksal seiner Partei macht ihm mehr Schmerzen als der Flammensarg, in welchem er als Ungläubiger liegt. Cunizza, die Schwester Ezzelin's und der Minnesänger Folco von Marseille rühmen sich noch im Venushimmel der Sünden ihrer irdischen Liebesgluth und fühlen kein Leid darob, und wer denkt bei der ewig schönen Erzählung der Francesca von Rimini an die Qualen des Orts, an welchen sie das strenge System verbannt. Der Dichter selbst ist von Rührung übermannt, kein Tadel kommt auf seine Lippen, keine Reue auf die Francesca's. Dante stellt sich über das Machtgebot seines eigenen Systems, nie ist die Verirrung der Liebe reizender und zarter geschildert worden. Gleichsam als Gegengewicht gegen die Schwere des unerbittlichen Schicksals, das auf ihnen lastet, sind die Seelen mit dem vollen Rechte lebendiger Individualität ausgestattet. Nur dadurch wird das Bild der Hölle mit seinen grotesken Strafgerichten erträglich. Es entsteht ein Reiz des Contrastes, welcher dem Paradies nothwendig fehlen mußte.

Solche Freiheit des Urtheils ist nicht aus dem Geist des Mittelalters, so wenig als die Schärfe der Charakterzeichnung und der Reichthum der Seelenschilderei. Zum ersten Mal erscheint in Dante ein Dichter, der aus der Selbstbeobachtung ein eigenes Studium macht. Der conventionelle Kreis der provençalischen Dichtung ist mit einem Mal durchbrochen. Einfach ist der Faden, an welchem in der Vita nuova sich der Liebesroman seiner Jugend abspinnt, äußere Motive wie die Verheirathung der Geliebten werden gänzlich verschmäht, keine spannende Verwicklung, kein äußerlicher Apparat. Aber wie fein weiß er jede Regung seines Herzens zu belauschen und wiederzugeben, von jenem Moment an wo beim ersten Anblick der Geliebten der Lebensgeist in den verborgensten Kammern des Herzens heftig erzitterte! Wo hat ein Dichter vor Dante das berauschende Entzücken, die göttliche Allgewalt der Liebe, die Seligkeit eines Grußes und wieder das Zehrende der Liebesqual in solchen Tönen auszudrücken vermocht! Wie weiß er zu schildern, wie die bloße Hoffnung eines Grußes ihm das Herz erweitert und ihn willfährig macht, Jedem zu verzeihen von dem er irgend beleidigt worden wäre! Als die Geliebte hingegangen ist und die Stadt wie eine Wittwe aller ihrer Würde beraubt gelassen, wie fein hat schon der Dichter des dreizehnten Jahrhunderts es gefühlt, daß das Aussprechen des Schmerzes im Lied die Befreiung vom Schmerze ist, und wie offen und treu schildert er den inneren Kampf, als neue Liebe tröstend sich in sein Herz schleicht! Das ist moderne Kunst, die heute noch und in alle Zeit verstanden wird. Und was hier in der Vita nuova auf einen bestimmten Kreis von Gefühlen beschränkt ist, erscheint dann im großen Gedicht erweitert zu einer ganzen Stufenleiter

der menschlichen Gefühlswelt vom höchsten sittlichen Pathos bis zur weichsten Empfindung, von der Aufwallung energischen Zornes bis zum Hauch des Seufzers. Nur Eins ist noch staunenswerther als dieser Reichthum der Empfindung: es ist die bewußte Kunst des Ausdrucks, die absichtvolle Wirkung, die sichere Herrschaft über die Mittel. Er will erschüttern, er will rühren und er weiß, daß ein höchstes Mittel der Kunst darin besteht, am rechten Ort zu verstummen und den Rest durch die Phantasie des Lesers ergänzen zu lassen.

Zu diesen Mitteln der Kunst kommt noch ein Weiteres. Die Beobachtung der äußeren Welt ist nicht minder ausgebildet als die Beobachtung seines eigenen Selbst. Auch in den Gleichnissen durchbricht Dante kühn den überlieferten Gesichtskreis seiner Vorgänger. Seine Bilder haben nichts Conventionelles, sie sind nie bloßer Zierrath. Darum sind sie kurz, meist nur wenige Worte, aber schlagend, von höchster Anschaulichkeit. Denn sie sind unmittelbar der umgebenden Welt entlehnt, bald der Natur mit ihren wechselnden Erscheinungen die er schon in bestimmte Beziehung zu entsprechenden Empfindungen setzt, bald der bunten Fülle des Menschenlebens in die er frisch hineingreift, um das bezeichnende Bild zu holen. Oft ohne sich lange zu besinnen, ob es auch edel und würdig genug sei: so sehr ging ihm die Lebenswahrheit über Alles, so gab er sich in naiver Lust dem neuen Trieb nach eigener Erfahrung und selbständiger Auffassung hin. Wo einmal solche Lust der Empirie, ein so unbefangenes Sichumsehen in der Außenwelt geweckt war, konnte der Tag nicht ferne sein, da die Natur aufhörte eine dunkle Macht, ein unverstandenes Geheimniß zu sein. Hinter so fleißiger, vorurtheilsloser Beobachtung stand unmittelbar der Geist der wissenschaftlichen Forschung um Einlaß zu begehren.

Selbst auf dem Gebiet des Glaubens, so unantastbar es für Dante war, bezeichnet er doch genau die Grenze, bis zu welcher der leidenschaftliche Trieb nach Erkenntniß Hand in Hand mit dem überlieferten System gehen konnte, ohne diesem gefährlich zu werden. Welche Kühnheit des Selbstbewußtseins spricht aus jener Stelle am Ende der Wanderung durch das Fegefeuer, wo Dante von dem scheidenden Begleiter die Mitra und die Krone erhält, wo ihm also das Recht zugesprochen wird, hinfort sein eigener Papst und Kaiser zu sein! Es klingt schon scharf an die reformatorische Predigt an, wenn Beatrice im Paradies mit kräftigen Worten die Priester rügt, welche statt des Evangeliums ihre Erfindungen auf die Kanzel bringen und jährlich eine Menge Mährchen auskramen, so daß die einfältige Heerde mit Wind genährt von der Waide heimkehrt; wodurch auf Erden die Dummheit also gewachsen ist, daß man ohne Beweis und Zeugniß jedes Versprechen glauben würde. Das Wissen, heißt



es im Gastmahl, ist die höchste Vervollkommnung unserer Seele in welcher unsere höchste Glückseligkeit besteht, und noch im Paradies klingt die Stelle bedenklich genug, wo das Recht, ja die Nothwendigkeit des Zweifels von Dante damit behauptet wird, daß aus dem unwiderstehlichen Trieb nach Wahrheit einem Schößling gleich am Fuße des Wahren der Zweifel aufschieße, und die Natur uns so von Stufe zu Stufe zum Gipfel treibe. — Man darf auf solche Stellen nicht allzu großes Gewicht legen. Dante war eine systematische, nicht eine kritische Natur. Aber der leidenschaftliche Wissenstrieb an sich deutete nach vorwärts, wie die Absicht einer Popularisirung des damaligen Wissensstoffes, die der Zweck seines Gastmahls war.

Wie ganz modern ist dann jenes weltbürgerliche Bewußtsein, welches Dante in den Jahren der Verbannung aufgeht! Es hängt nicht etwa mit seiner politischen Theorie zusammen, wonach die Monarchie des Kaisers sich über alle Reiche erstreckt; es ist ganz geistig gefaßt, es ringt sich los aus den Schmerzen verzehrenden Heimwehs. Ein Freund theilt ihm mit, daß die Florentiner ihn zurückzurufen beschlossen haben, aber unter Bedingungen die der Dichter als schmachvoll zurückweisen muß. Ist das der Ruhm, schreibt er zur Antwort, mit welchem man Dante Alighieri in das Vaterland zurückruft, nachdem er fast drei Lustra der Verbannung ertragen? Auf solche Weise belohnt man seine Unschuld, die Niemand mehr verkennt? Auf solche Weise den Schweiß und die Arbeit, welche er auf Gelehrsamkeit verwandt hat? Fern sei es von einem Manne, der die Gerechtigkeit predigt, daß er, der Beleidigte, seinen Beleidigern als wären es seine Wohlthäter Geld zahle? Das ist nicht der Weg in mein Vaterland zurückzukehren. Wenn man nicht auf einem ehrenvolleren Weg in Florenz eingehen kann, so werde ich nie wieder in Florenz eingehen. Und warum nicht? Werde ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall erblicken? Nicht überall unter dem Himmel den edelsten Wahrheiten nachforschen können, ohne daß ich mich ruhmlos, ja schmachbeladen wieder darbiete dem Volk und der Stadt von Florenz? Und auch Brod, hoffe ich, wird mir nicht fehlen. — Freilich solche bewußte Selbstbefreiung von der Scholle war in ihm zugleich mit der innigsten Liebe zum Vaterland. War dies doch selbst in der werdenden Nation ein modernes Gefühl, das zum ersten Mal in Dante mit der frischen Begeisterung, wie sie eine neue Entdeckung zu begleiten pflegt, Ausdruck gewann. Und er hatte das Vaterland entdeckt, in seiner Sprache — das schöne Land, in dem das si erklingt.

Es war ein unerhörtes Wagniß, das große Werk, welches nichts Geringeres als die geistige und politische Rettung des Menschengeschlechts

bezweckte, in der neuen Sprache zu dichten. Diese Sprache war erst noch zu bilden, ja zu schaffen. Unter den zahlreichen Dialekten, in welche die Volkssprache in Italien zerfiel, hatte sich keiner die Herrschaft über die anderen erringen können. Sie alle, die einen mehr die anderen weniger, waren unedel, häßlich; keiner war würdig zur Nationalsprache erhoben zu werden. Aber indem Dante diese suchte, erkannte er daß sie in allen Dialekten zugleich war. In jeder Mundart, sagt er in der unvollendeten Schrift über die Volkssprache, ist etwas Schönes und in keiner alles Schöne; die Volkssprache, welcher wir nachjagen, ist in jeder Stadt zu spüren und macht doch in keiner Wohnung. Indessen war für diese erst gesuchte Idealsprache, zu der jeder Dialekt das Seinige beitragen und in welcher die Einseitigkeiten eines jeden aufgehoben sein sollten, bereits vorgearbeitet. Die lebendigen Interessen der Gegenwart, der erweiterte Verkehr und insbesondere der Dienst der Frauen hatten das Bedürfniß nach einer modernen Sprache erweckt, welche weder die todte Sprache der Gelehrten, noch das gemeine überall verschiedene Idiom des Volkes sein konnte. In den gebildeten Kreisen, an den Höfen fing man an sich einer Sprache zu bedienen, die das Schöne aus den Dialekten vereinigend sich über dieselben erhob. An dem sicilischen Hofe Friedrich's II. steuerte man zuerst mit Bewußtsein auf diese Sprache los, welche der provençalischen — bisher auch in Italien Organ der Poesie — ebenbürtig zur Seite treten sollte. Was immer zu jener Zeit die hervorragendsten Italiener ersannen, sagt Dante, das trat am Hofe jener ruhmwürdigsten Helden, des Kaisers Friedrich und seines erlauchten Sohnes Manfred, zuerst an's Licht. Dante nennt darum auch die neue Sprache bald die sicilianische, obwohl er sie vom eigentlichen Dialekt der trinakrischen Insel wohl unterscheidet, bald die Hofsprache, weil eben diejenigen, welche in den königlichen Häusern verkehren, sich derselben bedienen, und weil, wie er bezeichnend hinzufügt, wenn wir Italer einen Hof hätten, sie die Sprache des Palastes sein würde; oder er nennt sie auch die latinische, um damit zu bezeichnen daß sie keiner einzelnen Stadt Italiens angehört, sondern allen gemeinsam ist; doch am liebsten nennt er sie die erlauchte, weil sie aus so vielen rohen lateinischen Worten, aus so vielen verwirrten Wortfügungen, mangelhaften Aussprachen, bäurischen Lauten, als eine so ausgezeichnete, klare, vollkommene und so gebildete erwählt ist, weil sie mächtig ist die menschlichen Herzen zu bewegen, und weil sie ihren Freunden Ehre und Berühmheit bringt; wir haben es, setzt der Dichter hinzu, selbst erfahren, die wir durch die Süßigkeit dieses Ruhms unsere Verbannung mildern.

Aber diese Sprache, wie Dante sie antrifft, ist noch keine fertige.

Wie er ihr erst den Namen sucht, so ist auch ihr Gefüge, ihre Eigenthümlichkeit erst im Werden. Nach den Sicilianern versuchen sich insbesondere die Florentiner, Dante's unmittelbare Vorgänger, in der neuen Weise und bestreben sich sie auszubilden. Aber so lange sie nichts Anderes auszusprechen hat als den conventionellen Inhalt des provençalischen Minnesangs, fehlt ihr die Legitimation. Beides erhielt sie durch Dante: die definitive Fixirung der Form und der Stempel vollwichtiger Autorität. Er vollendete mit Bewußtsein jene Säuberung der Dialekte, schuf sich dadurch ein Organ, das dem Ausdruck der höchsten Ideen, der zartesten Empfindung, der kräftigsten Leidenschaft gewachsen war und erhob durch die That seines großen Gedichts die Sprache, in der es gedichtet war, zur allgemein giltigen. Er war der Gründer der Sprache seines Volks.

Er war es nicht ohne innere Zweifel, nicht ohne äußere Anfechtung. Das allgemeine Vorurtheil der Zeit stand wider ihn. Nicht blos für gelehrte Werke, sondern auch für Poesien höherer Ordnung verlangte man Latein. Die Gelehrten zuckten die Achseln: wie konnte er sich zu einem Gedicht so erhabenen Inhalts der Sprache der Weiber, einer nur für Tändeleien geeigneten Mundart bedienen? Der poetische Briefwechsel Dante's mit seinem Freund Giovanni di Virgilio läßt uns recht in die damaligen Anschauungen der gelehrten Poeten blicken. Warum willst Du, schreibt „Mopsus", doch stets so Edles an den Pöbel wegwerfen, und wir, die wir im Studium bleich werden, bekommen nichts von Deinen Versen zu lesen? Ein Gelehrter verachtet Gemeines; keiner der alten Dichter, denen Du Dich zugesellst, hat in des Marktes Sprache geschrieben; wirf doch nicht die Perlen verschwenderisch vor die Säue, kleide die kastalischen Schwestern nicht in unwürdiges Gewand, sondern wähle die Sprache welche Dich auszuzeichnen im Stande ist. Wenn Dir am Ruhm liegt, so wird Dir die ärmliche Schranke nicht genügen, noch des Pöbels Beifall. — Auch das Beispiel Dante's vermochte diese Vorurtheile der gelehrten Klasse nicht zu überwinden. Giovanni schrieb diese Ermahnungen dem älteren Freund in dessen letzten Lebensjahren, als bereits ganz Italien von dem Ruhm des Dichters voll war. Noch später waren Boccaccio und Petrarca ganz derselben Ansicht.

Dante war von diesem allgemeinen Vorurtheil nicht unberührt. Er hatte geschwankt. Den Anfang der göttlichen Komödie hatte er bereits in lateinischen Versen begonnen. Er kann es im Gastmahl, wo er die Volkssprache mit der lateinischen vergleicht, sich nicht verbergen, daß die letztere sowohl an Adel als an Tüchtigkeit und Schönheit überlegen ist. Denn das Lateinische ist ewig und unvergänglich, die Volkssprache unbeständig und vergänglich; jenes drückt viele Vorstellungen des Geistes aus

welche diese nicht auszudrücken vermag, diese ist nur Sache des Gebrauchs, jenes Sache der Kunst. Warum gebraucht er nun gleichwohl die minder schöne und edle Sprache? Warum gilt ihm diese doch wieder als höchst lieblich und liebenswürdig, fähig die erhabensten und neuesten Gedanken fast ebenso angemessen, ausreichend und geschickt auszudrücken wie die lateinische? Was giebt ihm die Zuversicht, daß gerade auf dem großen Gedicht in der Volkssprache sein Ruhm unzerstörbar ruhe?

Dante rechtfertigt sich mehrfach über den Gebrauch der Volkssprache. Zwar des Giovanni Aufforderung umgeht er mit einer ironischen Wendung. Er wußte, daß diese Leute nicht zu überzeugen. Aber im Gastmahl sucht er ausführliche Gründe zusammen, künstlich, spitzfindig, wie sie dieses Werk überhaupt charakterisiren. Sie lassen mehr durchfühlen was ihn bewog, als daß sie es klar entwickeln. Er hascht nach Beweisen, um zu vertheidigen was mehr Sache des Instinkts als bewußte Absicht ist. Denn nehmen wir Alles zusammen, so ist, was ihn für die Volkssprache entschied, nichts Anderes als der Instinkt der werdenden Nationalität, welche erst in der Sprache ihrer selbst bewußt wurde, es ist der Instinkt des demokratischen Geistes, der es verschmäht für eine besondere Klasse zu dichten was der Wohlfahrt Aller zu Gute kommen soll, und nur Eines Motivs ist der Dichter sich klar bewußt, des stärksten von allen, seiner natürlichen Liebe zur Muttersprache.

Und mit welch' innigem Stolze bekennt er sich zu dieser Liebe! Es sind die einzigen Abschnitte in dem gelehrten Buche, wo dem Dichter das Herz aufgeht und durch die kunstvollen Beweisführungen die Macht eines lebendigen Gefühls durchbricht. Beredt ruft er Schmach und Schande herab auf jene schlechtgesinnten Italiener, welche unter nichtigen Vorwänden eine fremde Volkssprache empfehlen und die eigene herabsetzen: Das sind alle jene verabscheuungswürdigen, schlechten Italiener, welche ihre köstliche Muttersprache für eine schlechte halten, die nur in sofern eine schlechte zu nennen ist, als sie aus dem feilen Munde dieser Verfälscher kommt. Und nun fährt er mit dem schönen Gleichniß fort: Wenn aus den Fenstern eines Hauses vor Aller Augen Feuerflammen schlügen und Jemand fragte, ob drinnen Feuer sei, und ein Anderer antwortete mit Ja, so würde man nicht wissen, welcher von beiden der Lächerlichste sei. Und dasselbe wäre der Fall, wenn Jemand mich fragte, ob ich meine Muttersprache liebe und ich bejahte es. Wie der Sohn dem Vater, wie jedem Menschen sein Land am nächsten steht, weil er damit am innigsten verbunden ist, so ist die Muttersprache jedem das Nächste, ja das Allernächste, indem er mit ihr am innigsten verknüpft ist und sie ihn mit den nächsten Personen, nämlich mit den Eltern, mit den Mitbürgern und mit



seinem Volke verbindet. So ist er, wie Dante weiter fortfährt, ihr Freund geworden und diese Freundschaft ist durch Wohlthaten und die lange Gewohnheit immer mehr befestigt und verstärkt worden: denn von Anbeginn meines Lebens herrschte zwischen ihr und mir Wohlwollen und Mittheilung, indem ich mich ihrer bediente bei der Betrachtung, Auslegung und Untersuchung, so daß wenn die Freundschaft, wie unleugbar, durch die Gewohnheit zunimmt, sie offenbar bei mir zugenommen hat, der ich mich der Muttersprache mein ganzes Leben bedient habe.

In diesem Preis der Muttersprache, in diesen Zornesworten gegen ihre Verächter redet nicht mehr der Gelehrte, es redet der feurige Patriot. Es ist eine ganze Welt, die sich uns in der Betrachtung Dante's und seiner Werke zusammendrängt. Aber von welchem Ausschnitt dieser Welt wir ausgehen mögen, immer werden wir wieder auf den Punkt geführt, wo wir Dante als dem Herold seiner Nationalität begegnen. Die Liebe zur Muttersprache ist nichts als die Liebe zum neuen Italien. An der gemeinsamen Sprache ist ihm das Bewußtsein des Vaterlands aufgegangen, diesem gehört sein Herzblut, jeder Hauch seines dichterischen Genius.

Aber wie will nun damit sein politisches System stimmen? Erwartet er nicht alles Heil von der Herrschaft des deutschen Kaisers, beweist er nicht mit allen möglichen und unmöglichen Gründen, daß dieses Kaiserthum die von Gott geordnete, definitive Ordnung der Welt ist, und knüpft er nicht damit die Schicksale seines Vaterlands an eine fremde Macht? Diese Frage ist neuerdings mehrfach besprochen worden, die Antwort ist einfach, der Widerspruch leicht zu heben.

Dante übergiebt die oberste Leitung des Menschengeschlechts, damit seine Bestimmung auf Erden, ein geordnetes Staatsleben, erfüllt werde, dem römischen Kaiser. Sein Reich ist Eines und untheilbar. Als oberster Herr und Regierer besitzt er Alles; sein sind die Quellen, die Meere, die Inseln, die Alpen; sein Garten und Reich ist was der Himmel einschließt. Die Universalität und unzerreißbare Einheit des Reichs ist was Dante immer am stärksten betont. Aber diese Einheit ist eine ideale, welche die Mannigfaltigkeit der Nationen, der Staaten und Staatsformen nicht ausschließt sondern zu ihrer Voraussetzung hat. Der Monarch ist nicht der unmittelbare Regent der Völker, sein Amt ist die Ordnung des Ganzen, die Wahrung des Friedens, die Aufrechthaltung der Gesetze; er ist Haupt und Beschützer verbündeter Staaten, der persönliche Ausdruck des einträchtigen Willens der Menschheit. Wenn ich behaupte, heißt es im Buch von der Monarchie, das menschliche Geschlecht kann nur durch einen obersten Herrn regiert werden, so ist das nicht so zu verstehen, als

ob die kleinsten Rechtshändel eines jeden Städtchens von ihm allein unmittelbar entschieden werden sollten; denn Völkerschaften, Reiche und Verfassungen haben Eigenthümlichkeiten die nicht durch gleiche Gesetze zu regeln sind. Sondern der Sinn ist der, daß das menschliche Geschlecht im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt von ihm regiert und durch eine gemeinschaftliche Regel von ihm geleitet werde. Das Kaiserthum ist also nicht die Aufhebung der nationalen Besonderheiten, sondern die Verwirklichung des allgemeinen Friedensideals, es bezieht sich weniger auf die einzelnen Staaten als auf die Menschheit, es hat eine wesentlich ideale Bedeutung.

Im Buch von der Monarchie entwickelt Dante auf philosophische und historische Weise die Theorie des Kaiserthums. Beweist er hier etwa, daß das Kaiserthum an die deutsche Nation geknüpft und dieses somit zur Herrschaft über die Welt berufen sei? Er beweist das gerade Gegentheil. Er kennt kein deutsches, er kennt nur ein römisches Kaiserthum. Er beweist, daß das römische Volk vermöge seiner Weisheit und übermenschlichen Tugend von Gott den Beruf zur Weltherrschaft erhalten habe. Die Römer sind das edelste Volk das allen anderen vorangeht, alle ihre Kriege bezweckten den allgemeinen Frieden, Gott hat durch seine Wunder ihre Herrschaft legitimirt, ja der Sohn Gottes hat, indem er unter der Regierung der römischen Monarchie geboren wurde, damit ihre Rechtmäßigkeit anerkennen wollen. Wäre doch selbst die Sünde Adam's in Christo nicht wirklich gestraft, wenn nicht ein legitimer Richter das Strafamt vollzogen hätte! So hat Christus selbst Rom die Weltherrschaft bestätigt, wie Petrus und Paulus durch ihr Marthyrium Rom zum Apostelsitz weihten. Rom ist der geheiligte Ort für die zwei Führer der Welt, hier waren die beiden Sonnen, welche den Weg zur irdischen und zur himmlischen Glückseligkeit erhellen. Der Mittelpunkt Italiens ist auch der Sitz der Weltherrschaft.

So wird schon in der theoretischen Erörterung das Kaiserthum doch wieder zu einer nationalen Institution, es ist wesentlich an Italien geknüpft, und wo nun der Dichter auf dem Boden der Gegenwart steht, wo er als praktischer Politiker spricht, kehrt sein Blick von der Ueberschau der Welt immer zum Vaterland zurück. Es kümmert ihn wenig was außerhalb desselben geschieht. Um Italien ist es ihm zu thun, wenn er die Segnungen des Kaiserthums preist, für *seine* Wohlfahrt ruft er den Retter herbei, und wenn die allgemeine Ordnung der Welt zerstört ist, so ist es sein Vaterland dessen Jammer er beweint. Daß die Träger des Kaiserthums zur Zeit Deutsche sind, berührt er nie mit einem Wort, er nimmt es als etwas Gegebenes hin: genug daß sie die Nachfolger des Cäsar und Augustus sind. Von der deutschen Nation redet er kaum ein



einziges Mal, nicht öfter von der französischen; eine einzige Nation füllt seinen Gesichtskreis aus, seine eigene. Die allgemeine Zerrüttung die durch die Schwäche der Kaiser, durch die Habsucht der Kirche eingetreten, schildert er stets an dem Zustand der Unordnung in Italien, an den Empörungen, Lastern, der Zerrissenheit seines Vaterlands. Wie glücklich wäre Ausonien, wenn nicht der Schwächer seiner Macht (Constantin) geboren wäre oder seine fromme Absicht nicht ihn selbst getäuscht hätte! Daß er Italiens Wunden nicht geheilt, ist der Vorwurf, der den Kaiser Rudolf trifft; den Garten des Reichs versäumend weilte er und Albrecht jenseits mit gierigem Hoffen. Ergreifende Zeilen giebt ihm die Trauer um des Vaterlandes Schmach ein: geknechtetes Italien, Herberge des Jammers, Schiff ohne Steuermann auf stürmischem Meere, nicht Herrin der Provinzen, sondern Haus der Schande! Wie ist es störrisch und tückisch geworden, seitdem es nicht mehr mit dem Sporn gelenkt wird sondern sich selber regiert! Für das erniedrigte Italien, für welches Camilla, Euryalus und Turnus starben, sehnt er den Retter herbei. An ganz Italien wendet er sich, als der Kaiser herannaht der die ehrwürdigen Adler des Kapitols über die Alpen und Appenninen zurückbringt; Italien leuchtet gleich der ersehnten Morgensonne neue Hoffnung glücklicher Zeiten. Und als auch dieses Sternes Schimmer plötzlich verlischt, hofft er noch von einem einheimischen Fürsten, daß er den Parteiungen ein Ende machen und die Wölfin durch Stadt und Land in die Hölle scheuchen werde, von wo der alte Neid sie heraufgesandt. Daß Italien mehr ist als was es äußerlich schien, eine Vielzahl von Städten und Herrschaften, daß es eine geistige Einheit bildet, ist seinem Geiste zuerst aufgegangen. Auf Dante's Namen durften sich diejenigen berufen, welche die ideale Einheit zur politischen zu machen strebten.

Italien wird das Fest seines Sängers als ein national-politisches feiern, nur so ist es eine seiner würdige Feier. Haben doch auch wir, als wir vor 6 Jahren das Jubiläum unseres größten Dramatikers begingen, überall die nationalen Momente aufgesucht welche sich für uns an den Namen Schiller knüpfen. Sprach sich doch auch damals in Reden und Schriften der Drang unseres Volks aus, die geistige Einheit, welche erst durch die Blüthe unserer nationalen Literatur zur bewußten wurde, aus dem Reich der Idee in die Wirklichkeit eingeführt zu sehen. Italien hat uns in dieser Beziehung ebenso den Vorsprung abgewonnen, wie es zu Dante's Zeit uns voran war in dem Instinkt der modernen Kultur und in dem Bewußtsein der Eigenthümlichkeit seiner Nationalität. Fast in denselben Tagen, in welchen Florenz zu dem Feste sich schmückt, zieht das Königthum Italiens in Dante's Heimath ein als in seine neue

definitive Hauptstadt. Es zieht dort ein vermöge eines Vertrags, welcher die Aussicht eröffnet auch das noch fehlende Stück, den einstigen Mittelpunkt der Halbinsel, dem Reiche zuzufügen und die Wölfin zwar nicht „in die Hölle zu verscheuchen von wo sie heraufgekommen," aber doch unschädlich zu machen. Eben dieses Zusammentreffen ist der schönste Schmuck des Festes. Anfang und Ende des Werdens der italienischen Nation schließen sich so zusammen in dem Namen Dante. In dem ehernen Standbild vor Santa Croce schaut der Dichter den Anbruch der Verwirklichung des Ideals an das er zuerst geglaubt.

Sein scholastisches System ist längst zu Grabe gegangen. Wir glauben nicht mehr an seine Hölle noch an seine Himmelskreise, wir lächeln über die Anstrengungen seiner Logik, über seine Substanzen und Intelligenzen, seine Mystik ist uns fremd geworden, sein politisches System war zu seinen Lebzeiten schon eingestürzt. Aber mit den Ideen, mit welchen er dieses System belebte, steht er noch heute im Mittelpunkt der Bestrebungen seines Volks. Im Eingang der Hölle schildert der Dichter, wie er sich nächtlich in einem wilden Waldthale verirrt findet. Beim Aufgang der Sonne erblickt er einen glänzenden Hügel. Er will ihn gewinnen, aber drei Thiere treten ihm in den Weg, ein leichter buntgefleckter Panther, ein heißhungriger Löwe und eine gierige Wölfin. Man weiß wie diese Allegorie sich durch das ganze Gedicht zieht. Der Panther ist das parteizerrissene Florenz, der Löwe Karl von Valois der vom Papst gerufen 1301 nach Florenz kam und hier gegen die Weißen wüthete, die Wölfin das weltliche Papstthum — innere Parteiung, fremde Einmischung und das weltliche Papstthum sind fort und fort die Uebel gewesen an welchen Italien krankte, und die Befreiung von diesen drei Thieren ist eben die Arbeit in welcher es heute begriffen ist.

Man hat es unter uns zuweilen patriotisch gefunden, in Dante einseitig seine Anhänglichkeit an das „römisch-deutsche" Kaiserthum, die Idee der Verbindung deutschen und italienischen Staatswesens zu betonen und so aus seinem Namen Capital zu machen für eine Politik, welche für Deutschland nicht minder ein Fluch gewesen ist wie für Italien. Wir meinen, es ist Dante's und unsrer selbst würdiger, wenn wir ihn erkennen als den der er war, als den Heros seiner Nationalität. Denn die Idee der Nationalität, die er für sein Volk zuerst erfaßte, enthält gleichzeitig das Recht aller übrigen, auf ihr beruht die Mannigfaltigkeit unserer heutigen Kultur, und sie ist es auf deren fortwirkende Kraft wir unsere Hoffnung auf einen deutschen Staat bauen. Eben indem er die Menschheit als ein Ganzes, als einen Organismus zusammenschauend dennoch auf diesem allgemeinen Grunde die Züge seines eigenen Volkslebens in

bestimmten Umrissen zeichnete und ihnen Sprache verlieh, hat er nicht blos dem eigenen sondern allen Völkern einen Dienst gethan, und so, darf man sagen, beruht seine kosmopolitische Bedeutung weniger auf seinem Traum vom allgemeinen Kaiserthum, als vielmehr darauf daß er ein leidenschaftlicher Italiener war. Wo irgend einem Volke patriotische Leidenschaft Noth thut, mag es in Dante's Gedicht als in einen flammenden Spiegel blicken; wo einem Volke das Bewußtsein über den Jammer eigener Zerrissenheit aufgeht, sind seine Terzinen sicher ein Echo zu finden. Noch ringt die Gegenwart an den Aufgaben welche, allen Völkern gemeinsam, Dante zunächst im Hinblick auf den Zustand seines Vaterlands aufgestellt hat. Noch ist der moderne Staat daran, die Fesseln vollends abzuschütteln in welche ihn die Kirche gelegt, und sein eigenes göttliches Recht zu reklamiren. Daß die rechtliche Ordnung des bürgerlichen Lebens die Grundbedingung für das Gedeihen des geistigen Lebens ist, daß das menschliche Geschlecht sein Glück vor Allem in der Freiheit findet, daß das Volk nicht wegen des Königs sondern der König wegen des Volkes da ist, dies sind lauter Wahrheiten, die von dem Dichter des dreizehnten Jahrhunderts ausgesprochen heute noch nicht veraltet sind. Und selbst seine Idee des allgemeinen Kaiserthums, was ist sie im Grunde andres als die in ein concretes Bild gefaßte, in die Anschauungen des Zeitalters gekleidete Ahnung einer Civilisation, zu welcher die Völker in friedlicher Handreichung, in freiem Verkehr von Land zu Land, im Austausch der Gedanken wetteifernd die Bausteine liefern — derjenigen Civilisation, für welche die Gegenwart arbeitet? Die Ideen welche die gegenwärtige Bewegung des Völkerlebens beherrschen, in Dante's Geist hatten sie zum erstenmal versucht die nächtliche Hülle der mittelalterlichen Weltanschauung zu sprengen und den Morgen einer neuen Zeit verkündigt.

Wilhelm Lang.

Die Zukunft Schleswig-Holsteins.

Aus Holstein.

Seit meinem letzten Schreiben hat sich, so weit ich sehen kann, hier zu Lande sehr Wesentliches nicht zugetragen. Die Höfischen und die Demokraten haben sich so ziemlich wiedergefunden. Die alte Maschine arbeitet weiter und liefert, leidlich geflickt und mit dem Sophienblatt wieder in wirksame Verbindung gebracht, den nothwendigen Bedarf an Tagesphrasen und kleinen hübschen Demonstrationen. Unser Preßbureau hat eine neue Nationalität entdeckt, die schleswig-holsteinische nämlich, die sich unter einer guten Lupe recht stattlich ausnimmt, und die Herr Sammer, vorläufig nur in naiven Localblättchen, den Staatsmännern von Crempe und ähnlichen Orten zum Handgebrauch annonciren läßt. Die „Schleswig-Holsteinische Zeitung" fährt fort, den Hochverräthern, die sich auf das Römer-Reventlow'sche Programm verpflichtet, ihr Hepphepp nachzurufen und für den hohen deutschen Bund, so wie für das Selbstbestimmungsrecht ihres hiesigen Publikums zu schwärmen. Im südlichen Schleswig ferner fleißiges Reisen herzoglicher Agenten, um die dortige Bevölkerung in der Treue gegen das alleinseligmachende Augustenburgerthum zu stärken, die Herrlichkeiten eines selbständigen Schleswig-Holstein anzupreisen, vor den Heuchlern zu warnen, die im Lammsvließ des bloßen Anschlusses einherwandeln, inwendig aber reißende Annexionistenwölfe sind, und die himmelschreiende Selbstsucht des bösen Preußen aufzudecken, der die Herzogthümer nicht, wie er von Gottes und Rechtswegen doch sollte, für unsern gnädigsten Herrn in Düsternbrook gerettet haben will. In Eckernförde bei der Preußerfeier großer Kampfgenossenlärm mit halb verunglückten Toasten und nothgedrungen verhaltenen Telegrammen zu Ehren der Angestammtheit. In Kiel eine Massenversammlung mit preußenfeindlicher Tendenz, am 24. März überschwängliches demonstratives Entfalten von Blaurothweiß und Schwarzrothgelb, und daneben ein angespucktes schwarzweißes Schilderhaus, über welches die Officiösen als über eine ungelegene Extravaganz der übermüthig gewordenen Aufregungsmaschine Krokodilsthränen vergießen. Unter unseren Höfischen endlich etwas mehr Zuversicht in Betreff des Ausgangs der Dinge, die sich vermuthlich auf Wydenbrugk'sche Vertröstungen gründet, und ein gewisses behagliches Schmunzeln über die selbstverständlich von hier aus in Scene gesetzte Komödie, die Ende März in Berlin vom Sechsunddreißiger Ausschuß und den „Repräsentanten" der Herzogthümer mit einigen Statisten aus der preußischen Fortschrittspartei aufgeführt wurde, und mit der man sich schmeichelt, die öffentliche Meinung in Deutschland wieder einmal über die eigentlichen Ziele der Politik des Kieler Sophienblatts verblendet zu haben.

Etwas wesentlicher ist, daß die Ansichten der nationalen Partei im Lande langsam zwar, aber stetig mehr Boden gewinnen, und daß Anzeichen davon oder doch von einem gewissen Hellerwerden in den Köpfen sogar aus Ditmarschen zu berichten sind, wo die schleswig-holsteinischen Vereine von Büsum und Hemmingstedt sich in geharnischten Erklärungen für die Politik der „Itzehoer Nach-

richten" aussprachen, das Ansinnen der Meldorfer, dieses ehrvergessene Blatt abzuschaffen, schlankweg zurückwiesen und — was namentlich von Seiten der Hemmingstedter direct geschah — im Gegensatz gegen das letzte Rundschreiben des engeren Ausschusses der Vereine und in ziemlich vollständiger Uebereinstimmung mit dem Rendsburger Programm der nationalen Partei engen Anschluß an Preußen verlangten.

Für noch wesentlicher werden gewisse rührige Herren in Kiel die Einberufung einer neuen Delegirtenversammlung der schleswig-holsteinischen Vereine nach Rendsburg ansehen, die am 19. April stattfinden soll, und die man als eine Hauptprobe zu betrachten haben wird, wie der restaurirte und nun mit etwas anderem Dampf getriebene Apparat zur Bearbeitung der Masse wirkt. Was dabei herauskommen wird, ist abzuwarten. Wahrscheinlich der Torso der preußischen Forderungen, den sie am 26. März in Berlin zurecht machten, vielleicht auch der Homunculus der schleswig-holsteinischen Nationalität aus der Sammer'schen Retorte, den das Kieler Preßbureau empfiehlt. Der Ausschuß der schleswig-holsteinischen Vereine hat in Berlin zwar in Wirklichkeit nicht viel, aber wohl immer noch zu viel für seine Committenten zugestanden. v. Neergaard entschuldigte das neulich öffentlich mit der eigenen Luft, die dort geherrscht. Das Hauptorgan der Particularisten in der Presse hat seine Richtung nicht geändert. Indeß können die Bemühungen der „Blauen," die rothen Particularisten für das Berliner Abkommen zu gewinnen, doch Erfolg haben. Auf keinen Fall aber wird's was Ganzes, Vernünftiges und Natürliches geben. Dafür sorgt schon der allem Entschiedenen und Naturgemäßen abgewandte Sinn des Directors der Volksbearbeitungsmaschine und dessen neu gekräftigte Hoffnung auf Oesterreichs Beistand, und dafür bürgt schon der Umstand, daß seit der letzten Delegirtenversammlung die gesunde Vernunft des Landes den Vereinen bis auf einen schwachen Rest den Rücken gekehrt hat.

Sie begreifen daher, wenn ich mich mit diesen Kümmerlichkeiten nicht weiter aufhalte und lieber einmal einen Versuch mache, die Zukunft der Herzogthümer zu errathen. Aber mißverstehen Sie mich nicht dahin, daß es auf eine Prophezeiung abgesehen sei. Das Folgende erhebt darauf keinen Anspruch. Es wird sich aller gewagten Hypothesen enthalten, sich möglichst vor pessimistischen, aber freilich auch vor den hier weit häufiger anzutreffenden, weil von Kiel her gepflegten optimistischen Erwartungen hüten und sich einfach auf bestimmt vorliegende Thatsachen stützen. Sollten dabei gewisse auch in Deutschland grassirende Illusionen sich verflüchtigen, etliche landläufige Redensarten übel wegkommen, so wird das nicht meine, sondern Schuld der Wahrheit sein, und, wie unsere Bauern sagen, „wer's nicht mag, der wird's ja wohl nicht mögen."

Ferner: zu entwickeln, wie sich die Zukunft unseres Landes gestalten **wird**, ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes. Noch immer ist die Entscheidung nur im Herandämmern; und höchstens zwei Dinge möchten als ausgemacht zu betrachten sein: daß sie nicht so ausfallen wird, wie die Herren v. d. Pfordten, v. Beust und v. Dalwigk sie vor Allem sich, dann uns zu wünschen belieben, und daß König Wilhelm sich noch etwas weniger bewogen finden wird, Rücksicht auf den Rath und die guten Dienste der drei Großmächte des „Berliner Compromisses"

zu nehmen, wenn es gilt, zu bestimmen, was dem Staate Preußen und mit diesem dem gesammten Deutschland in Schleswig-Holstein dienlich ist.

Die Frage, die in dieser Beziehung zu beantworten wäre, lautet einfach: wie viel wird man an maßgebender Stelle in Berlin dem Condominus Oesterreich gegenüber wagen wollen, wenn er (natürlich blos eines guten Aequivalents halber) etwa stärker auf Abkürzung des Provisoriums dringen und sich ferner weigern sollte, die jetzt bekannt gewordenen preußischen Forderungen in der Ordnung zu finden? Lediglich aus diesem Grunde erscheint uns Preußisch-Gesonnenen hier zu Lande die Zukunft der Herzogthümer in Dämmerlicht gehüllt. Daß man getrost viel wagen könnte, kommt unserer Partei klar vor. Doch bescheiden wir uns, als nicht in die große Politik eingeweiht, und so wird im Nachstehenden nur einiges Material zu Schlüssen auf die Gestalt geliefert, welche unsere Zukunft annehmen würde, wenn es zu einem selbständigen oder halbselbständigen Schleswig-Holstein kommen sollte. Hier und da werde ich mir erlauben, anzudeuten, wie sich mir diese Zukunft präsentirt.

Das Wesen eines Staates wird durch die Größe und die Natur des betreffenden Landes, den Charakter des Volks oder der Volksstämme, die er umfaßt, ferner und zwar, wenn es eine Monarchie ist, sehr wesentlich durch den Genius der herrschenden Dynastie und deren Traditionen, dann zeitweilig und bis zu einem gewissen Grade durch die Individualität des Throninhabers, häufiger durch die Geistesart seiner Räthe und anderer einflußreicher Persönlichkeiten am Hofe, endlich durch die näheren oder entfernteren Nachbarn bestimmt. Nach diesen Gesichtspunkten wollen wir uns zuvörderst einmal bei der Gegenwart Auskunft erbitten, was der Schleswig-Holsteiner wartet, und wessen sich Deutschland zu versehen hat für den Fall, daß es nach dem Willen unserer hohen Gönner in München, Dresden und Darmstadt geht. Nehmen wir also an, daß aus dem dicken Staub, den die Herzogthümerfrage jetzt aufgeworfen hat, wirklich und wahrhaftig zuletzt ein mit allen Attributen der Souveränetät ausgestattetes Schleswig-Holstein hervortritt. Der Fall ist, wie bemerkt, unwahrscheinlich, kaum recht denkbar, aber er wird von jenen Gönnern, wie es scheint, für möglich und von weniger einflußreichen, aber um so lauteren anderen guten Freunden für wünschenswerth gehalten, und so müssen wir ihn hier doch wohl berücksichtigen.

Also zunächst Größe und Natur des Landes. Die Herzogthümer haben einen Flächeninhalt von reichlich 321 Quadratmeilen, von denen 166 auf Schleswig und 155 auf Holstein kommen. Beide Landestheile zusammen sind daher beträchtlich größer als das Königreich Sachsen, und sie würden somit, wenn man von der Einwohnerzahl absehen dürfte, die sechste Stelle im deutschen Bunde einnehmen, während Holstein allein nach seiner Größe erst die zehnte, unmittelbar vor Hessen-Darmstadt, innehat. Nach der Zählung ferner vom Jahre 1860 hatte Schleswig 409,907, Holstein 544,419, ganz Schleswig-Holstein also 954,326 Einwohner. Das Resultat des Census von 1864 ist noch nicht vollständig veröffentlicht, wird aber, da die Bevölkerung vergleichsweise nur mäßig wächst, da durch den Wiener Frieden das sehr dicht bewohnte Arroe abgetreten worden und da hierfür in den jütischen Enclaven, Inseln und Inseltheilen, die zu Schleswig geschlagen wurden, kein hinreichender Ersatz erlangt ist, vermuth-

lich noch keine volle Million Seelen für beide Herzogthümer ergeben. Im deutschen Bunde rangirt nach der Bevölkerungsmenge Holstein allein als Nummer Elf, zwischen Mecklenburg-Schwerin und Nassau, wogegen der Staat Schleswig-Holstein nach jenem Maßstab als Nummer Acht, zwischen Baden und Hessen-Darmstadt, in Reihe und Glied treten würde. Von selbst versteht sich aber, daß hierdurch wie durch die Ausdehnung des Landes die Bedeutung desselben in und für Deutschland nicht vollständig charakterisirt ist. Die Lage Schleswig-Holsteins als vorgeschobenes Grenzland, der Umstand, daß es wie kein anderer deutscher Staat von zwei Meeren bespült ist, die durch den beabsichtigten großen Kanal verbunden werden sollen, seine vortrefflichen Häfen endlich weisen ihm vielmehr eine Stelle vor allen unseren Großherzogthümern, ja ich möchte mit Erlaubniß unserer Patrone in Stuttgart und Dresden behaupten, vor manchem kleinen Königreich der deutschen Staatengruppe an.

Das selbständige Schleswig-Holstein ist somit ein durchaus nicht gering zu schätzender Mittelstaat, der durch den Kanal jedenfalls noch größere Bedeutung zu gewinnen Aussicht hat, und der bei undeutscher Gesinnung der Regierenden und Regierten, etwaiger Neigung zu ehrenvoller Anlehnung an das Ausland und ähnlichen krankhaften Gelüsten dieser Gattung von staatlichen Organismen für die deutsche Gesammtheit und vor Allem für Preußen recht unbequem werden kann.

Die Kraft dieses Mittelstaates wird verstärkt durch einige andere Verhältnisse. Zunächst durch seine Lage an der großen Wasserstraße in's innere Deutschland, welche die Elbe bietet, dann durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, die ihn zum Agriculturstaat macht. Zwar zieht sich durch die ganze Länge der Herzogthümer, die beiläufig von der Elbe bis zur Königsau ungefähr dreißig Meilen beträgt, in Holstein breiter, in Schleswig schmaler, in der Mitte des Landes ein mehr oder minder steriler Höhenrücken hinauf, den Haidestrecken, Hoch- und Tiefmoore, Sandhügel und Steingerölle bezeichnen. Indessen weicht derselbe fast allenthalben vor den Mitteln der neueren Bodencultur zurück und bietet, namentlich im Osten, bei Weitem nicht mehr den trostlosen Anblick dar, wie vor ungefähr zwanzig Jahren, wo man von Rendsburg oder Bordesholm nach Hamburg meilenweit durch nichts als Sumpf und Heide fuhr. Im Osten und Westen dieses Rückens liegt sehr fruchtbares Land. Während der hügelige Osten ergiebige Kornernten und als Hauptproduct der Viehzucht Massen trefflicher Butter*) liefert, werden auf den oft seit hundert Jahren von keinem Pflug berührten Weiden der westlichen Marschen Tausende von Ochsen für den hamburger und den englischen Markt gemästet. An Getreide erzeugt das Land erheblich viel mehr als es bedarf. Vor Allem baut man Hafer und Roggen, dann Gerste, Weizen und in der sandigen Mittelgegend Buchweizen. In den Marschen werden viel Erbsen und Pferdebohnen producirt, desgleichen Rappsaat und Klee. Die Flachsproduction ist im Allgemeinen unbedeutend. Fruchtbäume pflanzt man jetzt zwar überall an, doch dient der Obstbau fast nur auf Alsen,

*) Die Butterproduction der Herzogthümer wird in runder Summe auf 27 Millionen Pfund jährlich zu veranschlagen sein, wovon etwa 23 Mill. Pfd. im Lande verbraucht und circa 4 Mill. Pfd. ausgeführt werden.

im Sundewitt, hier und da in Angeln, so wie in der Propstei und in der Wilstermarsch als Erwerbsquelle. Die größten Meiereien (Butterfabriken) befinden sich auf den Gütern Ostholsteins, in Schwansen und in Angeln. Die Fettviehgräsung wird besonders in den Marschgegenden Schleswigs und hier wieder vorzugsweise in Eiderstedt betrieben. Schafzucht kommt beinahe nur in den Haidestrichen der Landesmitte, so wie hier und da in den Marschen vor; edle Racen werden in geringer Zahl auf einigen adeligen Gütern und in Eiderstedt gehalten. Die Schweinezucht hat sich in den letzten Jahren gehoben, und man liebt vor Allem englische und halbenglische Racen. Auch die Pferdezucht hat seit etlichen Decennien Fortschritte gemacht, und namentlich in Nordschleswig sieht man vor den Wagen der Landleute oft recht stattliche Thiere. Die besten Luxuspferde aber zieht die Gegend um Wilster im westlichen Holstein. Holzcultur findet sich vorzüglich im Osten des Höhenrückens, doch hin und wieder auch auf letzterem, z. B. zwischen Kellinghusen und Rendsburg und oben an der jütischen Grenze zwischen Gramm, Röbding und Schottburg. Die Marsch hat nichts der Art, und eigentliche Wälder, wie etwa der große Sachsenwald im Lauenburg'schen, trifft man in ganz Schleswig-Holstein nicht. Hauptbaum der Holzungen ist die Buche. In Schleswig sind 61,500 Tonnen (zu 248 Quadratruthen), in dem kleineren Holstein dagegen 91,500 Tonnen Landes mit Holz bestanden. Der Wildstand ist mäßig, dagegen sind die Gewässer ziemlich fischreich. An mineralischen Producten ist Schleswig-Holstein als Flachland nicht reich. Steinkohlen fehlen ganz. Kalk wird nur in der Nachbarschaft von Elmshorn gebrochen. Gyps liefert ein Hügel bei Segeberg, Salz eine Quelle bei Oldesloe. Ziegelthon findet sich hauptsächlich an der Ostküste, wo man gelbe, und an der Westküste, wo man rothe Steine daraus brennt. Torf wird fast überall, besonders aber auf dem Mittelrücken des Landes gestochen, wo man auch etwas Eisenstein und Eisenerde gräbt, die jedoch ihre Verwerthung nicht recht zu lohnen scheinen.

Schiffbare Flüsse besitzt der Osten gar nicht, wogegen der Westen in der Elbe, der Untereider und der Stör ziemlich weit aufwärts selbst Seeschiffen von beträchtlichem Tiefgang zugängliche fließende Gewässer hat. Was dem Osten aber in dieser Hinsicht mangelt, ist ihm durch treffliche Häfen ersetzt, die wieder dem Westen fast ganz fehlen. Häfen erster Klasse, d. h. solche, die über 22 Fuß Wassertiefe haben und sonst allen oder den meisten Anforderungen der Nautik entsprechen, hat die der Ostsee zugewandte Küste Schleswig-Holsteins eine ganze Anzahl, die Westküste nur in der Elbe. Winterhäfen dieser Art sind die Kieler, die Flensburger, die Augustenburger und die Gjenner-Bucht, das Nübel-Noor und das Hörup-Haff; Sommerhäfen der Eckernförder und der Apenrader Meerbusen, der Alsen-Sund und die Elbe. Einen Winterhafen zweiten Ranges, d. h. von 14 bis 22 Fuß Wassertiefe, hat man bei Sonderburg; Sommerhäfen dieser Gattung in der Listertiefe bei Sylt, in der Fahrtrapptiefe zwischen Sylt und Amrum und in der Hever zwischen Eiderstedt und Nordstrand. Winterhäfen dritter Klasse endlich, d. h. solche von 6 bis 14 Fuß Wassertiefe, sind der Neustädter und der Eckernförder Anlegeplatz, die Eider (7 bis 17 Fuß tief), die Stör, der Glückstädter und der Altonaer Anlegeplatz.



Das selbständige Schleswig-Holstein wäre sonach ein vor Allem auf die Landwirthschaft angewiesener Staat, und solche Staaten haben eine von politischen oder mercantilen Krisen wenig abhängige und sehr nachhaltige Steuerkraft, wie in unserm Fall der Krieg mit den Dänen zur Genüge bewiesen hat. Es wäre ferner im Hinblick auf seine Häfen jedenfalls besser als Hannover berechtigt, den deutschen Admiralstaat zu spielen, wenn — nun ja, wenn die Großmacht Preußen nicht dazu berufen wäre.

Von der Lage und Natur des Landes hängt die Hauptbeschäftigung seiner Bewohner, zum Theil auch deren Charaktertypus ab. Das Gebirge erzieht Industrielle, die Ebene Pflüger und Hirten, die Küste Schiffer und Fischer. Demnach hat, wie im Vorigen schon angedeutet, in den Herzogthümern nur stellenweise und in geringem Maße industrielle Thätigkeit Boden gewonnen. In Neumünster wird die Tuchmacherei im Großen betrieben. In Itzehoe existirt eine sehr bedeutende Zuckersiederei. In Flensburg, Kiel und Rendsburg giebt es einige Eisengießereien, in Altona mehrere große Färbereien, und in Tondern hat sich, wofern ich nicht irre, ein schwacher Rest der ehemals dort blühenden Spitzenmanufactur erhalten. Nehmen wir dazu noch die zahlreichen großen Ziegelbrennereien im Sundewitt und den Schiffsbau, der vorzüglich in Kiel, in Altona und bei Apenrade seine Werften hat, so ist erschöpft, was sich über die fabrikmäßige Thätigkeit der Herzogthümer berichten läßt. Bedeutsamer greift die Schifffahrt in das Leben derselben ein, die in Altona, Flensburg, Apenrade und Kiel auch große Fahrzeuge und bisweilen auf weite Reisen aussendet, und der besonders die friesischen Inseln ein Contingent tüchtiger Capitäne und Matrosen stellen. Die Fischerei beschäftigt nicht so viele Hände, als man erwarten sollte, auch kommen die neueren Erfahrungen dabei noch wenig in Anwendung. Vorzugsweise wird sie von den Anwohnern der Schlei und des Eckernförder Meerbusens betrieben. Bei Weitem die Mehrzahl der Schleswig-Holsteiner sind Ackerbauer und Viehzüchter, und das gilt nicht blos von den Bewohnern des platten Landes, sondern auch von einem nicht unerheblichen Theile der in den kleinen Städten und Flecken Ansässigen.

Damit hängt zusammen, daß die Herzogthümer keine großen und nur sehr wenige Mittelstädte haben. Die größte der letzteren, Altona, hat nach der Zählung vom vorigen Jahr 52,308, Flensburg 20,130, Kiel 18,758, mit den angrenzenden Ortschaften Brunswiek und Düsternbrook 20,801, Schleswig endlich 10,944 Einwohner. Dann kommen Rendsburg mit einer Bevölkerung von 9,693 Seelen, Hadersleben mit 8,266, Itzehoe mit 7,345, Apenrade mit 5,449, Glückstadt mit 5,018 Einwohnern. Von den übrigen siebzehn Städten Schleswig-Holsteins haben nur Husum, Segeberg und Sonderburg über viertausend, von den nach diesen verbleibenden nur Eckernförde, Oldesloe, Neustadt, Tondern und Wilster über dreitausend Bewohner. Dagegen zeigen mehrere holsteinische Flecken wie Neumünster mit 7,797, Wandsbeck mit 7,468, Heide mit 6,843 und Elmshorn mit 6,617 Seelen eine Bevölkerung, welche stärker als die des größeren Theils der Städte ist.

Das selbständige Schleswig-Holstein wird somit ein weit überwiegend von Landleuten, dann fast nur von Kleinstädtern bewohnter und, wenn ihm das

Staatsgrundgesetz von 1848 sammt der dazu gehörigen Wahlordnung wird, auch von solchen in der Hauptsache regierter Staat sein.

Nun mag es gern sein, daß der Bauer in einzelnen Theilen der Herzogthümer, z. B. in Angeln, etwas mehr auf Bücherlesen und sonstige Bildungsmittel giebt, als in vielen Gegenden Deutschlands. Auch ist's wohl nicht unrichtig, daß die See Manchem den geistigen Horizont erweitert, und daß in Folge dessen unsere an der Küste gelegenen Mittel- und Kleinstädte in der einen und der anderen Hinsicht etwas weniger kleinstädtisch empfinden und handeln als die meisten Orte von ähnlicher Größe im Binnenlande südlich von der Elbe. Dann hat der Kampf mit Dänemark ohne Zweifel manchen in kleinlichen Verhältnissen Eingeschlafenen oder halbwach Hinvegetirenden geweckt und manchem Bornirten gezeigt, daß jenseits der Grenzen seines Kirchspiels oder Amts Leute wohnen, bei denen das Eine und das Andere besser eingerichtet ist als diesseits. Im Großen und Ganzen aber fühlt man, namentlich wenn man eine Zeitlang entfernt gewesen ist, das Vorwiegen des bäuerlichen Elements und den Mangel der geistigen Macht, welche eine Großstadt ausübt, doch sehr in den Herzogthümern, und zwar sogar in gebildeteren Kreisen einigermaßen. Kopenhagen wollte man — mit vollem Recht — selbst im größten Theile Schleswigs nicht auf sich wirken lassen, und Hamburg, zum guten Theil Product des städtebildenden Elements nördlich von der Elbe, ist nur eine große Handelsstadt, die zugleich Kleinstaat ist und das politische und sociale Centrum eines großen staatlichen Organismus nicht entfernt ersetzen kann.

Der Schleswig-Holsteiner trägt daher — beiläufig ganz ebenso wie der Hannoveraner und der Bewohner der kleinen Großherzogthümer im Norden Deutschlands, wo überall ähnliche natürliche Verhältnisse obwalten und ebenfalls die Großstadt fehlt — unleugbar mehr oder minder einen Charakter, der ein Gemisch von bäurischen und kleinstädtischen Eigenschaften ist — ein Urtheil, welches ich mir selbst übel zu nehmen hätte, wenn ich nicht ohne Verzug Ausnahmen zugestände. Als Regel aber wird jeder Unbefangene es gelten lassen und selbst damit nicht hadern, wenn ich mir hinzuzufügen gestatte, daß dieses bauernhafte Element im Wesen der Majorität unserer Bevölkerung durch den Umstand, daß wir meist niederdeutschen Stammes sind, zwar in seinen guten, aber auch in seinen üblen, besonders in seinen dem Fortschritt feindlichen, ihm mindestens nicht günstigen Eigenschaften, noch erheblich verstärkt wird. Mit Redensarten wie „edelster deutscher Stamm" u. dgl. kommt man dagegen nicht auf, und das erboste Geschrei unserer Normalmenschen über die Rede des Berliner Oberbürgermeisters widerlegt nicht, sondern beweist nur was so eben behauptet wurde.

Der Bauer hat seine Tugenden, wer wollte das leugnen. Er ist gediegener, natürlicher, ausdauernder und in der Regel wohl auch wahrhaftiger und offener als der Städter, obwohl ich nicht zugeben möchte, daß unsere Angliter die beiden letzten Prädicate in besonders hervorleuchtendem Grade besäßen. Der Bauer ist endlich in manchen Dingen praktischer als der Stadtbewohner. Damit scheint mir aber auch sein Lob erschöpft. Sein Sinn ist vor Allem auf das Materielle gerichtet. Nicht leicht setzt er leibliches Behagen, greifbaren Er-



werb idealem Gewinn nach; am ungernsten in politischen, eher noch in religiösen Dingen ist er für solchen Gewinn auf die Beine zu bringen. Schwer kommt er mit neuen Vorstellungen und Begriffen zu Gange. Steif hält er am Rechte oder an dem fest, was ihm einmal als solches imponirt hat, ein Starrsinn, der in unserm Fall den Dänen gegenüber manchen Vortheil bot, aber jetzt, wo es die Befreiung für das Gesammtinteresse Deutschlands nutzbar zu machen gilt, ebenso oft zum Hinderniß wird. Daß das Herkommen heilig, lebt er sich von Geburt an ein. Zudem ist's bequem so und gedeiht man auch ohne Neuerungen.

Der Gesichtskreis des Bauern ist eng, sowohl wenn es sich um Reformen handelt, deren Werth erst in der Zukunft hervortreten kann, als wenn von allgemeinen, über die Grenzen seines Dorfs oder seiner Landschaft hinausreichenden Interessen die Rede ist. In der Regel ist deshalb bei ihm der Egoismus viel kräftiger entwickelt als der Patriotismus. Erst ich und mein Haus, dann die Brüder und Vettern, dann etwa unser Stand oder unsere Gemeinde, was übrig bleibt, dem Lande — so ungefähr lautet seine Lebensregel. Eine andere Folge seines eng begrenzten Horizonts ist die namentlich da, wo er sich wohlbefindet, an ihm zu bemerkende Eingebildetheit und Selbstgenugsamkeit. Meist an die Scholle gefesselt, lernt er nur am Nahen vergleichen, schärft er nicht am entfernteren Größeren und Edleren das Urtheil, wie der wandernde Bürger und wie vor Allem der Großstädter, der mitten im Strom der Neuerungen, im Wechsel von Einheimisch und Fremd und bei dem Zudrang der Rührigsten und Begabtesten der Nation nach ihrem Centrum mitten in tausend Gelegenheiten steht, sich selbst und seine unmittelbare Umgebung an den Besseren und Besten zu messen. Kleines erscheint daher dem Bauer oft groß, weil er in seinem Bezirk oder Ländchen nichts Größeres, aber manches Kleinere daneben sieht, Nichtsnutziges oft werthvoll, wenigstens erträglich, weil Vater und Großvater es gut fanden oder doch ertrugen, Ideales gleichgültig, wenn es nicht sofort ausschlägt, silberne Blüthen und goldene Früchte trägt.

Von allen diesen Zügen finden sich im Charakter unseres Volkes deutliche Spuren. Ein sehr wesentliches Element des Hasses gegen die Dänen lieferte die Bemerkung, daß sie durch Anstellung von Beamten ihrer Nationalität „den Landeskindern ihr Brot wegnähmen." Ein sehr kräftiges Argument gegen die Verbindung mit Preußen ist die Behauptung, daß dieselbe höhere Steuern im Gefolge haben werde. Die gefährlichste Bombe, welche die Annexionisten in das augustenburgische Lager warfen, war der (beiläufig vom Kieler Finanzministerium niemals überzeugend widerlegte und in der That unwiderlegbare) Nachweis, daß ein selbständiges Schleswig-Holstein zu den verschuldetsten Staaten Europas gehören würde.

Schwer kommt ferner das langsam denkende Landvolk und der Kleinstädter mit der neuen Vorstellung der Einheit Deutschlands zu Gange, nachdem die Leute sich eben erst Mühe gegeben, sich von dem Begriff der Einheit der dänischen Monarchie zu befreien und das selbständige Leben der Herzogthümer als höchstes Ziel aller Wünsche zu erkennen. Was man sodann bei uns als Loyalität und conservatives Wesen preist, ist in der Hauptsache die Ueberzeugung des Bauern von der Heiligkeit des Herkommens, eine Ueberzeugung, die wieder eine ihrer Haupt-

wurzeln in der Trägheit und Bequemlichkeit hat. Unser Particularismus ist — von den Plänen der Demokraten abgesehen — nichts als der etwas erweiterte Egoismus des Dorfbewohners. Unser Normalmenschenthum hat, obwohl nicht unter Bauern, sondern unter den gelehrten Ständen der Städte Schleswig und Kiel (schon vor der Erhebung von 1848) zur Welt gekommen, in seinem Grundzug starke Verwandtschaft mit dem Selbstgefühl des bäurischen Geldprotzen, der als sechsspänniger Hufner oder Stavenbesitzer mit Geringschätzung auf den Nachbar blickt, welcher nur zwei Pferde anspannt. Man maß sich an den Dänen, die man verachtete, weil sie arme Schlucker, windige Gesellen sein sollten. Man that sich später — allerdings nicht ganz mit Unrecht — etwas auf den großen Geldbeutel zu Gute, mit dem man, ohne ihn auch nur halb zu leeren, einen dreijährigen kostspieligen Krieg geführt. Man unterließ es, in seinem Selbstgefühl freilich auch von der öffentlichen Meinung Deutschlands, theils aus Unwissenheit, theils und zwar häufiger aus Gründen politischer Taktik, fortwährend bestärkt, sich an den südlichen Nachbarn zu messen. Der beschränkte Gesichtskreis ließ außer einigen anderen Dingen, welche dieses Selbstgefühl auf das rechte Maß zurückgeführt haben würden, nicht sehen, daß die Freiheitskriege Deutschland unendlich größere Summen gekostet und weit mehr Opferwilligkeit der Einzelnen gezeigt hatten, und daß Preußen jahraus, jahrein zu militärischen Zwecken ungefähr ebenso tief in seinen Säckel zu greifen hat, wie damals die Herzogthümer, und das keineswegs blos für sein eigenes Interesse.

Und wer hat denn genau besehen jenen Krieg geführt? Der Geist unserer Marschbauern, die sich jetzt so stramm damit machen, ganz gewiß nicht. Wo der Bauer nicht muß, regt er weder Hand noch Fuß. So klagte, glaub' ich, schon der Doctor Luther in Bezug auf ideale Angelegenheiten. So sagt uns in Betreff unserer Streitsache mit den Dänen die Vergangenheit der letzten zwei Jahrzehnte. Und so würde uns trotz aller jetzt umlaufenden prachtvollen Phrasen vom Gegentheil sehr wahrscheinlich in der Zukunft die schleswig-holsteinische Landesversammlung, wenigstens deren Majorität sagen, wenn es sich um einen großen deutschen Krieg gegen das Ausland handelte, vorausgesetzt natürlich, daß die Herren dann überhaupt etwas zu sagen hätten. Die eine und die andere sehr ehrenwerthe Ausnahme zu Gunsten des platten Landes zugestanden, hat der Geist der Städte, vorzüglich Kiels und Schleswigs, zu jenem Kriege getrieben, und der Adel hat dabei secundirt. Preußen aber hat die militärische Führerschaft gesandt, ohne die es nach Bau zu Ende gewesen wäre, und nach deren Rückberufung sogleich der Vorhang zu rollen begann. Natürlicherweise hat auch der Arm der Bauern dabei mitgethan, ihr Beutel dabei mitgelitten, aber in der Regel nur soweit jener in Reihe und Glied genöthigt, dieser sich aufzuthun gezwungen war. Die Städte und Flecken waren auch im vorigen Jahre die ersten, welche den Erbprinzen von Augustenburg, damals das verkörperte Prinzip der Trennung von Dänemark, als Herzog begrüßten; einen sehr beträchtlichen Theil der holsteinischen Bauern hatte erst die große Pferderequisition, welche die Dänen noch kurz vor ihrem Abzug in's Werk setzten, in den patriotischen Harnisch gejagt. In den Städten, vorzüglich in den größeren, hat jetzt die Partei des engen Anschlusses an Preußen ihre meisten Anhänger. Auf



dem Lande hätte man es am liebsten, wenn sich eine vollständige Isolirung von der großen Welt draußen im Süden der Elbe durchsetzen ließe, wo diese böse, vielgeschäftige und darum unbequeme, diese streitsüchtige und darum Opfer heischende Welt sich durchaus nicht um das Idyll Schleswig-Holstein, und das Idyll wieder sich nicht um die Händel der Welt zu kümmern brauchte.

Die „Norddeutsche Zeitung" brachte neulich einen Aufsatz, der das Wesen eines souveränen deutschen Mittelstaats zu charakterisiren versuchte, und der zu dem nicht gerade glänzenden Resultat gelangte, ein solcher Staat sei ein Institut, welches lediglich dazu erschaffen zu sein scheine, mit Engherzigkeit das eigene Wohlsein zu pflegen, zu sorgen, daß die materiellen Interessen nicht zu Schaden kommen, und ohne Rücksicht auf die nationalen Bedürfnisse sich so zu halten, daß man den Herren Landständen in jeder Diät mit dem Nachweis einer sparsamen Wirthschaft aufwarten kann. Das Idyll, das selbständige Schleswig-Holstein würde, so weit es auf das Volk ankommt, ein derartiges Institut in eminentem Sinne sein. Wozu ein Heer, das stärker als es die Bundesgesetze verlangen? Hält doch Preußen ein solches, und ist doch Preußen um seiner selbst willen — im höheren Styl sagt man: „um seiner Ehre willen" — unbedingt darauf hingewiesen, uns im Nothfall ganz ebenso beizuspringen, wie der hannöverschen und sächsischen Vetternschaft, die sich das Soldatenspiel auch nicht viel kosten läßt. Wir sind ein Hirtenvolk, erzählte vor Kurzem Herr Mehn von Uetersen, der „Wirthschaftsfreund," in dem ihm reservirten particularistischen Winkel der „Itzehoer Nachrichten" seinem bäuerlichen Publicum, und schon deshalb passen wir nicht zu dem Militärstaate Preußen. Gewiß hat er damit den Meisten aus der Seele gesprochen.

Und von der nationalen Frage abgesehen, was werden die hiesigen und die deutschen Liberalen von dem selbständigen Schleswig-Holstein zu erwarten haben. Ein norddeutsches Baden? Ganz sicher nichts der Art, eher ein kleines Hannover, das wegen der Dänen in Nordschleswig für die ersten zwanzig Jahre einen leichten österreichischen Beigeschmack haben wird. Auch hier wäre die manchen Biedermännern in Kiel sehr geläufige sittliche Entrüstung am unrechten Orte. Unsere Parteien sind im Großen und Ganzen unsere Stände. Der Proletarier ist radical, der Bürger von einigem Wohlstand liberal, der Bauer conservativ, und in den Herzogthümern überwiegt, wie gezeigt, der Bauer. Mit den sehr zahlreichen Anliegen, welche die auf Fortschritte nach der liberalen Seite hin hoffende Partei auf dem Herzen hat, wird es bei der etwas schwerfälligen Art der Holsteiner und der Marschleute in beiden Herzogthümern überhaupt langsam gehen, besonders langsam aber mit denen, welche gegen den Vortheil des platten Landes oder einzelner Districte verstoßen. Der Bauer wird nicht gern zugestehen, was direct nur dem Städter frommt, der Großgutsbesitzer nicht, was der Käthner und Inste fordert, und andererseits wird sich dann im Innern wiederholen, was jetzt zwischen hier und Berlin spielt. Der Egoismus der einzelnen Landschaften wird sich als Localpatriotismus, als schleswigscher, holsteinscher, ditmarscher, eiderstedter, angler Particularismus gegen den schleswig-holsteinischen Patriotismus auflehnen, wie dieser jetzt gegen das von Preußen vertretene nationale Interesse Deutschlands. Die Demokraten der Städte werden von den

Legitimisten und Conservativen, mit denen sie heute noch Arm in Arm zu gehen die Ehre haben, den nächsten schönen Morgen nachdem das souveräne Schleswig-Holstein fertig geworden, mit kühler Artigkeit als Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hat, entlassen werden und mit Verdruß sehen müssen, wie rasch ihre Träume von der Zukunft zerrinnen. Die „Herren, die mit Vieren fahren," werden dann in ganzen Cavelingen zu Hofe kommen und bald auch zu Landtage, wo sie naturgemäß die Bauern, die mit Vieren fahren, zu Bundesgenossen haben werden, da die Interessen und in Folge dessen die Tendenzen der Grundbesitzenden dieselben sind. Das Staatsgrundgesetz wird nicht unverändert, es wird nicht einmal im Wesentlichen dasselbe bleiben. Die Schwätzer, die dasselbe mit dem Herzog festzuhalten glauben, werden kläglich enttäuscht werden.

Man wende nicht die Landesversammlung in der Erhebungszeit ein, die als eine Periode der Revolution und des Krieges sich in keiner Weise mit dem Leben des Idylls in spe vergleichen läßt, in dessen windstiller Entwickelung weder Furcht vor der niederen Klasse im Innern noch Bedrohung von Außen rasch die Liebe zum Herkommen abzuwerfen und mit Reformen und Opfern für die Gesammtheit zu eilen treibt. Man erinnere sich statt dessen lieber, daß auch Mecklenburg einmal seine liberalen Anwandelungen hatte.

Der nüchterne Sinn, das praktische Wesen der Schleswig-Holsteiner, der Umstand ferner, daß einzelne Landschaften, wie Eiderstedt und Ditmarschen, eine Art Selfgovernment haben, welches in seinen Wirkungen zwar sehr übertrieben worden, aber immerhin bildend gewesen ist, wird im Einzelnen Besseres leisten lassen, Manches erfreulicher gestalten, als hier erwartet wird. Im Ganzen aber wird sich das im Vorigen Gesagte bestätigen. Tüchtige Führer könnten ihren weiteren Blick, ihre noblere Auffassung der Dinge den übrigen Vertretern des Landes mittheilen oder ihre Meinung, wie Scheel-Plessen den bisherigen holsteinischen Ständen, dictatorisch aufnöthigen. Aber man bedenke andererseits die intellectuelle Mittelmäßigkeit und die moralische Schwäche dieser bisherigen Stände, und man frage, ob ein Kenner der Verhältnisse mit gutem Gewissen behaupten kann, eine Landesvertretung nach dem Wahlgesetz von 1848 werde viel mehr Talent und Charakter aufweisen. Noch immer wirkt der Exodus der Patrioten nach dem Scheitern der Erhebung von 1848. Männer wie Olshausen und Wilhelm Beseler tragen, wie es scheint, durchaus kein Verlangen nach der Herrlichkeit, für die man in Kiel arbeitet. Andere Capacitäten der älteren Generation halten sich gleichfalls fern oder sprechen offen für Annexion. Theodor Lehmann lebt nur noch in seinen Freunden und Schülern, und daß Leute wie Louis Reventlow, August Römer oder Christian Rave in einer jetzt oder bald einzuberufenden Ständeversammlung Sitz und Stimme erlangen würden, wird kein Mensch von einiger Erfahrung in unsern Landesangelegenheiten behaupten wollen. Dazu hat die Maschine viel zu kräftig gewirkt, und erst die Fortdauer des Provisoriums wird den Schaden, den sie gestiftet, wieder in's Gleiche bringen und Verstand und Charakter im Lande allmählig wieder an ihren rechten Platz gelangen lassen.

Das selbständige Schleswig-Holstein wird weder die vorwiegend Nationalen noch die Liberalen befriedigen.

Auch ein energischer und begabter Fürst mit erleuchteten und patriotischen Räthen könnte die Nachtheile, die wir der Entwickelung Schleswig-Holsteins nach Außen wie nach Innen hin drohen sahen, beträchtlich mildern, wenn auch gewiß nicht ganz überwinden. Wir erinnerten uns oben an Baden, aber wir können ein näher liegendes Beispiel herbeiziehen. Oldenburg hat ganz ähnliche Verhältnisse wie die Herzogthümer, und wir wissen, daß der liberale Fortschritt hier nicht gehemmt, das nationale Interesse durch nichts beeinträchtigt wird. Wie steht's nun mit der Dynastie, welche den Schleswig-Holsteinern dem abstracten Rechte nach beschieden ist oder — denn die preußischen Kronsyndici, Juristen ersten Ranges, werden doch auch noch zu hören sein — beschieden zu sein scheint? Schlagen wir das Buch unserer Erinnerungen auf, und lassen wir die Versuche der alten und neuen Höfischen, Unbequemes zu bemänteln, unberücksichtigt, so sind die Augustenburger ein Fürstengeschlecht, von dem wir uns besonders Erfreuliches sicherlich nicht zu versprechen haben, wenn es zur Herrschaft gelangt, und auf das Geschlecht, meine ich, kommt es vor Allem an. Die Gunst des Schicksals hatte ihnen eine sehr vortheilhafte Stellung in den Herzogthümern verliehen, als es klar wurde, daß der oldenburgische Mannsstamm sich dem Absterben zuneigte. Dennoch hatten sie 1848, als die Erhebung begann, im Lande nur eine verschwindend kleine Partei, zu der, gelinde gesagt, nicht die Besten des Volkes gehörten.

Der Herzog Christian August war nicht ohne Bildung und Verstand, ja man konnte ihm in gewisser Beziehung sogar viel Verstand nachrühmen, etwa in der Weise wie unseren Anglitern, mit deren Charakter der seine ebenfalls große Aehnlichkeit zeigte. Man lobte die Liebenswürdigkeit seines Familienkreises und sein Bestreben, den Prinzen und Prinzessinnen eine gute Erziehung zu geben. Die Herzogin — bekanntlich dänischer Herkunft, weshalb die Haussprache in der Familie noch jetzt die dänische ist — wurde als eine sehr wohlthätige Dame verehrt. Dagegen mißfiel die Haltung des Herzogs in der Oeffentlichkeit, die entschieden an die Hightories Englands erinnerte, mit denen die Durchlaucht auch die Passion für Alles, was Sport heißt, gemein hatte, sein kühles, steifes, zurückhaltendes Wesen und sein starres Festhalten an dem, was ihm als sein Recht erschien, vorzüglich wo es sich um Handhabung seiner Jagdgerechtsame handelte. Daß die dänische Propaganda auf Alsen und im Sundewitt rasche Fortschritte machte, ist fast nur der Verhaßtheit des Herzogs zuzuschreiben. Aber auch anderwärts in den Herzogthümern hatte man zu ihm kein Vertrauen. Man fürchtete in ihm den Gesinnungsgenossen Ernst August's von Hannover. Wie er sein Gutsrecht rücksichtslos zur Geltung brachte, so werde er, sagte man sich, künftig sein Fürstenrecht ohne Rücksicht auf das Interesse seiner Unterthanen geltend machen. Dazu kam sein stetes Operiren mit kleinen Mitteln nach kleinen Zwecken, die advocatenhafte Auffassung politischer Fragen, das verhaltene, engherzige Handeln, welches nirgend einen großen Zug wagte, niemals kühne Würfe that, niemals, die eigene Person über die Sache vergessend, sich voll und ganz dem Lande hingab — mit Einem Wort, die Unfähigkeit des Herzogs, große Politik zu treiben, und seine Selbstsucht ließen alle Patrioten sich hüten, mit ihm in enge Verbindung zu treten.

Ein ähnlicher Charakter offenbarte sich in dem Bruder des Herzogs, dem Prinzen von Noer, nur daß hier noch eine Launenhaftigkeit und Derbheit hinzukam, die es mit aller Welt verdarb, und daß diese Derbheit offner war und bisweilen verrieth, wie die Herren im Grunde der Seele beide dachten. Daß der Prinz in militärischen Dingen nicht der Mann war, Lorbeeren zu pflücken, hat die traurige Affaire bei Bau genügend bewiesen. Wie er und sein Bruder politisch gesonnen waren, mag man ausführlich bei Otto Fock nachlesen. Hier nur eine Blumenlese aus dem vortrefflichen Buche dieses gründlichen Kenners der Verhältnisse in der Zeit kurz vor und während der Erhebung.

Nicht der Gegensatz der deutschen gegen die dänische Nationalität trieb die beiden Augustenburger auf die Seite der Opposition; waren sie doch Halbdänen nach ihrer Sprache und der Methode ihres Handelns. „Auf Nationalgefühl mache ich gar keinen Anspruch," bekennt der Prinz in seinen Aufzeichnungen, „und sehe darin mehr Beschränktheit als Ausbildung des menschlichen Geistes." Nur das Recht und immer wieder das „Recht" sollte Richtschnur des politischen Verhaltens sein, und unter diesem Recht verstand man vor Allem das Familienrecht des augustenburgischen Hauses; das Landesrecht wurde nur betont, soweit es mit jenem zusammenfiel. Von einer Weiterbildung des alten Landesrechts hörte das Augustenburgerthum höchst ungern reden. Vielmehr sollte Alles in der Gesetzgebung und Verwaltung möglichst so conservirt werden, wie es von den Vätern überkommen war. Der Herzog verstand es, diese Ansichten einigermaßen zu maskiren, sich den Umständen anzubequemen; der Prinz, der dies ja nicht so nöthig hatte, ging deutlicher heraus mit dem, was beide Brüder erfüllte. Im November 1830 verfaßte der Herzog eine Denkschrift an den König, in welcher er darauf aufmerksam machte, wie gefährlich das Beispiel der „unglücklichen Katastrophe in Frankreich und der noch unglücklicheren und traurigeren in Belgien" (!) bereits in Deutschland gewirkt hätte, und dann fortfuhr: „auch in den Herzogthümern suchen Demagogen im gegenwärtigen Augenblick eine ungünstige Stimmung zu benutzen, man will eine Verfassung verliehen wissen, welche nach der Meinung dieser Herren für dieselben passend ist. Sehr traurig ist das unbegreifliche Benehmen mehrerer Beamten, die eine dahin gerichtete Petition begünstigen." Der Prinz setzte den König von Allem in Kenntniß, was er von dem Treiben der „Demagogen," d. h. Uwe Jens Lornsen's und seiner Freunde, wußte, machte ihm eine Schilderung der Individualität jedes Einzelnen und beschwor ihn, „die Sache auf's Ernstlichste und Nachdrücklichste zu nehmen," was denn auch zur Befriedigung des Denuncianten geschah. Lornsen, der jetzt hochgefeierte Patriot, kam durch einen Augustenburger auf die Festung.

Sieben Jahre später, als die Kieler Universität an die bekannten Göttinger Sieben eine Adresse gerichtet, schreibt der Prinz an den Herzog: „Was sagst Du von der Adresse der Kieler Narren an die Göttinger? Man wird doch in Kopenhagen sehr darüber verlegen sein müssen, wenn der König von Hannover die Kerls wegjagt, daß von hieraus die Professoren sich so blamirt haben. Indessen scheint es in Hannover ganz gut zu gehen und wird theils den Demagogen einen Dämpfer aufsetzen, theils aber auch der Welt zeigen, daß eine Ver-

fassung, welche nicht das aristokratische Prinzip hat, durchaus keine feste Grundlage hat."

Ich kann mich der Bemerkungen über diese Auslassungen, die ich der preußischen Fortschrittspartei besonders lebhaft empfehle, gern enthalten. Nur das Eine möge erwähnt sein, daß die Sympathien der Brüder von Augustenburg für den Absolutismus ihnen durchaus nicht, wie man meinen sollte, die Herzen der schleswig-holsteinischen Aristokratie gewannen. Man mochte sie eben nirgends recht, weil man überall ihr herrisches und rechthaberisches Wesen, ihre Selbstsucht und ihre Unzuverlässigkeit in politischen Fragen fürchtete, und so waren sie beim Ausbruch der Krise von 1848 bis auf einen kleinen Kreis von Anhängern, die meist aus bezahlten Agenten von geringem Ansehen bestand, beinahe ganz isolirt. Wäre der Herzog im Lande beliebt und wäre er ein Mann der kühnen That gewesen, so wäre er im Frühjahr 1848 unfehlbar Regent Schleswig-Holsteins geworden, und Preußen hätte jetzt bei uns keine anderen Aussichten als anderwärts in Deutschland. Der Herr hat es anders gewollt. Der Name des Herrn sei gelobet!

Uebergangen sei die Rolle, die der Herzog zur Zeit des Waffenstillstands von Malmö in Frankfurt spielte, und die Art, wie er die Reichstagsabgeordneten bestürmte, diesem Vertrag, der sein eigenes Land den Dänen preisgab, ihre Zustimmung zu ertheilen. Auch über den Verkauf der Güter auf Alsen und im Sundewitt und den damit verbundenen Verzicht auf sein Erbrecht in den Herzogthümern sei nur gesagt, daß es ein gutes Geschäft war, das aber hier zu Lande wenig Lob erfuhr, in Betreff dessen man, besonders nach dem, was seitdem geschehen, in gewöhnlichen Gerichten einigermaßen den Kopf schütteln dürfte, und welches, wenn der Sohn dem Vater ähnelte, die Liebhaber unseres Staatsgrundgesetzes fast bedenklich machen könnte. Die Behauptung, der Herzog habe die Erbfolge nicht verkauft, er habe nur versprochen, nichts gegen die neue Ordnung des Erbgangs zu thun, ist eine rabulistische Spitzfindigkeit. Richtig dagegen, obschon auch nicht unbestritten, ist, daß derselbe ohne Zustimmung seiner damals bereits majorennen Söhne nicht habe verzichten können, und da weiß ich nicht recht, wie ich es nennen soll, wenn Jemand etwas weggiebt, und zwar gegen baare Zahlung weggiebt, worüber er nicht zu verfügen hat.

Wie der Herzog sich seitdem gehalten, ist bekannt. Daß er mit allen seinen Neigungen der äußersten Rechten in Preußen angehört, sich ganz und gar der feudalen Agitation angeschlossen, sich überall für den steifsten Conservatismus, z. B. in Zunftsachen ausgesprochen und energisch für Wahlen im Sinne der Kreuzzeitungspartei gewirkt hat, können auch seine Verehrer nicht leugnen. Vor einigen Jahren drang ein Gerücht zu uns, welches sich wohlverbürgt nannte, und nach welchem der Herr von Primkenau Aussicht auf den Thron der vereinigten Moldau und Wallachei haben sollte. Daß Durchlaucht diese anderweite Entschädigung angenommen haben würde, möchte ich nicht bezweifeln. Vielleicht war die Sache aber nur ein witziger Einfall Ihres verstorbenen Königs. Wie der Herzog in Bezug auf das nationale Interesse jetzt gesonnen ist, wie er über Preußens Verhältniß zu Schleswig-Holstein denkt, belehrt uns die „Hamburger Zeitung," die von ihm nicht blos materiell, sondern auch, wie unvorsichtige

Agenten ausgeplaudert zu haben scheinen, durch journalistische Früchte seines Nachdenkens unterstützt wird, und die, indem ihre Spalten hinsichtlich unserer Sache nichts als die alte Rechthaberei athmen, das Bedürfniß der Nation nur scheinbar anerkennen und gegen jede wirkliche Ausgleichung zwischen diesem und dem Inhalt der augustenburgischen Pergamente eifern, völlig den Stempel seines Geistes trägt. Einige erstaunliche Proben für die Wünsche und Abneigungen dieses Geistes — der, wie die Zeitungen berichten, uns nun durch Uebersiedelung von Primkenau nach Nienstetten bei Blankenese seine unmittelbare Gegenwart gönnen will, und der sicher im Rathe des ersten Souveräns eines selbständigen Schleswig-Holstein schon als der Herr Vater vielfach Gehör finden würde — habe ich mir für eine andere Gelegenheit bei Seite gelegt. Für heute nur drei kleine Blumen aus diesem Herbarium.

Am 20. März d. J. schloß ein Leitartikel, der die für Preußens Forderungen angeführten Argumente „in der That vollkommen lächerlich" fand, mit folgender Kraftstelle: „nur die den meisten Preußen angeborene Eitelkeit kann durch diesen engern Anschluß eine gewisse Befriedigung erlangen, weil es dem preußischen Particularismus und der preußischen Eroberungssucht schmeichelt, das preußische Machtgebiet zu erweitern und dem Staate Friedrich's des Großen neue Provinzen einzuverleiben. Kein vernünftiger Mensch außerhalb Preußens wird aber hierin einen Vortheil für Deutschland erblicken."

Am 4. März las man in einer Besprechung der formulirten preußischen Ansprüche in dem Organ des Herzogs von Augustenburg nachstehenden patriotischen Erguß: „Es bleibt kein anderer Weg übrig, als daß Oesterreich an der Spitze des Bundes mit diesem zur Rettung der Selbständigkeit des neuen Staates gegen Preußen in die Schranken tritt." — „Das Recht steht in dieser Frage durchaus auf Seiten des Bundes und Oesterreichs, die öffentliche Meinung und die Sympathie Deutschlands ebenfalls, und auch die europäischen Mächte können unmöglich die Absicht Preußens, einen Vasallenstaat aus Schleswig-Holstein zu machen, gutheißen." Gegen den Schluß hin wurden wir Nationalen als Menschen bezeichnet, die sich ihren Namen mit Unrecht zulegen, da sie „die schleswig-holsteinische Nationalität an Preußen preisgeben, damit aber keinen Vernünftigen täuschen" — vermuthlich eine Leistung des augustenburgischen Gesandten am schleswig-holsteinischen Hoflager, der die Feinheiten der Sammer'schen Erfindungsgabe für das Blatt seines Gebieters und Brotherrn in grobes Bauerndeutsch zu übersetzen pflegt.

Am 15. März wartete die „Hamburger Zeitung" ihren Lesern mit einem Artikel auf, der sich „der Flotten-Schwindel" nannte, und welcher nach einem Aufwand von circa drei Columnen voll absoluten Unsinns über einen Aufsatz der „Provinzial-Correspondenz," der den preußischen Flottenplan ankündigt, zu dem erfreulichen Ergebniß gelangte: „Auf dem Papier nimmt sich dieses allerdings recht schön aus, in der Wirklichkeit gestaltet sich die Sache doch etwas anders, und man kann sich nicht verbergen, daß in den preußischen Blättern mit dieser Flottenangelegenheit ein großer Schwindel getrieben wird."

Der Charakter des Vaters vererbt sich nicht immer ganz auf den Sohn, und noch weniger muß der Neffe dem Oheim gleichen. Der Erbprinz Friedrich

ist nicht die harte und steife Natur, die der alte Herzog zu allen Zeiten war, und er hat nichts von der Rücksichtslosigkeit des Prinzen von Noer. Er ist ohne Zweifel der beste der Augustenburger, aber doch ein Augustenburger, dessen engem Sinn das Recht seines Hauses über Alles geht, und der zu offenem Hervortreten schwer, zu großen Entschlüssen niemals den Muth findet. Soll ich ihn einem der vier Temperamente zuweisen, so gehört er offenbar dem phlegmatischen an. An Verstand mangelt es ihm nicht, ebensowenig an einer guten allgemeinen Bildung und an Trieb, dieselbe zu vermehren. Eigene Gedanken scheint er wenig zu haben, dagegen versteht er fremde gewandt vorzutragen, wie er überhaupt nicht übel zu reden weiß. Er ist in Bonn fleißiger gewesen als viele andere Standesgenossen, hat später sein Gut in der Niederlausitz verständig verwaltet und zuletzt die Zwitterrolle zwischen Fürst und Privatmann, zu der sein Mangel an starkem Willen und kriegerischen Eigenschaften ihn verurtheilte, mit vielem Takt und noch mehr Geduld gespielt.

Für den einzigen einigermaßen kühnen Schritt, den das Leben des Erbprinzen aufweist, den Gang nach Kiel, wollen wir ihm danken, obwohl er ihn thun mußte, und obwohl er dabei sicher mehr an sein Recht, als an das unsere dachte. Auch die Anerkennung der Verfassung vom September 1848 durch seine Novemberproclamation spricht für ihn, wenn auch vielleicht mehr für sein Talent, sich den Umständen zu fügen, als für seinen Liberalismus. Wenigstens stand er vor der Katastrophe, die den Thron der Herzogthümer erledigte, den Anschauungen seines Vaters beträchtlich näher, als denen, nach welchen das Staatsgrundgesetz geschaffen wurde. Indeß brauchen plötzliche Bekehrungen nicht unbedingt blos halbe zu sein. Auch hat der Erbprinz in der Zwischenzeit Gelegenheit gefunden, Manches zu hören und zu erleben, was eine liberale Auffassung der menschlichen Dinge fördert, und was andere Fürsten nicht leicht hören und erleben. Bedenklich ist nur, daß in den letzten zwölf Monaten am Kieler Hofe eine auffallende Scheu herrschte, sich über seine Stellung zur Verfassung zu äußern, und kaum zweifelhaft ist, daß der erste Rath an diesem Hofe ein passendes Sophisma zur Beschwichtigung etwaiger Gewissensscrupel besorgen würde, falls Preußen und Oesterreich die Anerkennung des augustenburgischen Familienrechts an die Bedingung knüpfen wollten, das in jener Verfassung niedergelegte schleswig-holsteinische Landesrecht fallen zu lassen. Noch viel weniger zweifelhaft aber ist, was der Herr Vater dem Herzog des selbständigen Schleswig-Holstein rathen würde, wenn das Staatsgrundgesetz beim Regieren Unbequemlichkeit verursachte. Alle Rechte sind biegsam, nur das alte versteinerte Recht des herzoglichen Hauses nicht.

Wie weit die deutsche Gesinnung des Erbprinzen reichen würde, wenn er mit völlig ungebundenen Händen auf den Thron gelangte, ist nicht leicht zu sagen. Ich möchte annehmen, nicht weiter als sie den Umständen nach müßte. Was darüber geschähe, würde kaum von Erheblichkeit sein und sich vermuthlich bei der ersten Probe ungefähr in ähnlicher Weise verflüchtigen, wie der Patriotismus, der in Coburg-Gotha mit Preußen ging, als es wohlfeil und nützlich war. Auch das freundschaftliche Verhältniß des Augustenburgers zu Ihrem

Agenten ausgeplaudert zu haben scheinen, durch journalistische Früchte seines Nachdenkens unterstützt wird, und die, indem ihre Spalten hinsichtlich unserer Sache nichts als die alte Rechthaberei athmen, das Bedürfniß der Nation nur scheinbar anerkennen und gegen jede wirkliche Ausgleichung zwischen diesem und dem Inhalt der augustenburgischen Pergamente eifern, völlig den Stempel seines Geistes trägt. Einige erstaunliche Proben für die Wünsche und Abneigungen dieses Geistes — der, wie die Zeitungen berichten, uns nun durch Uebersiedelung von Primkenau nach Nienstetten bei Blankenese seine unmittelbare Gegenwart gönnen will, und der sicher im Rathe des ersten Souveräns eines selbständigen Schleswig-Holstein schon als der Herr Vater vielfach Gehör finden würde — habe ich mir für eine andere Gelegenheit bei Seite gelegt. Für heute nur drei kleine Blumen aus diesem Herbarium.

Am 20. März d. J. schloß ein Leitartikel, der die für Preußens Forderungen angeführten Argumente „in der That vollkommen lächerlich" fand, mit folgender Kraftstelle: „nur die den meisten Preußen angeborene Eitelkeit kann durch diesen engern Anschluß eine gewisse Befriedigung erlangen, weil es dem preußischen Particularismus und der preußischen Eroberungssucht schmeichelt, das preußische Machtgebiet zu erweitern und dem Staate Friedrich's des Großen neue Provinzen einzuverleiben. Kein vernünftiger Mensch außerhalb Preußens wird aber hierin einen Vortheil für Deutschland erblicken."

Am 4. März las man in einer Besprechung der formulirten preußischen Ansprüche in dem Organ des Herzogs von Augustenburg nachstehenden patriotischen Erguß: „Es bleibt kein anderer Weg übrig, als daß Oesterreich an der Spitze des Bundes mit diesem zur Rettung der Selbständigkeit des neuen Staates gegen Preußen in die Schranken tritt." — „Das Recht steht in dieser Frage durchaus auf Seiten des Bundes und Oesterreichs, die öffentliche Meinung und die Sympathie Deutschlands ebenfalls, und auch die europäischen Mächte können unmöglich die Absicht Preußens, einen Vasallenstaat aus Schleswig-Holstein zu machen, gutheißen." Gegen den Schluß hin wurden wir Nationalen als Menschen bezeichnet, die sich ihren Namen mit Unrecht zulegen, da sie „die schleswig-holsteinische Nationalität an Preußen preisgeben, damit aber keinen Vernünftigen täuschen" — vermuthlich eine Leistung des augustenburgischen Gesandten am schleswig-holsteinischen Hoflager, der die Feinheiten der Sammer'schen Erfindungsgabe für das Blatt seines Gebieters und Brotherrn in grobes Bauerndeutsch zu übersetzen pflegt.

Am 15. März wartete die „Hamburger Zeitung" ihren Lesern mit einem Artikel auf, der sich „der Flotten-Schwindel" nannte, und welcher nach einem Aufwand von circa drei Columnen voll absoluten Unsinns über einen Aufsatz der „Provinzial-Correspondenz," der den preußischen Flottenplan angekündigt, zu dem erfreulichen Ergebniß gelangte: „Auf dem Papier nimmt sich dieses allerdings recht schön aus, in der Wirklichkeit gestaltet sich die Sache doch etwas anders, und man kann sich nicht verbergen, daß in den preußischen Blättern mit dieser Flottenangelegenheit ein großer Schwindel getrieben wird."

Der Charakter des Vaters vererbt sich nicht immer ganz auf den Sohn, und noch weniger muß der Neffe dem Oheim gleichen. Der Erbprinz Friedrich



ist nicht die harte und steife Natur, die der alte Herzog zu allen Zeiten war, und er hat nichts von der Rücksichtslosigkeit des Prinzen von Noer. Er ist ohne Zweifel der beste der Augustenburger, aber doch ein Augustenburger, dessen engem Sinn das Recht seines Hauses über Alles geht, und der zu offenem Hervortreten schwer, zu großen Entschlüssen niemals den Muth findet. Soll ich ihn einem der vier Temperamente zuweisen, so gehört er offenbar dem phlegmatischen an. An Verstand mangelt es ihm nicht, ebensowenig an einer guten allgemeinen Bildung und an Trieb, dieselbe zu vermehren. Eigene Gedanken scheint er wenig zu haben, dagegen versteht er fremde gewandt vorzutragen, wie er überhaupt nicht übel zu reden weiß. Er ist in Bonn fleißiger gewesen als viele andere Standesgenossen, hat später sein Gut in der Niederlausitz verständig verwaltet und zuletzt die Zwitterrolle zwischen Fürst und Privatmann, zu der sein Mangel an starkem Willen und kriegerischen Eigenschaften ihn verurtheilte, mit vielem Takt und noch mehr Geduld gespielt.

Für den einzigen einigermaßen kühnen Schritt, den das Leben des Erbprinzen aufweist, den Gang nach Kiel, wollen wir ihm danken, obwohl er ihn thun mußte, und obwohl er dabei sicher mehr an sein Recht, als an das unsere dachte. Auch die Anerkennung der Verfassung vom September 1848 durch seine Novemberproclamation spricht für ihn, wenn auch vielleicht mehr für sein Talent, sich den Umständen zu fügen, als für seinen Liberalismus. Wenigstens stand er vor der Katastrophe, die den Thron der Herzogthümer erledigte, den Anschauungen seines Vaters beträchtlich näher, als denen, nach welchen das Staatsgrundgesetz geschaffen wurde. Indeß brauchen plötzliche Bekehrungen nicht unbedingt blos halbe zu sein. Auch hat der Erbprinz in der Zwischenzeit Gelegenheit gefunden, Manches zu hören und zu erleben, was eine liberale Auffassung der menschlichen Dinge fördert, und was andere Fürsten nicht leicht hören und erleben. Bedenklich ist nur, daß in den letzten zwölf Monaten am Kieler Hofe eine auffallende Scheu herrschte, sich über seine Stellung zur Verfassung zu äußern, und kaum zweifelhaft ist, daß der erste Rath an diesem Hofe ein passendes Sophisma zur Beschwichtigung etwaiger Gewissensscrupel besorgen würde, falls Preußen und Oesterreich die Anerkennung des augustenburgischen Familienrechts an die Bedingung knüpfen wollten, das in jener Verfassung niedergelegte schleswig-holsteinische Landesrecht fallen zu lassen. Noch viel weniger zweifelhaft aber ist, was der Herr Vater dem Herzog des selbständigen Schleswig-Holstein rathen würde, wenn das Staatsgrundgesetz beim Regieren Unbequemlichkeit verursachte. Alle Rechte sind biegsam, nur das alte versteinerte Recht des herzoglichen Hauses nicht.

Wie weit die deutsche Gesinnung des Erbprinzen reichen würde, wenn er mit völlig ungebundenen Händen auf den Thron gelangte, ist nicht leicht zu sagen. Ich möchte annehmen, nicht weiter als sie den Umständen nach müßte. Was darüber geschähe, würde kaum von Erheblichkeit sein und sich vermuthlich bei der ersten Probe ungefähr in ähnlicher Weise verflüchtigen, wie der Patriotismus, der in Coburg-Gotha mit Preußen ging, als es wohlfeil und nützlich war. Auch das freundschaftliche Verhältniß des Augustenburgers zu Ihrem

Agenten ausgeplaudert zu haben scheinen, durch journalistische Früchte seines Nachdenkens unterstützt wird, und die, indem ihre Spalten hinsichtlich unserer Sache nichts als die alte Rechthaberei athmen, das Bedürfniß der Nation nur scheinbar anerkennen und gegen jede wirkliche Ausgleichung zwischen diesem und dem Inhalt der augustenburgischen Pergamente eifern, völlig den Stempel seines Geistes trägt. Einige erstaunliche Proben für die Wünsche und Abneigungen dieses Geistes — der, wie die Zeitungen berichten, uns nun durch Uebersiedelung von Primkenau nach Nienstetten bei Blankenese seine unmittelbare Gegenwart gönnen will, und der sicher im Rathe des ersten Souveräns eines selbständigen Schleswig-Holstein schon als der Herr Vater vielfach Gehör finden würde — habe ich mir für eine andere Gelegenheit bei Seite gelegt. Für heute nur drei kleine Blumen aus diesem Herbarium.

Am 20. März d. J. schloß ein Leitartikel, der die für Preußens Forderungen angeführten Argumente „in der That vollkommen lächerlich" fand, mit folgender Kraftstelle: „nur die den meisten Preußen angeborene Eitelkeit kann durch diesen engern Anschluß eine gewisse Befriedigung erlangen, weil es dem preußischen Particularismus und der preußischen Eroberungssucht schmeichelt, das preußische Machtgebiet zu erweitern und dem Staate Friedrich's des Großen neue Provinzen einzuverleiben. Kein vernünftiger Mensch außerhalb Preußens wird aber hierin einen Vortheil für Deutschland erblicken."

Am 4. März las man in einer Besprechung der formulirten preußischen Ansprüche in dem Organ des Herzogs von Augustenburg nachstehenden patriotischen Erguß: „Es bleibt kein anderer Weg übrig, als daß Oesterreich an der Spitze des Bundes mit diesem zur Rettung der Selbständigkeit des neuen Staates gegen Preußen in die Schranken tritt." — „Das Recht steht in dieser Frage durchaus auf Seiten des Bundes und Oesterreichs, die öffentliche Meinung und die Sympathie Deutschlands ebenfalls, und auch die europäischen Mächte können unmöglich die Absicht Preußens, einen Vasallenstaat aus Schleswig-Holstein zu machen, gutheißen." Gegen den Schluß hin wurden wir Nationalen als Menschen bezeichnet, die sich ihren Namen mit Unrecht zulegen, da sie „die schleswig-holsteinische Nationalität an Preußen preisgeben, damit aber keinen Vernünftigen täuschen" — vermuthlich eine Leistung des augustenburgischen Gesandten am schleswig-holsteinischen Hoflager, der die Feinheiten der Sammer'schen Erfindungsgabe für das Blatt seines Gebieters und Brotherrn in grobes Bauerndeutsch zu übersetzen pflegt.

Am 15. März wartete die „Hamburger Zeitung" ihren Lesern mit einem Artikel auf, der sich „der Flotten-Schwindel" nannte, und welcher nach einem Aufwand von circa drei Columnen voll absoluten Unsinns über einen Aufsatz der „Provinzial-Correspondenz," der den preußischen Flottenplan angekündigt, zu dem erfreulichen Ergebniß gelangte: „Auf dem Papier nimmt sich dieses allerdings recht schön aus, in der Wirklichkeit gestaltet sich die Sache doch etwas anders, und man kann sich nicht verbergen, daß in den preußischen Blättern mit dieser Flottenangelegenheit ein großer Schwindel getrieben wird."

Der Charakter des Vaters vererbt sich nicht immer ganz auf den Sohn, und noch weniger muß der Neffe dem Oheim gleichen. Der Erbprinz Friedrich

ist nicht die harte und steife Natur, die der alte Herzog zu allen Zeiten war, und er hat nichts von der Rücksichtslosigkeit des Prinzen von Noer. Er ist ohne Zweifel der beste der Augustenburger, aber doch ein Augustenburger, dessen engem Sinn das Recht seines Hauses über Alles geht, und der zu offenem Hervortreten schwer, zu großen Entschlüssen niemals den Muth findet. Soll ich ihn einem der vier Temperamente zuweisen, so gehört er offenbar dem phlegmatischen an. An Verstand mangelt es ihm nicht, ebensowenig an einer guten allgemeinen Bildung und an Trieb, dieselbe zu vermehren. Eigene Gedanken scheint er wenig zu haben, dagegen versteht er fremde gewandt vorzutragen, wie er überhaupt nicht übel zu reden weiß. Er ist in Bonn fleißiger gewesen als viele andere Standesgenossen, hat später sein Gut in der Niederlausitz verständig verwaltet und zuletzt die Zwitterrolle zwischen Fürst und Privatmann, zu der sein Mangel an starkem Willen und kriegerischen Eigenschaften ihn verurtheilte, mit vielem Takt und noch mehr Geduld gespielt.

Für den einzigen einigermaßen kühnen Schritt, den das Leben des Erbprinzen aufweist, den Gang nach Kiel, wollen wir ihm danken, obwohl er ihn thun mußte, und obwohl er dabei sicher mehr an sein Recht, als an das unsere dachte. Auch die Anerkennung der Verfassung vom September 1848 durch seine Novemberproclamation spricht für ihn, wenn auch vielleicht mehr für sein Talent, sich den Umständen zu fügen, als für seinen Liberalismus. Wenigstens stand er vor der Katastrophe, die den Thron der Herzogthümer erledigte, den Anschauungen seines Vaters beträchtlich näher, als denen, nach welchen das Staatsgrundgesetz geschaffen wurde. Indeß brauchen plötzliche Bekehrungen nicht unbedingt blos halbe zu sein. Auch hat der Erbprinz in der Zwischenzeit Gelegenheit gefunden, Manches zu hören und zu erleben, was eine liberale Auffassung der menschlichen Dinge fördert, und was andere Fürsten nicht leicht hören und erleben. Bedenklich ist nur, daß in den letzten zwölf Monaten am Kieler Hofe eine auffallende Scheu herrschte, sich über seine Stellung zur Verfassung zu äußern, und kaum zweifelhaft ist, daß der erste Rath an diesem Hofe ein passendes Sophisma zur Beschwichtigung etwaiger Gewissensscrupel besorgen würde, falls Preußen und Oesterreich die Anerkennung des augustenburgischen Familienrechts an die Bedingung knüpfen wollten, das in jener Verfassung niedergelegte schleswig-holsteinische Landesrecht fallen zu lassen. Noch viel weniger zweifelhaft aber ist, was der Herr Vater dem Herzog des selbständigen Schleswig-Holstein rathen würde, wenn das Staatsgrundgesetz beim Regieren Unbequemlichkeit verursachte. Alle Rechte sind biegsam, nur das alte versteinerte Recht des herzoglichen Hauses nicht.

Wie weit die deutsche Gesinnung des Erbprinzen reichen würde, wenn er mit völlig ungebundenen Händen auf den Thron gelangte, ist nicht leicht zu sagen. Ich möchte annehmen, nicht weiter als sie den Umständen nach müßte. Was darüber geschähe, würde kaum von Erheblichkeit sein und sich vermuthlich bei der ersten Probe ungefähr in ähnlicher Weise verflüchtigen, wie der Patriotismus, der in Coburg-Gotha mit Preußen ging, als es wohlfeil und nützlich war. Auch das freundschaftliche Verhältniß des Augustenburgers zu Ihrem

Kronprinzen würde vor engherziger und egoistischer Betrachtung der nationalen Dinge schwerlich bewahren.

Im Uebrigen zieren den Erbprinzen die Tugenden eines milden, fast weichen, leidenschaftslosen Gemüths. Lieutenantsliederlichkeiten, welche ihm gewisse Schmutzwerfer unter seinen Gegnern nachsagten, waren Erfindungen. Bereitwillig verzieh er unseren „Geschworenen," als sie sich im vorigen Herbst zur Audienz meldeten, um nachträglich zu huldigen. Bereitwillig würde er künftig auch unsere Siebzehner zu Gnaden annehmen, wenn sie sich zu ihm bekehren müßten. Freilich wäre Unfreundlichkeit dort nicht am Orte gewesen, und allerdings wird man unsere Grafen und Barone schon zum Ausputz des Hofes nöthig haben. Die jetzige Hofhaltung sieht gar zu bürgerlich aus, und wie selbst sehr stark liberalisirende Fürsten über blaues und gewöhnliches rothes Blut denken, wissen wir zur Genüge.

Die übrigen Augustenburger sind zu unbedeutend, als daß man sich mit ihnen aufzuhalten Neigung haben könnte. Die ganze Dynastie hat zu allen Zeiten mehr an ihre Ansprüche als an das Land gedacht und mehr die Vorsicht als die Tapferkeit geschätzt. Keiner hat der Sache seiner Heimath auch im Mißgeschick treu und anhänglich gedient, keiner anders als durch Redensarten Nationalgefühl an den Tag gelegt. Wie die Siebenschläfer waren sie 1851 aus der Welt verschwunden, und wie die Siebenschläfer kamen sie 1863 in die ihnen fremd gewordene schleswig-holsteinische Welt zurück, wo einzig und allein der Umstand, daß Preußen in der Zwischenzeit versäumt, was es nicht hätte versäumen sollen, die Patrioten bewog, ihr Familieninteresse als das des Landes zu behandeln.

Auch der Erbprinz Friedrich wird nicht zu den bedeutenden Menschen zu zählen sein. Daß er nichts von Größe an sich hat, nicht zum Helden geboren ist, wollen wir ihm nicht allzu sehr anrechnen, obwohl Prätendenten davon immer einen Zug haben sollten. Er ist, wie man sagt, ein guter Christ und ein braver Familienvater. In den meisten übrigen Beziehungen sind Naturen wie die seinige zur Abhängigkeit von Anderen verurtheilt, die ihnen Gedanken und Entschlüsse geben. Wäre er in guten Händen, so ließe sich Manches hoffen. Die traditionelle Politik seines Hauses, die Art seiner nächsten Verwandten lassen von ihm als selbständigem Fürsten weder für das Land noch für das, was unsere Partei als das Interesse Deutschlands ansieht, viel Gutes erwarten, und die Persönlichkeiten, die sonst sein Vertrauen genießen und sein Denken und Thun bestimmen, mindern diese Erwartung noch mehr herab.

Das bedeutendste — richtiger das einzige bedeutende Ingenium in der Umgebung des Erbprinzen ist der coburg-gothaische Geheime Regierungsrath Sammer. Er ist der Premierminister des Herzogs, wenn wir schon von Minister und Herzog reden dürfen. In seiner Hand laufen alle Fäden des Apparats zusammen, mit dem man bis jetzt Staat im Staat gespielt hat. Neben seiner Meinung kommt keine andere auf. Er ist der Bewahrer aller Geheimnisse der Politik des Düsternbrooker Hofes, die freilich schon ziemlich alle öffentliche Geheimnisse sind, der Geist der Höfischen, der Geist auch zu der Seele unsres Serenissimus und darum auch der Geist, der, gleichviel ob in Kiel anwesend oder entfernt, in einem künftigen

selbständigen Schleswig-Holstein so weit irgend möglich herrschen würde. Wir werden uns ihn daher genau ansehen müssen, und zwar denke ich ihn mit möglichster Schonung und aller irgend zulässigen Hervorhebung auch der Lichtseite seines Wesens zu zeichnen.

Karl Sammer ist in den letzten Jahren des zweiten Decenniums dieses Jahrhunderts zu Eckernförde geboren, also Schleswiger und ein hoher Vierziger. Sein Vater war Sachwalter, seine Mutter aus geistlicher Familie. Früh väterlicherseits verwaist, zog er mit seiner Mutter zuerst nach der Stadt Schleswig. Dann besuchte er, wenn ich nicht irre, eine holsteinische Gelehrtenschule, worauf er mehre deutsche Universitäten, unter anderen auch Berlin, frequentirte, um die Rechtswissenschaften zu studiren. Nachdem er in den ersten vierziger Jahren in Kiel sein Examen bestanden, ließ er sich in Neumünster als Advocat nieder. In dieser Eigenschaft wurde er mit dem Herzog von Augustenburg bekannt, in dessen Auftrag er bald vielfach literarisch thätig war, und dessen Recht er fortan als den Leitstern und Angelpunkt seines Lebens betrachtet zu haben scheint. Seine staatsrechtlichen Kenntnisse, sein Scharfsinn in der Lösung schwieriger Fragen, andererseits eine gewisse Aehnlichkeit seines Charakters mit dem der Gravensteiner Durchlaucht ließen den jungen Mann schon damals die Stellung eines Vertrauten der herzoglichen Familie gewinnen, wogegen Andere sich schon damals mit dieser Natur nicht zu befreunden vermochten. Kurz vor Ausbruch der Erhebung von 1848 wandte er sich nach Kiel, um sich an der Universität für Staatsrecht zu habilitiren. Während des Krieges wurde er vom Herzog zu verschiedenen diplomatischen Missionen verwendet. Nach der Pacification ging er, obwohl nicht verbannt, aus dem Lande und nach Gotha, wo er bei Herzog Ernst Anstellung fand, und wo er sich um die Mitte der fünfziger Jahre verheirathete — beiläufig, auch hierin seinem alten Gebieter ähnlich, mit einer Dänin.

In Gotha nahm Sammer eine Art Doppelstellung ein, indem er einerseits die auswärtigen Beziehungen seines neuen Herrn pflegen half, andererseits als Advocat der Augustenburger in verschiedenen Angelegenheiten thätig war. Wiederholt begleitete er den rührigen und strebsamen Herzog Ernst auf seinen Reisen an die verwandten Höfe in Brüssel und London, wobei er mit hervorragenden Staatsmännern bekannt wurde. Mit Geschick vertheidigte er die Sache desselben in dem Streit gegen den Adel des Ländchens. Sich leicht in ursprünglich ihm fremde Fächer hineinarbeitend, überall rasch zu Hause, machte er sich auch auf anderen als politischen Gebieten vielfach nützlich, ohne es jedoch in der neuen Heimath zu größerer Beliebtheit und zu mehr Freunden zu bringen als in der alten, wo ihm fast nur der kleine Kreis der Augustenburgischen eine gewisse Neigung bewahrte, und von wo ihm nur durch dessen Vermittelung noch einige Kenntniß von dem, was vorging, zu Theil wurde. Man achtete seine Fähigkeiten, man ehrte seine Kenntnisse, man erkannte seine Verdienste an, und dennoch fühlte sich Niemand zu ihm hingezogen, wiewohl er mit Intelligenz und Eifer auch die Gabe, liebenswürdig sein zu können, ja ein gewisses weiches Wesen verband. Man wußte eben niemals recht, wie man mit ihm daran war und ob man ihm vertrauen durfte.

So kam er mit dem Erbprinzen nach Kiel zurück ohne genaue Bekanntschaft mit den Zuständen, die er vorfand, ohne Freunde unter den Führern der Parteien, die sich inzwischen gebildet, mit dem alten Ruf eines Advocaten des augustenburgischen Hauses und in dieser Eigenschaft mehr ein Gegenstand der Scheu und der Befürchtung als der Zuneigung und der Hoffnung. Was seitdem geschehen, ist theils bekannt, theils in einigen bisher weniger klaren Partien in meinem Bericht vom April mitgetheilt worden. Daß die Sache des Erbprinzen dadurch nicht gefördert worden, liegt, denke ich, klar zu Tage. Daß sie dadurch noch nicht zu Grunde gerichtet worden ist, wird einzig und allein in Verhältnissen zu suchen sein, die Sammer nicht geschaffen hat.

Der Charakter Sammer's ist schwer zu schildern, besonders wenn man nicht alle Farben benutzen will, die dazu nöthig sind. Er ist eine proteusartige Natur, und derartige Naturen sind nicht leicht in ihrer wahren und eigentlichen Gestalt festzuhalten. Die seltsamsten Widersprüche mischen sich in ihm, eine beinahe fanatische Energie mit frauenhafter Schwäche, eine hartnäckige Consequenz mit fieberhaftem launischen Wechsel, demokratische Neigungen mit legitimistischen Grundsätzen. Auch das folgende Portrait beansprucht nicht, für ein ausgeführtes und alle Züge wiedergebendes angesehen zu werden. Es will nur eine Skizze sein.

Seinem Temperament nach ist Geheimrath Sammer Sanguiniker mit einem gewissen cholerischen Beisatz. Beinahe unaufhörlich in Aufregung, heute voll hochfliegender Zuversicht, morgen fast gebrochen von Verzweiflung, ist er um die körperliche Constitution zu beneiden, die solche intermittirende Gemüthsstürme ohne wesentlichen Schaden erträgt. So sanguinisch er in der Regel kleine Erfolge auffaßt, sieht er, sobald es Ernst wird und ein großer Wurf gewagt werden muß, augenblicklich nur die Schwierigkeiten der Sachlage und nicht mehr die Vortheile. Der Sohn eines Advocaten, früher selbst Advocat, dann speziell Advocat des augustenburgischen Hauses, ist er auch als Politiker in seiner Grundanschauung und seiner Methode, die Geschäfte zu leiten, wesentlich Advocat, womit sich die Künste eines Diplomaten der kleinstaatlichen Schule und die Befolgung von Recepten verbinden, die er sich aus seinem Verkehr mit dem Herzog von Augustenburg als probat notirt haben mag. Die schleswig-holsteinische Frage wird von ihm in der Hauptsache als ein großer Civilproceß aufgefaßt. „Es sind die Rechte eines halben Jahrtausends," schrieb er 1850, „welche in den Herzogthümern vertheidigt werden. Es sind diese verfassungsmäßigen Rechte nicht durch eine Märzrevolution, sondern durch Staatsverträge errungen, in den Kriegen zweier Jahrhunderte bestärkt und durch die Eide und Gelöbnisse von vier Jahrhunderten bestätigt und um nichts dadurch geschwächt, weil den Herzogthümern diese Eide und Gelöbnisse oft gebrochen worden sind. Es ist möglich, daß im Kampfe diese Rechte zeitweilig unterliegen. Das Recht selbst und der Wille es herzustellen, wird nicht untergehen, so lange" u. s. w. Das Recht und immer wieder das alte vielhundertjährige Recht ist das Leibthema aller von Sammer selbst ausgehenden oder von ihm angeregten Deductionen. Von dem Interesse des Volkes ist nur wie von einer Nebensache die Rede. Fast sollte man glauben, der weise Ausspruch eines Kieler Herrn, der zu den Höfischen in Beziehung steht, und der



neulich behauptete: „nicht vor den Preußen und Oesterreichern haben die Dänen das Dannewerk geräumt, sondern vor dem guten Recht," sei auch die Meinung des Chefs der Höfischen.

Dem ist jedoch nicht ganz so. Das Recht thut keine Wunder, man braucht auch die Maschine, und man braucht auch „Simulacra," d. h. aus dem Sammer'schen Latein in ehrliches Deutsch übersetzt: Lockspeisen für die Masse, Köderungs- oder Berauschungsmittel für das einfältige Volk, welchem das augustenburger Recht nicht genügt, um warm dabei zu werden, packende Phrasen für die Presse und die Vereine, und hier hat die coburger Schule Uebung im Erfinden gegeben. „Wille des Volks" oder, wie die Aengstlichkeit sich lieber blaß ausdrückte „Wünsche der Bevölkerung" — „schleswig-holsteinische Nationalität" — „Rechtsüberzeugung des Landes" — „Deutschland muß auf einmal Eins werden, nicht stückweise" — „das Volk der Herzogthümer darf nicht wie eine Heerde behandelt werden" — „Anschluß an Deutschland" — „Selbstbestimmungsrecht," dann sanfter „Mitbestimmungsrecht" — „nicht octroyiren lassen" — „Helotenthum der Schleswig-Holsteiner die Folge der preußischen Forderungen," solche und ähnliche Redensarten gingen im Laufe der letzten Monate in Menge aus dem Comptoir auf dem Kieler Sophienblatt hervor, um die Action des Rechts zu verstärken. Auch der garstige Schwindel, daß Preußen sich bei dem Kaiser Napoleon die Erlaubniß zur Annexion Holsteins und Südschleswigs gegen Abtretung der dänisch redenden Bezirke Schleswigs an Christian den Neunten zu erkaufen vorhabe, ist in Kiel erfunden, von dort nach Wien zu Freund Wydenbrugk gegangen und von da wieder an die Zeitungsredactionen versandt worden, die von diesem „Simulacrum" Gebrauch zu machen in der Lage waren.

Und da es das Recht und die Phrase zusammen nicht thaten, so suchte man andere Hülfe, beim Bunde, bei Oesterreich, selbst in Paris. Bekannt ist der Brief des Erbprinzen an den Kaiser, weniger bekannt wird sein, was mein früherer Bericht nur andeutete.

Am 23. März d. J. erschien in den „Schleswig-holsteinischen Blättern" während zufälliger Abwesenheit des Redacteurs ein Artikel mit der Ueberschrift „Ultima ratio," welcher empfahl, eine große Deputation aus allen Theilen des Landes nach Paris zu schicken, um den Kaiser von Frankreich zum Einschreiten zu Gunsten der Herzogthümer zu veranlassen. In der ganzen deutschen Presse wie in den folgenden Nummern des genannten hiesigen Blattes wurde dieser niederträchtige Vorschlag mit der Verachtung behandelt, die er verdiente. Die Kreuzzeitung benutzte die Gelegenheit zu Angriffen auf den Erbprinzen, indem sie die „Schleswig-holsteinischen Blätter" als sein Organ bezeichnete. Darauf erklärte Staatsrath Francke in Nr. 78 des Berliner Blattes, „daß die Rathgeber Sr. Hoheit des Herzogs auf die Haltung der Schleswig-holsteinischen Blätter niemals irgend einen Einfluß gehabt haben" u. s. w. Obgleich in diesem Dementi auf die dort empfohlene Deputation nach Paris nicht Bezug genommen wurde, so konnten doch Fernstehende darin eine indirecte Mißbilligung der Sache von Seiten der Räthe des Erbprinzen lesen. Thaten sie dies, so täuschten sie sich insofern, als die Mißbilligung sich erst entwickelte, wie der Plan der öffentlichen Meinung in Deutschland unpatriotisch und verrätherisch erschien. Vorher

hatte man ihn in Kiel mit dem Wohlgefallen betrachtet, welches man dem eignen Kinde zuwendet. Zu derselben Zeit nämlich, als der Artikel „Ultima ratio“ sich unter der Presse befand, reiste ein Professor der Kieler Universität, „auf Veranlassung und im Auftrage der Rathgeber Sr. Hoheit,“ wie er selbst mit klaren Worten sagte, nach Flensburg, um dort eine Deputation von Schleswigern an den Kaiser Napoleon in Gang zu bringen. An dem gesunden Sinn der Flensburger Patrioten scheiterte diese Intrigue schon im Beginn, und als dann gegen die „Ultima ratio“ der „Schleswig-holsteinischen Blätter“ der allgemeine Sturm losbrach, verfolgte natürlich auch der Advocatengeist, dem das Recht über das Vaterland geht, dieses Project nicht weiter. Dagegen versuchte man durch nicht so massenhafte, in der Stille abgehende Gesandtschaften in Paris für das „alte gute Recht“ zu begeistern, und zwar ist dies noch nach der Einnahme der Düppelstellung, noch im Herbst v. J. und einmal noch im Januar d. J. der Fall gewesen. Der letzte Emissär, der auch in London war, könnte namentlich bezeichnet werden. Dementis wird man wohlthun nicht zu beachten.*)

Vom praktischen Staatsmann wird die Gabe, Menschen richtig zu beurtheilen, verlangt werden müssen, und daß der erste Rath des Erbprinzen diese in besonderem Grade besitze, ist an den Werkzeugen, deren er sich zur Ausführung seiner Pläne bedient, und an der Art, wie er sich ihrer bedient, nicht zu erkennen. Herr v. Wydenbrugk mag eine gute Wahl für Wien sein, obwohl seine Depeschen mehr lang als gehaltvoll sein sollen. Herr Professor Hänel ist als Rechtsgelehrter höchst achtbar, und er hat nebenbei, wie man sah, als Gesandter der Hofpartei bei der Großmacht der schleswig-holsteinischen Vereine und, wie man hörte, als Emissär in Wien und — anderswo schöne diplomatische, so wie als geheimer herzoglicher Journalist auch schöne stylistische Fähigkeiten entwickelt. Die übrigen Herren aus der Gesellschaft des Sophienblattes sind, wie später kurz gezeigt werden soll, mit sehr wenigen Ausnahmen subalterne Naturen, und dasselbe wird von den übrigen Mitgliedern des „Kabinets“ und deren Gehülfen zu sagen sein.

Nun mag zur Entschuldigung solcher Wahlen von Werkzeugen angeführt werden können, daß manche von unserm Premier nicht getroffen, sondern nur geduldet wurden, wie denn von ihm überhaupt ziemlich viel Unbequemes aus Rücksicht auf höhere Wünsche geduldet wird. Ferner wird es wenigstens seinem Mangel an Menschenkenntniß nicht zuzuschreiben sein, wenn er den Einen oder den Anderen nicht anstellte, da viele Geeignete theils wegen jener ihm Aufgenöthigten, theils wegen seiner Politik und seiner ganzen Natur nicht unter ihm dienen wollten. Aber für die Zukunft bleibt es sich gleich, ob er aus diesem

*) Dagegen sei hier eine Aeußerung meines letzten Schreibens über Herrn May in Altona berichtigt. Derselbe hat nicht für Herrn v. Manteuffel geschrieben und auch nicht mehr mit Scheel-Plessen verkehrt, als dieser nicht mehr in Verbindung mit der nationalen Partei stand. Jenes war eine Verwechselung des Herrn mit einem Verwandten oder Namensvetter, dieses wurde von mir wenigstens nicht direct behauptet. Ich würde den Irrthum lebhafter bedauern müssen, wenn ich mich nicht zugleich freuen könnte, Herrn May dadurch Gelegenheit gegeben zu haben, seine patriotischen Schriften und Thaten dem Publicum ausführlich zu annonciren.



oder jenem Grunde keine oder nur wenige Talente unter sich vereinigen kann, und auch der Versuch, den Vorwurf geringer Menschenkenntniß mit der Behauptung abzuweisen, Herr Sammer sehe nicht gern Leute von ungewöhnlicher Intelligenz um sich, er liebe die Concurrenz nicht, wolle den Lorbeer für die Rettung Schleswig-Holsteins allein verdienen, wird zwar möglicherweise auf Wahrheit beruhen, aber schwerlich eine Empfehlung für den ersten Minister des selbständigen Schleswig-Holstein sein.

Vielleicht noch mehr als in dem Gesagten zeigt sich die geringe Menschenkenntniß unseres Staatsmannes darin, daß er zu wähn'n scheint, seine Art, die Dinge aufzufassen und zu behandeln, werde nicht von vielen durchschaut, daß er der Welt ein zu kleines Maß von Gedächtniß, Selbstgefühl und Willen zuschreibt, und daß er meint, nicht blos mit der großen Masse, sondern auch mit Leuten von Intelligenz und Charakter wie der Knabe mit Holzsoldaten auf der Ansteckscheere verfahren, sie nach Laune oder Bedürfniß vor- oder zurückschieben, sie bald um eine gelinde, bald um eine schroffe Phrase sammeln, sie mit sich bald nach Preußen, bald nach Oesterreich hin schwanken machen zu können. Mit den Höfischen ist das ohne Mühe zu erreichen, mit den Particularisten gegenwärtig ebenfalls noch ziemlich leicht, später wird es mit dem demokratischen Flügel derselben schwerer sein, und die übrigen Parteien haben schon jetzt mehr oder minder Augen zu sehen und Ohren zu hören.

Gemeiner Egoismus, wie er manchen von den übrigen Höfischen nachgesagt wird, ist dem Gegenstand unserer Betrachtung sicher nicht vorzuwerfen. Jedenfalls aber ist nächst seiner Monomanie für das Recht der Augustenburger brennender Ehrgeiz die Haupttriebfeder seines Thuns, und wenn ich recht unterrichtet bin, begnügt dieser Ehrgeiz sich nicht mit der Hoffnung, dereinst den Staat Schleswig-Holstein zu lenken, sondern schweift phantastisch aus nach höheren Sphären, z. B. nach einem Portefeuille im zukünftigen Preußen, was seltsam klingen und manchem Leser ein Lächeln abnöthigen mag, nichtsdestoweniger aber als gutverbürgtes Gerücht hier umgeht. Man würde Hoffnungen auf eine Stelle in Wien jetzt erklärlicher finden. Wenn die Preußen aber unseren Geheimrath nach dem, was geschehen, einmal begehren sollten — in Gottes Namen, wir gönnen ihnen den Herrn.

In Betreff einer anderen hervorstechenden Eigenschaft unseres Regierungschefs weiß ich nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, da ich weder in die Scylla, die Unwahrheit zu sagen, noch in die Charybdis, unhöflich zu sein fallen möchte. Bezeichnen wir die Sache so. Es giebt Leute, die es erheitert, wenn Herr Sammer sich gelegentlich in die höhere Ethik erhebt, begeistert von den moralischen Imponderabilien im Völkerleben redet und mit leuchtenden Blicken vor dem Gebrauch jesuitischer Künste, vor dem Tragen auf zwei Achseln, vor Doppelzüngigkeit, Mentalreservationen, krummen Wegen, kleinen Täuschungsmitteln, halben oder ganzen Lügen warnt, die niemals zum Ziele führen und sich nach ewigen Gesetzen immer rächen. Und es giebt andere Leute, die es betrübt, daß in einem Comptoir, welches keineswegs hundert Meilen von der Quelle liegt, der so edle Grundsätze entströmen, beinahe täglich von jenen Künsten und namentlich von der Mentalreservation und der Nothlüge der luxuriöseste

Gebrauch gemacht wird. Traurige Beispiele davon ließen sich eine gute Anzahl mittheilen. Man begegnet selbst der Meinung, je stärker in diesem Comptoir eine Behauptung bekräftigt werde, desto mehr habe man Ursache, sie für unwahr zu halten. Ja es wird erzählt, die Neigung zu täuschen gehe dort so weit, daß der Betreffende sich gelegentlich selbst täusche, womit man vermuthlich die Manöver in der Presse und in den Vereinen im Auge hat, durch welche eine Art öffentlicher Meinung geschaffen wird, auf die das Comptoir dann wenigstens halb vertraut, auf die es vor Deutschland hinweist, und mit der es sich gegen Vorwürfe von Wien oder Berlin vertheidigt. Der Herzog, heißt es da echt constitutionell, muß mit der Majorität gehen, und siehe da, die Majorität will in der Regel nichts anderes, als was der Gesinnungs-Einpumpungs-Apparat der Höfischen in die Zeitungen und in die Clubs hineingetrieben hat. Ob solches Pumpenspiel, heute warm, morgen kalt, den Charakter eines Volks verbessert, ob es anmuthige Erwartungen von der Zukunft unter solchem Regiment zu erwecken geeignet ist, mögen die Leser sich selbst beantworten.

Auch über einen weiteren Charakterzug des Geistes auf dem Sophienblatt sei mit schonenden Worten berichtet. Derbe Sprache würde ihn wahrscheinlich Feigheit nennen. Ich finde dafür in meinem Lexikon gelindere und artigere Bezeichnungen, z. B. Unentschlossenheit vor entscheidenden Momenten, Aengstlichkeit in Krisen, Mangel an Vertrauen auf die Sache, die man betreibt, sobald es um eine Ecke in's nicht ganz Gewisse geht, Abneigung vor Wagnissen, vor offnem Herausgehen mit seiner Meinung und Absicht. Man drängt am Bunde, man bohrt und wühlt mit Virtuosität, und wenn es zur Abstimmung, zur Entscheidung kommen soll, warnt man die guten Freunde vor Ueberstürzung. Man arrangirt energische Volkskundgebungen, und wenn sie mit zu starkem Gekrach explodiren, will man nichts damit zu schaffen gehabt haben. Man hat Willisen's Haltung in der Schlacht bei Idstedt getadelt, und vielleicht kein Mensch zwischen dem Süd- und dem Nordpol hätte sie, wenn Willisen's Natur allein damals die Schuld am Mißlingen trug, so gewiß aus denselben Gründen verloren, wie unser Premier.

Was die politische Farbe Herrn Sammer's betrifft, so ist dieselbe im vorigen Bericht in einer Bezeichnung schon angedeutet. Er rechnet sich zu den Liberalen, aber er fühlt sich als Diener seines Herrn und unter dem Banne von dessen heiligem und unantastbarem Rechte. Es wird daher abzuwarten sein, wie sein Liberalismus sich im selbständigen Schleswig-Holstein bewähren wird, wenn, nachdem auf den Kampf zwischen den Herzogthümern und Dänemark der Kampf zwischen den ersteren und dem durch Preußen vertretenen Interesse Deutschlands gefolgt ist, der dritte Kampf, der nämlich zwischen den Liberalen und Conservativen im Innern beginnen wird.

In Betreff nationaler Fragen soll Herr Sammer früher bis zu einem gewissen Grade unserer Partei angehört, Broschüren und Artikel zu Gunsten Preußens verfaßt, sich in anderer Weise Verdienste und, was ihm vermuthlich nicht weniger werth war, Gönner auf diesem Gebiet erworben haben, u. s. w. Mit dem Tode Friedrich's des Siebenten machte diese Phase seines Denkens und Thuns, wenn sie, was gern denkbar, überhaupt nicht blos den Zweck hatte,



sich für jenen Fall in Berlin zu insinuiren und Vertrauen auf sich zu erwecken, sehr bald einer anderen Raum, deren Regel auch nachdem der Däne vor dem preußischen Schwert das Land geräumt hatte, etwa so lautete: Die Vaterlandsliebe, die Pflicht des Parteimitglieds, die Erinnerung an die Vergangenheit, an die Freunde, selbst das Wohl der Heimath, Alles muß schweigen vor dem augustenburgischen Rechtstitel, der Demokrat hat Legitimist, der Nationale Particularist zu werden vor dem pergamentnen Sacrosanctum; es darf nur eine Partei geben, die Augustenburgischen. Als ein Theil des deutschen Volkes die Nothwendigkeit, diese Regel zu befolgen, nicht recht mehr einzusehen vermochte, war es ein „ruchloses," weil rechtsvergessenes Volk. Als unsere Partei in den Herzogthümern das Recht mit dem Interesse der Nation ausgeglichen zu sehen begehrte, ließ man diesen Wunsch als „Verrath" brandmarken; denn Herrn Sammer's cholerischer Zug liebt, wenn es ihm nicht direct zugeschoben werden kann, niederschmetternde Worte außerordentlich. Als Preußen nicht zu Verhandlungen mit dem Erbprinzen als von Macht zu Macht zu gewinnen war — man hatte sich doch nicht genug Vertrauen in Berlin verdient — ging man in's österreichische Lager, obwohl man recht gut wußte, daß hier nur mit Eigennutz und Neid, nicht mit Gunst zu rechnen war. Und in diesem Lager ist man noch heute, in ihm wird man auch in Zukunft immer sein, wenn Preußen das selbständige Schleswig-Holstein bedroht.

Im Februar, wo von Preußen noch Abtretung der diplomatischen Repräsentation gefordert werden konnte, intriguirte das Sophienblatt in Wien dafür, daß ein gewisser stark herzoglich gesonnener Kaufmann zum österreichischen Konsul in Kiel ernannt und natürlich beim „Herzog" beglaubigt werde. Als unserm biedern Hauffe das Aushängen seiner Fahne mit dem Vivat auf Friedrich den Achten als zu früh entwickelte Loyalität auf Verlangen des preußischen Generalcommandos untersagt wurde, rieth ihm der Geheimrath Sammer, wie Hauffe selbst öffentlich erzählte, sich an den Herrn v. Halbhuber um Aufhebung des Verbots zu wenden. Dieser Tage war Herr Bärens aus Hannover wieder einmal hier — auch ein Zeichen, daß die Oesterreicherei auf dem Sophienblatt durchaus obenauf ist. In der „Kieler Zeitung" standen in voriger Woche officiöse Artikel über die preußischen Forderungen. Als dieselben bis zur Marinefrage vorgeschritten waren und eben über die verschiedene Art der Aushebung gesprochen hatten, hörten sie plötzlich auf wie stockendes Röhrwasser. Der Streit zwischen Oesterreich und Preußen über die Errichtung von Militäretablissements war ausgebrochen, und an der Quelle, aus der die Artikel flossen, fürchtete man jetzt offenbar, den Wiener Gönner durch Kundgebung von Nachgiebigkeit in dieser Beziehung in üble Stimmung zu versetzen. Ja man hoffte nun wohl gar, auch hier ohne Anschluß fortkommen zu können. „Wen der Herr verderben will," äußerte bei dieser Gelegenheit ein Frommer in Israel, als wir selbander am Sammer'schen Comptoir vorüberwandelten, „den schlägt er mit Blindheit."

Hauptgehülfe, Unterstaatssecretär gleichsam, unseres Staatsministers ist Karl Lorenzen aus Lütjenburg, der auch zu den Berathungen mit dem Erbprinzen gezogen wird und zu verschiedenen Missionen, unter andern als Begleiter v. Ahlefeldt's bei der Gesandtschaft nach Berlin, verwendet wurde. Ursprüng-

lich Philolog, dann Journalist, seiner Gesinnung nach — wie man sagt: denn er selbst sagt in der Oeffentlichkeit nicht viel — vielleicht der am meisten zu Concessionen an Preußen Geneigte in der Umgebung des Sophienblatts, ist er wohl auch derjenige in derselben, dessen Worten man am wenigsten zu mißtrauen hat. Im Uebrigen rühmt man ihm gute Beobachtung und nüchternes Urtheil nach, nur wären seine Gaben wegen zu viel Ruhebedürfniß in seiner natürlichen Anlage schwer in Fluß und Erguß zu bringen. Was sonst als angestellt im Comptoir auf dem Sophienblatt thätig ist, kann als ohne Einfluß und ohne Bedeutung für die Zukunft des Landes hier füglich übergangen werden. Talente sind nicht darunter. Der eine Secretär sieht die Welt durch die blaue Brille, der andere durch die particularistische an. Die Presse versorgen ein Herr Endrulat, der früher in Hamburg ein etwas kümmerliches lyrisches Blumengeschäftchen mit wenig Kapital und Credit betrieb, Professor Hänel und, von Hannover aus in den Mußestunden seines Schullehrerberufs, Herr Bärens, der Affiliirte der Bruderschaft von St. Onno Klopp.

Ein wenig wichtiger für die Zukunft der Herzogthümer sind, wenn auch wohl mehr nach ihrer eigenen Vorstellung, als in der öffentlichen Meinung und in Wirklichkeit, einige andere Herren aus Kiel, die zu den Vertrauten des Chefs der Höfischen zählen, seine Simulacra unter die Leute bringen und namentlich dafür sorgen, daß er in den Clubs die Hand im Spiele haben kann, ohne mit seiner Person hervortreten zu müssen, sich zu binden oder für den Fall des Mißlingens einer Action den Rückzug unmöglich zu machen.

Dahin gehören — ich fange von unten an — der Getreidehändler Lange, sehr achtbarer Geschäftsmann, guter Patriot im schleswig-holsteinischen Sinne, auch nicht allzu particularistisch, mitunter sogar stark national, nur mit Phrasen leicht umzustimmen, besonders wenn sie gelehrten Anstrich haben; ferner Pastor Schrader, brav gewesen gegen die dänischen Zumuthungen im November 1863, auch jetzt ein braver Legitimist gegen Preußen, der indeß vielleicht besser thäte, wenn er sich nicht so stark mit der Politik der Clubs und der Broschürenliteratur befaßte, da ihm dann mehr Muße für das, was seines Amtes ist, z. B. für die Seelsorge bleiben würde, die neulich in einem wichtigen Falle viel zu wünschen übrig ließ; dann Dr. Ahlmann, Professor Forchhammer und Dr. Steindorf, über die ich etwas ausführlicher sein muß.

Dr. Ahlmann, ein Nordschleswiger, aus der großen Familie der Ahlmannen, war früher Docent an der Universität und gehörte in dieser Zeit einer sehr avancirten Gattung von Demokraten mit socialistischen Neigungen, dann den Neuholsteinern an, in Bezug auf welche ich einen Passus in meinem letzten Briefe dahin zu erweitern habe, daß diese Partei sich kurz nach dem Kriege von 1848 bis 1850 unter Olshausen's Führung bildete und die Absicht hatte, nun da der nationale Kampf fehlgeschlagen, mit Dänemark sich zu vertragen, um für Holstein eine freie Entwickelung zu erlangen. In der ersten Nationalvereinsversammlung in Kiel schlossen sie sich den Nationalen an. Wenn man später die dänisch gesonnenen Beamten als Neuholsteiner bezeichnete, so geschah das halb ironisch. Als Mitglied der nationalen Partei hat Dr. Ahlmann, der schon seit Jahren die Universitätscarriere mit einem Bankiergeschäft vertauscht hat,



durch seine Rührigkeit und seinen guten Willen manches Nützliche gefördert, wenn aber Einige behaupten, auch durch seinen allerdings beträchtlichen Gedankenreichthum und seine Fruchtbarkeit im Pläneerfinden, so wollen dagegen Kritiker geltend machen, daß vom Hundert dieser Gedanken und Pläne in der Regel hundert und einer unausführbar seien. Jetzt steht der Doctor und Bankier mit der „Kieler Zeitung," deren Besitzer er ist, in der Mitte zwischen den gelinden Particularisten und den Höfischen, welchen letzteren sein Blatt zu jeder Zeit dienstbereit seine Spalten öffnet, auch wenn sie mit Artikeln kommen, wie die schöne Arbeit Hänel's, nach welcher die provisorische Flagge der Herzogthümer von Rechtswegen die dänische sein sollte.

Peter Forchhammer, gleichfalls ein Schleswiger, der Gesinnung nach Altschleswigholsteiner, ist ein respectabler Philolog und Archäolog, dem wir unser Museum danken, und von dem die gelehrte Welt ein vortreffliches Buch über Sokrates sowie einige zwar nicht so vortreffliche, aber immerhin erwähnenswerthe Vermuthungen über altgriechische Gottheiten hat. Viel weniger glücklich sind seine Leistungen als Baumeister, auch als politischer Baumeister. Vor einiger Zeit baute er im Düsternbrooker Holz eine stattliche urhellenische Cyklopenmauer, die, wenn ich mich recht entsinne, 900 Bankthaler kostete, und welche seiner Berechnung nach etwa zweitausend Jahre stehen sollte, aber schon nach etlichen Wochen einfiel. Dann construirte er in der „Kieler Zeitung" jenen ebenfalls cyklopischen Leitartikel, in dem er der Keckheit des Bürgermeisters Seydel, welche die Würde des schleswig-holsteinischen Mustermenschen anzutasten gewagt hatte, gleichsam ein Trutzpreußen entgegenstellte, ein Bauwerk, dessen Anlage sofort als schief erkannt wurde. Bald nachher baute er die bekannte Vierziger-Erklärung, ein zweites Trutzpreußen und eine dritte unglückliche Schöpfung; denn schon acht Tage nach ihrer Vollendung entdeckten, wie gemeldet, seine Freunde, daß dieselbe einen bösen Fehler habe, und daß sie nothwendig gestützt werden müsse, wenn es ihr nicht ergehen solle, wie dem Düsternbrooker Architekturwerk. Sonst wurde Herr Forchhammer als zweiter Gesandter des Herzogs zur Londoner Conferenz verwendet — wohl nur, weil er etwas englisch spricht. Das Gerücht, daß ihm mit dem selbständigen Schleswig-Holstein eine ständige Mission in England vorschwebe, wollen wir als kaum begründet betrachten. Eine frühere Tour nach Kopenhagen, wo die Gräfin Danner unterthänigem Entgegenkommen gewünschte Huld erwiesen hätte, betrachten wir neuen Menschen in neuer Welt als halbverklungene Sage, von der wir hoffen, daß sie sich durch resolute Erklärung bald ganz auflösen wird wie Herrn Peter Forchhammer's Wassergötter.

Dr. Steindorf, ebenfalls ein Schleswiger und früher in der Stadt Schleswig, jetzt seit Jahren schon in Kiel als geachteter Arzt thätig, in politischen Fragen etwa dieselbe Stellung einnehmend wie Ahlmann, gehört seiner Vergangenheit nach wohl nicht in den Sammer'schen Kreis. Ein feiner Kopf, kenntnißreich, scharfblickend, vor Allem vorsichtig, glaubt und vertraut er vermuthlich nur, weil er glauben und vertrauen will. Seiner Begabung nach ist er der einzige, den man mit Bedauern auf dem Sophienblatt aus- und eingehen sieht. In Betreff dessen, was ihn dort hinführt, ihn den dort gesponnenen Intriguen seine Hand leihen läßt, möchte ich nicht behaupten, was man sich hier als Erklärung

eines sonst Unbegreiflichen sagt. Oder wäre es wirklich die Zukunft des Sohns, welche die Gegenwart des Vaters unklar macht?

Die übrigen „Minister" darf ich kurz behandeln, da sie von geringem Einfluß sind.

Der Chef des Kriegsdepartements, Cäsar Du Plat, ist 1804 in Kopenhagen geboren. Auf der dortigen Kadettenschule erzogen, dann Kavallerieofficier im dänischen Heere, später Generalstabsofficier und Adjutant des Prinzen von Noer als commandirenden Generals in den Herzogthümern, blieb er bei Ausbruch der Erhebung, während sein Bruder, der im vorigen Jahre bei Düppel gefallene General, sich den Dänen anschloß, in Schleswig-Holstein, wo er als Hauptmitarbeiter im Kriegsministerium ausgezeichnete Dienste leistete, und von wo er sich nach der Pacification nach Hamburg zurückzog. Hier gründete er eine Pensionsanstalt, die er bis zu dem Augenblicke leitete, wo ihn der Erbprinz zu sich nach Gotha berief. Er soll mit den ihm hier und später zur Verfügung gestellten Mitteln das Mögliche für die Vorbereitungen zur Organisation einer herzoglichen Armee geleistet haben und würde somit auch in einem selbständigen Schleswig-Holstein nützlich sein können. Welcher politischen Farbe er angehört, weiß ich nicht. Starke Sympathien für deutsche Interessen darf man von ihm, dem in Kopenhagen geborenen und erzogenen Abkömmling französischer Emigranten, nicht verlangen, und was die Frage, ob liberal oder nicht angeht, so kann die Adjutantur beim Prinzen von Noer keine gute Schule gewesen sein. Sein Bruder war Absolutist und Gesammtstaatspolitiker, im Uebrigen wie Oberst Du Plat durchaus Gentleman.

Der Vorstand des Finanzministeriums, Karl Philipp Francke, in der Stadt Schleswig geboren und jetzt circa sechzig Jahre alt, hat in Kiel sowie auf mehreren deutschen Universitäten die Rechte studirt, sich dann aber mehr mit nationalökonomischen Angelegenheiten beschäftigt. Nachdem er sich in der schleswig-holsteinischen Kanzlei zu Kopenhagen durch Talent empfohlen, arbeitete er, allmählich aufrückend, im dortigen Generalzollkammer- und Commerzcollegium, wo er zuletzt namentlich mit der Ordnung und Verwaltung des Zollwesens und der Verkehrsmittel der Herzogthümer betraut war. Als guter Administrativbeamter, strammer Bureaukrat und durch keine starken politischen Tendenzen unbequem, sollte er 1848 in das Ministerium Bardenfleth eintreten. Die Sache zerschlug sich indeß, und Francke reiste schließlich nach Kiel ab, wo ihn die provisorische Regierung zum Präsidenten des schleswig-holsteinischen Regierungscollegiums ernannte. Dann war er, erst als Vertreter eines schleswigschen Wahldistricts in der deutschen Nationalversammlung, später als Bevollmächtigter der Herzogthümer bei der Centralgewalt, in Frankfurt, wo er sich zur gemäßigtliberalen und erbkaiserlichen Partei hielt. Im Sommer 1849 übernahm er, in die Heimath zurückgekehrt, die Verwaltung des Finanzdepartements und im nächsten Jahre die auswärtigen Angelegenheiten. Nach Herstellung der dänischen Herrschaft durch die deutschen Großmächte fand er bei Herzog Ernst Anstellung als Regierungspräsident in Coburg, wo er sich um die Neugestaltung der Verhältnisse Verdienste erwarb, und wo er, in den letzten fünfziger Jahren zum Geheimen Staatsrath befördert, bis zum Tode Friedrich's des Siebenten ver-

blieb. Seitdem hat er die freiwillige Anleihe in Gang gebracht, deren Resultat und die Gaben des deutschen Volkes für Schleswig-Holstein verwaltet und mit Professor Ravit die finanziellen Denkschriften ausgearbeitet, die bei den Verhandlungen über den Frieden von hier nach Wien gingen. In Betreff seiner intellectuellen Befähigung behauptet man, er sei nicht mehr, was er gewesen. Entschiedene und vollkommen klare politische Ansichten will man ihm auch heute noch nicht zuschreiben. Von der geheimen Politik des Düsternbrooker Hofes erfährt er wenig, und sein Einfluß auf dieselbe wird ungefähr gleich Null sein — immerhin ein Vortheil; denn er theilt so nicht die Verantwortlichkeit für den Unfug, den sie treibt. Sein Auftreten ist das eines etwas derben biedern alten Herrn; ob dem der innere Mensch entspricht, bin ich nicht in der Lage zu untersuchen.

Unser früherer Minister des Innern, Otto Jensen, ist vorläufig an das Obergericht zurückgekehrt. Holsteiner, Sohn des ehemaligen Curators der Kieler Universität, dem Alter nach ein starker Vierziger, giebt er keine Veranlassung mehr von ihm zu sagen, als daß er seine Abneigung gegen Preußen und die preußisch Denkenden im Lande von allen Höfischen am wenigsten zu verbergen vermag, was zwar für keinen klaren Kopf, aber für ein aufrichtiges Gemüth spricht.

Ueber einige andere Gehülfen Sammer's später. Hier nur noch die vorläufige Bemerkung, daß wir auch schon einen Polizeiminister zu haben scheinen, dessen Befähigung zwar unendlich viel kleiner als sein Selbstgefühl ist, dessen Intriguen und dessen Kundschafter und Gesinnungswächter sich aber bisweilen schon recht fühlbar machen.

Ich überlasse es dem Combinationsvermögen Ihrer Leser, sich aus diesen geographischen, ethnographischen und biographischen Notizen das Mosaikbild des „selbständigen Schleswig-Holstein unter unserem angestammten Herzog Friedrich dem Achten" zusammenzusetzen und empfehle nur noch zweierlei: nehme man hinzu, daß dieser Staat von einer Million Menschen allermindestens sechzig Millionen preußische Thaler Schulden zu tragen haben wird, dann wolle man sich vergegenwärtigen, daß die Nachbarn des idyllischen Bildes Hannover und Mecklenburg sind, Hannover bekanntlich das Muster nationaler, Mecklenburg ein leuchtendes Exempel liberaler Regierung.

Notizen.

In einem „Sendschreiben an die Wahlmänner der Stadt Halle und des Saalkreises" hat der berühmte Historiker, welchen die Fortschrittspartei unter ihren Mitgliedern zählt, seine Anschauungen über „die Annexion Schleswig-Holsteins" dargelegt. Viele unserer Freunde werden gleich uns diese Broschüre mit großer Genugthuung gelesen haben. Sie beweist, daß die preußisch-deutsche Ansicht über die Lösung der nordischen Frage auf der rechten Seite

der Fortschrittspartei jetzt eben so zum Durchbruch kommt, wie sie längst bei der Mehrheit unserer Demokratie herrschend gewesen ist.

Die Grundsätze, welche Th. Mommsen in seinem Sendschreiben entwickelt, sind dieselben welche wir seit einem halben Jahr vertreten haben. Auch er verwirft jenen gemeinen Legitimismus, der durch das formale Recht sich zur Mißachtung der Lebensinteressen der Nation legitimirt glaubt; auch ihm imponirt die Entdeckung sehr wenig, daß jedem einzelnen der dreißig deutschen Staaten oder Volkstheile ein absolutes Selbstbestimmungsrecht zustehe. „Es giebt kein schleswig-holsteinisches Volk, sondern nur ein deutsches, und wo dieses spricht, hat jenes zu gehorchen. So wenig es der Stadt Saarlouis freisteht darüber zu bestimmen, ob sie preußisch oder französisch sein will; so wenig die Stadt Stettin darüber abzustimmen hat, ob sie Festung sein will oder nicht, so wenig kann die Zukunft der deutschen Flotte, die gebührende Sicherung der deutschen Nordgrenzen abhängig gemacht werden von dem guten Willen der Bewohner Schleswig-Holsteins. Wir kennen sie wohl, diese Gattung von Particularismus, die schlimmste von allen, die den beiden großen Grundgedanken der wahren Demokratie, dem Prinzip der Nationalität und dem Prinzip der Majorität zugleich in's Gesicht schlägt, noch von der Paulskirche her; ihre faktiöse Opposition gegen die deutsche Verfassung, weil ihr die preußische Spitze und einiges andere darin mißfiel, auch damals verbündet mit der der legitimistischen Particularisten, hat nicht am wenigsten dazu beigetragen die Nation um die Früchte jenes großen Jahres zu betrügen. Sie hat die bittere Kritik wohl verdient, daß schließlich der französische Autokrat sie verwendet hat um seine italienischen Eroberungen mit ihr demokratisch zu überfirnissen. Wohl ist es auch in dieser Hinsicht ein Unglück, daß eine formell berechtigte deutsche Centralgewalt zur Zeit nicht existirt und Preußen seine Legitimation nur aus der zwingenden Macht der Verhältnisse hernimmt; mancher Kurzsichtige mag dieses nicht zu begreifen vermögen, mancher Eigensinnige mit Erfolg sich selber belügen. Aber die Sache selbst wird darum nicht anders: unter Umständen hat der Geschäftsführer ohne Auftrag gerade so viel Pflichten und so viel Rechte, wie der Mandatar."

Es giebt also einen Kreis von Forderungen, welchen Preußen den Herzogthümern schlechthin auferlegen muß, ohne daß ihnen ein Vereinbarungs- oder Mitbestimmungsrecht zugestanden werden kann. Mommsen weist sehr bestimmt die Meinung zurück, nach welcher Preußen und die Herzogthümer als gleichberechtigte souveräne Mächte mit einander zu pactiren hätten. Das Unerläßliche soll einfach als solches bezeichnet werden. Er findet es naiv uns Preußen zuzumuthen, daß zuerst und vor allen Dingen eine Versammlung berufen werde, der möglicher Weise der angestammte Herzog mehr werth sein wird, als die Zukunft Deutschlands, und an der sicher die gesammte fürstlich-demokratische, preußenfeindliche Meute in den Herzogthümern sowohl wie in Reindeutschland mit aller Macht hetzen wird, um sie zur energischsten Vertretung des gemeinsamen Guts der Particularsouveränetät zu bestimmen. Er zweifelt mit Recht daran, daß einer überwiegend aus Landleuten bestehenden, von keiner dominirenden Intelligenz beherrschten Versammlung das politisch Nothwendige als solches einleuchten werde. Da aber doch eine Vermittlung zwischen dieser Nothwendig-

keit und dem Willen der Schleswig-Holsteiner gesucht werden muß, so schlägt er die Berufung von Fachmännern vor, die, von den bisherigen schleswigschen und holsteinischen Ständen gewählt, die preußische Regierung mit ihrem Rath zu unterstützen hätten. Dieser Vorschlag scheint uns sehr praktisch vorausgesetzt, daß man den holsteinischen Ständen vor der Wahl noch einige Zeit zur Beruhigung ihrer Stimmungen läßt.

Wie die übrigen Grundgedanken der Mommsen'schen Schrift, so theilen wir auch das Prinzip, daß Preußen nicht gewaltsam incorporiren dürfe, daß es in jedem Punkt, wo dies ohne Schädigung der nationalen Interessen möglich ist, die Volksstimmung achten und ihr die Wahl zwischen einer halbsouveränen Existenz und der Einverleibung lassen müsse. Aber in der praktischen Anwendung jener Grundgedanken, in der Begrenzung dessen, was erläßlich und unerläßlich ist, können wir dem Verf. nicht überall zustimmen. Er verdünnt und verflüchtigt hier zu Vieles, was unserer Ueberzeugung nach voll und ganz behauptet werden muß. Er hält „die partielle Annexion" in maritimen Dingen fest, aber in den militärischen giebt er sie großentheils wieder auf. Preußen kann nicht, wie er es wünscht, auf die Einreihung der schleswig-holsteinischen Truppen in seine Armee verzichten, es kann sein Recht nicht auf die Ernennung der Generale, die Führung im Kriege und die relativ gleich starke Rekrutirung beschränken lassen. Gerade hier liegt der Kernpunkt für den künftigen deutschen Bundesstaat. Wenn wir nicht in Allem, was die Armee betrifft, die Particularsouveränetäten vollständig mediatisiren, so haben wir sie überhaupt nicht mediatisirt, sondern nur den Keim zu einem inneren Krieg gelegt, der im gefährlichsten Moment, sobald ein großer auswärtiger Krieg uns bedroht, hervorbrechen wird. Wir haben auch nicht Zuversicht genug auf den raschen Sieg der volkswirthschaftlichen Vernunft, um den Beitritt der Herzogthümer zum Zollverein dem gewöhnlichen Vertragswege zu überlassen; wir verstehen ferner in keiner Beziehung, wie die von Preußen im Februar aufgestellten Forderungen einer „wesentlichen Ermäßigung" fähig sein, wie die von dem Schlesier Herrn Mai und Genossen, deren plötzliche und localisirte Bekehrung Mommsen freilich nach ihrem Werthe würdigt, gemachten Zugeständnisse „im Ganzen genügen" können. Wir sind endlich keineswegs der Meinung, daß Preußen die durch den Wiener Frieden den Herzogthümern auferlegten Kriegskosten auf seine Bevölkerung repartiren solle — es wäre denn um den Preis der Annexion. Uns fehlt die Großmuth auf den Säckel unserer Brandenburger und Westphalen das anzuweisen, was für die Transalbingier ausgegeben ist; es scheint uns genug, daß jene Provinzen das Leben ihrer Söhne daransetzten. Wer sich zu gut dafür hält, mit uns in volle Staatsgemeinschaft zu treten, erhebe nicht den Anspruch, daß wir die Kosten für seine Befreiung in unser Schuldbuch schreiben.

Mommsen will die Einverleibung nur, wenn die Schleswig-Holsteiner selbst sie wollen. Aber in ihrem eigenen Interesse wünscht er, daß dieser Wille bei ihnen durchdringen möge. Er schildert seinen Landsleuten das Unheil des Doppelregiments, bei welchem eine finanzielle Selbstverwaltung und damit ein Selfgovernment überhaupt nicht bestehen kann. Mindestens zwei Siebentel der Gesammtausgaben würden — für die gemeinschaftliche Flotte und für das von dem

preußischen System abhängige Militär — von Berlin aus auferlegt werden müssen, ohne daß die Herzogthümer über diese jährlich sich verändernde Last auch nur gefragt werden könnten.

Ein großer Theil der deutschen Liberalen steht heute nur noch deshalb auf Augustenburgischer Seite, weil er den Schein der Inconsequenz nicht zu tragen vermag. Wir Deutsche sind politisch noch zu wenig geübt und von Natur zu doctrinär, als daß es sich bei uns von selbst verstände je nach den veränderten Verhältnissen und Möglichkeiten unsere Ziele weiter hinauszurücken; wir sind zu rechthaberisch und zu eitel, als daß wir uns gern zu einer Wandlung unserer Meinungen bekennen sollten. So gilt es denn für Viele als eine Ehrensache, heute nach Düppel und Alsen, nach der Londoner Conferenz und dem Wiener Frieden, noch genau so zu denken, wie sie zu der Zeit dachten, da Preußen für die Vereinbarungen von 18$\frac{51}{52}$ oder doch für die Personalunion einzutreten schien. Nur starke Naturen, die, ohne nach rechts und links zu sehen, ihre Ueberzeugungen nach innerer Erwägung formen und den Schwerpunkt ihres Handelns ausschließlich in ihrem Gewissen finden, sind im Stande den Einfluß der sich wandelnden politischen Thatsachen unbefangen auf sich wirken zu lassen; die schwachen fürchten den Tadel der Freunde, das Geschrei der Parteien. Mommsen hat den Muth seiner Meinung und wir wünschen mit ihm, daß auch seine Landsleute den Muth finden möchten, die Halbsouveränetät hinwegzuwerfen und dem Herzog Friedrich zu sagen: „Hoher Herr, es kann nicht sein, es ist wider das Wohl des Landes."

Vielleicht ist dies nicht genau der Ort, an welchem man die Besprechung von Schriften aus dem Fach der Philologie erwartet. Wenn das Buch indeß ein Reisetagebuch und wenn der Name des Philologen F. G. Welcker ist, so kömmt uns gewiß das Interesse unserer Leser willig entgegen. Gleichsam als Manuscript für Freunde, als ein Stück Selbstbiographie hat nämlich Welcker sich bewegen lassen, den seine griechische Reise enthaltenden Theil seiner Tagebücher dem Drucke zu übergeben (Tagebuch einer griechischen Reise, zwei Bände. Berlin, Wilhelm Hertz, 1865) und zwar ohne alle Redaktion, so wie sie im Drängen der Reise selbst oft nur flüchtig mit Bleistift niedergeschrieben waren. Jedem, dem es geboten wurde und der dem hier berührten Kreise von Interessen nicht völlig fremd war, wird es eine Freude gewesen sein, sich persönlich von dem verehrten Meister über seine Reiseanschauungen unterhalten zu lassen; nicht lange, so wird der Natur der Dinge nach nur in diesem Büchlein die Möglichkeit solcher Unterhaltung geboten sein und namentlich, wer so glücklich ist, eigene Erinnerungen durch die nothwendig oft kurzen Aufzeichnungen wecken zu können, wird sich auch hier beim Lesen auf das Vielfachste angenehm angeregt und belehrt finden; wenn auch zu Zeiten lächelnd wird er auch manche kleinste Kleinigkeit des Reiselebens, wie sie ein Tagebuch verzeichnet, mit in den Kauf nehmen. Es durfte hier in der That schwerlich mit dem Streichen für den Druck begonnen werden, sollte nicht gleich das Ganze seine Eigenthümlichkeit verlieren. Der Reisebücher über Griechenland sind jetzt schon ziemlich viele,

der eigene Werth des Welckerschen liegt aber ganz besonders in der unverwischten Unmittelbarkeit des Eindrucks der Natur des denkwürdigen Landes auf einen edlen, feinfühlenden und gemüthvollen Mann, dem, mochte er auch ohne specielle Vorbereitung reisen, jahrelange Berufsthätigkeit Alles gegenwärtig sein ließ, ohne das ein Land wie Griechenland nie in seiner höchsten Bedeutsamkeit sich erschließen kann.

Welcker stand im höheren Mannesalter, als er im Jahre 1842 mit zwei jüngern Begleitern von Rom aus die griechische Fahrt unternahm. Trotz den Jüngeren hat sich der ältere Gelehrte durch die unausbleiblichen Mühen einer solchen Reise hindurchgeschlagen, immer frisch und empfänglich, unermüdlich im Schauen; so reist nur, wem jede neue Anschauung einen längst gehegten Wunsch erfüllt.

Von Rom ging Welcker über Ancona, von da mit dem Dampfer nach Ragusa, Korfu, Patras und um den Peloponnes in den Piräeus. In Athen fand er freundliche, ehrenvolle Aufnahme. Es war das Athen unter König Otto, welches immerhin dem deutschen Gelehrten an persönlicher Annehmlichkeit mehr zu bieten vermochte, als wohl jetzt geschehen kann. Zahlreiche Landsleute ermöglichten dem gefeierten Gelehrten einen Austausch der Ansichten über das Gesehene, den der Reisende jetzt ungleich mehr entbehren muß; auch die Bemühungen des königlichen Hofes, den Wirth für den fremden Gast zu machen, hatten ihr Erfreuliches. Doch so sehr Welcker im lebhaften Verkehre mit Roß bei aller Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten und ihres wissenschaftlichen Standpunktes Nutzen hatte, so sehr er durch Ulrichs gefördert wurde, an dem liebenswürdigen Prokesch-Osten, dem landeskundigen Gropius und manchem Andern Gefallen fand, nicht dies Athen der damaligen Gegenwart war es, welches ihn mit Bangen an die Abreise denken ließ, je mehr er sich in ihm einlebte. Die „schöne Wüstenei des attischen Landes“ und die Denkzeichen des Alterthums, vor Allem die Akropolis, diese Anschauungen, die keine Beschreibung ersetzt, fesselten ihn. Außer der Stadt mit den Häfen sah er Eleusis und Phyle, bestieg den steinigen Rücken des Hymettos mit seiner weiten Rundschau über Land und Meer; ein längerer Ausflug zeigte ihm Marathon und die unvergleichlich auf der äußersten Felshöhe über das Meer in die klare Luft hineingehobene Tempelruine von Sunion und führte ihn auf dem Rückwege durch die öde Ebene zwischen Hymettos und Meer, in der sich ein Grabhügel an den andern, eine unabsehbare Zahl, reiht. Er empfand, wie der Ritt durch diese von wenigen Reisenden gekannte Einöde, so zu sagen die Campagna von Athen, die beste Vorbereitung ist, um dann wieder beim Eintritte in Athen die Denkmäler der attischen Blüthezeit um so gewaltiger auf sich wirken zu lassen.

Von Athen aus unternahm Welcker auch eine Rundreise durch den Peloponnes. Nach dem Genusse der feineren Eigenheiten attischer Landschaft mit ihrem unübertroffenen Reichthume an Kunstüberresten eröffnete sich ihm jetzt die bunte Mannichfaltigkeit der verschiedensten landschaftlichen Gestaltungen, welche die griechische Halbinsel auszeichnet. Der Weg ging, wie üblich ist, über Megara und Korinth. Bei Korinth freut sich der Reisende einmal, an der trüben Erscheinung der Asphodelospflanzen begreifen zu können, weßhalb diese den Alten zu Unterweltsblumen wurden. In den Ueberresten von Mykenai tritt ihm, „was durch die Poesie und Mythendeutung unbestimmt, traumähnlich geworden, mit ungeheurer Positivität unter die Augen — der Charakter der gewaltig waltenden Pelopiden, der kriegerische, riesenhaft gerüstete Geist einer Zeit, eines Völkergeschlechtes.“ Ueber Mantinea, Tegea, Sellasia erreicht er Sparta, wo auch landschaftlich der auffallendste Gegensatz gegen Athen ist: Sparta in dem stellenweise unbeschreiblich üppigen Fruchtthale, ausgeschlossen vom Anblicke des Meeres, hart unter den durch ihre Masse imponirenden Steilhängen des Taygetos, Athen auf seinem Boden von spärlicher Fruchtbarkeit, einerseits umschlos-

sen von Bergen, die nicht durch ihre Größe aber durch ihre Form wirken, und andererseits geöffnet gegen das Meer, in welches Landzungen und Inseln eingreifen. Aergerlich über die Schwerfälligkeit der Pferdetreiber muß Welcker den graden Weg von Sparta aus durch die enge Schlucht des Taygetos nach Messenien aufgeben und erreicht erst auf einem Umwege diese fruchtbare Landschaft mit ihrer mit fast tropischen Formen gemischten Vegetation. Nach Westen dringt er bis an die Küste zu dem vielfachen denkwürdigen Pylos vor; er gewinnt dann, nachdem er die Ruinen der Epaminondasstadt Messene gesehen, über Megalopolis die Grenzberge Messeniens gegen Arkadien hin. Hier findet er bei der Feste von Ira eine „wilde, schaurige, oft gespenstische Natur," ein „Naturgreuel," wo die Platanen unten im Steilbette des Nedaflusses das einzige Milde sind. Nach dem Besuche Phigalias mit seinem Tempel erfreut dann wieder das schön und fruchtbar gelegene Andritsena und von dort geht der Weg nach Olympia. Hier in Umgebung von keineswegs bedeutenden Naturformen ist der Fluß, „ungefähr wie der Main bei Frankfurt," eine im südlichen Griechenland immerhin auffallende Erscheinung. Der Gedanke an Ausgrabungen, deren wir noch immer vergebens harren, beschäftigt in Olympia natürlich auch Welcker. Durch das arkadische Eichenwaldgebirge erreicht Welcker erst das alte Psophis, Klitor, dann Pheneos und Stymphalos an ihren eingeschlossenen Bergseen, Anklänge an die Schweiz. Offener ist das weinbepflanzte Thal von Phlius, durch welches der Weg wieder gen Argos führt. Hier werden die beiden Festen, die uralte von Tiryns und die moderne von Nauplia, nahe an einander gelegen, besucht. Den Beschluß der peloponnesischen Wanderung macht der Ritt von Argos ostwärts nach Epidauros; der alte Tempelhain und Kurort des Heilgottes, sein auch im Ruin noch in den Verhältnissen schönes Theater sind dabei auf geringem Umwege zu erreichen.

Von Epidauros führt den Reisenden ein offenes Boot nach Aegina hinüber. Die Fahrt gilt vorzugsweise dem Tempel, von dessen Berghöhe das Meer gen Salamis, wo einst die Aigineten Siegespreise gewannen, zu übersehen ist. Von Mittelalter und Neuzeit zeugen die verlassene Bergstadt im Inneren der Insel und das weitläuftig gebaute Waisenhaus aus Kapodistria's Zeit in der neuen Stadt.

So weit der erste Band. Im zweiten ist das Tagebuch viel zusammenhängender und fließender geschrieben. Wir nennen hier nur kurz als den Inhalt eine Fahrt nach Salamis, die Bereisung Boiotiens, einen Aufenthalt in Delphi, die Ueberfahrt nach Euboea. Nach kurzer Rast in Athen folgte dann die kleinasiatische Reise; dort erregten namentlich Pergamos und die Ebene von Troja Welcker's erhöhte Aufmerksamkeit. Er sah auch Konstantinopel, machte auf dem kleinen Kutter König Otto's eine Rundfahrt auf mehren zum Königreiche Griechenland gehörigen Inseln, auf der Rückreise endlich von Athen nach Ancona, die von Kalamaki bis Patras zu Lande gemacht wurde, konnte Welcker noch Lücken ausfüllen, welche seine erste Peloponnesbereisung gelassen hatte, und ganz besonders, was damals unthunlich erschienen war, seinen Wunsch erreichen, das sagenberühmte Sturzwasser der Styx mit eigenen Augen zu sehen.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Camorra und die Camorristen.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Bourbonenherrschaft in Neapel.

(La camorra, notizie storiche raccolte e documentate per cura di Marco Monnier. Firenze. G. Barbèra. 1862.

Ueber die Camorra in Neapel haben früher mehrere politische Zeitungen und literarische Unterhaltungsblätter eine Reihe von Notizen gebracht und dadurch in Deutschland Kunde von diesen eigenthümlichen Sekten des früheren italienischen Bourbonenreichs gegeben, indessen enthielten diese Berichte theils eine Reihe von Unzuverlässigkeiten, theils aber waren sie nur darauf berechnet das Interesse und die Phantasie der Leser durch die Beschreibung der inneren Organisation und der Gräuelthaten jener Sekten anzuregen. Dadurch ist wohl unter uns im Allgemeinen die Kenntniß dessen, was die Camorra war, verbreitet worden, man weiß jetzt, daß sie in einer Vereinigung von Leuten der geringeren und mittleren Volksklasse, zum größten Theil von Verbrechern bestand, welche durch ein ausgebildetes System von Einschüchterungen und Erpressungen den übrigen furchtsameren Theil des Volkes brandschatzten. Indessen im Zusammenhang mit dem neapolitanischen Volksleben und dem bourbonischen Regierungssystem ist die Erscheinung noch nicht aufgefaßt worden, und doch gewinnt sie erst unter diesem Gesichtspunkt ein wirklich historisches Interesse. Die Gründe, warum die Camorra eine furchtbare Macht in Neapel werden konnte, sind zu suchen in dem Charakter des Volkes, ferner aber auch in dem Charakter seiner Regierung und weil eine nochmalige Besprechung der Camorra von diesem Standpunkt aus geeignet erscheint, eine Reihe von Schlaglichtern auf die Zustände der jüngst vergangenen Zeit in Neapel zu werfen, möge es gestattet sein, nochmals die Aufmerksamkeit der Leser auf den gedachten Gegenstand hinzulenken.

Daß unerlaubter Gewinn der Hauptzweck der sonderbaren Gesellschaft war, habe ich schon vorhin erwähnt. „L'estorsione organizzata“ (die organisirte Erpressung) nennt sie der an der Spitze des Aufsatzes angeführte Italiener, dessen Buch auf den bei der Unterdrückung der Camorra

amtlich angestellten Ermittlungen beruht und dessen Angaben mir durch einen früheren Staatsanwalt, jetzigen Kollegen an der Universität Neapel, Professor Enrico Pessina, noch ausdrücklich als zuverlässig bestätigt sind.

Wenn schon die Thatsache, daß eine solche Vereinigung lange Zeit unangefochten bestehen konnte, die socialen und politischen Verhältnisse Neapels in einem wunderbaren Licht erscheinen läßt, so erregt das Verhältniß, in welchem die Camorra zu den letzten Regierungen stand, noch mehr Befremden. Unter dem vorletzten der Bourbonen, Ferdinand II., trieb die Camorra zwar noch keine Politik, sie wurde aber von der Regierung zu geheimen Polizeizwecken benutzt. Unter Franz II. stand sie im Dienst der liberalen Verschwörung. Während der Revolution des Jahres 1860 bildete sie einen Ersatz für die officielle Polizei. Unter Victor Emanuel endlich warf sie sich wieder in die Opposition gegen die neu aufgerichtete Ordnung und indem sie ihre destructiven Tendenzen, ihr eigentliches Lebensprincip, von neuem in den Vordergrund stellte, verfiel sie schließlich der Vernichtung.

Zu politischen Zwecken gebraucht zu werden, war die Camorra gerade wegen ihrer Organisation und wegen ihres weitgreifenden Einflusses geeignet. Deshalb will ich zuerst kurz ihre äußere Einrichtung, die von ihr betriebenen Industrien schildern und dann näher auf die Entwicklung der vorhin angedeuteten Gründe ihrer Machtentfaltung eingehen.

Die Camorra war über das ganze Königreich Neapel verbreitet, sie war aber nicht eine einzige, einheitlich organisirte Gesellschaft, welche eine hierarchische, schließlich in einem obersten Haupte gipfelnde Ordnung von Führern gehabt hätte. Vielmehr bestand sie aus einer ganzen Reihe kleinerer und selbständiger Vereinigungen, welche jede ihren eigenen capo (Präsidenten, Vorsitzenden) hatte. Ebensowenig war von einer Unterordnung aller dieser einzelnen Gesellschaften in regelmäßigen Abstufungen unter einander die Rede; wiewohl die Gemeinsamkeit ihrer Interessen sie eine stete gegenseitige Verbindung mit einander unterhalten ließ und auch die Häupter einzelner dieser Vereinigungen über mehrere andere eine gewisse traditionelle Präponderanz hatten. Dergleichen Camorren — die Bezeichnung wird sowohl für die einzelne Vereinigung, als auch für sämmtliche Gesellschaften zusammen gebraucht — gab es sowohl in Neapel selbst, wie auch in den Provinzen des Königreichs. In der Hauptstadt bestand in jedem der Gefängnisse eine Camorra, und unter diesen wurde der in der s. g. Vicaria oder im Castel Capuano ein gewisser Vorrang zuerkannt. Abgesehen von den Gefängnissen hatte jedes der zwölf Quartiere, in welche die Stadt eingetheilt war, ein Centrum für die Camorren eines solchen



einzelnen Stadttheils mit einem eigenen Haupte und letztere räumten wieder dem Vorsteher des Quartiers der Vicaria eine gewisse obere Stellung ein. Die Selbständigkeit der einzelnen Vereinigungen zeigt sich darin, daß ihr unrechtmäßiger Gewinn (ebenfalls camorra, auch barattolo genannt) nur unter die Mitglieder der betreffenden Gesellschaft vertheilt wurde, die Unterordnung tritt dagegen in dem Umstande hervor, daß bei der Aufnahme neuer Mitglieder oder bei anderen wichtigen Unternehmungen eine Berathung mit den übrigen Camorren abgehalten wurde. Innerhalb dieser Vereinigungen gab es vollberechtigte Mitglieder (die Camorristen im eigentlichen Sinn) und solche, welche erst die beiden unteren Grade, den eines s. g. garzone di mala vita und den eines picciotto di sgarro*) durchzumachen hatten, um ihre Qualifikation zu beweisen. Unbedingter Gehorsam gegen die Befehle der Oberen und Muth waren die wesentlichen Erfordernisse eines Camorristen, der Novize mußte zeigen, daß er ein Geheimniß bewahren konnte und daß er weder das Messer des Gegners, noch das Schwert der Justiz scheute. Die gefährlichsten Unternehmungen der Gesellschaft wurden von diesen Aspiranten ausgeführt, namentlich von den picciotti, während die Kandidaten des letzten Grades gewöhnlich nur zu lästigen und geringen Dienstleistungen verwendet wurden. Hatte sich der picciotto bewährt, — und zwar wurde er erst mehrere Jahre hindurch erprobt, — dann konnte er unter die ordentlichen Mitglieder der Gesellschaft, unter die Camorristen im eigentlichen Sinne, aufgenommen werden, und hatte bei der Reception einen Eid dahin zu leisten, daß er seinen Mitgenossen treu, den öffentlichen Behörden feindlich gesinnt sein, mit keiner zur Polizei gehörigen Person eine Verbindung unterhalten, noch die Mitglieder der Gesellschaft, welche Raubthaten begangen, denunziren wollte. Das Mittel am schnellsten zu der vollberechtigten Klasse in der Gesellschaft zu avanziren, war die Ausführung eines Mordes im Interesse und auf Befehl der Gesellschaft. Gewöhnlich meldeten sich, wenn ein solch blutiges Geschäft zu vollziehen war, sämmtliche picciotti zur Verrichtung desselben, und hatte das Loos zu Gunsten eines unter ihnen entschieden, so nahmen die andern oft die Verantwortlichkeit auf sich und ließen sich von der Justiz statt des wirklichen Thäters verhaften. Der Titel „Camorrist," ein Wort, welches manchem Neapolitaner schon allein Schrecken einjagte, galt als die eifrigst zu erstrebende Ehre; mochte das Unternehmen dem picciotto auch 10 oder 20 Jahre Eisen bringen, hatte

*) picciotto bedeutet im Neapolitanischen soviel wie piccolo, klein, hier in der angegebenen Zusammensetzung soviel wie ragazzo, Junge, junger Mensch. sgarro heißt Versehen, Fehler, die Bedeutung in der Verbindung mit picciotto ist nicht recht klar.

er doch damit immer den ersehnten Grad eines Camorristen erreicht. Dadurch hörte seine unbedingte Abhängigkeit von dem Haupte und den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft auf. Er erhielt jetzt nicht nur Stimmrecht in der Vereinigung, sondern er bekam auch von nun ab seinen regelmäßigen Antheil an dem Gewinn, welchen die betreffende Gesellschaft gemacht hatte. Alles, was der Einzelne im Dienste der Camorra und durch das von ihr geübte Erpressungssystem erworben hatte, wurde an den Vorsteher der Vereinigung abgeliefert und von diesem jede Woche, unter Zurückhaltung des eigenen Löwenantheils für sich selbst, an die Mitglieder vertheilt. Die Art und Weise, wie sich die Camorra bereicherte, soll gleich näher geschildert werden; in Bezug auf die innere Organisation der Camorra ist noch zu bemerken, daß obwohl das Vergehen das Lebensprincip dieser Vereinigungen waren, sie doch innerhalb ihrer selbst mit der größten Strenge auf eine gewisse Ehrlichkeit und Rechtlichkeit hielten. Der Erwerb der einzelnen Mitglieder wurde regelmäßig in die Kasse abgeliefert, Veruntreuungen desselben sind äußerst selten vorgekommen. Diese und andere Vergehen, sowie Verstöße gegen die überlieferten Ordnungen und Satzungen der Camorra wurden an den Thätern durch die Gesellschaft bestraft. Sie konstituirte sich zu diesem Behufe unter ihrem capo zu einer Art Disciplinargerichtshof und vor diesem wurde vor und von Verbrechern zum Hohn für die in Neapel bestehende staatliche Justiz in den bei dieser hergebrachten Formen verhandelt. Auch dieselben Strafen und die verschiedenen Abstufungen derselben, welche jede ausgebildete Disciplinargesetzgebung kennt, wurden von den Camorristen verhängt; je nach der Unbedeutendheit oder Größe des Verstoßes wurde zeitweise Ausschließung vom Stimmrecht, temporäre Entziehung des Gewinnantheils, Suspension der Rechte der Mitgliedschaft überhaupt und Ausstoßung des Camorristen beschlossen; ja in schwereren Fällen (z. B. bei Verrath gegen die Gesellschaft) sprach dieselbe sogar Todesurtheile über ihre Mitglieder aus und bei der Menge der picciotti, welche durch irgend eine kühne That so schnell wie möglich den ersten Grad in der Sekte sich zu erwerben trachteten, war der Verurtheilte rettungslos dem Dolche verfallen und die Gesellschaft der Vollstreckung der von ihr verhängten Strafe gewiß.

So hielten Vortheil und Schrecken die Mitglieder fest an einander geschlossen. Blutig war die Rache, welche die Camorra an ihren verrätherischen Gliedern nahm, andererseits aber respektirte sie — man kann geradezu sagen mit einer Pietät, welcher bei besseren und sittlichen Zwecken Anerkennung nicht versagt werden könnte, — die die Gesellschaft umschlingenden Bande. Die alten Camorristen, welche unfähig waren, ferner der Gesellschaft zu nutzen, erhielten von ihr Versorgung, die kranken Mitglie-



der empfingen Unterstützung, und die Wittwen und Waisen der im Dienst der Camorra gestorbenen Mitglieder bekamen pünktlich und regelmäßig ihre Pensionen; für die gefallenen Camorristen endlich übernahm die ganze Vereinigung die Rache.

Nach diesem kurzen Ueberblick über die Organisation der Camorra kann nunmehr zu der Schilderung der Thätigkeit derselben übergegangen und das System der von ihr geübten Erpressungen näher dargelegt werden.

Ich beginne mit der Camorra in den Gefängnissen. Daß hier eine solche Vereinigung existiren, daß sie hier gar einen Geldgewinn machen konnte, erscheint uns nach den Einrichtungen, welche wir in dieser Beziehung gewohnt sind, unwahrscheinlich. Aber in Neapel während der Bourbonenherrschaft war gerade das Unwahrscheinlichste immer wahrscheinlich und möglich. Unter den neapolitanischen Gefängnissen fällt das schon vorhin erwähnte der s. g. Vicaria dem Fremden am leichtesten in das Auge. Ein großes, massiges Gebäude, unter den Normannenkönigen entstanden, später Palast der spanischen Vicekönige, diente es in bourbonischer Zeit, wie noch jetzt, als Gerichtslokal und enthielt in seinem Erdgeschoß das Gefängniß. Hier wurden in mehreren Sälen Untersuchungsgefangene und verurtheilte Personen, oft Räuber, Mörder, mezzi galantuomini (halbe Gentlemen), und auch angesehene, nur wegen ihrer politischen Gesinnung verdächtigte Leute zusammen detinirt. Wie das ganze neapolitanische Leben sich auf der Straße bewegt und öffentlich ist, so war es in der Bourbonenzeit gewissermaßen auch das Gefängniß. Die großen Fenster der Gefangnensäle waren zwar mit Eisenstäben vergittert, sie gingen aber auf eine der belebtesten Straßen hinaus; hinter ihnen standen haufenweise die Gefangenen, und sie konnten nicht blos auf das bunte und laute draußen sich bewegende Treiben hinausgucken, sondern sie schwatzten auch mit den Vorübergehenden, ja sie bettelten dieselben an, indem sie Körbchen an Schnüren durch die Eisenstäbe auf die Straße hinabließen. Weder die Gefängnißwärter noch die Polizei, noch endlich die draußen vor dem Gebäude auf- und abpatrouillirenden Schildwachen kümmerten sich darum.*)

Sowie ein neuer Bewohner in dieses Gefängniß abgeliefert war, begannen die in demselben befindlichen Camorristen ihn durch ihr Erpressungssystem zu brandschatzen. Das erste, was ihm von einem der Camor-

*) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die neue italienische Regierung, welche sich überhaupt um die öffentliche Ordnung in Neapel eine Reihe wichtiger Verdienste erwerben, auch diese Mißbräuche abgestellt hat. Die Vicaria ist jetzt ausschließlich Untersuchungsgefängniß und durch Anbringung hoher hölzerner Verschläge vor den Fenstern, wie man dergleichen auch bei uns in Deutschland hat, ist der Verkehr der Gefangenen mit dem Publikum unmöglich gemacht.

er doch damit immer den ersehnten Grad eines Camorristen erreicht. Dadurch hörte seine unbedingte Abhängigkeit von dem Haupte und den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft auf. Er erhielt jetzt nicht nur Stimmrecht in der Vereinigung, sondern er bekam auch von nun ab seinen regelmäßigen Antheil an dem Gewinn, welchen die betreffende Gesellschaft gemacht hatte. Alles, was der Einzelne im Dienste der Camorra und durch das von ihr geübte Erpressungssystem erworben hatte, wurde an den Vorsteher der Vereinigung abgeliefert und von diesem jede Woche, unter Zurückhaltung des eigenen Löwenantheils für sich selbst, an die Mitglieder vertheilt. Die Art und Weise, wie sich die Camorra bereicherte, soll gleich näher geschildert werden; in Bezug auf die innere Organisation der Camorra ist noch zu bemerken, daß obwohl das Vergehen das Lebensprincip dieser Vereinigungen waren, sie doch innerhalb ihrer selbst mit der größten Strenge auf eine gewisse Ehrlichkeit und Rechtlichkeit hielten. Der Erwerb der einzelnen Mitglieder wurde regelmäßig in die Kasse abgeliefert, Veruntreuungen desselben sind äußerst selten vorgekommen. Diese und andere Vergehen, sowie Verstöße gegen die überlieferten Ordnungen und Satzungen der Camorra wurden an den Thätern durch die Gesellschaft bestraft. Sie konstituirte sich zu diesem Behufe unter ihrem capo zu einer Art Disciplinargerichtshof und vor diesem wurde vor und von Verbrechern zum Hohn für die in Neapel bestehende staatliche Justiz in den bei dieser hergebrachten Formen verhandelt. Auch dieselben Strafen und die verschiedenen Abstufungen derselben, welche jede ausgebildete Disciplinargesetzgebung kennt, wurden von den Camorristen verhängt; je nach der Unbedeutendheit oder Größe des Verstoßes wurde zeitweise Ausschließung vom Stimmrecht, temporäre Entziehung des Gewinnantheils, Suspension der Rechte der Mitgliedschaft überhaupt und Ausstoßung des Camorristen beschlossen; ja in schwereren Fällen (z. B. bei Verrath gegen die Gesellschaft) sprach dieselbe sogar Todesurtheile über ihre Mitglieder aus und bei der Menge der picciotti, welche durch irgend eine kühne That so schnell wie möglich den ersten Grad in der Sekte sich zu erwerben trachteten, war der Verurtheilte rettungslos dem Dolche verfallen und die Gesellschaft der Vollstreckung der von ihr verhängten Strafe gewiß.

So hielten Vortheil und Schrecken die Mitglieder fest an einander geschlossen. Blutig war die Rache, welche die Camorra an ihren verrätherischen Gliedern nahm, andererseits aber respektirte sie — man kann geradezu sagen mit einer Pietät, welcher bei besseren und sittlichen Zwecken Anerkennung nicht versagt werden könnte, — die die Gesellschaft umschlingenden Bande. Die alten Camorristen, welche unfähig waren, ferner der Gesellschaft zu nutzen, erhielten von ihr Versorgung, die kranken Mitglie-

der empfingen Unterstützung, und die Wittwen und Waisen der im Dienst der Camorra gestorbenen Mitglieder bekamen pünktlich und regelmäßig ihre Pensionen; für die gefallenen Camorristen endlich übernahm die ganze Vereinigung die Rache.

Nach diesem kurzen Ueberblick über die Organisation der Camorra kann nunmehr zu der Schilderung der Thätigkeit derselben übergegangen und das System der von ihr geübten Erpressungen näher dargelegt werden.

Ich beginne mit der Camorra in den Gefängnissen. Daß hier eine solche Vereinigung existiren, daß sie hier gar einen Geldgewinn machen konnte, erscheint uns nach den Einrichtungen, welche wir in dieser Beziehung gewohnt sind, unwahrscheinlich. Aber in Neapel während der Bourbonenherrschaft war gerade das Unwahrscheinlichste immer wahrscheinlich und möglich. Unter den neapolitanischen Gefängnissen fällt das schon vorhin erwähnte der s. g. Vicaria dem Fremden am leichtesten in das Auge. Ein großes, massiges Gebäude, unter den Normannenkönigen entstanden, später Palast der spanischen Vicekönige, diente es in bourbonischer Zeit, wie noch jetzt, als Gerichtslokal und enthielt in seinem Erdgeschoß das Gefängniß. Hier wurden in mehreren Sälen Untersuchungsgefangene und verurtheilte Personen, oft Räuber, Mörder, mezzi galantuomini (halbe Gentlemen), und auch angesehene, nur wegen ihrer politischen Gesinnung verdächtigte Leute zusammen detinirt. Wie das ganze neapolitanische Leben sich auf der Straße bewegt und öffentlich ist, so war es in der Bourbonenzeit gewissermaßen auch das Gefängniß. Die großen Fenster der Gefangnensäle waren zwar mit Eisenstäben vergittert, sie gingen aber auf eine der belebtesten Straßen hinaus; hinter ihnen standen haufenweise die Gefangenen, und sie konnten nicht blos auf das bunte und laute draußen sich bewegende Treiben hinausgucken, sondern sie schwatzten auch mit den Vorübergehenden, ja sie bettelten dieselben an, indem sie Körbchen an Schnüren durch die Eisenstäbe auf die Straße hinabließen. Weder die Gefängnißwärter noch die Polizei, noch endlich die draußen vor dem Gebäude auf- und abpatrouillirenden Schildwachen kümmerten sich darum.*)

Sowie ein neuer Bewohner in dieses Gefängniß abgeliefert war, begannen die in demselben befindlichen Camorristen ihn durch ihr Erpressungssystem zu brandschatzen. Das erste, was ihm von einem der Camor-

*) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die neue italienische Regierung, welche sich überhaupt um die öffentliche Ordnung in Neapel eine Reihe wichtiger Verdienste erworben, auch diese Mißbräuche abgestellt hat. Die Vicaria ist jetzt ausschließlich Untersuchungsgefängniß und durch Anbringung hoher hölzerner Verschläge vor den Fenstern, wie man dergleichen auch bei uns in Deutschland hat, ist der Verkehr der Gefangenen mit dem Publikum unmöglich gemacht.

risten abgefordert wurde, war ein Geldbeitrag zum Oel für die Madonna, ein Erpressungsmittel, welches noch das mildeste war und das sogar vom neapolitanischen Standpunkt aus nichts besonders Auffallendes hatte. Der Neapolitaner, vor allem das gemeine Volk mit seiner regen und heißen Phantasie faßt den Katholicismus kindlich und sinnlich auf. Die Madonna und die Heiligen, welche früher wie er Menschen gewesen und erst aus solchen Gegenstände der religiösen Verehrung geworden sind, stehen ihm am nächsten und so nehmen denn diese in seinem religiösen, in Götzendienst ausartenden Kultus die Hauptrolle ein. Alles, Städte, Dörfer, Stadtviertel, der Einzelne hat seinen Schutzheiligen. Dieser verkörpert sich in der Phantasie des Neapolitaners in dem gerade vorhandenen Bilde, wie denn umgekehrt auch wieder der gemeine Mann Bildwerke, deren Bedeutung er nicht erfaßt, so z. B. die antiken Statuen im Museum als Santi, als Heilige bezeichnet, ja Einem antike Tempelreste als Kirchen des San Mercurio, der Santa Diana u. s. w. zeigt. Mit seinem Schutzpatron oder vielmehr dem Bilde desselben steht der Neapolitaner im vertrautesten Verkehr. Hat der Heilige sich ihm gnädig erwiesen, so wird er mit Schmeicheleien, ja mit Küssen überhäuft. Wehe aber dem armen Heiligen, wenn er die Wünsche seines Schützlings nicht erfüllt hat, dann bekommt er seine gehörige Tracht Schläge und haben es die Heiligen dem armen Lazzarone gar zu arg gemacht, dann flucht er sie sammt und sonders in seine große, rothwollene Mütze hinein, wirft diese zu Boden, tritt auf ihr mit den Füßen herum und der einzige, welchen er mit dieser Bestrafung verschont, ist der heilige Januarius, der Schutzpatron seiner lieben Vaterstadt Neapel; wenn er die Mütze hinwirft, ruft er diesem wohlweislich und vorsorglich zu: Spizza fuori, San Gennaro (Springe heraus, heiliger Januarius).

Was ihm heilig ist, ehrt der Neapolitaner gern mit Lichtern, so brennen vor den zahlreichen Heiligenbildern an Straßenecken und Häusern Lampen, welche von den anwohnenden Leuten unterhalten werden. In jedem Hause, selbst in den verrufensten Lokalen wird vor dem Madonnenbilde ein ewiges Lämpchen unterhalten. So auch im Gefängniß. Hier hatten die Camorristen die Fürsorge für dasselbe an sich gerissen, unter dem Deckmantel der Religion verlangten sie Geld von den übrigen Gefangenen, welche dies bei ihrer gleichen religiösen Anschauung selten verweigerten. Schon darin hatten die Camorristen eine reichliche Erwerbsquelle, denn es liegt auf der Hand, daß das von ihnen so erpreßte Geld durch den geringen und in Neapel billigen Bedarf an Oel bei weitem nicht absorbirt wurde.

Aber auch auf andere Weise wurden die nicht der Sekte angehörigen



Gefangenen von den Mitgliedern der ersteren gebrandschatzt. Die kleinen Annehmlichkeiten, welche der Detinirte in der Haft sich verschaffen konnte, waren von der Camorra, so zu sagen, mit einer Steuer belegt. Wer sich weigerte den Forderungen der Camorristen Genüge zu thun, wurde geprügelt und mit dem Messer bedroht. Denn selbst über Messer und ähnliche Waffen gebot die Camorra in den Gefängnissen; sie war es, welche den andern Gefangenen das Tragen derselben verbot oder erlaubte und durch diese usurpirte Gefängniß-Inspektion wieder einen Gewinn machte.

Hauptsächlich waren die Aermeren unter den Gefangenen dem Terrorismus der Camorristen preisgegeben. Vor den politischen Gefangenen dagegen hat sie immer einen gewissen Respekt bewahrt, so wurde z. B. dem bekannten Baron Carlo Poërio, als er während der Bourbonenzeit auch einmal in das Gefängniß der Vicaria gebracht war, bei seiner Ankunft von einem der Camorristen ein Dolch mit der Erlaubniß übergeben, sich desselben zu seiner Vertheidigung zu bedienen. Während so eine gewisse Gentilezza die Camorristen von dieser Klasse der Gefangenen zurückhielt, waren die Reicheren unter ihnen von selbst dem Einfluß der Sekte mehr entzogen. Diese waren nicht so wie die Armen unbedingt in die Hände der Camorristen geliefert, sie brauchten die Camorra nicht so nöthig zur Befriedigung ihrer Vergnügungen, Bedürfnisse und Laster, wogegen für den Armen dies ohne Hülfe der Sekte unmöglich war. Der Taback, der Wein, das Spiel im Gefängniß waren in den Händen der Camorra. Taback und Wein wurden von ihr verkauft. Den erklecklichsten Gewinn machten aber die Camorristen durch die Controle des Spiels, wozu sich stets Gelegenheit bot, da der Neapolitaner gern und leidenschaftlich spielt. Hatte der Gefangene kein Geld, so verkaufte er zunächst den vielleicht eben von der Camorra erstandenen Wein oder Taback an diese zurück. Hatte er diese Möglichkeit nicht, sich Geld zu verschaffen, so blieb ihm doch ein Theil der täglich ihm gelieferten Suppen- und Brodportion, die ihm die Camorra gegen kleine Summen abnahm. Nun hatte der Gefangene die Mittel zum Spiel, frei von der Besteuerung der Camorra war er aber jetzt ebenfalls nicht. Für jede Parthie, welche er mit seinem Gefährten machte, mußte ebenfalls ein kleiner Theil der von dem einen oder anderen Partner gewonnenen Summe an die Camorra entrichtet werden, und daß bei lang andauerndem Spiel und oft wiederholten Parthien schließlich das gesammte Geld beider Spieler durch diese Abgabe aufgezehrt wurde, liegt auf der Hand. Dann hatte der Gefangene nur noch eine Möglichkeit von Neuem wieder Geld zum Spiel zu erlangen, er verhandelte einen Theil seiner Kleidungsstücke an die Camorra. Diese nahm vor Allem gern die im Gefängniß an die Gefangenen vertheilten

neuen Bekleidungsgegenstände, verkaufte diese an den Gefängniß-Lieferanten zurück und letzterer lieferte sie wieder als neue in das Gefängniß ab, um sie demnächst auf die eben gedachte Weise zurück zu erhalten und sie dann natürlich wieder in das Gefängniß gelangen zu lassen. Bei diesem ewigen Kreislauf profitirte selbstverständlich sowohl der Lieferant, als auch die Camorra, während die Gefangenen schlecht, mangelhaft und unreinlich bekleidet blieben.

Das war im Wesentlichen die Industrie, welche die Camorra in den Gefängnissen betrieb. In jedem einzelnen Fall profitirte sie freilich nur immer den geringen Betrag weniger Kupfermünzen, im Ganzen aber waren die Einkünfte, welche sie auf diese Weise erlangte, viel bedeutender, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Der spätere Inspektor der Posten in Neapel Fittipaldi, welcher ebenfalls in bourbonischer Zeit in der Vicaria detinirt war, giebt an, daß in einer Woche die Einkünfte der dortigen Camorra sich auf 280 neapolitanische Dukaten oder auf 320 preußische Thaler belaufen haben.

Können auch die tieferen Gründe, welche die Entwicklung der Camorra zu einer allgemein gefürchteten Macht in Neapel ermöglicht und befördert haben, erst später näher erörtert werden, so ist doch die Camorra in den Gefängnissen eine uns so stark frappirende Erscheinung, so liegt die Frage, wie ein solches Unwesen unter der strengsten denkbaren Controle getrieben werden konnte, so nahe, daß ich nicht umhin kann, hier für diesen speziellen Punkt die Erklärung gleich anzuschließen. Das Auffallende schwindet sofort, sowie die Thatsache konstatirt wird, daß die Gefängnißbeamten regelmäßig bei der Vertheilung des von den Camorristen gemachten Gewinnes ihren Antheil erhielten. Ferner muß hervorgehoben werden, daß bei den abnormen, in Neapel herrschend gewesenen Zuständen die Camorristen sogar — so parador es auch klingen mag — sich als nützlich für die Aufrechterhaltung einer gewissen Disciplin in den Gefängnissen erwiesen. Bei dem System der massenhaften Zusammensperrung der Gefangenen, unter Leuten von so leicht erregbarem und heißblütigem Temperament, war es keine geringe Aufgabe, eine Gefängnißdisciplin zu handhaben, und zumal für die laschen und pflichtvergessenen Beamten der Bourbonenzeit, denen das feste Zusammenhalten der Camorristen noch obenein Furcht einflößte; waren doch selbst einzelne bessere unter den Gefängnißbeamten, welche auf die Messer der Camorristen zu fahnden suchten, außer Stande bei dem Zusammenhang der letzteren mit den Mitgliedern der übrigen Vereinigungen in der Stadt und der stets möglichen Kommunikation der Gefangenen mit der Außenwelt zu hindern, daß nicht statt der konfiscirten Messer stets wieder neue in das Gefängniß geschmuggelt wur-

den. Hieraus erklärt es sich, daß man die Camorristen benutzte, um eine relative Sicherheit und Ordnung unter den Gefangenen aufrecht zu erhalten. So wie man ihnen stillschweigend das Privilegium, Waffen zu führen, Gewaltthaten zu üben und Erpressungen vorzunehmen, gegeben hatte, war es natürlich, daß sie eifersüchtig darüber wachten, daß keine andere gleiche Macht sich neben ihnen in den Gefängnissen erhob und sich dasselbe Vorrecht usurpirte.

Die Camorra außerhalb der Gefängnisse übte einen nicht geringeren Druck auf die niederen und mittleren Volksklassen aus, indem sie den kleinen, täglichen Erwerb derselben besteuerte und aus den Schwächen und Lastern des gemeinen Mannes ihren Gewinn zog, ihm dabei freilich ihrerseits gewisse, meistens sonst in das Gebiet der polizeilichen Thätigkeit fallende Dienste leistete.

In den kleinen zahlreichen, dem Auge des Fremden nicht leicht erkennbaren Spielhäusern, ebenso wie auf der Straße, wo Fischer, Lazzaroni und anderes Volk auf den Boden hingestreckt mit ihren schmutzigen Karten ihren National- und Lieblingsspielen fröhnten, wurden sie von einem Camorristen, der in dem betreffenden Quartiere wohnte, überwacht, und unerbittlich wurde von diesem die Taxe, ein Zehntel des Gewinnes jeder Parthie eingefordert, dafür entschied er aber als aufgedrungener Schiedsrichter die etwaigen beim Spiel entstandenen Streitigkeiten und verhinderte durch die von ihm an Stelle der Polizei geübte Ueberwachung Betrügereien unter den Spielern. Von den Gemüse- und Obsthändlern, welche ihre Waaren vom Lande in die Stadt einführten, erhoben die Camorristen ebenfalls eine bestimmte Taxe, kontrolirten indessen den Kram des Händlers und ebenso die Unterverkäufer, welche der Producent mit seinen Waaren in den Straßen herumschickte. In ähnlicher Weise wurden andere Verkäufer, welche Produkte vom Lande einführten, besteuert. Die Barkenführer, Facchinos, Kutscher, ja selbst die Bettler hatten ihnen ebenfalls von ihrem Verdienste bestimmte Prozente abzugeben. Auch als angebliche Zuführer von Käufern verlangten sie bestimmte Summen von den Inhabern von Magazinen, so namentlich von den Gold- und Silberhändlern in der Nähe des Mercato, ebenso spielten sie die Vermittler beim Pferdehandel, freilich übten sie auch bei diesen Geschäften eine gewisse Controle zur Verhinderung von Uebervortheilungen und Unredlichkeiten aus. Ferner profitirten sie von dem ausgedehnten Schmuggelhandel, welcher, wie allbekannt ist, in Neapel gang und gäbe war, sie trieben den Schmuggel zwar nicht selbst, aber durch Einschüchterung der Douanebeamten, durch Auskundschaftung passender Gelegenheiten u. s. w. erleichterten sie denselben, und erhoben für diese Mühewaltungen von den Schmugglern so-

wohl wie von den Kaufleuten, für welche der Schmuggel betrieben wurde, ihre Taxe.

Sämmtliche Industrien der Camorristen herzuzählen, würde zu weit führen. Das Gesagte genügt vollkommen zur Charakteristik ihrer Thätigkeit, es zeigt hinreichend, daß sie sich den täglichen Lebensverkehr, die tägliche Befriedigung erlaubter und unerlaubter Bedürfnisse steuerpflichtig gemacht hatten. Nur einen Erwerbszweig will ich noch hervorheben, weil er besonders eigenthümlich und eng mit neapolitanischen Zuständen verwachsen war. Die Camorristen hielten auch eine eigene Lotterie, welche sie mit der Staatslotterie in eine gewisse Verbindung gebracht hatten und machten hierdurch ebenfalls auf Kosten des niederen Volks einen erheblichen Gewinn. Das Lotteriespiel ist eine nationale Leidenschaft des Italieners und vor Allem des Neapolitaners, welcher alle Vorzüge und Fehler seines Volkes in potenzirtem Grade besitzt, diese Leidenschaft haben denn die Regierungen in Italien gründlich zu ihrem eigenen Vortheil und zwar durch die demoralisirendste Art der Lotterieeinrichtung auszubeuten verstanden. Eine solche, die Zahlenlotterie, bestand auch in Neapel, bei welcher der Staat insofern einen bedeutenden Vortheil hatte, als unter 90 Nummern nur 5 als Gewinn gezogen werden, also bei Besetzung einer einzelnen Nummer die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes nur $^1/_{18}$, bei der Besetzung von 4 combinirten Zahlen (für die Quaterne) gar nur $\frac{1}{511038}$ beträgt. Die Einfachheit dieser Lotterie, die jeden Sonnabend statthabenden Ziehungen, die Annahme auch der kleinsten Einsätze, dazu die abergläublichsten Mittel zur vorherigen Errathung der herauskommenden Nummern, haben es in Neapel bewirkt, daß das gemeine Volk alles, was es nur erübrigt, zum Spielen in der Lotterie verwendet hat. Nur am letzten Tage, am Sonnabend, an welchem gegen Abend die Ziehung stattfand, wurde allein ein Einsatz von mindestens 4 Carlin (zwischen 12—13 Silbergroschen) bei der Staatslotterie angenommen. Soviel konnte indessen der gemeine Mann gewöhnlich Ende der Woche nicht aufbringen, da er schon an den übrigen Tagen derselben bereits jeden erübrigten Pfennig gesetzt hatte. Hier halfen ihm aber die Camorristen. Einzelne derselben hielten heimliche Lotterien und in der richtigen psychologischen Berechnung, daß die Spielwuth kurz vor der Ziehung sich am meisten steigert, nahmen sie noch am Sonnabend die geringsten Summen in ihren Winkellotterien als Einsätze an, während sie im übrigen dieselben unter gleichen Bedingungen wie die Staatslotterie hielten, ja sogar keine eigenen Ziehungen veranstalteten, sondern die Sonnabends bei der Staatslotterie als Gewinne herausgezogenen Nummern auch für ihre Lotterien als maßgebend anerkannten.

Auf diese Weise beutete die Camorra die geringeren Volksklassen systematisch aus. Sie war es, welche, wie der Vampyr die Armen aussog und von der Arbeit, den Vergnügungen, den Lastern derselben sich reichlich nährte.

Die Schuld daran, daß sich der größte Theil der Bevölkerung eines Landes von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl gewaltthätiger und unternehmender Taugenichtse tyrannisiren ließ, lag, wie oben bereits angedeutet worden, sowohl am Volke selbst, wie an seiner Regierung.

Wenn und wie die Camorra im Königreich Neapel entstanden ist, darüber hat sich bis jetzt nichts mit Gewißheit und Sicherheit feststellen lassen. Die am besten unterrichteten Italiener führen die Camorra auf Spanien zurück und behaupten, daß sie von den Spaniern nach Neapel importirt worden sei. Diese Ansicht hat in sofern etwas für sich, als einzelne spanische Schriftsteller ähnlicher Verbindungen in ihren Werken gedenken. So beschreibt z. B. Cervantes in seiner Novelle Rinconete y Cotardillo eine Vereinigung von Spitzbuben in Sevilla, welche ihren Gewinn mit der Polizei und dem Klerus theilten, und auch in seinem Don Quijote weist ebenfalls eine Stelle auf ähnliche spanische Verhältnisse hin. Als Sancho Pansa den Rundgang durch seine Insel Barataria unternimmt — der Name ist ebenso wie das Wort barattolo für den Gewinn der Camorristen von dem italienischen und spanischen baratto, Tausch, Betrug abgeleitet — trennt er zwei Leute, welche ein Messerduell begonnen haben (vergl. Don Quijote Th. II. Buch 7. Kap. 49) und der eine von ihnen theilt ihm als Veranlassung des Streites folgendes mit: „Herr Gouverneur, ich werde es Euch in aller Kürze mittheilen. Euer Gnaden wird wissen, daß dieser Herr eben in dem Spielhaus gegenüber mehr als tausend Realen — und Gott weiß wie — gewonnen hat. Ich war dort und habe mehr als eine zweifelhafte Parthie gegen mein Gewissen zu seinen Gunsten entschieden. Er erhob sich mit seinem Gewinn und während ich wenigstens einige Thaler als Gratifikation erwartete, wie man sie Leuten von meiner Bedeutung giebt, die wir bei glücklichem und unglücklichem Spiel als Zeugen dienen, Ungerechtigkeiten unterstützen und Streitigkeiten vermeiden, steckte er sein Geld ein und verließ das Haus." . . . „Der andere antwortete darauf, es wäre wahr, was sein Gegner sage, er selbst habe ihm nicht mehr als vier Realen geben wollen, weil er ihm öfters Geld bei solchen Gelegenheiten schenke, und diejenigen, welche dergleichen Bezahlung (barato) erwarteten, müßten bescheiden sein, und das dargebotene mit freundlicher Miene nehmen, ohne mit den gewinnenden Spielern zu dingen, wenn sie nicht sicher wüßten, daß letztere betrogen hätten, . . . diese falschen Spieler müßten freilich immer den Spielzeugen

eine bestimmte Abgabe zahlen." — Von einem näheren Eingehen auf die gedachte Frage kann hier abgesehen werden. Denn soviel steht fest, daß erst in diesem Jahrhundert unter der Bourbonenherrschaft die Thätigkeit der Camorra sich in dem geschilderten weiten Umfang entwickelt hat. Es muß also jedenfalls die Erklärung für die in Rede stehende Erscheinung aus der Neuzeit gewonnen werden.

Faßt man zunächst das neapolitanische Volk in's Auge, so hatte die Thätigkeit der Camorra vom Standpunkt seiner Moral aus nichts so Auffälliges und Frappirendes an sich, wie für uns. Das letzte Mittel, welches die Camorra stets in Reserve hatte, um ihren Forderungen und Erpressungen Nachdruck zu geben, das Erstechen, ist ein Verbrechen, welches bei Nationen von hitzigem Temperament bekanntlich oft vorkommt, und in Neapel war es so häufig, daß der Neapolitaner den Todtschlag sogar in Gegensatz zu den übrigen Verbrechen stellte und ihn mehr für eine pazzia (Dummheit) oder ein Unglück ansah, welches jedem ehrlichen Manne einmal in der Hitze und Erregtheit passiren könnte.

Auch die Art und Weise, wie die Camorra ihren Erwerb machte galt ebensowenig in der Anschauung des gemeinen Neapolitaners als etwas unbedingt Verwerfliches und Unehrliches. Nach der Moral desselben war zwischen den Industrien der Camorristen und z. B. dem Diebstahl ein himmelweiter Unterschied. Schlau, pfiffig, stets auf seinen Vortheil bedacht, sucht der Neapolitaner überall und auf welche Weise er kann für sich zu profitiren, er hält dies nicht für unerlaubt und unmoralisch, wenn er es thun kann, ohne dem andern einen wirklichen und direkten Verlust zuzufügen; selbst aber wenn dies auch der Fall wäre, glaubt er doch noch ein ehrlicher Kerl zu sein, sofern er nur auf die Dummheit, Feigheit des Uebervortheilten und andere zufällige Umstände für Erlangung seines Gewinnes spekulirt hat, weil hier lediglich der andere die Schuld daran trägt, daß er sich hat über das Ohr hauen lassen. Mit dieser Anschauung, welche auch die anderen Italiener, wenngleich nicht in so hohem Grade, wie die Neapolitaner besitzen, hängt die bekannte Erscheinung zusammen, welche viele unserer in Italien reisenden Landsleute so oft in moralische Entrüstung versetzt, nämlich die, daß der Neapolitaner dem Fremden — und jeden derselben hält er für einen reichen Mann — stets so viel wie möglich abfordert, daß er ihn auf jede Weise zu übervortheilen sucht, während er es aber andererseits auch dem Fremden nicht im Mindesten verargt, wenn sich dieser ihm gegenüber durch Handeln und sonst zu schützen weiß, ja im Gegentheil dem Fremden, welcher sich im Verkehr mit ihm gewitzigt zeigt, durch das Compliment: è prattico (er ist ein Praktikus) seine Hochachtung erweist, denjenigen aber, welcher seine For-

derungen mit vollen Händen befriedigt, noch obenein für einen großen Dummkopf erklärt.

Für die gedachte Art des Erwerbes hat der Neapolitaner, welcher dergleichen Spekulationen vor allen andern Italienern mit Leidenschaft betreibt, ein eigenes Wort; er nennt diese Erwerbsthätigkeit buscare. Der Begriff ist ein schwankender, eine genaue Abgrenzung desselben oder gar eine scharfe Definition läßt sich wegen der unzähligen, hierunter zu rechnenden Fälle nicht geben. Beispiele mögen daher die Sache erläutern. Der Koch, der für seine Herrin die Einkäufe auf dem Markte besorgt, hat vielleicht Gelegenheit dieselben billiger zu machen, als dies seine Herrin selbst gethan haben würde. Steckt er nun die Hälfte dessen, was er durch seine Schlauheit der Herrschaft erspart hat, in seine Tasche, so glaubt er noch wunder wie ehrlich zu sein, wenngleich er freilich zugiebt, daß er buskirt hat. Aber nicht blos in den niederen Volksklassen war diese Anschauung verbreitet, nicht allein von diesen wurde buskirt, sondern bis in die höchsten Schichten hinauf wurde dieser Handel betrieben. Es war in den letzten Bourbonenzeiten in Neapel ein öffentliches Geheimniß — und es ist eine vollkommen verbürgte Thatsache, — daß einer der Brüder des verstorbenen Königs Ferdinand II. auf eine eigenthümliche Weise und nicht ohne eigenen Profit den Schmuggelhandel begünstigte. Wollte ein Kaufmann eine hoch besteuerte Waare einführen, so zahlte er an den Sekretär des Prinzen für den Ballen eine bestimmte Summe, dann konnten die Waaren an den Prinzen adressirt werden und gingen als Eigenthum desselben steuerfrei ein. Die Zollbeamten erhielten von den Kaufleuten monatlich ein Aversionalquantum ausgezahlt, um hier und dort bei nicht richtigen Zolldeklarationen ein Auge zuzudrücken. Die geringeren Douaniers handelten, wie sattsam bekannt ist, mit den Reisenden und wenn man handelseins geworden war, wurde das Gepäck nicht visitirt. Aehnliches kam in allen anderen Zweigen der Staatsverwaltung vor, kurz weit und breit, in allen Schichten der Gesellschaft wurde das Buskiren betrieben.

Und was that die Camorra im Grunde anders, als daß sie ebenfalls buskirte, nur auf ihre eigenthümliche Weise? Sie buskirte, indem sie das Volk einschüchterte, indem sie auf die Feigheit desselben spekulirte.

Daß die Neapolitaner als Soldaten sich in der Regel schlecht geschlagen haben, ist Thatsache. König Franz I. soll dem Thronfolger, dem nachmaligen Ferdinand II., als dieser ihm eine neue Uniformirung der Armee in Vorschlag brachte, geantwortet haben: „Kleide sie, wie du willst, sie werden doch immer davon laufen.“ Es ist ja ferner bekannt, daß bei den neueren Revolutionen auf dem neapolitanischen Festlande und auf Sizilien es stets die angeworbenen Schweizerregimenter waren, welche den

eingeborenen neapolitanischen Truppen den Weg bahnen mußten, und daß letztere hinter den Schweizern herziehend, sich hauptsächlich mit Plündern der Häuser und anderen Unthaten beschäftigten.

Aber auch der gewöhnliche Neapolitaner beweist im Vergleich mit anderen Nationen einen auffallenden Mangel an Muth, wie denn in dieser Beziehung seine stete, bei der geringsten Kleinigkeit gebräuchliche Redensart: non c'è paura (es ist nichts zu fürchten) schon charakteristisch genug ist. Nur da, wo er es mit Sicherheit vorhersehen kann, daß Widerstand erfolgreich ist, oder wenn seine heißblütige Natur so gereizt ist, daß jede Ueberlegungsfähigkeit für ihn aufhört, nur da zeigt er persönlichen Muth. In anderen Fällen hält er es geradezu für Tollkühnheit, einem überlegenen Widersacher entgegenzutreten. Für einen solchen übermächtigen Gegner wurde aber die Camorra allgemein in Neapel gehalten. Ihre weite Verzweigung durch das ganze Königreich, die Gefahr, bei Verweigerung der willkührlichen Forderungen der Camorristen der Rache der Gesellschaft zu verfallen, die Unmöglichkeit den mit der Ausübung derselben beauftragten einzelnen Camorristen zu erkennen, alles das benahm dem Neapolitaner jede Lust, auch nur einen Versuch zu machen, sich der Erpressung zu entziehen, ja er wagte es kaum, dem Fremden, welcher ihn nach der Camorra fragte, darüber Auskunft zu geben, und wenn man es ihm gegenüber für unbegreiflich erklärte, daß sich Jedermann den Prätensionen der Camorra füge, so antwortete er weiter nichts, als daß es einmal so hergebracht sei.

In der That ist denn auch soviel zuzugeben, daß der Widerstand des einzelnen bei der Art der Organisation der Camorra nichts genutzt haben würde, nur ein Entgegentreten mit gemeinschaftlichen Kräften hätte einer derartigen Gesellschaft gegenüber von Erfolg sein können. An einem solchen umfangreichen Widerstand war aber in Neapel ebenfalls nicht zu denken. Ein Volk, für dessen Bildung unter der Bourbonenregierung so gut wie nichts geschah, dessen zum Theil glänzende Anlagen *) sogar im reaktionären und klerikalen Interesse absichtlich nicht ausgebildet wurden, ein Volk, welches überhaupt keine selbstständige und gemeinsame Thätigkeit auf politischem und socialem Gebiet entwickeln durfte, war kaum der Idee

*) Vor Allem ist dem Neapolitaner viel natürlicher Verstand und eine leichte Auffassungsgabe, ferner ein ausgebildeter Sinn für das Schöne sowie Arbeitsgeschicklichkeit eigen, auch muß einer weitverbreiteten Annahme gegenüber hervorgehoben werden, daß der Geschäftsmann und Bauer in ihrer Thätigkeit unermüdlich sind. Näheres über den neapolitanischen Charakter, Sitten und Volksleben in Neapel giebt das anscheinend unverdienterweise wenig gekannte, auch von Reuchlin, Geschichte Italiens lobend erwähnte Buch: K. A. Mayer, Neapel und die Neapolitaner. Oldenburg 1840 ff. 2 Bde.



eines gemeinschaftlichen Widerstandes fähig. Und selbst wenn das der Fall gewesen wäre, so hätte es doch immer einer bestimmten Macht bedurft, welche einer thätigen Opposition gegen die Camorra den festen Anhalt gegeben hätte. Diese Aufgabe hätte selbstverständlich der Polizei obgelegen, daß aber letztere diese Pflicht erfüllte, davon konnte bei dem in Neapel unter den Bourbonen herrschenden System nicht die Rede sein. Der Wunsch nach einer freieren Verfassung, welchen die Herrschaft Mürats in Neapel hinterlassen und welcher sich in mehrfachen Revolutionen thatsächlich geltend gemacht hatte, wurde durch ein System zurückgedrängt, welches sich feindselig gegen alle besseren und intelligenteren Kräfte im Lande verhielt, welches für politische Bestrebungen und Vergehen weder Gesetz noch Recht, sondern nur grausame Verfolgungswuth kannte, ein System das nur durch Einschüchterung und Erregung von Furcht sich halten konnte und dessen hierauf abzielende Maßregeln eben nur wieder durch die Furcht diktirt wurden, welche ihm selbst die durch Italien gehenden liberalen und nationalen Ideen einflößten. So war denn die Funktion, welche die Polizei damals zu erfüllen hatte, fast ausschließlich die, die politisch Verdächtigen auszuspüren und zu überwachen. Sich um andere Dinge zu kümmern hatte sie kaum Zeit. Und vermittelst der Polizei der Camorra in's Fleisch zu schneiden, das wäre für das bourbonische Regime von seinem Standpunkt aus eine höchst unkluge Maßregel gewesen. Die Camorra bekümmerte sich nicht um die Politik, also wurde die Regierung durch sie nicht genirt, und man hatte keine Veranlassung, gegen sie einzuschreiten. Umgekehrt aber wenn die Regierung und Polizei einen entscheidenden Schlag gegen die Camorra zu führen versucht hätte, lag da nicht die Befürchtung nahe, daß die weitverbreiteten und fest organisirten Gesellschaften mit den geheimen politischen Sekten in Verbindung traten und dann im Verein mit der liberalen Partei ihre Macht gegen die Regierung kehrten?

Darum wurde die Camorra von ihr geduldet, ja sie wurde sogar zu gewissen Diensten, man kann sagen, als eine Art irregulärer Polizei benutzt. Der neu aufgenommene Camorrist meldete sich jedesmal bei dem Polizei-Kommissar seines Bezirkes und stellte sich ihm unter Entrichtung eines gewissen Geldbetrages als neues Mitglied der Gesellschaft vor. Ja der Polizei-Präfekt von Neapel soll ebenfalls monatlich von der Camorra bestimmte Summen erhalten und die zwölf Camorristen-Häupter in den zwölf Quartieren der Stadt ernannt haben, die jeder Gratifikationen aus den Fonds der geheimen Polizei empfingen. Wegen ihrer Kenntniß aller schlechten und verworfenen Elemente im Volke wurden die Camorristen zur Ermittlung der Thäter bei gewöhnlichen Verbrechen benutzt, wenn es

einmal für die Polizei der Ehre der Regierung wegen darauf ankam, hier verfolgend einzuschreiten, so z. B. namentlich dann, wenn angesehene und hochgestellte Fremde von dem Vergehen betroffen waren. Wie oben schon beiläufig erwähnt, ersparte ferner die Camorra der Polizei die Ueberwachung der zahlreichen Spielhäuser und ähnlicher verrufener Lokale; sie kontrolirte in gewisser Beziehung den Marktverkehr und sorgte sogar nach ihrer Weise für die Sicherheit und Ordnung in den Gefängnissen. —

Als die bedeutungsvollen Ereignisse des Jahres 1859 die Hoffnungen der nationalen Partei in Neapel von Neuem belebt hatten, als im Frühjahr 1860 ein Idealist und Schwärmer es gewagt, mit einer Handvoll Leute die bourbonische Herrschaft in Sizilien anzugreifen und diese hier unerwartet schnell zusammengebrochen war, da wurde auch die von dem nicht längst verstorbenen Ferdinand II. mit grausamer Hand niedergehaltene liberale Partei auf dem neapolitanischen Festlande ermuthigt, den Kampf gegen die Regierung, welche damals in den Händen eines jungen, unerfahrenen und energielosen Königs lag, wieder aufzunehmen. Um ihn erfolgreich durchzukämpfen, dazu reichte aber ihre Kraft, welche noch obenein durch die Verfolgungen in der Reaktionsperiode seit 1848 geschwächt war, nicht aus. Die liberalen Elemente in der Aristokratie und im Mittelstand waren durch die Schreckensherrschaft zu sehr eingeschüchtert, als daß man von ihnen zunächst eine thätige und rege Betheiligung hätte erwarten können. Auf den Pöbel, die Lazzaroni, Massen, auf welche in andern Staaten eine Umsturzpartei mit Sicherheit rechnen kann, war in Neapel ebenso wenig zu zählen. Abgesehen davon, daß seit der letzten Revolution nur ein kleiner Theil Anhänger der liberalen Partei war, waren die Lazzaroni im ganzen politisch interesselos, jedenfalls aber insofern gut royalistisch und bourbonisch gesinnt, als sie bei der Niederwerfung der Revolution am 15. Mai 1848 dadurch profitirt hatten, daß sie hinter den siegreichen Schweizern mit den eingeborenen neapolitanischen Truppen um die Wette die Häuser plündernd einhergezogen waren und auch diesmal nichts sehnlicher als eine Wiederholung des blutigen Dramas vom 15. Mai erwarteten, um ihrer Raub- und Plündersucht ungehindert die Zügel schießen lassen zu können. So mußte die liberale Partei zu einem eigenthümlichen Mittel greifen, sie drehte die furchtbare Waffe, welche die Bourbonen in ihrer kurzsichtigen Politik zu ihrem vermeintlichen eigenen Interesse nicht unschädlich gemacht hatten, gegen dieselben um, um sie damit zu vernichten. Die Einheitspartei trat mit den Camorristen in Verbindung und nahm diese in ihren Sold. Durch reichliche und regelmäßige Bezahlung gelockt, keineswegs aus politischem Interesse, organisirte die Camorra mit unglaublicher Geschwindigkeit die Re-



volution, sie verbreitete die zahlreichen, aufreizenden Flugblätter des geheimen Comités der liberalen Partei und setzte die nöthigen Massendemonstrationen in Scene. Die Regierung wagte nichts zu thun, die Polizei war eingeschüchtert, das Heer in Sicilien durch Garibaldi beschäftigt, die Marine schon damals nicht mehr verläßlich genug. Nachdem schließlich der damalige Polizeiminister Ajossa es gewagt, eine Anzahl Camorristen zu verhaften, wurde das Band der Sekte mit der liberalen Partei, welches die erstere nur aus Eigennutz geknüpft hatte, um so fester, als ihr jetzt der Stempel des politischen Märtyrerthums aufgedrückt und ihre Rachelust erregt war.

Mit dem Wachsen der Erfolge Garibaldi's in Sicilien schwoll die Bewegung in Neapel immer höher. Da verhieß endlich (am 25. Juni 1860) Franz II., durch Frankreich gedrängt, eine Constitution. Es war aber zu spät. Das Versprechen wurde nur mit Gleichgültigkeit und Stillschweigen aufgenommen. Man wollte in Neapel keine Bourbonenherrschaft mehr und wer hätte auch von den Neapolitanern Zutrauen zu den Verheißungen der Regierung Franz' II. verlangen wollen, nachdem seine Vorfahren, Ferdinand I. die Verfassung von 1820 und Ferdinand II. die von 1848 wieder zurückgenommen hatten? Mit der Verfassungsverheißung war gleichzeitig eine Amnestie ertheilt. Dadurch wurden die in den Gefängnissen detinirten Camorristen frei. Am 28. Juni stürmten diese in Verbindung mit ihren Genossen zu gleicher Stunde in einzelnen Trupps die sämmtlichen Polizeibüreaus in der Stadt; dasselbe geschah gleichzeitig in den kleinen nahe bei Neapel belegenen Ortschaften. Der offenbar vorher verabredete Angriff war ein Akt der Rache gegen die bourbonische Polizei. Die Beamten wurden gemißhandelt, dann die Akten auf die Straßen geschleppt und unter dem Jubel nicht nur der Camorristen, sondern der andern, vielfach von der Polizei bedrückten Bevölkerung verbrannt. Weitere Gewaltthätigkeiten kamen an jenem Tage nicht vor, wie ich denn unbehelligt dem Sturme eines der Büreaus in der Toledostraße zusehen konnte. Freilich lag die Gefahr nahe, daß nachdem die Camorristen die Polizei so gut wie vernichtet hatten — die bourbonischen Polizei-Beamten waren seit jenem Ereigniß in Neapel nirgends mehr zu sehen —, sie ihre Macht durch Plünderung der Stadt mißbrauchen und sich dann zu diesem Zwecke auch die royalistischen Lazzaroni mit ihnen vereinigen würden. Zur Verhütung solcher Vorgänge wurde zunächst noch am Nachmittag jenes Tages der Belagerungszustand proklamirt. So war denn die Lage Neapels damals eine eigenthümliche. Der König hatte widerwillig nur aus dem Triebe der Selbsterhaltung eine freiere Verfassung verheißen, das Volk traute weder diesem Versprechen, noch wollte es überhaupt aus der

Hand dieses Königs Etwas mehr annehmen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung lagerten auf allen Plätzen der Stadt Truppen, die Artilleristen hielten mit brennenden Lunten neben den Kanonen Wache, um die Truppen herum standen Haufen aufgeregten Volkes und suchten diese durch Evvivas auf Garibaldi und Viktor Emanuel zu reizen, die royalistischen Lazzaroni dagegen warteten nur auf den Zusammenstoß, um jetzt ebenso wie am 15. Mai 1848 ihrer Plünderlust freien Lauf zu lassen.

Alles deutete auf das Hereinbrechen einer Katastrophe, deren Ausgang sehr blutig zu werden versprach. Mit gespannter Erwartung sahen wir damals dem Beginn des schrecklichen Dramas entgegen und sandten täglich viele Male unsere Blicke zu dem Neapel überragenden Castel Sant' Elmo hinauf, auf welchem nach neapolitaner Sitte eine blutrothe Fahne den Ausbruch des Kampfes und den Anfang der Beschießung der Stadt verkünden mußte.

Wider alles Erwarten explodirte der damals massenhaft aufgehäufte Zündstoff nicht. Der junge König, zu unerfahren und zu energielos, um selbständig etwas zu wagen, war jetzt in den Händen von Rathgebern, welche ihm Maßregeln mehr im Interesse der Einheitspartei, als im Interesse der Erhaltung des Bourbonenthrones anempfahlen. Am 2. Juli wurde die Constitutionsverheißung dadurch erfüllt, daß eine königliche Verordnung die Verfassung von 1848 wieder in Kraft setzte und die Kammern zum 10. September einberief. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedurfte man nach Vernichtung der bisherigen Polizei einer neuen Organisation des öffentlichen Sicherheitsdienstes. Zu diesem Behuf wurde eine National- oder Bürgergarde in's Leben gerufen und unter diese die Camorristen eingereiht. Der Urheber dieser eigenthümlichen und kühnen Maßregel war der bekannte Liberio Romano, in dessen Händen damals die oberste Leitung der Polizei ruhte. In den Zeiten des ersten Enthusiasmus leisteten die Camorristen Erhebliches für die öffentliche Sicherheit. Daß sie aber den alten Menschen total ausziehen würden, daß eine dauernde moralische Regeneration der Secte eintreten würde, das war selbstverständlich eine eitele Hoffnung. Bald begannen die Camorristen die Macht, welche sie jetzt selbst von den Behörden erhalten hatten, wieder, wie früher, in ihrem eigenen Interesse auszubeuten. Nach der Ankunft Garibaldi's bemächtigten sie sich überdies noch des Schmuggelhandels, welchen sie unter den Bourbonen nur geschützt, nicht aber selbständig betrieben hatten, und zwar in der Weise, daß sie selbst fast ebenso hohe Gefälle von den Steuerpflichtigen erhoben, wie diese an die Douane zu zahlen gehabt hätten. Der hierdurch verursachte Ausfall an Einnahme war so bedeutend, daß den Behörden endlich die Augen geöffnet wurden



und diese sich zum Einschreiten veranlaßt sahen. Ein Italiener berichtet, daß während dieser Zeit eines Tages die Einnahme aus der Verzehrssteuer an sämmtlichen Thoren Neapels nur 1¼ Francs betragen hat, daß diese aber, als im Dezember 1860 in einer Nacht 90 Camorristen verhaftet worden waren, den nächsten Tag auf 3400 Francs stieg.

Der damalige Leiter der Polizei Spaventa suchte dem Uebel durch Unterdrückung der früheren Bürgergarde — statt ihrer wurde denn eine sogenannte guardia di pubblica sicurrezza eingeführt — und durch Verhaftungen der gefährlichsten Camorristen zu steuern. Die Camorra war aber in Neapel so fest eingewurzelt, daß sie sich immer wieder unter neuen Häuptern organisirte, und so hatte die Transportirung einzelner Mitglieder auf die bei Neapel befindlichen Inseln nur den Erfolg, die Camorristen immer mehr und mehr gegen Spaventa zu erbittern und sie immer stärker in die Opposition gegen die neue Regierung zu treiben, indem sie jetzt sogar ihren Einfluß und ihre Macht zur Uebung von Pressionen auf die Wahlen benutzten. Im Jahre 1862 war die Camorra sogar mit in die politische Reaktion verflochten und da sie ihre Hände auch konsequenterweise in dem immer mehr und mehr steigenden Brigantaggio hatte, so wurde die öffentliche Sicherheit der Stadt Neapel selbst durch sie erheblich gefährdet. Es hatte sich gezeigt, daß die bisherigen Maßregeln unzureichend gewesen waren. Man sah ein, daß nur ein außerordentliches Mittel, die Ausrottung der Camorra, helfen konnte. Während des Belagerungszustandes, der im September 1862 publicirt war, wurden daher auf Veranlassung der obersten Behörden, des damaligen Generals La Marmora und des Questore Aveta, gegen dreihundert Camorristen, unter ihnen die bedeutenderen Führer und die gefährlichsten Mitglieder der Sekte, verhaftet. Um aber diesem Verfahren einen dauernden Erfolg zu geben, wurden seitens der Polizei-Präfektur in Neapel in einem Bericht vom 23. September 1862, welchen ich zur Charakterisirung der damaligen Situation in deutscher Uebersetzung wiedergebe, folgende aus demselben ersichtliche Maßregeln beim Minister des Innern in Antrag gebracht:

„Ew. Excellenz ist vollkommen davon unterrichtet, daß die sogenannte Camorra eine der verderblichsten Erbschaften ist, welche die bourbonische Regierung diesen Provinzen hinterlassen hat, sowie daß die Camorristen im wohlberechneten Anschluß an diejenigen politischen Parteien, welche sich am meisten zu trotzigen Forderungen aufzuhetzen pflegen, in der der Verkündigung des Belagerungszustandes vorhergehenden Zeit größere Excesse als jemals verübt haben. Die Regierungseinkünfte befanden sich durch den fortgesetzten, überall von den Camorristen getriebenen Schmuggelhandel dem völligen Versiegen nahe, durch die fortwährenden Angriffe auf das Eigen-

thum der Einwohner stand eine drohende Erschütterung der festesten Grundlagen der öffentlichen Sicherheit bevor: wenn die Behörden es nicht unternommen hätten, jene proteusförmige Art des Verbrechens an seinen Wurzeln durch eine energische Maßregel anzugreifen, welche ohne weitere Verhandlungen, ohne die Langsamkeit der gerichtlichen Formen — unfähig die immer neu aus jenem außerordentlichen socialen Uebel hervorwachsenden Unordnungen sofort zu treffen — mit einem Schlage die eingewurzelte Hartnäckigkeit der Camorristen dem Bereich des Gesetzes unterworfen, in wenigen Augenblicken den Erhebern der öffentlichen Einkünfte ihre Autorität und den übrigen Bürgern die Sicherheit ihres Eigenthums wiedergegeben hätte."

„Diese Maßregel ist ausgeführt worden, indem 300 der gefährlichsten Camorristen in wenigen Tagen verhaftet wurden. Und daß in der schnellen Bewirkung dieser Verhaftung nichts Ungerechtes oder dem öffentlichen Gewissen Widerstrebendes geschehen ist, beweist der allgemeine Beifall, von dem diese Maßregel begleitet worden ist, und als unumstößliche Beläge sprechen für dieselbe die verdreifachte Steuererhebung, die bisher beispiellose Steigerung der Lotterie-Einnahmen, das fast völlige Verschwinden der Angriffe auf das Eigenthum, das aus der früheren Gedrücktheit wieder vollkommen erhobene Gefühl der persönlichen Sicherheit."

„Damit aber diese wohlthätigen Wirkungen von Dauer sind, damit die in der Stadt eingekerkerten, schwer zu bändigenden Camorristen nicht aus den Gefängnissen selbst von neuem den Versuch einer Verbindung und der heimlichen Aufreizung ihrer Anhänger machen, scheint es mir auf das Dringendste geboten, daß Ew. Excellenz entweder auf der Insel Sardinien oder irgendwo sonst einen abgesonderten Ort ermitteln läßt, um hier die von der öffentlichen Meinung als die ergrimmtesten Agitatoren bezeichneten Camorristen in sorgfältiger Ueberwachung detiniren zu können, welche mit Rücksicht auf die vielmals von ihnen erregte Aufmerksamkeit der öffentlichen Behörden in Gewahrsam zu halten sind, weil sie bei ihrer Rückkehr in die Freiheit sich ihren eingewurzelten und unverbesserlichen Tendenzen nur wieder hingeben würden. Wenn 140 bis 150 von diesen Detinirten an einen entfernten Ort transportirt würden, so wäre das öffentliche Bewußtsein der Furcht vor erneuerten Unordnungen, welche die Freilassung oder die Detention in der Nähe erregen könnte, überhoben, den übrigen Camorristen würde man ein wirksames Beispiel geben, ferner dürfte die Hoffnung nicht eitel sein, daß die Inhaftirten nach einer eine gewisse Zeit andauernden Detention sich wieder an den Gehorsam gegen die Gesetze und an die Unterordnung unter die Behörden gewöhnen werden. Endlich möchte es nicht der geringste Vortheil sein, daß durch



die gedachte Maßregel die städtischen Gefängnisse von dieser gefährlichen Art von Gefangenen gereinigt und auf diese Weise die Grundlage zu einer dauernden Garantie für die öffentliche Ruhe und die Sicherheit des Eigenthums gelegt werden könnte."

Diesem dringenden Berichte gemäß wurden die Verhafteten größtentheils von Neapel fortgeschafft und eine Reihe von ihnen in oberitalienischen Gefängnissen, namentlich in Toskana und vor allem in Florenz untergebracht. Auf diese Weise waren die bedeutendsten und kühnsten Mitglieder der Sekte außer Connex mit den übrigen unbedeutenderen Elementen gebracht, dieser Umstand wirkte lähmend auf die anfangs freilich wieder unternommene Reorganisation der Camorra, und es blieb schließlich bei dem Versuche, als sich die Kunde davon verbreitete, daß man die transportirten Camorristen in Isolirhaft hielt. Das energische Einschreiten der Behörden und die ungewohnte in Neapel besonders Schrecken einflößende Strafe der Wegführung und der Einzelhaft verhinderten die Neugestaltung, da die Befürchtung nahe lag, daß die Regierung mit derselben Festigkeit und Strenge auch dagegen einschreiten würde. Bis jetzt hat sich die Camorra nicht wieder dem Publikum fühlbar gemacht und so war durch jene einzige Maßregel Neapel von einer furchtbaren Geißel, welche es unter der Bourbonenherrschaft hatte ertragen müssen, befreit.*)

Paul Hinschius.

---

*) Neuerdings haben die Zeitungen von Gewaltthätigkeiten der Camorra in Sizilien berichtet, ob diese aber auf die Camorristen zurückzuführen sind, ist noch nicht sicher. Ich habe bisher nichts Zuverlässiges darüber ermitteln können.

Novalis.

Homer und Shakespeare, Cervantes und Göthe scheinen in ihrer anschaulichen Erkenntniß die Welt aufzufassen wie sie an sich ist; die Natur selber blickt aus ihren Augen, sie, welche mit einem allumfassenden Sinne, ohne Vorliebe und ohne Ausschließung, in einem Meere von Farben und Gestalten wirksam ist. Weit von ihnen ab stehen andere, welche die Welt wie durch ein brechendes und absorbirendes Medium erblicken; alle Dinge nehmen die Farbe ihres Gemüths an. Gerade darum aber ist uns zu ihnen ein persönlicheres, vertraulicheres Verhältniß möglich. Denn jene großen objektiven Dichter haben wie die Könige keine Freunde.

Novalis zeigt uns alle Dinge in einem ihm eigenen Lichte. Indem wir nur seinen Namen uns zurückrufen, so umfängt uns die Welt, wie sie ihm erschien, wie ein abendstilles Thal einen Wanderer, der mit den letzten Strahlen der Sonne vom Gebirge hinabsteigt: stille, warme Luft ringsum: in weißem, mattem Glanze steht an dem noch bläulichen Himmel der Mond: traulich umschließen uns die Berge, aber sie engen uns nicht ein: kein Gedanke kommt uns daß jenseits ihrer Pfade nach unruhigen Städten und Ländern laufen.

Alles vereinigt sich zu diesem Eindruck, seine Denkart, sein Schicksal, die Verhältnisse in denen er lebte. Er war so fern von dem Lärm des Tages. Kein Bedürfniß, nichts Niedriges berührte ihn so lange er lebte. Eben kaum gereift, erlebt er jene glücklichen Jenaer Tage, in denen die romantische Weltansicht in ihrer Blüthe stand, in denen Friedrich und Wilhelm Schlegel, Ludwig Tieck und Schelling den Traum einer neuen Poesie und Philosophie träumten. Er prägt dem, was damals geschah, etwas von seiner vornehmen, tiefen Seele auf, bevor er das dreißigste Jahr erreicht hat stirbt er. Ueber seinem Andenken liegt ein Schimmer von Poesie, der auch aus allen Worten seiner Freunde glänzt so oft sie von ihm reden.

Demgemäß haftete an ihm von Anfang an ein ganz persönliches Interesse. Und dieses war nicht der letzte Grund der Thatsache, daß seine Schriften die weitaus verbreitetsten und gelesensten aus der romantischen Schule sind. Zu diesem Interesse trat ein zweites an der besonderen Gestalt, welche das Christenthum in seinem Geiste annahm. Diesem Interesse entspricht es wenig, daß die Bruchstücke seiner Werke, wie sie die zwei Bände seiner Schriften enthalten, in Rücksicht auf ihre Ab-

sicht und den ihnen zu Grunde liegenden Plan noch so gut als ununtersucht sind.

Diese Untersuchung könnte wohl den Literarhistoriker reizen. Was mich auf Novalis führt ist die weiter greifende Hoffnung, an ihm einige der wichtigeren Motive der Weltansicht aufzuklären, welche in der auf Göthe, Kant und Fichte folgenden Generation hervortritt. In einem näher zu bestimmenden Sinne kann man den umlaufenden Namen der Romantik für diese Weltansicht in Anspruch nehmen. Falls man nicht vorzieht dem Mißbrauch der seit mehr als einem halben Jahrhundert mit diesem Namen getrieben worden ist, einmal dadurch ein gründliches Ende zu machen, daß man sich seiner entledigt.

Hierbei fragt sich nun vor Allem, wie die Betrachtung eines einzelnen Mannes eine Einsicht in die allgemeinen Motive der intellektuellen Kultur seiner Generation eröffnen könne.

Ganz unzählig und grenzenlos sind die Bedingungen welche auf die intellektuelle Kultur einer Generation einwirken. Es sei gestattet dieselben in zwei Faktoren zerlegen. Zunächst tritt gewissermaßen der Besitzstand der intellektuellen Kultur hervor, wie er sich zu der Zeit vorfindet in welcher diese Generation sich ernsthaft zu bilden beginnt. Indem sich das heranwachsende Geschlecht des angesammelten geistigen Gehalts bemächtigt und von ihm aus fortzuschreiten sucht, befindet es sich dabei unter den Einflüssen des zweiten der Faktoren, in welche wir die Bedingungen zerlegen: des umgebenden Lebens, thatsächlicher Verhältnisse, gesellschaftlicher, politischer, unendlich vielartiger Zustände. Durch diesen werden nun den Möglichkeiten weiterer Fortschritte, die von jeder früheren Generation aus sich darbieten, bestimmte Grenzen gezogen. Hierbei ist aber die wahre Natur unseres Verfahrens mit den geschichtlichen Bedingungen hervorzuheben. Wir lassen nämlich den allergrößten Theil derselben ganz außer Rechnung, und behandeln eine begrenzte Reihe, die wir aus ihnen ausheben, ohne Weiteres als die Totalität derselben. Wenn wir also den Anspruch machen, sie durch unsere Analyse darzustellen, so kann schon aus diesem Grunde dieser Anspruch nur auf eine sehr approximative Richtigkeit gehen. Wir erklären nur aus den hervorragendsten Bedingungen.

Aber wir erklären nicht durch sie allein. Die Bedingungen enthalten nicht den vollen Erklärungsgrund intellektueller Phänomene. Vielmehr ist das Verhältniß dieses, daß sich nur unter ihnen, das heißt unter ihrer Voraussetzung die Bildung einer Reihe von Individuen vollzieht, welche der geistigen Kultur einer Zeit ihren Charakter geben. Und hiermit scheinen wir nun ganz der Willkür der schaffenden Natur übergeben zu sein, aus deren räthselhaftem Schooße die Individuen in einer be-

stimmten Auswahl und Reihenfolge sich erheben. Oder läge hier doch in den Bedingungen eine Bestimmung? In bescheidenster Vorsicht können wir diese Bestimmung wenigstens in negativer Form hinstellen, als Grenze. Die Bedingungen schließen die Variabilität dessen was sich bildet in bestimmte Grenzen ein.

Welche Methode folgt nun hieraus für das Studium der intellektuellen Kultur einer Epoche? Wir dürfen hier nur andeuten. Ein höchst fruchtbarer Begriff, über den freilich eingehender zu reden wäre, ist hier der der Generation. Der glücklichste Fall ist, wo eine solche Generation in so deutlicher Abgrenzung auftritt, daß es sich geradezu um ihr Studium handelt. In diesem Falle sind wir hier. A. W. Schlegel, Schleiermacher, Alexander v. Humboldt, Hegel, Novalis, Friedrich Schlegel, Hölderlin, Wackenroder, Tieck, Fries, Schelling: sie alle zeigen in dem ersten Jahrzehnt ihres Auftretens in ihrem intellektuellen Charakter auf's Schärfste die Wirksamkeit der Bedingungen, unter welchen sie gemeinsam erwachsen waren. Eine höchst verderbliche Illusion findet sich nun bei denen, welche auf Grund eines so tiefgreifenden Einflusses der Bedingungen aus ihnen die geistige Kultur einer Generation ableiten zu können hoffen. Ich leite ab, indem ich aus der Verbindung der Ursachen eine Folge berechne. Dieses Verfahren ist der geschichtlichen Forschung schlechterdings verschlossen. Sie erklärt, d. h. sie geht umgekehrt von den Phänomenen aus. Sie ist demnach der höchsten wissenschaftlichen Vollendung, welche sich im Stande zeigt aus den zusammenwirkenden Ursachen einen gewissen Umkreis von Phänomenen zu erklären, schlechterdings nicht fähig, auch nicht unter Voraussetzung der größten Steigerung ihres wissenschaftlichen Charakters. Was uns hierüber so leicht täuschen kann, ist die Form der historischen Darstellung. Diese schreitet überall mit der Zeit vorwärts, ableitend, aus Ursachen Folgen entwickelnd, wo möglich aus der Gesammtheit eines ursächlichen Zustandes die des dadurch bedingten. Dies Verfahren ist sehr geschickt unsere Phantasie in die Stimmung zu versetzen, in welcher sie die historischen Ereignisse vor ihren Augen entstehen zu sehen glaubt. Die Wissenschaft muß erkennen, daß dies Verfahren auf einer Illusion beruht. Der Gang unserer historischen Forschung und strengen Erkenntniß ist dem viel ähnlicher, welchen Hippel in einem künftigen Roman zu appliciren versprach: er wollte einmal rückwärts, immer tiefer in die Vergangenheit hinein, vom Tode der Geburt, von den Folgen den Ursachen entgegen seinen Weg nehmen.

Demgemäß können wir für das Studium einer schwierigeren Epoche intellektueller Kultur nur in der wechselnden Betrachtung der Individuen und ihrer Bedingungen einerseits, des Complexes vorhandener Bedingun-

gen und ihrer Folgen andererseits voranschreiten. Die glatte Darstellung ist nichts als eine Täuschung, wenn auch eine angenehme. Unter solchem Gesichtspunkt erscheint vielleicht die biographische Skizze die wir hier entwerfen nicht unnütz für das Studium der Generation, welcher Novalis angehört und die in Liebe und Haß uns noch immer beschäftigt.

Friedrich von Hardenberg ist im Jahre 1772 geboren, in einem Jahre mit Friedrich Schlegel; beide ein Jahr vor Wackenroder und Tieck, zwei Jahre nach Hölderlin. Was ihn von diesen verwandten Naturen gleich von Anfang unterschied war, daß seine Verhältnisse ihn an die Welt knüpften und ihn von jener rein literarischen Existenz zurückhielten, welche gerade damals und in diesen Kreisen sich in weiter Ausdehnung auszubreiten begann. Seine Lebensverhältnisse sind wie ein Nachklang der Göthe'schen, nur in einer einfacheren und stilleren Sphäre wiederkehrend. Dahin wirkte schon seine zarte körperliche Organisation. Sie hielt ihn zunächst dergestalt zurück, daß sein Geist erst mit seinem neunten Jahre wie aus einem Schlummer zu erwachen schien. Sie ließ ihn dann als er sich seiner selbst und seiner Umgebung bewußt zu werden begann, kampflos in dem Geiste einer heiteren Herrnhutischen Frömmigkeit, der im Hause herrschte, sich ruhig fühlen. So wuchs er in dem anmuthigen Weißenfels auf, wo sein Vater im Oberbergcollegium saß. Ein Jahr brachte er dann bei einem Oheim, dem Landcomthur von Hardenberg zu, auf einem Gute im Braunschweig'schen, weit über sein Alter hinaus in Verkehr mit bedeutenden Männern. Bilder eines festen, glücklichen, bedeutenden Lebens umgaben ihn überall. Es war selbstverständlich, nach den patriarchalischen Gewohnheiten dieser in Thüringen sitzenden Beamtenaristokratie, daß er sich irgend einem Fache der Verwaltung widmete, mit aller Muße für seine persönliche Ausbildung, mit der ruhigen Aussicht auf eine, seinen Talenten und seinen Familienverbindungen entsprechende Stellung, wie das den Beamtenverhältnissen jener Tage einen solchen Reiz giebt, in denen man noch nicht an der unvermeidlichen Leiter bureaukratischer Carrière nebeneinander emporkletterte.

Mit so klarer, geschlossener Aussicht auf das zukünftige Leben trat er 1790, achtzehn Jahre alt, in die leidenschaftliche Gährung von Jena, das ein paar Meilen von seinem stillen Weißenfels ablag. Er sah sich zum ersten Male ohne Hofmeister und Führer. Ein paar Briefe an Schiller, Reinhold und dessen Frau sind vorhanden, die von seiner damaligen heiteren und unbefangenen Existenz den lebhaftesten Begriff geben. Er ergriff die Philosophie Kant's wie sie Reinhold lehrte, die Dichtung Schiller's mit voller Begeisterung. Die geistigen Vorzüge dieser Kreise im Gegensatze gegen das provinzielle Beamtenthum, in welchem er bis

dahin gelebt, ergreifen seinen lebhaften Geist. „Was die Geburt mir versagte, hat das Glück mir gegeben," schreibt er der Frau Professorin. „Ich vermisse in meinem Geburtskreise, was ich in einer fremden Mitte beisammen sehe. Ich fühle daß es nähere Verwandtschaften giebt als die das Blut knüpft." Der Gedanke regte sich in ihm wie in so vielen Jünglingen, inmitten dieser begeisterten Bewegung sein ganzes Leben auf die Wissenschaften und die Poesie zu gründen. Er sprach mit Schiller darüber. Soweit wir sehen können, hat Schiller Niemanden zu einer schriftstellerischen Existenz ermuthigt der ihn um Rath anging. Ein unbändiger Drang hatte ihn selber wie andere Männer von großem und leidenschaftlichem Naturell in Stürme und auf unsichere Wellen getrieben. Aber mitten in seiner Jugendgährung hatte er schon mit ungemeinem Weltverstande die Bedürfnisse eines ruhigen, geordneten Daseins erwogen. Dieser Weltverstand erscheint jetzt, ganz im Gegensatz gegen die Gestalten seiner inneren Welt, in seinen Briefen als ruhige und beinahe scharfe Kälte. Er bestimmte Novalis, seinem Wunsch zu entsagen. „Sie machten mich auf den mehr als alltäglichen Zweck aufmerksam, den ein gesunder Kopf sich hier (in einem bestimmten zukünftigen Beruf) wählen könne und müsse, und gaben mir damit den letzten entscheidenden Stoß, der wenigstens meinen Willen sogleich fest bestimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu allen meinen Verhältnissen leicht bezogene und passende Richtung gab." Es scheint kaum ein ernsthafter Kampf gewesen zu sein, denn sein fügsamer, allen Contrasten und Kämpfen abgeneigter Geist erkannte sehr leicht, wie ein Ruf des Schicksals aus allen seinen Verhältnissen unverkennbar deutlich zu ihm spreche. Indeß scheint er diese zwei Jenaer Jahre in jener begeisterten, beinahe trunkenen Dämmerung der Seele durchlebt zu haben, welche uns später wie ein Traum erscheint und in der doch allein die fruchtbaren Elemente eines idealen Lebensgehaltes sich bilden. Schiller, die Philosophen Reinhold und Schmid beherrschten ihn ganz. Dabei ist der Unterschied des Tones höchst bemerkenswerth, in welchem etwa Hölderlin und in welchem unser Hardenberg mit Schiller verkehrt. Gleich von vorn herein geschieht es auf einem unbefangenen Fuße. Er tritt auf und spricht, wie einer der schon festen Boden unter den Füßen fühlt. Wie glücklich ist doch zu preisen, wessen Leben auf dem begrenzten Schauplatz seiner Heimath verläuft! Ueberall ergiebt sich ihm von selbst der natürlichste Standpunkt den Menschen gegenüber. Die Qual von Verhältnissen, die rein auf intellektuelle Schätzung gegründet sind, die Qual all' der Schwankungen des Selbstgefühls, welche sie aufrufen, ist ihm erspart. Und ohne viel Suchen und Entbehren umfangen ihn die natürlichsten Verhältnisse: er wächst ihnen mit einem vorausahnenden Behagen entgegen.

In solcher ruhigen Erwartung begab sich unser Hardenberg 1792 nach Leipzig, mit dem Entschluß dort nach einer gänzlich veränderten Lebensordnung zu leben. Da und in Wittenberg beschäftigten ihn folgerichtige juristische, mathematische und chemische Studien, wie er ihrer für seine künftige Stellung in der Verwaltung bedurfte. In Leipzig begegnete ihm auch der Erfinder der Naturphilosophie, der jugendliche Schelling, wie eine Vorbedeutung künftiger Zeiten.

In Tennstädt, das ein paar Meilen westlich von Weißenfels, mitteninne zwischen Thüringer Wald und Harz, in anmuthiger Gegend liegt, trat er dann in die kursächsische Verwaltung ein. Nach dem Wunsche des Vaters ward er dort von dem Freunde desselben, dem Kreisamtmann Just, in die Verwaltung eingeführt. Wir verdanken diesem Manne den Abriß einer Biographie Hardenberg's, in welchem sein eigner herzlicher und kräftiger Charakter auf das einfachste und schönste heraustritt. Es ist bemerkenswerth, wie er, man möchte sagen mit Verehrung von Hardenberg's Talent für die Geschäfte spricht. Auch hier tritt die ruhige Nachhaltigkeit desselben hervor; er scheut nicht, eine Arbeit zwei- dreimal umzugestalten, ganze Seiten von gleichbedeutenden oder abweichenden Wörtern aufzuzeichnen, um Abwechselung und Präcision des Ausdrucks auch für seine Geschäftsaufsätze in die Gewalt zu bekommen. Und mitten in Geschäften begleiteten ihn dann wieder die alten wissenschaftlichen Lieblingsneigungen. So lebte er ruhig der Zukunft entgegen. Er fand später, sein Verstand habe sich damals nach und nach immer uneingeschränkter ausgedehnt und das Herz aus seinem Besitze verdrängt. Da geschah, daß eine zufällige Begegnung auf einer Geschäftsreise mit dem alten Freunde das Alles plötzlich umgestaltete und eine Empfindung in ihm wachrief, die danach — man kann beinahe sagen — der Inhalt seines ganzen Lebens wurde.

Im Frühjahr 1795 sah er auf dem Tennstädt benachbarten Gute Grüningen Sophie von Kühn. Sie hatte dreizehn Jahre beschlossen; er selber zählte dreiundzwanzig: ihr erster Anblick entschied für sein ganzes Leben. „Alle diejenigen“ — erzählt Tieck — „welche diese wunderbare Geliebte unseres Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmuth sich dieses überirdische Wesen bewegt und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe.“ Es ist, als ob auch Tieck sie schilderte wie sie in der Poesie seines Freundes lebt — Mathilde, Cyane, ja die ihm beinahe in der Gestalt der Himmels-Königin vorschwebte. An diesem Punkte sind wir im Stande, in das innerste Verfahren von Hardenberg's dichterischer Phantasie zu blicken. Bülow hat

eine Charakteristik Sophiens von Novalis selber mitgetheilt, und zwar aus der Zeit ihrer Krankheit; also so wie ihr Bild überhaupt zur Zeit ihres Lebens ihm vor der Seele stand. Diese Charakteristik zeigt die interessanteste, anmuthigste Natur, die man sich denken kann — aber sie ist voll von pikanten beinahe capriciösen Zügen. Sie ist mit höchster Aufrichtigkeit, für seine eigene intimste Betrachtung gemacht. Die abgerissenen Worte geben ein unübertrefflich anschauliches Bild. „Ihre Frühreife. Sie wünscht Allen zu gefallen. Ihr Gehorsam und ihre Furcht vor dem Vater. Ihre Decenz und doch ihre unschuldige Treuherzigkeit. Ihr Steiffein und ihre Schmiegsamkeit gegen Leute, die sie einmal schätzt oder die sie fürchtet. Artigkeit gegen Fremde. Wohlthätigkeit. Hang zum kindischen Spiel. Anhänglichkeit an Weiber. Geschäftigkeit im Hause. Liebe zu ihren Geschwistern. Musikalisches Gehör. Hang zu weiblichen Arbeiten. Sie will nichts sein. Sie ist etwas. Sie macht nicht viel aus Poesie. Offenheit. Sie scheint noch nicht zum eigentlichen Inflectiren gekommen zu sein. Kam ich doch auch erst in einer gewissen Periode dazu. Ihr Betragen gegen mich. Ihr Schreck vor der Ehe. Ihr Tabak rauchen. Ihre Anhänglichkeit an die Mutter als Kind. Ihre Dreistigkeit gegen den Vater. Ihre Gespensterfurcht. Ihre Wirthschaftlichkeit. Talent nachzumachen. Sie ist mäßig, wohlthätig. Sie ist irritabel, sensibel. Ihr Hang gebildet zu sein. Ihr Abscheu vor dem Vexiren. Ihre Achtsamkeit auf fremde Urtheile. Ihr Beobachtungsgeist. Kinderliebe. Ordnungsgeist. Herrschsucht. Ihre Sorgfalt und Passion für das Schickliche. Sie will haben, daß ich überall gefalle. Sie hat es übel genommen, daß ich mich zu früh an die Eltern gewandt habe und es mir zu bald und zu allgemein merken lassen. Sie will sich nicht durch meine Liebe geniren lassen. Meine Liebe drückt sie oft. Sie ist kalt durchgehends. Ungeheure Verstellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber überhaupt. Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Seelenwanderung. Schlegel interessirt sie. Sie kann zu große Aufmerksamkeit nicht leiden und nimmt doch Vernachlässigung übel. Sie fürchtet sich so sehr vor Spinnen und Mäusen. Sie will mich immer vergnügt. Die Wunde soll ich nicht sehen. Sie läßt sich nicht dutzen. Sie denkt mehr über Andere als über sich nach." Man kann den anmuthigsten Capricekopf nicht anschaulicher sehn. Aber nachdem sie ihm genommen war, wuchsen diese halb kindlichen, ungleichmäßigen Züge in seiner Seele gewissermaßen aus. Der Tod that hier was in Dante's Phantasie schon die Entfernung vorbereitete. Sie wuchsen in seiner Seele aus zur vollen Idealität einer reifen ausgeglichenen Natur. Vergleicht man nun aber die Charakteristik Mathildens mit dieser Schilderung: so sieht man wohl, wie seiner Phantasie

eine energische concrete Gestaltungskraft abging. Alles ist nur in eine grenzenlose Innigkeit aufgelöst. Schleiermacher macht aus dieser Charakteristik Mathildens einen höchst scharfsinnigen Schluß, so scharfsinnig, daß man ihn ohne diese Mittheilung, die er noch nicht besaß, für ganz evident halten würde. „Ich glaube nicht, daß er seine Geliebte richtig gewählt oder vielmehr gefunden hatte, ich überzeuge mich fast, sie würde ihm zu wenig gewesen sein, wenn sie ihm geblieben wäre. Meinen Sie nicht auch, daß man dies aus seiner Mathilde schließen kann? Scheint sie Ihnen nicht im Vergleich mit der Art wie alles Andere ausgestattet ist, etwas zu dürftig für den Geist? Und würde er nicht eine andere haben schildern müssen, wenn ihm sein Gemüth mit dem Bilde einer reicheren Weiblichkeit wäre erfüllt gewesen? Damit tröste ich mich wenigstens für ihn." Sein Tadel trifft die fortbildende Phantasie Hardenberg's, nicht den Gegenstand derselben.

Dieser Frühling und Sommer von 1795, welchen er noch in Tennstädt verlebte, war wie die Blüthezeit seines Lebens. Ein Blatt von seiner Hand aus dieser Zeit giebt ein anschauliches Bild, wie er es so zwischen Tennstädt und Grüningen hin und her trieb, welche zwei Stunden von einander lagen. In der Morgenstunde war er hinübergeritten, durch Feld und Gewässer, das Grüninger Schloß vor Augen. Im Dorfe, dicht am Thorweg, der in die Oekonomie droben führt, hält er und fragt nach Jemandem, der einen Brief auf's Schloß trüge. Es macht ihm ein heimliches Vergnügen, daß die Leute in ihm einen Verehrer der Damen auf dem Schlosse errathen. „Ich schlich mich langsam zum Dorfe hinaus, jenseits des Wassers sah ich das gelbe Schloß sehnsuchtsvoll an — und trabte von dannen. Alle zehn Minuten hielt ich und sah mich um. Die Gegend ist mir so lebendig geworden, ich wollte sie im Kopfe zeichnen." In seinen einfachen Worten liegt etwas von dem Glanze, der auf den Weg fällt, welchen der Beglückte in Morgenfrühe und Dämmerung und in hellen Nächten in solchen Stimmungen hin- und wiedergeht. Wie der Herbst kam erhielt er das Jawort. Die Kleine verübelte es ihm ein wenig, daß er es der Mutter zu früh gesagt. Die Metamorphose vom Verehrer zum erklärten Bräutigam scheint ihr nicht ganz behaglich gewesen zu sein. Ihn aber drängte es voran und so kamen nun seine Wünsche ganz mit denen seines Vaters in Einklang. Er wollte zunächst in den Geschäften der kurfürstlichen Salinen arbeiten. Ehe er Tennstädt verließ, ließ er sich daher in dem benachbarten Langensalza von Mingleb in der Halurgie unterrichten; es waren nur zehn bis zwölf Tage, in denen er den ganzen Unterricht gefaßt hatte und ein so competenter Richter als Mingleb nannte später Hardenberg's Namen nie anders als mit Ehrer-

bietung. Im Februar 1796 trat er dann unter der Leitung seines Vaters sein Noviziat in den kurfürstlichen Salinen an. Das erwünschteste Glück schien ihm ruhig entgegenzuwachsen.

Da kam die Nachricht, im Sommer 1796, daß Sophie in Jena sei und sich dort habe operiren lassen. Es war ihr Wille gewesen, daß er die Krankheit — sie litt an einem gefährlichen Lebergeschwür — und die Operation erst erfahren sollte, wenn sie vorüber seien. Er eilte nach Jena. Auch seine Eltern und seine beiden Brüder waren um die Leidende, an welcher Alle unaussprechlich hingen. Eine zweite Operation ward nöthig; sie trug Alles mit unbeschreiblicher Geduld. Ungeheilt kehrte sie nach dem geliebten Grüningen zurück. Hardenberg suchte vergebens Trost in eigenen medicinischen Studien; sein Wissen sagte ihm nun, wie es mit ihr stand. Aber ihm war als könne er sie nicht verlieren: wenn er nur wolle, könne der Mensch auch dem Tode trotzen. Sie starb am 19. März 1797. Niemand wagte dem in Weißenfels Abwesenden die Nachricht mitzutheilen; endlich übernahm es sein Bruder. Er verbrachte seine Tage einsam, in sein Zimmer verschlossen. Dann reiste er nach Tennstädt ihrem Grabe näher zu sein. Drei Jahre war sie sein stündlicher Gedanke gewesen. Sie allein hatte ihn an das Leben, an das Land, an seine Beschäftigungen gefesselt. Es schien ihm, als habe er sich selbst fast nicht mehr. „Es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenröthe hineinsah."

Es wird immer wieder das höchste Interesse des mit dem Studium des menschlichen Geistes Beschäftigten auf sich ziehen, wie aus den originalen Impulsen der menschlichen Natur unsere Denkart von den höchsten Dingen sich bildet. Gewaltige Erschütterungen des ganzes Bestandes von Glück und Hoffnung eines Menschen, dergleichen hier eine vorlag, nehmen eine große Stelle in dem Hervortreten und den Umwandlungen religiöser Stimmungen ein. Nicht daß dann in solchen Lagen immer ganz neue Ueberzeugungen entständen. Indem das Gemüth in ihnen alle Bewegungen, die der Tag mit sich bringt, weit unter sich fühlt, indem es sich durch seinen Schmerz wie in eine absolute Einsamkeit versetzt fühlt, hinausstarrend in eine grenzenlose Oede, sieht es sich nunmehr ganz allein sich selbst gegenüber und in den wesentlichen Bestimmtheiten seines Daseins; die ewigen Bezüge seiner Existenz treten aus diesem Dunkel. So geschah das einer Natur wie Augustin, welche Leidenschaften und Weltverhältnisse so gewaltsam umsponnen hatten. Das Schicksal gab nun seiner Seele Freiheit, Einsamkeit und das Bedürfniß, ihre Gestalt und ihre wesentlichen Verhältnisse gewahr zu werden. Aber in anderen Fällen bestimmt ein solches erschütterndes Geschick auch den Gehalt der religiösen

Denkart. Wüßten wir nichts von einem Manne, als daß dies bei ihm geschah: so würde dies allein schon eine genügende Probe davon sein, daß ihm das Höchste, die Objektivität, versagt gewesen sei. Das Schicksal seines Lebens war für Novalis nicht, wie für groß und rein intellektuell angelegte Naturen, nur ein Motiv zu umfassender Contemplation. Es nahm ihn gefangen. Es gab seiner Denkart ihre Farbe; es bestimmte den Inhalt seiner religiösen Welt. Nur theilweise hat er sich später davon befreit. Sein Schicksal schnitt die Entscheidung darüber ab, ob er vermocht hätte, sich zu reinerer Objektivität, von diesen übermächtigen Eindrücken sich befreiend, zu erheben.

Auch hier liegen Stärke und Schwäche einer bedeutenden Natur an demselben Punkte. Er war in der That eine subjektive, wenn nicht geradezu eine pathologische Natur, bestimmten Gemüthseindrücken hingegeben bis zur Vergessenheit der Totalität der Erscheinungen, welche die Welt ausmachen. Das war es was ihn, wie Hölderlin, von vorn herein von Naturen wie Göthe's oder Schillers schied. Aber er lebte, litt, gestaltete seine Seele als ein freier Mensch, welcher sich dem Allem auf die natürlichste Weise hingab, mit voller Wahrheit der Empfindung auch in den sonderbarsten Gemüthszuständen, er lebte nicht um doch einen Stoff für seine Verse zu haben; er litt nicht um davon für die rührende Theile seiner Werke Nutzen zu ziehen; er gestaltete nicht seine Seele um sie dann in Büchern vorlegen zu können. Daß ihm diese Gefahr immer fern blieb, unterscheidet ihn von den Jean Paul, A. W. Schlegel, selbst von Tieck. Und so kam es daß die nun zu erzählenden Gemüthszustände und religiösen Stimmungen in ihm wahrhaft und ursprünglich hervortraten, von den anderen Romantikern aber wie eine zu variirende und zu arrangirende Melodie behandelt wurden.

In der Zeit ihrer letzten Krankheit schrieb er, er lebe wie ein verzweifelter Spieler, dessen ganzes Wohl und Wehe davon abhange ob ein Blüthenblatt in diese oder jene Welt falle. Dann ein paar Wochen nach dem Tode Sophiens an dieselbe Freundin: „Das Blüthenblatt ist nun in die andere Welt hinüber geweht, der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenroths, das ihn zum frischen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Ich habe noch Einiges zu vollenden — dann mag die Flamme der Liebe und Sehnsucht auflodern und dem geliebten Schatten die liebende Seele nachsenden. Sie umgiebt mich unaufhörlich — Alles was ich noch thue, thue ich in ihrem Namen. Sie war der Anfang — sie wird das Ende meines Lebens sein." — Und noch aufrichtiger, tiefer sich aufschließend schrieb er an Just, den

alten Freund in Tennstädt: „Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdischen Glückes gelebt habe, so muß ich nunmehr ganz in der ächten Zukunft und im Glauben an Gott und Unsterblichkeit leben. Es wird mir sehr schwer werden mich ganz von dieser Welt zu trennen, die ich so mit Liebe studirte, die Recidive werden manchen bangen Augenblick herbeiführen; aber ich weiß daß eine Kraft im Menschen ist, die unter sorgsamer Pflege sich zu einer sonderbaren Energie entwickeln kann. Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widersprüchen der zeitherigen Stunden erzählen wollte." Am 14. April, kein Monat vorüber seit dem Tode Sophiens, starb auch sein Bruder Erasmus. Von dieser Zeit ab haben wir Tagebuchblätter von Hardenberg, die nach den Tagen seit Sophiens Tode zählen. Sie sind dunkel. Das erklärende Wort liegt in seiner sicheren Erwartung, daß er an einem bestimmten Tage dieses Jahres sterben werde, und zwar nach seinem eigenen Entschluß, natürlichen Todes; allein durch die Gewalt der Sehnsucht sich mit ihr zu vereinigen. Man kann nicht umhin hierbei an den Abschluß der Wahlverwandtschaften, an Ottiliens in freiwilligem Entschluß herbeigeführtes Ende, an Eduard's schmerzliche Kämpfe zu denken, welcher ihr auch hierin nachzufolgen gedachte und endlich nachfolgte. Ich weiß nicht ob eine Mittheilung über diese Absicht von Novalis die Erfindung Göthe's veranlaßte oder ob hier ungesucht Dichtung und Wirklichkeit sich begegnen. Denn auch darin wiederholt die Dichtung den Zug des Lebens, daß Naturell und der Instinkt des Lebens sich gegen diese Absicht beständig erhoben. Dieser Kampf zwischen einem im tiefsten Schmerze gefaßten Entschluß und der menschlichen Natur, welche nach einer glücklichen Mitgabe überall nach Ausgleichung der Zustände strebt, hat etwas Ergreifendes. „Den 18. April: Früh mancherlei Gedanken über Sie und mich. Der Zielgedanke stand ziemlich fest." „Den 19.: Früh Mancherlei wegen des Entschlusses gewankt und geschwankt. Im Ganzen der Tag heiter und ruhig." „Den 21.: an Sophie hab' ich oft, aber nicht mit Innigkeit gedacht, an Erasmus kalt." „Den 24.: Sophien wirds immer besser gehen. Ich muß nur immer noch mehr in ihr leben. Nur in ihrem Angedenken ist mir wahrhaft wohl." Am 26.: wirft er sich vor, er sei fast lustig gewesen. Ein paar Tage darauf, er habe zu lebhaft gestritten während des Essens. Den Tag darauf: er habe sehr lustig mit der Kreisamtmännin gesprochen, weshalb er Abends seine Lieblingsbilder nur in der Ferne gesehen habe. Er schämt sich, jetzt zu sehr in der Stimmung des Alltagslebens zu sein. „O daß ich so wenig in der Höhe bleiben kann." Hatte er dann wieder recht lebhaft ihr Bild vor sich gehabt, im Profil, neben sich auf dem Kanapee, im grünen Halstuch: dann

fand er am folgenden Tage doch eine sonderbare Furcht in sich vor dem gefährlich krank werden. „Ich muß mich noch immer nicht ganz an meinen Entschluß gewöhnen können. So fest er zu sein scheint, macht mich doch das zuweilen argwöhnisch, daß er in so unerreichbarer Ferne vor mir liegt, mir so fremd vorkommt.“ So widerstrebte er, auf den Entschluß jener leidenschaftlichen Stunden sich stellend, der jetzt doch dem täglichen Leben gegenüber ihm selber fremd erschien, den heilenden Mächten des Lebens. Er flüchtete sich nach Grüningen, wo ihr Grab allen seinen Empfindungen unmittelbare Gewalt gab. Da hatte er denn aufblitzende Enthusiasmus-Momente; er blies das Grab wie Staub vor sich hin; Jahrhunderte waren wie Momente, ihre Nähe war fühlbar, er glaubte sie solle nunmehr hervortreten. Wie aber dann selbst da diese Gemüthsbewegungen nachlassen, überlegt er, daß er durch seinen Tod der Menschheit eine solche Treue bis in den Tod sichere; er mache ihr gleichsam eine solche Liebe möglich. Und nach Tennstädt zurückgekehrt, fühlt er nun bereits, daß sein Entschluß den Kampf mit der Vernunft nicht bestehen könne; dann, mit einer natürlichen Sophistik des Herzens, stellt er sich die Maxime fest: „Bei meinem Entschluß darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen: Jeder Vernunftgrund, jede Vorspiegelung des Herzens ist schon Zweifel, Schwanken und Untreue.“ Und dann erscheinen doch Erwägungen, die offenbar ohnmächtig gegen dieses Vernünfteln ankämpfen. Die schönsten wissenschaftlichen und andere Aussichten dürften ihn nicht auf der Welt zurückhalten; sein Tod solle ja nicht Nothmittel, sondern ächte Aufopferung sein. — So unentbehrlich als es scheine seien einander die Menschen doch nicht; seine Mutter genieße ihn wenig, auch sein Vater. Immer wieder sagt er sich daß sein Entschluß unwandelbar sei, daß er ihn nicht dem Verlauf neuer Ueberlegungen aussetzen dürfe. So schließen diese Blätter mit dem Anfang des Juli 1797. Belehrender als unzählige Legenden zeigen sie, welche Kräfte unserer Seele einwohnen sich von der Welt, ja dem Leben selber loszureißen, welche andere ihnen beständig entgegenwirken. Wer kann sagen wie der Streit derselben geendigt hätte, wenn er in einer einsamen Klosterzelle gekämpft worden wäre!

So aber trat die Welt zwischen seinen Entschluß und seinen wahrhaften vom Tag und seinen Eindrücken bestimmten Zustand. Es ist der treffendste Ausdruck dieses psychologischen Zustandes, daß sein eigener Wille ihm ganz fremd, der Tag seiner Verwirklichung ganz außerhalb dieser rasch ablaufenden Tage zu liegen schien. Aus dem Entschluß zu sterben entwickelte sich ein Phantasieleben in der jenseitigen Welt. Mit Absicht, mit täglich sich wiederholender Anstrengung hatte er die Intensivität der Phantasiebilder des Jenseits in sich genährt, wie einst die Heiligen gethan

hatten. Wie die Absicht zu sterben zurücktrat, fand sich seine Empfindung in einer Verbindung mit der jenseitigen Welt, mit der abgeschiedenen Geliebten, welche an seinem Leben zehrte. Sein äußeres Ansehn begann sich um diese Zeit zu ändern. Als Friedrich Schlegel ihn im Sommer 1798 wiedersah, schrieb er: „er hat sich merklich geändert, sein Gesicht selbst ist länger geworden und windet sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor, wie die Braut zu Korinth. Dabei hat er ganz die Augen eines Geistersehers, die farblos grade aus leuchten.“ Einen Ausdruck dieser Leiden von einer unheimlichen Gewalt besitzen wir in den Hymnen an die Nacht. Tieck stellt dieselben, obwohl mit schwankenden Ausdrücken, in welchen er in solchen Fällen Meister ist, in den Herbst des Todesjahres von Sophie (1797); Just, der genauer zu sein pflegt, erst in das folgende Jahr; aus inneren Anzeichen läßt sich darthun, daß sie nicht nach dem Sommer entworfen sein können, sollten sie auch später Ueberarbeitungen erfahren haben. Diese Ueberarbeitung meint man im Styl zu empfinden, der etwas von der Färbung Schleiermacher's an sich trägt, auch das letzte Gedicht erscheint als ein fremdartiger, der Zeit seiner geistlichen Lieder angehöriger Zusatz. Das Ganze erschien erst im Sommer 1800 im Athenäum. Welches auch der näher bestimmte Zeitpunkt ihrer Abfassung sei: sie konnten nur aus der Vertiefung in die Schmerzen dieser ersten Zeiten geschrieben sein, sie sind das wahrhafte Bild derselben. Sie haben etwas, das mehr Grauen erwecken könnte, als die schrecklichste Geschichte. Wie ein langsam hingezogener, räthselhafter Klageton, der mitten in der Nacht vernommen wird, so scheint aus dem gepreßten Herzen des Einsamen dieser Ausdruck der Todessehnsucht zu brechen. Ganz fremdartig; an uns herantretend, wie sein dunkler Entschluß vorher an seine Umgebungen; von einer grenzenlosen Traurigkeit.

Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Daseins reden Schriften aller Zeitalter. Hier liegt der Zug in dem Charakter der Welt, durch welchen dieselbe als schlechterdings räthselhaft erscheint. Daher die menschliche Phantasie unermüdlich ist diesem Leben imaginäre Zustände gegenüberzustellen. Die Nacht der Bewußtlosigkeit, der Schooß des Weltalls, die affectlose Ruhe der Seligen: in all' diesen Conceptionen ergreift uns daß die Leidenschaften, daß die Spannungen des Willens, daß das klare, scharfe Licht, welches uns die Grenze unserer Wünsche zeigt, hier endigen. Eine solche Conception sind diese Hymnen an die Nacht. Jenseits des Landes, wo das Licht in ewiger Unruhe hauset, dehnt sich zeitlos und raumlos die Herrschaft dieser Nacht aus, deren dämmernder Schatten nur, nicht ihre Wirklichkeit die Nacht und der Schlaf sind, welche allen Menschen gemein. Die irdische Fluth bricht sich an dem Fuße des Hügels, und in

dessen dunklem Schooße quillt diese krystallene Woge der unendlichen Nacht; gemeinem Sinne unvernehmlich; aber wer von ihr trank, ist ewig ihr eigen: da ist Vergessenheit aller Schmerzen, wundersame Einigung mit der Geliebten, unaussprechlich dämmernde Begeisterung. Ihm selber aber kam in der Zeit seiner unsäglichen Schmerzen, aus blauen Fernen, von den Höhen seiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschein, Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kam über ihn; er stand am Hügel der Geliebten, der Hügel ward zur Staubwolke und durch die Wolke sah er ihre verklärten Züge. „In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände."

Krankhafte wissenschaftliche Phantasien beschäftigten ihn um dieselbe Zeit. Die Entdeckung des Galvanismus bewegte in diesen Jahren die wissenschaftliche Welt über ganz Europa hin. In dem Laboratorium des Bologneser Anatomen Galvani waren durch den sonderbarsten Zufall von der Welt abgehäutete Froschschenkel mit einer Elektrisirmaschine in Berührung gekommen: sofort hatten diese Glieder die lebhaftesten Zuckungen gezeigt, als ob sie Leben erhielten: Galvani's und Volta's Untersuchungen hatten seit dieser Begebenheit im Jahre 1790 die wissenschaftliche Welt leidenschaftlich bewegt. In Deutschland hatte sich Ritter mit tief eingreifenden Entdeckungen angeschlossen. Hardenberg war sicher damals schon mit ihm befreundet. Keine wissenschaftliche Thatsache hat je verwegenere Schlüsse und trübere Träumereien hervorgerufen als diese und die benachbarte des magnetischen Schlafs. Friedrich Schlegel bezeichnet den Galvanismus des Geistes als eine von Hardenberg's Lieblingsideen, im Sommer 1798. „Wie nun seine Theorie der Zauberei, jener Galvanismus des Geistes und das Geheimniß der Berührung sich in seinem Geiste berühren, galvanisiren und bezaubern, das ist mir selbst noch ziemlich geheim. Unterdessen ist der Galvanismus des inneren Menschen für mich, wie Kant sagen würde, ein artiger Gedanke und das Uebrige hoffe ich durch die sokratische Tortur zu erfahren." In diesem Sinne erklärte Hardenberg das Denken für eine Galvanisation. Eine Berührung unseres Geistes mit einer geheimnißvollen Kraft finde da statt. Der geistige Verkehr, die Liebe, die Religion — Alles ward ihm zu einer Art von Zauberei.

Nun machten sich aber doch bereits neue Elemente seines Lebens geltend, um ihn aus so pathologischen Zuständen zu einer allgemeinen religiös-wissenschaftlichen Ansicht zu erheben.

Er hatte die erste Zeit nach dem Tode Sophiens ruhelos, bald bei den Seinen, bald auf kleinen Reisen zugebracht. Mit dem Ende des Jahres 1797 war er nach Freiberg gegangen, um sich auf dieser hohen Schule des chursächsischen Bergwesens, die damals von europäischem Rufe zu werden

begann, für die Bergwerksverwaltung zu vervollkommnen. Ein neues gewaltiges Ferment trat hier in seine naturphilosophischen Studien. Der geniale Ritter hatte ihm in Jena das Problem des Galvanismus nahe gebracht. Hier trat ihm nun der große Mineraloge und Geologe Werner entgegen, vor dessen wunderbar geübten Sinnen das Reich der Steinwelt als ein geordnetes System sich aufthat und die Tiefen der Erde ihre Geschichte zu eröffnen begannen. Wir werden zeigen, wie die Lehrlinge von Sais aus diesen Anregungen erwuchsen. In dieser begeisterten Hingabe an Werner und die Geologie lag für ihn eine Art Befreiung aus so ängstigenden krankhaften Zuständen.

Und noch im Jahre 1798 gewann Julie von Charpentier, die Tochter des Berghauptmanns in Freiberg, sein Herz und damit vollendete sich eine Umgestaltung der Empfindungsweise gegenüber Sophien, welche für sein Leben wie für seine Poesie bedeutsam ist. Auch mitten in dem entwickeltsten Phantasieleben mußte sich das Bild Sophiens in seiner Seele verwandeln. Es verlor alle Individualzüge welche sich auf die Verhältnisse der Erde bezogen. Was war nun ihre halb kindische Sprödigkeit, ihr Wunsch daß er gefalle, ihr übermüthiges Spiel mit dem Vater? Aus dem Innersten ihres Bildes erhob sich tiefste Innigkeit: diese verzehrte nun jeden Zug der der Welt gehört hatte: nur durch sie durfte er ja mit ihr in Gemeinschaft zu stehen hoffen. Religiöse Motive boten sich dar für dies Verhältniß zu einer Abgeschiedenen. Sie trat gewissermaßen in die religiöse Weltordnung ein und vertrat ihm jene überirdische Weiblichkeit, welche in der gnadenreichen Himmelskönigin dargestellt ist. Glanz und Freude der Welt, sein Glück und Schicksal auf ihr, rührten sie nicht an. So fand Dante zwei Jahre nach dem Tode Beatrice's seine Gemma. Aus seinem individuellen Schicksal erhob sich seine Verehrung Maria's wie ein subjektives mythologisches Gebilde.

Und wie er so einem neuen Leben mit erwachenden Sinnen entgegenging, traten ihm die Freunde entgegen, in deren Gemeinschaft er seinen Ideenkreis vollenden, durch deren Anregung der Poet in ihm sich erheben sollte. Jene kurze Blüthe der Romantik, welche das Jahr 1799 bezeichnet, durchlebte er mit ihnen.

Nichts ist falscher als zu glauben, daß man es in der Romantik mit einer einzelnen Richtung zu thun habe. Mit gewissen Modifikationen ist sie, wie wir schon hervorgehoben, nichts als die Generation, welche in den neunziger Jahren heraustrat und von 1790 bis 1800 jene entscheidende Lebensepoche durchmachte, welche zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre liegt. Die Elemente intellektueller Kultur, die damals aus der früheren Generation vorlagen, waren in erster Linie die Poesie von

Göthe und Schiller, die philosophische Revolution, in der Kant, Jacobi, Schiller und Fichte hervorgetreten waren, die gewaltige Bewegung und Gährung in den Naturwissenschaften. Höchst merkwürdig aber waren die Bedingungen, unter welchen nun diese Generation sich dem Erbe der vorhergegangenen gegenüber befand. Die erste und wichtigste ist rein negativer Natur: die Abwesenheit aller stärkeren Impulse, welche aus dem Leben selber gekommen wären. Der naturwissenschaftlichen Bewegung kam keine Industrie, kein Bedürfniß der Entdeckungen, kein Handelsstand, der diesem in der Wissenschaft ihm allerverwandtesten Element mit Theilnahme gefolgt wäre, entgegen. Ebenso standen der philosophischen Revolution Politik, Unterrichtswesen, Religion in völliger Unbeweglichkeit gegenüber, da sie doch allein in der Einwirkung auf die sociale, moralische und politische Welt gesund zu bleiben vermag. Die Dichter fanden keine große Stadt, von deren Schaubühne herab sie zu wirken vermocht hätten. Dafür alles in kleine Kreise zerfallend: eine genügsame, mäßig begüterte, vom Durst nach Geld und Genuß, mit dem der Weltverkehr erfüllt, noch nicht ergriffene Bevölkerung: in einem Grade, wie auf gleicher Kulturstufe wohl nie eine zweite es war, von einer nach innen gewandten Bildung befriedigt. Wie man diese Lage empfand und mit Bewußtsein aufnahm zeigen parallele Stellen aller hier in Betracht kommender Männer. Ich citire hier nur Novalis (die Christenheit II, 203): „Deutschland geht einen langsamen aber sicheren Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation und Partheigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höheren Epoche der Kultur, und dieser Vorschritt muß ihm ein großes Uebergewicht über die anderen im Laufe der Zeit geben." Völlig schloß sich diese Bildung von der großen Masse der Bevölkerung und ihren Bedürfnissen ab.

Kann man billigerweise die Männer anklagen, welche unter diesen Bedingungen, mit ungemeinem Talent, unsere intellektuelle Kultur fortzubilden unternahmen? Ihre ruhelosen, zerstreuten Ansätze, ihre Paradoxie, die Künstlichkeit ihres Strebens: das Alles, verglichen mit der grandiosen Ruhe in welcher Göthe und Kant athmeten, ist ein erschütterndes Schauspiel. Am erschütterndsten darum, weil hier die Nothwendigkeit geschichtlicher Bedingungen wie mit eisernen Armen edle bedeutende Kräfte umfangen hält. Innerhalb der Grenzen, in welche sie diese Bedingungen bannten, haben sie Ungemeines geleistet.

Nur muß man sich ihre Stellung gegenüber den Elementen der intellektuellen Kultur, die sie vorfanden, höchst verschieden denken. Die Ausgangspunkte eines A. W. Schlegel und eines Hardenberg, Friedrich Schle-

gel's und Tieck's waren völlig heterogen. Ohne alle Frage stand Novalis geistig Hölderlin viel näher als etwa seinem Freunde A. W. Schlegel. Tieck hat nie mit Friedrich Schlegel mehr als äußere Berührungspunkte gehabt. Wenn man nun solche völlige Heterogeneität gewahrt: so wird die Frage höchst interessant, wie denn hier ein geschlossener Kreis entstehen konnte, ein Schutz- und Trutzbündniß, eine Schule.

Wir sind durch neuere Publikationen von Briefen in der Lage diese Frage zu beantworten. Insbesondere enthält Holtei's Herausgabe von Tieck's Briefnachlaß hierüber interessante Aufschlüsse, wie sehr man auch in derselben Sachkenntniß und Genauigkeit vermißt.

August Wilhelm Schlegel, ein paar Jahre älter als seine Freunde, bildete den äußeren Vereinigungspunkt. Die Horen und die Jenaer Litteraturzeitung zogen ihn aus einer holländischen Hauslehrerstellung nach Jena. Das ästhetische Bedürfniß des Publikums hatte, besonders in den Horen, sehr günstige buchhändlerische Verhältnisse für diese Jahre geschaffen. So durfte er seine Existenz seiner unendlich gewandten Feder anvertrauen. Er war die eigentlich journalistische Natur des Kreises, sein Genie in Kritik und Nachdichtung, in allem Nachschaffen und Nachverstehen, in allem Empfinden, Beurtheilen, Nachgestalten unvergleichlich. — Allmählig zog er seinen Bruder aus dessen philologischen Studien in diese allgemeine Schriftstellerstellung nach sich. Eine völlig andere Natur. Unter tiefen Ideen schwerringend mit dem Ausdruck und eigentlich niemals, mitten unter Stylisten, ein guter Stylist. Ein Kopf von genialer Produktivität, der durch eine folgerichtige, aber grenzenlose Ausbreitung seiner Studien, vermöge deren seine schwerfällige Feder mit den buchhändlerischen Verhältnissen in den unglücklichsten Conflikt kam, seine äußere Existenz von vorn herein zerrüttete. Sein Ausgangspunkt lag in den ästhetischen Ideen Schiller's und der Philosophie Fichte's. — Die Verbindung Friedrich Schlegel's mit Hardenberg war schon vom Jahre 1792 oder 1793, in dem sie sich wohl in Leipzig begegneten. Es scheint daß sie sich dann öfter wieder sahen. So als Friedrich Schlegel im Sommer 1798 in Dresden war. Daß sie sich weniger persönlich als in den Ideen nahe standen zeigt eine Aeußerung Friedrich Schlegel's Schleiermacher gegenüber. „Du würdest Hardenberg sehr wohl thun und ich fühle deine Wehmuth sehr gut. Was mich betrifft, so habe ich's schon sehr lange nur mit seinem Geist zu thun, in den sich vielleicht keiner so finden kann wie ich, und das scheint er auch zu wissen. Uebrigens sehe ich ganz hartherzig zu." Das Athenäum ergab dann eine regelmäßigere Beziehung. — Sonderbarer Weise war auch für Tieck, als dieser nun zu diesem Kreise hinzutrat, wieder Friedrich Schlegel, der ihm heterogenste, der erste Anknüpfungs-

punkt. So sehr war ein bloßer Zufall hier in den ersten Anknüpfungen thätig. Tieck's Briefe über Shakespeare, die Friedrich Schlegel für das Reichardtsche Journal Lyceum wünschte, boten die Anknüpfung. Friedrich Schlegel bittet ihn zu sich. „Mein Interesse an Ihnen und an der Poesie ist zu ernst. So etwas zerstreut sich gleich wenn mehrere da sind. Ich bin in solchen Angelegenheiten sehr für die Zweisprach." Auch nach Wackenroder, dessen Herzensergießungen in diesem Jahre erschienen waren, erkundigte er sich. Man sieht in eine eben anhebende Bekanntschaft zweier Männer, welche kein stark ausgesprochener Zug der Natur einander entgegentrieb. — Eine Nachschrift fügt hinzu, daß sein Bruder August Wilhelm große Freude an Tieck's Wirken und den persönlichen Nachrichten über ihn habe. Es ist dann ein Brief A. W. Schlegel's vorhanden, der die Uebersendung der Volksmährchen beantwortet und mit der Recension A. W. Schlegel's im Athenäum interessante Vergleichungspunkte bietet, die als erstes bedeutendes Wort über Tieck's Poesien bekannt geworden ist. Viel entschiedener als in dem Athenäum spricht er es in diesem Briefe aus, wie die Form der Prosa Tieck's aus dem Studium Göthes, seines Wilhelm Meister und des Märchens, in einem verwandten Geiste entsprungen sei. Das ungöthesche Experiment, in altem Kostüm und alter Sprache unsre moderne Empfindungsweise darzustellen, wie in der schönen Magelone geschieht, mißfällt ihm; dagegen stellt er den blonden Eckbert, der zu allererst von Tieck's Werken den Spuren der Göthe'schen Prosa treu folgt, am höchsten. Die Vollendung der erzählenden Prosa und des Lieds, eine poetische Richtung, in welcher die Phantasie frei, ohne moralische Nebengedanken herrscht, das ist was ihn an Tieck anzieht. Wie er dagegen in dem, worin Tieck von Göthe's Bahn ausweicht, ihm ganz fremd und ablehnend gegenübersteht, zeigt die Art, in der er Tieck's Märchenstoffe entschuldigt und kaum äußerlich zu entschuldigen weiß. *)

So lose waren die ersten Fäden geflochten. Nicht nur daß man manche Divergenz der Richtung scharf empfand; es bestand auch keine herzlichere persönliche Beziehung. Was zusammenhielt waren die Vortheile eines Schutz- und Trutzbündnisses gegen die abgelebten, aber unsterblichen Richtungen der Nicolai, Huber, Schütz. Hier bot das Athenäum einen Vereinigungspunkt. Besonders August Wilhelm Schlegel, der

*) Ich füge hier zu den hierhergehörigen bei Holtei undatirten Briefen die Data hinzu, deren Begründung der Kenner selbst finden wird. Der Brief A. W. Schlegel's III, 225 gehört in das Jahr 1797; der Friedrich's III, 311 in dasselbe Jahr. Der Brief von Novalis I, 305 ist bei Tieck (Vorrede zu Novalis Schriften XXII) datirt: 23. Februar 1800 (was übrigens in Widerspruch mit Köpke's Leben Tieck's S. 267, der Datirung der Melusine, steht). Auch der andere Brief Hardenberg's I, 308 gehört in das Jahr 1800.

den lebhaftesten Sinn für Ausfälle, Bündnisse, Cooperationen, kurz für litterarische Strategik besaß, war unermüdlich in neuen Erfindungen, mehr zum Aerger der Gegner als zum Nutzen der Freunde. Er empfand an diesen Operationen ein ganz uneigennütziges Vergnügen.

Aus diesen leichteren Beziehungen erwuchs nun seit dem Sommer 1799 das innigste Zusammenleben. Es waren die letzten Monate von Fichte's Anwesenheit in Jena. Noch wirkte neben ihm Schelling im glücklichsten Einverständnisse: er gedachte die Wissenschaftslehre durch die Naturphilosophie zu ergänzen. Zu der gährenden Bewegung des philosophischen Geistes kamen die Berührungen mit den Dichtern von Weimar; mehrmals im Jahre suchte hier auf dem stillen Schlosse Göthe eine arbeitsame Einsamkeit, fern vom Hofleben. So war Jena wie die zweite Hauptstadt des deutschen Geistes; ganz besonders geeignet demnach für das übermüthige Treiben der neuen Schule, die hier wie auf einem neutralen Boden, ohne sich mit der Weimarer Gesellschaft Göthe's zu berühren, mit diesem ihrem Haupte, dem „Statthalter der Poesie auf Erden" sich begegnete.

Bevor Tieck sich neben A. W. Schlegel und Schelling hier dauernd niederließ, kam er im Sommer von Giebichenstein herüber, wo er bei Reichardt ein paar Wochen lebte. Er hatte im Jahr zuvor A. W. Schlegel in Berlin kennen gelernt; nun wollte er nur auf einem flüchtigen Besuch bei ihm einen Blick in diese Welt thun. Friedrich Schlegel hatte ihm ein Jahr zuvor gemeldet, wie ihm die Volksmährchen zwei neue Freunde gewonnen hätten, Novalis und Schelling. Jetzt traten ihm beide entgegen. Für Novalis und Tieck war das Zusammentreffen entscheidend. Hatte Friedrich Schlegel sich mit den Ideen von Novalis berührt: so traf diese Begegnung mit Tieck die innerste Tiefe seines dichterischen Gemüths. Gleich am ersten Abend schlossen sie sich gegeneinander auf; beim Klange der Gläser tranken sie Brüderschaft. Mitternacht war herangekommen; die Freunde traten hinaus in die Sommernacht. Wieder ruhte der Vollmond, des Dichters alter Freund seit den Tagen der Kindheit, magisch über den Höhen um Jena. Sie erstiegen den benachbarten Hausberg und wanderten in die Sommernacht hinein. In solchen Stunden muß in ihnen beiden der Geist der romantischen Poesie, wie er ihnen von da ab gemeinsam vor der Seele stand, sich zu vollem Bewußtsein erhoben haben. Als man bei dem nahenden Morgen Abschied nahm, sagte Tieck: „jetzt werde ich den getreuen Eckart vollenden." Noch an demselben Tage theilte er ihn den Freunden mit. Ich glaube daß einige Zeilen des Phantasus, welche viele Jahre danach geschrieben sind, dem Andenken an diesen Abend gewidmet sind. In der ruhigen Einsamkeit des Gartens, da ein glänzen-



der Sternenhimmel über der Landschaft steht, lustwandeln die Freunde und Ernst sagt: „Diese heilige ernste Ruhe weckt im Herzen alte entschlafenen Schmerzen die zu stillen Freuden werden, und so schaut mich jetzt groß und milde mit seinem menschlichen Blick der edle Novalis an, und erinnert mich jener Nacht, als ich nach einem fröhlichen Feste in schöner Gegend mit ihm durch Berge schweifte, und wir, keine so nahe Trennung ahnend, von der Natur und ihrer Schönheit und dem Göttlichen der Freundschaft sprachen. Vielleicht da ich so innig seiner gedenke, umfängt mich sein Herz so liebend wie dieser glühende Sternenhimmel."

Wie es in Novalis Epoche machte, davon ist ein Brief an Tieck vom 6. August 1799 ein merkwürdiges Document: „Deine Bekanntschaft hebt ein neues Buch in meinem Leben an. Du scheinst mir jeden in der Blüthe zu berühren und verwandt zu sein. Du hast auf mich einen tiefen, reizenden Eindruck gemacht. Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie Du. Jedes Wort von Dir versteh ich ganz. Nirgend stoß ich auch nur von Weitem an. Nichts Menschliches ist Dir fremd. Du nimmst an Allem Theil und breitest Dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenstände und hängst am liebsten doch an Blumen." Das war mehr als die bisherigen Jenaer Verhältnisse der Romantiker. Hier begegneten sich, wie in der Freundschaft zwischen Friedrich Schlegel und Schleiermacher, zwei wahrhaft wahlverwandte Naturen.

Hardenberg erwiderte den Besuch in Giebichenstein. Auf der Rückreise verweilte dann Tieck ein paar Tage, auf Hardenberg's Einladung, in Weißenfels. Auch ihn ergriff der stille, praktisch fromme, innerlichst vornehme Geist in diesem Hause, der über den Freund eine solche Macht gewonnen hatte. Der alte Hardenberg stand wie ein Patriarch in der Mitte seiner Familie. Tieck fand leicht in der Neigung für die alte Zeit einen Berührungspunkt. Es charakterisirt den alten Herrn sehr hübsch, wie ihn Tieck einst im Nebenzimmer auf eine nicht eben glimpfliche Weise schelten und zürnen hörte. „Was ist vorgefallen?" fragte er besorgt einen eintretenden Bedienten. „Nichts," erwiderte dieser trocken. „Der Herr hält Religionsstunde." Die Trennung Tieck's von dem Freunde dauerte nicht lange. Im October siedelte er mit seiner Frau und der eben gebornen Tochter Dorothea nach Jena über und blieb da bis Ende Juli 1800.

Im August oder beginnenden September war bereits Friedrich Schlegel ebenfalls zu den Freunden übergesiedelt. Im October folgte ihm dann Dorothea. Er brachte die Reden über Religion mit, welche eben damals anonym erschienen waren und sicher von dem Kreise unbemerkt vorübergegangen wären, hätte nicht Friedrich Schlegel so begeistert auf sie auf-

den lebhaftesten Sinn für Ausfälle, Bündnisse, Cooperationen, kurz für litterarische Strategik besaß, war unermüdlich in neuen Erfindungen, mehr zum Aerger der Gegner als zum Nutzen der Freunde. Er empfand an diesen Operationen ein ganz uneigennütziges Vergnügen.

Aus diesen leichteren Beziehungen erwuchs nun seit dem Sommer 1799 das innigste Zusammenleben. Es waren die letzten Monate von Fichte's Anwesenheit in Jena. Noch wirkte neben ihm Schelling im glücklichsten Einverständnisse: er gedachte die Wissenschaftslehre durch die Naturphilosophie zu ergänzen. Zu der gährenden Bewegung des philosophischen Geistes kamen die Berührungen mit den Dichtern von Weimar; mehrmals im Jahre suchte hier auf dem stillen Schlosse Göthe eine arbeitsame Einsamkeit, fern vom Hofleben. So war Jena wie die zweite Hauptstadt des deutschen Geistes; ganz besonders geeignet demnach für das übermüthige Treiben der neuen Schule, die hier wie auf einem neutralen Boden, ohne sich mit der Weimarer Gesellschaft Göthe's zu berühren, mit diesem ihrem Haupte, dem „Statthalter der Poesie auf Erden" sich begegnete.

Bevor Tieck sich neben A. W. Schlegel und Schelling hier dauernd niederließ, kam er im Sommer von Giebichenstein herüber, wo er bei Reichardt ein paar Wochen lebte. Er hatte im Jahr zuvor A. W. Schlegel in Berlin kennen gelernt; nun wollte er nur auf einem flüchtigen Besuch bei ihm einen Blick in diese Welt thun. Friedrich Schlegel hatte ihm ein Jahr zuvor gemeldet, wie ihm die Volksmährchen zwei neue Freunde gewonnen hätten, Novalis und Schelling. Jetzt traten ihm beide entgegen. Für Novalis und Tieck war das Zusammentreffen entscheidend. Hatte Friedrich Schlegel sich mit den Ideen von Novalis berührt: so traf diese Begegnung mit Tieck die innerste Tiefe seines dichterischen Gemüths. Gleich am ersten Abend schlossen sie sich gegeneinander auf; beim Klange der Gläser tranken sie Brüderschaft. Mitternacht war herangekommen; die Freunde traten hinaus in die Sommernacht. Wieder ruhte der Vollmond, des Dichters alter Freund seit den Tagen der Kindheit, magisch über den Höhen um Jena. Sie erstiegen den benachbarten Hausberg und wanderten in die Sommernacht hinein. In solchen Stunden muß in ihnen beiden der Geist der romantischen Poesie, wie er ihnen von da ab gemeinsam vor der Seele stand, sich zu vollem Bewußtsein erhoben haben. Als man bei dem nahenden Morgen Abschied nahm, sagte Tieck: „jetzt werde ich den getreuen Eckart vollenden." Noch an demselben Tage theilte er ihn den Freunden mit. Ich glaube daß einige Zeilen des Phantasus, welche viele Jahre danach geschrieben sind, dem Andenken an diesen Abend gewidmet sind. In der ruhigen Einsamkeit des Gartens, da ein glänzen-



der Sternenhimmel über der Landschaft steht, lustwandeln die Freunde und Ernst sagt: „Diese heilige ernste Ruhe weckt im Herzen alte entschlafenen Schmerzen die zu stillen Freuden werden, und so schaut mich jetzt groß und milde mit seinem menschlichen Blick der edle Novalis an, und erinnert mich jener Nacht, als ich nach einem fröhlichen Feste in schöner Gegend mit ihm durch Berge schweifte, und wir, keine so nahe Trennung ahnend, von der Natur und ihrer Schönheit und dem Göttlichen der Freundschaft sprachen. Vielleicht da ich so innig seiner gedenke, umfängt mich sein Herz so liebend wie dieser glühende Sternenhimmel."

Wie es in Novalis Epoche machte, davon ist ein Brief an Tieck vom 6. August 1799 ein merkwürdiges Document: „Deine Bekanntschaft hebt ein neues Buch in meinem Leben an. Du scheinst mir jeden in der Blüthe zu berühren und verwandt zu sein. Du hast auf mich einen tiefen, reizenden Eindruck gemacht. Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie Du. Jedes Wort von Dir versteh ich ganz. Nirgend stoß ich auch nur von Weitem an. Nichts Menschliches ist Dir fremd. Du nimmst an Allem Theil und breitest Dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenstände und hängst am liebsten doch an Blumen." Das war mehr als die bisherigen Jenaer Verhältnisse der Romantiker. Hier begegneten sich, wie in der Freundschaft zwischen Friedrich Schlegel und Schleiermacher, zwei wahrhaft wahlverwandte Naturen.

Hardenberg erwiderte den Besuch in Giebichenstein. Auf der Rückreise verweilte dann Tieck ein paar Tage, auf Hardenberg's Einladung, in Weißenfels. Auch ihn ergriff der stille, praktisch fromme, innerlichst vornehme Geist in diesem Hause, der über den Freund eine solche Macht gewonnen hatte. Der alte Hardenberg stand wie ein Patriarch in der Mitte seiner Familie. Tieck fand leicht in der Neigung für die alte Zeit einen Berührungspunkt. Es charakterisirt den alten Herrn sehr hübsch, wie ihn Tieck einst im Nebenzimmer auf eine nicht eben glimpfliche Weise schelten und zürnen hörte. „Was ist vorgefallen?" fragte er besorgt einen eintretenden Bedienten. „Nichts," erwiderte dieser trocken. „Der Herr hält Religionsstunde." Die Trennung Tieck's von dem Freunde dauerte nicht lange. Im October siedelte er mit seiner Frau und der eben gebornen Tochter Dorothea nach Jena über und blieb da bis Ende Juli 1800.

Im August oder beginnenden September war bereits Friedrich Schlegel ebenfalls zu den Freunden übergesiedelt. Im October folgte ihm dann Dorothea. Er brachte die Reden über Religion mit, welche eben damals anonym erschienen waren und sicher von dem Kreise unbemerkt vorübergegangen wären, hätte nicht Friedrich Schlegel so begeistert auf sie auf-

merksam gemacht. Sie fanden Hardenberg beinahe zurückgezogen von den Uebrigen mit Tieck und dessen Frau verbunden. „Er ist — schreibt Dorothea — so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts Anderes Raum findet. Er sieht wie ein Geisterseher aus, und hat sein ganz eignes Wesen für sich allein, das kann man nicht leugnen." Aber die Reden über Religion ergriffen ihn gewaltig. Wie Tieck seine Poesie wieder erweckte, so brachten sie seine religiösen Ideen in Gährung. Seine Begeisterung bewegte den ganzen Kreis in enthusiastischer Zustimmung und heftigem Gegensatz. Die scharfe Dorothea bemerkte, Tieck treibe die Religion wie Schiller das Schicksal; Hardenberg glaube, Tieck sei ganz und gar seiner Meinung, sie wolle aber wetten was einer wolle, sie verstünden sich selbst nicht und einander nicht.

Wie noch vor den zusammenhängenden und geschlossenen Wirkungen einer bedeutenden Schrift erste Eindrücke und Anregungen vorauszueilen pflegen: so traten aus dieser Gährung zunächst ein Aufsatz von Novalis über das Christenthum und die Ideen Friedrich Schlegel's hervor. Schelling setzte sich in einem merkwürdigen Gedichte, dem epikurischen Glaubensbekenntnisse von Hans Widerborst, den Reden über Religion und der Begeisterung der Freunde welche sie hervorgerufen hatten, sehr derb entgegen. Das Athenäum sollte das nun Alles friedlich neben einander sehen. August Wilhelm erhob Bedenken, wurde aber überstimmt. Die Sache, welche für die äußere Stellung der Schule nicht ohne Bedeutung war, bewegte die Freunde lebhaft. August Wilhelm provozirte auf Göthe. „Dieser — schreibt er an Schleiermacher — ist denn sehr in die Sache eingegangen und hat mit umständlicher und gründlicher Entwicklung gegen die Aufnahme und für mich entschieden. Ich wollte daß Sie die schönen Reden, die er mir bei diesen und anderen Gelegenheiten gehalten, mit hätten anhören können, es würde Sie entzückt haben." Auch Schleiermacher war gegen den Druck gewesen.

Das Fragment trägt die Bezeichnung: die Christenheit oder Europa. Der Gesichtspunkt einer Einheit aller europäischen Staaten, durch das Christenthum getragen, spricht sich darin aus. Ich wüßte nicht daß er vordem mit solcher Klarheit gefaßt worden wäre. Als einen Grundcharakter jener Epoche, in welcher das christliche Europa gegen den eindringenden Islam kämpfte, hat ihn Ranke durchgeführt. Die ganze Geschichtschreibung der Romantik beruhte aber darauf, diesen vorübergehenden Zustand als den einzig möglichen hinzustellen, von welchem Reformation, Rationalismus, Wissenschaften, weltliche Gesichtspunkte der Politik uns nun abgeführt hätten. Die gewaltige mit jedem Tage anwachsende auf realen Grundlagen sich aufbauende Einheit der Interessen, welche die Ei-



vilisation schafft, tritt hier zurück hinter einem erträumten Gottesfrieden unter dem Schutze religiöser Ueberzeugung, welcher weder je bestand noch der durchschnittlichen menschlichen Natur nach auch nur einen Tag auf Bestand rechnen könnte. Es ist das die historische Anschauung, welche der heiligen Allianz ein christliches Gewand lieh. Diese unhistorische Anschauung tritt nun in diesem flüchtigen Entwurf von Novalis zuerst in unserer protestantischen Litteratur auf.

Er sieht das Christenthum in voller Macht und Herrlichkeit wirksam im Mittelalter. Es ist charakteristisch wie er es auffaßt. Ein großes Interesse verband, unter Einem Oberhaupte, dies weite geistliche Reich; seine Verwaltung in den Händen eines mit voller Unabhängigkeit, höchster Bildung, großer Welterfahrung begabten Standes. Sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen, wunderschönen Frau der Christenheit; sie erzählten von längst verstorbenen himmlischen Menschen; in den geheimnißvollen Kirchen, mit Bildern geschmückt, mit süßen Düften erfüllt, von heiliger Musik belebt, wohnte eine erhabene Heiterkeit. Es ist die Religion einer pantheistischen Verklärung der Welt, die er hier nur in Bildern und Geschichten poetisch ausgeprägt wiedererkennt.

Rom, der Ort an welchem alle weisen und ehrwürdigen Menschen aus Europa sich sammelten, war weise und in seinem Rechte, indem es freche Ausbildungen menschlischer Anlagen auf Kosten des heiligen Sinnes hinderte, unzeitige gefährliche Entdeckungen, wie diese, daß die Erde ein unbedeutender Wandelstern sei.

Es wird nicht deutlich wie nun ein so glücklicher Zustand sich ändern konnte und zu welcher Zeit. Lange vor der Insurrektion, welche im Protestantismus ausbrach, soll er stillschweigend verloren gegangen sein. Schon die Abschaffung der Priesterehe soll nur eine kluge Maßregel gewesen sein, den Leichnam der Verfassung noch zusammenzuhalten. Da scheint denn freilich als ob er außer aller Zeit gelegen hätte. Und aus welchen Ursachen entsprang die Aenderung? die Menschheit war für dies Reich nicht reif, nicht gebildet genug. Und doch auf der anderen Seite, als die Bildung voranschritt, zeigte gerade sie wenigstens die temporelle Schädlichkeit der Kultur auf einer gewissen Stufe für den Sinn des Unsichtbaren. So geschah, daß der Protestantismus frevelnd die Einheit der Kirche zerriß; ein falsches landesherrliches Kirchenthum gründete; den rohen abstrakten Entwurf der Religion in den biblischen Büchern canonisirte; den einzelnen mächtigen Staaten Raum ließ, sich des vakanten Universalstuhls zu bemächtigen; endlich von der genialen Klugheit des Jesuitenordens bedrängt und zurückgedrängt wurde. Die Gelehrten und die Geistlichkeit stehen immer in einer geheimen Opposition: denn sie streiten um Eine Stelle. Gott ward

durch die Aufklärung zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiels gemacht, das die Gelehrten aufführten, der mechanischen Welt.

Aber nichts ist vergänglich was einmal die Geschichte ergreift. Es geht in immer reicheren Gestalten aus seinen Verwandlungen erneut hervor. Wir stehen vor einer neuen Weltinspiration. Die Wissenschaft hat sie vorbereitet, indem sie die Heiligkeit der Natur, die Unendlichkeit der Kunst, die Nothwendigkeit des Wissens, die Achtung des Weltlichen und die Allgegenwart des wahrhaft Geschichtlichen zur Anerkennung brachte. „Also kommt auch, ihr Philanthropen und Encyclopädisten, in die friedenstiftende Loge und empfangt den Bruderkuß, streift das graue Netz ab und schaut mit junger Liebe die Wunderherrlichkeit der Natur, der Geschichte und der Menschheit an.“ „Das Christenthum ist dreifache Gestalt. Eine ist das Zeugungselement der Religion, als Freude an aller Religion. Eine das Mittlerthum überhaupt, als Glaube an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu sein. Eine der Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt, wählte alle drei; es ist gleich viel.“ Aus dem Schooße eines ehrwürdigen europäischen Conciliums wird die Christenheit aufstehn.

Weder Lob noch Tadel noch Erklärung ist hier möglich, nicht einmal Beantwortung der Frage, was hier Paradoxie und was innere Ueberzeugung war, ohne daß wir Novalis' Stellung in der philosophischen und poetischen Bewegung jener Tage überblicken. Aber dahin führt uns nun ohnehin der Gang unsrer Erzählung.

Die geistlichen Gedichte Hardenberg's, die Ideen und die Rede über die Mythologie von Friedrich Schlegel, sogar katholisirende Anwandlungen seines kritisch klaren Bruders, die christliche Wendung in Tieck's Gedichten: all das entsprang in dieser Gährung in kürzester Frist. Wie ein Nüchterner unter Träumenden erscheint in ihr der Mann, welcher dieser religiösen Begeisterung den ersten stärksten Impuls gegeben hatte und in dessen tiefernster Seele diese wie andre Richtungen seiner Generation einen gesammelten, energischen, männlich zusammengefaßten Ausdruck fand. Schleiermacher setzte Hardenberg's Auffassung die kühle historische Wahrheit entgegen, daß das Papstthum das Verderben des Katholicismus sei. Novalis selber stand an der abschließenden Wendung seines Geistes. Was er in momentaner Bewegung, unter dem Einflusse, den neue überraschende Wendungen des geistigen Lebens auch auf weniger der Paradoxie zuneigende Naturen zu erlangen pflegen, mit dem Uebermuth einer radikalen Opposition gegen alle herrschenden Ansichten niedergeschrieben hatte: trat nun in den Zusammenhang seiner Ideen zurück, welcher es begrenzte und in die Region poetischen Traumlebens erhob. In diesem Herbst 1799 begann

er den Ofterdingen. Seine Weltansicht ist für uns gewissermaßen in einem doppelten Ausdruck vorhanden; sie erscheint, ihrer Natur nach, unter zwei Gestalten: als ein Zusammenhang philosophischer Ideen und als eine dichterische Anschauung der Welt. Es ist für den Geist seiner Zeit charakteristisch, daß, Schiller's größerer viel gewaltigerer Entwicklung entsprechend, erst nachdem jene philosophische Gestalt einen gewissen Abschluß erlangt hatte, die dichterische hervortrat.

Denn offenbar ist das Philosophische was wir von Novalis besitzen, im Sommer 1799 abgeschlossen. „Unter Speculanten war ich ganz Speculant geworden" schreibt er an Tieck etwas später. Nun hatte sich die Poesie erhoben. Und die kurzen anderthalb Jahre hindurch, welche ihm noch vergönnt waren, die längste Zeit darunter in solchen Zuständen, daß er Lesen, Denken, Schreiben, Alles sich versagen mußte, herrschte sie unumschränkt. Von seinen poetischen Plänen allein waren die hoffnungsvollen Phantasien seiner letzten Wochen erfüllt. Jene Fragmente demnach, welche sich in seinem Nachlasse vorfanden und von denen zuerst Friedrich Schlegel eine Reihe herausgegeben hat, dann Bülow eine andere, gehören der nun dargestellten Lebensepoche an. Von ihnen ist zunächst zu reden; aber nicht, wie bisher geschah, mit verzweifelten Aussprüchen über ihre Paradoxie oder in kahlen Aufzählungen. Hardenberg wollte in einer Encyclopädie dem Grundgedanken der Zeitphilosophie die Summe der erworbnen Anschauungen unterwerfen. Es war das der innerste Drang der philosophischen Zeitgenossen. Friedrich Schlegel trug sich jahrelang mit derselben Absicht. Schelling verwirklichte sie in seinem „philosophischen Studium" durch einen ersten Entwurf. Hegel erst vollendete in seiner Weise was ihnen allen vorschwebte. Die Aufzeichnungen Hardenberg's enthalten die Gedankenkeime eines solchen Ganzen.

In ihnen liegt seine Bedeutung für den wissenschaftlichen Geist seiner Zeit. Wir können hier nicht darstellen wie sie sich zu den gleichzeitigen Aeußerungen Friedrich Schlegel's, Schleiermacher's, Schelling's verhalten. Die Jahre von der Wirksamkeit Fichte's in Jena bis zur Gestaltung der Naturphilosophie und dann einige Jahre später der Philosophie der moralischen Welt sind eine Periode ungeheurer Gährung, kühnster Entwürfe, die positiven Wissenschaften der Natur und des Geistes den Prinzipien der Wissenschaftslehre zu unterwerfen. In solchen Epochen soll man nicht pedantisch Prioritätsfragen nachgehen, überall die Ideen aus Einem Kopfe in den anderen übergehen sehen wollen. Wir haben eine belehrende Analogie an der Gegenwart. Das natürliche Problem, welches aus der gegenwärtigen Lage unsrer Wissenschaften entspringt, den geschichtlichen Wissenschaften eine strengere wissenschaftliche Grundlage zu geben, ruft an den

verschiedensten Punkten, in ganz verschiednen Ländern, völlig unabhängig von einander, verwandte Lösungsversuche hervor. In vielen, die heute noch nicht über diese Frage das Wort ergreifen, sind doch auch solche Versuche vielfach erwogen werden. Wenn Jemand mit einem Lösungsversuche heraustritt: so wäre sehr unbillig, seine Gedanken zu behandeln als Modifikationen, Umgestaltungen der von anderen geäußerten. Die Bedingungen, unter welchen nun damals diese Männer nebeneinander ihre Ideen ausbildeten, lagen in der Philosophie Fichte's, in dem Sieg einer dynamischen Naturerklärung durch Kant und einer Reihe naturwissenschaftlicher Fortschritte, welche dieses Uebergewicht auch empirisch zu begründen schienen, in der ästhetischen Kultur, welche sich mit Fichte's Philosophie auseinanderzusetzen suchte.

Diese Bedingungen, welche in der damaligen intellektuellen Kultur lagen, brachten zunächst naturphilosophische Versuche hervor.

Man hat Novalis als einen Vorläufer der Schelling'schen Naturphilosophie dargestellt, ja ihn unter die Quellen gerechnet aus welchen Schelling, in dem nun einmal nichts original sein soll, geschöpft habe. So thut z. B. Noack in seiner Schrift über Schelling. Das ist eine ganz unbewiesene Annahme. In dem was Novalis selbst 1798 von Ideen veröffentlicht hat, befindet sich gar nichts Eigenthümliches zur Naturphilosophie. Die in den Lehrlingen von Sais herrschende Naturbetrachtung ist poetisch ganz original; aber mußte Schelling den Gedanken, daß die entschleierte Natur der Geist sei, von Novalis erhalten? Vielmehr die Schrift von der Weltseele ist mit Novalis' Entwurf der Lehrlinge gleichzeitig, überhaupt mit seinen Freiberger Naturstudien. Beide sahen die Natur mit dem Auge des Fichte'schen Systems: dieselben Bedingungen brachten in beiden dieselbe Form des Pantheismus hervor. Ich kann aber auch in dem, was dann später als seine Studien in Freiberg reifer wurden entstand, wenig sehn, was dem festeren Bau einer Naturphilosophie hätte eingefügt werden können. Die Hymnen auf die Mathematik sind ganz unfruchtbar, da hier mit einem mystischen Begriff gespielt wird: einer ächten Mathematik, die im Morgenlande zu Hause sei, in Europa aber zur bloßen Technik ausgeartet sei. In derselben Weise werden die Theorien des Galvanismus und der Brown'schen Heilmethode durch eine grenzenlose Verallgemeinerung zum leeren, durch kein besonnenes Studium gestützten Spiel mit den Anschauungen der Reize, der Erregungen, der Galvanisation. Wo dagegen in die Tiefe dringende Bemerkungen auftreten: da gehören sie einer dichterischen Anschauung der Natur an. Zuweilen scheinen sie geradezu Stoff seiner poetischen Arbeiten zu sein, daher sie denn auch, mitten unter wissenschaftlichen Notizen, viele Mißverständnisse erregt haben. Ueberall

aber durchdringt ein Geist dichterischer Gestaltung seine Theorien. So wenn er etwa sagt: mit der Welt entsteht die Begierde, ein Hang zum Zerfließen oder die Schwere.

Diese naturphilosophischen Ideen sind daher viel mehr ein Glied in der Entwicklung dichterischer Naturanschauung. Diese Entwicklung gehört zu den am meisten bezeichnenden Zügen unserer modernen Dichtung. Wie in ihr wissenschaftliches Naturstudium und dichterische Naturanschauung zusammengingen, wie in Göthe beides vereinigt war, wie die Poesien von Novalis und Steffens diesen Weg verfolgten und Tieck, obwohl positiven Studien gegenüber ungeduldig, ihnen in diesen Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Naturstudium zu folgen suchte, wie auf der anderen Seite Alexander von Humboldt und Johannes Müller, die größten Naturforscher von der freien Naturanschauung dieser Epoche einen Anstoß zu ewiger Bewegung erhielten —: diese Wechselwirkung gab unsrer Dichtung wie unsrer Naturforschung in dieser Epoche gleicherweise ihr Gepräge.

Dagegen finde ich die Gedanken Hardenberg's über die Wissenschaften des Geistes von hervorragender Originalität. Seine Ideen verdienen hier neben denen von Friedrich Schlegel und Schleiermacher, inmitten der Gährung um die Wende des Jahrhunderts, ihren Platz. Insbesondere dadurch, daß er, vermöge der weiten Umschau, welche ihm seine naturwissenschaftlichen Studien gaben, für die Wissenschaften des Geistes einen fruchtbaren Einheitspunkt ergriff, ganz abweichend von denen der Systeme Schleiermacher's und Hegel's und uns Heutigen weit näher gelegen. So paradox es erscheint: dem Gesichtspunkt, welchen er faßte, entspricht am meisten das System Schopenhauer's, auf seinen ursprünglichen Wurf im Ganzen angesehen.

Wir kennen eigentlich nur das, was sich selbst kennt. Von diesem tiefsinnigen Gedanken aus erscheint die Consequenz natürlich: die Natur ist unbegreiflich per se. Sie ist es gar nicht aus einem zufälligen Grunde, sondern sofern das Licht des Bewußtseins sie nur von außen trifft. Sie erscheint nun aber als ein Universaltropus des Geistes, das heißt als ein symbolisches Bild desselben. Demgemäß ist sie durch diesen allein verständlich. Und wie nun Hardenberg in Betreff des innersten Geheimnisses unsrer selbst in unaufhörlichen Vermuthungen begriffen ist: so sieht er auch das diesem entsprechende Innerste der Natur wie in den wechselnden Beleuchtungen solcher auf- und absteigender letzter Conceptionen. „Die Welt ist eine sinnlich wahrnehmbare, zur Maschine gewordene Einbildungskraft." Dann wieder erscheint ihm das Herz als der Schlüssel der Welt. Oder er findet, daß wir immer zuletzt an den Willen stoßen, als hervorbringenden Grund. Dieser Wechsel, vermöge dessen das ganz von einander

abstehende wie Schatten in einander verfließt, liegt in der Natur dieser Conceptionen. Er erscheint schon in Jakob Böhme, dessen Einfluß hier, wie in Schelling's späterer Epoche und in Schopenhauer sichtbar ist. Ganz deutlich ist nur die negative Erkenntniß, daß die Welt, wie wir sie nicht anders als nach Analogie unsres Ich aufzufassen vermögen, nicht aus der Vernunft, als dem Grundcharakter desselben erklärt werden könne, sondern aus einer gährenden Tiefe desselben, welche, uns selber Geheimniß, in Wille oder Einbildungskraft mindestens ebenso primär hervorbreche.

Das Problem der Welt löst sich uns demnach, soweit es überhaupt auflösbar ist, durch die Anschauung unsres eignen Inneren. Das wunderbarste, das ewige Phänomen ist das eigne Dasein. Das größeste Geheimniß ist der Mensch sich selbst. Die Wissenschaft aber, welche es mit diesem höchsten Phänomen zu thun hat, ist die Realpsychologie. „Baader ist ein realer Psycholog und spricht die ächte psychologische Sprache. Reale Psychologie ist vielleicht auch das für mich bestimmte Feld." An anderen Stellen bezeichnet er dieses grundlegende Studium, auf welchem die Wissenschaften des Geistes in erster Linie beruhten, auch als Anthropologie. Vor Allem ist ihm Anthropologie die Basis der Menschengeschichte. Er findet daß der höchste Gehalt der Geschichte die Auflösung dieser unendlichen Aufgabe sei, das Geheimniß zu enthüllen, welches der Mensch sich selber ist. Er anticipirt hier völlig Hegel's Gedanken daß der Höhepunkt aller Geschichte die werdende Selbsterkenntniß des menschlichen Geistes sei. Er findet auf der anderen Seite, daß die reale Psychologie oder Anthropologie den unendlichen Gehalt der menschlichen Natur nur an seiner Entwicklung in der Geschichte zu studiren vermag. Hiermit anticipirt er einen uns nahe liegenden Standpunkt.

In sehr bemerkenswerther Weise zeigt dieser Gedanke einer Realpsychologie die innere Verwandtschaft der Bestrebungen dieser Epoche, in ihrem Ursprung, mit denen der Gegenwart. Wir bedurften lange Zeit die schärfste Empfindung des Gegensatzes dieser seit Fichte hervorgetretenen verschiedenartigen Arbeiten gegenüber einer wahrhaft exakten Psychologie. An dem Punkte angelangt, die Erklärung aller seelischen Phänomene aus den Gesetzen, nach welchen sich in der Seele Vorstellungen zu einander verhalten, als unzureichend anzuerkennen, sind wir in der Lage, den innersten Gehalt von Bestrebungen gerechter zu würdigen, von denen ganz gleichmäßig, bei der größten Verschiedenheit der Ideenkreise, geniale Naturen wie Schleiermacher, Hegel, Schopenhauer bewegt wurden.

Was heißt Realpsychologie? Eine Psychologie, welche den Inhalt unserer Seele selber zu ordnen, in seinen Zusammenhängen aufzufassen, soweit möglich zu erklären unternimmt. Indem ich die Gesetze erforsche,

nach welchen Empfindungen sich in Vorstellungen ausbilden und Vorstellungen sich zu einander verhalten: so finde ich nichts als Formen, innerhalb derer die Seele thätig ist. Liegt in diesen Formen der zureichende Erklärungsgrund für die Verwandlung der Empfindungen, in welchen unsre Seele auf die Reize antwortet, in das zusammenhängende Ganze menschlicher Weltansicht? Angeborene Ideen, Kategorien und Grundsätze haben die beiden großen älteren deutschen Philosophen diesen Gesetzen als einen zweiten Faktor gegenübergestellt. Die Bedeutung des Problems wird aber erst in seinem ganzen Umfang gesehen, sobald man erkennt, daß die Phänomene des Willens und der Gefühle auf die Verhältnisse der Vorstellungen nicht zurückführbar sind. Wenn Spinoza von der Selbsterhaltung ausgeht, wenn Kant in dem Sittengesetz eine eigene aus dem Vorstellungsleben nicht erklärbare Wurzel unserer moralisch-religiösen Weltansicht annimmt: so ergiebt sich von hier aus eine noch viel weiterreichende Erklärung des Inhaltes unserer Seele. In dieser Richtung weiterschreitend, erblicken wir Schleiermacher, Hegel, Schopenhauer. Es sind Anfänge. Wir heute müssen unsern eigenen Weg uns bahnen, aber doch mit dem Gefühl, daß andere vor uns mit diesen höchsten Problemen rangen, mit beständigem Rückblick auf ihre Arbeiten, so ganz unvollkommen auch die Methode derselben war.

Demgemäß ist von ungemeinem Interesse zu sehen, wie, unter dem Gesichtspunkte einer solchen Realpsychologie, Hardenberg mit dem wunderbaren Reichthum und der Räthselhaftigkeit der Phänomene rang, welche der menschliche Geist, die Menschengeschichte darbietet. Sein Gesichtspunkt selber gab ohne Weiteres ganz verschiednen Disciplinen die denkbar größte Einheit. Die Ethik, die Religionsphilosophie, die Aesthetik, die Philosophie der Geschichte, sie alle betrachten von verschiedenen Seiten dasselbe grenzenlose Gewebe von Erscheinungen. Es war schon für sich von großem Werthe, unbeirrt von künstlichen Trennungen und der sich an sie knüpfenden Tradition die inneren Zusammenhänge selber zu überblicken. Eine solche aus dem Zusammenhang des seelischen Gehaltes selber sich zwanglos, mit klarer Größe entwickelnde Einheit, ungehindert von willkührlichen Abgrenzungen der Fächer, giebt dem Werke Schopenhauer's von 1818 ein so künstlerisches Gepräge, daß selbst die Einsicht in die Willkühr, welche diesen Zusammenhang ersann, die Freude an dem freien und großen Geiste der Architektur des Ganzen nicht ganz zu vernichten vermag.

Aber diese Einheit der seelischen Phänomene lag nur in Hardenberg's Wünschen; wer kann sagen wie viel ihm hier in reiferen Jahren gelungen wäre? In dem was wir haben ist noch lauter Schwanken. Am besten verdeutlicht diese Wünsche und diese Unsicherheit folgende Aufzeichnung:

„Sonderbar daß das Innere der Menschen nur so dürftig betrachtet und so geistlos behandelt worden ist. Die sogenannte Psychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthume eingenommen haben wo ächte Götterbilder stehen sollten. Wie wenig hat man noch die Physik für das Gemüth, und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verstand, Phantasie, Vernunft, dies sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzusuchen und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren."

Aber es scheint als ob auch diese noch schwankenden Anschauungen dahin neigten, wie bei Fichte, Schelling, Schopenhauer geschah, im Willen den elementaren Grund des menschlichen Daseins zu erblicken. „Im Grunde lebt jeder Mensch in seinem Willen." Demnach vermag der Mensch was er will; ja von der unwandelbaren Richtung unsres freien Willens scheint sogar die Form unsrer Fortexistenz abhängig zu sein.

Hardenberg versucht nun die Natur des Willens durch den aus Brown's physiologischem System aufgenommenen Begriff der Erregbarkeit, des Verhältnisses zu den Reizen zu beleuchten. Die Mannichfaltigkeit der Reize wächst mit der Höhe der Organisationen; auf ihr beruht unsere Freiheit. Je einfacher der Mensch lebt und gereizt wird, desto mehr ist er gebunden, unfrei. Demgemäß ist die Seele um so stärker, erregbarer, je complicirter, mannichfaltiger sie ist. Widerstandskraft und Auswahl den Reizen gegenüber ist das Resultat einer solchen Bildung des Willens. Dagegen bestimmt der zufällige Reiz den Ungebildeten; er sucht in dem so ihn berührenden Gegenstande alles, denn er fühlt durch denselben sein unendliches Wesen in dunkler Ahnung. Daher denn auch dem Menschen ein leidenschaftlicher Zustand um so ahndungsvoller und behaglicher dünkt je schwächer er selber ist.

Von hier aus unterscheidet er Unlust als Mangel an Trieb, Kraft, Reiz, Stoff vom Schmerz als einem heftigen Untrieb oder Gegentrieb. Die Natur des Schmerzes beschäftigt ihn beständig, entsprechend den starken subjektiven Impulsen seines Nachdenkens, welche ihn auch auf die Natur der Krankheit immer wieder zurückführten. „Es ist die Möglichkeit eines unendlich reizenden Schmerzes da." Sehr nahe streift er in diesem Suchen an den wichtigen Gedanken, daß Lust und Unlust doch nur eine sehr rohe und unangemessene Bezeichnung für das Eigenthümliche in der Welt unserer Gefühle sind.

Von demselben Punkte aus experimentirt er, so zu sagen, mit den Verhältnißbeziehungen zwischen Reiz, Erregung und Trieb. Sehr tief berührt er hier die Bedeutung der Illusion für die Geschichte unseres

Willens; die Befriedigung ist ihm die Auflösung eines illusorischen Problems, „die Selbstverbrennung einer Illusion.“ Er verfolgt den Gedanken von der Bedeutung dieser Täuschungen ohne jeden Anklang an die pessimistische Folgerung, welche Schopenhauer später aus ihm zog. Vielmehr enthält ein kleiner anmuthiger Dialog die entgegengesetzte romantische Consequenz. Es gilt das Leben wie eine schöne genialische Täuschung, wie ein Drama anzusehen: dann, im vollen Bewußtsein der zeitlichen Illusion, welche das Leben ist, haben wir schon hier im Geiste absolute Lust und Ewigkeit.

Aber mitten in aller Selbstbetrachtung bleibt der menschliche Geist sich selber ein Räthsel. „Die Geschichte der Philosophie als der Wissenschaft im Großen, der Litteratur als Substanz enthält die Versuche der idealen Auflösung dieses idealen Problems — dieser gedachten Idee.“ Demgemäß ist die wahrhafte Weltgeschichte nichts als die Auflösung der unendlichen Aufgabe, welche für den Menschen in dem Geheimniß seines eignen Wesens liegt. Hieraus folgt daß erst in dem Augenblick die Erhebung der Geschichte zu wahrhaft wissenschaftlichem Begreifen möglich ward, in welchem der menschliche Geist sich selber durchdrang, in sich selber den typischen Keim einer unermeßlichen Welt fand und nunmehr in der Entfaltung desselben in dem Verlauf der Weltgeschichte ein eignes durchaus erklärbares Ganze erkannte.

Aus diesem Wesen der menschlichen Seele folgt die höchste Aufgabe unserer intellektuellen und moralischen Kultur. „Die höchste Aufgabe der Bildung ist sich seines transscendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein.“ „Man muß nothwendig erschrecken, wenn man einen Blick in die Tiefe des Geistes wirft. Der Tiefsinn und der Wille haben keine Grenzen. Es ist damit wie mit dem Himmel. Ermüdet steht die Einbildungskraft still — hier stoßen wir nun auf die geistige Lebens-Constitutionslehre und das Moralgesetz erscheint hier als das einzige wahre große Graderhöhungsgesetz des Universums, als das Grundgesetz der harmonischen Entwickelung.“

Welche Bedeutung kann nun im Zusammenhang solcher Ideen der Religion und dem Christenthum zukommen? Hier muß sich entscheiden, welche Stellung jene subjektiven Motive einer Abwendung von der Welt und die Fortgestaltung derselben zu einem katholischen Ideal im Ganzen seines Denkens haben konnten. Hier muß sich entscheiden, ob Tieck Recht hatte, wenn er alle katholischen Folgerungen aus Hardenberg's Wirken herb abweist und seine Stellung völlig von der Friedrich Schlegel's absondert.

Was Hardenberg vor dem Erscheinen der Reden über Religion ver-

öffentlicht hat: geht nur in Einem Punkte untersuchend auf das Wesen der Religion ein. Nichts sei zur wahren Religion unentbehrlicher als ein Mittelglied das uns mit der Gottheit verbinde. In der Wahl derselben müsse der Mensch schlechterdings frei sein. Hier eröffne sich eine Entwicklung, die von Fetischen, Gestirnen, Thieren weiterschreite zu Helden, Götzen, Göttern, endlich einem Gottmenschen. Er versteht nun unter Pantheismus die Idee, daß Alles Organ der Gottheit, Mittler sein könne, indem der Glaubende es dazu erhebe, unter Monotheismus dagegen den Glauben, daß es nur Ein solches Organ in der Welt für uns gebe. Von diesem Gedanken gehen verwandte Ideen in den Reden über Religion aus. Andererseits aber rief nun diese Schrift erst in Novalis ein zusammenhängendes Nachdenken über Religion und Christenthum hervor. Und zwar sucht dasselbe, abweichend von der Richtung der Reden, vermöge einzelner psychologischer Intuitionen sich dem Ganzen dieser Phänomene zu nähern.

Er bezeichnet das Herz gleichsam als das religiöse Organ. „Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenständen, sich selbst empfindet, sich selbst zu einem idealischen Gegenstande macht entsteht Religion.“ Auch hier also ist die Gottheit der Schatten, welchen das Ich wirft. Von Fichte bis auf Feuerbach ist dieser Gedanke immer wieder ausgeführt werden.

„Noch ist keine Religion. Man muß eine Bildungsschule ächter Religion erst stiften.“ Es giebt aber keine Religion die nicht Christenthum wäre. Die Grundzüge der Religion sind im Christenthum sehr tief verwirklicht. Auch hier das merkwürdige, diese romantische Religion bezeichnende Schwanken. Von einer neuen Bibel, von ganz neuen Evangelien spricht Hardenberg; er scheint in Erwartung ganz neuer religiöser Entwicklungen; und dann erblickt er doch wieder in den Grundzügen des Christenthums die Grundzüge aller Religiosität überhaupt. Gerade an diesem am meisten von Hardenberg erwogenen Punkte widersprechen sich am stärksten seine Aeußerungen aus verschiednen Zeiten, welche leider in den Fragmenten ganz willkührlich durcheinandergeschoben sind.

Der Grundcharakter des Christenthums ist Negativität. „Absolute Abstraktion, Vernichtung des Jetzigen, Apotheose der Zukunft, dieser eigentlich besseren Welt: dies ist der Kern der Geheiße des Christenthums.“ Das Christenthum steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß. Es ist der Keim alles Demokratismus, indem es auf den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, Werth legt. Ein zweiter Grundzug ist eine unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben, so muß er hilfsbedürftig sein, wie er im Christenthum erscheint.

Wenn schon diese letzte Ansicht wieder auf die Reden über Religion hinweist: so ist das noch mehr in Bezug auf die specifischen Dogmen des Christenthums der Fall. Auch ihm ist alles Wunder, oder, mit einer anderen Wendung, wahrhafte Ueberzeugung, diese höchste Funktion unseres Gemüths und unserer Personalität, das einzige wahre Gott verkündende Wunder; der Wunder höchstes, in verwandter Wendung, eine tugendhafte Handlung, als ein Aktus der freien Determination; jeder Tod soll ein Versöhnungstod sein; kurz das Historische des Christenthums allgegenwärtig.

Er überschreitet diese Linie noch in paradoxen Bemerkungen, nach welchen Christi Geschichte ebensosehr ein Gedicht sei, der Inhalt der Bibel auffallende Aehnlichkeit mit einem Mährchen habe: eine Bibel sei die höchste Aufgabe der Schriftstellerei. Dann aber ruft er sich — jenen eigenen phantastischen Hang pflegend der mit seinem Geschick und seiner Krankheit, aber nicht mit seinen Ideen zusammenhing — selber zu: ich muß ordentlichen Aberglauben zu Jesus haben. Der Aberglaube ist überhaupt nothwendiger zur Religion als man gewöhnlich glaubt. Nur durch jenen realistischen Trieb, demgemäß er auch den Zusammenhang zwischen Religion und Wollust mehrmals hervorhebt, hängen solche Gedanken mit seinen übrigen zusammen.

Will man so sein innerstes Verhältniß zum Christenthum erfassen: so tritt zunächst ein grenzenloses Bedürfniß wahlverwandten Verstehens und Genießens der christlichen Gemüthsstimmung gegenüber hervor. Da ist kein Bemühen um kritische Wahrheit; keine Andeutung wäre zu finden daß er die Geltung des Christenthums inmitten unserer modernen Kultur jemals mit objektivem Geiste erwogen hätte. Ein dem Christenthum wahrhaft wahlverwandter Geist möchte von den wunderbaren Kräften desselben so viel in sich aufnehmen, als ihm wie er nun einmal ist möglich ist. Hieraus entsprang für das historische Verständniß des Christenthums ein ungemeiner Impuls. Man kann sagen, daß die Vertiefung des Gemüths in die christliche Epoche mit ihm und seinem Freunde Friedrich Schlegel begann.

Und zwar geschieht diese Vertiefung so zu sagen mit größerer historischer Wahlverwandtschaft in ihm als in irgend einem seiner Freunde. Denn dieselbe gab nur einem Elemente Gestalt das schon in ihm lebte, ja das sich zum Herrn seines Lebens gemacht hatte. Er lebte in der jenseitigen Welt. Sie war in Wirklichkeit die Heimath seines Herzens. Das gab seinem Christenthum gegenüber dem seiner objektiv auffassenden Freunde und Genossen, insbesondere Schleiermacher's ein ganz verschiedenes, ganz eigenartiges Gepräge.

Wie er demnach das Christenthum ergriff, war es ihm ein Mittel, alle Tiefe und Fülle des Herzens, mit welcher er an der geheimnißvollen Welt hing die ihm Heimath war, aus grenzenloser Weite der Phantasie zu bestimmtem Bild und abgegrenztem Glauben zusammenzuziehen. Wie die Kirche Mittel fand, die grenzenlos schweifende Andacht und Sehnsucht des Herzens an bestimmte Gegenstände und Formeln zu haften: ein solches Allerheiligstes, an welches sich seine Empfindungen knüpfen dürften, war hier das Christenthum. Das unbestimmte Antlitz der jenseitigen Welt schien in ihm aus der Dämmerung hervorzutreten.

War er ein gläubiger Christ? darauf soll man nun einmal schlechterdings mit einem fröhlichen Ja oder einem runden Nein antworten können. Man sollte vielmehr ein für alle Mal davon ausgehn, daß wir Modernen uns zum Christenthum vollkommen anders verhalten als in den sechzehnhundert Jahren vor der Begründung des wissenschaftlichen Geistes geschah. Die Summe von Begebenheiten, welche überliefert wurde, der innerliche Gehalt eines tausendjährigen Gemüthslebens der vom ersten Beginn ab darin lebendig sproßte und blühte sind auch den Tiefstreligiösen unter den Vertretern der modernen Wissenschaft, sie sind auch den Pascal, Leibnitz, Schleiermacher, Fichte, Niebuhr, Savigny niemals eine Macht gewesen welche ihr Dasein gefangen nahm: ich wage zu behaupten daß nicht nur in dem historischen und ideellen Gehalt welcher aufgenommen wurde ein Unterschied war, sondern auch, was viel wichtiger scheint, in der Form der Ueberzeugung.

Auf einem ganz Europa umspannenden Schauplatz, in einer beispiellosen Succession der genialsten wissenschaftlichen Kräfte, wie sie eine solche Basis allein möglich macht, hat der moderne wissenschaftliche Geist von der Entdeckung der Mechanik des Himmels ab bis auf diesen Tag, an welchem die Kräfte der Gesellschaft und der Geschichte unser begeistertes Studium beschäftigen, seine siegende Laufbahn begonnen. Wir wissen daß die Zukunft sein ist. Wir wissen daß er bestimmt ist die Welt umzugestalten. Die einsame Seele des Forschers ist seit jener Zeit erfüllt von dem edelsten Machtgefühl des Menschen. Die Erscheinungen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den Gang der Erscheinungen zu lenken, zu solchen Mitteln dem Menschen, auch dem letzten, das volle vorurtheilslose Selbstgefühl seiner Bestimmung geben, das will dieser siegreiche Geist der sich mit Kepler und Galilei seine Grundlage schuf. Von ihm erfüllt sein, das heißt leben.

Keine wahrhaft kräftige, die Wissenschaften in ihrer Größe zu fassen befähigte Intelligenz hat anders als im Vollgefühl dieser Bewegung gelebt. Bald in zürnender Leidenschaft, bald in heiterer Sammlung, in al-

len Formen, in allen Begrenzungen, war sie der Lebensinhalt jedes wahrhaft fruchtbaren intellektuellen Kopfes seit zwei Jahrhunderten. Demgemäß konnte auch das Christenthum nur unter dem Gesichtspunkt dieses Interesses aufgefaßt werden. Die Beleuchtung der christlichen Thatsachen und Dogmen war also bedingt durch die Stelle in dem Gang und den Kreisen dieses wissenschaftlichen Geistes, von welcher aus dieselben gesehen wurden. Die Philosophen suchten den Wiederschein der Ideen in den Dogmen und Thatsachen; also fiel für sie die dogmatische Form und die historische Fakticität in verschwimmende Dämmerung. Die Historiker waren erfüllt von den Wirkungen des Christenthums, von seiner geschichtlichen Macht; die Thatsächlichkeit der überlieferten Historie desselben ward von den Niebuhr, Möser, Savigny mit Sehnsucht und Pietät behandelt, nie aber mit dem festen Glauben, dessen Maßstab sie von anderen Theilen der Geschichte her besaßen. Bei den Naturforschern steht das Christenthum am Rande des Horizontes ihrer Forschung; wie diese sich erweiterte ist es immer mehr zurückgedrängt worden. Ein Maßstab methodisch gewonnener, strengbegründeter Gewißheit ergiebt sich aus dem wissenschaftlichen Studium; seitdem eine mathematische Naturwissenschaft, eine kritische geschichtliche Methode bestehn: kann nichts diesen Maßstab strengen Wissens mehr erschüttern. Dagegen war bis zum Eintreten dieser Thatsache das Verhältniß der Ueberzeugungsgrade geradezu das entgegengesetzte: alle menschliche Wissenschaft mußte der göttlichen Offenbarung gegenüber völlig ungewiß und wie Schatten schwankend erscheinen. Aus diesem neuen Verhältniß ergeben sich die modernen Religionstheorien nicht nur der Philosophen, sondern ebenso der protestantischen Theologie, welche das Mittelalter, ja welche auch Luther nicht einmal verstanden hätte. Historie und Dogma treten in ihnen zurück hinter den ganz inneren Zusammenhang mit dem Gemüthsleben und indem so das Christenthum in seiner wahren Heimath, gleich einem zurückgedrängten Welteroberer, sich festigt und seine Grenzen aufrecht erhält: treten jene kühlen Ueberzeugungsgrade zurück hinter den ganz heterogenen Gesetzen, welche im Gemüth gelten, Gesetzen, welche in den Erscheinungen von Liebe, Sehnsucht, Bedürfniß, Friede des Herzens überall von der Beziehung der Ideen auf den in Lust und Leid, in Verlangen und Trieb bewegten Mittelpunkt unseres Daseins bestimmt werden.

Dieses moderne Verhältniß zum Christenthum muß begriffen sein, indem man unternimmt einen aus der Zahl der intellektuell begabten Männer zu würdigen, welche ein bestimmtes Verhältniß zum Christenthum auszusprechen und zu fixiren bestrebt waren. Sonst entsteht jenes Nergeln, Beschnüffeln, Bemängeln innerster Ueberzeugungen, welches das

Wie er demnach das Christenthum ergriff, war es ihm ein Mittel, alle Tiefe und Fülle des Herzens, mit welcher er an der geheimnißvollen Welt hing die ihm Heimath war, aus grenzenloser Weite der Phantasie zu bestimmtem Bild und abgegrenztem Glauben zusammenzuziehen. Wie die Kirche Mittel fand, die grenzenlos schweifende Andacht und Sehnsucht des Herzens an bestimmte Gegenstände und Formeln zu haften: ein solches Allerheiligstes, an welches sich seine Empfindungen knüpfen dürften, war hier das Christenthum. Das unbestimmte Antlitz der jenseitigen Welt schien in ihm aus der Dämmerung hervorzutreten.

War er ein gläubiger Christ? darauf soll man nun einmal schlechterdings mit einem fröhlichen Ja oder einem runden Nein antworten können. Man sollte vielmehr ein für alle Mal davon ausgehn, daß wir Modernen uns zum Christenthum vollkommen anders verhalten als in den sechzehnhundert Jahren vor der Begründung des wissenschaftlichen Geistes geschah. Die Summe von Begebenheiten, welche überliefert wurde, der innerliche Gehalt eines tausendjährigen Gemüthslebens der vom ersten Beginn ab darin lebendig sproßte und blühte sind auch den Tiefstreligiösen unter den Vertretern der modernen Wissenschaft, sie sind auch den Pascal, Leibnitz, Schleiermacher, Fichte, Niebuhr, Savigny niemals eine Macht gewesen welche ihr Dasein gefangen nahm: ich wage zu behaupten daß nicht nur in dem historischen und ideellen Gehalt welcher aufgenommen wurde ein Unterschied war, sondern auch, was viel wichtiger scheint, in der Form der Ueberzeugung.

Auf einem ganz Europa umspannenden Schauplatz, in einer beispiellosen Succession der genialsten wissenschaftlichen Kräfte, wie sie eine solche Basis allein möglich macht, hat der moderne wissenschaftliche Geist von der Entdeckung der Mechanik des Himmels ab bis auf diesen Tag, an welchem die Kräfte der Gesellschaft und der Geschichte unser begeistertes Studium beschäftigen, seine siegende Laufbahn begonnen. Wir wissen daß die Zukunft sein ist. Wir wissen daß er bestimmt ist die Welt umzugestalten. Die einsame Seele des Forschers ist seit jener Zeit erfüllt von dem edelsten Machtgefühl des Menschen. Die Erscheinungen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den Gang der Erscheinungen zu lenken, zu solchen Mitteln dem Menschen, auch dem letzten, das volle vorurtheilslose Selbstgefühl seiner Bestimmung geben, das will dieser siegreiche Geist der sich mit Kepler und Galilei seine Grundlage schuf. Von ihm erfüllt sein, das heißt leben.

Keine wahrhaft kräftige, die Wissenschaften in ihrer Größe zu fassen befähigte Intelligenz hat anders als im Vollgefühl dieser Bewegung gelebt. Bald in zürnender Leidenschaft, bald in heiterer Sammlung, in al-

len Formen, in allen Begrenzungen, war sie der Lebensinhalt jedes wahrhaft fruchtbaren intellektuellen Kopfes seit zwei Jahrhunderten. Demgemäß konnte auch das Christenthum nur unter dem Gesichtspunkt dieses Interesses aufgefaßt werden. Die Beleuchtung der christlichen Thatsachen und Dogmen war also bedingt durch die Stelle in dem Gang und den Kreisen dieses wissenschaftlichen Geistes, von welcher aus dieselben gesehen wurden. Die Philosophen suchten den Wiederschein der Ideen in den Dogmen und Thatsachen; also fiel für sie die dogmatische Form und die historische Fakticität in verschwimmende Dämmerung. Die Historiker waren erfüllt von den Wirkungen des Christenthums, von seiner geschichtlichen Macht; die Thatsächlichkeit der überlieferten Historie desselben ward von den Niebuhr, Möser, Savigny mit Sehnsucht und Pietät behandelt, nie aber mit dem festen Glauben, dessen Maßstab sie von anderen Theilen der Geschichte her besaßen. Bei den Naturforschern steht das Christenthum am Rande des Horizontes ihrer Forschung; wie diese sich erweiterte ist es immer mehr zurückgedrängt worden. Ein Maßstab methodisch gewonnener, strengbegründeter Gewißheit ergiebt sich aus dem wissenschaftlichen Studium; seitdem eine mathematische Naturwissenschaft, eine kritische geschichtliche Methode bestehn: kann nichts diesen Maßstab strengen Wissens mehr erschüttern. Dagegen war bis zum Eintreten dieser Thatsache das Verhältniß der Ueberzeugungsgrade geradezu das entgegengesetzte: alle menschliche Wissenschaft mußte der göttlichen Offenbarung gegenüber völlig ungewiß und wie Schatten schwankend erscheinen. Aus diesem neuen Verhältniß ergeben sich die modernen Religionstheorien nicht nur der Philosophen, sondern ebenso der protestantischen Theologie, welche das Mittelalter, ja welche auch Luther nicht einmal verstanden hätte. Historie und Dogma treten in ihnen zurück hinter den ganz inneren Zusammenhang mit dem Gemüthsleben und indem so das Christenthum in seiner wahren Heimath, gleich einem zurückgedrängten Welteroberer, sich festigt und seine Grenzen aufrecht erhält: treten jene kühlen Ueberzeugungsgrade zurück hinter den ganz heterogenen Gesetzen, welche im Gemüth gelten, Gesetzen, welche in den Erscheinungen von Liebe, Sehnsucht, Bedürfniß, Friede des Herzens überall von der Beziehung der Ideen auf den in Lust und Leid, in Verlangen und Trieb bewegten Mittelpunkt unseres Daseins bestimmt werden.

Dieses moderne Verhältniß zum Christenthum muß begriffen sein, indem man unternimmt einen aus der Zahl der intellektuell begabten Männer zu würdigen, welche ein bestimmtes Verhältniß zum Christenthum auszusprechen und zu fixiren bestrebt waren. Sonst entsteht jenes Nergeln, Beschnüffeln, Bemängeln innerster Ueberzeugungen, welches das

Verhältniß des Menschen zu den letzten Geheimnissen der Welt, dies Verhältniß das uns so klein macht und so groß, in flacher kritischer Zusammenstellung contrastirender Aeußerungen völlig verkennt.

Indem dies bei Novalis erwogen wird, werden nicht nur bereits erwähnte contrastirende Aeußerungen verständlich, sondern auch der größte Gegensatz, der zwischen seinen dargestellten wissenschaftlichen Gedanken über Religion und Christenthum und seinen „geistlichen Gedichten." In jedem zugleich natürlichen und tiefen Gemüth regen sich zu Zeiten Bedürfniß, Sehnsucht, Hingabe, welche dann in anderen Tagen wieder wie ganz ferne stehn. Maria, Christus, die Auferstehung waren für Novalis nicht Glaubensartikel: alles was über die Natur moderner christlicher Ueberzeugungen gesagt ist gilt auch für ihn. Eben darum würde man freveln sie als poetische Gestalten für ihn zu betrachten. Aber in tiefbewegten Stunden, da er in den nächtlichen Himmel einer jenseitigen Welt hinausblickte: formte sich das Chaos unendlicher Welten für ihn zu diesen Sternbildern, zu denen der einsam Dahinschreitende als zu leitenden Schützern sehnsüchtig emporblickte.

Diese Lieder werden leben, ewig wie das Christenthum. Was sie von denen der großen geistlichen Liederdichter des 16. und 17. Jahrhunderts unterscheidet, ist eine Simplifikation und Verinnerlichung des Stoffs, welche auf dem veränderten Verhältniß zu demselben beruht. Jene alten geistlichen Lieder, wie denn die ersten in dem Drang reformatorischen Glaubenseifers, als Bekenntnisse, hervortraten, standen der Predigt ganz nahe: Ermahnung, Geschichte, Bekenntniß begegneten sich in ihnen; in der Fülle des Glaubensgehaltes berühren sie das Mannichfaltigste. Diese „geistlichen Gedichte" von Novalis sind Lieder im wahren Sinne des Worts: empfangen aus einer das Gemüth tief bewegenden individualisirten Stimmung: ihr Inhalt ist eine ganz einfache, von der Phantasie in unbestimmter Weise getragene Anschauung, so verschwimmend, als ob diese Stimmung sie emporgetragen hätte und sie dann wieder mit ihr versinken und sich auflösen müßte, einer Vision zu vergleichen. Diese einfache, von der Stimmung emporgetragene Anschauung ist bald der süßeste Friede in der Anschauung Christi, des Freundes der Seelen: „endlich kommt zur Erde nieder aller Himmel selges Kind." Bald das wehmüthig heimliche Gefühl wie er auf einsamen Pfaden, fern von der Menge, ihm folgt; „von Liebe nur durchdrungen, hast du so viel gethan, und doch bist du verklungen, und keiner denkt daran." Und dann wieder die rührendste Empfindung des Mitleids mit ihm, wie sie in alten Bildern so wundersam ausgedrückt ist, in denen man Maria über ihn gebeugt sieht, ihre Thränen rinnen, unwillkührlich drängen sie uns nach den Augen, da wir in dies gramzer-



störte Gesicht blicken. „Ewig seh' ich ihn nur leiden, ewig bittend ihn verscheiden. O daß dieses Herz nicht bricht." Aber über alles geht ein Zauber der einfachsten, reinsten Empfindung, der über die Lieder an Maria gebreitet ist: wie ihm, seit er sie sah, der Welt Getümmel gleich einem Traum verwehte und nun ewig ein unnennbar süßer Himmel im Gemüthe steht; wie er sie anfleht, nur einmal ihm ein frohes Zeichen zu geben, oft in Träumen sei sie ihm erschienen, in Kinderzeiten:

„Unzähligmal standst du bei mir,
Mit Kindeslust sah ich nach dir,
Dein Kindlein gab mir seine Hände,
Daß es dereinst mich wieder fände!
Du lächeltest voll Zärtlichkeit
Und küßtest mich: o himmelsüße Zeit

Fern steht nun diese selge Welt —"

Indem wir von diesen Liedern reden, wenden wir uns von dem wissenschaftlichen Ausdruck seiner Weltansicht zu dem dichterischen. Sie begannen seine dichterische Epoche, damals als er Tieck kennen lernte. Und zwar entstanden sie, wie der Aufsatz über die Christenheit, unter dem Eindruck der Reden über Religion. Im Herbst 1799 las er sie den Freunden vor und Friedrich Schlegel fand, daß sie das Göttlichste seien was er je gemacht, mit nichts habe die Poesie drin Aehnlichkeit als mit den innigsten und tiefsten unter Göthe's früheren kleinen Gedichten. „Die Ironie dazu ist — schrieb er an den Freund dessen Reden diese Bewegung angefacht hatten — daß Tieck, der kein solch Lied herausbringt, wenn er auch Millionen innerliche Burzelbäume schlägt, nun auch solche Lieder machen soll; dann nehmen sie noch Predigten dazu und lassen's drucken." Auch Tieck erwähnt des wunderlichen Unternehmens, indem er aber über seinen eignen Antheil stillschweigend hinweggeht: die Predigten hätten die wichtigsten Momente und Ansichten des Christenthums enthalten sollen. Ich beziehe auf diesen Plan einige Bemerkungen in dem von Bülow veröffentlichten Nachlaß (III, 171, 194, 5, 267, 317 vgl. II, 263). Selbst die Lavater'schen Lieder enthielten noch zu viel Moral und Ascetik; „die Lieder müssen weit lebendiger, inniger, allgemeiner und mystischer sein." Auch die Predigten müßten schlechthin nicht dogmatisch, sondern unmittelbar, zur Erregung des heiligen Intuitionssinns, zur Belebung der Herzensthätigkeit sein. Predigten und Lieder können Geschichten enthalten; diese wirken vorzüglich religiös. In diesem Sinne nennt er die Predigten auch Legenden: diese seien der eigentliche Stoff derselben. Solche ächte Legenden oder Predigten seien Nassir und Zuleima, die Bekenntnisse einer schönen Seele und das Heimweh. Man sieht wie der Plan gedacht war für welchen

allerdings Tieck ein wunderlicher Genosse gewesen wäre. Man sieht auch, wie, die Verschiedenheit der Natur miterwogen, dieser Plan dem der Visionen verwandt war, welchen Schleiermacher nach den Reden faßte. Es war kein Zufall, sondern lag in der Natur der Sache, daß alle Pläne dieser Art, dem innersten religiösen Leben einen ganz freien, man möchte sagen litterarischen Ausdruck zu geben wieder niedersanken. Die geistlichen Lieder von Novalis, die Predigten von Schleiermacher ruhten auf dem inneren Zusammenhang mit der christlichen Gemeinde.

Die Form nun, in welcher Novalis seiner Weltansicht den adäquaten dichterischen Ausdruck zu geben gedachte war die des Romans. Seit dem Erscheinen des Wilhelm Meister war dieser Gedanke, mit dem Studium des wunderbaren Buches, in ihm aufgewachsen; nach einigen Bruchstücken eines früheren Planes, der Lehrlinge von Sais, ergriff er den Stoff des Ofterdingen, seines einzigen größeren, obwohl unvollendeten Werkes.

Von Wilhelm Meister aus kann daher allein seine dichterische Stellung begriffen werden. Hier tritt uns aber entgegen, daß die Einwirkung dieses großen Werkes auf die dichterische Produktion jener Jahre in keiner Darstellung in ihrer vollen Bedeutung erscheint.

Werden wir überhaupt jemals die Mittel finden, die Einwirkung wissenschaftlich darzustellen, welche die Phantasie einer Epoche durch ein Kunstwerk empfängt? Die Litteraturgeschichte hat bisher dies Problem nicht einmal klar gesehn: seine Lösung liegt in der Zukunft der Psychologie, welche freilich heute noch weit von der Einsicht in die Gesetze der Phantasie entfernt ist. Wir sehen nur gewissermaßen von außen, historisch, wie gewisse Gestalten und Entwicklungsformen in verschiednen Modifikationen die Phantasie einer Epoche ganz erfüllen, wie andererseits eine bestimmte Form, in welcher die Phantasie die Gegenstände concipirt sich fortpflanzt. Es wäre schon ein ungemeiner Fortschritt, wenn wenigstens dieser historische Gesichtspunkt in's Auge gefaßt und durchgeführt würde.

Wir haben es hier nur mit einer Seite der Einwirkungen des Wilhelm Meister zu thun, mit seinem Einfluß auf die Dichtung der Romantiker.

Und hier erscheinen nun in Bezug auf die Gestalten und Entwicklungsformen der Sternbald von Tieck und der Florentin von Dorothea Veit recht geeignet dies Verhältniß zu veranschaulichen. Wilhelm Meister enthält gewissermaßen den Grundriß des Sternbald; die Bildungsgeschichte eines vermöge der Kunst aufstrebenden Bürgersohns, die ihn durch verschiedene Abentheuer hindurch in die vornehme Gesellschaft führt, das Schema dieser Verhältnisse, die flüchtige Erscheinung eines Mädchens, welche sich in seine Jugendträume verwebt am Beginn, dann durch man-

nichfache Schicksale hindurch das Wiederfinden und die Vereinigung; ja um die Aehnlichkeit zu vollenden, diese Vereinigung durch die Schwester, eine Gräfin vermittelt, in deren Schönheit schon in Vorausahnung die Geliebte verehrt wird. Das schöne, für eine solche Bildungsgeschichte geradezu classische Motiv durch das flüchtige frühe Erscheinen der Geliebten der Entwicklung und ihrer Darstellung im Voraus Einheit und Zusammenhang, durch ihr Verschwinden dann wieder Freiheit für die mannichfaltigsten Verhältnisse, endlich durch das Wiederfinden einen gewissermaßen providenziellen Abschluß zu geben: hat sich seit Wilhelm Meister so tief in die Phantasie der Romandichter geprägt als ob die Natur selber darauf führe, weil es so einfach ist. Auch die Gruppirung des Titan, dieses einzigen vollendeten Kunstromans von Jean Paul in großem Styl, der in so bewußter Nebenbuhlerschaft des Wilhelm Meister gearbeitet ist, folgt demselben Schema, mit einiger Modifikation der Erfindung. Im Florentin ist man wie zwischen den Schatten der Göthe'schen Gestalten. Die Klostergeschichte Florentin's ist aus der Geschichte des Harfners und des Marchese entstanden; Clementine ist die zweite schöne Seele, ihr Verhältniß zu dem Hause, wie sie aus der Entfernung alles leitet, die Verwirklichung des höchsten Kunstsinns in ihrer Umgebung, das alles ist aus der Anschauungswelt der Familie, welcher der Oheim, Natalie und die schöne Seele angehören, wie in eins gezogen. So klingt denn auch in dem Heinrich von Osterdingen Manches nach. Insbesondere ist die Gestalt der Morgenländerin eine wenig verhüllte Modifikation Mignon's.

Unvergleichlich wichtiger ist aber, wie das Verfahren der Phantasie, die Form, in welcher die Erscheinungen concipirt und dargestellt werden, von Wilhelm Meister aus diese romantischen Kreise bestimmt. Und so hervorragend erschien gleich damals diese künstlerische Eigenthümlichkeit des Romans, daß die wahrhaft befähigten Kritiker, wie Schiller, Friedrich Schlegel, gleich von vorn herein diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellten. Und diesem war denn auch, noch bevor Friedrich Schlegel's Kritik erschien, ein tiefdringendes Studium von Novalis gewidmet. Wie dies Studium seine Entwicklung seit 1796 begleitete, gab ihm freilich die wachsende Divergenz der Standpunkte eine andere Richtung. Aber für seine eigne und die romantische Dichtung war jener erste Gesichtspunkt der wichtigste.

Es sei sonderbar — hiervon geht er aus — daß in der Natur nur das Grelle, das Ungeordnete, Unsymmetrische, Unwirthschaftliche nicht mißfalle und hingegen bei allen Kunstwerken Milde, schickliches Verlaufen, Harmonie und richtige gefällige Gegensätze unwillkührlich gefordert werden. Die Erzählung enthalte oft eine gewöhnliche Begebenheit, aber sie unter-

halte. Sie unterhalte die Einbildungskraft im Schweben oder im Wechsel, setze sie in einen künstlichen febrilischen Zustand und entlasse sie, wenn sie vollkommen sei, mit erneutem Wohlgefühl. Und zwar sei der Vorgang eine Auffassung des Eigenthümlichen dergestalt daß es schöpferisch in das Allgemeine erhoben werde — Auffassung des Eigenthümlich-Allgemeinen, des Nothwendig-Zufälligen. Sehr schön, sagt er in dieser Beziehung, Alles Vollendete spreche nicht sich allein, es spreche seine ganze mitverwandte Welt aus, daher schwebe um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau.

Zeigt sich hier bereits, wie Novalis den dichterischen Charakter des Wilhelm Meister begriff und mit seiner Denkart verschmolz, so ist für seine Entwicklung entscheidend, wie ihn eine Seite dieses Romans ergriff, welche auch Schiller bemerkt hatte. Ein Roman müsse ganz Poesie sein; diese aber sei eine harmonische Stimmung unseres Gemüths, in welcher sich alles verschönere, jedes Ding seine gehörige Ansicht, alles seine passende Begleitung und Umgebung finde. Demgemäß erscheine in einem poetischen Buche alles so natürlich, zugleich aber — und das ist der entscheidende Punkt, so wunderbar: man glaube es könne nicht anders sein und als habe man nur bisher in der Welt geschlummert und gehe einem nun erst der rechte Sinn der Welt auf. Diese Empfindungsweise drückt unser Verhältniß gegenüber dem Individuell-Allgemeinen, dem Nothwendig-Zufälligen genau aus. Aber in dem romantischen Geiste gewann die künstlerische Behandlung über den Realismus das Uebergewicht. So erschien ihm das Gefühl des Fremdartigen, weit von der wirklichen Welt Abstehenden als das Grundgefühl der Poesie. Es sei seltsam daß in einer guten Erzählung etwas Heimliches sei, etwas Unbegreifliches. Die Geschichte scheine noch uneröffnete Augen in uns zu berühren und wir stünden, indem wir aus ihrem Gebiete zurückkämen, in einer ganz anderen Welt. Die Kunst auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend: das sei die romantische Poetik, d. h. hier die Poetik des Romans. So richtig dies einen Grundzug des in W. Meister beginnenden modernen deutschen Romans bezeichnet: so war doch die Ueberspannung dieser Idealisirung, mit welcher dann eine ausschließende Vorliebe für dies Gefühl des Fremdartigen, Heterogenen verknüpft sein mußte, ein offenbarer Irrweg der Romantik. Die normale dichterische Stimmung ward damit verkehrt. Indem Novalis, welcher in den hier gegebnen Sätzen den Mittelpunkt seines dichterischen Ideals sah, diesen Weg verfolgte, mußte er bald gewahren, wie weit er sich von Wilhelm Meister entfernte. Sein Urtheil über denselben schärfte sich. Er gedachte gegen ihn zu schreiben. Einzelne Bruchstücke

sind aus seinem Nachlaß erhalten (II, 181, 2, 228 III, 164, 171, 179, 181, 2, 285). Es scheint möglich die Kritik gewissermaßen wieder herzustellen.

Die Philosophie und Moral des W. M. sind romantisch. Das Gemeinste wird wie das Wichtigste mit romantischer Ironie angesehn und dargestellt, die Verweilung ist überall dieselbe (auch Schiller bemerkte in verwandtem Sinne, der Ernst sei in diesem Roman ein Spiel und das Spiel der wahre und eigentliche Ernst.) Die Accente sind nicht logisch, sondern metrisch und melodisch, wodurch eben jene wunderbare romantische Ordnung entsteht, die keinen Bedacht auf Rang und Werth, Erstheit und Letztheit, Größe und Kleinheit nimmt. Eine merkwürdige Eigenheit Göthe's bemerkt man dabei in seinen Verknüpfungen kleiner unbedeutender Vorfälle mit wichtigeren Begebenheiten. Er scheint keine andere Absicht dabei zu hegen als die Einbildungskraft auf eine poetische Weise mit einem mysteriösen Spiel zu beschäftigen. Wie nun aber Schiller dem Wilhelm Meister den einzigen Vorwurf machte daß bei dem großen und tiefen Ernst der in dem Einzelnen herrsche und durch den es so mächtig wirke, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu spielen scheine und sogar Ursache ward, daß dem Abbée und Serlo im letzten Buche noch Einiges in den Mund gelegt ward, was dem Leser das Ganze in strengerem realistischen Zusammenhang erscheinen lassen soll: so war dagegen Novalis und seinen Freunden dieses romantische Element, welches in dem Unaufgeklärten, dem Zufall, der Bedeutung der die Einbildungskraft repräsentirenden Gestalten waltet, noch zu sehr unterdrückt, ja an diesem Punkte entwickelte sich ein leidenschaftlicher Gegensatz. Nach Novalis hat insbesondere Bettina von Arnim diesen Gegensatz mit den beredtesten Worten ausgedrückt.

Wilhelm Meister's Lehrjahre sind prosaisch und modern; das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Er ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, in welcher das Wunderbare ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt wird. Man erinnert sich, daß Schiller gerade die Einsicht bewunderte, wie „nur im Schooße des dummen Aberglaubens die monströsen Schicksale ausgeheckt werden, welche Mignon und den Harfenspieler verfolgen." Novalis erfaßt denselben Punkt, aber zieht die entgegengesetzte Consequenz. Der Geist des Buchs ist künstlerischer Atheismus. Ja es ist geradezu ein Candide, gegen die Poesie gerichtet. Und nun sehr richtige Einwendungen im Einzelnen, die Oberaufsicht, welche der Abbée führt ist lästig und komisch; der Thurm in Lothario's Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Es läßt sich fragen wer am meisten verliert, ob der Adel,

daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende.

Wilhelm Meister ist ganz ein Kunstprodukt, ein Werk des Verstandes. Als Künstler ist Göthe nicht zu übertreffen. Was uns an Schriften fesselt ist allemal die Melodie des Styls; Wilhelm Meister's Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannichfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen und wir werden uns angezogen und unterhalten finden.

Wir stehen hier dicht vor dem Ofterdingen. Eine wunderbare Reproduktion des Göthe'schen Styls, übertragen auf eine ganz von der Imagination geschaffne, wunderbare, fremdartige, ganz typische Welt. Er sagt es geradezu: Göthe wird und muß übertroffen werden, aber nicht als Künstler, oder doch nur um sehr wenig; denn seine Richtigkeit und Strenge ist vielleicht schon meisterhafter als es scheint, sondern nur wie die Alten übertroffen werden können, an Gehalt und Kraft, an Mannichfaltigkeit und Tiefsinn.

Diese Bemerkungen sind geschrieben während er am Ofterdingen arbeitete; wenigstens kehren sie fast wörtlich in einem Briefe an Tieck aus dieser Zeit wieder, in welchem er berichtet, er habe schon die ganze Recension im Kopfe. In einer seiner paradoxen Antithesen, die widerstrebendes für den Moment verknüpfen, setzt er dieser gehalten realistischen Göthe'schen Ansicht der Welt seine poetische Stimmung entgegen, wie er sie in Jacob Böhme ausgedrückt finde! „Welch heitre Fröhlichkeit nicht dagegen im Böhme und diese ist es doch allein, in der wir leben wie der Fisch im Wasser. Ich wollte noch viel Dir sagen, denn es ist mir Alles so klar und ich sehe so deutlich die große Kunst, mit der die Poesie durch sich selbst im Wilhelm Meister vernichtet wird und während sie im Hintergrund scheitert, die Oekonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich thut und achselzuckend nach dem Meere sieht.“ Diese poetische Fröhlichkeit herrscht in der That im Ofterdingen, im Sternbald, im Florentin und bildet einen entschiednen Contrast gegen Göthe's reife, ruhig heitre Weltbetrachtung.

Deutlicher als die üblichen umfänglichen Herzensergüsse über den Geist der Romantik zeigt diese Reihenfolge der Wirkungen Wilhelm Meister's auf Novalis Eine Seite der entstehenden romantischen Dichtung. Seine Worte sprechen ganz die Wirkung aus, welche diese im Meister herrschende Weise die moralische Welt aufzufassen und darzustellen auf seine dichterische Generation hatte. Will man diese Wirkung mit Händen greifen,

so vergleiche man Tieck's frühere Erzählungen und Romane mit dem Sternbald. Nichts liegt zwischen ihnen als der Wilhelm Meister. Aber dieser hatte die ganze Form geändert, unter welcher die moralische Welt aufgefaßt wurde. Göthe's Roman giebt nichts weniger als ein objektives Bild derselben. Die Gewalt des Naturells, Leidenschaften, welche sich bis zum Verbrechen steigern, Neigungen und Gewohnheiten, welche die Menschen schlecht oder lächerlich machen, die harten Linien, welche individuelle Lage und Arbeit in ihre Züge graben, all das ist in den Hintergrund dieser Welt geschoben oder aus ihr ausgeschlossen. Der spröde Stoff des Lebens ist ausgeschieden. Was hiervon noch in den ersten, früher geschriebenen Büchern lag, erhält durch die letzten wenigstens eine neue idealisirende Beleuchtung. In diesen haben wir es nur mit der rein menschlichen Bildung, der Ausbildung der Individualität, in verschiednen Lebensaltern, Stadien derselben, Lagen, zu thun. Die philosophische Betrachtung des wahren Menschen und seiner Bildung herrscht hier und giebt dem Ganzen seinen Gesichtspunkt.

An diesem Punkte ist leicht zu sagen was unter der sogenannten ästhetischen Weltansicht Göthe's und der Romantiker zu verstehen sei. Kann die moralische Welt ästhetisch betrachtet werden? Man möge die Frage umkehren: kann eine ästhetische Welt einen moralischen Gehalt in sich schließen? Sie kann es. Nichts ist falscher als die Ansicht, Wilhelm Meister sei eben darum nicht unmoralisch, weil ein Gedicht mit Moral nichts zu schaffen habe. Die Composition enthält ein moralisches Urtheil. Aber in welchem Sinne? da, wo die unbedingten sittlichen Gesetze unserer Existenz endigen, beginnen andere, welche in unserem besonderen Verhältniß zum Leben gegründet sind, Gesetze der menschlichen Lagen. Von höchster Bedeutung sind hier die Gesetze der Lebensalter und der Geschlechter, weil diese die von der Natur gegebnen Lagen bezeichnen, gegen welche sich aufzulehnen frevelhaft oder lächerlich ist. Keine Moral, in ihren ehernen Formen, vermag diese Gesetzgebung des fließenden Lebens adäquat auszudrücken. Die Dichtung giebt ihr den Ausdruck. Die Epoche der ästhetischen Ansicht der moralischen Welt machte gegenüber verhärteten Doktrinen der Moral dieses Recht freier concreter Anschauung in der That geltend und begann damit eine Revolution unsrer moralischen Denkweise, welche Schleiermacher, Herbart, Hegel philosophisch abzuschließen gedachten, welche aber noch in vollem Flusse ist. Hier liegt auch der Keim der Lucinde von Friedrich Schlegel. Unmittelbar an die angedeutete Richtung des Wilhelm Meister schließt sich diese leidenschaftliche Verirrung. Mit wahrhafter kritischer Genialität zeigt Friedrich Schlegel's Abhandlung über Wilhelm Meister, wie die kunstreiche Composition des Buchs in einer po-

sitiven moralischen Ansicht abschließt, die sich in dem Oheim, in Lothario, in Natalie, man möchte sagen krystallisirt. Wenn er Werth darauf legte, daß diese Abhandlung Ironie enthalte: so geschah das, weil er sich wohl bewußt war, die Straffheit einer Composition, welche von dieser moralischen Ansicht aus gestaltet worden wäre, Göthe an vielen Punkten nur untergelegt zu haben. Das hieß: für ihn war die Aufgabe einer ästhetischen Darstellung der moralischen Welt in Wilhelm Meister noch nicht voll verwirklicht. Und so schloß sich sein eignes poetisches Experimentiren hier an. So schloß sich an Wilhelm Meister der doktrinäre oder der Tendenzroman an. Er schloß sich an die moralphilosophische Seite des Werks, welche in der That in den beiden letzten Büchern vorherrscht. In diesen fand daher auch Fr. Schlegel folgerecht den Höhepunkt des Romans, obwohl ja ganz offenbar, eben wegen dieser philosophischen Intention, die reine dichterische Kraft in ihnen abnimmt.

Tieck und Novalis behandeln diesen Grundzug des Wilhelm Meister unbefangener. Sie nehmen diese dichterische Verallgemeinerung der Individualitäten, diese Darstellung der verschiednen Standpunkte, unter denen uns die Welt erscheint, ebenfalls auf. Ja Novalis wenigstens führt das Typische in der Composition viel weiter und dem entsprechend nehmen die rein betrachtenden Gespräche einen noch breiteren Raum ein. Aber beide erhalten sich die freie Ausbreitung nach allen Seiten, welche der dichterischen Gemüthsstimmung wesentlich ist.

Dagegen bilden beide jenen Zug des Fremdartigen in der Erscheinung der Welt unter dem Einfluß von Motiven, welche in dieser Generation hinzutraten, wie in der dargestellten Theorie, so auch in ihren Werken aus.

Die auf Göthe folgende Generation wuchs unter dem Einfluß einer abstrakten, ganz idealistischen Philosophie auf; sie nährte sich an Dichtungen; sie hat nie zum Leben ein ganz unmittelbares dichterisches Verhältniß gewonnen. Demgemäß erhielt die Kunstform, die Doktrin, die Idealisirung nothwendig das Uebergewicht über das Reale. Sie hatten wenig neue Anschauung der realen Welt mitzutheilen; sie hatten aber eine Steigerung der Kunstform ihnen eigen. Hierin unterscheiden sie sich ganz wesentlich von der folgenden dichterischen Generation, in welcher Kleist und Arnim hervortraten.

Dieser gesteigerten Kunstform, diesem durchgebildeten Idealismus entsprach das erwähnte merkwürdige Gefühl und Darstellungsmittel, die Fremdartigkeit der Welt herauszuheben. Es war als ob sie durch ein gefärbtes Glas die Welt sähen. So geben sie denn der Welt die Farbe ihrer Subjektivität, werden nicht müde, sie wunderbar zu finden, fremd-

artig, seltsam. Sie schweben zwischen der Wirklichkeit der Dinge und ihrer philosophischen, ihrer Kunststimmung.

Das waren die Bedingungen, das war die Grundrichtung von Novalis, in welcher Heinrich von Osterdingen sich gestaltete. In bewußtester Nebenbuhlerschaft mit Göthe, wie denn nach seiner Absicht schon Druck und ganze äußere Erscheinung des Buchs den Osterdingen wie ein Gegenstück des Meister erscheinen lassen sollten.

Neben Göthe's Meister wirkte, wie er selber Tieck schrieb, dessen Sternbald am meisten auf seinen Osterdingen. Dieser Roman ist sehr überschätzt worden: neben den Mährchen oder Genoveva darf er nicht stehn, ja Lovell ist von einer weit größeren Originalität. Aber gerade weil Tieck hier so sehr in den Gestalten Wilhelm Meister's weiterdichtet, unter welche Scenen und Figuren des Ardhingello sich mischen: ist doppelt merkwürdig, wie er eine solche Wirkung üben konnte. Er steht zu den älteren Erzählungen Tieck's im schroffen Gegensatz. In William Lovell läßt sich die Nachwirkung des Styls, der Naturanschauung, der Stimmungen des Werther überall bemerken. Das Schema der Handlung für diese innere Welt muß dann Schiller's Geisterseher herleihen. So ist auch hier seine Phantasie in den Banden fremder Dichtung. Aber die Misanthropie, ja die Menschenverachtung und der Weltschmerz, welche durch dies Buch wehen, sind die eigenthümliche Stimmung seiner Jugendpoesie; Schauer, Bangen, Grauen die Eindrücke, über welche seine Phantasie eine unbeschränkte Macht hat. Man muß dann die von Schauern durchwehten Mährchen vergleichen, seine Abhandlung über das Wunderbare in Shakespeare's Poesie, welche er seiner Bearbeitung des Sturms beigab und welche ihn ganz mit dem Studium des Dämonischen und seiner Wirkungen beschäftigt zeigt. Das war die Heimath seiner Phantasie. Und nun kam in Sternbald die Nachbildung von Göthe's heitrer Welt und künstlerischer Lebensanschauung. Sie entsprach dem Geiste der Zeit ganz anders. Auch hier die Phantasie herrschend, aber hier die heiterste, in welcher Sehnsucht, Liebe, Fülle des Lebensgefühls, die für die romantische Dichtung so charakteristische Wanderlust durcheinander spielen. So lag hier für den Osterdingen nicht ein Vorbild, aber eine neue starke Anregung.

Heinrich von Osterdingen zeigt nun einen ungemeinen Fortschritt gegenüber den Lehrlingen von Sais. Diese entstanden aus den Anregungen des Freiberger Aufenthaltes, wahrscheinlich dort selbst noch. Der Grundgedanke der Lehrlinge ist eine tiefsinnige Zusammenfassung der Naturansicht Fichte's. Dieser Grundgedanke läßt sich aus dem im Nachlaß mitgetheilten Plan der Fortsetzung (III, 125) nicht erkennen, dagegen ist derselbe bereits, wie im Osterdingen nach seinen Grundlinien in einem eingeflech-

tenen Mährchen anticipirt. Man kann nichts Anmuthigeres lesen als das Mährchen von Rosenblüthchen und Hyacinth, wie sie sich liebten, ohne es selber recht zu wissen, wie die Veilchen und Erdbeere und die Thierchen des Gartens es sahen und ausplauderten, wie sie glücklich waren; wie aber der wunderliche Hyacinth seltsamen Dingen nachhing, wie einst aus fremden Landen ein Mann kam, seinen langen weißen Bart auseinanderthat und bis tief in die Nacht erzählte und wie nun alle Ruhe vorüber war und Hyacinth sich aufmachte, im Tempel der Isis das Antlitz der Natur zu schauen; nach langen Wanderungen kam er an; er stand vor der himmlischen Jungfrau; da hob er den Schleier und — Rosenblüthchen sank in seine Arme. Im lieblichsten parodischen Scherz ist hier das gesagt, auf welches alle einzelnen Andeutungen der Erzählung selber zielen. Der Tempel zu Sais ist auch ihr Hintergrund, das verschleierte Bild von Sais; die Lehrlinge der Tempelschule die Helden. Das Geheimniß der Natur soll begriffen werden. In dem Lehrer ist Werner's Gestalt idealisirt; seine wissenschaftliche Methode ist in eine naive Mystik übertragen. Es ist bekannt, daß der intellektuelle Charakter dieses großen Mineralogen und Geologen in einer ungewöhnlich scharfen und umfassenden äußeren Unterscheidungskraft, in einer ungemeinen Verschärfung und Vermehrung der bisher aufgestellten Merkmale, in einem damit zusammenhängenden umfassenden classifikatorischen Geiste beruhte. So prägte er dem was vordem ein Aggregat zerstreuter Bemerkungen gewesen war den Charakter der Wissenschaft auf. Mir scheint unzweifelhaft, daß diese Art von Genialität Novalis bei seiner Schilderung vorschwebte: „oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen keine Ruhe ließ." „Er sammelte sich Steine, Blumen, Käfer aller Art und legte sie auf mannichfaltige Weise sich in Reihen, stieg in Höhlen, sah wie in Bänken und in Schichten der Erde Bau vollführt war." In abstrakten Zügen wird das Bild jener Schule entworfen, welche damals, eine Zeit hindurch, über ganz Europa ihre Terminologie und ihre Jünger ausbreitete.

Und nun erhebt sich unter diesen Lehrlingen, welche das verschleierte Geheimniß der Natur vor Augen haben, der Kampf der Naturansichten. Was ist die Natur? ein wundersames Gemüth, das sich nur dem Dichter aufschließt — ein der Ordnung entgegenschreitendes Ganze — eine furchtbare verschlingende Macht, gewissermaßen ein entsetzliches Thier — aufblühende Vernunft — so kreuzen sich die Reden über den geheimnißvollen, verschleierten Grund der Dinge. Und unter den Streitenden in sich selber gekehrt der Held des Romans, der Lehrling, welcher bestimmt ist, nach dem Tode des Lehrers das große Wunder zu entschleiern. Es ist Novalis

selber, wie er damals dachte, der Novalis den wir auch aus den Fragmenten ganz so kennen lernten, Novalis wie er in Freiberg sann. „So wie dem Lehrer ist mir nie gewesen. Mich führt alles in mich selbst zurück. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen, allein mir ist als wären sie nur Bilder, Hüllen, Zierden, versammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieses liegt mir immer in Gedanken. Sie such' ich nicht, in ihnen such' ich oft. Es ist als sollten sie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau steht, nach der mein Geist sich sehnt. Und wenn kein Sterblicher nach jener Inschrift dort den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen; wer ihn nicht heben will ist kein ächter Lehrling zu Sais."

Das ist der Punkt der Lösung. Dem Schüler Fichte's erscheint das Ich als die entschleierte Natur, das Ich in seinem unsterblichen Charakter, das heißt als vernünftiger Wille. Und diese Lösung, auf welche der Roman zustrebte, wie sie das Mährchen parodisch enthält, ist ernsthaft in dem Distichon Hardenberg's ausgesprochen:

Einem gelang es, — er hob den Schleier der Göttin von Sais —
Aber was sah er? — er sah — Wunder des Wunders, sich selbst.

Und von dieser Einsicht aus klärt sich nun das in dem Entwurf der Fortsetzung angedeutete Detail auf. In Träumen sollte ihm die Isis erscheinen; er sollte nun den Sinn der Welt sehn, wie ihn die Religionen immer neu ausprägen, sollte durchschauen wie in den griechischen Göttern, wie in den Kosmogonien der Alten, wie in dem indischen Mythos überall der Mensch als das gelöste Räthsel der Natur gefeiert wird. Es ist zu vermuthen daß Novalis in seiner späteren Epoche diesen Grundgedanken wie die lehrhafte Unform, in welcher seine Ausführung begonnen war, umgestaltet hätte. Als er Jakob Böhme las und am Ofterdingen arbeitete, schrieb er Tieck, ihm sei, da er nun den Böhme erst kennen gelernt, um so lieber, daß die Lehrlinge bisher geruht hätten, die nun auf eine ganz andre Art erscheinen sollten. „Es soll ein ächt sinnbildlicher Naturroman sein. Erst muß Heinrich fertig sein. Eins nach dem anderen; sonst wird nichts fertig. Drum sind auch die Predigten liegen geblieben und ich denke sie sollen nichts verlieren."

Im Frühjahr 1799 war ihm in der Bibliothek des Generals von Funk die Sage von Ofterdingen in die Hand gefallen, dieser selber hatte eine Geschichte des Kaisers Friedrich II. geschrieben und die glänzendste Zeit des mittelalterlichen Geistes die sich damit vor ihm aufthat, mußte wohl einen Dichter sofort ergreifen, der im Gegensatz gegen die von Göthe aufgefaßte moderne, realistische Welt nach einem wahrhaft poetischen Anschauungskreis suchte. Er fand ihn in dieser gewaltigen Zeit. Das traf

zusammen mit dem Wiederaufwachen der Poesie in seiner Seele, welche er Tieck's Anwesenheit verdankte. In der glücklichsten Stimmung begann er das Werk. In tiefer Einsamkeit, auf der chursächsischen Saline in Artern, einem einsamen Ort in der güldnen Au in Thüringen am Fuße des Kyffhäuser Berges, wohin ihn seine Geschäfte führten, begann er gegen den Winter 1799 den Ofterdingen. Am 5. April 1800 war der erste Band vollendet. Er war im vollen Gefühl seiner Kraft. Der Ofterdingen erschien ihm als ein erster Versuch in jeder Hinsicht, die erste Frucht der wiedererwachten Poesie. Der Kopf wimmelte ihm von Ideen zu Romanen und Lustspielen. Mir scheint wahrscheinlich, mit den Jahren der Reife würde der Ueberschwang einer mystischen Phantasie sich gemäßigt haben. Wer kann sagen, welche Früchte ein Geist getragen hätte, der eben erst in die Jahre der Blüthe trat? Aber an dieser Blüthe nagte bereits der Wurm der unheilbarsten, hoffnungslosesten Krankheit.

Es ist nicht zu bestimmen, wann er den zweiten Theil begann. Sein Beginn ist vielleicht in der Melodie seines Styls das Vollendetste was Novalis geschrieben hat, manches Spätere hat etwas von der farblosen Stille des Krankenzimmers, dann auch von der formlosen Gedehntheit eines ersten Entwurfs. Um billig zu sein müssen wir erwägen, daß in dieser Fortsetzung nicht nur ein Fragment vorliegt, sondern auch ein bloßer erster Entwurf.

Trotz dieses fragmentarischen Zustandes erscheint mir dieser Roman als das Bedeutendste was diese erste Generation der Romantik hervorgebracht hat. Eine wahrhaft zauberische Melodie der Sprache umgiebt mit unsäglichem Reiz den Tiefsinn einer einsamen, vornehmen, dem Größten ernsthaft zugewandten Seele. „Nicht mit andächtigerer Wehmuth" — so schließt Tieck seine Mittheilung — „würde er ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Correggio betrachten." Unwillkührlich drängt eine solche Empfindung, aus dem übrig Gebliebenen sich das Ganze wieder vorzustellen wie es einst vor Hardenberg's Seele stand. Und indem man das versucht, findet man mit Erstaunen einen viel klareren Zusammenhang als die Litterarhistoriker bisher aufzeigen. Wenn Tieck nach seiner Art diesen Zusammenhang im Halbdunkel verschwimmen läßt: so hätte doch die Litteraturgeschichte besser diesen in's Auge gefaßt als immer wieder in Schilderungen einer Poesie zu schwelgen, in welcher Wasser und Himmel in Einem blauen Meere unterschiedlos verschwimmen sollen.

Es ist die Geschichte eines Dichters. Der [illegible] Band umfaßt in großen, aber ganz einfachen Zügen alles Glück [illegible] umschränkten Daseins, das die Wellen des geschichtlichen L[illegible]cht umspülen.

Die rührende Enge eines mittelalterlichen Hauses zu Eisenach; darin aufwachsend ein Sohn, in welchem sich verwirklichen soll was einst in der feurigen Seele des Vaters arbeitete; das ganze geheimnißvolle Glück seines Lebens steht dem Jüngling im Traum vor der Seele, in jener vielbesungenen und vielangefochtenen wundersamen blauen Blume; wie Wilhelm Meister trägt er eine Ahnung der ganzen Welt in seinem Herzen. Diese Ahnung scheint sich zu verwirklichen; indem er zum erstenmale aus der Enge des Hauses hinaustritt, auf die Reise zum Großvater nach Augsburg, scheinen ihm die wichtigsten Eindrücke des Lebens entgegenzukommen, in dem morgenländischen Mädchen der geschichtliche Kampf seiner Zeit, in dem Bergmann die Geheimnisse der Natur, in jener Höhle aber, wo ihm der Graf von Hohenzollern begegnet, das Räthsel seines eignen Daseins. Das Buch seines Lebens liegt da vor ihm in geheimnißvollen Bildern, das Gesetz des menschlichen Schicksals bewegt seine Seele, eine neue Epoche in seinem inneren Leben beginnt. Raschen Schritts scheint er der Vollendung desselben entgegenzuschreiten, wie er nun in dem Dichter Klingsohr die Gestalt seines vollendeten Lebens, in Mathilden alles Glück der Gegenwart und Zukunft umfaßt. Er erscheint als eine jener glückseligen Naturen, denen, wie sie ruhig und sicher voranschreiten, alles Glück des Lebens in jugendlicher Fülle entgegenkommt. Das schien einst Hardenberg's eigenes Loos.

Ich glaube daß der zweite Band in der That so beginnen sollte wie nun der Anfang vorliegt. Wir finden Heinrich wieder als Pilgrim, auf dem Wege nach Rom, wie er noch einmal auf Augsburg mit unaussprechlicher Traurigkeit zurückblickt, ein Bild in welchem das ganze, tiefe Leid des Dichters einen überwältigenden Ausdruck gefunden hat. Der Zusammenhang scheint zweifellos, indem man den ahnenden Traum Heinrich's (I, 145) mit den schmerzlichen Empfindungen vergleicht, mit welchen er nun hinabblickt: „dort lag Augsburg mit seinen Thürmen, fern am Gesichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren geheimnißvollen Stromes" — in seinen Wellen hat er Mathilden verloren, da er sie kaum besaß. Das Schicksal Heinrich's ist das des Dichters und es macht die größte Wirkung, daß alles was mit Mathildens Tode zusammenhängt dunkel gehalten ist, als ob der Dichter in die Nacht dieser Stimmungen weder sich noch den Leser hinabreißen möchte, im harmonischen Gange seiner romantischen Geschichte.

Leise und allmählig, mit tiefer Kunst, hat uns der Dichter in seine Welt geführt, eine Welt in welcher gewissermaßen der metaphysische Zusammenhang des menschlichen Lebens zu Tage liegt. Denn dieser ist, richtig verstanden, der Sinn seiner ästhetischen Form. Er unterbricht nicht

gelegentlich mit Träumen, Wundern und Abentheuern seine Geschichte, sondern er läßt den metaphysischen Zusammenhang derselben immer deutlicher hervortreten. Daraus folgt aber daß hier die Verknüpfung nur aus der unbewußten Empfindung in die Klarheit äußerer Erscheinung erhoben wird. Somit folgt, daß die Continuität in dem Leben des Helden nicht vernichtet, sondern vielmehr dergestalt verstärkt wirkt, daß nunmehr die Entwicklung des inneren Schicksals, welche in der Tiefe des Gemüths vor sich geht, aus dieser zu klarer Bewußtheit erhoben wird. Wenn also ein Dichter das Recht hat, unsre Seele, wie fest sie auch selber in ihrem eignen Gehalt ruhen mag, eine Zeit hindurch zum Spiegel seiner eignen Weltansicht zu machen, falls nur diese menschlich und tief ist: dann scheint mir auch diese Form, mitten unter unzähligen andren, welche ohnehin zu viel poetische und philosophische Tiefe fordert als daß ihre Ausbreitung zu fürchten wäre, in vollem Rechte zu sein.

Wer als ein Dichter dürfte den metaphysischen Zusammenhang des Lebens zu deuten unternehmen? die wahre und strenge Philosophie verschmäht, da sie ein strenges Maß der Erkenntniß in sich enthält, in diesen dunklen Regionen mit ihr zu wetteifern. Sie vermöchte ohnehin nicht, in solchem Halbdunkel, wie es hier uns umgiebt, diesen Zusammenhang bald hervortreten zu lassen als könnte man ihn mit Händen greifen, dann wieder plötzlich völlig zu verbergen. Ein lösendes Wort läßt sich sagen. Dieser metaphysische Zusammenhang wird durch eine Hypothese vorgestellt, an welcher auch Lessing's nüchterner Geist mit besondrer Vorliebe hing: die Hypothese vom Kreislauf der Seelen in der Zeit und ihrer Daseinsform von Geburt und Tod. Mit dieser Hypothese, die man etwas ungeschickt als die der Seelenwanderung bezeichnet, ist der Glaube an eine bestimmte, sich von innen entfaltende Individualität und an eine durch die Vergangenheit bestimmte Ordnung in den Beziehungen der Seelen zueinander, in jeder neuen Form ihres Daseins, verbunden. Er war Novalis früh nahgetreten; einst hatte er von Mathilden niedergeschrieben daß sie an die Seelenwanderung glaube; in den Gesprächen mit ihr hatte ihn dieser Gedanke beschäftigt; es mag ihn mit geheimem Zauber gelockt haben ihn zum Hintergrund dieses Denkmals seiner Schicksale zu machen.

Mit dieser Einsicht kommen wir nun dem fragmentarischen Charakter dieses Werks zu Hülfe und damit kann denn ein wirklicher Einblick in den Plan gewonnen werden, der allen bisherigen Kritikern des Werkes fehlte. Die Episode des ersten Bandes, in welcher der Graf von Hohenzollern auftritt, enthält gewissermaßen den Einschlag zu dem offenliegenden Faden der Erzählung. In früher Jugend hatte eine heiße Schwärmerei ihn in die Einsamkeit des Einsiedlers gezogen. Da er aber bald empfand daß

man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen müsse, daß ein junges Herz nicht allein sein könne, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem Geschlecht eine gewisse Selbstständigkeit erlange — die treffendste Kritik des Mönchthums durch diesen „katholischen" Schwärmer —: so warf er sich aus seiner jugendlichen Einsamkeit in die Gefahren und Wechsel des Kriegs. Da er endlich, nach vielen Jahren, mit seiner Gattin und zwei Kindern, welche diese ihm bereits geboren hatte, zurückkehrte, einem Sohn und einer Tochter, starb der Sohn ihm hinweg; die Tochter, schon im Todtengewölbe beigesetzt, ward von dem Arzte Sylvester gerettet und sie ist es welche nun, als Cyane, dem Pilgrim erscheint, am Beginn des zweiten Bandes. Heinrich aber ist, im Kreislauf der Seelen, in seiner früheren Daseinsform, jener frühverstorbne Sohn des Grafen von Hohenzollern gewesen (vgl. I, 109 ff. 223. 242). Der fragmentarische Charakter des Werkes zwingt, diesen Faden so ganz nüchtern abzuwickeln, damit der Leser ihn erblicke: ein Verfahren mit welchem man jedem Dichter sonst Unrecht thut; ja geradezu die innere Construktion seiner Schöpfung zerstört, die man bloszulegen behauptet.

Nunmehr wird verständlich, wie der arme Pilgrim, da ihm, inmitten der Felsen seine schmerzlichen Erinnerungen sich erheben, da die Geliebte tröstend erscheint und Cyane neben ihm steht und ihn zu Sylvester führt, nunmehr einen ganz neuen Blick in sein Schicksal thut, welcher ihn zu der Zukunft vorbereitet, der er entgegengeht. Mitten in dieser Situation, da eben Sylvester seine Geschichte zu erzählen begonnen hat, die so viele Räthsel ihm lösen muß, endigt, was wir von Novalis' eigner Hand besitzen.

Zu dem Entwurf der Fortsetzung, wie ihn Tieck mittheilt, besaß dieser eine dreifache Quelle: Briefe, Aufzeichnungen, Erzählungen da er im Sommer 1800, als Novalis sich mit der Fortsetzung trug, diesen sah. An einem entscheidenden Punkt müssen wir die richtige Auffassung, auf Grund des Romans selbst, in Frage stellen; an vielen anderen zweifeln wir: im Ganzen bleiben wir auf ihn gewiesen.

Eine ergreifende Erfindung folgt. Cyane sendet Heinrich nach einem entlegenen Kloster, das von Abgeschiednen bewohnt wird. „Lebst Du hier ganz allein?" hatte sie Heinrich gefragt. „Ein alter Mann ist zu Hause (Sylvester), doch kenne ich noch viele die gelebt haben." (I, 222). Er vernimmt ihren fernen Gesang. Er hat so unter Todten gelebt und selbst mit ihnen gesprochen. Es ist als ob Person, Leben, Geschichte geworden wären jene schmerzhaftesten Zustände des Dichters, in denen er mit der Verlornen lebte und sprach, in der Welt der Abgeschiednen zu Hause war, jene Tage deren Nachklang die Hymnen an die Nacht sind. Wessen Phan-

tasie so wie die seine an die Thore der metaphysischen Welt geklopft hat, vom Bedürfniß des eignen Herzens dahin gezogen: der hat auch das Recht die Todten reden zu lassen.

Und wie ihm selbst einst aus dem tiefsten Ausgestalten seiner Schmerzen und des Todes das Leben sich wieder erhoben hatte: so wendet sich nun sein Heinrich, aus dem Kloster der Todten kommend, mit verändertem Sinne der Welt in ihren größten Zusammenhängen zu. Wie der Pilgrim seine Reise fortsetzt, ergreift ihn in Norditalien der Geist des Kriegs; ein neuer Faden knüpft sich an, indem er, in dieser seiner kriegerischen Epoche, in Pisa Heinrich, den Sohn Friedrich's II. sieht und sein Freund wird. Von Italien wird er nach Griechenland verschlagen, wo die Kunst sich ihm öffnet; von Griechenland zieht ihn die Sehnsucht nach dem Morgenlande, der Heimath der Religion und intuitiver Weisheit. Er erreicht endlich Rom, den Mittelpunkt der damaligen Welt und kehrt nunmehr, in reifer Männlichkeit alle Erfahrungen seiner Zeit umfassend, nach Deutschland zurück, wo nun am Hofe Friedrich's II. der tiefste Einblick in das gewaltige handelnde Leben des deutschen Geistes in dieser Epoche gegeben werden sollte.

Die Wanderjahre sind vorüber. Er wendet sich zurück in die Tiefe des eignen Gemüths, welche allein die Welt erklärt, aber auch nur dem, den ihre Fluth wirklich umspült hat. Die Erfindung ist hier an dem Punkte angelangt, an welchem die Ofterdingensage sich anschließen kann. Wir wissen nicht, wie Klingsohr, Heinrich, Wolfram nebeneinandergestellt worden wären. Der Mittelpunkt des ganzen Werkes, das metaphysische Wesen des menschlichen Schicksals, das Verhältniß der unsichtbaren und sichtbaren Welt, sollte hier plötzlich, als Thema des Wettstreits, in poetischer Verklärung, selber hervortreten.

Ich vermuthe, gegen Tieck's Darstellung, daß zwischen dem was bis dahin geschah und der Welt, welche sich nunmehr aufthut, in Novalis' Geiste eine klare Grenze bestand. Das irdische Leben Heinrich's ist zu Ende. Das folgt aus der ganzen Weise, in welcher das Wunderbare bis dahin behandelt war, mit einer freilich nur subjektiven Evidenz. Wo aber Heinrich, dort im Gebirg, Mathildens Worte vernimmt (S. 218), sagt sie es auch ausdrücklich, daß sie ihn erst nach seinem wirklichen Tode („bis du auch stirbst") wiedersehen werde. Diese Wiedervereinigung ist daher von dem Vorhergehenden durch die Scheidewand des Todes getrennt; was nun erzählt wird, sind träumerische Anschauungen, die über das gegenwärtige Dasein Heinrich's in das verschwimmende Dunkel blicken. Ist dies richtig, dann ist der Verkehr mit einer Welt der Abgeschiednen und des Wunders in diesem Roman auf jene Epoche beschränkt, in welcher Mathil-

dens Tod ihn zum Reich der Abgeschiednen mit aller Kraft leidenschaftlicher Sehnsucht hinabreißt.

Dieser Abschluß, der uns in das Land der Zukunft blicken läßt, knüpft an das wundervolle Mährchen des ersten Bandes an. Dasselbe schließt sich unmittelbar an den Charakter des von Göthe gedichteten. Wie weit steht es von den Mährchen Tieck's! In dem von Novalis spricht sich eine durchgeführte Naturphilosophie aus; die Poesie eines träumenden Pantheismus spricht aus den Mährchen Tieck's. Aus den Schauern der Natur selber erheben sich Gestalten; wie einem ganz einsamen Wanderer im nächtlichen Walde Phantasie und Grauen einen Schatten der über seinen engen Pfad fällt in ein Thier verwandeln, wie es sich nähert in einen Menschen, in einen nächtlichen Spuk: so erscheinen aus dem räthselvollen von Schrecken erfüllten Schooße der Natur Gestalten, die sich verwandeln, die aber in allen Wandlungen mit dem geheimnißvollen Blick uns ansehen, welcher die Seele dieses alle Schrecken und alle Lust der Welt in sich bergenden, dämonischen Pan enthält. Naturpoesie ist der tiefste Zug dieser Epoche. Aber die Natur von Novalis ist ein Weltgemüth, die von Tieck eine dämonische Phantasie. Unter ihrem Stern sind seine Menschen geboren, deren Seele ein Spiel elementarer Stimmungen ist: Andacht und Grauen, Wanderlust und innre Heimathlosigkeit, eine grenzenlose Wehmuth, solche elementare Gewalten bilden den inneren Kern derselben. Fernab stehen die sittlichen, die geschichtlichen Mächte, Wille und Weltverstand: diese Menschen wollen nicht, die Natur in ihnen bewegt sich. Daher lag in der Weltansicht von Novalis ein Gegensatz gegen Tieck, der sich immer klarer hätte entfalten müssen. Die Natur ist ihm eine Ordnung und Entwicklung der Welt, deren innerstes Geheimniß das unsres eignen Gemüthes ist. Dies Geheimniß löst allein die Poesie. So durfte er die Einheit von Poesie und Wissenschaft als den Grundgedanken seiner Weltansicht bezeichnen. Und hier liegt der Grund, aus welchem ihm sein Roman wie von einem Mährchen umgeben ist. Dies Mährchen ist Mythologie d. h. die Verkörperung einer die Natur erklärenden Weltansicht.

Dies erklärt den Zusammenhang des Abschlusses des Ofterdingen und mit dem Mährchen. Eine von Tieck mitgetheilte Aufzeichnung zeigt daß in dieser Fortsetzung die Gestalten des Romans in die des Mährchens aufgelöst werden sollten; was Tieck dann im Einzelnen mittheilt, klingt geradezu wie eine Fortsetzung des Mährchens. Wie kann man denken, diese Dinge, die sich dergestalt an das Mährchen anfügen, seien eine einfache Fortsetzung der Geschichte? Wie kann man andrerseits dem Mährchen einen ganz durchgedachten Sinn absprechen, da Figuren und Begebenheiten des Romans sich später mit ihm verschlingen, um den letzten Sinn

des Ganzen auszusprechen? Eine andre Sache ist, eine Auslegung zu geben. Indem man das methodisch thut, verwandelt man die Anmuth des Mährchens in eine frostige Allegorie. Gerade darum, weil die Abstrakta und ihre Verknüpfung der Anschauung des Dichters nicht genügen, greift er zu dieser Form; wie also dürfte man hoffen, in ihnen den ganzen Sinn festzuhalten? Dagegen wer mit der Naturphilosophie vertraut ist, deren magnetische und galvanische Theorien überall zu Grunde liegen, wird den ihm vorschwebenden Sinn leicht in allem Einzelsten fassen; kaum ein Wort in demselben bleibt dunkel. Für den Sinn des Romans ist der Grundgedanke entscheidend. Die Weltepoche in der wir leben zeigt die Herrschaft einer anmaßenden Verstandeswissenschaft (des Schreibers) über die Erde; aus ihr zu erlösen, ist die Aufgabe der Poesie (der Fabel); sie, welche sich mit der allumfassenden Weisheit nicht messen darf, welche ehedem den verehrten Mittelpunkt der Welt ausmachte (Sophie), ist der Welt allein gelassen, eine neue Epoche herbeizuführen. Das glückselige Geschäft der Mährchenphantasie ist nun, diese Zukunft zu erkennen, in der das Todtenreich vernichtet sein wird, der Wechsel von Geburt und Tod (die alten Schwestern) dessen ewiger Grund unsre Affekte sind (die Taranteln) endigt, das Reich des Mondes aus dem ewig die Phantasie quillt (Ginnistan und ihr Vater) sich dem Tag vermählt und den Tod selber zu seinem Spiele macht, die ewig schaffende mütterliche Gewalt (die Mutter) im ganzen All lebendig gegenwärtig, Empfindung und Seele über alles verbreitet:

> Gegründet ist das Reich der Ewigkeit;
> In Lieb' und Frieden endigt sich der Streit;
> Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen;
> Sophie ist ewig Priesterin der Herzen.

Eine Reihe neuer Dichtungen schwebte vor seiner Seele, als er an diesem Roman arbeitete. Er sah sich der Vereinigung mit Julie von Charpentier nahe, da ihm eine Amtshauptmannsstelle zu Theil geworden war. Es fehlte ihm nichts zu seinem Glück als davon Besitz zu nehmen. Aber schon seit längerer Zeit waren die Zeichen jenes grausamsten Leidens aufgetreten, das so lange und so sicher mit dem Tode droht, und als er im Anfang November erfuhr, daß ein jüngerer Bruder von vierzehn Jahren durch Unvorsichtigkeit ertrunken sei, zog ihm der plötzliche Schreck einen heftigen Blutsturz zu, worauf seine Aerzte gleich erklärten, daß sein Uebel unheilbar sei. Wozu die Stadien aufzählen? Er starb am 28. März 1801, ruhig einschlafend: alle die ihm die Nächsten waren um sich, auch Friedrich Schlegel unter ihnen.

So ging er hinweg, in der Götterdämmerung der Jugend, die schwärmerische Seele voll von Plänen des Glücks und der Dichtung, als ob er,

gleich seinem Helden, nur einen größeren Schauplatz für eine im lebendigsten Wachsthum begriffene Kraft beträte. Wer kann sagen, was ihm noch geglückt wäre? Göthe hat gesagt, mit der Zeit hätte er ein Imperator werden können, der die poetische Litteratur beherrscht hätte. Es scheint daß er, wie Tieck, durch die Gewalt seiner persönlichen Erscheinung noch mehr fesselte als durch seine Schriften. Wir haben eine Schilderung derselben von Steffens. „Wenige Menschen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen so bedeutenden Eindruck. Sein Aeußeres erinnerte dem ersten Eindruck nach an jene frommen Christen, die sich auf eine schlichte Weise darstellen. Sein Anzug selbst schien diesen ersten Eindruck zu unterstützen, denn dieser war höchst einfach und ließ keine Vermuthung seiner adlichen Herkunft aufkommen. Er war lang, schlank, und eine hektische Constitution sprach sich nur zu deutlich aus. Sein Gesicht schwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironisch lächelnd, für gewöhnlich ernst, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. Aber vor Allem lag in seinen tiefen Augen eine ätherische Gluth. Er konnte, besonders in größeren Gesellschaften oder in Gegenwart von Fremden, lange stillschweigend, in Nachdenken versunken, dasitzen. Nur wo ihm verwandte Geister entgegenkamen gab er sich ganz hin. Dann aber sprach er gern und ausführlich und erschien im höchsten Grade lehrhaft."

Die Generation in der er lebte, brachte drei hervorragende Dichter hervor: ihn, Tieck und Hölderlin. Diese drei stehen weit näher bei einander als etwa Novalis und Tieck bei Friedrich oder August Wilhelm Schlegel. Wenn sich Hölderlin in das Griechenthum versenkte, jene beiden in das Mittelalter: so bemerkt man doch daß es das neuplatonische Griechenthum war, welches er reproducirte, das ja dem Mittelalter verwandt genug ist. Und so zeigt nichts so sehr die zufällige Abgrenzung der sogenannten romantischen Schule, als daß Hölderlin ganz einsam stand, kein Wiederhall jenen unsterblichen Gedichten antwortete, welche eine Erneuerung der griechischen Lyrik vollbrachten, die August Wilhelm Schlegel vorschwebte; wie begeistert hätte dieser ihn begrüßen müssen, der eine ihm so heterogene Erscheinung als Tieck war auf den Schild erhob!

Diese Generation ist dann durch wenig Jahre, aber durch eine völlige Veränderung der Bildungsbedingungen von Kleist und Arnim, den beiden größten Dichtern der Nachgötheschen Zeit in Deutschland, gesondert.

Unser Studium der Gesetze, welchen auch die scheinbar regellosen Gestaltungen der Phantasie unterworfen sind, hat, wie es scheint, in dieser Entwicklung einen seiner am tiefsten unterrichtenden Stoffe. Wie konnte auf die Dichtung Göthe's und Schiller's dieser jähe Absturz, diese ganz

heterogene Entwicklung, diese schrankenlose Herrschaft der Subjektivität, der Phantasie, der Hingabe an die Natur, ja fesselloser Willkühr folgen? Sollten wir hierüber mehr sagen, so müßten wir auch von einer Darstellung der Entwicklung, des Lebensinhaltes und der dichterischen Form von Tieck und Hölderlin ausgehen können. Dann würde sich zeigen, welche Erfolge gewisse Bildungsbedingungen dieser Generation hatten, wie sich die Verschiedenheit der Individualitäten zu diesen Bedingungen, welche sie begrenzten und theilweise bestimmten, verhielt, — kurz eine wissenschaftliche Untersuchung wäre möglich. Einer solchen Untersuchung sind die allgemeinen Schlagwörter, welche seit länger als einem halben Jahrhundert auf die sogenannten Romantiker herniederregnen, nur hinderlich. Bis aber jemand sich dieser genauen wissenschaftlichen Untersuchung unterzieht, werden wir es wenigstens für einen Gewinn halten, wenn einer oder der andre, auf Grund dieser Darstellung, einmal zu Novalis griffe, in der Voraussetzung daß seine Fragmente vielleicht doch nicht so völlig willkührlich und zusammenhangslos, sein Ofterdingen nicht so grenzenlos verschwommen sei, als es den bisherigen Kritikern Hardenberg's erschienen ist.

Wilhelm Dilthey.

Deutsches Consularwesen.

Was ein Consul ist, darüber herrschen noch merkwürdig verschiedene Begriffe, und was er sein sollte, ist vollends eine Frage, über welche bisher viel zu wenig Leute sich den Kopf zerbrochen haben. Der Gegenstand hat in Deutschland noch niemals recht auf der Tagesordnung gestanden, sodaß sein augenblicklicher allgemeiner Zustand ziemlich unbekannt, sein Reformbedürfniß noch nichts weniger als anerkannt und unter die Forderungen der Zeit aufgenommen ist. Dem Einen fällt bei dem Namen Consul irgend ein Schiffsmakler oder Detailhändler in einem Hafenstädtchen ein, der seine Agentendienste oder seine Colonialwaaren unter dem Schutze irgend eines grotesken fremdherrlichen Wappenschildes feilbietet; dem Anderen hingegen ein H. H. Meier in Bremen, ein Erlanger oder Mumm in Frankfurt am Main, d. h. „königliche Kaufleute," bei denen man zweifelhaft sein könnte, ob sie Ehre empfangen oder Ehre erwiesen haben, als sie sich von Schweden, Portugal und Dänemark mit dem Consul-Titel schmücken ließen. In englischen Küstenplätzen sind Ankündigungen im Stil der folgenden eine sehr gewöhnliche Sache: „Smith u. Co., Kohlen- und Weinhändler, Consuln für Oesterreich, Belgien, Oldenburg und Griechenland. Consular- und Schiffsmakler-Bureau. Ermächtigt zum Verkauf von Spirituosen und Tabacк," — und in Bahia z. B. war der amerikanische Consul während der

dreißiger Jahre ein Ochsen- und Schweinehändler, der „gehorsame Diener aller Schiffscapitäne," wie sein englischer College vor dem Ausschuß des Unterhauses von ihm aussagte. Von da welch' ein Abstand zu einem englischen, französischen oder amerikanischen Consul im Ostasien oder der Levante, in welchem sich, mit Sir Rutherford Alcock zu sprechen, alle öffentlichen Aemter vom Lord-Kanzler bis zum Polizeicommissär vereinigen, — der nach Generalconsul Green in Alexandrien gleichzeitig den Polizeidirector, den Friedensrichter, den Todtenbeschauer, den Hafen-Capitän, den Notar, den Handelsrichter und den Criminalrichter vorzustellen hat! In London oder Paris wird es kaum dem Hundertsten oder Tausendsten unter den hunderttausend Fremden, welche alljährlich dorthin wallfahrten, in den Sinn kommen, sich nach dem consularischen Vertreter seines Staates umzusehen. In Seestädten, welche vorzugsweise oder ausschließlich dem Handel gewidmet sind, wie Antwerpen, Liverpool, Genua, stellt sich das Verhältniß schon anders. Es gewinnt an Bedeutung, je ferner man dem Mutterlande, je unbekannter und schwieriger die fremde Sprache, je barbarischer die Gebräuche und Sitten des Volkes sind, je weniger dasselbe sich noch an Respect vor dem Europäer hat gewöhnen können, bis der Consul zuletzt im Lichte des allgemeinen Rathgebers, Vermittlers und Beschützers erscheint, die wahre Incarnation der schirmenden Gewalt des Staates.

So verschiedene Stufen indessen der Werth der consularischen Functionen auch durchläuft, von der trivialsten Routine eines Commis oder Schreibers bis zur höchsten Würde und Bedeutung eines Staatsvertreters, in Einem stehen sie sich doch überall gleich: in dem Rückschluß, der aus der Art ihrer Ausübung auf das Wesen des vertretenen Staats gemacht wird. Im Gegensatz zu dem Türken und dem Japanesen hat der Engländer oder der Franzose zwar noch manche andere Mittel, sich ein Urtheil über die Macht Preußens oder Oesterreichs zu bilden, als die Verwaltung des nächstgelegenen preußischen oder österreichischen Consulats; aber mitbestimmend wird dieselbe immer wirken, zumal wenn sie durch das ganze Land hin im Vergleich zu anderen auswärtigen Repräsentationen bestimmte gleiche Charakterzüge an sich trägt. Dieses allgemeine Urtheil Europas aber ist im Laufe der letzten Jahrzehnte zusehends wichtiger geworden. Als der wirksamste Bestandtheil der moralischen Macht, welche materielle Macht gleich einer wogenden Atmosphäre umgiebt, setzt es der letzteren etwas hinzu oder nimmt etwas von ihr ab, gewinnt es ihr und ermuthigt Freunde oder Feinde. Schon diese Betrachtung würde es erklären, wenn die meisten überhaupt fortschreitenden Staaten Europas und Amerikas in neuerer Zeit auf ihr Consularwesen große Aufmerksamkeit verwendet haben. Dazu aber kommt der steigende Werth und Umfang der Interessen, denen der Consulardienst unmittelbar gewidmet ist. Die enormen Dimensionen, welche der internationale Waarenaustausch und die Seeschiffahrt neuerdings angenommen haben, leben in Jedermanns Vorstellung. Aber auch die Reisen zu anderen Zwecken, Zwecken der Gesundheit, des Vergnügens, der Kunst und der Wissenschaft, haben mit den beschleunigten und erleichterten Communicationen unendlich zugenommen, und auch sie geben dem Consul häufig zu thun. Die Politik endlich hat zwar ihren alten vorherrschend rohen und feindseligen Charakter abgestreift, allein nur,

um die Mannigfaltigkeit ihrer Gesichtspunkte, die Dichtigkeit ihrer Verzweigungen zu vermehren, wozu die Dampfflotten dann noch die erleichterte Möglichkeit fügen, überall auf dem Erdkreis die Macht des Staates unmittelbar in die Wagschale zu werfen.

Die Wirkung aller dieser zusammentreffenden Antriebe ist, auf den kürzesten und bezeichnendsten Ausdruck gebracht, die Verdrängung des Handels-Consuls durch den Fach-Consul gewesen. Außer für Deutschland, hat der Handels-Consul fast für kein größeres Land seine einstige entschieden vorherrschende Rolle behauptet; und selbst so kleine, in ihren Mitteln so beschränkte Staaten wie Portugal und Dänemark haben bereits die Nothwendigkeit begriffen, sich soweit als irgend ausführbar dem Zuge des Jahrhunderts anzuschließen. Den Vortritt hat Frankreich genommen, das in dieser Beziehung wirklich „an der Spitze der Civilisation marschirt." In seine Fußtapfen sind mit gleich geringem Geräusch und Aufsehen, d. h. durch einen von der Regierung ausgehenden einfachen Act, die romanischen Nachbarn Spanien und Italien getreten. Rußland und Oesterreich haben das französische System wenigstens theilweise bereits adoptirt, als beide Reiche noch absolutistisch regiert wurden. Bei weitem die lehrreichste Geschichte aber bietet uns die sehr allmählich durchgeführte Reform des englischen Consularwesens dar, auf welche Frankreichs Beispiel natürlich als ein mächtiger, wenn auch ungern empfundener Anstoß gewirkt hat, und welche ihrerseits für die Vereinigten Staaten von Nordamerika mitten im Werden ein rasch eingeholter, ja überholter Vorgang geworden ist.

Das französische System, das zwar nicht in allen Einzelheiten als Ideal, aber doch als ein in sich zusammenhängender, abgeschlossener, praktisch erprobter Typus des wahrhaft modernen Consularwesens gelten kann — wo ihm dann das deutsche System, wenn „System" kein zu ehrenvoller Ausdruck für bloßen Schlendrian ist, am anderen Ende der Colonne gegenüberstehen würde —, das französische System also kennt nur Fach-Consuln, welche Franzosen sind und keinen Handel treiben, anständig bezahlt und nicht auf Sportel-Einnahmen angewiesen, regelmäßig befördert und häufig versetzt werden, welche zur größeren Hälfte aus einem Stamme eigens dazu ausgebildeter junger Männer hervorgehen und bei besonderer Auszeichnung ihre Laufbahn auf den höchsten Posten des diplomatischen Dienstes endigen. So haben unter vielen Anderen ein gewesener Minister des Auswärtigen, Thouvenel, und ein muthmaßlicher künftiger Minister des Auswärtigen, der jetzige Botschafter in Berlin, Benedetti, als Consuln ihre Sporen verdient. In den meisten Consulaten dient unter dem Consul ein Kanzler, der die Localkenntniß und die Tradition des Dienstes vertritt. Die Sporteln werden für den Staat erhoben, zunächst jedoch zur Bestreitung der Kanzleikosten verwandt, während von dem Ueberschuß Consul und Kanzler ihre Procente erhalten. Das auf die Nationalität gelegte Gewicht ist so schwer, daß auch als Dolmetscher ausschließlich Franzosen angestellt werden, die aus den jeunes de langues hervorgehen, jungen in Paris gebildeten Orientalisten. Die consuls-élèves, d. h. der Nachschub, aus welchem sich der Dienst zu mindestens drei Fünfteln ergänzt — zwei Fünftel können aus dem Ministerium oder den Gesandtschaften eingeschoben werden —, werden guten Theils aus den Söhnen

der Consuln entnommen, welche ganz oder theilweise auf Kosten des Staates in Frankreich erzogen zu werden pflegen.

Der so beschaffene consularische Dienst Frankreichs ist mehr oder weniger zum Muster der ganzen übrigen Welt geworden. In der Anstellung französischer Unterthanen oder Bürger, in dem Verbot jeglichen Geschäftsbetriebs, in dem carriere-mäßigen Charakter des Berufs, in seiner Ergänzung aus eigens dazu erzogenen jungen Leuten, den consuls-élèves sowohl wie den jeunes de langues, und in der Beziehung der Sporteln durch den Staat, nicht durch den Consul sind die anderen Länder Frankreichs Vorgang bald rascher bald langsamer, bald Einzelnes auswählend bald das Ganze herübernehmend gefolgt, und zu einem förmlichen Gegen-System ist es in keinem jener Stücke gekommen. Auch England sieht sich heute in den wesentlichsten Dingen auf Frankreichs Standpunkt angelangt, wie lang und gewunden immer der Weg war, welcher dahin führte. Die herrliche Oeffentlichkeit des englischen politischen Lebens aber macht, daß für uns die langsame, fast träge zu nennende, von Rückfällen nicht freie Entwickelung des englischen Consularwesens bei weitem lehrreicher ist als die auf einmal fertige Reife des französischen. Ohne das überaus reiche Material, welches die beiden Untersuchungen des Hauses der Gemeinen, die von 1835 und noch mehr die von 1858 über alle Partien des Consulardienstes angehäuft haben, ließe sich schwerlich mit solcher Zuversicht behaupten, daß das französische System nachahmungswerth sei. Frankreichs administratives Genie hat die richtige Form gefunden, aber die Beweisführung ihrer Richtigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit blieb dem parlamentarischen Fleiße und Muthe der Engländer vorbehalten. Damit mag der Dienst einigermaßen wett gemacht sein, den die Franzosen der englischen Freihandels-Lehre geleistet haben wollen, indem sie dieselbe vermöge ihrer Handelsverträge auf dem Continent in die Mode brachten. In Paris hat auch einmal eine Commission gesessen, die sich mit der Untersuchung des Consularwesens befaßte, aber es war eine rein bureaukratische, unter dem Vorsitz des Herzogs von Broglie, der damals — 1833 — Minister des Auswärtigen war, und ihre Ergebnisse haben zwar die Sammlung der Erlasse und Verordnungen um ein paar Nummern bereichert, aber die Einsicht der Welt im allgemeinen in das Wesen dieses Dienstzweiges nicht vermehrt. Die Reports von 1835 und 1858 dagegen, besonders der dickleibige letztere, sind eine kaum zu erschöpfende Fundgrube werthvoller Facten und Ideen über alle Seiten der Angelegenheit. Mit Ausnahme höchstens des bekannten Quehl'schen Buches wird ihnen für die Kritik des bestehenden Consularwesens kaum aus irgend einer Litteratur etwas an die Seite zu setzen sein.

Bis zum Jahre 1825 herrschte auch im britischen Consularwesen der reine Schlendrian. Es bestand aus drei oder vier durch keine höhere Leitung zusammengefaßten Bestandtheilen: den Consulaten der Ostindischen Compagnie, denen der Levant-Compagnie, denjenigen in den Barbaresken-Staaten welche unter dem Colonial-Amt in London, und der Masse der übrigen endlich welche unter dem Auswärtigen Amte standen. Die Anstellung hing von keinerlei festen Regeln ab, sondern hielt sich hinsichtlich der genannten beiden Compagnien innerhalb eines Kreises bestimmter englisch-orientalischer Familien, hinsichtlich der genann-

ten beiden Ministerien innerhalb des parlamentarischen Anhangs der Minister. Die Besoldung erfolgte vorzugsweise durch meist recht hohe Abgaben von der Tonnenzahl der einlaufenden Schiffe und auch wohl von der Waaren-Ein- und Ausfuhr. Er scheint die allgemeine Umwälzung in Südamerika gewesen zu sein, was in den ersten zwanziger Jahren des Jahrhunderts Canning's durchdringenden und umfassenden Staatsmanns-Blick auf diesen arg vernachlässigten Theil seiner auswärtigen Organe lenkte. Die Anerkennung der neuentstandnen Republiken an der Westseite der Anden, ihre materielle Unterstützung durch die Entwicklung eines einträglichen Handelsverkehrs war bekanntlich der große Gegenschlag, mit welchem er die reactionären Excesse der Festlands-Mächte siegreich beantwortete. Darum sandte er Diplomaten mit doppeltem Titel und Zwecke aus, Chargés d'Affaires als Träger der officiellen Anerkennung Sr. Majestät, Generalconsuln als Pioniere eines englisch-südamerikanischen Waarenaustausches von bald unerhörter Ausdehnung. Die gleichzeitige massenhafte Ernennung von Consuln und Viceconsuln konnte nicht umhin den ganzen verkommenen Dienstzweig zu erschüttern. Canning griff also durch mit unwiderstehlicher Schöpferhand. Gleichviel ob in bewußter Entlehnung aus dem französischen System oder nicht, stellte er als Regel die Forderung hin: keine Handels-Consuln mehr! Zur Durchführung dieses Grundsatzes legte er dem Parlament die sogenannte Consular-Acte vor, welche an die Stelle ausschließlichen Sportelbezuges feste Besoldungen setzte, centralisirte die Consular-Correspondenz im Auswärtigen Amte unter der sorgsamen Leitung John Bidwell's, nahm dem Colonial-Amte die Leitung der Consulate in den Barbaresken-Staaten ab, und der — ohnehin eingehenden — Levant-Compagnie die ihrigen, während die Ostindische Compagnie sich im Einzelnen den Bedürfnissen der Staats-Leitung anzubequemen hatte. Wäre Canning lange genug am Leben geblieben, um das auf dieser Grundlage errichtete Gebäude völlig sturmfest auszubauen, wer weiß ob England nicht schon damals Frankreich seinen Platz an der Spitze streitig gemacht hätte, zu den Vorzügen des französischen Systems die ebenso bedeutenden Vorzüge des englischen Naturells fügend.

Indessen Canning starb, und als fünf oder sechs Jahre später die erste Reaction gegen seine Consular-Reform im Unterhause hervortrat, nahm sich Lord Palmerston der Idee seines großen Vorgängers nur sehr lauwarm an. Um die Zeit der Pariser Juli-Revolution war auch in England, wie man weiß, der öffentliche Geist heftig erregt, und neben dem Rufe nach Parlaments-Reform war das Geschrei nach Sparsamkeit im Staatshaushalt eine der lautesten Forderungen des Tages. Wie das Unterhaus von den Vertretern der sogenannten verfaulten Flecken, so sollte der Staatsdienst von allen noch übrigen Sinecuren gesäubert werden. Zu diesen manche der von Canning neugestifteten vollen Consulate — im Gegensatz zu den gemischten oder kaufmännischen Consulaten — zu rechnen lag natürlich bei der Art ihrer Entstehung, ihrem Zuschnitt auf eine mehr erst erwartete als bereits vorhandene Bedeutung einseitigen Geistern gar nicht so fern. Dazu kam dann weiter einerseits die erhebliche Steigerung der Gesammtausgabe, welche mit der fortschreitenden Abschaffung der nicht besoldeten Handels-Consuln verknüpft war, und andererseits der mehr zufällige Umstand,



daß die noch beibehaltenen Sporteln hier und da einem Consul durchschnittlich oder doch für einzelne Jahre ein Einkommen verschafften, das allerdings über das Maß hinausging. So soll Consul Chamberlain in Rio de Janeiro jahrelang zwischen 9000 und 14,000 Pfd. Sterl. (60—93,000 Thlr.) bezogen haben, was von seinen Gegnern in der dortigen britischen Geschäftswelt nach einem Streite in öffentlicher Versammlung an den parlamentarischen Sparsamkeits-Prediger Joseph Hume gemeldet, und von diesem dann zum Texte einer höchst wirksamen Kapuzinade gegen den Consulardienst überhaupt verwandt wurde. Es liegen aber vollgiltige Zeugnisse vor, daß das Beispiel Rio's damals auch in dem vergleichsweise reichlich bedachten südamerikanischen Consularbezirk ziemlich vereinzelt dastand. Generalconsul Henderson berichtete schon im Januar 1831 ans Auswärtige Amt, daß zwei namhaft gemachte Collegen regelmäßig zusetzten. Die Gehalte waren allerdings erst kürzlich ausgeworfen, aber gerade unter dem Einfluß des wachsenden Verkehrs, der mit der Errichtung dieser Consulate in so genauer Wechselwirkung stand, hoben sich die Preise durchweg geschwinder, als sonst zu geschehen pflegt. Im Uebrigen scheint das Parlament zu jener Zeit auch keine sehr hohe Meinung von dem nationalen Werthe des Consulardienstes besessen zu haben. Im Vertrauen auf seine persönliche Kraft und Geltung hatte Canning versäumt, das Princip der Reform durch eine wohlgeleitete Debatte ins öffentliche Bewußtsein zu senken, es gewissermaßen aus dem Schoße des Unterhauses selbst hervorgehen zu lassen. Darum fand es nun keine recht eifrigen und geschickten Vertheidiger. Das Verlangen nach Ersparnissen überwältigte das an und für sich auch damals kaum ernstlich geleugnete Interesse des Dienstes. Von 100—120,000 Pfd. Sterl., die das Parlament von 1826 bis 1830 jährlich für das gesammte Consularwesen votirt hatte, wurde die Ausgabe in raschen Abstufungen bis auf 70,000 Pfd. Sterl. im Jahre 1834 heruntergebracht. Dann erst that dieser Tendenz die Commission des Unterhauses Einhalt, zu deren Niedersetzung 1835 die nachtheiligen Wirkungen des blind waltenden Sparsamkeitstriebes drängten.

Auch diese Commission freilich stand noch einigermaßen unter dem Drucke der einseitigen popularen Reaction gegen das halbvollendete Werk des genialsten aller Auswärtigen Minister Englands. Sie billigte in ihrem Bericht ausdrücklich die Reductionen der Jahre 1831, 32, 33 und 34. Sie meinte die Motive für und wider Handels-Consuln in gleichschwebenden Schalen wägen zu können. Aber sie konnte sich doch dem Gewicht der Thatsache nicht entziehen, daß sowohl in den Actenstücken, welche das Auswärtige Amt ihr vorgelegt hatte, als in den Aussagen der Zeugen, welche mündlich vor ihr zu Worte gekommen waren, Canning's Gedanke die vollständigste und glänzendste Rechtfertigung erhielt. Einer Anzahl der beredtesten Plaidoyers zu seinen Gunsten stellte sich fast keine einzige anderslautende Stimme gegenüber, die Beachtung erheischt hätte. Eine ganze Reihe von Consuln war durch die Anwendung der rücksichtslosen Ersparungsvorschrift in die übelste Lage versetzt worden. Um ihren Gehalt vermindern zu können, hatte man ihnen, ohne sie zu fragen, die Befugniß zum Geschäftsbetrieb aufgedrängt, von der sie entweder nicht im Stande oder nicht Willens waren Gebrauch zu machen. So sank nicht allein ihr laufendes Ein-

kommen, sondern auch der bereits erworbene Anspruch auf Pension erlosch. Mehr als einmal hat es sich in jenen Tagen ergeben, daß ein Consul mit Aufopferung seines Wohllebens und vielleicht seiner gesicherten Aussichten in die Zukunft auf die Interessen des Reiches eine Rücksicht nahm, welche bei den heimischen Gesetzgebern in der ausschweifenden Rücksicht auf die Taschen der Steuerzahler untergegangen war —, daß er die unbegehrte Handelsbefugniß unbenutzt ließ, nicht weil es ihm so sehr an Lust, an Capital oder an Verbindungen gefehlt hätte, als vielmehr weil er die schlimme Rückwirkung auf sein Amt fürchtete. So u. A. Generalconsul Yeames in Odessa, Consul Penrose Mark in Malaga, Consul Turnbull in Marseille, Consul Hesketh in Rio de Janeiro und Consul Parkinson in Bahia, welche letztere Beide vor dem Ausschuß des Unterhauses übereinstimmend aussagten, nach zwanzigjährigem vorwurfsfreiem Dienste wirthschaftlich nicht vorwärts- sondern heruntergekommen zu sein. Das Committee von 1835, wiewohl es seine Untersuchung ungleich früher abbrach als das Committee von 1858, erfuhr doch genug, um in seinen Bericht die Erklärung aufzunehmen, es seien ihm keine Gründe zu Ohren gekommen, eine weitere Verringerung der Consulngehalte zu rechtfertigen, die im Gegentheil nicht eintreten könnte ohne Nachtheil für den Staat. Es leitete damit die Umkehr zu einem vernünftigen Verfahren ein, d. h. zu einer steten lebendigen Verbindung der Rücksicht auf die Finanzen mit der Rücksicht auf das Bedürfniß des Dienstes, ohne jedoch dem Minister des Auswärtigen für die Wahl von Handels-Consuln oder Fach-Consuln noch irgend eine Richtschnur an die Hand zu geben.

Was das Committee von 1835 unterließ, das ergab sich bald aus dem praktischen Leben. Sobald der Druck aufhörte, den parlamentarische Kargheit auf das Auswärtige Amt geübt hatte, trat Canning's Grundsatz ganz von selbst wieder in seine alte Kraft. Wenn man sich auch scheute „die Wechsler massenhaft aus dem Tempel zu treiben," so ergriff man doch beinahe jede Vacanz, um ein Handels-Consulat in ein Fach-Consulat zu verwandeln. Verschiedene Consularbezirke, denen es besonders noththat, wurden auf einmal reorganisirt. So nach dem Krimkriege die Häfen des Schwarzen und des Asowschen Meeres. So 1856 auf Andringen des Generalconsuls Drummond Hay im Tanger der marokkanische Bezirk, aus welchem die Klagen über die Unzulänglichkeit kaufmännischer und eingeborener Consuln besonders laut nach England herübergedrungen waren, und wo die Franzosen mit ihren besoldeten nationalen Consuln den Vorsprung gewonnen hatten. So nach einer Inspectionsreise von Lord Augustus Loftus 1857/8 der Ostsee-Bezirk, bei welcher Gelegenheit z. B. dem Consul Hertslet in Königsberg die Befugniß zum Handel entzogen, der Gehalt aber von 200 auf 500 Pfd. Sterl. erhöht wurde. Einem anderen Consul bot man 1858 das Doppelte seiner Besoldung, wenn er auf Geschäftsbetrieb verzichten wolle.

Trotz dieser allmählich sich wiederherstellenden verständigen Praxis des Auswärtigen Amtes jedoch machte sich die Rückfluth gegen die Ebbe der ersten dreißiger Jahre in der öffentlichen Meinung noch geschwinder geltend. Die Beschwerden der Schiffer und Kaufleute über mangelhaften Dienst, die Klagen der Consuln über schlechte Behandlung im Dienste verstärkten sich mit jedem Jahre.



Ihr Zusammenklingen rief schon 1855 im Unterhause einen Antrag auf abermalige parlamentarische Untersuchung hervor, der 1856 nachdrücklicher wiederholt, und auf Lord Palmerston's Wunsch nur deshalb noch vertagt wurde, damit das Auswärtige Amt Zeit finde, dem Committee des Hauses in schriftlichen Berichten wie in der Herbeirufung classischer Zeugen ein erschöpfendes Material zur Verfügung zu stellen. Wohin der Wind wehte, konnte man inzwischen schon aus der immer principieller auftretenden Adoption des Canning'schen Systems entnehmen — aus dem angenscheinlichen Bestreben, dem Committee demnächst mit Thatsachen darthun zu können, daß das Ministerium selbst bereits im rechten Fahrwasser sei.

Mit diesem Committee kam der reformatorische Gedanke denn nun zu vollem und endgiltigem Durchbruch. Es scheute sich nicht gerade heraus zu erklären, die 1832 eingetretene Ermäßigung des von Canning aufgestellten Grundsatzes, welche das Committee von 1835 noch ausdrücklich gebilligt hatte, sei aus rein ökonomischen Motiven hervorgegangen, nicht aus Ueberzeugung von der Unrichtigkeit des Grundsatzes. Es constatirte, daß beinahe jeder der vor ihm erschienenen achtunddreißig sachverständigen Zeugen — in der That bloß mit einer einzigen unbedeutenden Ausnahme —, also Beamte des Auswärtigen Amts, Consuln und Ex-Consuln, Kaufleute, Rheder und Schiffscapitäne, die unbedingte Ueberlegenheit des Fach-Consuls über den Handels-Consul anerkannt habe. Es schrieb die im Kaufmanns- und Schifferstande herrschende Unzufriedenheit mit dem Consulardienste vorzugsweise dem Argwohn und Mißtrauen zu, welche mit der Erlaubniß zum Geschäftsbetrieb unvermeidlich verknüpft zu sein schienen. Es stellte endlich unter den Sätzen, in welchen es die gewonnenen praktischen Ansichten zusammenfaßte, neben der Forderung, daß in der Levante ausschließlich britische Unterthanen zur Verwendung kämen, auch auf den Dolmetscher-Posten, die Forderung obenan, welche den Canning'schen Grundsatz als solchen wiederherstellte: „Verbot für alle Consuln Handel zu treiben oder Geschäfts-Agenturen zu übernehmen (ausgenommen in solchen einzelnen Fällen, wo das Auswärtige Amt es mit der Aussicht auf Anknüpfung eines ganz neuen Handelsverkehrs für gemeinnützig erachten mag); und in denjenigen Plätzen, wo die Gegenwart eines besoldeten britischen Beamten nicht erforderlich erscheint, Ernennung achtbarer Geschäftsmänner zu Consular-Agenten."

Die anscheinende Weite und Schlaffheit dieser Bestimmung darf über ihren wahren Sinn nicht täuschen. Ein wie wirksamer Anstoß zur Umgestaltung sie geworden ist, ergiebt sich schon aus dem Budget. Insofern jede Ersetzung eines Handels-Consuls durch einen Fach-Consul mit der Auswerfung eines ganz neuen oder mindestens eines erheblich höheren Gehalts verbunden ist, liefert die Steigerung der Gesammtkosten einen ungefähren Maßstab für den Umfang, in welchem jene Umwandlung von Jahr zu Jahr erfolgt. Wir sahen oben die Bewilligung des Parlaments für das Consularwesen im Jahre 1834 auf ihren tiefsten Stand seit 1825, 70,000 Pfd. Sterling herabgesunken. Im Jahre 1858 hatte sie wieder die Summe von 123,000 Pfd. Sterling erreicht, 4000 Pfd. Sterling mehr als die Bewilligung von 1826, die höchste frühere; der durchschnittliche jährliche Zuwachs hatte also nicht volle 4000 Pfd. Sterling be-

tragen. Für das Jahr 1863 dagegen waren 196,000 Pfd. Sterling angenommen, so daß in den zunächst zurückliegenden fünf Jahren die jährlich aufgewendete Summe, um für Handels-Consuln Fach-Consuln zu bestellen, fast 15,000 Pfd. Sterling betragen hätte. Hierbei kommt freilich in ermäßigenden Betracht, daß der fünfte Antrag des Committees von 1858 allen besoldeten Consuln die Anweisung auf Sporteln entzogen und letztere für Rechnung des Staats erhoben wissen wollte, was seitdem schrittweise zur Ausführung gekommen ist und selbstverständlich die rohe Ziffer der Ausgabe steigert, indem für entgangene Gebühren der Gehalt verhältnißmäßig hat erhöht werden müssen. Indessen macht diese ebenfalls nur sehr langsam vor sich gehende Umwandlung nicht so viel aus, daß nicht eine namhafte Summe für jene andere übrig bliebe.

Die Annäherung des englischen Systems an das französische würde wohl in noch rascherem Tempo stattfinden, wenn nicht ein gewisses organisches Glied des letzteren dem Geiste des englischen Staatslebens außerordentlich zuwider wäre. Das ist der Charakter des französischen Consulardienstes als einer festgeregelten Laufbahn. Die Wortführer des englischen Consularcorps, welche vor dem Committee von 1858 vernommen wurden, empfahlen nichts mit größerem und einstimmigerem Nachdruck als die Aneignung der Consularcarriere. Sir Henry Rawlinson, der berühmte Orientalist, von 1851 bis 1855 Generalconsul in Bagdad, und Consul Ward in Leipzig, jetzt Generalconsul und Geschäftsträger in Hamburg, gingen darin so weit, daß sie sogar der hinzukommenden französischen Maxime das Wort redeten, einen Consul alle paar Jahre den Platz wechseln zu lassen, damit er nicht zu tief einwurzele, örtlichen Anhang bekomme u. s. w. Andere, wie z. B. Consul Calvert an den Dardanellen, fanden die Nachtheile so häufigen Stellenwechsels, der den Consul leicht von seinem Kanzler abhängig mache, überwiegend — der Genannte führte dafür ein starkes Wort des Marschalls St. Arnaud während des Krimkrieges an —, nahmen im Uebrigen aber darum nicht weniger für das französische Carriere-System Partei. Das Gleiche thun in ihren Berichten an Lord Clarendon (damaligen Minister des Auswärtigen) hervorragende britische Diplomaten wie Sir Hamilton Seymour, Lord Bloomfield, der Gesandte in Persien, Ch. A. Murray, einst Generalconsul in Alexandrien, und dessen Nachfolger als solcher, der spätere Gesandte in Peking und nunmehrige Gesandte in Washington, Sir Frederic Bruce. „Ein britischer Consul," schreibt Murray unterm 12. November 1856, „wird vom Staatssecretär für das Aeußere meistens auf die Empfehlung politischer Anhänger oder persönlicher Freunde hin ernannt. Aus keiner besonderen Vorbildung hervorgegangen, keiner eigentlichen Prüfung unterworfen, vielleicht fremder Sprachen gänzlich unkundig und ein völliger Laie in den Elementen des Criminal-, Civil- und Handels-Rechts wird der Sohn eines Offiziers oder Seecapitäns, eines Arztes oder eines Gutsbesitzers durch einen Federstrich zum Consul gemacht und nach einem entlegenen Hafen ausgesandt, wo er juristische und kaufmännische Streitfragen von der größten Wichtigkeit entscheiden soll. Wenn er ein Mann von Talent und Eifer ist und eine Auswahl der brauchbarsten Nachschlage-Bücher bei sich führt, so mag er sich mit leidlichem Erfolg und Vertrauen durchschlagen; aber Niemand kann leugnen, daß die Einrichtung fehlerhaft ist und eine Unge-

rechtigkeit gegen den Mann wie gegen das staatliche Interesse." Das französische System nennt dieser Kenner „theoretisch und praktisch gleich ausgezeichnet." Allein aus seinen eigenen Worten erhellt, was demselben in England entgegensteht. Der Minister will die Patronage nicht missen. Die Parteibildung beruht zum guten Theil auf der Möglichkeit, daß die eben herrschende Partei ihren ehrgeizigen, bedürftigen oder unbeschäftigten Mitgliedern Stellen im Staatsdienste anzuweisen vermag. Die ausgleichende Tendenz des Jahrhunderts wirkt zerstörend auf dieses Fundament ein, aber nur um so zäher behauptet man sich auf den Trümmern, die noch übrig geblieben sind. Das extreme Beispiel der Vereinigten Staaten, deren gesammtes diplomatisches und consularisches Corps nach jeder Wahl eines neuen Präsidenten neu creirt wird, dient der englischen Aristokratie als Folie, wenn sie ihre natürlich viel bescheidenere Patronage nicht fahren lassen will. Während aber der diplomatische Dienst theils durch die Vornehmheit der ihn bekleidenden Persönlichkeiten, theils durch die geringere Zahl derselben, theils auch durch seine mehr in die Augen stechende politische Bedeutung gegen frischen Einschub ziemlich geschützt ist, gilt der consularische Dienst als bequemste Ablagerungsstätte für alle zu versorgenden Anhänger, mit denen man sonst nirgends hin weiß. Das Gleiche ist ja auch von anderen Ländern bekannt: es sei nur erinnert an den verstorbenen Generalconsul Quehl in Kopenhagen (der seinen Platz mit Ehren ausgefüllt hat), und aus jüngster Zeit an den angeblich nach Mailand bestimmten Consul oder Generalconsul Schramm, den früheren Radicalen. Irgend ein anderer Dienstzweig würde sich nicht leicht so häufigen und so auffälligen Einschub gefallen lassen, sondern würde, weil er zuhauf sitzt, vernehmlich genug murren, um höheren Orts gehört zu werden. Die Consuln hingegen sind zu zerstreut und zu entfernt, um gegen unbillige Maßregeln Chorus zu machen. Sie müssen auf solche Gelegenheiten warten, wie eine parlamentarische Untersuchung in England sie ihnen darbietet, wenn sie ihre Standes-Anliegen zur Sprache bringen wollen. Nur in solchen seltenen Fällen können die Einzelnen sich ja überhaupt bewußt werden, welche ihrer individuellen Beschwerden und Wünsche wirklich den Rang von Standes-Anliegen einnehmen. Eben deswegen nehmen die alsdann laut werdenden Forderungen der Gesammtheit aber auch doppelte Beachtung in Anspruch. Die englische Regierung wird in Zukunft ohne Zweifel viel vorsichtiger zu Werke gehen, wenn es sich um Bewerbungen für ein Consulat handelt. Obgleich das Committee des Unterhauses in seiner traditionellen Scheu, die Patronage zu beschränken, ein System consularischer Erziehung und Beförderung nur für die Levante angerathen hat, als wo es am dringendsten nöthig, und obgleich der permanente Unterstaatssecretär des Auswärtigen, Edm. Hammond, vor dem Committee einige sehr wohllautende Einwände gegen die Uebertragung des Carriere-Systems auf England vorbrachte, die Neigung zum Formenwesen z. B. und die Furcht vor Verantwortlichkeit, welche angeblich daraus hervorgehen — trotz jener Zurückhaltung und dieser Bedenken darf man annehmen, daß England im wesentlichen auch nach dieser Seite hin das Vorbild Frankreichs adoptirt hat. Schritt vor Schritt, aber planmäßig-bewußt, wird dem Consulardienst das Gepräge einer ordentlichen Laufbahn verliehen werden, die man der Regel nach nur durch eine be-

stimmte gemeinsame Pforte betritt, die im Innern in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Stufen und Grade hat, über welche der Einzelne nach Verdienst oder Dienstalter vorrückt, und die den Entkräfteten schließlich nicht ohne ein angemessenes Gnadenbrot wieder entläßt. Schon die immer vollständigere Durchführung des Grundsatzes „keine Handels-Consuln mehr" muß zur Herausbildung einer förmlichen Laufbahn führen, weil sie zum Theil davon abhängig ist. Auf die Dauer könnte es sonst an geeigneten Bewerbern fehlen. Wer mag einen Beruf ergreifen, in welchem er keine halbwegs sichere Aussicht auf Vorwärtskommen hat? Nicht wenige Stimmen in England dringen daher auch auf eine gewisse Verschmelzung des consularischen mit dem diplomatischen Dienste. Murray und Bruce, die vom Consulat zur Gesandtschaft übergingen, sind doch nur Ausnahmen, etwa wie im österreichischen auswärtigen Dienste Baron Hübner, der erst Consul in Leipzig war und darauf Gesandter in Paris. Im französischen Dienste dagegen findet ein beständiges Herüber- und Hinüber-Versetzen statt ohne Benachtheiligung des einen oder des anderen Zweiges. Von Benedetti behauptet Murray, er habe seine glänzende Carriere ohne die geringste Connexion in Paris gemacht. Andere Beispiele von Consuln, aus denen Gesandte wurden, sind Barrot, Brenier, Bourrée, — während das englische Consularcorps in der Regel nur junge Legationssecretäre sich die wenigen guten Pfründen seines eigenen Faches wegnehmen sieht, wie z. B. die gemischten Generalconsulate und Agenturen in den Hauptstädten Südamerikas.

Handels-Consuln oder Fach-Consuln? — auf diese das Wesen des Dienstes entscheidende principielle Frage werfen die Zeugen-Aussagen und schriftlichen Berichte der beiden englischen Parlaments-Untersuchungen alles Licht, welches das vorsichtigste oder zweifelsüchtigste Urtheil nur verlangen könnte. Wenige der befragten Auskunftspersonen erheben sich zu den letzten Gründen, zu den Quellen der Entscheidung; aber über den ganzen unteren Lauf des Stromes, über die breiten praktischen Motive, von denen Politiker sich mit Recht bestimmen zu lassen pflegen, stellen ihre Angaben die befriedigendste Einstimmigkeit und Klarheit her.

Die hauptsächlichsten Einwände gegen Handels-Consuln müssen der Natur der Sache nach theils aus ihrer Stellung zu den übrigen Geschäftsmännern des Ortes oder Bezirkes, theils aus ihrem Verhältniß zu den Orts- und Landesbehörden entspringen. Das Committee des Unterhauses von 1858 ließ, wie erwähnt, von der Regel der Fach-Consuln noch eine einzige Ausnahme zu: für solche Plätze nämlich, wo das Auswärtige Amt sie im Hinblick auf die Anknüpfung noch nicht vorhandener Handelsbeziehungen mit England vorübergehend für angebracht halten möchte. Ein derartiger Fall hatte sich im Orient einige Male ereignet: 1825 in Erzerum; nach 1830 in Trapezunt, wo Consul Brant Dampfschiffahrt und englischen Handel einführte, die es bis dahin im Schwarzen Meere gar nicht gab; und in den funfziger Jahren endlich in Diarbekir durch Brant's Neffen, Holmes. Es ist begreiflich, daß man sich die Wiederholung so erquicklicher Vorgänge nicht durch irgend ein noch so richtiges Princip abschneiden lassen wollte. Allein die Einschränkung, welche das Princip hierdurch erleidet, ist bei Lichte besehen geringfügig genug. Die Staatsgewalt, deren Vertreter und

Sendling doch der Consul ist, möchte als Pionier des Handels im allgemeinen noch schlechtere Chancen haben als die Kirche, auf deren Missionäre Kaufleute und Consuln im Ausland weniger gut zu sprechen sind, als ihre heimischen Gönner. Die Regel wird sein, daß der Staat mit seiner Bestellung eines Consuls dem vorwärtsdringenden Handel folgt, nicht dem träge zurückbleibenden Handel neue Wege bahnt. Es sind also äußerst seltene Ausnahmen, um welche es sich hier handelt. „Sobald in Erzerum, in Trapezunt, in Diarbekir sich englische Kaufleute niederließen, mußte der Consul sein Geschäft aufgeben. Und auch bevor dies geschah, mochte der consularische Geschäftsbetrieb zwar für die Ausdehnung des englischen Handels von Werthe sein, aber für den Consul selbst war er eben seiner Neuheit wegen voller Gefahren, wie dem Unterhaus-Ausschuß von 1858 Consul Holmes bezeugte, dem sein eigener geschäftlicher Erfolg wesentlich auch nur als ein Geschenk des Glückes erschien.

Im englischen Consulardienst sind unter der Herrschaft des Einschränkungs-Systems von 1832 bis 1858 die Fälle ungemein häufig gewesen, wo Consuln eine verliehene Handelsbefugniß von Anfang her oder nach kurzer Erfahrung ruhen ließen. Wir haben schon ein paar derselben angeführt, zum Zeichen daß die Widersinnigkeit des Systems so groß war, daß sie in seinen Trägern eine Art freiwilliger Märtyrer schuf. Mit geringeren Opfern als diese, aber auch immer noch mit hinlänglich beträchtlichen Opfern scheint fast die Mehrzahl der mit jener Befugniß Beglückten auf deren Gebrauch verzichtet zu haben. Consul Calvert an den Dardanellen trieb eine Zeitlang einen gewinnreichen Handel mit Valonia; als sich britische Concurrenten einstellten, beschränkte er sich auf einen bei Smyrna gefundenen Edelstein. Die Consuln Sandison in Brussa, Suter in Varna, Longworth in Monastir, Campbell in Lagos, Grattan in Boston, Cowper in Pernambuco und Featherstonhaugh in Havre nur unter den zwanzig oder dreißig, welche der Ausschuß des Unterhauses von 1858 verhörte, und außer den oben schon aufgeführten benutzten ihre Handelsbefugniß überhaupt nicht. Es ging ihnen wie zu Canning's Zeit schon dem alten Consul Hesketh in Rio de Janeiro: „So unangenehm war der Fuß, auf welchem ich in Maranham, meiner ersten Station, mit den Kaufleuten stand, daß ich sehr vergnügt war mich der dargebotenen Gelegenheit zu bedienen und meinen Handel gegen eine ausreichende Besoldung zu vertauschen.“ Oder wie Featherstonhaugh in Havre, der noch heute in Function ist, sich ausdrückt: „Ich entdeckte in kürzester Frist, daß meine Erlaubniß zu handeln mich in die allerübelste Lage versetzte; sie hinderte mich das Vertrauen der Behörden zu gewinnen.“

Das geringere Ansehen des Handels-Consuls im Vergleich zum Fach-Consul wird überallher bezeugt. Die Consuln Featherstonhaugh in Havre und Perrier in Brest berichten es aus einem Lande der höchsten Civilisation, die Consuln Foote in San Salvador, Penrose Mark in Malaga und Levinge Swift in Riga aus Ländern der christlichen Halbcultur, die Consuln Bell in Algier und Abbott in Tabris aus den halbbarbarischen Reichen des Islam. Jeder dieser Zeugen scheint geneigt zu glauben, das Vorurtheil gegen handeltreibende Consuln könne nirgends größer sein als in dem Lande seiner persönlichen Erfahrung. Consul Mark in Malaga ist der Meinung, keiner seiner Collegen in Spanien habe

ein Geschäft, und zwar aus dem Grunde, weil das öffentliche Gefühl so entschieden wie möglich dagegen sei; die Behörden auf dem Festland, in denen etwas von militärischer Weltanschauung stecke, hätten vor Consuln ohne Geschäft eine ganz andere Hochachtung. Consul Swift in Riga rühmt die Liebenswürdigkeit des russischen Statthalters Fürsten Suwarow, hätte aber um keinen Preis gemocht, daß demselben bekannt werde, er sei befugt zu handeln, da der Fürst nur ihn und seinen französischen Collegen, der ebenfalls keine Geschäfte treibe, auf dem Fuße eines auswärtigen Repräsentanten behandele. Eine ganz ähnliche Unterscheidung wird aus Frankreich berichtet. In Brest sowohl wie in Cherburg kam es vor, daß der österreichische und der russische Consul, beides französische Kaufleute, bei einer Anwesenheit höherer fremder Marine-Offiziere von dem Hafen-Admiral nicht zur Tafel gezogen wurden, während der nichthandelnde englische Consul im einen wie im anderen Falle mitspeiste. Die Zurückgesetzten glaubten es der Würde ihrer Regierungen schuldig sich zu beschweren, aber der Hafen-Admiral erwiderte, wie glücklich er sich auch bei anderen Gelegenheiten schätzen möchte, so achtbare Geschäftsleute bei sich zu sehen, so könne er doch bloße Handels-Agenten nicht zu einem officiellen Diner einladen, das er einem Admiral oder Commodore zu geben habe. Wenn das die herrschende amtliche Ansicht von der Sache ist, so darf es uns nicht wundern, wenn die consules missi, d. h. die Fach-Consuln, nach der Aussage des verdienstvollen und höchst einsichtigen Generalconsuls Ward in Hamburg auf ihre kaufmännischen Consuln herabsehen als auf „consuls-épiciers,“ Spießbürger- oder Philister-Consuln.

Der Grund des geringeren Respects der Behörden ist übrigens keineswegs allein in continentalem Rangstolz zu suchen. Wäre das, so ließe sich mit Grund erwarten, daß das Verhältniß sich zu Gunsten der Handels-Consuln allmählich ändern werde. Der wahre, tiefere Grund liegt in der Unvereinbarkeit der Pflichten und Interessen. „Alle Consuln in Havre,“ sagt Consul Featherstonhaugh, „welche ein Geschäft haben, sind einem fortwährenden Mißtrauen in die Beweggründe ihres Handelns ausgesetzt. Im Anfang, bevor Lord Aberdeen auf mein Andringen die mir ertheilte Handelsbefugniß zurückgezogen hatte, mußte ich es erleben, daß die Ortsbehörden geradezu Zweifel andeuteten oder aussprachen, ob ich an der Sache, die ich bei ihnen betrieb, nicht ein persönliches Interesse hätte. Je ernstlicher ich einen Fall nahm, desto mehr gerieth ich in Verdacht. Seit der Zurückziehung der Befugniß durch Lord Aberdeen hat aller Argwohn aufgehört.“

Die reinere moralische Atmosphäre eines Fach-Consuls beschränkt sich indessen nicht allein auf das Urtheil der Behörden oder auf die von Traditionen beherrschte Alte Welt. Aus der Neuen Welt berichtet Colley Grattan, ein Schriftsteller von Ruf, der eine Zeitlang englischer Consul in Boston war und seine Erlaubniß zum Handeln ruhen ließ: „An die Idee eines diplomatischen Consuls“ — im Gegensatz zum commerciellen — „knüpft sich eine Art von Prestige, zumal in einer dem Handel gewidmeten Gesellschaft wie der der Vereinigten Staaten.“ Auch ihm also däucht das Vorurtheil, d. h. die instinctmäßige öffentliche Meinung gegen Handels-Consuln nirgends stärker zu sein, als da wo er es persönlich wahrgenommen hat — ein Beweis mehr, welche Mühe



in dieser Beziehung das mißleitete englische Urtheil hatte, der ungehemmt fortgeschrittenen Meinung der übrigen Welt nachzukommen.

Zu den entschiedensten und ausdauerndsten Gegnern der Anstellung von Kaufleuten im englischen Consulardienste gehörte Grenier de Fonblanque, bis vor kurzem englischer Generalconsul in Belgrad. Dieser führte schon dem Committee von 1835 folgende zwei Belege aus seiner Erfahrung vor: Ein französischer Fach-Consul erreichte in einem Gespräch vor Tische, das kaum zehn Minuten währte, wofür ein kaufmännischer College alle Hebel vergebens in Bewegung gesetzt hatte. Ein anderer englischer Handels-Consul mußte es mit ansehen, wie ein Concurrent von ihm, so oft er geschäftlicher Bescheinigungen benöthigt war, zum nächstwohnenden Fach-Consul reiste.

Demselben Committee wurde eine Depesche des Generalconsuls Morier in Paris, späteren Gesandten in der Schweiz, vom 20. Januar 1831 vorgelegt. In dieser hieß es: „Unser Landsmann Consul Perrier in Brest hat viel englisches Eigenthum an den im Winter so gefährlichen Küsten der Bretagne gerettet, während sein Vorgänger, ein französischer Kaufmann, seine ganze Correspondenz ausfüllte mit Klagen über den unvergüteten Trubel, den die Heimschaffung schiffbrüchiger Matrosen ihm verursache."

Um die nämliche Zeit faßte ein anderer Generalconsul, Henderson, in einer Depesche an's Auswärtige Amt die vom Standpunkt der Geschäftswelt selbst gegen kaufmännische Consuln sprechenden Gründe schon nicht übel folgendermaßen zusammen: „Jeder britische Kaufmann im Ausland kann bezeugen, daß eine Rückkehr zu Handels-Consuln" — damals galt Canning's Grundsatz noch unverkürzt — „dem Handel ungleich mehr schaden als dem Staate ersparen würde. Der Consul läse als solcher zuerst das Ladungsverzeichniß jedes einlaufenden Schiffes, könnte also als Kaufmann mit gleichartigen Vorräthen rechtzeitig räumen. In einem Falle wo z. B. die Ortsbehörden englische Waaren unrechtmäßiger Weise festhielten, könnte es ihm passen, lauwarm für dieselben einzutreten; und nähme er sich auch auf's eifrigste der Sache an, der Andere würde ihn immer für jeden Aufschub verantwortlich machen." Mitchell, der Herausgeber der Londoner Shipping and Mercantile Gazette, sagte vor dem Committee von 1858 aus, es sei während des Krimkrieges vorgekommen, daß Consuln in Häfen des Schwarzen Meeres ihre früheren politischen Nachrichten commerciell ausgebeutet hätten. Consul Longworth in Monastir, ein langjähriger orientalischer Reisender und Zeitungs-Correspondent, der sonst auf kaufmännische Routine bei den Consuln das größte Gewicht legte, bestätigte Mitchell's Angabe insoweit, daß der Verdacht allerdings bestanden habe. Gestützt auf die besondere Aufgabe und Wirksamkeit seines Organs führte Mitchell aber noch andere in der Praxis sich wiederholende Anlässe an, bei denen das Interesse des Geschäftsmanns das Pflichtgefühl des Beamten zu überwältigen drohe. Wenn ein Schiff mit mißvergnügter Mannschaft in einen Hafen komme, wo der Consul Handel treibe, so mache der Capitän den Consul zu seinem Agenten und ziehe ihn so in sein Partei-Interesse. Diese Möglichkeit wiegt offenbar um so schwerer, als die meisten Gesetzgebungen heutzutage ohnehin noch gegen die Mannschaften mehr oder weniger parteiisch sind. Die englische Gesetzgebung,

ferner, ermächtigt den Consul unter Umständen ein Schiff im Hafen zurückzuhalten; treibe er nun Handel, so könne er ein Geschäfts-Interesse an der Zurückhaltung haben und verfolgen.

Ein Geschäftsmann ist in größerer und beständigerer Gefahr als Leute mit festem Einkommen, bankerott zu werden. Darin liegt ein weiterer Grund gegen kaufmännische Consuln. Manche Regierungen scheinen sich zwar nicht viel aus der Zahlungsfähigkeit ihrer Vertreter zu machen; wenigstens hat man von Offenbach aus sich neulich in öffentlichen Blättern beschwert, daß der großherzoglich hessische Consul in Newyork seit Jahren fallirt und noch immer keinen Nachfolger erhalten habe. Staaten indessen, die groß genug sind, um überall in der Welt etwas auf sich halten zu können, werden über solche Zufälle weniger leicht hinweggehen. Ein in Frankreich stationirter englischer Consul meldet in dieser Hinsicht: „Ein paar von meinen Viceconsuln haben Bankerott gemacht, was sehr übel wirkt; als Bankerotteure können sie die Börse nicht besuchen, und verlieren ihre Privilegien zugleich mit ihrer Respectabilität. Meinem Vorgänger, einem zu niedrig besoldeten, handeltreibenden Consul ging es ebenso: er starb insolvent."

Andere besondere Nachtheile entspringen der Vermischung der Geschäfte in Ländern, wo hohe Zölle zum Schmuggel reizen oder die Zollbehörden gewohnheitsmäßig sich bestechen lassen. Auf die erstere Gefahr macht Consul Bernal aus Madrid, auf die letztere Consul Parkinson aus Bahia aufmerksam.

Dem handeltreibenden Consul Barton in Callao widerfuhr es, daß sein Partner ihm, als die Consulatsgeschäfte überhand nahmen, zwischen Verzicht auf die Partnerschaft oder auf das Consulat die Wahl ließ. Er wählte das Letztere und büßte im jährlichen Durchschnitt 600 Pfd. Sterling (4000 Thaler) ein. Für den Augenblick glich zwar die starke Sportel-Einnahme den Verlust so ziemlich aus; allein eine Veränderung des Gebührentarifs oder die zunehmende Erschöpfung der Guano-Lager auf den Chinchas-Inseln konnte diese Einnahme auf eine Kleinigkeit herunterbringen, und dann brachte eine Befugniß, von welcher kein Gebrauch zu machen war, ihren Inhaber in die verzweifeltste Lage.

Soviel über die Unzuträglichkeiten, welche an und für sich aus der Ernennung von Geschäftsmännern zu Consuln entspringen. Verwachsen mit ihr ist aber noch ein Zweig voll anderer Uebelstände. Nicht allenthalben findet eine Regierung, welche einmal von der Aussendung nationaler Consuln absieht, handeltreibende Landsleute vor. Sie muß wohl oder übel an manchen Orten zu Ausländern greifen. Auch über die schlimmen Folgen solcher Wahl enthalten unsere beiden parlamentarischen Reports beachtenswerthe Angaben. Nur Einer der Zeugen, der preußische Viceconsul Atkinson in Hull, legte eine vollständige Gleichgiltigkeit gegen die Nationalität von Consuln und zugleich die zuversichtlichste Ueberzeugung von der ausschließlichen Fähigkeit der Kaufleute an den Tag, so daß er sich bis zu der Behauptung verstieg, fremde Kaufleute seien besser als nationale besoldete Beamte für den britischen Consulardienst geeignet. Damit erscheint die aus den übrigen Aussagen hervorgehende thatsächliche Wahrheit denn ungefähr auf den Kopf gestellt, und es genügt wohl, wenn wir dem summarischen Spruche des niemals aus England herausgekommenen preußischen

Viceconsuls von Hull das ebenso summarische Urtheil des Generalconsul Ward gegenüberstellen, nach welchem ein besoldeter britischer Consul auch dem angesehensten ausländischen Kaufmann vorzuziehen sei. Ward, früher in Leipzig und jetzt in Hamburg angestellt, sammelte seine Erfahrungen in keinem barbarischen oder halbcultivirten Lande. In einem Lande der letzteren Kategorie, in Griechenland, haben ziemlich zu gleicher Zeit zwei Vertreter Englands, welche Nationalgriechen waren, entlassen werden müssen, die Consular-Agenten in Navarino und auf der Insel Milos. Englische Schiffer, welche in spanischen Häfen verkehrten, haben häufig ihre Klagen über die dortigen Viceconsuln in der Shipping and Mercantile Gazette niedergelegt. Einer von ihnen z. B. beschwert sich über den Viceconsul in Barcelona, daß er kaum ein Wort Englisch sprechen konnte, ihn 4 — 5 Stunden unnöthig warten ließ, und dann nicht abfertigte, bevor er alle in der Stadt ausstehenden Rechnungen bezahlt. Aus dem letzteren Grunde hielt er einen anderen Schiffer zwei Tage lang zurück. Er kam den unglücklichen britischen Schiffscapitänen wie eine Art Allerwelts-Agent vor, der sich Jedermanns Forderungen gegen sie wie seiner eigenen annahm. Der Landsmann in ihm drängte den Consul in den Hintergrund. Man könnte annehmen, es sei eine ideale Gerechtigkeitsliebe gewesen, was ihn bewog seine Schutzbefohlenen zur pünktlichen Bezahlung ihrer Schulden anzuhalten, wäre ihm nur nicht gleichzeitig nachgewiesen, daß er statt der gesetzlichen 7 Dollars Gebühren dem Einen 9 und dem Andern 11 Dollars abnahm. Zur Bestätigung und Verallgemeinerung dieses Urtheils über englisch-spanische Viceconsuln schreibt ein anderer Schiffscapitän aus Cadix: „Es ist eine stehende Klage längs der Pyrenäischen Halbinsel, daß in jeder Differenz zwischen einem Eingebornen und einem Engländer unsere Viceconsuln allemal geneigt sind sich auf die Seite des Ersteren zu schlagen, indem ihre ganze Politik dahin geht, mit der Bevölkerung gut zu stehen, unter der sie leben, ohne auf die Ansichten oder Verluste derer zu achten, aus deren Steuern sie besoldet werden und die zu beschützen ihre Pflicht wäre.“ Generalconsul Fonblanque bezeugte 1835 aus seiner damals vierundzwanzigjährigen amtlichen Erfahrung, er habe nur Einen unter den als englische Consuln dienenden fremden Kaufleuten kennen gelernt, dem es mit den englischen Interessen Ernst war, und auch dieser habe sich in einem eclatanten Falle versagt, um nicht einem Mitbürger schaden zu müssen. Consul Featherstonhaugh machte das Committee von 1858 auf die Unmöglichkeit aufmerksam, Viceconsuln von fremder Nationalität die ihm mitunter zugehenden geheimen politischen Nachrichten mitzutheilen. J. Hargreaves, Privatsecretär des früheren Generalconsuls in Hamburg, sprach die Ueberzeugung aus, daß während des Krimkriegs englische Viceconsuln in den benachbarten Nord- und Ostseehäfen von größerem Nutzen gewesen sein würden. Der Eintritt des Krieges muß natürlich überhaupt das Widersinnige des Verhältnisses, daß Angehörige des einen Staates die Geschäfte des anderen führen, im grellsten Lichte zeigen. Die englischen Consuln im Orient haben sich vor zehn Jahren um die Verproviantirung und das Nachrichtenwesen der englischen Armee die wesentlichsten Verdienste erworben, aber nur ihre nationale Sympathie an dem Kriege Englands gegen Rußland machte so außerordentliche Anstrengungen erklärlich. Wenn Preußen mit Däne-

mark im Kriege liegt, so ist die politische Thätigkeit der dänischen Kaufleute, welche als preußische Viceconsuln fungiren, gleich Null; aber das nicht allein, auch die norwegischen und schwedischen Kaufleute werden dann durchschnittlich nicht zu brauchen sein, so werthvoll die Beobachtungen und die anderweite Wirksamkeit der dortigen Consuln für Preußen unter Umständen sein könnte. Es ist noch in Aller Gedächtniß, wie der hanseatische Generalconsul Michaelson in Stockholm sich zu Anfang des Jahres 1864 durch öffentliche Aufhetzung gegen Deutschland hervorthat. Bremen und wir glauben auch Hamburg haben ihm ihre Bestallung entzogen, aber Lübeck denkt nicht daran ihrem Beispiel zu folgen — ein wahrer nationaler Scandal.

Nicht als ob man es dem Schweden verargen dürfte, wenn er skandinavisch fühlt und handelt! Der Fehler ist in diesem besonderen Falle bei der Gleichgiltigkeit des Lübecker Senats gegen den nationalen Ehrenpunkt — eine Folge unserer auch nach außen hin herausgekehrten Kleinstaaterei — zu suchen, und in derartigen Fällen überhaupt bei dem System der Handels-Consuln. Ein Kaufmann, der nicht einmal derselben Nationalität ist wie die Regierung, deren Wappen über seiner Hausthür prangt, fühlt sich von derselben in keiner Weise abhängig. Das Schlimmste, was sie ihm zufügen kann, ist die Entziehung des Wappens; und dazu muß er es schon arg getrieben haben. In einem preußischen Hafen — erzählte ein Zeuge dem Unterhaus-Ausschuß von 1858 — wo dazumal 5—600 englische Schiffe im Jahre einkehrten, jetzt noch mehr, war der englische Viceconsul, ein nichtenglischer Kaufmann, einmal von Ende Mai bis Ende September abwesend und dann Mitte October schon wieder, und hatte Niemanden zurückgelassen als einen den Consulatsgeschäften nicht gewachsenen jungen Menschen. Das scheint gewiß ein starkes Stück, wenn man nur an das häufigste aller Ereignisse eines Consulatsbureaus, an Händel zwischen einem despotischen Capitän und zuchtlos rohen Matrosen, denkt. Liest man freilich in König's trefflichem Leitfaden für preußische Consuln, daß „bloße Buchhalter und Commis bei der Besetzung von Consulatsposten“ nur „in der Regel ausgeschlossen sind,“ und daß „Mineurenne nur ausnahmsweise zu Consuln ernannt werden,“ so muß sich das Staunen wohl mäßigen. In Preußen ist danach ja gelegentliche anerkannte Staatspraxis, was in England als der unerträglichste Mißbrauch eines einzelnen, nicht hinlänglich controlirten Beamten betrachtet wird.

Die angeführten Zeugnisse werden jedoch zur Genüge darthun, daß nicht die im Schlendrian hängen gebliebene deutsche Praxis, sondern das französische System, oder um es bestimmter zu umschreiben, Canning's Grundsatz, durch die Erfahrung gerechtfertigt ist. In energischen Naturen hat sich diese Erfahrung hin und wieder durch sehr drastische, aber deswegen noch nicht unüberlegte Aussprüche Luft gemacht. Generalconsul Fonblanque z. B. wünscht, daß die Regierungen die Regel befolgten, keinem vom Handel nicht ausgeschlossenen Consul das Exequatur zu ertheilen; und aus San Salvador in Central-Amerika berichtet Consul Foote denn auch, daß die dortige Regierung mehreren Consuln das Exequatur verweigert habe, weil sie zugleich Kaufleute waren, wiewohl sie begreiflicher Weise andere Gründe vorschützte. Generalconsul Green in Alexan-

drien, einer der besonnensten und ausgezeichnetsten Männer des Faches, geht so weit zu empfehlen, die Großmächte möchten sich gemeinschaftlich in's Mittel legen, damit auch die kleineren Staaten in der Levante keine Handels-Consuln mehr anstellen könnten. Ein Kaufmann endlich, L. Forde zu Saffi in Marokko vom Hause Forde und Mac Kee in Londonderry, bricht in einem Briefe an Lord Clarendon (den damaligen Minister des Auswärtigen) vom 10. Mai 1856 in die kräftigen Worte aus: „Handels-Consuln sind der Fluch der britischen Interessen, wo immer sie existiren."

Diesem Urtheil hat sich die englische Geschäftswelt im Allgemeinen angeschlossen. Dafür spricht nicht bloß, daß mit Ausnahme des oben erwähnten preußischen Viceconsuls in Hull alle im Sommer 1858 vom Unterhaus-Ausschuß verhörten Kaufleute und Rheder ihre Stimme in dieser Richtung abgaben; es liegen noch überzeugendere Beweise vor. Die britischen Kaufleute in Rio de Janeiro waren es, von denen schon im Jahre 1808 die Umwandlung des dortigen Handels-Consulats in ein Fach-Consulat ausging, indem sie sich aus freien Stücken zur Zahlung einer nicht unbeträchtlichen Abgabe von Einfuhr und Ausfuhr erboten, wenn der Consul nur in den Stand gesetzt werde ohne Geschäft zu bestehen. Die britischen Kaufleute in Gibraltar ferner waren es, welche die Initiative ergriffen, als es sich funfzig Jahre später um die gleiche Reform in dem englischen Consulardienst längs der marokkanischen Küste handelte. Und als es dann 1858 zur Umgestaltung des gesammten Dienstes kam, ergab sich zwar keine besonders lebhafte oder großartige Agitation, aber jede Handels-Körperschaft, welche ihre Stimme erhob, sprach sich auch entschieden gegen handeltreibende Consuln aus. Die Liverpooler Handelskammer verlangte besoldete Beamte statt der Kaufleute in allen Häfen, wo es für solche hinlänglich zu thun gebe. Die Liverpooler Rheder-Gesellschaft bezeichnete die ausschließliche Anstellung der ersteren in allen dazu geeigneten Fällen als im höchsten Grade wünschenswerth. Noch weiter ging eine Versammlung von Vertretern der betheiligten Interessen in Glasgow, welche am 6. Juli 1858 stattfand. Sie sprach sich einstimmig gegen die Zulässigkeit von Handels-Consuln überhaupt aus. In den größeren Häfen könne von anderen als Fach-Consuln jedenfalls gar keine Rede sein; in kleineren Orten ohne Bedeutung möge es der Regierung erlaubt sein Ausnahmen einzuführen, aber auch dort wäre es bei weitem besser, wenn die dem Geschäftsbetrieb unfehlbar entspringenden selbstischen Beweggründe den Consul nicht erfüllen könnten, damit er in Unabhängigkeit und Unparteilichkeit für die Regierung Information einzusammeln, seinen Landsleuten im allgemeinen beizustehen, und den wichtigen commerciellen und maritimen Interessen der Nation alle mögliche Förderung angedeihen zu lassen im Stande sei. Diesen gewichtigen Zeugnissen fügte das Committee-Mitglied Wyse noch hinzu, eine Reihe von Kaufleuten im Verkehr mit der Levante, Marokko, Spanien und Südamerika hätten ihm als ihr erstes Anliegen in Bezug auf das Consularwesen die Forderung kundgegeben, daß Consuln nicht handeln sollten.

Verschiedene Auskunftspersonen wollten das Handels-Verbot auf eigenen Grundbesitz ausgedehnt sehen, wie es im französischen Dienste als Regel besteht. „Will man den Consul von der Verflechtung in örtliche und geschäftliche Interes-

sen freihalten," sagt Generalconsul Green, „so geschehe es auch mit voller Consequenz." Die Meisten dagegen finden kein Bedenken in der Uebernahme einer Agentur für Lloyds und selbst für eine der großen subventionirten Dampfschifffahrtsgesellschaften, wie ja auch der französische Consul eine Agentur der Messageries Imperiales, der österreichische Consul eine Agentur des österreichischen Lloyd verwalten darf. Die französischen Consuln in Havanna, Baltimore, Richmond u. s. w. besorgen sogar die Tabakseinkäufe für die französische Regie, — ein sehr einträglicher Nebenverdienst, den aber die sonstige Strenge des Handels-Verbots sattsam trägt und ausgleicht. Was die Lloyds-Agenturen betrifft, so theilte einer der Directoren von Lloyds dem Committee mit, daß diese große Schiffs-Registrations-Anstalt mit Vorliebe Consuln anstelle, falls sie nicht selber Handel trieben.

Mit dem Urtheil der englischen Geschäftswelt kann ohne Zweifel als übereinstimmend das Urtheil der europäischen und amerikanischen Geschäftswelt angesehen werden, ausgenommen höchstens die deutsche. Der frühere Vertreter Englands in Hamburg freilich, Oberst Hodges, schrieb 1857 nach London: „Die hiesige Kaufmannschaft beklagt sich über die Ernennung von Kaufleuten zu Consuln, weil das den Auserkorenen ungehörige Einblicke in die Verhältnisse ihrer Concurrenten und der Correspondenten derselben gebe." Aber wir haben Grund zu bezweifeln, daß dies wirklich in Hamburg, und wenn etwa doch in Hamburg, daß es in Deutschland die herrschende Meinung sei. Der Handels-Consul gedeiht auf unserem vaterländischen Boden zu gut, als daß er schon so ganz aus der Mode gekommen sein sollte. Die Nachtheile dieser Zwitterpflanze werden ihrer Natur nach im einzelnen Falle stets nur von Wenigen verspürt, und daß eine Mehrzahl derartiger Fälle Augen und Ohren des großen Publicums erreiche, verhindert die Zerstreuung der Consulate über den ganzen Erdball, — daß sie, auch wenn bekannt geworden, die öffentliche Empfindung gegen sich rege mache, verhindert die überlieferte Stumpfheit unseres nationalen Gemeingefühls. Der unmittelbaren Beeinträchtigung berechtigter geschäftlicher Interessen, welche aus der Anstellung von Handels-Agenten hervorgeht, hält ein gewisser Standesgeist und natürlich auch der stille Einfluß so vieler einmal vorhandener Handels-Consuln in der herrschenden Meinung des Kaufmannsstandes bis jetzt noch reichlich die Wage. Es wäre daher jammervoll, wenn die Durchführung einer tiefgreifenden Reform auf den Durchbruch der reformatorischen Sympathien in der Geschäftswelt warten müßte. Wir bauen unsere Hoffnungen in der Hauptsache auf andere Factoren.

Die meisten Menschen sind geneigt, im Consul einen Mann zu sehen, den die Regierung in ihrer väterlichen Fürsorge für den Handel dahin gestellt hat, wo er steht. Von den deutschen Regierungen dürfen wir der Mehrzahl nach annehmen, daß sie diese Anschauungsweise theilen. Die Consuln selbst mögen nicht selten derselben Ueberzeugung leben. Und doch ist sie handgreiflich falsch. Ein Consul ist — wie Huskisson sagt, der berühmte dem Freihandel zugethane College Canning's — kein bloßer Handels-Agent, sondern ein Beamter für die allgemeinen Zwecke des Staats. Seine erste und hauptsächlichste Aufgabe ist, in dem Orte oder Kreise seines Wohnsitzes Angehörigen des Staates, der ihn



ausgesandt oder angestellt hat, denjenigen Schutz zu gewähren, welchen ihnen im Inlande die sämmtlichen Einrichtungen des Staats leisten würden. Nur insofern dieser Schutz sich der Regel nach auf Kaufleute und Schiffer erstrecken wird, als die vorzugsweise in der Fremde sich umhertreibenden Classen einer Nation, kann in der Ungenauigkeit des gewöhnlichen Sprachgebrauchs der den Personen geleistete Beistand als eine Förderung ihrer gemeinschaftlichen Interessen bezeichnet werden. Und nur weil ein Consul der großen Mehrheit der Staatsgenossen, wenn überhaupt, allerdings ausschließlich aus seinen Handelsberichten bekannt zu werden pflegt, konnte sich die Vorstellung eines bloßen Handels-Agenten so zähe an dieses inhaltsreiche Staatsamt knüpfen. Die Handelsberichte sind aber im Grunde etwas sehr beiläufiges und nebensächliches. Die Entwicklung des internationalen Preß- und Geschäfts-Verkehrs wird sie eines Tages vielleicht ganz entbehrlich machen, während die übrigen Pflichten ihrer Verfasser damit nur zunehmen und mannigfaltiger werden können. Ebensowenig kann man zugeben — was auch Instructionen und Reglements darüber aufstellen mögen — daß Schiffer und Kaufleute einen höheren Anspruch auf consularische Fürsorge mit sich brächten als jeder andere Mensch. Angenommen z. B. ein reisender Gelehrter von Ruf, ein Barth oder Lepsius träte zu gleicher Zeit mit irgend einem Elberfelder oder Luckenwalder Geschäftsreisenden in die Kanzlei des preußischen Generalconsuls zu Alexandrien: soll Herr v. Theremin ihn bitten sich zu gedulden, bis er den besser beglaubigten Anspruch des Geschäftsmanns an seine Zeit befriedigt? Oder wenn ein Schiffscapitän und eine brustleidende Dame sich gleichzeitig an den Consul in Nizza oder Madeira wenden, hat der Erstere von Rechtswegen den Vortritt? Möglicher Weise nach dem Wortlaut der Instructionen, — aber dann muß man anerkennen, daß diese zu einer Zeit, wo Wissenschafts- oder Gesundheitszwecke noch wenige Deutsche in's Ausland führten, nach einer daraus abgeleiteten einseitigen und engen Anschauungsweise abgefaßt sind und einer Erweiterung im Geiste richtigerer Auffassung des Berufs bedürfen. Schutz der Landsleute, wer sie auch sein mögen, ist des Consuls oberste und heiligste Pflicht. Je nachdem er in einem mehr oder weniger civilisirten oder barbarischen Lande steht, wird diese Pflicht größere, wichtigere Functionen in sich schließen oder unwichtige und geringfügige. Ihrem Wesen nach aber ist sie dieselbe in England wie in Madagascar, in Nordamerika wie in China oder der Türkei. Erst an die gesicherte Erfüllung dieser Pflicht kann sich im Augenmerk der Regierung und der Landesvertretung der Wunsch anschließen, die günstige Stellung des Consuls zur Ausdehnung und Belebung der Handelsbeziehungen benutzt zu sehen, sei es durch regelmäßige Berichte über Schifffahrt und Umsätze, sei es durch pünktliche Meldung von Abänderungen an Tarifen u. dgl., sei es durch sachverständigen Rath an einzelne Geschäftsleute und Schiffscapitäne, oder wie immer sonst. Sowohl um dieser Nebenabsichten willen als auch zur sicheren Erreichung der Hauptabsicht ist es offenbar von Nutzen, wenn der Consul nicht nur in das große allgemeine Getriebe, sondern auch in die örtlichen Eigenthümlichkeiten und die Handwerksbräuche des kaufmännischen Verkehrs zu See und zu Lande eingeweiht ist. Aber daß er darum nicht nothwendiger Weise jahrelang Comtorluft geathmet und Handelsbriefe copirt zu haben

braucht, beweisen Hunderte von Consuln aller Länder außer Deutschland, die ihre commercielle Aufgabe gründlich und glänzend lösen. Bei der Einsammlung des Stoffes zu Handelsberichten kann der eigene Geschäftsbetrieb sogar geradezu im Wege sein, weil er die übrigen Kaufleute des Platzes abgeneigt macht ihre Kenntnisse und Erfahrungen mitzutheilen. Wollte man vom Consul kaufmännische Rutine fordern, weil er so häufig Kaufleuten in ihren Geschäften beizustehen hat, so müßte man auch seemännische Rutine fordern, und richterliche, und notarielle — kurz, man müßte den Miniatur-Repräsentanten des Staates, der er in Wahrheit ist, in allem Technischen seines vielgestaltigen Postens so vollendet haben wollen, wie durchschnittlich die entsprechenden Würdenträger daheim sein mögen. Das aber ist einfach unmöglich, und so begnügt man sich in allen Ländern mit jenem Maße von Charakter, Intelligenz und Eifer, das eine nicht zu langsame Aneignung des Nothwendigen in Aussicht stellt. Der permanente Unterstaatssecretär des englischen Auswärtigen Amtes, Edm. Hammond, der Hunderte von Consuln mitangestellt und zweimal eine erschöpfend parlamentarische Untersuchung des Gegenstandes mitdurchgemacht hat, spricht es gewissermaßen als „der Weisheit letzten Schluß“ aus, daß jeder Mann von Verstand, Fleiß und Energie binnen sechs Monaten einen guten Consul abgebe. Er verwirft beinahe alle Art von systematischer Vorbereitung; insbesondere dünkt es ihm durchaus unnöthig, gewesenen Kaufleuten einen gewissen Vorzug zuzugestehen. Hierin wird man indessen mit Consul Longworth in Monastir (jetzt Generalconsul in Belgrad) abweichender Meinung sein dürfen. Ein gewesener Kaufmann, namentlich wenn er schon in der Fremde gelebt hat, besitzt für ein Amt wie das consularische handgreifliche Vorzüge, und wäre es auch nur um die sechs Monate, in denen er die Rutine der kaufmännischen Praxis sich nicht erst einzuprägen braucht.

Vermögen uns so die dem Handel verwandtesten Aufgaben des Consuls nicht zu überreden, dem Kaufmann — d. h. dem noch activen Kaufmann — einen Vorzug vor dem Beamten — d. h. dem förmlich angestellten und besoldeten Staatsdiener — beizulegen, so müssen natürlich Obliegenheiten anderer, specifisch politischer Natur vollends von solcher Wahl ablenken. Diese Obliegenheiten werden zwar in verschiedenen Staaten sehr verschieden aufgefaßt. Frankreich nimmt es damit ernstlicher als England. Die Schweiz schlägt sie sehr gering an, Nordamerika auffallend hoch. Allein die Erfahrung lehrt doch übereinstimmend, daß sie nicht gänzlich zu entbehren sind; sie erheischen also ebenfalls Berücksichtigung bei der Auswahl und Ausstattung des Consuls. Von Kriegsfällen abgesehen, zählte Generalconsul Morier in Paris 1831 folgende Pflichten dieser Art auf und stellt sie sogar in die erste Linie: politische Depeschen befördern, politische Berichte erstatten, Flottenrüstungen und dergl. überwachen, Kriegsschiffe verproviantiren, Sklavenhandel hintertreiben. Fremde Flotten- und Schiffs-Bauten oder -Ausrüstungen nach London zu melden ist in der That eine regelmäßige Obliegenheit aller der englischen Consuln, welche in der Nähe von Kriegswerften stationirt sind. Noch andere politische Sorgen aber hat ein englischer Consul z. B. in Spanien. Er muß, sagt Consul Mark in Malaga, den Gesandten in Madrid von allen politischen Vorgängen in Kenntniß

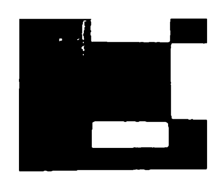
erhalten, namentlich von Wahlen, bewaffneten Schilderhebungen und dergl. mehr. Aber nicht das allein: er muß unter Umständen auch politisch handeln. Als im Jahre 1856 die Nationalmiliz in Malaga sich empörte und den Truppen in der Citadelle die Lebensmittel entzog, mußten die Consuln interveniren, weil der Befehlshaber der Truppen die Stadt zu bombardiren drohte. Freilich bedurften sie dazu des Nachdrucks von vier englischen, französischen und amerikanischen Kriegsschiffen, welche glücklicherweise im Hafen lagen. Weniger ernsthaft läßt es sich nehmen, deutet aber doch auch grade auf keine Handels-Agentur, wenn nach derselben Quelle der englische Viceconsul in Granada vornehmlich dazu berufen ist, durchreisende Engländer gegen die Straßenjugend in Schutz zu nehmen.

Jede Betrachtungsweise also, diejenige welche von der Natur der consularischen Functionen ausgeht, wie diejenige welche die praktischen Folgen und das Urtheil erfahrener Kenner zu Rathe zieht, führt dahin, in der Verdrängung des Handels-Consuls durch den Fach-Consul eine nothwendige und heilsame Entwicklung zu sehen. Was kann die Ursache sein, daß während alle übrigen Länder fast ohne Ausnahme sich diesem Zuge des Jahrhunderts angeschlossen haben, Deutschland allein in regungsloser Unempfindlichkeit gegen denselben verharrt? Hin und wieder hat eine einzelne Stimme unter uns von jener allgemeinen Bewegung flüchtige Notiz genommen, aber zu einem Beginn thatsächlicher Nacheiferung sind wir nie gediehen. Das alte verkehrte System steht unerschüttert. In den wenigen oberflächlichen Zusammenstößen, welche es während der letzten Jahre mit der Reform-Idee gehabt hat, ist der Sieg sogar auf seiner Seite gewesen. Woher kann das kommen?

Ein viel schwereres Leiden, als Handels-Consulate aller ihrer Mangelhaftigkeit ungeachtet jemals sein können, hat Deutschland bisher nicht zum Genuß der Wohlthaten gelangen lassen, welche mit dem Uebergang zu Fach-Consulaten verknüpft sind. Das größere Uebel der Kleinstaaterei, die sich auch nach außen hin herauskehrt, läßt es bis heute nicht zur Beseitigung jenes kleineren Uebels kommen. Wir haben ungefähr ebenso viele verschiedene Consulardienste als Staaten, und in Orten wie Paris oder New-York, London oder St. Petersburg geben wir dem Ausland das Schauspiel einer Vielfältigkeit der Vertretung, vor der sich die Cantone der Schweiz wie die Einzelstaaten Nordamerikas, die doch auch eine Art particularer Souveränetät besitzen, von jeher weislich gehütet haben. Wir haben die ungeheure Zahl von 18—1900 Consuln auf den Beinen (darunter kaum 200 in Deutschland selbst und im österreichischen Kaiserstaat), d. h. drei- oder viermal soviel als die andern Großstaaten, und die Wirkung ist eine mindestens in demselben Verhältniß schlechtere Wahrung unserer nationalen und individuellen Interessen. Es liegt ja auf der Hand, daß sowohl die Zersplitterung der Geschäfte wie die Theilung der hinter dem Consul stehenden Macht in dieser Richtung wirken muß. Jene läßt in ihm selber keine rechte ausschließliche Hingebung an seinen Dienst aufkommen. Diese verhindert, daß fremde Behörden und Individuen einen deutschen Consul gleich dem irgend einer auf ihre Ehre und Interessen eifersüchtigen Großmacht respectiren. Dazu kommt dann noch, daß die Zersplitterung der finanziellen Kräfte jeden Gedanken an Abschaffung der Handels-Consuln schon in der Geburt zu ersticken droht, um in

diesem Dienstzweige, dessen unmittelbare Bedeutung mit jedem Jahre wächst und von dessen wirksamer Ausstattung für unser Ansehen in der Welt soviel abhängt, das bestehende Elend anscheinend zu verewigen.

Die Compendien des Völkerrechts unterscheiden zwischen consules missi und consules electi, ausgesandten und am Orte selbst bestellten Consuln, oder wie wir zu sagen vorziehen: Fach-Consuln und Handels-Consuln. In der übrigen civilisirten Welt hat das System der consules missi gesiegt; was in Deutschland fortbesteht, könnte man vielleicht mit ebensoviel Recht, wie das System der consules electi, das System der consules accepti nennen. Eine Menge Consulate nämlich sind nicht so sehr durch einen Act der betreffenden Regierung entstanden, als durch die Bemühung des Consuls selbst. Nicht die Regierung hat sich gesagt: „Da und da verkehren unsere Schiffer viel" oder „lieben unsere Auswanderer sich niederzulassen; da wird es also darauf ankommen, einen geeigneten Geschäftsmann zum Consul zu bestellen" — sondern irgend ein deutscher Geschäftsmann im Auslande, dem es aus irgend einem Grunde lockend war ein Consulat zu erlangen, benutzte irgend eine Connexion, um sich Titel und Amt zu verschaffen. Wie sollte denn auch der regierende Staatsminister von Meiningen oder Anhalt dazu kommen, den Zug der ausgewanderten Landeskinder in die Neue Welt mit soviel aufmerksamer Fürsorge zu verfolgen? wie Herr v. Oertzen in Schwerin vor der Bekämpfung der andringenden „Demokratie" oder Herr v. Rössing in Oldenburg vor der Verfolgung mikroskopischer Erbansprüche Zeit übrig behalten, die Verzweigungen des mecklenburgischen oder oldenburgischen Schiffsverkehrs über den Erdball hin in's Auge zu fassen? Weit denkbarer ist es, daß der Kaufmann, welcher gern Consul wäre oder hieße, einem heimkehrenden Schiffer, oder einem nach Hause schreibenden Auswanderer, oder einem guten Bekannten in der Residenz, nach welcher sich seine Wünsche richten, den Auftrag giebt bei Sr. Excellenz ein gutes Wort einzulegen. Denn für den einzelnen Kaufmann, welcher zum Consul ernannt wird, steht die Sache allerdings anders als für das allgemeine Interesse der Geschäftswelt und für das des consularischen Dienstes. Ihm winken in der That Vortheile, theils reelle und theils der Realität nahe kommende imaginäre. Die Bestallung, wie sorglos sie immer ertheilt sein mag, ist eine Art generellen Creditbriefs: sie trägt ihrem Inhaber Consignationen ein, die noch keine bestimmte Adresse hatten. Ein handeltreibender Consul ist ein gesuchter Correspondent, denn er hat bei den Behörden des Platzes durchschnittlich einen Stein mehr im Brette als jeder andere Kaufmann, wenn auch freilich einen Stein weniger, als ein Fach-Consul. Noch schwerer aber fällt im Allgemeinen in die Wagschale die Beliebtheit des Titels. Der „Consul" ist in der Geschäftswelt der Seestädte gesuchter als der „Commercienrath" in der inländischen Geschäftswelt, und bedeutet an der Börse und im Club eine ähnliche angenehme Qualification des Kaufmanns an sich, als etwa der „Doctor" unter studirten Leuten. Die Rothschild's, Bethmann's und Erlanger's im Binnenlande zwar pflegen von diesen kleinen Auszeichnungen so wenig Gebrauch zu machen, wie sie sich z. B. mit der vierten Classe des Rothen Adler-Ordens abfinden lassen; bei ihnen hat der „Baron" allein Affectionswerth. In Hamburg und Bremen dagegen, wo die kosmopolitisch-republikanische Luft



weniger von den Miasmen kleiner Residenzen inficirt ist, bleibt man lieber bürgerlich, und verschmäht auch der stolzeste Chef einer Welt-Firma nicht sich „Herr Consul" tituliren zu lassen, statt einfach mit dem Familien-Namen, der bis nach Valparaiso und Schanghai hin in jeder Handelsstadt der Erde mit Hochachtung genannt wird. Diese Thatsache, schwerer umzustoßen als Gesetz oder Vertrag, weil sie eine Art Weltsitte ausdrückt, ist es, was es unsern dreißig Regierungen bisher so leicht gemacht hat, in ihrem zwiefach verwerflichen Consularsystem zu beharren. Sie brauchten ein erledigtes oder neuzugründendes Consulat nur auszuschreiben, so meldeten sich der Regel nach Bewerber in Hülle und Fülle. Es kam öfter vor, daß sie unerbetene Bewerbungen erhielten, als daß eine ledige Stelle nicht alsbald mit einer achtbaren Persönlichkeit zu besetzen war. Die Kosten waren in jedem Falle beinahe Null; ein oldenburgischer Consul z. B. muß seine Uniform selbst bezahlen, ein mecklenburgischer erhält von allen seinen Bureaukosten nur das Briefporto ersetzt. Brauchte man also weder in bereits verfügbare Staatsmittel zu greifen, noch mit Vertretern der steuerzahlenden Bevölkerung über die Anweisung neuer Mittel zu verhandeln, warum sollte man dem Bewerber den Gefallen nicht thun? warum nicht auf die Schiffscapitäne hören, die in Ermangelung eines Besseren selbst der jetzigen Handels-Consuln, begreiflich genug, nie zuviel bekommen können? warum sich nicht das erquickende Bewußtsein verschaffen, Handel und Schifffahrt ein würdevolles Wohlwollen zu beweisen? warum endlich nicht auch auf diese Art den Kitzel des Machttriebes befriedigen, der schon gewohnt ist Birkenwasser zu schlürfen, da der Champagner leider über seine Kräfte geht?

Aber Preußen! die Großmacht Preußen! sie wenigstens kann doch bezahlen wonach sie Durst hat, und wird sich also längst einer Reformbewegung angeschlossen haben, in welcher Italien, Spanien und Belgien Vorderplätze einnehmen, Schweden und Portugal nicht völlig dahinten geblieben sind! Preußen ist neuerdings leider mehr der Staat der zu kurz genommenen Ansätze als der entschlossenen und glücklichen Sprünge gewesen, und das trifft auch in der Sache der Consularreform zu. Gleichviel was seinen Unternehmungen bisher meist abschreckend, entmuthigend in den Weg getreten ist, der „deutsche Professor," den eine Anekdote in diesem Zusammenhang dem jetzigen Ministerpräsidenten in den Mund legt, oder ein wirklich gerechtfertigtes Mißtrauen in die Muskeln des Rosses und die Beschaffenheit des Bodens — die allgemeine Versumpfung der preußischen auswärtigen Politik bis auf Herrn v. Bismarck hat eine zeitgemäße Verjüngung ihrer Organe so wenig eintreten lassen wie eine wahrhaft nationale Erhöhung ihres Strebens. Aus der Fülle vergleichender Betrachtungen, die sich hier darbieten, wollen wir nur Eine anstellen. Preußen hat 17 besoldete Consulate auf eine Gesammtzahl von mehr als 400, und giebt für sein Consularwesen überhaupt in runder Summe jährlich 150,000 Thaler aus. Als das heutige Königreich Italien noch in seiner Puppe, Königreich Sardinien, steckte, gab es schon 307,000 Lire ohne die Ortszulagen für 24 Fach-Consulate aus, und heute hat es 44 Fach-Consulate oder sogenannte Consulate ersten Ranges, welche ihm nicht weniger als 1,177,500 Lire (314,000 Thaler) kosten. Es verwendet also reichlich das Doppelte auf diesen Dienstzweig wie die Großmacht Preußen,

und hat doch kaum nur ein Sechstel mehr Einwohner. Vergessen wir bei dieser Gelegenheit nicht zu erwähnen, daß die Umgestaltung des sardinischen Consularwesens im Geiste der Zeit, d. h. das Gesetz vom 15. August 1858 und das Reglement vom 16. Februar 1859, den erlauchten Namen Cavour's trägt, der damit in Canning's Fußtapfen getreten ist.

An Versuchen einer Reform hat es, wie gesagt, auch in Preußen nicht gänzlich gefehlt. Im Jahre 1846 erging von Berlin eine Denkschrift an sämmtliche Regierungen des Zollvereins, worin die bestehenden beiden Hauptübel, fast ausschließliche Anstellung von Handels-Consuln und Vielfältigkeit der consularischen Vertretung Deutschlands, richtig bezeichnet, und zur Abhilfe ein zweckmäßig gemischtes System von Fach-Consuln an den Hauptplätzen, Handels-Consuln an den Nebenplätzen, die aber allesammt im Namen des Zollvereins zu fungiren hätten, vorgeschlagen wurde. Die einlaufenden Antworten lauteten hoffnungerweckend: Würtemberg und Baden waren nicht entgegen, Bayern dem preußischen Plane sogar entschieden zugeneigt. Die Umwälzungen von 1848 aber unterbrachen die weitere Gestaltung desselben zur Wirklichkeit; und was sie an die Stelle setzten, die Bemühungen des Reichsministeriums für ein Reichsconsularsystem, war natürlich so kurzlebig wie der ganze damalige Traum vom Reiche. Die Aufgabe fiel an Preußen zurück; aber Preußen, von Oesterreich und den Mittelstaaten aus allen seinen politischen Positionen zurückgeworfen, behielt nur eben Kraft genug zur bloßen Fortsetzung des Lebens übrig, nicht zu irgend einer reformatorischen Initiative für die Nation. Der schöpferische Gedanke von 1846 lebte als Schatten fort — ein englischer Diplomat will ihn noch in den funfziger Jahren wahrgenommen haben —, allein in der thatsächlichen Welt machte man eher nur Rückschritte. Vergleicht man die Liste der preußischen Consulate in König's Leitfaden von 1853 mit derjenigen, welche im letzten Januar dem Preußischen Handels-Archiv beigelegt worden ist, so ergiebt sich zwar keine unbeträchtliche Zunahme der Handels-Consulate, aber eine Abnahme der zu Fach-Consulaten geeigneten und bestimmten Posten. Bekannt ist ja auch die Einziehung der Generalconsulate zu Antwerpen, wo der jetzige Minister des Innern, und zu Kopenhagen, wo der verstorbene Ryno Quehl den Dienst versah. Wir wollen hier nicht untersuchen, welcher Antheil an der Schuld dieser rückgängigen Bewegung dem Landtag und welcher der Regierung zufällt, und ob die Bureaukratie, oder die Presse, oder die politischen Parteien es dabei vornehmlich an umsichtiger und thätiger Vaterlandsliebe haben fehlen lassen. Genug, daß kein Theil von Versäumniß ganz freizusprechen, daß heute aber auch jeder Theil noch freies Feld vor sich sieht für einen Anstoß zu neuem rüstigen Vorwärtsschreiten.

Bei näherer Ueberlegung fehlt es vielleicht nicht ganz an Trost für das Bedauern, daß die revolutionären Erschütterungen die 1846 angebahnte Entwicklung unseres Consularwesens störten. Für die damalige Zeit zwar war der Gedanke der Zollvereins-Consuln ohne Zweifel gesund und schöpferisch. Sein Ursprung lag indessen doch wohl allzu ausschließlich in der etwas bureaukratisch gefärbten preußischen Handelspolitik, zu sehr außerhalb alles Zusammenhangs mit der schlaffen auswärtigen Politik, als daß ihm eine recht gedeihliche Lebensentfaltung in Aussicht gestanden hätte. Die Consuln wären nicht sowohl Ver-

treter einer engverbundenen Mehrzahl deutscher Staaten, und damit in gewissem Sinne der sich Eins fühlenden deutschen Nation, als vielmehr die Geschäftsführer einer rein industriellen und mercantilen Gemeinschaft geworden, politisch neutral, auch wo es sich um wahrhaft und anerkannt nationale Interessen gehandelt hätte, und unvermeidlich abhängig von der Gesammtentwicklung des Zollvereins. Was das aber sagen will, stellt sich heraus bei einer einfachen Parallele zwischen den vierziger und den sechziger Jahren. 1846 dachte man in Bezug auf den Zollverein noch so unbefangen, daß Bayern und Würtemberg dem preußischen Vorschlag, Zollvereins-Consuln aufzustellen, harmlos zustimmten; 1862 – 1864 dagegen widersetzten sie sich der dringendsten und unverfänglichsten Tarifreform, weil die Einleitung derselben ein gewisses Präjudiz für die Initiative Preußens in gesammtdeutschen Angelegenheiten mit sich zu bringen schien. Das Institut des Zollvereins-Consuln würde, wenn es 1847 oder 48 zu Stande gekommen wäre, unfehlbar dem Stillstand verfallen sein, mit welchem jetzt der Zollverein gleich dem Deutschen Bunde wie mit einem Bann betroffen erscheint. Es müßte auf jede Weiterentwicklung verzichten; es müßte sich eine unbedingte politische Neutralität, ja Non-Activität zur Regel machen. Preußen hätte sich in Fesseln geschlagen, ohne der Nation einen nachhaltigen Dienst zu leisten. Ohne die lebendige Mitwirkung, ja ohne den Vortritt des Auswärtigen Amtes kann ein Consularsystem nicht ersprießlich geleitet oder neugestaltet werden. Schwärmerische Geschäfts-Praktiker haben wohl auch in England den Wunsch ausgesprochen, alle Consular-Correspondenz möge durch das Handels-Amt gehen, aber die englischen Consuln sind einstimmig darin, daß der Verkehr mit dem Auswärtigen Amte den Vorzug verdiene, und selbst Einer der Wenigen unter ihnen, denen der Handels-Consul nicht ganz schwarz vorkommt, legt doch die entschiedenste Verwahrung dagegen ein, dem Handels-Amt untergeordnet zu werden, denn damit würde er sinken. Es hätte mehr Sinn, die Handelsgerichte dem Justizministerium zu entziehen und dem Handelsministerium unterzuordnen, als die Consuln dem Ministerium des Auswärtigen. Aus demselben Grunde ist zu wünschen, daß eine Consularreform von dieser letzteren Stelle aus erfolge.

Wir können also nicht empfehlen die Idee von Zollvereins-Consuln wieder aufzunehmen. Ebensowenig leuchtet uns der Gedanke der Darmstädter Handelskammer ein, welche in einem ihrer letzten Jahres-Berichte Consuln des Deutschen Bundes in Vorschlag gebracht hat. Dem ersteren Plane würde sich der eine oder andere süddeutsche Staat, dem letzteren Preußen aus politischer Aversion widersetzen, und an solchem Veto müßte das ganze Unternehmen zerschellen. Die Bundes-Consuln hätten vor den Zollvereins-Consuln sonst immerhin noch den Vorzug, daß sie ganz Deutschland zu vertreten haben würden, und nicht so hervorragend interessirte Staaten wie die Hansestädte und Mecklenburg wenigstens zeitweise von der Reform ausschlössen. Mecklenburg freilich wird am Ende dem Eintritt in den Zollverein nur so lange widerstreben, als Preußen aus Schonung für sein jetziges mustergiltiges Regiment es erlaubt. Aber mit den Hansestädten ist es doch eine andere Sache. Und anders steht es augenscheinlich auch um ihren Anschluß an ein gesammtdeutsches Consularsystem, auf welcher Grundlage dasselbe immer zu Stande kommen möge.

Als das Reichsministerium im Jahre 1848 mit dem Gedanken an ein von Reichswegen zu gründendes Netz von Consulaten eine Rundfrage an die deutschen Regierungen richtete, ging die Antwort der Hansestädte dahin, daß sie sich ihrer ausnahmslos handeltreibenden Consuln durchaus zu rühmen hätten und keine radicale Aenderung wünschen könnten. Nur sehr mittelbar erkannten auch sie die Nachtheile dieses Systems an, indem sie von einer Trennung der diplomatischen Functionen der Consuln von den eigentlich consularischen redeten. Ihre realen Motive finden sich wohl authentisch angegeben in einer unter den Auspicien, wo nicht gar aus der Feder des Reichshandelsministers Duckwitz entstandenen Denkschrift, welche sich so vernehmen läßt: „Die Hansestädte würden nun freilich der consularischen Vertretung durch Kaufleute nicht anders als rühmend erwähnen können, ohne die Gründe, welche sie für das Fortbestehen ihrer besonderen Consulate anführen, zu schwächen. Allein es läßt sich auch nicht verkennen, daß sie in der That mehr Ursache haben werden, mit der Vertretung ihrer dem Handelsstande angehörigen Consuln befriedigt zu sein, als die übrigen deutschen Staaten mit den ihrigen. Die Consuln der Hansestädte sind meistens [? sagen wir: großentheils] Männer welche, diesen Städten durch Geburt angehörend, daselbst eine ausgezeichnete Vorbildung für ihren kaufmännischen Beruf genossen haben. Durch mehrjährige praktische Beschäftigung in den Handelshäusern ihrer Vaterstädte sind sie mit den hanseatischen Handelsinteressen vollkommen vertraut. Den deutschen Handel nach dem Ausland verfolgend haben sie sich vielerwärts umgesehen und dann sich eine eigene Stätte gegründet, von wo aus sie Verbindungen mit ihrem Vaterlande unterhalten. Durch ihren längeren Aufenthalt in den Plätzen, wo sie sich niedergelassen haben, ebensowohl mit den jenseitigen Verhältnissen, als durch den Anfang ihrer Laufbahn in den Hansestädten mit den diesseitigen Zuständen genau bekannt, wissen sie die Handelsinteressen am Besten zu beurtheilen und können den Regierungen ihrer Vaterstädte mit genügender Auskunft an die Hand gehen. Es ist daher leicht erklärlich, daß die Hansestädte einen besonderen Werth auf die Beibehaltung ihrer Kaufmanns-Consuln legen und gegen die Besetzung der Consulate mit Beamten aus anderen Ständen, welche keine praktische Erfahrung haben, eingenommen sind. Anders verhält es sich in den übrigen deutschen Staaten, welche keine Seegrenze haben, in Preußen, dessen Ostseehäfen bisher nur geringen Antheil an dem transatlantischen Handel genommen, in Hannover und Oldenburg, welche zwar an die See grenzen, aber keine großen Handelsstädte besitzen und ihren Verkehr mit den entfernteren auswärtigen Staaten durch Vermittlung der Hansestädte betreiben. Ihre Angehörigen werden nicht, wie die Söhne der Hansestädte, durch Handelsverbindungen nach transatlantischen Staaten hingezogen [?]. Daher sind sie häufiger in der Lage, ihre Consulate Ausländern übertragen zu müssen, welche sich die Interessen, die sie vertreten sollen, nicht so angelegen sein lassen, sie auch nicht so genau kennen, wie die Hanseaten diejenigen ihrer Vaterstädte. Gleichwohl fühlen auch die Hansestädte, daß an manchen Orten die Vertretung durch active Kaufleute, welche vor allem ihren eigenen, oft nicht mit dem allgemeinen Besten übereinstimmenden Vortheil verfolgen, von welchen man nicht verlangen kann, daß sie über ihren Pflichten als Consularbeamte ihre eigenen

Geschäfte vernachlässigen, und welche keine Veranlassung gehabt haben sich die Qualificationen anzueignen, die sie zugleich für diplomatische Functionen geschickt machen, nicht überall ausreicht; daher sie auch die Anstellung von besoldeten Reichsbeamten in den Hauptstädten oder besonders wichtigen Hafenplätzen in der Levante und transatlantischen Staaten als sehr erwünscht bezeichnen." Das Unpraktische dieses letzteren Einfalls darzuthun wird der reichsministeriellen Denkschrift natürlich nicht schwer; es ist nichts als ein Verlegenheits-Erzeugniß des Wunsches, die Dinge beim Alten gelassen zu sehen. Diesen Wunsch werden wir auch heute wohl noch als in den Hansestädten vorherrschend anzusehen haben. Die thatsächlichen Verhältnisse, welche ihn erklären und einigermaßen rechtfertigen, haben sich seit 1848 auf beiden Seiten ein wenig abgeschwächt, aber im Wesentlichen sind sie noch wie damals. Machen die geborenen Hanseaten auch gewiß lange nicht die Mehrzahl unter den hanseatischen Consuln aus, so sind sie doch zahlreich genug — und zwar grade an den Hauptplätzen —, um dem ganzen Dienste sein Gepräge aufzudrücken. Gehen heutzutage auch Hannoveraner, Oldenburger und Preußen in hinlänglicher Zahl übers Meer, um zu dem Consulardienst ihrer Heimatstaaten ein reichliches Contingent zu stellen, so sind sie doch weit weniger als die Hanseaten im Stande, dem Dienste besonderen Werth zu verleihen. Die Denkschrift des Reichsministeriums hätte ihres officiellen Charakters halber die Ursachen dieser Verschiedenheit natürlich kaum vollständig angeben können, auch wenn sie dieselben vollständig übersah. Ein Hamburger oder Bremer Consul dient einer Regierung, deren alleiniges Augenmerk Beförderung des heimischen Handels ist. Seine Aufgabe ist daher einseitig, entspricht nicht der Würde eines eigentlichen Staates, aber sie läßt sich begreifen und leicht durchführen, ausgenommen die seltenen Fälle in denen materielle Macht zur Anwendung kommen sollte. Anders die Vertreter der monarchischen Staaten, von denen Preußen die Rolle einer Großmacht mit gar vielfältigen und zum Theil verwickelten Aufgaben zu spielen hat, unter welchen die Handelspolitik nur einen bescheidenen Platz behauptet, während Hannover, Oldenburg und die übrigen im Grunde gar keine Politik oder Handelspolitik haben, welche über Deutschland hinausreichte. In diesem Unterschied hauptsächlich wird der Grund zu suchen sein, wenn der hanseatische Consulardienst sich trotz seiner falschen Grundlage leidlich bewährt hat. Seine zunehmende Unzulänglichkeit hatte sich indessen, wie wir gespürt haben, schon in den vierziger Jahren den Hansestädten wider ihren Willen aufgedrängt. Sie fingen damals offenbar an die Unhaltbarkeit des Zustandes zu ahnen. In dem Maße wie sie sich in der allgemeinen Noth bisher besser herausgeholfen haben, stehen für sie dabei ja auch größere Interessen auf dem Spiele. Wie weit die Senate selbst und ihre Diplomaten oder Consuln es in der leidigen Kunst sich zu ducken gebracht haben mögen, zu deren Ausübung Deutschlands bisherige staatliche Ohnmacht sie zwang — das erwachte nationale Selbstbewußtsein macht diese Virtuosität, in der man sich früherhin gefiel, mit jedem Tage mehr zur Last, und legt steigenden Nachdruck auf die Ausnahmsfälle, in welchen man ohne den Hintergrund ausreichender physischer Macht gegen fremde Ungebühr den Kürzeren zieht.' In den patriotischen Bewohnern der Hansestädte wird das hieraus entspringende Verlangen über kurz oder lang die Be-

denken ersticken, welche sie allerdings gegen eine bureaukratische Behandlung von Handels-Angelegenheiten nicht mit Unrecht zu hegen gewohnt sind, — zumal wenn ein praktischer Anfang von Consularreform die schlimmsten und grundlosesten dieser Bedenken im voraus beseitigt.

Der Keim zu einer so wünschenswerthen Entwicklung ist nun glücklicher Weise bereits vorhanden. In den Verträgen welche Preußen neuerdings im Namen des Zollvereins, Mecklenburgs und der Hansestädte mit China und mit Siam abgeschlossen hat, findet sich die Bestimmung, daß in jedem der dazu bezeichneten Häfen nur je Ein Consul aufgestellt werden sollte. Bloß für die Hansestädte ist hiervon eine Ausnahme gemacht. Demzufolge hat Oldenburg seine Bereitwilligkeit erklärt, die dort bestehenden oldenburgischen Consulate — in Canton, Schanghai und Amoy — eingehen zu lassen und die Vertretung seiner Unterthanen auf die preußischen Consuln zu übertragen. Aehnliche Uebereinkünfte zwischen einzelnen Regierungen, aber nicht für den ganzen Zollverein, oder gar den ganzen Bund, und nicht bindend dem Ausland gegenüber, hat es auch früher schon in Bezug auf gewisse Regionen gegeben, wo das alte System besonderen Schwierigkeiten ausgesetzt war. In der Levante z. B. sind die mecklenburgischen, oldenburgischen und theilweise auch die hanseatischen Interessen der Fürsorge des preußischen, die hannoverschen Interessen der Fürsorge des österreichischen Consularcorps anvertraut. Die Hansestädte sind unter sich über eine gemeinschaftliche consularische Vertretung in verschiedenen Ländern einig geworden, u. a. in Belgien, Portugal und Aegypten. Aber diese partielle Verschmelzung hat noch nirgends ihre wünschenswertheste Wirkung gehabt, den Eintausch von Fach-Consuln gegen Handels-Consuln. Nur in China, dem neuesten und umfassendsten Falle, ist dieselbe im Werden. Preußen hat daselbst nur Fach-Consuln und wird schwerlich andere anstellen. Dieser erste, principiell wichtige Vorgang muß verallgemeinert werden.

Wir wollen damit nicht sagen, daß es in Zukunft nur preußische, d. h. von Preußen ernannte und zur Mitvertretung der übrigen deutschen Staaten bevollmächtigte Consuln geben müßte. Es ist in Vernunft kein Hinderniß abzusehen, warum der eine deutsche Consul hier und da nicht auch von Hannover, Mecklenburg oder Bayern bestellt sein sollte. Wenn die preußische Regierung die von ihr zu erwartende Initiative ergreift, so möge sie sich mit den übrigen Regierungen wohlmeinend darüber verständigen, nach welchen Grundsätzen oder in welchen Orten der eine oder der andere Staat das Ernennungsrecht einmal, abwechselnd oder dauernd ausüben solle. In dieser Beziehung zu centralisiren wird man einer künftigen deutschen Centralgewalt überlassen müssen; von dieser und dem ihr zur Seite stehenden Parlament mögen dann angemessene Bestimmungen über Auswahl, Vorbereitung, Prüfung, Beförderung, Pensionirung u. s. w. ausgehen. Für jetzt ist die Hauptsache, und erscheint auch ohne Bundesreform erreichbar, daß die Vielfältigkeit der Vertretung und daß der Handels-Consul in immer weiterem Umfang beseitigt werde. Dem gemeinschaftlichen Consul wäre dann die Macht sämmtlicher verbundener Staaten zur Verfügung zu stellen; d. h. auch der hannoversche oder sächsische Consul, der Preußen mitverträte, hätte einen rechtlichen, nicht bloß einen vagen moralischen Anspruch auf



den Schutz preußischer Kriegsschiffe, wo diese das einzige effective deutsche Machtmittel bilden; und sollte es Sachsen oder Hannover drückend sein, von der preußischen Flotte auf diese Art unentgeltlich mitzuprofitiren, so könnten sie den Consularvertrag ja durch einen Marinevertrag ihrem Anstandsgefühl gemäß ergänzen. Auf der anderen Seite hieße es, glauben wir, der patriotischen Hochherzigkeit des preußischen Volkes zuviel zutrauen, wenn man fordern wollte, daß es zu so vielen Mehrleistungen auf dem Gebiet der militärischen Vertheidigungs-Anstalten nun auch noch für ein wirksames nationales Consularwesen die Opfer allein bringe. Selbst wenn wir uns den Verfassungsstreit geschlichtet und das Mißtrauen gegen das Ministerium beschwichtigt denken, wird wenig Neigung vorhanden sein, in eine umfassende und stetig steigende Gründung von Fach-Consulaten an der Stelle von Handels-Consulaten zu willigen. Die Ausgabe würde bald in die Hunderttausende gehen, und obwohl weder bedeutend im Vergleich zu den in Aussicht stehenden Ergebnissen, noch im Vergleich zu den Mitteln einer Nation von beinahe vierzig Millionen, müßte sie doch zu schwer erscheinen, wenn sie der ohnehin vergleichsweise schon überbürdeten Hälfte dieser Nation ebenfalls noch aufgeladen werden sollte. Ein preußischer Minister, dem es ernstlich um Reform des Consularwesens zu thun ist, wird sich daher von vornherein in die Nothwendigkeit versetzt sehen, beiden großen Uebeln des gegenwärtigen Zustands gleichzeitig auf den Leib zu gehen. Das scheinbar kühnere und weiter aussehende Verfahren ist das einzig hoffnungssichere. Entschließt er sich zu diesem, so können die belohnendsten Erfolge nicht ausbleiben.

Wenn die Verträge mit den ostasiatischen Reichen übrigens zuerst einen fruchtbaren Keim der Reform in unser veraltetes Consularwesen gelegt haben, so kann daraus doch nicht folgen sollen, daß die Weiterführung nun überhaupt auf diesem Wege zu suchen wäre. Der Tag ist zwar vielleicht nicht fern, wo das Consularwesen aller civilisirten Staaten von einem europäisch-amerikanischen Congreß geordnet werden wird; Anfänge solcher Ordnung sind bereits vorhanden, z. B. in dem französisch-amerikanischen Vertrage vom 23. Februar 1853, und Englands grundsatzmäßiges Widerstreben gegen alle derartige Uebereinkünfte hat vermuthlich die längste Zeit gedauert. Aber eine innere nationale Reform, die bloß ganz äußerlich hiermit zusammenhängt, könnte nur die Verzweiflung an allem sonstigen Vorwärtskommen mit einer Aussicht verknüpfen, über deren Verwirklichung wir so wenig vermögen. Und so verzweifelt stehen die Dinge in Deutschland denn doch nicht. Es ist noch nicht versucht worden, auf dem friedlichen und höchst loyalen Wege der Einzelverträge eine Erneuerung des deutschen Consularwesens herbeizuführen; und so lange es nicht einmal versucht worden ist, mit glücklicher oder unglücklicher Hand, wird man die Lösung nicht hinter große künftige Ereignisse hinausverlegen dürfen, nicht hinter einen Consular-Congreß aller Nationen, nicht hinter die Umgestaltung der deutschen Gesammtverfassung hinaus.

Bei dem Abschluß der bezeichneten Verträge wird die Einschränkung auf den Zollverei,n die schon in den Uebereinkünften mit China und mit Siam mehr formelle als materielle Bedeutung hat, vollends in den Hintergrund treten. Hamburg und Bremen, Mecklenburg und Schleswig-Holstein kommen beim Consular-

wesen ungefähr ebensosehr in Betracht wie der ganze Zollverein, unendlich mehr aber als dessen südliche Staaten. Eben deswegen sollte man die neuen Consuln, gleichviel ob sie alsbald sämmtliche deutsche Gebiete oder nur eine Mehrzahl derselben zu vertreten hätten, amtlich und außeramtlich von vornherein als „deutsche Consuln" bezeichnen, ihnen neben den Farben des Staates, der sie angestellt hat, auch die Farben der Nation zu führen gestatten. Der Bundestag würde gegen Beides, den Namen und die Fahne, wohl kaum Einspruch erheben; im Volke aber würde damit dem Unternehmen eine Popularität gewonnen, die zu raschem und stetig weiter umsichgreifendem Gelingen das Ihrige beitragen müßte. Und was die Hauptsache ist: dem Ausland würde nur auf diese Art vom ersten Augenblick an sinnenfällig verdeutlicht, daß es sich da um einen großen nationalen Fortschritt handle und die Zeit, wo man der deutschen Zersplitterung spotten durfte, vorüber sei.

In solchem Geiste angefaßt, brauchte das Unternehmen auch die vielbesprochene süddeutsche Antipathie gegen Preußen und die eifersüchtige Angst der Mittelstaaten um ihre Existenz keinen Augenblick zu scheuen. An und für sich gehört die Ernennung von Consuln nicht grade zu den Liebhabereien der in ihrer Scheinmacht schwelgenden kleineren Höfe. Ihr Genuß liegt in der Aussendung wirklicher, hoffähiger Diplomaten. Ein Consul ist für sie viel zu bürgerlich, geschäftsmäßig und unscheinbar. Sie werden ihn daher wohl nicht allzu zähe festhalten, wenn das sachliche Interesse an der Reform ihre Unterthanen bestimmt sie zu drängen, daß sie ihn fahren lassen. Zudem kann ihnen ja unbeschadet der Hauptsache ein gewisses Ernennungsrecht nach wie vor gegönnt werden; ja sie mögen in der Verleihung von Orden und anderen Auszeichnungen, dergleichen für die Consuln bisher selten abgefallen und doch in manchen Gegenden für sie nicht ohne allen praktischen Werth sind, sogar noch eine neue Befriedigung für ihren Trieb zu patronisiren erlangen.

Hierzu kommt, daß gerade die voraussichtlich schwierigsten Staaten die für die Sache gleichgiltigeren, — daß diejenigen, auf deren Gewinnung am meisten ankommt, weit weniger in der Lage sind, Preußen eine wohlmotivirte Forderung abzuschlagen. Von unseren jetzigen 18—1900 Consulaten kommen nur 3—400 auf die Binnenländer, 1500 auf Preußen, Hannover, Oldenburg, Mecklenburg und die Hansestädte. Während das große Bayern nur 59 Consuln zählt, besitzt das sonst dagegen verschwindende kleine Oldenburg ihrer 142. Seeverkehr ist eben die hauptsächliche Nahrung des Consulargeschäfts. Ein System, das sämmtliche Küstenländer umschlösse, könnte sich ohne Anmaßung als ein nationales bezeichnen, auch wenn die Herren v. d. Pfordten und v. Beust, v. Varnbüler und v. Dalwigk noch uneingeständliche Bedenken trügen sich ihm gleichfalls anzuschließen. Und da es zu dem Vorzug der Centralisation sofort auch den Vorzug eines unendlich viel wirksameren Dienstes fügen würde, so würde die öffentliche Meinung selbst in Süddeutschland zuletzt die Anstände dynastischer Eifersucht oder den Widerstand bloßer Cabinetspolitik überwältigen.

Zumal man keineswegs genöthigt wäre, Oesterreich von den Wohlthaten der deutschen Consularreform ganz auszuschließen. Sich an derselben gleich jedem anderen Gliede zu betheiligen, wird Oesterreich schwerlich selber nur wünschen



können, da es nicht ganz soweit hinter den allgemeinen Fortschritten der Institution zurückgeblieben ist wie leider Preußen und der Rest von Deutschland. Es besitzt namentlich in der Levante ein Consularcorps, dessen Wirksamkeit englische und französische Stimmen oft gerühmt haben. Eben auf diese Thatsache könnte sich ein Uebereinkommen gründen, das den Schutz der preußischen und deutschen Interessen in der Levante, von der Gesandtschaft in Konstantinopel und etwa noch einem diplomatischen Agenten zweiten oder dritten Ranges beim Vicekönig von Aegypten abgesehen, den österreichischen Consuln übertrüge, während Oesterreich gleichen Nutzen von unserer Vertretung in der Ostsee, in Nordamerika und vielleicht noch einigen anderen entlegeneren Theilen der Welt zöge. Das Abkommen würde sich Oesterreich namentlich zur Erleichterung seines Staatshaushalts empfehlen, uns Uebrigen unter dem Gesichtspunkt soviel rascherer vollständiger Durchführung der auf Fach-Consulate gegründeten Consularreform. Daneben aber wäre es ein Schritt auf der Bahn jener wahrhaft nationalen Politik, welche Oesterreich und Deutschland sich gegenseitig den Rücken decken, gegenseitig die Actionssphäre nicht durchkreuzen heißt.

Man sieht: das Programm einer nationalen Consularreform ergiebt sich nicht allein beinahe von selbst, — es ist auch ebenso fruchtbar an weiten Perspectiven, wie geschickt zu der vorsichtigen und fast immer weisen Politik kleiner Anfänge, schrittweisen Vorwärtsgehens, stetigen und gesicherten Erfolgs. Jeder einzelne Vertrag, den Preußen abschlösse, könnte eine Anzahl wichtiger Posten mit Männern im Besitz aller nöthigen Fähigkeiten und der richtigen Stellung ausstatten. Zuerst würde man selbstverständlicher Weise wohl an die Ersetzung der Ausländer denken, die noch als deutsche Consuln dienen. Es mögen ihrer rund 700 sein; bedenkt man, daß manche von ihnen mehrere deutsche Staaten zugleich vertreten, also mehr als einmal auf der Liste erscheinen, ferner daß an demselben Platze oft verschiedene deutsche Staaten durch verschiedene Ausländer neben einander repräsentirt sind, so wird die zu ersetzende Zahl auf kaum 200 zusammenschrumpfen. Wenn hier in einzelnen Fällen vorerst auch nur an die Stelle des fremden Geschäftsmanns ein deutscher Geschäftsmann tritt, so ist schon etwas geholfen. Die Einsetzung der Fach-Consuln hätte sich vorzugsweise einerseits auf die Welthandelsplätze zu richten, an denen das Amt eine volle Manneskraft erheischt — und wo es jetzt nicht selten in den Händen eines uncontrolirbaren Commis ist —, andererseits auf eine solche Vertheilung über den Erdball, daß bald jeder Handels-Consul einen Fach-Consul zur Controle über sich hätte. Die Praxis des englischen Auswärtigen Amtes, Handels-Consuln entweder aussterben zu lassen oder ihnen selbst den völligen Uebertritt in den Staatsdienst anzubieten, ist auf unser verkommenes System und ungeheures Personal augenscheinlich nicht anwendbar. Aber geeigneten Persönlichkeiten unter den vorhandenen kaufmännischen Consuln könnte man die Uebernahme eines Fach-Consulats unter Verzicht auf ihren Geschäftsbetrieb allerdings freistellen. Man könnte auf diese Art z. B. dem nationalen Dienste so bewährte Kräfte erhalten wie den unlängst abgegangenen preußischen Consul Mellin in Liebau. Man könnte auf die individuellen Bemühungen von Männern wie Consul Klöbe in Syra, Consul Angelrodt in St. Louis, Consul Adae in Cincinnati und manchen

Anderen, die nach und nach die Vertretung der meisten oder aller dort überhaupt vertretenen deutschen Staaten in ihrem Bureau centralisirt und so eine Art von deutschem Consulat geschaffen haben, das Siegel officieller Bestätigung drücken. Jene Consuln hingegen, welche die deutschen Staaten in Deutschland selbst unterhalten, sollten nur im Falle nachgewiesenen wirklichen Bedürfnisses noch ferner anerkannt werden. Man könnte ihnen die Titel lassen, aber das Amt sollte man ihnen wo irgend möglich entziehen, und je inhaltloser es sich auswiese, desto unerbittlicher. Den Titel müßte man auch wohl den Handels-Consuln im Auslande lassen, welche der Reform zum Opfer fielen. In Zukunft aber sollte die Bezeichnung Consul für die wirklichen Beamten des Faches aufgespart bleiben wie in fast allen anderen Staaten, und der kaufmännische Agent als Viceconsul oder Consularagent seine nur in beschränktem Maße dann noch selbständigen Functionen ausüben. In solchen Dingen taugt es nichts sich von der Weltpraxis abzusondern.

Vor allem jedoch, schließen wir uns mit einem ausreichenden Aufgebot von Kraft alsbald der Weltpraxis in der so lange vernachlässigten Hauptsache an: einem System nationaler Fach-Consuln.

A. Lammers.

Politische Correspondenz.

Berlin, Ende Mai.

Als vor zwei Monaten, zu der Zeit, in der wir an dieser Stelle die jüngsten Tagesereignisse resümirten, der sächsisch-bayrische Antrag auf der Tagesordnung der Bundesversammlung stand, dieser Antrag, welcher den Versuch machte, Preußen in höflichster Form aus den Herzogthümern heraus zu complimentiren und es zu veranlassen, auf die Erfüllung seiner gerechten Ansprüche draußen vor der Thür zu warten, da wußte Jedermann, wie der Beschluß des Bundestages ausfallen würde, und Jedermann wußte auch, welchen Erfolg dieser Beschluß der preußischen Regierung gegenüber haben würde. Aber nicht Jedermann wußte, daß dieser Antrag neben dem schätzbaren Zwecke, dem deutschen Volke zu zeigen, daß die treuen Regierungen von Sachsen, Bayern und Hessen-Darmstadt noch immer über sein Wohl wachen, auch noch die andere Absicht verfolgte, dem Hofe von Kiel eine neue Gelegenheit zu geben, seine diplomatischen Verbindungen mit dem Cabinet von Berlin wiederum anzuknüpfen. Herzog Friedrich richtete am 31. März ein Schreiben an Herrn von Ahlefeldt, in welchem er erklärt, jener am Bunde schwebende Antrag lege ihm den Wunsch nahe, über die obschwebenden Fragen eine endliche Verständigung zwischen den Herzogthümern und Preußen herbeizuführen. Der Wortlaut dieser Denkschrift ist jetzt bekannt geworden, vielleicht zu frühe für die Absichten des Verfassers.

Der Herzog erklärt sich überzeugt, daß eine glückliche Beilegung der schleswig-holsteinischen Sache nur mit dem guten Willen der preußischen Regierung



erfolgen könne; nichts desto weniger erklärt er, daß die Februarforderungen, von welchen die preußische Regierung in peremtorischer Weise ihren guten Willen abhängig gemacht hat, jenseits der äußersten Grenze desjenigen Verhältnisses liegen, welches von den Herzogthümern angenommen und ertragen werden könne. Wir wollen uns nicht bei diesem letzten Ausdrucke aufhalten; nach der Meinung guter Schleswig-Holsteiner würde von den Herzogthümern ein Verhältniß angenommen und ertragen werden können, welches noch jenseits der Februarforderungen liegt, nämlich die Annexion, das völlige Aufgehen in Preußen. Wir wollen es dem Herzoge nicht verdenken, daß er von seinem Standpunkte aus diese Art der Lösung als eine unmögliche betrachtet und wollen über jenen Ausdruck nicht rechten. Desto mehr haftet unser Gedanke an dem Widerspruche, der zwischen jenen beiden Sätzen liegt. Preußen hat auf das Bestimmteste versichert, hinter die Linie, die es sich selbst durch seine Forderungen vom 22. Februar gezogen, nicht zurückweichen zu können. Es hat eine Erklärung abgegeben, die den Augustenburgischen Ansprüchen gegenüber als ein Ultimatum zu betrachten ist. Im Augustenburgischen Lager hat man Selbstbewußtsein genug, um diesem Ultimatum ein Ultimatissimum entgegenzusetzen, indem man erklärt, gewisse Concessionen, die in der Mitte liegen zwischen den Februarforderungen und gewissen anderen Ansprüchen, auf die sich Herr von Bismarck im September und October v. J. beschränkt haben soll, seien das Aeußerste, was man gewähren könne. Diese Thatsache allein, daß dem Ultimatum Preußens ein Ultimatum des länderlosen Fürsten von Augustenburg gegenübergesetzt werden kann, reicht hin, um zu motiviren, wie preußischer Seits die Verhandlungen nicht mehr fortgesetzt wurden.

Prüfen wir nun aber, welcher Art die gebotenen Concessionen sind, so finden wir nur eine völlig unzweideutige Erklärung: die völlige Verschmelzung des Post- und Verkehrswesens wird nicht zugestanden. Wir gestehen selbst ein, daß vom politischen Standpunkte aus diese Forderung Preußens die am wenigsten wesentliche ist. Die Erfüllung dieser Forderung würde nicht sowohl der Machterweiterung Preußens, als dem Wohl der beiderseitigen Bevölkerungen dienen. Grade darum aber kann auch auf diese nicht verzichtet werden. Die Denkschrift selbst weist den Gedanken nicht zurück, daß die möglichste Erleichterung des Verkehrs herbeigeführt, daß die Hemmnisse beseitigt werden sollen, welche durch die staatlichen Grenzen verursacht werden, daß die möglichste Conformität der Betriebsverhältnisse bewirkt werden soll. Zugegeben, daß für den Augenblick diese Conformität durch völkerrechtliche Verträge ohne Verschmelzung der oberen Leitung hergestellt werden kann, wie soll sie bei den beständigen Fortschritten des Verkehrs und der Gesetzgebung für die Zukunft erhalten werden können? Zwei Fälle sind nur möglich, um für alle Zukunft Differenzen vorzubeugen; entweder wird eine gemeinsame Centraldirection der Post- und Telegraphenanstalten hergestellt, oder das Augustenburgische Recht beschränkt sich auf eine Patronage über die Stellenbesetzung, während sachlich die Herzogthümer allen Maßregeln Preußens folgen. Welchen Werth man in Kiel auf die Ausübung dieser Patronage legen mag, ist uns unverständlich; daß sie aber, falls sie concedirt wird, nur Veranlassung gäbe, Reibungen innerhalb des Verwal-

tungspersonals herbeizuführen, ist außer Zweifel. — Die Erhebung Rendsburgs zur Bundesfestung wird zugestanden, aber mit einer etwas dunklen Redewendung das Bedenken erhoben, daß in Betreff der Territorialverhältnisse dieser Stadt eine irrige Ansicht acceptirt zu sein scheine. Der Zutritt zum Zollverein wird zugestanden, aber der Ausdruck: „Zutritt zum preußischen Zollsystem" für undeutlich erklärt, als ob wegen der Salzpreise und ähnlicher mit den Zollvereinsverträgen nicht unmittelbar zusammenhängender Gegenstände nicht dies oder jenes zu bedenken wäre. Die Territorialabtretungen und das Hoheitsrecht über den Kanal wird zugestanden, aber der Wunsch nach Aufklärung über Nebenpunkte vorbehalten. Welchen Werth unter diesen Umständen das Zugeständniß hat, ist noch nicht zu übersehen. Gegen den die Marine betreffenden Theil der preußischen Vorschläge wird „durchaus nichts eingewandt," vielmehr mit erhobener Stimme betont, daß die wirkliche Verschmelzung der maritimen Kräfte Preußens und Schleswig-Holsteins nothwendig und vortheilhaft ist. Unmittelbar darauf wird eine ganze Reihe von Vorbehalten gemacht. Am buntesten aber sind die Aeußerungen über die Militärconvention. Der inhaltsschwere Satz: „Ich würde der Meinung sein, daß ein nach Analogie der coburgischen Convention zu begründendes Verhältniß dem Zwecke vollkommen genügen würde," dieser Satz allein reicht aus um den Beweis zu führen, daß auf dem Wege diplomatischer Verhandlung mit dem von Herrn Sammer berathenen Erbprinzen zu keinem erfreulichen Ziele zu gelangen ist. Soviel hat man in Kiel nun allerdings erfahren, wäre es auch nur durch die Mommsen'sche Brochüre, daß eine ewige unkündbare Militärconvention von allen Parteien in Preußen für unerläßlich gehalten wird. Diesem Verlangen kommt die Denkschrift durch das Zugeständniß entgegen, daß ein „unauflösliches Schutz- und Trutzbündniß" zwischen beiden Staaten die Basis ihrer militärischen Beziehungen werden soll. Dieser Ausdruck, so volltönend er klingt, besagt sehr wenig. Auch der „deutsche Bund" ist ein ewiges Bündniß der deutschen Staaten. Man bemerke nun wohl die feine Unterscheidung. Ein Schutz- und Trutzbündniß ist noch keine Convention, das Bündniß bildet nur die Basis, auf welcher die Convention errichtet werden soll. Der Allianzvertrag kann nur allgemeine Phrasen enthalten: „Es soll ewige Freundschaft sein zwischen u. s. w," die praktische Ausführung erfolgt durch die Convention. Das Bündniß, d. h. die Phrase, soll unauflöslich sein; die praktischen Vereinbarungen sollen nach dem Muster der Coburger Convention, d. h. auf zwölf Jahre erfolgen. Und auf eine zwölfjährige Verabredung hin soll Preußen die Capitalien wagen, welche der Kanal, welche die Marine-Etablissements fordern werden. Preußen soll darauf vertrauen, daß die preußische Wehrkraft effectiv durch die schleswig-holsteinische gestärkt werden kann, wenn man nach dem Muster der Coburger Convention einen Vertrag schließt, wenn man das holsteinische Contingent unter dem obersten Gebot des Bundes und der Bundeskriegsverfassung beläßt. Wir urtheilen milde über die Coburger Convention. Wir haben die erhebenden Jahre durchgemacht, in denen man noch an moralische Eroberungen glaubte; in denen man glaubte, es sei genügend daß Preußen die Bahnen einer ehrlichen und liberalen Politik einschlage, um das allgemeine Vertrauen zu erwerben und allseitige Unterstützung zu finden. Wir haben den

Glauben getheilt, daß sobald nur erst der kleinste Anfang zur Herstellung der deutschen Einheit auf friedlichem Wege gemacht sei, die ferneren Schritte riesenschnell folgen würden. Wir wollen auch ferner gerecht sein, wir wollen die Lichtseiten der Coburger Convention über ihren Schattenseiten nicht übersehen. Besteht die Schattenseite darin, daß sie nicht das Geringste nutzt, so erblicken wir eine Lichtseite darin, daß sie auch durchaus nichts schadet. Beabsichtigt Frankreich gegen Deutschland einen Krieg zu führen, so werden seine Heere nicht bei Coburg die deutsche Grenze überschreiten. Befinden wir uns in der Gefahr einer Invasion zur See, so wird die feindliche Flotte nicht bei Gotha landen. Aber Schleswig-Holstein, dieses Land das militärisch wie politisch die Achillesferse Deutschlands ist, dem Schutze einer kleinstaatlichen Armee überlassen, die nicht auf den ersten Ruf des Schirmherrn von Deutschland neben den preußischen Regimentern steht, mit ihnen eingetheilt in dieselben Brigaden und Divisionen — das kann nicht sein, das ist wider das Gewissen! — Wir wissen es sehr wohl, daß die Agitation gegen die preußischen Februarforderungen sich am nachhaltigsten auf den Kampf gegen die Militärconvention stützt. Die allgemeine Dienstpflicht, die Schwere unserer Militärlast überhaupt, um welche ein fünfjähriger erbitterter Verfassungskampf geführt wird, werden als abschreckende Instanzen hingestellt. Wir selbst wünschen ja auch von ganzem Herzen, daß die Schwere jener Militärlast durch Einführung einer kürzeren Dienstzeit gemildert werde. Allein das Widerstreben des schleswig-holsteinischen Volkes gegen die Theilnahme an den preußischen Militärlasten können wir nicht als den Ausfluß des Selbstbestimmungsrechtes eines Volksstammes achten, sondern wir müssen es als kurzsichtigen Egoismus bekämpfen. Woher rührt die Schwere unserer Militärlast, woher unser erbitterter Verfassungskampf? Haben nur böser Wille, nur Verblendung des einen oder anderen Theils ihn in das Leben gerufen? Das Ministerium sagt: die Militärverfassung, die Preußen bis zum Jahre 1859 hatte, war unzureichend, seine Machtstellung aufrecht zu erhalten. Und das Ministerium hat unbestreitbar Recht. Das Abgeordnetenhaus sagt: die Militärverfassung, die thatsächlich seit 1859 besteht, übt einen in finanzieller und volkswirthschaftlicher Beziehung kaum erträglichen Druck auf das Land. Und das Abgeordnetenhaus hat unbestreitbar Recht. Beide Behauptungen widersprechen einander nicht; sie finden ihre gemeinsame Erklärung darin, daß Preußen nicht nur sich selbst, sondern ein Gebiet und eine Einwohnerzahl, ihm selbst an Größe gleich, noch außerdem zu beschützen hat. Und jetzt, wo sich Gelegenheit findet, einen Theil dieser Einwohnerzahl, für welche wir so eben Blut und Geld geopfert, mit heranzuziehen zur Erfüllung der ihnen gemeinsam mit uns obliegenden Pflicht, sollen wir davor zurückweichen aus Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht der Völker? Einen bezeichnenden Satz finden wir in der Denkschrift des Erbprinzen Friedrich: „Ein Punkt, mit welchem das Land sich nicht zu versöhnen vermag, ist die Nichtexistenz des Begriffs einer schleswig-holsteinischen Armee, an welche sich noch aus dem letzten Kriege die theuersten Erinnerungen knüpfen." Daß der „letzte Krieg" von Preußen und Oesterreichern geführt werden mußte, weil nicht nur der Begriff einer schleswig-holsteinischen Armee, sondern eine solche Armee überhaupt nicht existirt, wissen wir sehr wohl. Die

Erinnerungen aber, welche sich an diese „Nichtexistenz“ knüpfen, sind wahrlich uns theurer geworden, als den Schleswig-Holsteinern.

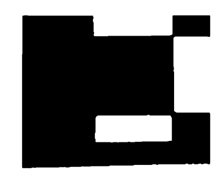
Soviel von den Aeußerungen des Herzogs über die einzelnen Punkte. Als fürchte er, zu viel zugestanden zu haben, läßt er sich an mehr als einer Stelle die Hinterthür offen, dasjenige wiederum zurückzunehmen, was die Zustimmung des Landes nicht erhalten werde. Das Selbstbestimmungsrecht des Angler und Ditmarser Bauerstammes soll also selbst auf solche Punkte ausgedehnt werden, von denen die Interessen Deutschlands im höchsten Grade abhangen. Es ist gewiß zu rechtfertigen, wenn nach diesem Actenstücke die preußische Regierung von Unterhandlungen mit dem Erbprinzen Friedrich absah. Man kann zweifelhaft sein, wozu diese Schrift überhaupt abgefaßt wurde. Daß sie auf die Entschließungen Preußens keinen Einfluß üben werde, war vorherzusehen. Daß der Hof von Kiel außer Stande ist, die Stellung Oesterreichs und der Mittelstaaten zu stärken, bedarf keiner Ausführung. Die Schrift konnte nur Einem Zwecke dienen, und den hat sie erreicht. Von Kiel abhängige Correspondenten verbreiten in deutschen Zeitungen das Gerücht, der Prinz habe in Berlin eine entgegenkommende Erklärung abgegeben. Dies Gerücht wird immer eindringlicher wiederholt; es wird immer lauter versichert, diese Erklärung gehe bis an die Grenze des Möglichen, des Verständigen. Selbst einsichtige Redactionen werden endlich stutzig; sie sprechen ihr Befremden darüber aus, daß man in Berlin von dem gezeigten guten Willen keinen Gebrauch mache. Endlich erscheint der Wortlaut der Schrift, und die Blätter, compromittirt durch ihre wiederholten Erklärungen, treten mit der Ansicht hervor, daß der Vorschlag doch so übel nicht sei, daß sich darüber reden lasse. Die preußische Regierung ist der Unterstützung von Organen beraubt, die deren Zwecke unter anderen Umständen gefördert hätten; es ist ein Stück öffentliche Meinung für die Augustenburgischen Bestrebungen gemacht, und in dieser Kunst besteht wesentlich das, was man in Kiel Politik nennt. Für Preußen giebt es fortan keinen Grund zur Rücksicht gegen das Haus Augustenburg. Stünde schon jetzt nach Beseitigung der Augustenburgischen Ansprüche die Annexion völlig sicher, wir würden kein Bedenken tragen, zu derselben zu rathen. Nur den erneueten oldenburgischen Anstrengungen gegenüber hat die Augustenburgische Candidatur noch einen nationalen Werth. Auf alle Fälle hat das Haus Augustenburg, was es noch erreicht, zu betrachten als ein Glück, welches ihm in den Schooß fällt, nicht als einen Erwerb, den es durch Verträge sich sichern kann. Mit ihm pactiren, mit ihm rechnen kann Preußen so wenig als mit den Mittelstaaten; zu rechnen hat Preußen fortan nur noch mit Oesterreich und mit den Großmächten, die Neigung zeigen möchten, sich in die Streitfrage einzumischen.

Die Verhandlungen mit Oesterreich über Schleswig-Holstein während der letzten zwei Monate weisen zwei Punkte auf: — die Differenzen wegen Verlegung der Marine-Station nach dem Kieler Hafen und die Differenzen wegen Einberufung der Ständeversammlung. Unsere Leser haben kein Interesse daran, die erstgedachte Episode in allen ihren Phasen noch einmal zu überblicken. Sie ist erledigt, in der Hauptsache nach den Wünschen Preußens, welches zwischen Holtenau und Friedrichsort seine Etablissements anlegt, in den Formen unter

Berücksichtigung der berechtigten Stellung Oesterreichs. Ein sachliches Interesse hat sie nie dargeboten; Oesterreich hat keine Veranlassung und keinen ernsten Willen, Preußen in dem Genusse der Vortheile zu stören, welche der Besitz des Kieler Hafens ihm darbietet. — Der ganze Streit, wie überhaupt das widerwärtige Auftreten des Herrn von Halbhuber haben nur den Zweck, dem preußischen Cabinet recht ernst zu Gemüthe zu führen, welche Bedeutung der „Mitbesitz" hat. Zu spät, jetzt noch Reflexionen darüber anzustellen, ob Preußen recht und klug daran that, im December 1863 sich in eine Lage zu stürzen, die nach Jahr und Tag dahin führen mußte, sich wegen dieses Mitbesitzes auseinanderzusetzen. Die dem Abgeordnetenhause vorgelegte Denkschrift bietet keine Gründe dafür, die uns befriedigen könnten. Indessen der Mitbesitz ist da und muß zur Erledigung gebracht werden. Oesterreich sucht ihn so hoch wie möglich zu verkaufen, und läßt ihn zu diesem Zwecke den Preußen so lästig erscheinen wie irgend möglich. Preußen darf und wird nicht mehr dafür zahlen, als er werth ist. Das Interesse, welches Oesterreich jetzt für das Augustenburgische Erbrecht an den Tag legt, ist hohler Schein. Dasselbe Oesterreich, welches im November 1863 durch Herrn von Rechberg's Mund erklärte, es sei im Grunde gleich, ob Christian oder Friedrich in Schleswig-Holstein regiere, welches im Januar 1864 den Prinzen Friedrich von Kiel ausweisen wollte, welches durch ein erst vor Kurzem bekannt gewordenes Actenstück vom 30. April 1864 sich die von Herrn von Scheel-Plessen über das schleswig-holsteinische Erbrecht entwickelten Ausführungen aneignete, kann jetzt keinen Grund haben, für das Recht Herzog Friedrich's einzutreten. Ebenso wenig kann es ihm Ernst sein mit dem Eifer, den es zur Schau trägt, dem deutschen Vaterlande einen neuen vollsouveränen Mittelfürsten zuzuführen. Kein Zweifel, die Kleinstaaterei in Deutschland dient der österreichischen Machtstellung zum Piedestal. Indessen auch ein Mittelstaat kann unter Umständen Oesterreichs Gegner sein. Bei der Abstimmung vom 6. April sah Oesterreich sich gegenüber Hannover, den Concurrenten Preußens zur See, Mecklenburg, dessen erlauchter Herrscher sich einst gehorsamst meldend zum Mitgenusse des historischen Ochsen einfand, Kurhessen, dem Oesterreich einen Feldmarschall-Lieutenant sandte, als Preußen es mit einem Feldjäger versuchte. Die Schöpfung eines neuen Mittelstaates ist ein zu geringer Gewinn für Oesterreich, als daß es ihn hoch erkaufen sollte. Alle diese Schachzüge sind Mittel, um Oesterreich der Verlegenheit zu überheben, für seinen Mitbesitz einen Preis zu fordern, und Preußen in die Nothwendigkeit zu versetzen, einen Preis zu bieten. Jeder von beiden Contrahenten versucht, sich den anderen „kommen zu lassen," um günstigere Bedingungen zu erzielen. Oesterreichs Partie steht etwas günstiger, als vor einigen Monaten. Die Handelsvertragsfrage, lange Zeit hindurch ein Vehikel für politische Anstrengungen beider Theile, ist nach den Abstimmungen in den Abgeordnetenhäusern beider Staaten als erledigt anzusehen. Die Finanzfrage, die ungarische Frage, beides zwar noch offene Wunden, brennen doch in diesem Augenblick nicht; in Italien sieht es ruhiger aus als seit Jahren. Oesterreich übt seine alte Stärke aus: „es kann warten," kann auch in Schleswig warten. Nun, und dennoch, — Preußen hat keine andere Entschädigung an Oesterreich zu bieten, außer dem Bewußtsein, daß es nach langer

Zeit einmal seine Pflichten in Deutschland getreu erfüllt, außer der Beruhigung, die es empfinden mag, seine 1849 in Ungarn und 1859 in Italien so schwer geschädigte Waffenehre wieder hergestellt zu haben, und als eine mäßige Geldsumme. Wir haben den Gedanken an eine Garantie der italienischen Besitzungen zurückgewiesen; wir können auch dem Gedanken an eine Ländercompensation nicht folgen. Territorialveränderungen haben in diesem Jahrhundert nur da eine Berechtigung, wo sie einer sittlichen, einer volksthümlichen Idee entsprechen, so bei der Einigung Italiens, der Befreiung Schleswig-Holsteins, der Absorption Hohenzollerns. Ein Ländertausch, bei welchem lediglich die volkswirthschaftlichen Beziehungen von Preis und Waare hervortreten, ist uns nicht erlaubt. Man stellt uns die Alternative: Compensation oder Bürgerkrieg? Wir glauben an dieselbe nicht; wir glauben, daß bei einem festen Ausharren Preußens Oesterreich der erste Staat sein wird, der vor dem Bürgerkriege zurückweicht. Bestände aber jene Alternative, so haben wir für dieselbe einen anderen Ausdruck. Er lautet: Bürgerkrieg oder moralische Selbstvernichtung Preußens? In dieser veränderten Fragestellung liegt unsere Antwort.

Immerhin aber ist eine Position eingetreten, in welcher die Politik des Zuwartens nicht mehr ausreicht und lästig zu werden beginnt. Eine Fortdauer des Provisoriums führt zu fortdauernden Reibungen, die nachtheilig auf die Lage Preußens zurückwirken. Einen Schritt zur Herbeiführung einer definitiven Gestalt der Dinge hat die preußische Regierung versucht, indem sie im Anfang der zweiten Hälfte des April die Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände bei Oesterreich beantragte. Noch ist das Dunkel nicht völlig gelichtet, das über den Absichten der Regierung bei Stellung dieses Antrags ruhte. Bei vielen Anhängern der nationalen Partei hat dieser Schritt Bedenken wachgerufen. Denn oft genug war, und zwar von den besten Kennern der schleswig-holsteinischen Verhältnisse auseinandergesetzt worden, daß bei der durch die Carrieremacher im Lande angeregten Agitation jede Ständeversammlung sich für die Augustenburgische Erbfolge sans phrase aussprechen würde. Wir können dem gegenüber zunächst darauf aufmerksam machen, daß jene Besorgnisse so offenkundig vor aller Welt dalagen, daß man sie am Berliner Hofe unmöglich übersehen haben kann. Es mag ferner als beruhigend hervorgehoben werden, daß während die nationale Partei in Preußen durch ihre Organe ihr Bedenken an den Tag legte, die nationale Partei in Schleswig nicht ähnliche Bedenken äußerte. Die Norddeutsche Zeitung in Flensburg insbesondere hat dem Schritte der preußischen Regierung gegenüber eine abwartende Haltung eingenommen, und es gewinnt den Anschein, als ob sie denselben nicht mißbilligte. Aus der Mitte dieser Partei heraus hat sich sogar eine Stimme vernehmen lassen, die es allerdings als unzweifelhaft darstellte, daß der erste Schritt der einzuberufenden Ständeversammlung die Proclamation Herzog Friedrich's sein möge, daß sie aber, nachdem sie in dieser Weise ihr Gewissen gewahrt, es vorziehen werde mit Preußen in weitere Verhandlungen zu treten, als durch eine Weigerung sich selbst und das Land, welches so lange darüber geklagt hat, daß ihm kein Gehör geschenkt werde, mundtodt zu machen. Endlich mag auch noch in Betracht gezogen werden, daß durch Einführung eines demokratischen Gedankens, durch die Anhörung der Volksstimme,



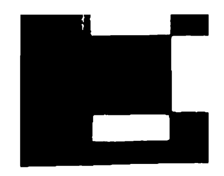
ein Mittel geboten ist, Frankreich gegenüber Fühlung zu gewinnen, ein Umstand, auf welchen doch auch immer einige Rücksicht zu nehmen ist. Jedenfalls hat die beabsichtigte Ständeberufung nur den Zweck, daß Preußen auf Grund seiner Februarforderungen verhandle, nicht den, daß es über dieselben verhandle. Von ihnen kann und — wie wir hoffen — wird Preußen nicht zurückweichen. Es hat es Oesterreich gegenüber abgerungen, diese Forderungen den Ständen vorzulegen; es hat sie in der dem Landtage vorgelegten Denkschrift als das Minimum bezeichnet, woran unter allen Umständen festgehalten werden müsse, während die Annexion das allerdings wünschenswerthere Ziel sei, es hat sie festzuhalten in seinem wie in Deutschlands Interesse, es ist an dieselben gebunden mit hundert Ketten. Preußen wird auf Grund der Februarforderungen entweder die Verständigung oder den Bruch mit Oesterreich herbeiführen. Die letzte Eventualität mögen wir nicht zu Ende denken; wer spräche ruhigen Blutes von einem drohenden Bürgerkriege, dessen Schrecken uns vier Jahre lang die transatlantischen Zeitungen geschildert? Allein es handelt sich für den preußischen Staat um die Existenz und die Ehre und keine Regierung, die ihm nicht den Todesstoß geben will, kann von den Februarforderungen etwas Wesentliches herunterlassen. Viele Federn sind geschäftig zu erzählen, daß die Umkehr bereits erfolgt sei, daß Preußen vor französischen Drohungen den Rückzug angetreten habe. Manche von den Urhebern dieser Gerüchte sind dem preußischen Staat feindselig gesinnt; sie wollen ihre Wünsche erreichen, indem sie dieselben als bereits erreicht darstellen. Andere aber, und diese thun mehr Schaden, sind die Preußen, welche ihren Kleinmuth hinter der Abneigung gegen das Ministerium Bismarck verstecken. Weil ihnen der Muth fehlt, ein würdiges nationales Ziel, das einmal fest und offen ausgesprochen ist, unbeirrt zu verfolgen, benutzen sie das in Preußen herrschende System, um aus demselben den Beweis zu führen, daß gegenwärtig dies Ziel nicht erreicht werden könnte. Sie vertrösten uns auf eine ferne Zeit, in der ein liberales Preußen Deutschland einigen werde, und bedenken nicht daß, was in dieser Frage heute versäumt wird, in keiner Ewigkeit nachgeholt werden kann. Sie prophezeien täglich ein neues Olmütz und vergessen, daß der Mangel an Selbstvertrauen im preußischen Volke allein uns nach Olmütz führen kann. Das Ziel ist gesteckt für die Regierung und für das Volk; giebt die Regierung es auf oder vermag sie es nicht zu erreichen, so bricht die Regierung zusammen, und eine andere, fähigere und glücklichere tritt an ihre Stelle. Giebt aber das Volk dieses Ziel auf, so bricht das Volk zusammen, und wer soll an dessen Stelle treten? Grade die, welche von der Unfähigkeit des Herrn von Bismarck den Mund so voll nehmen, welche am liebsten durch die reine Logik beweisen möchten, daß Schleswig nicht befreit sei, daß die Siege von Düppel und Alsen nicht gewonnen seien, grade sie sollten am eifrigsten dahin trachten daß man dem Ziele unverwandt nachgeht, grade sie sollten sich freuen, wenn an dieses Ministerium unerbittlich eine Aufgabe herantritt, der es nach ihrer Meinung nicht gewachsen ist; sie würden ja dadurch den Sturz dieses Ministeriums befördern.

Je mehr in dem preußischen Volke die Ueberzeugung verbreitet wird, daß ein Zurückweichen schlechthin unmöglich, ein Vorwärtsgehen um jeden Preis ge-

Zeit einmal seine Pflichten in Deutschland getreu erfüllt, außer der Beruhigung, die es empfinden mag, seine 1849 in Ungarn und 1859 in Italien so schwer geschädigte Waffenehre wieder hergestellt zu haben, und als eine mäßige Geldsumme. Wir haben den Gedanken an eine Garantie der italienischen Besitzungen zurückgewiesen; wir können auch dem Gedanken an eine Ländercompensation nicht folgen. Territorialveränderungen haben in diesem Jahrhundert nur da eine Berechtigung, wo sie einer sittlichen, einer volksthümlichen Idee entsprechen, so bei der Einigung Italiens, der Befreiung Schleswig-Holsteins, der Absorption Hohenzollerns. Ein Ländertausch, bei welchem lediglich die volkswirthschaftlichen Beziehungen von Preis und Waare hervortreten, ist uns nicht erlaubt. Man stellt uns die Alternative: Compensation oder Bürgerkrieg? Wir glauben an dieselbe nicht; wir glauben, daß bei einem festen Ausharren Preußens Oesterreich der erste Staat sein wird, der vor dem Bürgerkriege zurückweicht. Bestände aber jene Alternative, so haben wir für dieselbe einen anderen Ausdruck. Er lautet: Bürgerkrieg oder moralische Selbstvernichtung Preußens? In dieser veränderten Fragestellung liegt unsere Antwort.

Immerhin aber ist eine Position eingetreten, in welcher die Politik des Zuwartens nicht mehr ausreicht und lästig zu werden beginnt. Eine Fortdauer des Provisoriums führt zu fortdauernden Reibungen, die nachtheilig auf die Lage Preußens zurückwirken. Einen Schritt zur Herbeiführung einer definitiven Gestalt der Dinge hat die preußische Regierung versucht, indem sie im Anfang der zweiten Hälfte des April die Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände bei Oesterreich beantragte. Noch ist das Dunkel nicht völlig gelichtet, das über den Absichten der Regierung bei Stellung dieses Antrags ruhte. Bei vielen Anhängern der nationalen Partei hat dieser Schritt Bedenken wachgerufen. Denn oft genug war, und zwar von den besten Kennern der schleswig-holsteinischen Verhältnisse auseinandergesetzt worden, daß bei der durch die Carrieremacher im Lande angeregten Agitation jede Ständeversammlung sich für die Augustenburgische Erbfolge sans phrase aussprechen würde. Wir können dem gegenüber zunächst darauf aufmerksam machen, daß jene Besorgnisse so offenkundig vor aller Welt dalagen, daß man sie am Berliner Hofe unmöglich übersehen haben kann. Es mag ferner als beruhigend hervorgehoben werden, daß während die nationale Partei in Preußen durch ihre Organe ihr Bedenken an den Tag legte, die nationale Partei in Schleswig nicht ähnliche Bedenken äußerte. Die Norddeutsche Zeitung in Flensburg insbesondere hat dem Schritte der preußischen Regierung gegenüber eine abwartende Haltung eingenommen, und es gewinnt den Anschein, als ob sie denselben nicht mißbilligte. Aus der Mitte dieser Partei heraus hat sich sogar eine Stimme vernehmen lassen, die es allerdings als unzweifelhaft darstellte, daß der erste Schritt der einzuberufenden Ständeversammlung die Proclamation Herzog Friedrich's sein möge, daß sie aber, nachdem sie in dieser Weise ihr Gewissen gewahrt, es vorziehen werde mit Preußen in weitere Verhandlungen zu treten, als durch eine Weigerung sich selbst und das Land, welches so lange darüber geklagt hat, daß ihm kein Gehör geschenkt werde, mundtodt zu machen. Endlich mag auch noch in Betracht gezogen werden, daß durch Einführung eines demokratischen Gedankens, durch die Anhörung der Volksstimme,





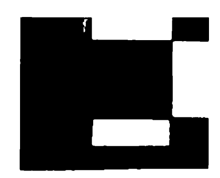
ein Mittel geboten ist, Frankreich gegenüber Fühlung zu gewinnen, ein Umstand, auf welchen doch auch immer einige Rücksicht zu nehmen ist. Jedenfalls hat die beabsichtigte Ständeberufung nur den Zweck, daß Preußen auf Grund seiner Februarforderungen verhandle, nicht den, daß es über dieselben verhandle. Von ihnen kann und — wie wir hoffen — wird Preußen nicht zurückweichen. Es hat es Oesterreich gegenüber abgerungen, diese Forderungen den Ständen vorzulegen; es hat sie in der dem Landtage vorgelegten Denkschrift als das Minimum bezeichnet, woran unter allen Umständen festgehalten werden müsse, während die Annexion das allerdings wünschenswerthere Ziel sei, es hat sie festzuhalten in seinem wie in Deutschlands Interesse, es ist an dieselben gebunden mit hundert Ketten. Preußen wird auf Grund der Februarforderungen entweder die Verständigung oder den Bruch mit Oesterreich herbeiführen. Die letzte Eventualität mögen wir nicht zu Ende denken; wer spräche ruhigen Blutes von einem drohenden Bürgerkriege, dessen Schrecken uns vier Jahre lang die transatlantischen Zeitungen geschildert? Allein es handelt sich für den preußischen Staat um die Existenz und die Ehre und keine Regierung, die ihm nicht den Todesstoß geben will, kann von den Februarforderungen etwas Wesentliches herunterlassen. Viele Federn sind geschäftig zu erzählen, daß die Umkehr bereits erfolgt sei, daß Preußen vor französischen Drohungen den Rückzug angetreten habe. Manche von den Urhebern dieser Gerüchte sind dem preußischen Staat feindselig gesinnt; sie wollen ihre Wünsche erreichen, indem sie dieselben als bereits erreicht darstellen. Andere aber, und diese thun mehr Schaden, sind die Preußen, welche ihren Kleinmuth hinter der Abneigung gegen das Ministerium Bismarck verstecken. Weil ihnen der Muth fehlt, ein würdiges nationales Ziel, das einmal fest und offen ausgesprochen ist, unbeirrt zu verfolgen, benutzen sie das in Preußen herrschende System, um aus demselben den Beweis zu führen, daß gegenwärtig dies Ziel nicht erreicht werden könnte. Sie vertrösten uns auf eine ferne Zeit, in der ein liberales Preußen Deutschland einigen werde, und bedenken nicht daß, was in dieser Frage heute versäumt wird, in keiner Ewigkeit nachgeholt werden kann. Sie prophezeien täglich ein neues Olmütz und vergessen, daß der Mangel an Selbstvertrauen im preußischen Volke allein uns nach Olmütz führen kann. Das Ziel ist gesteckt für die Regierung und für das Volk; giebt die Regierung es auf oder vermag sie es nicht zu erreichen, so bricht die Regierung zusammen, und eine andere, fähigere und glücklichere tritt an ihre Stelle. Giebt aber das Volk dieses Ziel auf, so bricht das Volk zusammen, und wer soll an dessen Stelle treten? Grade die, welche von der Unfähigkeit des Herrn von Bismarck den Mund so voll nehmen, welche am liebsten durch die reine Logik beweisen möchten, daß Schleswig nicht befreit sei, daß die Siege von Düppel und Alsen nicht gewonnen seien, grade sie sollten am eifrigsten dahin trachten daß man dem Ziele unverwandt nachgeht, grade sie sollten sich freuen, wenn an dieses Ministerium unerbittlich eine Aufgabe herantritt, der es nach ihrer Meinung nicht gewachsen ist; sie würden ja dadurch den Sturz dieses Ministeriums befördern.

Je mehr in dem preußischen Volke die Ueberzeugung verbreitet wird, daß ein Zurückweichen schlechthin unmöglich, ein Vorwärtsgehen um jeden Preis ge-



boten ist, desto mehr wird die Erreichung des Zieles gesichert, desto größer wird die Hoffnung, daß die gegenwärtige Periode der Stagnation schnell und glücklich überwunden wird. Indem wir die Ansicht aussprachen, daß jedem Preußen ohne Unterschied seiner politischen Richtung die Durchsetzung der Februarforderungen eine Sache der Ehre sein muß, können wir leider nicht verschweigen, daß diese Ansicht nicht von allen Seiten getheilt wird. Wir wollen wiederholt feststellen, daß innerhalb jeder Partei Meinungsverschiedenheiten obwalten und daß namentlich auch einige der hervorragendsten Männer, die wir als die Führer unserer Partei zu betrachten gewohnt sind, die schleswig-holsteinische Frage anders ansehen, als wir.

Die Schwierigkeit der auswärtigen Lage hat weder das Ministerium rücksichtsvoller gemacht in seinem Auftreten gegen die Volksvertretung, noch hat es den Blick der letzteren geschärft für diejenigen realen Bedürfnisse des Staats, die auch unter dem gegenwärtigen Ministerium Befriedigung heischen. Die Militärfrage hat eine Erledigung gefunden, welche die Extreme befriedigt, jeden andern mit Sorge erfüllt. Jede der beiden extremen Parteien rühmt sich eines Sieges, weil der Versuch der Vermittelung fehlgeschlagen. Eine von beiden kann höchstens gesiegt haben. Welche? und ob überhaupt eine von beiden? — wird erst die Zukunft lehren. Mit der Ablehnung des Amendements Bonin ist nach menschlichem Ermessen für lange Zeit die Möglichkeit aufgehoben, auf dem Wege eines Compromisses den Militärconflict zu erledigen. Das Wesentliche des Amendements war Folgendes: In der Sache hielt es die Reorganisation in vollem Umfange fest und befriedigte so die Regierung; in der Form erfüllte es die Anforderungen, welche die Majorität des Abgeordnetenhauses an eine zu vereinbarende Militärnovelle stellt. Die Regierung, um es annehmbar zu finden, hatte Nichts anderes nöthig, als das Vorurtheil aufzugeben, daß es in einem Staate dauernde Einrichtungen geben kann, die nicht durch ein Gesetz fixirt werden dürfen. Das Haus, um es annehmbar zu finden, hatte nur nöthig, die Zahlen an Demselben um Etwas zu vermindern. Man lasse bei dem Amendement Bonin die Zahlen offen und überlasse es jeder Partei, jedem Individuum, dieselben nach ihrem Ermessen auszufüllen, und jede Partei, jedes Individuum kann dasselbe acceptiren. Durch die Gestalt des von Herrn von Bonin entworfenen Gesetzes war eine Grundlage geschaffen, auf welcher die Regierung und das Haus über die Zahlen mit einander hätten verhandeln können. Es wurde durch dasselbe das Princip festgestellt, daß die Friedensstärke der Armee und manche andere Bestimmungen, über welche das Ministerium seit 1859 nach administrativem Ermessen geschaltet hat, der gesetzlichen Normirung bedürfen. Es ist bekannt, daß die einzelnen Minister kein Bedenken getragen haben würden, den Antrag zu acceptiren, und daß der Grund, aus welchem das Ministerium als solches sich nicht für denselben ausgesprochen hat, in Umständen lag, die es nicht zu überwinden vermochte. Ebenso ist nach den Erklärungen, besonders welche die Abgeordneten Michaelis und Faucher abgegeben haben, nicht zu bezweifeln, daß die Majorität des Hauses den Antrag vorbehaltlich einer Ermäßigung in den Zahlen angenommen haben würde, etwa gegen die 30 Stimmen derer, welche mit Waldeck und Jacoby die Wehrkraft



des preußischen Staats von der Wiederherstellung der Bürgerwehr von 1848 erwarten — falls das Ministerium sich zuvor dafür erklärt hätte. Eine Einigung in dieser Session würde zwar nicht erreichbar gewesen sein, aber sie konnte angebahnt werden. Unseres Dafürhaltens hätte das Ministerium die Pflicht gehabt, entweder die Hindernisse zu beseitigen, die sich einer Erklärung für das Amendement entgegenstellten, oder sich selbst vor diesen Hindernissen zurückzuziehen. Die Majorität hätte die Pflicht gehabt, nach ihrem Ermessen zu handeln, ohne Rücksicht auf die Stellung, welche das Ministerium einnahm. Anstatt dessen erscholl von der einen Seite der Ruf: Keine Verhandlung über die Militärfrage bevor das Ministerium zurückgetreten ist; von der anderen Seite: Keine Concession bevor es uns gelungen ist, eine andere Majorität zusammen zu bringen. Worauf hoffen nun die beiden Extreme, die sich so sehr bemühten, den Versuch einer Vermittelung zum Scheitern zu bringen, und sich jetzt der gelungenen Bemühung freuen? Die Reactionspartei kann bei Neuwahlen darauf rechnen Stimmen zu gewinnen, allein eine imposante Majorität wird sie nicht erhalten. Sie kann bei den gegebenen Verhältnissen nicht darauf rechnen, die Erlaubniß zu einem Staatsstreiche zu erlangen. Allerdings hat sie die Reorganisation factisch durchgesetzt und sieht mit einer gewissen Ruhe auf das parlamentarische Treiben, das dagegen ankämpft; allein die Budgetlosigkeit, die Dechargelosigkeit wird ihr dennoch beschwerlich. Die Fortschrittspartei kann auf die Dauer es durchsetzen, daß der factisch bestehenden Reorganisation das gesetzliche Gewand vorenthalten bleibt, allein während sie dieses Sieges sich erfreut, wird das Communalleben, das Beamtenthum durch politische Parteibestrebungen mehr und mehr zerrüttet. Worauf hoffen nun die beiden Extreme? Niemand vermag es zu sagen. Beide Parteien haben ihre letzten Waffen verbraucht. Nur unvorhergesehene Ereignisse können eine Aenderung in der Situation herbeiführen. Das parlamentarische Leben in Preußen ist zum Spiele des Zufalls geworden. Von der Behandlung der Militärfrage in den nächsten Sessionen können wir uns kein anderes Bild machen, als daß das Ministerium seinen bekannten Gesetzentwurf immer wieder von Neuem einbringt und das Haus ihn ohne Debatte, en bloc ablehnt. Dabei werden wenigstens so unwürdige Scenen vermieden werden, als sie in dieser Session durch unüberlegte Angriffe und plötzliche Rückzüge herbeigeführt wurden.

Der Antrag auf Ablehnung der Gebäudesteuer war ein in jeder Weise unbegreiflicher Versuch. Praktischen Erfolg konnte er nicht haben. Da entschieden vorauszusehen ist, daß das Budget wiederum nicht zu Stande kommt, daß trotzdem die Regierung ohne Budget verwalten wird, so könnte ein einzelner Budgetbeschluß nicht von Erfolg sein. Nur staatsrechtliche Gründe von unleugbarer Evidenz hätten solchen Beschluß rechtfertigen können, und solche sind doch gewiß nicht vorgebracht worden.

Verlorene Worte würden wir sprechen, wollten wir für die Bewilligung der Marineforderungen des Ministeriums an dieser Stelle eintreten. Die Schlußfolgerung: „Weil wir kein Budget haben, verdienen wir auch keine Flotte zu haben," ist Vielen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sich nicht davon trennen können. Oder ein Grund, der vielleicht das Sachverhältniß

noch richtiger trifft: Es ist außerordentlich populär, Geld zu verweigern, und es ist sehr leicht, wenn man für einen solchen Beschluß keine Verantwortlichkeit trägt. In England ist die Opposition für ihre Beschlüsse verantwortlich; sie muß sie selbst ausführen, sobald sie die Majorität erlangt, dort würde sich der Fall nicht ereignen können, daß eine schlechthin erforderliche Ausgabe abgelehnt wird. Die Durchführung des parlamentarischen Princips allein schützt ein Parlament davor, unmögliche Beschlüsse zu fassen. Diese dem allgemeinen Staatsrechte entlehnten Betrachtungen werden aber der deutschen Rhederei nicht sehr zu statten kommen, wenn demnächst bei einem Seekriege die Rechte deutscher Neutralen gröblich mißachtet werden, weil sie durch keine Flotte geschützt sind.

Notizen.

Mit aufrichtiger Freude haben wir von Anbeginn an das Erscheinen der durch Hirzel in's Leben gerufenen „Staatengeschichte der neuesten Zeit" begleitet. Schien es uns doch, daß mit jedem weiteren Bande auch für den von uns vertretenen Interessen-Kreis mehr und mehr Terrain erobert, das Verständniß der politischen Aufgaben der Gegenwart zugleich fester begründet und zugleich auf die rechte Weise allgemeiner gemacht werde. Immer rascher sind die einzelnen Bände aufeinander gefolgt. Unsere Erwartung, freilich, spannt sich am meisten auf die Geschichte der neueren Entwickelung Preußens und der deutschen Bundesstaaten. Inzwischen haben wir doch auch hierfür in der Springer'schen Geschichte Oesterreichs und in Bernhardi's Geschichte der europäischen Politik von 1814 bis 1831 bereits sehr dankenswerthe Abschlagszahlungen erhalten, und am Ende kann es für die Darstellung unserer heimischen Verhältnisse nur förderlich sein, wenn sie sich, den Cyklus dieser europäischen Staatengeschichten gleichsam abschließend, auf die gleichzeitige Geschichte der übrigen Länder als auf ebenso viele Vorarbeiten stützen darf. Wie lehrreich in dieser Hinsicht die Geschichte des englischen Parlamentarismus, die Geschichte der französischen Umwälzungen, endlich die der Freiheits- und Einheitsbestrebungen Italiens sei, bedarf keines Wortes. Allein dasselbe gilt von der Geschichte Spaniens. Es war freilich eine romantische Schrulle, wenn Fr. Schlegel im Jahre 1803 beklagte, daß die Verbindung Deutschlands und Spaniens zu spät und in einem zu beschränkt politischen Sinne von Karl V. versucht worden sei — aber unvergeßlich bleibt doch uns Heutigen, daß es die Spanier waren, welche zuerst in Europa das Beispiel einer Volkserhebung gegen die Napoleonische Herrschaft gaben, die dann mit deutschem Geiste, in deutscher Weise von uns wiederholt wurde. Doch das möchte unser Mitgefühl für die merkwürdige Nation rechtfertigen: mehr bedeutet es, daß ihre Geschichte wie keine andere einen tiefen Einblick in die Umstände und in die dornenvollen Wege gewährt, welche überhaupt die Zerstörung mittelalterlichen Wesens, den Sturz des Absolutismus, die Herbeiführung constitutioneller Ordnungen in unserem Zeitalter begleiten. Nur auf den Sinn des Dar-

stellers käme es an, um gerade die spanische Geschichte in das belehrendste und ergreifendste Gemälde zu verwandeln, in welchem die große Wendung der europäischen Geschicke nicht minder in großen Lettern zu lesen wäre wie in der Geschichte der französischen Revolution.

Wir freuen uns sagen zu dürfen, daß der Bearbeiter der spanischen Geschichte in der Hirzel'schen Sammlung seine Aufgabe in eben diesem, daß er sie im größten und würdigsten Sinne ergriffen hat. Von diesem Gesichtspunkt aus stehen wir nicht an, dem so eben erschienenen neuesten Bande jener Sammlung (Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage, von Hermann Baumgarten, Erster Theil, Leipzig 1865) den Preis vor all' seinen Vorgängern zu ertheilen. Die ganze Darstellung ist so durchdrungen und gleichsam gesättigt von den ernsten Gedanken, die eine höhere sittliche Ansicht von den Schicksalen der Völker im Verein mit einem reinen und hellen politischen Verstande dem Betrachter eingeben muß, daß sich mit den farbenreichen Bildern unwillkürlich zugleich die schneidenden Lehren der erzählten Thatsachen einprägen. Da ist nirgends ein Bestreben, durch anekdotische Kleinmalerei die Geschichte vor Allem unterhaltsam zu machen, nirgends eine Spur von absichtsvoller Schönrednerei oder von koketter Gruppirungskunst, da ist ebenso wenig jenes Uebermaaß von meisternder Reflexionsweisheit, welches in anderen modernen Geschichtswerken die Thatsachen zu bloßen Stützpunkten zudringlicher Beurtheilung macht —: überall statt dessen ein großer Zug einfach fesselnder Erzählung, ein frei gewonnenes Ebenmaaß zwischen den Dingen und ihrer Bedeutung, ein sicherer Takt für das Wichtige und Entscheidende für das dem eignen Werth der Begebenheiten entsprechende Tempo ihrer Darstellung.

Solche Tugenden schöpft ein Historiker in erster Linie natürlich aus dem eignen Talent und Charakter, aber sie sind zugleich bedingt durch die Hingebung an und durch die Vertrautheit mit seinem Stoff. Wenige Menschen in Deutschland werden in der Lage sein, die Gründlichkeit unseres Verfassers im Einzelnen zu controliren. Auch wir gestehen unsere Unzulänglichkeit; aber wie es Portraits giebt, die auch ohne Vergleichung mit dem Original den Stempel der Aehnlichkeit an der Stirn tragen, so verbürgt, meinen wir, dieses Buch seine Gründlichkeit und Zuverlässigkeit durch sich selbst. Baumgarten war der Erste, der in seinem früher erschienenen Werke „Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution," (Berlin 1861) die Anfänge der Regierung Karl's IV. bis zum Jahre 1795 aus den Berichten des damaligen preußischen Gesandten am spanischen Hofe, Herrn v. Sandoz-Rollin, aufhellte. Mit Hülfe dieser Depeschen war ihm nun ein zuverlässiges Fundament gewonnen, auf welchem in gegenwärtigem Bande auch die Darstellung der späteren Regierungszeit jenes unseligen Monarchen unternommen werden konnte. Welche weiteren Ressourcen er dafür benutzte, giebt er überall selbst an; es sind die neuerlich von Lafuente mitgetheilten Aktenstücke über die geheimen Verhandlungen des „Friedensfürsten" mit Napoleon, die Briefe von Jovellanos, die Correspondenz Napoleon's und die spanische Gesetzsammlung. Anders lagen die Dinge für die Periode des Kampfes und der Erhebung von 1808 bis 1814. Eine unüberseh-

bare Literatur in spanischer, französischer und englischer Sprache beschäftigt sich mit dieser Periode. Allein Franzosen und Engländer ließen die politische Bewegung fast ganz außer Augen. Wie sich das von seiner Dynastie 1808 verlassene Volk in dem ungeheuren Kampfe gegen die Fremdherrschaft organisirte, wie die Provinzialjunten und wie die Centraljunta thätig war, welchen Antheil an der Erhebung reformatorische oder revolutionäre Tendenzen hatten, wie mit Einem Worte inmitten des Kampfes gegen das Ausland Spanien zugleich eine bedeutsame innere Krisis durchzumachen hatte — von dem Allen findet man bei Southey, Napier, Thiers u. s. w. so gut wie nichts. Franzosen und Engländer wie die wenigen Deutschen, welche Unbedeutendes über dieselbe Zeit geschrieben haben, berücksichtigen fast einzig die militärischen Begebenheiten. Wir danken es dem Verfasser, daß er sich nicht durch die Fülle dieses Materials zu einer detaillirten Schilderung des Kriegs verleiten ließ, sondern statt dessen bedacht war, die bisher vernachlässigten Partien, die politischen Hergänge, in ihr gebührendes Recht einzusetzen. Die Arbeit war nicht leicht und nicht ohne die umsichtigste Kritik zu vollbringen. Denn die Spanier, die Arguelles, Toreno u. s. w., auf deren Darstellung er sich für den Gang der inneren Entwickelung zunächst angewiesen sah, waren bei der Revolution selbst in hervorragender Weise betheiligt; ihre Werke konnten wohl als Quelle, aber in keiner Weise als unmittelbar zu benutzende objective Darstellungen betrachtet werden. Ein wie ausgedehntes Material nun zur Ergänzung und Berichtigung dieser Quellen von dem Verfasser herangezogen worden ist, davon legt fast jede Seite in den betreffenden Capiteln seiner Schrift Zeugniß ab. Er schöpft theils aus den großen Sammlungen der Depeschen von Wellington und Castlereagh, theils aus den Memoiren von Llorente und Jovellanos, von Dalrymple und Sir John Moore, den Denkwürdigkeiten des Marques R. Wellesley und des jungen Louis Philippe, so wie aus der Correspondenz König Joseph's. Damit nicht genug. „Um den wahren Charakter der Bewegung von 1808 bis 1814 zu erkennen," sagt er uns selbst in der Vorrede, „habe ich die höchst werthvolle Sammlung von spanischen Flugschriften, Aktenstücken und Zeitungen aus jenen Jahren, welche die Berliner Bibliothek besitzt, sodann vor Allem die Cortesverhandlungen und das jüngst erschienene Tagebuch Villanueva's über die geheimen Sitzungen der Cortes zu Rathe gezogen, in seiner Gesammtheit ein sehr umfassendes Material, in das wohl noch kaum ein Historiker einen Blick geworfen hat." Seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen. Wie freilich auch all' diese Hülfsmittel noch nicht ausreichen, um den Gang der Dinge in allen Einzelheiten aufzuhellen, deutet gleichfalls der Verfasser selbst an. Genug aber — zum ersten Male ist doch hier der preiswürdige Versuch gemacht, eine historische Schilderung der Kräfte und Umstände zu geben, welche die merkwürdige politische Umwandlung des spanischen Volkes in einer Zeit von sechs Jahren herbeiführten, der Versuch, die Genesis der Verfassung von 1812 zu schreiben, jener wunderlichen, ja abenteuerlichen Verfassung, welche dann bis in die zwanziger Jahre die Fahne des europäischen Liberalismus blieb. Fortwährend begleitet den Leser, während er sich von dem reichen Stoffe und von der Lebendigkeit der Darstellung gefesselt findet, das Gefühl, daß er an der Hand

eines Mannes geführt wird, der mit männlicher Einsicht und mit politisch geübtem Blick den Kern der Dinge und das innerste Wesen des großen Processes zu durchschauen weiß, den er Schritt für Schritt verfolgt. Mit der Einsicht in die politischen Kräfte wird aber auch ein neues Licht für das Verständniß der Kriegsbegebenheiten gewonnen. Daß Spanien in sechs Jahren nicht dazu kam, ein respectables Heer regelmäßiger Soldaten in's Feld zu stellen, während doch etwa durchschnittlich eine halbe Million Menschen den Volkskrieg führte, das hört auf uns ein Räthsel zu sein, indem wir von der Lage der spanischen Regierung und Verwaltung ein anschauliches Bild bekommen. Wir geben gern dafür die Relation der militärischen Details preis, mit denen Napier dreizehn Bände gefüllt hat und finden ebenso die Kürze zu loben, mit der sich der Verfasser beschied, die wichtigsten Actionen und den Gang im Großen hervorzuheben, wie das Geschick, mit dem er, zum Theil in ergreifender Schilderung, an einzelnen Beispielen, wie an der wiederholten Belagerung Saragossas, die wunderbare Art des Kampfes zu illustriren verstand.

Die vorliegende Arbeit greift weit hinter die Zeit zurück, welche nach dem Plan der ganzen Sammlung den Anfangspunkt der einzelnen Staatengeschichten bilden sollte; der Band schließt mit dem Jahre, von dem wir im Ganzen und Großen die „neueste Geschichte" der europäischen Staaten zu datiren gewohnt sind. Niemand wird darin eine willkürliche Abweichung von der allgemeinen Regel sehen. Wir sind vielmehr gewiß, daß das Buch selbst für jeden Leser den Beweis führen werde, wie dieses Zurückgehen auf das Jahr 1788 eine in der Natur der Sache begründete Nothwendigkeit war. Die einzelnen Staaten und Völker sind ja wohl ebensoviel eigenthümliche Individuen; ihre Stufenjahre und Entwickelungsperioden fallen nicht ohne Weiteres mit weltgeschichtlichen Epochen zusammen, die Geschichte jedes Volkes folgt eigenen Gesetzen, und zwar um so mehr, je eigenartiger sein Charakter, je abgelegener seine Bildung und Entwicklung von dem allgemeinen Weltgetriebe war. In der That, auch wenn es dem Verfasser nicht gelingen sollte, dem zweiten Bande seines Werkes, der Geschichte von 1814 bis auf unsere Tage, ein gleiches Interesse zu verleihen wie dem jetzt vorliegenden — schon durch diesen würde die neuere und neueste Geschichte Europas eine unschätzbare Bereicherung erhalten haben. Denn soviel ist gewiß: die neueste Geschichte Spaniens konnte entweder gar nicht oder sie mußte in der von Baumgarten gewählten Begrenzung gegeben werden. Es ist so, wie er sagt: „die Kenntniß der zwanzigjährigen Regierung Karl's IV. ist für denjenigen unentbehrlich, welcher die große Erschütterung verstehen will, der das alte Spanien in den denkwürdigen Jahren 1808 bis 1812 erlag." Und wiederum. Niemand wird verstehn, was seit 1814 in Spanien geschehen ist, wer nicht jene Jahre genau kennt, die den großen Wendepunkt seines Lebens bildeten. In ihnen offenbart sich wunderbar deutlich und unendlich anziehend die innerste Natur des spanischen Volkes, der spanischen Zustände, der spanischen Regierung, Verwaltung und Politik. Die Quellen, welche dem Historiker über die Jahre nach 1814 zu Gebote stehen, sind unseres Wissens um Vieles mangelhafter als die, welche für jene merkwürdigen sechs Jahre der Erhebung benutzt werden konnten. Wir irren uns vielleicht, aber fast möchten wir glauben, daß diese

spätere Geschichte nicht nur in einem tieferen Sinne unverständlich sondern auch reizlos sein würde, wenn nicht jene Vorgeschichte den Leser bereits in spanischer Art und Weise orientirt und ihn mit den Personen bekannt gemacht hätte, welche auch dort die Hauptrolle spielen. Wie es dem Verfasser gelingen wird, bei der dürftigen Beschaffenheit der Quellen gelingen wird, ein Bild von jenem verwirrenden Wechsel von Revolution und Contrerevolution zu skizziren, welcher die letzten funfzig Jahre der spanischen Geschichte erfüllt hat, müssen wir abwarten. Auf alle Fälle hat er sich den Grund und Boden dazu gesichert und auf alle Fälle auch die Erwartung erregt, daß sein Fleiß, seine Kraft und Darstellungskunst selbst dem verwickeltsten und spröbesten Stoffe gewachsen sein werde.

Moderne Essayisten. Herman Grimm hat sehr recht gethan, das fremde „Essay" in unsere Sprache einzuführen. Seit Steele's und Addison's Zeiten bis auf Macaulay hat der Begriff sich so verfeinert, daß das hausbackene „Versuch" des vorigen Jahrhunderts ihn weder ganz noch transparent genug deckt. Das Moment des Untersuchens tritt etwas in den Hintergrund; die Hauptabsicht geht auf die künstlerische Darstellung einer Anschauung, welche eine unmittelbar an den Schriftsteller herantretende Frage oder Thatsache in dessen Seele eher lebendig angeregt als zu vollem Abschluß gebracht hat. Der ächte Essay hat darum ein Anrecht darauf, subjectiv sein zu dürfen, wie er nur bedeutenderen Naturen ganz gelingen wird: er ist die ausgeführte prosaische Lyrik unsers modernen Bewußtseins und erhebt sich so über die kältere Skizze. Dann wird er uns fesseln, wenn wir mit einer tüchtigen Persönlichkeit durch diese ihre Bekenntnisse über Menschen und Dinge vertraut zu werden meinen, und in diesem fast persönlichen Verkehr zwischen Schriftsteller und Leser liegt auch der erste und nächste Reiz der „Neuen Essays über Kunst und Literatur von Herman Grimm" (Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1865). Ueberall in diesen vorzugsweise das Gebiet der Kunst betreffenden Darstellungen giebt sich uns mit lebendigster Unmittelbarkeit eine Persönlichkeit, die wir lieb haben und schätzen, selbst da wo wir vielleicht nicht ganz mit ihren Anschauungen übereinstimmen; wir empfangen den vollen Eindruck einer ganzen Bildung, welche sich selbst bei begrenzten Themen zu ihrem vollen Recht verhilft. Mit diesem Schriftsteller unterhält man sich nicht nur, man lernt nicht allein von ihm, sondern gewinnt Vertrauen. Das Vorbild und Muster eines solchen Essayisten war in dem Amerikaner Ralph Waldo Emerson gegeben, dessen Charakteristik der Verfasser daher mit Recht an die Spitze seiner Sammlung gestellt hat, und mit immerhin bisweilen sehr subjectiven Aeußerungen über seine Zuneigung zu dem, aus ganz abweichenden Bildungselementen hervorgegangenen, in einem ganz anderen Culturkreise arbeitenden Philosophen, finden wir doch diesen wunderbaren Mann hier zum ersten Mal treffend charakterisirt. Eine Ausführung des Umstandes, daß Emerson sich an Fichte's Philosophie anlehnte, würde noch weitere Aufschlüsse ergeben haben; aber das Interesse an einem ganzen Charakter, dem

wir, wenn er sein Inneres nur aufrichtig giebt, trotz absonderlicher Züge immer unser Herz zuwenden werden, der praktische Elemente und dichterische Bedürfnisse lebensvoll verbindet, wird uns in Grimm's Darstellung erklärt und begründet. Mit gleicher Gerechtigkeit geht in zwei späteren Abschnitten der Verfasser auf A. v. Humboldt und Varnhagen v. Ense ein, von welchen er den ersteren nach dem wenig umfangreichen Briefwechsel und den Gesprächen mit einem Gliede der Dräseke'schen Familie, dem jetzt in England lebenden Fr. Althaus (denn dieser ist unter dem idealisirenden Studenten von 1848 S. 111 zu verstehen), in einem fast zarten Humanismus, den andern nach seinen Tagebüchern in seinem bedürftigen Lungern nach der von ihm doch verachteten Menschenwelt darstellt: doch sind diese anziehenden Capitel halb und halb Fremdlinge in dem sonst von den höchsten und edelsten Kunstinteressen erfüllten Buche. Auch Emerson hängt mit diesen zusammen, nicht als ob seine auch diesseits des Oceans (London 1847) gedruckten Gedichte irgend hervorragender Art wären: aber in ihm liegt eine Sehnsucht nach künstlerischer Gestaltung, welche seine philosophischen, ästhetischen und psychologischen Abhandlungen bisweilen strahlend durchbricht, und doch auch wieder die Unterordnung der Ideale unter die Forderungen des praktischen Lebens, in welchem nur ein fester Charakter seine Pflicht thut. Grimm faßt die Kunst mit ernster Begeisterung nach ihren Rechten und Pflichten auf, und wir können zum Heil der gegenwärtigen Bildung nur wünschen, daß seine Klagen und Rathschläge an wirkungsreicher Stelle Gehör fänden, ja daß es ihm selbst einmal beschieden sein möchte selbständig und bestimmend auf die Schicksale des Kunstlebens zu wirken. Denn was er will, ist durchaus praktischer Art und bei allem Enthusiasmus von einer einseitigen Parteinahme weit entfernt. In einer umfangreichen Abhandlung, der zweiten der Sammlung, wird „die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate" besprochen; mit glücklichem, den Leitern aller derartigen Anstalten wohl zu wünschendem Takt das Handwerksmäßige aller Kunstübung und die Unabhängigkeit von der besonderen Kunstweise des Lehrers oder akademischen Directors ausgeglichen und ein fruchtbarer Parallelismus zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Lernen hergestellt. Denn dreierlei ist klar. Erstens hat die Kunst eine so bestimmte Technik und so eigenthümliche Handgriffe, daß Gelegenheit zur Aneignung derselben geboten sein muß; hierfür fordert der Verfasser einmal als erste Stufe eine Zeichenschule, welche mit dem übrigen die geistige Ausbildung betreffenden Unterricht etwa einem Gymnasium entsprechen und unentgeltlich benutzt werden solle; daran schließe sich als eine höhere, freiere, universitätsartige Stufe das freie Handzeichnen mit Vorlesungen. Mit Recht ist auf beiden Stufen das Zeichnen in den Vordergrund gestellt, in welchem selbst Tizian, ein Meister der Farbe, die eigentliche Grundlage der malerischen Schönheit fand. Die Kunst selbst ist nicht mittheilbar (S. 33), also auch nicht lehrbar: es genügt in den Akademien eine gründliche Vorbereitung darzubieten. Zweitens ist es immer als ein Nachtheil empfunden worden, daß auf den bisherigen Bildungsanstalten für Kunst die besondere Individualität des Directors einen zu bestimmten Einfluß nicht allein auf Technik, sondern auch auf Auffassung und künstlerische Gestaltung ausüben und die weniger widerstandsfähigen, weil noch nicht entwickel-

ten Eigenthümlichkeiten der Schüler beeinträchtigen mußte. Dem geht Grimm's Vorschlag aus dem Wege, indem er den Schüler von der Lehranstalt in dem Augenblicke emancipirt, wo die Technik erworben und die allgemeine Bildung weit genug fortgeschritten ist, sich nach eigener Wahl und mit Erfolg an einzelne Ateliers und Meister zu wenden; ein erleichterter Aufenthalt in Rom werde Technik und Anschauungen vollenden. Endlich ein Drittes. Der Verfasser legt ein großes Gewicht auf die elementare und höhere allgemeine Bildung der künftigen Künstler. Der verstorbene Guhl bemerkte als Lehrer an der Königl. Akademie der Künste in Berlin bedenkliche Lücken in dem Wissen seiner Zuhörer und sah sich genöthigt, unter Anderem einen Cursus von Geschichtsvorträgen einzurichten, damit der künftige Historienmaler einmal wisse, an welcher Stelle des großen Ganzen der ihm vielleicht sehr zufällig zugekommene Vorwurf seine Stelle habe. Die Rafael, Michel-Angelo, Lionardo da Vinci, Albrecht Dürer stehen mitten inne im Strom einer großen allgemeinen Bildung, so daß alle ihre Wirkungen durch tausend feine Fasern nicht allein mit dem intuitiven, sondern auch mit dem intellectuellen Leben der Menschheit zusammen zu hangen scheinen; aber nicht alle Zeit fällt solches Manna in das arbeitvolle und zerrissene Leben, und dann mag man sich wohl hüten zu meinen, daß Barett und Mangel an Orthographie das Genie machten. Die universelle und freie künstlerische Bildung der Künstler zu fördern ist der Verfasser auf alle Weise bedacht; in dem drittletzten, an feinen kunstgeschichtlichen Bemerkungen und nachdrücklichen Warnungen reichen Essay „der Verfall der Kunst in Italien" dringt er auf großartige Sammlungen photographischer Nachbildungen „aller vorhandenen Gemälde, begleitet jedes einzelne Blatt von Angaben über Größe, Herkunft, allgemeinen Zustand und besondere Eigenheiten des Werkes;" in dem Februarheft seiner allen Künstlern und Kunstfreunden dringend zu empfehlenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke" (Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1865) kommt er ebenfalls auf die Nothwendigkeit einer photographischen Bibliothek für das gesammte kunstgeschichtliche Material zurück. Er sieht die Gefahren, welche die Nachahmung mit sich führen kann: aber er schätzt sie mit Recht gering gegen den ungemeinen Vortheil der Belehrung.

Diese Vorschläge gehen nicht hervor aus kleinlich praktischen Erwägungen, sondern aus einer tiefen Achtung der Würde der Kunst. Nirgends redet der Verfasser deutlicher und wärmer von ihr als in den beiden Essays „Berlin und Peter von Cornelius" und „die Cartons von Peter von Cornelius" und hier wird der Leser mit uns innig empfinden, was vorhin von der individuell lebendigen Wirkung des Essay überhaupt gesagt wurde. Dieser einsame unter den Malern, in seiner persönlichen Erscheinung mehr einen Riesen im Denken darstellend, von Grimm als Biographen Michel-Angelo's ganz verstanden und empfunden, tritt hier unserem herzlichsten Interesse nahe. Wir sehen ihn, wie einen Helden, nicht beirrt durch die stumme Theilnahmlosigkeit der Menge, fast wie einen tragischen Helden, der ernst und gefaßt seine Ideale in der Ruine des Berliner Campo santo (das nicht ist und nicht sein wird) und in den, Särgen gleichenden Holzkisten auf Berliner Boden und Kammern oder sonstwo bestattet, ohne Aussicht, daß die herrlichen Cartons, diese Skelette der Gemälde,

sich jemals mit Fleisch umkleiden und durch die Incarnation der Farbe Leben finden werden! Das hebt Grimm ergreifend hervor, fein skizzirt er die wunderbaren Schönheiten dieser vereinsamten Kunstleistungen; aber es ehrt ihn, daß er vor dem jüngsten Gericht der Ludwigskirche sein Urtheil frei bewahrt, die Einmischung Luther's unter die Verdammten tadelnd und Michel-Angelo's Schöpfung in ihrer Superiorität anerkennend.

Bei einem fast ausschließlich Kunstinteressen erwägenden Werke ist es natürlich, daß es seine Hauptaufmerksamkeit Italien zuwendet. Auch die beiden ersten Hefte der genannten Kunstzeitschrift bringen vorwiegend italienische Themen, unter denen besonders die Zurückführung des dem Correggio beigelegten Antlitzes Christi im Berliner Museum auf Lionardo da Vinci sich durch glückliche Combination auszeichnet. Von den Essays greift der fünfte „Dante und die letzten Kämpfe in Italien" mit lebendigster, würdiger Bezugnahme auf die neueste Geschichte, in die arbeitvolle Epoche des Anbruchs der modernen Zeit, welche für Italien man könnte fast sagen ästhetisch verfrüht begann, zurück. Es thut wohl, dem Verfasser hier als Gegner Witte's zu begegnen. Der große Danteforscher hatte in seinem Lieblingsdichter einen Antipoden der letzten italienischen Bewegungen aufgezeigt; sehr wahrscheinlich, weil er seine persönliche Ansicht ohne eine solche litterarische Autorität in die Welt gehen zu lassen nicht den vollen Muth besaß. Man kann verschieden über das Königreich Italien denken, welches noch einige Jahrzehnte wird leben müssen, bis daß nach allen Seiten auch sein historisches Recht anerkannt werde, und bereits sind auch die von einem sogenannten conservativen Geschichtslehrer als äußerster Termin seiner Existenz gesetzten fünf Jahre verflossen; aber das ergiebt sich aus Grimm's eingehender Besprechung als sicheres Resultat, daß Dante nicht einmal für sein Zeitalter eine „gliedschaftliche Unterordnung Italiens unter das römisch-deutsche Kaiserthum" als höchstes national-politisches Problem aufgestellt haben würde, und daß, wenn von Mißverständniß und Fälschung Dante'scher Anschauungen die Rede sein soll, die Parteileidenschaft Witte weiter geführt hat als Mazzini und Tommaseo, welche in dem Dichter der Commedia eine Autorität für die italienische Einheit finden wollten. In das concrete Leben der classischen Epoche der italienischen Kunst führt der siebente, den Lesern dieser Blätter bereits bekannte Essay „Raphael's Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte," der ausgeführteste von allen; er giebt zahlreiche Beweise, wie Passavant's Darstellung stofflich und ästhetisch-kritisch könne berichtigt und bereichert werden. Wir erhalten nicht allein scharfsinnige Aufschlüsse zur Deutung der beiden großen Rafael'schen Werke, deren mächtiger gedankenvoller Inhalt so weit von dem Phantasieleben eines Künstlers und insonderheit von dem achillisch-frischen Wesen dieses nie gealterten Malers abzuliegen scheint; sondern auch als eine reine ganze menschliche Persönlichkeit tritt er uns entgegen, unter den großen Gedanken für die Disputa eines schönen Weibes nicht vergessend, welche er in vier schönen Sonetten grüßt. Kunst und Leben hängen bei den großen Genien organisch zusammen: darum dürfen biographische Einzelheiten beleuchtet werden, doch soll man sich nicht grämen, wenn sich für namenlose Persönlichkeiten keine „bürgerliche Auskunft" findet. Eigenthümliche Verhältnisse mußten in

Italien eintreten, um die Kunst aus diesem ihrem natürlichen großen Leben auf die erst unmerklich abschüssige Bahn des Verfalls zu führen. Anfänglich hat man noch die großen Vorbilder in der Nähe; nach und nach verlieren sie sich in der hohen Ferne und unten angelangt bemerkt man kaum, daß der Geist entwichen, das eigentliche Ideal abhanden gekommen sei, weil noch etwas Vorrath an Formen vorhanden ist. Diese Epoche stellt der schon erwähnte achte Essay „der Verfall der Kunst in Italien" bis auf den ausführlich behandelten Carlo Saraceni oder Carlo Veneziano († 1625 in Venedig) in der lehrreichsten Weise dar. Wir sagen lehrreich, denn der Begriff des Verfalls gehört zu den schwierigsten in der Kunst und Litteratur, ja in aller Cultur. Aller Same ist Verfall der Blüthe; aber den allgemeinen oder wir sagen lieber gemeinen Trost haben menschliche Dinge bei aller homerischen Aehnlichkeit der Blätter und der Geschlechter der sterblichen Menschen nicht, nach den großen Jahreszeitenwechseln der Geschichte in sicherer Regelmäßigkeit wieder einen reichen Frühling ihresgleichen zu erzeugen. Bei dem Menschen kommt ein anderes, seine Geschichten sind keine gesetzlichen Naturphänomene: aber wo unterscheidet sich die freie Gesetzlosigkeit von der ungesetzlichen Willkür? Wo die zufällige Ohnmacht, die fragmentarische That von dem subjectiven Eigensinn? Eine Reihe von Antworten auch für nicht künstlerische Gebiete wird der aufmerksame Leser in dem trefflichen Essay finden. Endlich das letzte Stück der Sammlung „Goethe in Italien" zeigt uns mit unmittelbarstem Interesse die Berührungen des italienischen Lebens, seines Volkes, seiner Kunst und einer großen deutschen Natur. Schön wird Goethe's Reise als Symbol eines fast natürlich eingetretenen Culturprocesses bezeichnet; man fühlt es der Wärme der Darstellung an, daß der Verfasser gleich Goethen die Segnungen solcher künstlerischen Wallfahrten empfunden haben muß.

Die erste buntere Sammlung der Essays von H. Grimm wird durch diese zweite weit übertroffen. Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen zugleich culturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Litteratur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend, und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer zu allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend. —

Zum Essay bildet die Skizze als litterarische Form ein interessantes Seitenstück. Sie bedarf im Grunde des Herzens nicht in dem Grade wie der erstere; eine flüchtige, pikante Zeichnung wird mit dem Object fertig. An der Skizze wird sich eine gewisse Souveränetät der Beobachtung wahrnehmen lassen, welche Gefahr läuft Menschen und Dinge en bagatelle zu behandeln, radical zu werden und am Negiren ihre letzte Freude zu finden. Große Städte mit reichem, wechselndem Leben verführen leicht dazu; sie sind aber auch der naturgemäße Boden für die Skizze im besten Sinne. Berlin, Paris, London, Rom — das sind daher die Namen, an welche der geistreiche Verfasser des „Torso und Corso," des „Vor und nach dem März!" anknüpft; an diesen Centralstellen modernen Lebens hat derselbe Hermann Lessing auch sein „Daheim und Draußen. Bunte Bilder" (Berlin, Verlag von J. Springer, 1865) gesammelt.

Das ist ein specifisch geistreiches Bilderbuch ohne Bilder. Ueberall sieht man das gescheidte dunkle Auge seines Verfassers durchblitzen. Börne's Witz in concentrirter und beweglichster Weise ist die Art dieses Schriftstellers: aber Börne's Herz hat er nicht oder er thut, als ob er überhaupt keines habe, damit er mit der vollkommensten Freiheit seines kritischen Geistes an seine Stoffe treten dürfe. Die Atmosphäre ist eine ganz andere als bei Herman Grimm: statt künstlerischer Ideale flattern die kühnen Witze über die social-politische Cultur umher, aber in der Anerkennung Berlins, aus welchem Lessing die Hauptmasse seiner Skizzen bringt, stimmen doch beide überein, wenn auch von verschiedenen Standpunkten: der künstlerische Essayist, weil man dort mitten im lebendigsten Leben incognito leben (d. h. seine Individualität retten) könne, der prosaischere Satiriker, weil in der Berliner Sandwüste keine Kameele seien. In den rascher hingeworfenen Skizzen überwiegen Momente des geselligen und politischen Lebens, wie sie der unserm Verfasser im Allgemeinen verwandte, aber doch etwas realistisch-schwerfälligere Herausgeber der Montagszeitung zu bringen liebt, und sie werden unbefangen und unparteiisch genug behandelt, so daß „das häusliche Leben der Deputirten" und „der Jockey-Club," „der Schmerzensschrei der kleinen Herren" und „der Völkercongreß," „Eisen und Baumwolle" zu ihrem Rechte kommen; das scheinbar in sich Widerspruchsvolle wird sorgsam analysirt: „Ein politisches Ballet," „Eine tugendhafte Näherin," „Industrie, Poesie und Moabit," „Die unnatürlichen Grenzen," „Kurhessische Kunst und Polizei;" hier und da springen die Ideen der Gegenwart wohl auch mit sittlicher Gewalt hervor, in „Il y a des juges à Berlin!" und in „Die Wahrheit auf dem Katheder," aber nicht so stark und anhaltend, damit der Leser nicht gedrückt werde, der sich eben durch den Witz von einer beängstigenden Zeit befreien lassen will. Die speculativen Denker müssen es daher dem Verfasser nachsehen, wenn er principiell eben nur Beiträge „zur Philosophie der Feiertage" und „zur Philosophie der Zweckessen" bringt, im Uebrigen aber das Sein und Werden und das Ding an sich auf sich beruhn läßt.

Der Fremde gehört kaum ein Fünftel der Skizzen; „das Kaiserliche Paris und seine Götter" zeigen das scheinbar freie Volk der privilegirten politischen Initiative (auch der Staatsstreich ist eine Art Initiative, hoffentlich keine fruchtbare und sich leicht akklimatisirende) als den größten Liebhaber des Reglements; in den „Englischen Charakterstudien" sehen wir mit Vergnügen den Verfasser die sittliche Kraft schildern, welche in einem freien Volke das Interesse am Staat natürlich erzeugt; „loyale Poeten" sind ein heiteres Bild, wenn sie in wallisischer Unbefangenheit und naivem Kunsthandwerk wie hier, und nicht etwa pensionssüchtig erscheinen. — Wäre es möglich, die vielen einzelnen leuchtenden Strahlen dieses Witzes zu einer Lichtmasse zu vereinen: wir könnten leicht diesem Lessing ein großes socialistisches Werk voll wärmender Kraft verdanken, Bilder europäischer Gegenwart zu „Bildern deutscher Vergangenheit!"

Mit Rücksicht auf die bevorstehende Jubelfeier der großen Junitage von 1815 machen wir unsere Leser auf eine Darstellung aufmerksam, welche so eben bei S. Hirzel in Leipzig erscheint. Der Titel ist: „**Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris, von Julius Königer, Hauptmann im Gr. Hess. 3. Infanterieregiment.**" Die Schrift, etwa 30 Bogen stark, umfaßt die folgenden drei Bücher: „Der Wiener Congreß und die Wiederaufrichtung des französischen Kaiserreichs; der Feldzug von Belle-Alliance; der zweite Pariser Friede." Die Arbeit beruht zum Theil auf Akten im Archiv des Generalstabs in Berlin, deren Einsicht dem Verfasser gestattet war. Während die neueren Quellenwerke über diesen wichtigen Zeitabschnitt meist besondere Zwecke verfolgen, während z. B. bei Pertz sich der reiche Stoff um das Leben Stein's gruppirt, während Bernhardi sich die kritische Aufklärung der entscheidenden politischen und militärischen Momente zum Ziele gesetzt und erreicht hat, will die vorliegende Darstellung ein übersichtliches, nach allen Seiten gleichmäßig ausgeführtes Bild der großen Thaten geben, in welchen die Befreiung Deutschlands ihren Abschluß fand, und der ersten Versuche für die Neubegründung unseres staatlichen Daseins, welche daraus hervorgingen. Der Verfasser hat sich durch seine im vorigen Jahr erschienene „Völkerschlacht bei Leipzig" die Anerkennung erworben, daß er für solche Stoffe befähigt ist.

Die Bedeutung der Feier, welche die Rheinlande im verflossenen Monat begingen, ist nirgend schöner dargestellt worden als in der **Festrede**, welche **Heinrich von Sybel** in der Aula der Bonner Universität hielt. Sybel hat drei Jahre hindurch zu den Führern unserer parlamentarischen Opposition gehört, er hat schneidiger, leidenschaftlicher als irgend ein Anderer den Kampf gegen das reactionäre Regime geführt. Und doch feiert er im wärmsten Dankgefühl den Tag der Vereinigung des Rheinlandes mit Preußen, und doch erklärt er: „wie dieses Preußen einmal ist, mit seinen Schroffheiten und Schwächen, mit seiner Tüchtigkeit und Kraft, mit seiner großen Geschichte und seiner gewaltigen Zukunft, — wir gehören zu ihm, wir **wollen** zu ihm gehören und zu keinem andern." Das macht: die Kämpfer in den Reihen der Opposition sind sich nicht gleich. Die Einen treibt eine reine Vaterlandsliebe, ein ernster historischer Sinn, sie streiten um das Ideal, das sie aus den geschichtlichen Lebenszügen des Staats herausgelesen haben. Die Anderen sind die Philistermasse, deren Gedanken nicht weiter reichen, als auf Hinwegschaffung der Staatslasten, Verminderung der Steuern, Verminderung der militärischen Pflichten und Machtmittel, Herbeiführung eines, von den Ordnungen und Anforderungen des Ganzen möglichst ungestörten sinnlichen Behagens, nach dem Wahlspruch: ubi bene, ibi patria. Dem großen Historiker erscheint es als „ein Ausdruck niedriger Gesinnung," wenn die rheinische Hochschule an jenem festlichen Tage „in stumpfem Schweigen verharren wollte." Dem Gemeinderath der ersten Stadt am Rhein erschien es als eine Pflicht der Opposition, in solchem stumpfen Schweigen zu verharren.

Doch vergessen wir dies traurige Symptom der Philisterstimmung; es ist das genaue Gegenbild des Junkergeistes, der aus den Freudenfesten am Rhein die servile Fügsamkeit der Bevölkerung beweisen möchte. Beide, die Feudalen und die vulgären Liberalen, vermögen den Staat von den wechselnden Ministerien nicht zu trennen. Für die Sympathien beider existirt dieser, in der Arbeit von Jahrhunderten erwachsene, eine Fülle des Segens über uns Alle ausströmende Organismus nicht mehr, wenn ihre Freunde nicht in den Ministerhotels sitzen. Wir vielgescholtenen Leute der Mitte denken darin anders. Wir haben ein treueres Gedächtniß für die Thaten unserer Väter, einen festeren Glauben an die Verheißunder Zukunft. Wir haben ein Vaterland das wir leidenschaftlich lieben auch unter dem politischen Druck; für dessen Macht und Freiheit wir geduldig kämpfen auch unter Widerwärtigkeit und Hemmniß. Wir werden nicht beirrt durch Rückgang und Niederlage, denn wir erkennen in der hin- und herwogenden Bewegung doch den Fortgang im Großen und wir wissen, daß wir genau die Freiheit besitzen welche wir die Kraft und Reife hatten zu erwerben. Mit innigster Verachtung oder mit dem Mitleid welches man dem Menschen zollt, dessen Herz zu klein und gemein für die heiligsten Gegenstände der Liebe ist, blicken wir auf die Landsleute die — aus welchem Grund auch immer — je vergessen können, daß es ihre höchste Ehre ist diesem jugendkräftigen Staat anzugehören.

In solcher Gesinnung haben wir mit herzlicher Freude die Darstellung gelesen, in welcher Heinrich von Sybel das Schicksal der Rheinlande vor und nach der preußischen Herrschaft schildert. Sie waren arm an Leib und Seele, zersplittert und verkommen. Ihr schöner Strom war todt. In der Winzigkeit der Verhältnisse, in dem kleinlichen Zopf- und Kastenwesen waren Verkehr und Handel, waren Freiheitssinn und Rechtssinn, war die Gemeinschaft mit den materiellen und den geistigen Gütern der Nation, Wohlhabenheit und Bildung verloren gegangen. Ein Volk von kümmerlichen Kleinstädtern und vagabondirenden Bettlern waren die Einwohner des gesegneten Landes unter ihrer geistlichen und weltlichen Vielherrschaft geworden; ein Spielball in der Hand ihrer von Frankreich bestochenen Kleinfürsten, ohne Staat und ohne die veredelnden, den Egoismus zähmenden Empfindungen, welche nur der Staat dem Einzelnen einflößen kann. So war es bis 1794. Da drang der Strom der französischen Revolution zu ihnen hinüber, und zerriß die letzten Fäden des Zusammenhangs mit dem Vaterland. Der Imperator schmiedete sie an seinen Siegeswagen, er schlachtete ihre Söhne hin für seinen Ruhm wie die Franzosen, die Polen, die Italiener. Kein Hauch deutschen Lebens durfte unter dem Napoleonischen Polizeidruck sich regen, — bis endlich in dem preußischen Osten sich die gewaltige Volkskraft erhob, und nach einem Schlachtenringen ohne Gleichen die Blücherschen Regimenter in der Neujahrsnacht von 1814 den deutschen Strom überschritten. Möchte das Rheinland in der Pracht und Fülle seiner Natur, in dem unvergleichlichen Wachsthum seiner Städte, seiner Industrie niemals vergessen, daß die braven Krieger aus der sandigen Mark, aus dem verödeten Pommern und Preußen es waren, die seine Ketten lösten, die ihm die Vorbedingung jedes Wohlstands und jedes menschenwürdigen Daseins — eine staatliche Existenz zum Geschenk brachten. Vieles hat der Westen uns seitdem wieder vergolten;

er gab uns tüchtige Männer in Staat und in der Industrie, reiche Antriebe zum politischen Fortschritt, er war ein Sporn und Hebel für unsere Entwicklung. Ein talentvolles, bewegliches, glückliches Volk sind unsere Brüder am Rhein, aber nur wenige Verblendete unter ihnen können wähnen, daß ohne den Zusammenhang mit einem großen volkswirthschaftlichen und geistigen Gemeinwesen, durch eigene Kraft und eigenen Fleiß die Städte Cöln oder Düsseldorf, Coblenz oder Aachen je geworden wären, was sie heute sind. Wir sind durch das Ganze gewachsen und dem Ganzen schulden wir den Dank für Alles, was wir haben. Möchte diese Liebe zu dem Ganzen uns Alle vereinigen, möchte die alte häßliche Sünde der staatlosen Deutschen, die Gehässigkeit und die Anmaßung des einen Stammes gegenüber dem anderen, wenigstens zwischen den Provinzen unseres Staates verschwinden. Zu solcher Humanisirung unserer Natur dient nichts mehr, als ein Rückblick in die Geschichte, ein Rückblick, wie er in der Sybelschen Schrift vollzogen wird. Wir erinnern uns wieder, was wir waren, ehe der Genius der deutschen Nation den norddeutschen Staat schuf, und wir prägen uns tiefer die Pflichten ein, die wir gegen diesen Staat zu erfüllen haben.

Verantwortlicher Redacteur: A. Flögel.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.